BSB Bayerische StaatsBibliothek
MDZ Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Gelehrte Anzeigen

Bd.: 3. 1836

München 1836
4 Bavar. 125 h-3
urn:nbn:de:bvb:12-bsb10331508-2

10331508

10331508

4° Bavar. 125 h (3





10331508

<36607817880014

<36607817880014

Bayer. Staatsbibliothek

10331508

10331508

# Gelehrte Anzeigen.

Herausgegeben

von Mitgliedern der k. bayer. Akademie der Wissenschaften.

---

Dritter Band.

3
1536

München,
im k. Central-Schulbücher-Verlage.

646

10331508

BAYERISCHE
STAATS-
BIBLIOTHEK
MUENCHEN

# Gelehrte Anzeigen.

July bis December.

1836.

München.

Im k. Central-Schulbücher-Verlage.

10331508

BAYERISCHE
STAATS-
BIBLIOTHEK
MUENCHEN

10331808

BAYERISCHE STAATS-BIBLIOTHEK MUENCHEN


# Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 1. July.

Nro. 131. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1836.


**Die Philosophie des Aristoteles in ihrem innern Zusammenhang, mit besonderer Berücksichtigung des philosophischen Sprachgebrauches, aus dessen Schriften entwickelt von Franz Biese. Erster Band 1835. 8.**

---

Erster Artikel.

Unläugbar verdient die Philosophie des Aristoteles von vielen andern voraus, eine ausführliche und vollständige Darstellung im Zusammenhang aller ihrer Theile, ihrer Principien, Grundsätze und Methoden; und wenn irgend einmal die beliebte Phrase Bedeutung hat, so gilt sie hier, daß es nämlich unserer Litteratur bisher an einem Werke der Art gefehlt habe, daß mit demselben einem Bedürfnisse der Zeit entgegengekommen werde, indem durch die Hegelsche Philosophie mehr als je und vorzugsweise auf Aristoteles die Aufmerksamkeit der Philologen und Philosophen gelenkt worden ist. So lange die peripatetische Philosophie in den theologischen Schulen und auf den Universitäten geherrscht hat, sind zwar in allen Landen des römischgermanischen Europa viele und zum Theil sehr gute Werke über dieses Lehrgebäude, nach mancherley Zwecken, Bedürfnissen und Rücksichten gearbeitet, und in mancherley Formen und Umfang erschienen; allein keines derselben genüget jetzo noch: theils weil die Philosophie einen anderen und höheren Standpunct auch für die Auffassung der älteren Systeme errungen hat, theils weil auch die philologische Auslegung selbstständig und von der Autorität der späten neuplatonischen Commentatoren unabhängig geworden ist; endlich aus mehreren andern Gründen, die jedermann leicht einsiehet, z. B. daß alle jene älteren Schriften in lateinischer Sprache abgefaßt sind. Seit der Mitte des 17. Jahrhunderts aber, seit dem Beginn der neueren Philosophie ist an die Bearbeitung des Aristotelischen Systemes in seinem ganzen Umfang nicht viel weiter gedacht worden, als so weit es in den Schriften über die Geschichte dieser Wissenschaft mehr nur angeführt, als ausgeführt werden mußte. Herr Biese verdient daher den Dank sowohl der Philologen, als der Philosophen, daß er sich an das verdienstliche Unternehmen gemacht hat, einen ausführlichen, zusammenhängenden und zeitgemäßen Abriß des Aristotelischen Systems, aus dessen Schriften, und ungeirret durch die zahlreichen Commentatoren der späteren Jahrhunderte zu geben. Er verdient lautes Lob und freudige rühmliche Anerkennung für das, was er hier schon geleistet hat, und noch im zweyten Band leisten wird, zu dessen baldiger Vollendung Rec. dem Verf. die erforderliche Zeit und Kraft von ganzem Herzen wünscht, damit das Werk fertig und vollendet dastehe und das Verdienst des Herrn Verf. in vollem Lichte erscheine.

„Der 2. Bd. bildet den dritten Abschnitt, die Vermittelung des Besonderen durch das Allgemeine; er wird die besonderen Wissenschaften enthalten, und zwar im ersten Kapitel die theoretischen, nämlich die Naturwissenschaft und die Mathematik; im zweyten Kapitel die praktischen Wissenschaften, in welchem die Handlung betrachtet wird, in sofern sie ihr Ziel entweder in sich selbst, oder außer sich in einem bestimmten Werke hat, weßhalb hier die Ethik, die Politik und die Aesthetik des Aristoteles behandelt werden müssen. Dieser Band soll mit den nöthigen Registern versehen, das Ganze beschließen.“

Vorwort (S. L. fg.) Recenſent ſieht demſelben mit Ungeduld entgegen. —

Dieſer erſte Band beginnt mit einem Vorwort auf LX. S.; hier ſagt S. VI — VII. Herr Bieſe:

„Da nun der Verfaſſer es ſich zur Aufgabe geſtellt hat, die Philoſophie des Ariſtoteles in ihrem ſpeculativen Gedankenreichthum aus deſſen Schriften allſeitig und in ſich zuſammenhängend zu entwickeln, ſo hält er es zur Verſtändigung über das Weſen der ſpeculativen Philoſophie überhaupt für wichtig, hier den Entwicklungsgang der neueren Philoſophie näher zu bezeichnen.“

Dieß geſchieht ſofort ſo, daß er den Fortſchritt von Kant und Jacobi zu Fichte, von dieſem zu Schelling S. VII — XVI betrachtet, und dann von da bis S. XXXI. die Hauptpuncte der Hegel'ſchen Logik berührt, als deren Anhänger er ſich zu erkennen giebt, und zu welcher Ariſtoteles mehr als irgend ein griechiſcher Philoſoph tendirt habe. Hierauf wird das Schickſal der Ariſtoteliſchen Philoſophie bey Griechen, Römern, Arabern, und Europäern im Mittelalter flüchtig angedeutet, und auf einige Urſachen hingewieſen, warum ſeit Baco von Verulam und Descartes in der neueren Zeit Ariſtoteles ſo wenig beachtet ward und beynahe ganz vergeſſen blieb, bis auf Hegel.

„Dieſem größten Denker unſeres Jahrhunderts, welcher die Bahn gebrochen hat, um die geſammte Welt des Geiſtes in allen ihren Kreiſen und Geſtalten durch den Gedanken zu erobern, gebührt der Ruhm, auf den größten Denker unter den griechiſchen Philoſophen die Aufmerkſamkeit von Neuem gelenkt zu haben.“ S. XLV. u. ſ. w.

Neben ihm wirkten andrerſeits Bekker und und Brandis, ferner Schneider, Trendelenburg, Göttling, Jul. L. Ideler, Michelet, Weiße u. m. a. Zum Schluß wird (S. LII — LX.) gegen H. Gruppe und ſeine Anſichten von der Philoſophie als Wiſſenſchaft und deren Geſchichte polemiſirt. Nun wendet ſich Hr. Bieſe zur Abhandlung der Philoſophie des Ariſtoteles; ſie wird (S. 1 — 44) eröffnet mit einer Einleitung



über den Entwickelungsgang der griechiſchen Philoſophie von Thales bis auf Ariſtoteles; darauf folgt der erſte Abſchnitt, welcher in 4 Kapiteln (bis S. 319) die Logik abhandelt, wie ſie von Ariſtoteles in den Kategorien, in der Abhandlung vom Satze (περὶ ἑρμηνείας) und in den vier Büchern der beyden Analytiken weitläufig ausgeführt iſt. — Die Bücher der Topik, der ars inveniendi (Cic. Top. 2) ſind hier übergangen, weil ſie nicht ſowohl der Wiſſenſchaft als der Dialektik und Rhetorik dienen; jedoch ſind ſie ſchon hie und da in der Logik beygezogen und angeführt worden. Mit ungemeiner Leichtigkeit und ſchlanker Gewendigkeit winden ſich alle logiſchen Lehren vom Anfang bis zum Ende raſch und frey ab, ſo daß nirgendwo ein Anſtoß, Spalt, oder klaffende, holperige Stelle beſonders auffällt. Und auf gleiche leichte und friſche Weiſe werden dann im 2ten Abſchnitt (S. 320 — 661) nach dem erſten einleitenden Kapitel (über Vermittelung der niederen und höheren Erkenntniß) im 2ten Kap. (S. 358 — 611) Gegenſtand und Zweck, Inhalt und innerer Zuſammenhang der Metaphyſik in genügender Ausführlichkeit und ſo entwickelt, daß alle die 14 Bücher der Ariſtoteliſchen Metaphyſik mit Ausnahme des 2ten (des ἀ ἔλαττον, welches Hr. Bieſe, wie ſchon früher, für nicht hieher paſſend anſieht,) im bündigſten Zuſammenhang ſich aneinander anſchließen, gewiß zur Ueberraſchung manches Leſers, der ſich erinnert, wie viel und mancherley von den alten Zeiten der Erklärer des Ariſtoteles in Athen und Alexandrien bis zu Fülleborn, Tiße u. a. herab über deren Zuſammengehörigkeit und Abfolge gezweifelt, geſtritten und hin und her vermuthet worden iſt. — Das dritte Kapitel handelt zuerſt von der Dialektik (im Sinne des Ariſtoteles) im Verhältniſſe zur Wiſſenſchaft, von S. 612 — 631. Hier nun wird der Ariſtoteliſchen Topik Inhalt überaus kurz angezeigt; (meines Erachtens iſt die Topik überhaupt nicht nach ihrem Werthe anerkannt). Hierauf über Identität, Ge-

genſatz und Widerſpruch. Endlich von der Vermittelung des Gegenſatzes und Widerſpruches. So weit nun reicht der erſte Band. Aus den Stellen, die vorhin dem Vorwort entnommen worden ſind, kennen die Leſer bereits wohl den Standpunct, von welchem aus Hr. Bieſe die Ariſtoteliſchen Lehren hier entwickelt hat; es iſt der Standpunct der Hegel'ſchen Philoſophie. Indeſſen würde man ſehr Unrecht thun, das vorliegende Werk nur für eine ſpecielle Ausführung desjenigen anſehen zu wollen, was Hegel in den Vorleſungen über Geſchichte der Philoſophie, (Werke Bd. 14. S. 298 — 418) über Ariſtoteles geſagt hat. Zwar ſind alle Lehrmeynungen (Gedanken und Speculationen) des Stagiriten nach den Anſichten des vielbelobten Meiſters aufgefaßt und durchgeführt; zugleich aber waltet durch die ganze Auseinanderſetzung und Entfaltung des Syſtems eine ſolche ſelbſtſtändige Geſtaltung, es herrſchet eine ſolche friſche Lebendigkeit der Darſtellung und des Gedankenganges; es rollt alles ſo ungehemmt und ohne Anſtoß zum Ziel und ergießt ſich in die wohlbemeſſene Form, daß der Leſer immer mit Intereſſe, ja ſteigender Theilnahme folget, und von dem raſchen Fluße ſich gerne mit fortführen läſſet, ſo überraſcht, ja verwundert er auch über manches ſeyn mag, was hier Ariſtoteles in ſchönem Einklang mit der neueſten Philoſophie ſagt und lehrt. Woher dieſes kommt, das ſagt ihm der Verf. ſelbſt (S. LI. fg. des Vorwortes):

„Die Methode, welche bey der Entwickelung befolgt iſt, beſteht hauptſächlich darin, daß der Inhalt ſo viel als möglich aus ſich ſelbſt und durch ſich ſelbſt Klarheit und Deutlichkeit gewinne; daher ausgeſchloſſen ſind alle ſubjectiven Reflexionen, zu welchen auch theilweiſe die Polemik gehört, indem hiedurch der ruhige Gang der Darſtellung nur gehindert und die Ueberſicht des Ganzen erſchwert wird. Das Hauptbeſtreben war, die möglichſte Objectivität für die Entwickelung zu gewinnen, damit dieſe in Einem Geiſt und Fluß vor ſich gehe, und der Leſer einen lebendigen Eindruck empfange, ſo von der Schärfe als auch von der Tiefe der Ariſtoteliſchen Speculation. Dieſe Objectivität wird freylich öfter geſtört durch Verwandlung der griechiſchen Terminologie in unſere philoſophiſche Sprache, welche in ihren Ausdrücken oft eine größere Tiefe enthält, als wie ſie in der Entwickelung der ariſtoteliſchen Philoſophie ſchon enthalten ſeyn konnte. Es war daher nothwendig, in dieſer Beziehung dem philoſophiſchen Sprachgebrauch ſo wenig als möglich Gewalt anzuthun, und es wird leicht ſeyn, jedes etwanige Mißverſtändniß zu vermeiden, wenn man, von der tieferen Bedeutung unſrer philoſophiſchen Sprache abſtrahirend, unbefangen der Entwickelung der Ariſtoteliſchen Gedanken in ihrem Zuſammenhange ſich hingiebt.“



Nach dieſen eigenen Worten des Verf. wird mancher wünſchen, derſelbe möchte ſelbſt unbefangener ſeine Aufgabe übernommen haben; — indeſſen iſt ja jeder Leſer durch die offene Erklärung und Warnung aufmerkſam gemacht, auf ſeiner Hut zu ſeyn, und wo ihm etwas gar zu neudeutſch vorkommt, ſeinen Ariſtoteles nachzuſehen, und zu vergleichen; oder abzuziehen, ſoviel er für räthlich hält.

(Fortſetzung folgt.)

---

## An historical and descriptive account of Persia by J. B. Frazer esq. Edinburgh 1834. 8. 472 S. mit einer Landkarte und 13 Kupferſtichen.

Dem Verfaſſer dieſes Buches, von welchem eine deutſche Ueberſetzung erſcheinen wird, iſt von einem engliſchen Beurtheiler vorgeworfen worden, er habe zuſammengedrängt wie ein gewiſſer Irländer, welcher ſich gerühmt habe, fünf Scheffel in einen Vierſcheffelſack bringen zu können. Dieſer Tadel iſt ſehr unbillig. Eher könnte man ſagen, es wäre für mehr Kern Raum geweſen, wenn die Spreu ſorgfältig wäre ausgeſchieden worden. Doch, wie wenig ſind der Bücher, von denen ſich nicht eben das ſagen läßt! Man wird hier von Hauptſachen aus der Geſchichte und der Geographie Perſiens nichts vermiſſen. In erſterer folgt der Verf. mit Recht am meiſten ſeinem berühmten Landsmanne Malcolm; in letzterer iſt viel aus eigener Anſicht, da der Verf. Perſien ſelbſt durchreiſt hat. Ref. will von den Zügen, mit welchen das tiefe Elend des großen Landes geſchildert wird, nur folgenden ausheben. S. 312. Ein Bekannter des Verfs. hörte, während ſeines Aufent-

haltes in einer persischen Stadt, täglich ein Getöse von Schlägen und Wehklagen aus seiner Nachbarschaft. Er forschte nach und fand in einer Person den, welcher die Schläge befahl, erhielt, und bejammerte. Es war ein wohlhabender Kaufmann, der sich gegen die Mißhandlungen abhärtete, auf die er von Seiten des auf ihn aufmerksam gewordenen Statthalters gefaßt seyn mußte, wenn er ihm nicht einen Theil seines Vermögens abtreten wollte, wozu er nicht geneigt war. Bereits hatte er es dahin gebracht, daß er tausend Streiche ertragen konnte, und da er zudem sich ohnmächtig zu stellen verstand, so glaubte er nun die Sicherheit, um die es ihm zu thun war, erlangt zu haben. — Ueber einen solchen Zustand der bürgerlichen Gesellschaft in dem Vaterlande Sadi's und Ferdusi's darf man sich bey dem religiösen Zustande, wie ihn der Verf. beschreibt, nicht wundern. S. 320. Bey den Persern, wie bey den Mahomedanern überhaupt, hat die Religion fast alles, was ursprünglich daran gut gewesen seyn mag, verloren; es ist durch Schwärmerey, Heucheley und Habsucht ein verächtlicher Aberglaube daraus geworden, der das Volk nur dumm und niederträchtig macht. S. 322. Die Zunahme des Unglaubens ist die Hauptursache des Verfalls der Religion. S. 354. Der Verf. lernte zu Musched einen sehr geachteten Oberpriester, (deren in ganz Persien höchstens vier sind), kennen; der war so wenig der rechtglaubige Mann, wofür man ihn hielt, daß er sich in vertraulichem Gespräche zu entschiedener Freygeisterey bekannte und den Glauben, dessen Diener er war, verspottete.

## Wanderings and adventures in the interior of Southern Africa. By Andrew Steedman. London 1834. 2 Bde. mit Zeichnungen. 330 und 358 S. 8.

Südafrika ist ein Land, das in mehrfacher Beziehung unsere Aufmerksamkeit erregt. Es ist erstlich der Sitz einer europäischen Kolonie, die, unter einem gesunden Himmelsstrich gelegen, der Konstitution des Europäers vollkommen angemessen, und zugleich an mancherley einheimischen und eingeführten Naturprodukten reich ist, so daß ihre Bevölkerung und inneren Hülfsquellen mit jedem Jahre sich vermehren. Ferner ist sie in dem Weltverkehr ein Mittelpunkt, der Europa und Asien verbindet, und die Kapstadt ist gewissermassen als das große Gasthaus anzusehen, in dem die, von einem der genannten Welttheile zum andern Reisenden eine erquickende Ausruhe und die Seekranken eine schnelle Erholung finden. Auch als Marinestation in Kriegszeiten ist die Kolonie von großer Wichtigkeit, und auf ihren Besitz wird daher von der englischen Regierung ein bedeutender Werth gelegt. Es giebt aber endlich noch einen andern Gesichtspunkt,



der das Auge nach jenem fernen Lande zieht, wir meinen hiemit nämlich das große merkwürdige Werk der geistigen Wiedergeburt, welches dort das Christenthum seit dem Ablauf des vorigen Jahrhunderts unter den barbarischen Völkern, die im Schooße der Kolonie oder längs ihrer Gränzen umher wohnen, begonnen hat, um durch seine Segnungen sie zu civilisiren.

Bey dieser mehrfachen Wichtigkeit des Südlandes von Afrika kann es daher nicht fehlen, daß Reisebeschreibungen, welche diesen Landstrich behandeln, einen willkommenen Eingang bey uns finden, und seit Sparrmann, um nicht auf ältere Zeiten zurückzugehen, und Levaillant, der Dichtung und Wahrheit auf eine zwar anziehende aber doch keineswegs zu entschuldigende Weise zu verbinden wußte, sind in kurzen Fristen aufeinander die ausgezeichneten Werke von Barrow, Lichtenstein, Campbell, Latrobe, Burchell, Thompson, Philip u. A. gefolgt. Nimmt man hiezu noch die vielen Missionsberichte, welchen wir die genaueste Kenntniß der wilden Nachbarvölker um die Kapkolonien verdanken, so ergiebt sich daraus, daß ein Reisender, der gegenwärtig seine Wanderungen nicht über jene Gränzlinie ausdehnt, welche die südafrikanischen Missionstationen an der Ostküste des Kaffernlandes mit denen an der Westküste unter den Namaquen verbindet, nicht leicht neue überraschende Aufschlüsse, wenigstens nicht in Beziehung auf Völkerkunde, liefern kann. Einem solchen ist die Aufgabe gesteckt, den gegenwärtigen Bestand so genau und umsichtig als möglich zu schildern, und bei der raschen Entwicklung der materiellen und intellektuellen Verhältnisse dieser Länder bietet sich ihm noch immer Vieles dar, was als neu und wichtig des Lesers Aufmerksamkeit erregen wird. Ist der Reisende zugleich unterrichteter Naturforscher, so hat er ohnedieß noch einen weiten Spielraum zur Erweiterung unserer Kenntnisse in der Naturgeschichte Süd-Afrikas vor sich, und kann dadurch seinem Berichte ein besonderes Interesse verleihen.

Steedman's Reisen in Südafrika gehören zu denjenigen, welche sich nicht über jene Linie, die wir vorhin bezeichneten, hinaus erstreckt haben. Es mangelt ihnen daher allerdings der eigenthümliche Reiz, welchen eine Entdeckungsreise gewährt; dafür aber geben sie einen nicht unwichtigen Beitrag zur Kenntniß des neuesten Zustandes dieser Länder ab, wie ihn der Verf. durch einen zehnjährigen, vorzüglich (wie er in der Vorrede selbst sagt) der Unterhaltung und Belehrung bestimmten Aufenthalt am Kap, aus eigener Anschauung und Prüfung, wie aus glaubwürdigen Mittheilungen Anderer, kennen gelernt hat.

(Fortsetzung folgt.)

# Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 2. July.

Nro. 132. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1836.


## Die Philosophie des Aristoteles in ihrem innern Zusammenhang, ꝛc.

(Fortsetzung.)

So viele und glänzende Vortheile diese Methode zumal für die Zeitverhältnisse auch immer gewährt, so stehen ihr doch andrerseits manche bedeutende und gewiß auch von dem scharfsinnigen Verf. wohlerkannte und nicht übersehene, obgleich von ihm hier nicht berührte Nachtheile und Uebelstände zur Seite. Jedermann sieht zum Voraus, daß dieser Manier mit einem alten Philosophen zu verfahren, vom historischen oder kritischen Standpuncte aus, sowohl in der Weise der Speculation, als der Reflexion vieles entgegen zu halten sey; daß demnach vielleicht nicht Eine Seite in diesem Buche gefunden werden möchte, wo nicht bald der *Philolog*, bald der Philosoph einer andern Schule Einreden vorbringen könnte, bald gegen Hrn. Biese, bald gegen Aristoteles selbst, namentlich bey des letztern häufigen Seitenblicken und Bezugnahmen, auf Platonische Lehren. Rec. will jedoch im Folgenden nur einiges anführen, wo ihm trotz dem Talent und der Kunst des Herrn Biese, trotz der Klarheit und der Geschlankheit des speculativen Fortschrittes, etwas minder klar und glatt geschienen hat; er wird daher hauptsächlich nur subjective Reflexionen vorbringen, die Hr. Biese mit Recht ausgeschlossen hat nach seiner Absicht; Polemik aber wird er üben nur zu Gunsten Plato's, weil diesem ewigen Propheten der höhern Wahrheit über der Bewunderung des gleichsam wieder aufgefundenen Meisters alles menschlichen Wissens hie und da zu nahe getreten wird, wie mir dünket.

Um eher zum Ende zu kommen, fange ich nahe beym Ende und von hintenher bey der Theologie an, die Aristoteles im 12ten Buche der Metaphysik (B. *Λ*) vorträgt. Er zeigt da c. 6. fg. (Biese S. 543 flg.) daß weil Zeit und Bewegung stätig und ewig sind, es auch ein unbewegliches Wesen (*ἀκίνητος οὐσία*) geben müsse, welches als *ἐνεργείᾳ ὄν*, als vollkommen oder vollendschaftlich anzunehmen sey, weil alles *δυνάμει ὄν*, alles Anlaghafte, dergleichen die gesammte Natur ist, ein Vollendhaftes voraussetze und fordere, durch welches die Anlage, die *δύναμις* zur Vollendung gereizt werde ꝛc. Dieses absolute *ἐνεργείᾳ ὄν* ist ohne Materie, ohne Ausdehnung, ohne alle bloße Vermögenheit oder *δύναμις*, es ist lauter In-sich-thätigkeit, Geist und Gedanke seiner selbst, höchst selig u. s. w. Hier wird Plato von Aristoteles zurecht gewiesen (bey H. Briefe S. 545):

„Daher haben einige Philosophen wie Leucippus und Plato eine ewige Thätigkeit angenommen, indem sie sagen, die Bewegung sey immer, ohne aber die Ursache dieser ewigen Bewegung nachzuweisen und das Wesen derselben näher zu bestimmen, was doch nothwendig ist. — — — — Wenn auch Plato das sich selbst Bewegende für Princip hält, so kann er doch diese Ansicht nicht durchführen, denn die Weltseele als das sich selbst Bewegende ist nach ihm das Spätere, in so fern sie mit der Welt entstanden ist."

(*ὕστερον γὰρ καὶ ἅμα τῷ οὐρανῷ ἡ ψυχὴ ὥς φησί* Mtph. *Λ* 6 p. 247. Brandis.) — Wenn aber selbst nach Arist. das Früher und Später zuvörderst auf die Zeit bezogen wird, die Zeit aber erst in und mit der Welt entstanden ist, (Tim. p. 37 extr.), so kann sie nicht wohl das Spätere in

dieſem Sinne genannt werden. In anderem Sinne aber das Spätere genommen, nämlich als abſolut Erſtes und Princip (Arist. Mtph. Δ 11. Categ. c. 9. p. 53 flg. Sylb.), ſo iſt ſie das allerdings nicht; denn über ihr ſteht als ſolches der δημιουργός. Plato ſagt im Tim. S. 34:

„Die Seele aber hat nicht, wie wir ſie jetzt als ſpäteres zu erklären verſuchen, ſo auch Gott als das jüngere geſchaffen; denn nicht mochte das ältere und ehrwürdigere von dem jüngeren der Schöpfer beherrſcht werden laſſen.“

(Τὴν δὲ δὴ ψυχὴν οὐχ ὡς νῦν ὑστέραν ἐπιχειροῦμεν λέγειν, οὕτως ἐμηχανήσατο καὶ ὁ θεὸς νεωτέραν· Οὐ γὰρ ἂν ἄρχεσθαι πρεσβύτερον ὑπὸ νεωτέρου ξυνέρξας εἴασεν.) „Nur wir (fährt Plato ebd. fort), der Zufälligkeit und Verwirrung anheimgefallen, ſprechen auch auf eben ſolche Weiſe.“ (ἀλλά πως ἡμεῖς πολὺ μετέχοντες τοῦ προστυχόντος τε καὶ εἰκῇ ταύτῃ πῃ καὶ λέγομεν· ὁ δὲ (θεός) καὶ γενέσει καὶ ἀρετῇ προτέραν καὶ πρεσβυτέραν ψυχὴν σώματος, ὡς δεσπότιν καὶ ἄρξουσαν ἀρξομένου ξυνεστήσατο). In der Weltſeele und mit ihr entſtand Zeit und Bewegung (Tim. S. 37 a. E.) als Nachbild der Ewigkeit, des αἰών, und als Gegenſatz der μονή. Nach dieſer Anſicht Platos löſet ſich auch von ſelbſt das Bedenken, das Ariſt. (ἀκρ. φυσ. IV. 14, 92 flg.) äußert: ob, wenn die Seele nicht wäre, doch die Zeit wäre. Denn dieſe iſt nach Ariſt. das Zahlmaß der Bewegung; ohne die Seele aber wäre kein Zählendes da. (Vrgl. π. μνήμης κ. ἀναμν. c. 1. p. 28 Sylb.) Zwar iſt das obige alles von Plato in der Weiſe der Vorſtellung geſagt, doch aber läßt es ſich ſo gut als irgend ein anderes philoſophiſches Dogma auch dialektiſch und ſpeculativ durchführen. Ueberhaupt iſt die Platoniſche Weltſeele vielleicht nur κατ' ἐπίνοιαν entſtanden (S. Plutarch. περὶ τῆς ἐν Τιμαίῳ ψυχογονίας und Procli Comment.); ſie iſt aber gleichwohl unauflöslich und unſterblich — ἄλυτος καὶ ἀθάνατος — (und mit



ihr die Bewegung, deren Princip und Urheb ſie iſt) und durch den mächtigen Willen *) Gottes — ἐμοῦ γ' ἐθέλοντος, ſagt Gott der Schöpfer (S. 41): οὔτι μὲν δὴ λυθήσεσθέ γε οὐδὲ τεύξεσθε θανάτου μοίρας, τῆς ἐμῆς βουλήσεως μείζονος ἔτι δεσμοῦ καὶ κυριωτέρου λαχόντες ἐκείνων (sc. δεσμῶν) οἷς ὅτ' ἐγίγνεσθε ξυνεδεῖσθε — „an meinem Willen habt ihr ein ſtärkeres Band eures Beſtehens als an allen den (harmoniſchen p. 31) Bändern mit denen ihr im Urſprung zuſammengebunden worden ſeyd.“ — Ueber dieſer durch Gottes, ihres Schöpfers Kraft und Willen immerwährenden (ἀΐδιος) und ſelbſt und freythätigen (αὐτὴ ἑαυτὴν κινοῦσα) Weltſeele ſtehet nach Plato der überſchwängliche Schöpfer-Gott, ὁ ποιητὴς καὶ πατὴρ τοῦδε τοῦ παντός (Tim. p. 28 extr. sq.), in ſich beharrend, p. 42: καὶ ὁ μὲν δὴ ἅπαντα ταῦτα διατάξας (ὁ θεὸς δημιυργὸς) ἔμενεν ἐν τῷ ἑαυτοῦ κατὰ τρόπον ἤθει· μένοντος δὲ νοήσαντες οἱ παῖδες (die θεοὶ νεώτεροι, wie er ſie p. 42 nennt) τὴν τοῦ πατρὸς τάξιν ἐπείθοντο αὐτῇ sq. Dieſer in ſeiner Weſenheit beharrende Platoniſche Gott Vater und Schöpfer des Weltalls, iſt er mit dem Ariſtoteliſchen πρῶτον κινοῦν ἀκίνητον, mit dem vorhin erwähnten abſoluten ἐνεργείᾳ ὄν einerley? Zwar ſeine ἀκινησία mag mit der μονὴ ἐν τῷ ἑαυτοῦ κατὰ τρόπον ἤθει wohl übereinſtimmen; aber der Platoniſche Gott Vater iſt doch offenbar in ganz anderer Art ſupramundan, als der höchſte Geiſt des Ariſtoteles, und jedenfalls iſt jener von den in-

*) Soviel die Weltſeele ewig und unvergänglich iſt, eben ſo viel iſt es auch die Bewegung, die von ihr abhängt. Ariſt. nimmt an, und beweiſet ſichs, daß die Bewegung ſchlechthin ewig, ohne Anfang und Ende ſey; in Folge dieſer Vorausſetzung hat er auch ein etwas anderes modificirtes Princip nöthig als Plato. Dieſer kann manchmal ſo ſprechen, daß die Welt einmal einfalle (ξυμπίπτειν); Ariſtoteles befürchtet dieſes nicht und beweiſet ſich, daß es nicht möglich.

tramundanen Astralgeistern, den θεοῖς θεῶν, wie er sie S. 41 anredet, wesentlich verschieden, während die intramundanen Astralgötter nach Aristoteles mit dem primus motor immotus des obersten oder Fixsternhimmels nach den klaren Worten Mtph. Λ c. p. wesenhaft, einerley und identisch sind: πότερον δὲ μίαν θετέον τὴν τοιαύτην οὐσίαν ἢ πλείους, καὶ πόσας, δεῖ μὴ λανθάνειν sqq. Nach Aristoteles scheint auch der Eine höchste Gott, die Ursache der Kreisbewegung des Fixsternhimmels, doch mit zur Welt zugehören; — obgleich er ihrer nicht bedarf, obgleich er sie nicht gemacht hat, — obgleich er nicht αἴτιον ποιητικὸν der Welt im strengsten Verstande ist, so ist er doch αἴτιον τελικὸν derselben; sie bedarf seiner als ihres Abschlusses, Zweckes oder τέλος. So stellt Arist. das Verhältniß dar in ἀκρ. φυσ. VIII. 6 — 10, so π. οὐρ. II. 10 — 12, und so auch hier Mtph. Λ, 6 — 8; nur daß er, während er dort den letzten und höchsten Grund der ewigen stätigen Bewegung sucht, hier in der Metaphysik überdieß von dessen innerem Wesen (τὸ κάλλιστον καὶ ἄριστον) und Wirken (νοεῖν) spricht. Dafür daß jener primus motor immotus mit zur Welt gehöre, dafür spricht auch, was Sextus adv. Math. X. §. 33. p. 639 ed. Fabricii berichtet: „nach den Peripatetikern mußte der höchste Gott der Raum aller Dinge seyn; — κινδυνεύει ὁ πρῶτος θεὸς τόπος εἶναι πάντων· κατὰ γὰρ Ἀριστοτέλην ὁ πρῶτος θεὸς ἦν τὸ πέρας τοῦ οὐρανοῦ· ἤτοι οὖν ὁ θεὸς ἕτερόν τι ἐστὶ παρὰ τὸ οὐράνιον πέρας, ἢ αὐτὸ ἐκεῖνο ὅ πέρας ἐστι flg.

Mag man diese Vorstellungs- und Ausdrucksweise: Gott den Ort ꝛc. aller Dinge zu benennen, die oft beliebt worden ist, wie schon die von Fabricius dort angeführten Stellen aus Kirchenvätern u. v. a. beweisen, immerhin belächeln; mag alles das, was Sextus weiter daraus folgert, immerhin nur Chikane, wie er sie liebt, Rückfall in die gemeine Vorstellung, Abfall von der speculativen Höhe seyn, oder wie man es sonst zu nennen beliebe, — in alle Wege beweiset es doch, daß auch für Griechen in der peripatetischen Philosophie nicht alles so ganz bestimmt und nach allen Seiten durchgearbeitet war, daß sie bey ihr hätten stehen bleiben und irgendwie sich beruhigen mögen; insbesondere aber beweiset es, daß gegen den Aristotelischen höchsten Gott Einwürfe und Vorstellungen geltend gemacht werden konnten, die den Platonischen Gott Schöpfer durchaus nicht, die nur dessen Weltseele treffen konnten, von welcher er im Timäus S. 34 sagt: „Daß Gott sie in die Mitte des Weltrundes gesetzt, durch das All hindurch gespannt und auch noch außenher ringsum den Weltleib mit derselben umhüllt habe;“ — und gewiß nicht ohne tieferen Grund und höhere Bedeutung wiederholt er diesen Satz ebd. S. 36. a. E. beynahe mit denselbigen Worten: Ἐπεὶ δὲ κατὰ νοῦν τῷ ξυνιστάντι πᾶσα ἡ τῆς ψυχῆς ξύστασις ἐγεγένητο, μετὰ τοῦτο πᾶν τὸ σωματοειδὲς ἐντὸς αὐτῆς ἐτεκταίνετο, καὶ μέσον μέσῃ ξυναγαγὼν προσήρμοττεν· ἡ δὲ ἐκ μέσου πρὸς τὸν ἔσχατον οὐρανὸν πάντῃ διαπλακεῖσα κύκλῳ τε αὐτὸν ἔξωθεν περικαλύψασα αὐτή τε ἐν αὐτῇ στρεφομένη θείαν ἀρχὴν ἤρξατο ἀπαύστου καὶ ἔμφρονος βίου πρὸς τὸν ξύμπαντα χρόνον. —

Dieser Gedanke dünkt mir eine Menge von außerdem schwierigen Problemen wie für das Platonische so für jedes philosophische System, glücklich zu lösen; demselben widerspricht auch das Aristotelische System durchaus nicht; im Gegentheil beseitigt es eben hiedurch auf ähnliche Weise die Inzicht des Sextus; aber zugleich zeigt sich's hier, daß Platon's Gott Schöpfer im Systeme seines großen Schülers und Freundes zum Theil verschwunden, oder in der Weltseele aufgehoben und aufgegangen ist!

(Fortsetzung folgt.)

## Wanderings and adventures in the interior of Southern Africa.

(Fortsetzung.)

Eine besondere Aufmerksamkeit widmete der Verfasser der Naturgeschichte Südafrika's und seine Reisen setzten ihn in den Stand ansehnliche Sammlungen sich anzulegen; in vorliegendem Werke beschränkt er sich jedoch größtentheils auf eine Schilderung der wichtigeren dort einheimischen Säugethiere. Was seine Darstellung betrifft, so ist diese einfach, ungeschminkt und ruhig, und eine wohlwollende, christliche Gesinnung, die das Zutrauen in seine Wahrhaftigkeit verbürgt, spricht sich bei allen gehörigen Veranlassungen aus. Dieses Buch ist besonders denjenigen zu empfehlen, die mit den früher erschienenen Reisen in Südafrika nicht gehörig vertraut, sich schnell und sicher mit dem gegenwärtigen Zustande dieses Landstrichs bekannt machen wollen.

Das ganze Werk ist in vier Abschnitte abgetheilt. Die beiden ersten, welche den ersten Band ausmachen, sind die Berichte von zwey Reisen, welche der Verf. in die östlichen Gegenden Südafrika's machte; der dritte Abschnitt, mit welchem der zweite Band beginnt, schildert seine Reise nordwärts zu den Betschuanen, und der vierte Abschnitt enthält in vier Anhängen verschiedene Mittheilungen.

I. Abschnitt (Band I. S. 1—76). Die erste Reise, welche der Verf. nach den östlichen Gegenden unternahm (das Jahr ist nicht angegeben, doch ersieht man später, daß sie 1826 gemacht wurde) trat er zu Schiff an, und landete in der Algoa-Bay. Bethelsdorp, eine Station der Londner Missionsgesellschaft, war der erste bewohnte Ort, welchen der Verf. auf seiner Landreise antraf. Wer die Beschreibung, welche Lichtenstein bei seinem Besuche dieses Platzes im Jahr 1804 entwarf, mit dem gegenwärtigen Zustande desselben vergleicht, wird sich nicht wenig verwundern und erfreuen über die außerordentlichen Veränderungen, welche hier seitdem vorgegangen sind. Lichtenstein schildert Bethelsdorp, das freilich damals erst etwas über ein halbes Jahr gegründet war, als einen Ort von 40 — 50 elenden Hütten von halbkugelförmiger Gestalt, die auf einer dürren Ebene unordentlich umher standen, und von zerlumpten oder ganz nackten Gestalten bewohnt waren. Der ehrwürdige van der Kemp hatte diesen unfruchtbaren Boden nicht, wie ihm mit Unrecht hie und da vorgeworfen worden ist, aus trübsinniger Schwärmerei ausgewählt, sondern er war ihm, trotz seiner Protestationen, von den Kolonisten, die der Civilisation der Hottentotten aus allen Kräften sich widersetzten, aufgedrungen worden und zwar in der Absicht, das Unternehmen zu vereiteln, weil jene dort ihren Unterhalt nicht finden könnten. Aber christliche Beharrlichkeit errang hier über die Bosheit einen großen Sieg, und gründete, trotz des unfruchtbaren Bodens, eine fortgedeihende Niederlassung. Unser Verf. sagt von ihr:

„Die Station mit ihren zahlreichen, in verschiedenen Richtungen umherliegenden Gebäuden, hatte den Anschein eines kleinen Dorfes, und erinnerte mich beim ersten Anblick an einige stille und abgelegene Ortschaften in England, bis bei größerer Annäherung das dürre Ansehen der Umgebungen, das nur schwach durch einige zerstreute Aloen, Mesembryanthemum, Cactus und andere dem Sandboden angehörige Pflanzen aufgefrischt wurde, vor allem aber die Wahrnehmung von Hottentotten diese Illusion auf einmal vernichtete. Vier Missionäre wohnten hier mit ihren Familien zur Zeit meines Besuchs, und die große Regelmäßigkeit, welche jede Anordnung der Gesellschaft bezeichnete, brachte einen günstigen Eindruck hervor."

Von Bethelsdorp ging die Reise über Grahamstadt nach dem Gränzfort Wiltshire, wo eben ein großer Jahrmarkt gehalten wurde, auf dem sich an dreitausend Kaffern eingefunden hatten, unter ihnen der König Gaika, der uns schon aus den Berichten von Barrow und Lichtenstein bekannt ist. Zu Pferde setzte von hier der Verf. in Begleitung eines jungen Engländers seine Reise fort, und gelangte in das Kafferland, in welchem er einige Zeit auf den Missionsstationen zu Mount Coke und Wesleyville verweilte, von wo aus er Wanderungen in die umliegende, überaus schöne Gegend vornahm, theils um wilde Thiere, namentlich Elephanten, zu jagen, theils um mit den Sitten und Gebräuchen der Kaffern sich bekannt zu machen.

Da in diesem und den folgenden Abschnitten der Verf. eine besondere Rücksicht auf den Kulturstand der wilden Eingebornen nimmt, so mag es erlaubt seyn, einige Betrachtungen über den rechten Gesichtspunkt, aus welchem derselbe zu beurtheilen ist, vorauszuschicken. Es ist einer der großen Grundirrthümer unserer Zeit, daß ein von der Erkenntniß des wahren Gottes losgerissenes Volk in sich selbst die Mittel finden könne, um allseitig und dauerhaft auf die höchste Entwicklungsstufe des Menschengeschlechts zu gelangen.

(Fortsetzung folgt.)

# Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 5. July.

Nro. 133. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1836.


## Die Philosophie des Aristoteles in ihrem innern Zusammenhang, ꝛc.

(Fortsetzung.)

Mit jener Platonischen Idee Gottes ist denn auch wiederum wenn nicht verschwunden, doch mehr zurückgetreten die Idee der Vorsehung, der πρόνοια, die bey Sokrates und Plato zuerst lebendiger und erhebender als bis dahin hervorgetreten war: οὕτως οὖν δὴ κατὰ λόγον τὸν εἰκότα δεῖ λέγειν τόνδε τὸν κόσμον ζῶον ἔμψυχον ἔννουν τε τῇ ἀληθείᾳ διὰ τὴν τοῦ θεοῦ γενέσθαι πρόνοιαν. Tim. p. 30. m. cf. Plutarch de fato c. 9. u. a. Auch die Idee des höchsten Gutes hat bey Aristoteles, gegen Plato gehalten — wenn auch zunächst nur für das Gefühl, — wieder verloren. Zwar erkennet auch Aristoteles Gott als das κάλλιστον καὶ ἄριστον (Mtph. Λ 7 u. a. O.) als τέλος der ganzen Natur; aber es erhellt durchaus nicht nur als minder persönlich, sondern auch als minder wirksam auf die gesammte Welt; wiewohl schon Plato (de rep. VI. c. 18 extr. p. 509.) gelehrt hatte: Gleichwie die Sonne der Welt des Sichtbaren nicht allein die Eigenschaft der Sichtbarkeit verleihe, sondern auch Entstehung, Wachsthum und Erhaltung, ohne daß sie selber entstehe und werde (οὐ γένεσιν ὄντα), desgleichen müße man sagen, daß auch allem Erkennbaren nicht allein die Erkennbarkeit von dem Guten her einwohne, sondern auch das Seyn und die Wesenheit jenem durch dieses zukomme, ohne daß doch das Gute selbst Seyn und Wesen sey, sondern noch über Seyn und Wesen hinaus an Würde und Macht reiche. (Καὶ τοῖς γιγνωσκομένοις τοίνυν μὴ μόνον τὸ γιγνώσκεσθαι ὑπὸ τοῦ ἀγαθοῦ παρεῖναι, ἀλλὰ καὶ τὸ εἶναί τε καὶ τὴν οὐσίαν ὑπ' ἐκείνου αὐτοῖς προσεῖναι, οὐκ οὐσίας ὄντος τοῦ ἀγαθοῦ, ἀλλ' ἔτι ἐπέκεινα τῆς οὐσίας καὶ πρεσβείᾳ καὶ δυνάμει ὑπερέχοντος. cf. Epist. 2. p. 312 — 313. Hier ist die höchste Transcendenz Gottes ausgesprochen, die jedoch die vermittelte Immanenz nicht ausschließt. (Tim. p. 30. διὰ δὴ τὸν λογισμὸν τόνδε νοῦν μὲν ἐν ψυχῇ, ψυχὴν δὲ ἐν σώματι ξυνιστὰς τὸ πᾶν ξυνετεκταίνετο, ὅπως ὅτι κάλλιστον εἴη κατὰ φύσιν ἄριστον τε ἔργον ἀπειργασμένος.) Wohl in Beziehung auf diese Transcendenz sagt Plato ebd. S. 28., daß es schwierig sey den Schöpfer und Vater dieses Alls zu finden, unmöglich aber, auch nachdem man ihn gefunden, denselben allen zu verkünden. (cf. Critias s. init. p. 146.) Allerdings ist auch bey Aristoteles der πρῶτος θεὸς nicht nur immanent, sondern eben sowohl transcendent; denn er ist χωριστὴ οὐσία, — für sich bestehendes Wesen; aber die Differenz der Aristotelischen Theologie gegen die Platonische tritt gerade an dieser Stelle (Mtph. Λ. 6. fin. p. 247, 15 sq., Brandis) am schlagendsten hervor; hier wird offenbar, daß der Aristotelische πρῶτος θεὸς und die φανεροὶ θεοὶ (wie Plato Tim. p. 41; — τὰ φανερὰ τῶν θείων, wie Arist. Mtph. E. 1. p. 123, 7 Br., oder τὰ θειότερα τῶν φανερῶν, wie er ακρ. II. 4, 45 sagt) vielmehr mit der Weltseele als mit dem δημιουργὸς bey Plato zusammen-

treffen. Aristoteles steigt nämlich hier, wie ἀκρ. VIII. und anderwärts zur Theologie auf, indem er den Grund der Bewegung im weitesten Sinne, oder der Veränderung suchet; die erste Bewegung aber ist nach ihm überall die örtliche, die φορά; und unter diesen wiederum die Kreisbewegung, wie sie am reinsten im ersten materiellen oder Fixsternhimmel erscheint, der stets gleichmäßig kreiset, und dessen τέλος καὶ πρῶτον κινοῦν ἀκίνητον eben der πρῶτος θεός ist.

„Sind nun die Dinge (sagt Aristoteles [1]) bey Hn. Biese S. 546) vermöge des Kreislaufes stets dieselben, so muß ein Princip in gleicher Thätigkeit beharren; findet aber auch Entstehen und Vergehen statt, so muß nothwendig ein anderes Princip existiren, was immer thätig ist, und zwar bald auf diese, bald auf jene Weise. Das Princip ist daher theils reine Thätigkeit an und für sich, theils steht es in Beziehung auf ein Anderes. Was nämlich bewegend ist, bewegt entweder so, daß es selbst von einem andern bewegt wird, oder es ist das zuerst Bewegende, und eben dieses letztere ist Ursache seiner selbst und des Andersseyns, und somit als das Erste auch das Vorzüglichere, indem es sich darstellt als die Ursache von dem immerwährenden, gleichmäßigen Verhalten der Dinge, während das bewegt Bewegende, Ursache ist von der Veränderung der Dinge; jedoch in beyden ist offenbar die Ursache des Beharrlichen enthalten. Auf diese Weise ergeben sich aus den Bewegungen die Principien, und es ist nicht nöthig, andere Principien wie Ideen oder Zahlen aufzusuchen.“ —

Ich weiß nicht, wie viele Leser genug speculative Tiefsinn haben mögen zu errathen, daß — von der Ekliptik die Rede ist. Aristoteles räsonnirt so: Da außer der beharrlichen gleichmäßigen Bewegung des Himmels, noch andere Bewegungen und Veränderungen, nämlich Entstehen und Vergehen ꝛc. an der Erde vorkommen, so ist auch für diese Bewegungen nothwendig ein Princip nachzuweisen, das den stäten Wechsel von Entstehen und Vergehen verursacht; und dieses Princip findet er in den Bewegungen der Sonne und ihres Planetensystems, die durch den Wechsel ihres Standes in ihrer Bahn Sommer und Winter, damit Hitze und Kälte, Wachsthum und Abnahme verursacht ꝛc. Die Sonne und die Planeten kreisen in ihren eigenen Sphären, diese sind aber von der Kreisbewegung des ersten oder Fixsternhimmels abhängig, sie werden, ihre eigenen Bahnen beschreibend, zugleich von diesem täglich mit um die Erde geführt. — Aristoteles meynt dasselbige, was Plato im Timäus S. 36 so ausdrückt: „Dieses ganze Gefüge (die Seelensubstanz, die aus dem ἀμέριστον, der περὶ τὰ σώματα μεριστὴ γιγνομένη φύσις, und der οὐσία zusammengesetzt ist) spaltete der Demiurg oder Schöpfer-Gott der Länge nach entzwey, legte je des einen Mitte an die Mitte des anderen, wie ein griechisches χ, bog sie in einen Kreis, schloß jede Hälfte je mit ihr selbst und beyde untereinander auf der Gegenseite der Aneinanderlegung zusammen — (Man sehe auf einem Himmelsglobus den Aequatorialkreis und den Zodiakalkreis), faßte sie (die beyden Kreise oder Hälften) ringsum mit der gleichmäßig und in demselbigen (Orte) umlaufenden Bewegung, und machte den einen der Kreise äußerlich (den obern, des Fixsternhimmels), den andern aber machte er zum inneren (der Ekliptik). Die äußere Kreisbahn bestimmte er, der Natur des Gleichmäßigen anzugehören, die innere aber der des Anderartigen. Den Kreislauf des Gleichmäßigen führte er nach der Seite rechtshin herum, den Kreislauf des Anderartigen aber nach der Diagonale linkshin (d. h. der Fixsternhimmel dreht

1) Arist. Metph. Δ 6. p. 247 Br. *Εἰ δὴ τὸ αὐτὸ ἀεὶ περιόδῳ, δεῖ τι ἀεὶ μένειν ὡσαύτως ἐνεργοῦν. Εἰ δὲ μέλλει γένεσις καὶ φθορὰ εἶναι, ἄλλο δεῖ εἶναι ἀεὶ ἐνεργοῦν ἄλλως καὶ ἄλλως. ἀνάγκη ἄρα ὠδὶ μὲν καθ' αὑτὸ ἐνεργεῖν, ὠδὶ δὲ κατ' ἄλλο· ἤτοι ἄρα καθ' ἕτερον ἢ κατὰ τὸ πρῶτον. ἀνάγκη δὴ κατὰ τοῦτο· πάλιν γὰρ ἐκεῖνο αὐτῷ τε αἴτιον κἀκείνῳ. οὐκοῦν βέλτιον τὸ πρῶτον. Καὶ γὰρ αἴτιον ἦν ἐκεῖνο τοῦ ἀεὶ ὡσαύτως, τοῦ δ' ἄλλως ἕτερον· τοῦ δ' ἀεὶ ἄλλως ἄμφω δηλονότι. Οὐκοῦν οὕτως καὶ ἔχουσιν αἱ κινήσεις· τί οὖν ἄλλας δεῖ ζητεῖν ἀρχάς;* Man sehe die Ausleger zu dieser Stelle, z. B. M. Ant. Flaminii Paraphrasis libri duodecimi de prima philosophia. Vicomercatus über dieses Buch. Zabarella de inventione primi motoris u. a. m.

sich von Ost nach West um, und mit ihm auch unser jetzt sogenanntes Planetensystem; dieses aber mit der Sonne in Folge ihrer eigenthümlichen Umläufe kreisen entgegengesetzt. Die Obermacht aber gab er dem Umschwung des Gleichmäßigen und sich Gleichbleibenden; demnach ließ er ihn ungetheilt Einen seyn; den inneren Umschwung aber theilte er sechsfach in sieben ungleiche Kreise u. s. w. nämlich für die Sonne und die übrigen Planeten (*ταύτην οὖν τὴν ξύστασιν πᾶσαν διπλῆν κατὰ μῆκος σχίσας, μέσην πρὸς μέσην ἑκατέραν ἀλλήλαις οἷον χῖ προσβαλὼν κατέκαμψεν εἰς κύκλον, ξυνάψας αὐταῖς τε καὶ ἀλλήλαις ἐν τῷ καταντικρὺ τῆς προσβολῆς, καὶ τῇ κατὰ ταὐτὰ καὶ ἐν ταὐτῷ περιαγομένῃ κινήσει πέριξ αὐτὰς ἔλαβε. καὶ τὸν μὲν ἔξω, τὸν δ' ἐντὸς ἐποιεῖτο τῶν κύκλων. τὴν μὲν οὖν ἔξω φορὰν ἐπεφήμισεν εἶναι τῆς ταὐτοῦ φύσεως, τὴν δ' ἐντὸς τῆς θατέρου· τὴν μὲν δὴ ταὐτοῦ κατὰ πλευρὰν ἐπὶ δεξιὰ περιήγαγε, τὴν δὲ θατέρου κατὰ διάμετρον ἐπ' ἀριστερά. Κράτος δ' ἔδωκε τῇ ταὐτοῦ καὶ ὁμοίου περιφορᾷ· μίαν γὰρ αὐτὴν ἄσχιστον εἴασε, τὴν δ' ἐντὸς σχίσας ἑξαχῇ ἑπτὰ κύκλους ἀνίσους κατὰ τὴν τοῦ διπλασίου καὶ τριπλασίου διάστασιν ἑκάστην, οὐσῶν ἑκατέρων τριῶν, κατὰ τἀναντία μὲν ἀλλήλοις προσέταξεν ἰέναι τοὺς κύκλους, τάχει δὲ τρεῖς μὲν ὁμοίως, τοὺς δὲ τέτταρας ἀλλήλοις καὶ τοῖς τρισὶν ἀνομοίως, ἐν λόγῳ δὲ φερομένους*. cf. Procli Comment. l. 3. p. 213 — 226. Chalcidii Comm. p. 139. sq. ed. Meursii. u. Plat. Tim. p. 39). Daß aber Aristoteles eben wie Plato die Ekliptik meyne, lehrt ganz deutlich das 8te Kapitel, wo er die Zahl der Astralgeister auf astronomischem Wege zu bestimmen unternimmt; auch haben ihn die alten Commentatoren nicht anders verstanden, z. B. Alexander v. Aphrodisias: *Εἰ δὲ ὁ κόσμος οὗτος ἀεί ἐστιν ἢ περιόδῳ, ὡς Ἐμπεδοκλῆς λέγει, ἢ ἄλλως ὥσπερ ἡμεῖς, δεῖ τι ἀεὶ μένειν ὡσαύτως ἐνεργοῦν καὶ εἶναι τὴν φύσιν αὐτοῦ ἐνέργειαν. Εἰ δὲ ἀνάγκη, καὶ γένεσιν ἀεὶ εἶναι, δεῖ εἶναί τι ἐνεργοῦν ἄλλως ἢ τοι λοξῶς κινεῖσθαι, ἵνα προσάγῃ καὶ ἀπάγῃ τὸ κινητικόν. ἀνάγκη ἄρα τὸ λοξῶς κινούμενον καθ' αὑτὸ μὲν ὠδὶ ἐνεργεῖν ἤτοι λοξῶς κινεῖσθαι καὶ προσάγειν καὶ ἀπάγειν τὸν ἥλιον. ὠδὶ δὲ κατ' ἄλλο κ. τ. λ.* Eben so Philoponus ad h. l. fol. 50. Vers. ex translatione Franc. Patricii: Esto ergo primum, causa enim illud, semper eodem modo in omni tempore. Est ergo efficiens primum; ejus vero, quod aliter et aliter, causa Obliquitas Zodiaci, quod autem ambo; veluti semper eadem generari, et aliter et aliter bono ordine hiemem et aestatem, et primum et obliquum universi causa. Endlich sagt es Aristoteles selbst π. οὐρ. II. 3 u. 10, und am deutlichsten und ausführlichsten π. γεν. κ. φθορ II. 10. 11. p. 50 — 54. Sylb. Die himmlischen Sphären und die Gestirne in ihnen, namentlich die Sonne (lehret Arist. daselbst) wirken ein auf die irdische Natur, erregen und bethätigen dieselbe, wie sie selber erregt und bethätigt sind zu ihren Kreisläufen durch je ihren Astralgeist, durch eine *ἀκίνητος οὐσία ἐνεργείᾳ οὖσα*. Diese sind ihrem Wesen nach gleich, sie sind *ὁμοούσιοι*, jedoch so daß der *πρῶτος θεὸς* des Fixsternhimmels primus inter pares ist; — *οὐκοῦν βέλτιον τὸ πρῶτον*, sagt er oben — soweit nämlich überhaupt der Begriff der Persönlichkeit von dem Aristotelischen *νοῦς* im Allgemeinen, und von diesen *νόοις ὑπερκοσμίοις* und *ἐγκοσμίοις*, wie die Neuplatoniker reden, ausgesagt werden kann, worauf sich einzulassen hier wenigstens unnöthig ist. *) Daß

*) Man sieht hier deutlich, daß der Aristotelische *νοῦς ἀκίνητος κινῶν* und die ihm verwandten Sphärengeister in der Ekliptik eben dieselbe Verrichtung haben, die Plato der Weltseele in ihren harmonischen Banden und Intervallen zutheilt im Tim. p. 39.

H. Bieſe, wie hier der Ekliptik ſo anderwärts anderes nicht erwähnt, das dem Leſer den ſpeculativen Ideengang erleichtern könnte, rührt von ſeiner Methode her, wonach er dieſen jedesmal nur nach der vorliegenden Schrift zumeiſt, hier nach der Metaphyſik verfolgt, um ſoviel wie möglich ſeine Darſtellung objectiv zu halten.

(Fortſetzung folgt.)

## Wanderings and adventures in the interior of Southern Africa.

(Fortſetzung.)

Sehr wahr ſagt in dieſer Beziehung der Jahresbericht einer Miſſions-Geſellſchaft:

„Es iſt eine der merkwürdigſten Wahrnehmungen in der Geſchichte des menſchlichen Geſchlechts, daß die heidniſchen Völker immer nur einen gewiſſen Grad der Entwicklung ihrer Kräfte erreichen, dann welken und abſterben, um nicht wieder aufzuſtehen. So ſind die Völker der alten Welt mit ihrer Kunſt und Wiſſenſchaft und geſelligen Bildung, nachdem das Maaß ihrer urſprünglichen Kraft verbraucht war, verblüht und abgeſtorben. So hat unter Perſern und Hindus, unter Tibetanern und Birmanen, unter Chineſen und Japaneſen, unter dieſen reich begabten Völkern, ſeit vielen Jahrhunderten nicht eine einzige neue geiſtige Kraft ſich hervorgethan, und eine Umbildung des alternden geſelligen Bildungszuſtandes verſucht; nur hie und da zeigen ſich, wie bey einem Aas die Adler, ſo die verneinenden Geiſter der Vernünftler und Vermittler, und beſchleunigen die Zerſtörung des Leichnams, welche die Verweſung nur langſam vollendet. Wie dieß bei den geiſtig ſo reich begabten aſiatiſchen Völkern der Fall iſt, ſo auch bei den viel tiefer ſtehenden afrikaniſchen. Kein Irrthum kann größer ſeyn, als wenn man ſich dieſe und alle andern heidniſchen Völker in einem Zuſtande des Fortſchreitens denkt. Namentlich hat es noch kein in tiefe Unwiſſenheit und Aberglauben verſunkenes heidniſches Volk in der neuern Zeit gegeben, das ohne Hülfe von Außen Fortſchritte in der Erkenntniß Gottes gemacht hätte. Unzählige Beiſpiele ſehen wir aber von Völkern, die ohne dieſe Hülfe in einen immer elenderen Zuſtand gerathen ſind.“

Im genauen Zuſammenhang mit dieſem Grundirrthum ſteht auch die Lehre von dem unſchuldigen glücklichen Naturzuſtande heidniſcher Völker. Offenbarung und Erfahrung widerſprechen gleich ſtark dieſer Meynung und doch hat ſie ſich bey nicht Wenigen forterhalten, und manche allzugünſtige Schilderung der Zuſtände heidniſcher Nationen mag ſich von ihr herleiten. *)

*) Es wird vielleicht manchem Leſer nicht unlieb ſeyn, daran erinnert zu werden, wie einſt einige junge franzöſiſche Naturforſcher von dem Wahne der Vortrefflichkeit des Naturzuſtandes geheilt wurden. Als nämlich die franzöſiſche Republik die große Weltumſeglungs-Expedition unter Baudin's Leitung ausrüſtete, ſo hatte den beygegebenen Gelehrten die neue Lehre von dem ſogenannten Naturzuſtande ebenfalls die Köpfe mehr oder minder verrückt. Unter ihnen war Peron beſonders ſchwärmeriſch. Vergeblich hatte er bisher auf das Zuſammentreffen mit den harmloſen Naturmenſchen gewartet, endlich ward ihm auf Van-Diemensland ſein Wunſch gewährt, indem er eine einzelne Familie auffand. Seine Freude hierüber war gränzenlos. „Ich ſah,“ erzählt er in ſeinem Reiſeberichte, „mit unausſprechlichem Vergnügen jene glänzenden Beſchreibungen von dem Glücke und von der Einfalt des Standes der Natur, deren verführeriſchen Reiz ich ſo oft beim Leſen gekoſtet hatte, in Wirklichkeit übergehen.“

Leider zerrannen dieſe ſchönen Ideale Peron's ſchneller als ſie gefaßt waren, indem bald darauf die Franzoſen für die vielen Wohlthaten, welche ſie den harmloſen Naturmenſchen erwieſen hatten, von dieſen meuchlings angefallen, und mit Speerwürfen und einem Hagel von Steinen belohnt wurden; ja der gutmüthige Naturforſcher wäre bald ein Opfer dieſer Barbaren geworden, denen er ſich unbeſorgt anvertraut und die er mit Geſchenken überhäuft hatte, vollſtändig ausgeplündert konnte er nur mit Mühe das Leben retten. Solche handgreifliche Erfahrungen waren allerdings hinlänglich, um die durch die franzöſiſchen Freiheits- und Gleichheits-Ideen erhitzten Naturforſcher aus ihrer Traumwelt in die Wirklichkeit zurückzuführen, und Peron theilt hierüber die Bemerkungen eines ſeiner Gefährten mit: „Dieſe Feindſeligkeiten, ſagt unſer trefflicher Botaniker Leſchenault, wurden von den Eingebornen begangen, ohne daß wir auf irgend eine Weiſe Veranlaſſung dazu gegeben hätten; vielmehr hatten wir ſie mit Geſchenken und Wohlthaten überhäuft, und nichts gethan, was ſie hätte beleidigen können. Ich geſtehe, daß ich mich wundere nach ſo vielen Beiſpielen von Verräthereien und Grauſamkeiten, welche in allen Entdeckungsreiſen erzählt werden, von verſtändigen Perſonen immer noch ſagen zu hören, die Naturmenſchen ſeyen nicht bösartig, man dürfe ihnen trauen; ſie werden nie der angreifende Theil ſeyn, als wenn die Rache ſie treibe u. ſ. w. Leider ſind viele Reiſende ein Opfer dieſer leeren Einbildung geworden.“



Auch von den Kaffervölkern hat man gewöhnlich eine viel günſtigere Meinung, als ſie verdienen, und hochachtbare Männer ſind in dieſer Beziehung irre geführt worden.

(Fortſetzung folgt.)

# Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 6. July.

Nro. 134. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1836.


## Die Philosophie des Aristoteles in ihrem innern Zusammenhang, ꝛc.

(Fortsetzung.)

Das nächste, was Aristoteles im 7ten Kapitel untersucht, ist die Frage: Wie bewegt und bethätiget der höchste Geist den Himmel, die himmlischen Sphären, und die Gestirne? Der Himmelsstoff ist nach Aristoteles verschieden von den 4 irdischen Elementen; ihm ist die Kreisbewegung eigenthümlich, als εἶδος, diesen die geradlinige; jenem kommt weder Schwere noch Leichtigkeit zu, sondern nur diesen u. s. w. Die latente, gleichsam schlummernde Form des Himmelsstoffes (zeitlich zu reden; denn nach Aristoteles ist die Welt und das Werden — γένεσις — ewig, ἀΐδιος) wird bestätigt, wird zur Wirklichkeit, Werkthätigkeit, ἐνεργεία, gebracht durch den νοῦς, durch den πρῶτος θεός, sofern dieser τέλος, Abschluß und Zweck oder Ziel der Natur, sofern er ὀρεκτόν, Gegenstand des Trachtens und Strebens ist, und sofern eben der Zweck im Handeln und Wirken voranstehet und zur Thätigkeit reizet. Gott ist sonach das höchste Princip; — ὅ τε γὰρ θεὸς δοκεῖ τῶν αἰτίων πᾶσιν εἶναι, καὶ ἀρχή τις. (Alle halten ihn für eine der Ursachen und für ein Princip; eine andere Lesart ist τὸ αἴτιον, die aber den Sinn nicht wesentlich ändert Ar. Mtph. A 2 extr. p. 8. pen. Br.). Frägt nun etwa der Leser, da αἴτιον und ἀρχή vieldeutige Ausdrücke sind (πολλαχῶς λεγόμενα. Mtph. Δ 1 et 2), die jedoch meistens auf vier Hauptbedeutungen zurückgeführt werden, nämlich auf Materie oder Stoff, auf Form, auf Wirkursache und Endzweck (ὕλη, εἶδος s. λόγος, αἴτιον κινητικόν, ποιητικόν und τέλος s. αἴτιον τελικόν; gelegentlich können wohl auch mehrere Bedeutungen unterschieden werden, z. B. auch die στέρησις, die δύναμις die ὄργανα u. s. m. können ἀρχαὶ u. αἴτια heissen. ακρ. φυσ II. c. 3 totum, — in welchem Verstande Gott αἴτιον und ἀρχή sey? so ist er weder materielle Ursache der Welt noch Urheber der Materie nach Aristoteles. Bey Plato ist es von alten Zeiten her streitig, ob Gott Urheber der Materie sey oder nicht. — Ist Gott die Form der Welt? Plato sagt: Nein! Aber er ist Urheber der Formen, der Ideen, deren Abbilder die sinnlichen Dinge der Welt sind, an denen diese Antheil haben. Nach Aristoteles kann Gott die Form der Welt genannt werden, wiefern Form und Endzweck (εἶδος καὶ τέλος) manchmal, und so vielleicht auch hier zusammenfallen, Gott aber der Endzweck und Abschluß der Welt ist. Die in der Natur erscheinenden verkörperten Formen aber sind nicht von Gott geschaffen, sondern liegen, schlummern in der Natur; wovon im Folgenden.

Ist Gott die Wirkursache der Welt? Plato sagt: Gott ist im eminenten Sinne Urheber und Schöpfer zuvörderst der Geisterwelt, als die beste, als freye Ursache in Kraft seines Willens, wie wir oben gesehen haben. Die eigentliche Causalität jedoch fällt ins Gebiet des Werdens (Tim. S. 28 am A. S. 29 am E. S. 46 und 47 auf 48 und a. O.) — Aristoteles macht Gott zur Wirkursache

der Welt (die ewig ist nach ihm), nur in wie fern er Ziel und Zweck — τέλος — derselben ist, in wie fern er τὸ ὀρεκτὸν, das höchste Gut ist, das die Natur sollicitirt und — zunächst den oberen Himmel — bethätiget. Die Ausführung dieses Gedankens macht eben den Inhalt des 7ten Kap. aus, das H. Biese von S. 546 — 553 bearbeitet hat. Hier erwartet gewiß mancher Leser einige der eben erwähnten Fragen erörtert zu sehen; allein H. Biese hält sich auch hier an den eben von seinem Schriftsteller vorgezeichneten Gang, ohne auf subjektive Reflexionen, Einfälle und Vergleichungen auch nur seines Autors mit ihm selbst Rücksicht zu nehmen. Die Bearbeitung dieses Kap. ist von dem Standpunkte aus, den H. Biese genommen, wie alles Andere sehr gut und vortrefflich; von anderer Seite jedoch ließe sich so manches aus Aristoteles selbst sowohl, als auch aus seinen Erklärern, wie ihn diese als Griechen verstanden, entgegenhalten, daß ich's, weil dieß ohne Weitläufigkeit und Ausführlichkeit nicht füglich geschehen könnte, hier unterlasse, um zunächst die Hauptsätze der Aristotelischen Theologie vorzulegen, wie nämlich H. Biese (S. 352 flg.) diese zusammengefaßt hat.

„Gott enthält in sich selbst das höchste Gut, und ist von Ewigkeit her das, was er ist; er ist keiner Handlung (πρᾶξις) bedürftig, durch welche er etwas erlange; er hat in sich selbst dasjenige, um dessen willen alles übrige wirksam und thätig ist."

Hiegegen ist überhaupt und nach den dazu nachgewiesenen Stellen nichts zu erinnern. —

„Gott ist daher nicht handelnde, sondern theoretische Vernunft; sein Denken ist That, und seine Thaten sind die lebensvollen Principien, welche von dem Materiellen erstrebt werden und die schaffend und wirksam sich durch alle Sphären des Universums hindurchziehen, sie ordnen, beleben und beseelen."

Rec. findet dieß sehr schön, erhebend und begeisternd; nur erinnert er sich solcher Sätze nicht bey Aristoteles; und die Beweisstellen, die Hr. Biese hiefür hier anführt, dünken ihm dieses nicht, oder doch nicht so viel zu besagen. Er führt an: Pol. 7, 3 p. 223, 20 Göttl.; dort untersucht Arist., wiefern die εὐδαιμονία, auch εὐπραγία genannt, im Handeln, in Thätigkeit nach außen hin bestehe; und zeigt, daß die Gesellschaft, der Staat, wie auch der Einzelne gar wohl nur in sich und für sich thätig seyn und handeln könne — ἀλλὰ τὸν πρακτικὸν οὐκ ἀναγκαῖον εἶναι πρὸς ἑτέρους: denn wäre Handeln nach außen zur Glückseligkeit nothwendig, so σχολῇ ἄν ὁ θεὸς ἔχοι καλῶς καὶ πᾶς ὁ κόσμος, οἷς οὐκ εἰσὶν ἐξωτερικαὶ πράξεις παρὰ τὰς οἰκείας τὰς αὐτῶν, welches Garve S. 567 so paraphrasirt: Und in der That, wäre keine Glückseligkeit möglich als durch eine Thätigkeit, welche sich auf Dinge außer uns bezieht, so könnte weder Gott, noch das Universum glückselig seyn, weil beyde keine Gegenstände außer sich haben, auf welche sich ihre Handlungen beziehen könnten, sondern beyde nur in sich geschäftig seyn müssen." (cf. Plat. Tim. p. 32 et 33.) Demnach ist die Welt thätig in sich durch Abhängigkeit der Erde vom Sonnenlauf ꝛc. wie diese vom ἀπλανὴς οὐρανός; der Gott aber ist thätig in sich θεωρητικὴν ἐνέργειαν, von der noch nachher. — Ferner frägt Arist. Pol. 7, 4. wie groß ein Staat, eine Stadt seyn dürfe? und antwortet: nicht zu groß und nicht zu volkreich, damit in ihr Wohlordnung und Gesetzlichkeit — εὐνομία καὶ εὐταξία — aufrecht erhalten werden können, und setzt hinzu: ὁ δὲ λίαν ὑπερβάλλων ἀριθμὸς οὐ δύναται μετέχειν τάξεως· θείας γὰρ δὴ τοῦτο δυνάμεως ἔργον, ἥτις καὶ τόδε συνέχει τὸ πᾶν. — Daß dieses letztere beyläufige Sätzchen, das H. Biese anführt, seinen Text nicht vollständig beweise, ist auch klar, wenn man auch gar nicht an Cicero de N. D. I. 13 denkt, wenn man auch aus c. 3. p. 223, 6 — 12 und mehr anderes hinzunimmt, wie daß ἀρχὴ ἥμισυ τοῦ παντὸς, daß die ἀρχαὶ τιμιώταται u. dgl. sind. — Ferner verweiset H. Biese auf de coel. I. 9 p. 25 Sylb. In diesem Kap. sucht Aristoteles zu bewei-

sen, daß es nur Ein Weltgebäude — οὐρανός — gebe und geben könne. Denn in allen sinnlichen Naturdingen und Kunstgegenständen sind Materie und Form verschieden; sie lassen sich — im Gedanken — von einander trennen. Nun ist unsere Welt ein sinnlicher Gegenstand; ihre Form läßt sich für sich denken und kann folglich, wie andere materielle Formen, in anderen Welten wiederholt und vervielfältigt ausgeprägt seyn, — wenn nur Materie hiezu vorräthig ist, wenn nur nicht alle Materie zu diesem unseren Weltbau verwendet ist. Daß aber alle Materie zu diesem verbraucht sey, das beweiset dann hier Aristoteles (wie Plato seinerseits im Tim. S. 31 auch thut) und folglich ist nur Ein Weltgebäude vorhanden —: εἷς καὶ μόνος καὶ τέλειος οὗτος ὁ οὐρανός. Da überdieß dieses unser Weltgebäude wie unentstanden so unzerstörbar und immerwährend ist (ἀΐδιος ἄφθαρτος ὢν καὶ ἀγένητος), so folgert Aristoteles weiter daraus, daß außerhalb dieses Weltalls weder Raum noch Leeres, noch Zeit, noch was von diesem abhangt, sey, — ὅτι οὔτε τόπος οὔτε κενὸν οὔτε χρόνος ἐστὶν ἔξωθεν· διόπερ οὐτ' ἐν τόπῳ τἀκεῖ πέφυκεν, οὔτε χρόνος αὐτὰ ποιεῖ γηράσκειν, οὐδ' ἐστὶν οὐδενὸς οὐδεμία μεταβολὴ τῶν ὑπὲρ τὴν ἐξωτάτω τεταγμένων φορὰν, ἀλλ' ἀναλλοίωτα καὶ ἀπαθῆ, τὴν ἀρίστην ἔχοντα ζωὴν καὶ τὴν αὐταρκεστάτην διατελεῖ τὸν ἅπαντα αἰῶνα· (Hierin ist der obige Einwurf des Sextus gelöset und auch das obige θεία δύναμις συνέχει τὸ πᾶν, erklärt. Ueberdieß stimmt es vortrefflich mit dem ὑπερουράνιος τόπος überein, von dem Plato im Phädrus S. 247. Kap. 27 spricht, auf dessen Auen die reine Wahrheit und die Ideen heimisch sind, nach deren ποῦ εἰσίν; Aristoteles den Plato manchmal fragt), Arist. fährt nach obigen Worten fort: καὶ γὰρ τοῦτο τοὔνομα θείως ἔφθεγκται παρὰ τῶν ἀρχαίων· τὸ γὰρ τέλος τὸ περιέχον, τὸν τῆς



ἑκάστου ζωῆς χρόνον, οὗ μηδὲν ἔξω κατὰ φύσιν, αἰὼν ἑκάστου κέκληται. (Αἰών bedeutet demnach zuvörderst die natürliche Lebensdauer je eines Dinges; s. Sturz zu Empedokles v. 6. S. 540). κατὰ τὸν αὐτὸν δὲ λόγον καὶ τὸ τοῦ παντὸς οὐρανοῦ τέλος, καὶ τὸ τὸν πάντων ἄπειρον χρόνον καὶ τὴν ἀπειρίαν περιέχον τέλος αἰών ἐστιν, ἀπὸ τοῦ ἀεὶ εἶναι εἰλῃφὼς τὴν ἐπωνυμίαν, ἀθάνατος καὶ θεῖος· ὅθεν καὶ τοῖς ἄλλοις ἐξήρτηται τοῖς μὲν ἀκριβέστερον τοῖς δ' ἀμαυρότερον τὸ εἶναι τε καὶ ζῆν. (Vrgl. hiezu und zum nächstfolgenden Simplic. in l. de coelo fol. 67 A et 68 A). Den letzteren Satz von der Dauer oder Ewigkeit führt Herr Biese hier an (zugleich auf unser 7tes Kapitel und was er dort sagt verweisend; in alle dem jedoch kann Rec. weder finden, daß sein Denken sey That (ἐνέργεια wohl, aber nicht πρᾶξις) noch weniger, daß seine Thaten seyen die lebensvollen Principien u. s. w. *)

(Fortsetzung folgt.)

*) Seyn und Leben d. h. alles Werden und Wirken hangt ab von Gott, wie fern in ihm absolute Dauer (αἰών) urständet (mit J. Böhm zu reden) und Er als Schönstes ꝛc. den Fixsternhimmel beweget, durch diesen weiter die Sonne und Planeten, und durch derer Umläufe die irdischen Erscheinungen bewirkt werden. Es ist also zunächst nur die ewige Dauer gemeynt, die hienach die Dinge der Welt von Gott haben; es ist aber hier auch weniger Gott als Geist, denn der ewige Himmel gemeynt („die andere Weise der Darstellung des Absoluten" wie Hegel sagt.) Aus dem Schriftchen π. κόσμου, das unter den Aristotelischen Werken mitsteht, hätte Hr. Biese freylich seine Sätze besser begründen können; allein dasselbe ist nicht einmal peripatetisch. Hr. Biese wird vielleicht sagen: Gott sey thätig τὰς οἰκείας πράξεις in ihm selber, weil er in der Welt, und die Welt in ihm ist.

## Wanderings and adventures in the interior of Southern Africa.

(Fortsetzung.)

Allerdings ist der erste Eindruck, den Kaffern im Gegensatz zu den Hottentotten erregen, bestechend; ihr stattlicher Wuchs, stolze Haltung, ihr mannhafter kriegerischer Sinn, ihre große Gewandtheit und Verständigkeit in der Unterhaltung mit Weißen, gewinnt den nur kurze Zeit unter ihnen verweilenden Reisenden. Aber welche Schatten müssen in diesem Gemälde von thätigen, freien und glücklichen Völkern aufgetragen werden, wenn man sie durch längeres Zusammenleben mit ihnen genau kennen lernt. Hören wir zuerst, ehe wir den Verf. sprechen lassen, was Moffat nach einem vieljährigen Aufenthalt unter den Betschuanen von diesem Kafferstamme, der am meisten wegen seiner Industrie, Bildung, milden Charakters und Rechtlichkeit gepriesen wird, sagt:

„Die Betschuanen wissen durchaus nichts von einer zukünftigen Welt; alle Freuden, Ergötzungen, Ehren dieser Welt enden in Vernichtung; der Geist, sagen sie, verläßt den Körper und wird dann zu Nichts. Stirbt einer vom gemeinen Volke, so wird sein Leichnam den Thieren des Waldes zur Beute vorgeworfen, die Leiche der Vornehmen dagegen mit mancherley Ceremonien zur Erde bestattet; aber in den Grabgesängen bewcinen sie den ewigen Verlust des Hingeschiedenen, und kehren von dem Grabe zurück, ohne irgend einen Hoffnungsstrahl von Unsterblichkeit. Die Folge dieser bejammernswerthen Unwissenheit ist demnach, daß sie sich allerley Sünden dahin geben, und mit derselben Gleichgültigkeit ihren Spieß in das Herz ihres Nachbars oder ihres Hundes stoßen. Wer als Reisender, wie ein Zugvogel durch ihr Land streicht, mag wunderviel von ihrer Gutherzigkeit, Menschenfreundlichkeit u. s. w. rühmen; aber wie ganz anders wird der urtheilen, der sie nur halb so gut kennt als wir. Da sieht man den Mann unter dem Schatten des Baumes hingestreckt, während die Weiber, tyrannisirt von ihren Männern, das Land bearbeiten, besäen und erndten müssen. Da sieht man eine Mutter, die etwa Zwillinge gebar, mit stumpfer Gleichgültigkeit zugeben, wie ihre Umgebung eines dieser Kinder, die eben das Licht der Welt erblickten, erdroßelt. Da sieht man das ganze Volk zu einem Manne, den sogenannten Regenmacher, laufen, daß er ihnen die Fenster des Himmels öffne und dem Regen gebiete, daß er ihr dürres Land tränke."

Dieser Glaube an die Regenmacher wäre indeß noch einer der schuldlosesten; nicht so ist es mit dem Glauben an Zauberey, worüber der Verf. ausführlich spricht. Man findet nämlich bey allen Kaffern gar keine Spur von einer Gottesverehrung, und im ganzen Lande giebt es weder Tempel, noch Götzenbilder, noch heilige Haine u. s. w. Der Kaffer hat schlechterdings keinen Begriff von Gott oder einem andern unsichtbaren Wesen, dem Verehrung erwiesen würde, daher giebt es auch keine Priester. Das Einzige, was an die Vorstellung von etwas Uebersinnlichem erinnert, ist die Furcht vor unheimlichen Gewalten, welche verderblich auf den Menschen einwirken. Alle Unfälle, namentlich Krankheiten, werden als ein Werk der Zauberey angesehen; daher findet man viele Zauberer, die das doppelte Geschäft haben, die Krankheit zu vertreiben und diejenigen Personen zu entdecken, welche das Uebel herbeygezaubert haben, damit sie zur Strafe gezogen werden. Gestehen solche Angeschuldigte das ihnen vom Zauberer zugeschriebene Vergehen nicht ein, so werden sie auf schauderhafte Weise gequält.

„Die gewöhnliche Tortur," sagt der Verf. S. 38 „ist die Auflegung heißer Steine auf die zartesten Theile des ausgestreckten Leibes, nachdem Hände und Füße an vier Pfählen festgebunden sind, während Myriaden schwarzet Ameisen über das unglückliche Schlachtopfer geschütte werden, die es auf's peinvollste quälen. Man wird sich daher nicht wundern, daß unschuldige Personen, die diesen Grausamkeiten unterworfen wurden, das angeschuldigte Verbrechen zugestanden, was manche, aus Furcht vor solchen Qualen, schon thaten, bevor die Ordalien ihren Anfang nahmen. Es kann auch kein Zweifel seyn, daß Klagen dieser Art von den Häuptlingen häufig veranlaßt werden, um das Vieh ihrer wohlhabenden Unterthauen zu erlangen, indem Confiskation des Vermögens die unvermeidliche Folge der Anschuldigung ist. Diese Art der Tyrannei kann jeder kleine Häuptling üben, und das Volk ist deßhalb beständig in der lebhaftesten Angst vor dem Herenmeister, der dem Geize des Despoten fröhnt, und sich selbst mit dem Blute seines Stammes bereichert."

Die harte Behandlung, welche die Frauen bey den Kaffern erfahren, ist schon vorhin erwähnt worden. Besonders traurig ist, nach Missionär Kay's Bericht, das Loos der armen Wittwen, indem sie, um nicht Hungers zu sterben, genöthigt sind, sich der argen Lust eines Jeden preiszugeben. Auch die Aussetzung alter Mütter, um sie nicht länger ernähren zu müssen, ist bey den Kaffern nicht ohne Beyspiel.

(Fortsetzung folgt.)

# Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 7. July.

Nro. 135. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1836.


## Die Philosophie des Aristoteles in ihrem innern Zusammenhang, ꝛc.

(Fortsetzung.)

Herr Biese fährt fort:

„Gott ist die höchste ordnende Einheit, welche sich in allen Kreisen der gesammten Welt offenbart, der jedem einzelnen Naturwesen die Bestimmung verleiht, nach seiner Eigenthümlichkeit wirksam zu seyn, und der als die absolute Macht das Ganze zusammenhält.“ (Mtph. Λ p. 256 wird hiezu citirt, wo Gott einem Heerführer verglichen wird.) Weiterhin: „Er ist die lebendige Quelle alles Lebens; in ihm wohnt das Leben; denn die Thätigkeit der Vernunft ist Leben; und sie ist die Thätigkeit; die Thätigkeit an und für sich ist ihr herrlichstes und ewiges Leben. (Mtph. 12, 7. p. 249, 15 u. de Coel. II. B. θεοῦ ἐνέργεια ἀθανασία: Unvergänglichkeit ist die Wirkthätigkeit Gottes). Als die absolute Idee ist Gott daher die höchste sich selbst denkende Vernunft, die in ihrer Thätigkeit sich nur auf sich selbst bezieht, und in dem Anschauen ihrer selbst nur gerichtet ist auf die ideellen Formbestimmungen und Zweckbegriffe, welche der materiellen Welt Seyn und Wahrheit geben. In diesem theoretischen, rein beschaulichen, Vernunftleben ist Gott Schöpfer und Erhalter, Regierer und Ordner der Welt. An seinem Gedanken hangt Himmel und Erde, und in der Anschauung seiner selbst führt er das seligste Leben, wie es uns nur für kurze Zeit zu Theil wird und nicht für immer zu Theil werden kann. Die sich selbst denkende Vernunft ist also der absolute Endzweck, sie ist an und für sich und um ihrer selbst willen. An diesem höchsten Vernunftleben hat der Mensch Theil, aber nicht als Mensch, sondern weil ihm etwas Göttliches einwohnt.“ u. s. w.

Eine schöne, erfreuliche Begeisterung, ein wahrer ἐνθουσιασμός spricht aus dieser Stelle, daß man sich deren Inhalt gerne gefallen lassen mag; jedoch die Beweisstellen besagen kaum halb soviel als da stehet. In der Metaphysik Λ 10 p. 256 sagt Aristoteles: Es ist auch zu erwägen, auf welche Art die Natur des Ganzen das Gute und das Beste habe, ob als etwas getrenntes und an und für sich bestehendes, oder als die Ordnung, oder auf beyderley Art wie ein Heer; denn dessen Gut (τὸ εὖ) ist in der Ordnung, und der Feldherr, und mehr dieser; denn nicht ist dieser durch die Ordnung, sondern sie durch ihn. Alles aber ist auf eine gewisse, aber nicht gleiche Weise zusammengeordnet, so Schwimmendes als Fliegendes und Gewächse; und sie stehen nicht so, daß keines sich auf das andere beziehe, sondern sie haben gegenseitige Beziehung. Zur Einheit nämlich ist alles zusammengeordnet, aber so wie in einer Haushaltung den Freyen am wenigsten gestattet ist, was sich eben trifft zu thun, den Sklaven aber und den Thieren sehr vieles, was sich eben trifft und nur weniges für das Gemeinsame; denn die Natur eines jeden derselben ist in ihrem Princip von solcher Art, ich will damit sagen, daß sie alle der Auflösung entgegengehen müssen; anderes aber von der Art ist, daß alles zum Besten des Ganzen an ihm Antheil habe.“ — Man vrgl. Alexandri Aphrod. Comm. ad h. l. fol. 191 in der lateinischen Uebersetzung des Sepulveda u. Philopon. fol. 53. Pauli Soncinatis Quaestiones Metaphysicales p. 362. u. a. und

Ar. γεν. II. 6. p. 227. Was folgt aus dieſem? Daß Gott Ordner der Welt iſt; — wie dem Feldherrn die Soldaten, ſo iſt ihm wenigſtens der Stoff gegeben, den er ordnet. *) Platon Tim. S. 30 ſagt: ſo nun alles was ſichtbar war zuſammennehmend, das Ruheloſe, wirr und ordnungslos bewegte, brachte Gott zur Ordnung aus der Unordnung, jene in alle Wege für beſſer achtend als dieſe.“ Die Formen, in die dieſes wirr bewegte geordnet wurde, ſtammen nach Plato von Gott, nämlich die Ideen, — εἴδη —; κατὰ μέθεξιν γὰρ εἶναι τὰ πολλὰ τῶν συνωνύμων (ὁμώνυμα) τοῖς εἴδεσι. Ar. Mtph. A. 6. p. 20. 18 Br. d. i. durch Theilnahme ſeyen die Individuen Einer Gattung (τὰ π. τῶν συν.) gleichnamig mit den Ideen. Das Wie? dieſer μέθεξις, κοινωνία oder παρουσία zu erklären, worüber Ariſtoteles den Plato aller Orten bedränget, erkennt dieſer ſelbſt als τρόπον τινὰ δύσφραστον καὶ θαυμαστόν im Tim. S. 50.

Wie entgeht denn aber Ariſtoteles dieſer Verlegenheit? Hier nun finde ich meinerſeits das Hauptbedenken gegen H. Bieſe's Darſtellung der Ariſtoteliſchen Theologie. Ariſtoteles nämlich vermeidet die berührte Schwierigkeit dadurch, daß er die Formen in die Natur legt; — er hat zwey ἄϊδια; Geiſt oder Gott und Natur oder φύσις. Daß dieſe ἀγέννητος und ἄφθαρτος, ſahen wir oben, und über die Traumweiſſagung (Kap. 2. S. 57. Sylb.) ſagt er: ἡ γὰρ φύσις δαιμονία, ἀλλ' οὐ θεία; bey minderer Strenge des Ausdruckes wird ihr wohl auch θεῖον τι beygelegt. Demnach ſagt er π. ουρ. I. 4 fin. p. 8. 26. Sylb.: ὁ δὲ θεὸς (hier vielleicht nur der obere Himmel) καὶ ἡ φύσις οὐδὲν μάτην ποιοῦσιν, und wiederum π. ψ. II. 4. §. 37. ὥσπερ γὰρ ὁ νοῦς ἕνεκά του ποιεῖ, τὸν αὐτὸν τρόπον καὶ ἡ φύσις; und ακρ. II. 5. §. 49. ἔστι δὲ ἕνεκά του ὅσα τε ἀπὸ διανοίας ἂν πραχθείη καὶ ὅσα ἀπὸ φύσεως — und wie oft und in wie verſchiedenen Wendungen wiederholt dieſen Gedanken Ariſtoteles, Theophraſt u. a. Unter andern ſagt auch Hippokrates (Epidem. VI. s. 5. pr. I. p. 809 ed. van Linden: ἡ φύσις αὐτὴ ἑαυτῇ εὑρίσκει τὰς ἐφόδους οὐκ ἐκ διανοίας sqq. und was er π. διαιτ. I. 6. p. 184 ſagt, gilt von der φύσις: ἃ μὲν πρήσσει, οὐκ οἶδεν, ἃ δὲ πρήσσει, δοκέει εἰδέναι. —

Die Natur iſt demnach die ewige Geburtsſtätte, ſie iſt die Stätte der immerwährenden Bewegung und des ſtäten Werdens ſchlechthin; ſie iſt, wenigſtens die irdiſche Natur, ἡ περὶ γένεσιν φύσις, eine Dreyfaltigkeit von Principien, von Materie, Form und Beraubung, ὕλη, εἶδος καὶ στέρησις; ακρ. I. 7. totum, insbeſondere §. 64 — 68 flg. — dazu Justini Martyris Eversio doctrinae Arist. p. m. 112 et 115 flg. Simplicius, Themistius u. a. Ausl.; und über den Begriff und die Bedeutungen von φύσις ſ. ακρ. II. 1. cc. 3. 4. passim und Mtph. Δ 4. Verſchieden von dieſer irdiſchen φύσις iſt freylich das πέμπτον σῶμα, das ſich ballet und kreiſet, aber weiter nichts erleidet (Mtph. Δ 2 p. 241 Br. π. ακρ. I. c. 1 sq.) aber auch, das fünfte Element iſt φύσις — τὴν γὰρ φύσιν κινήσεως ἀρχὴν φαμεν εἶναι πᾶσι τοῖς καθ' αὑτὰ κινητοῖς κατὰ τόπον, π. ουρ. I. 2 p. coll. II. c. 4. und 8. und 11. Die φύσις οὐρανία demnach, die Himmelsnatur, mag ihre für ſich beſtehenden Formen haben, — εἴδη χωριστά, — eben die oben erwähnten Aſtralgeiſter. Aber die uns umgebende Natur hat ihre Formen in ſich ſelbſt, wie ſie das Princip der Bewegung und des Stillſtandes in ſich ſelbſt hat; nur muß die Natur

*) Man ſieht wohl, wie der Feldherr die Soldaten nehmen muß, wie ſie ihm gegeben ſind, ſo Gott auch die Dinge; der Feldherr aber braucht das ihm gegebene zu ſeinen Zwecken, Gott aber braucht nichts, er iſt ſelbſt Zweck; als Zweck ordnet er vielmehr ſo, daß die Dinge ſich ſo zu ſagen zunächſt zu Gott drängen, deren Wahl (τὸ εὖ) am unmittelbarſten und einfachſten ſo erreicht werden kann. Vrgl. π. ουρ. II. 11.

überhaupt sollicitirt werden durch ihr τέλος, Ziel und Endzweck, nach welchem sie tendirt; insbesondere aber unsere sublunarische Welt, da sie in ihrem Princip bedürftig, da sie nur anlaghaft — δυνάμει und unvollkommen ist. Diese Welt unter dem Monde darbet (ἐστέρηται), in ihr ist στέρησις, Durst; sie darbet, und sohin strebt sie — in ihrem letzten Grunde — zu Gott; dem nächsten Grund und Zwecke gemäß aber strebt sie zur Fülle der Formen zu kommen, die Fülle der Formen zu Tage zu bringen, die εἴδη zu entwickeln, die obzwar in ihr immanent, doch nicht als volle Formen, sondern gewissermassen als Formtriebe oder Formkeime da sind und durch natürliche Einwirkungen sich in Leiblichkeit kleiden. Die Typen aller Organismen schlummern gleichsam in der Gebärmutter der Natur, sind latent, bis sie in Folge eines physischen Processes von ihr ausgeboren werden; die Natur ist Trägerin und Behälter aller materialen Formen (ἔνυλα εἴδη); diese sind und sind nicht, ohne zu entstehen (werden) und zu vergehen, sagt Aristoteles Mtph. H. c. 5. pr. p. 172 coll. Z. c. 8. p. 142, 17 sq. u. c. 15. p. 158 — 159 u. a. m. a. O. Die εἴδη φυσικὰ καὶ φθαρτὰ (ακρ. I. 9 fin.) werden der Natur nicht eingeprägt, eingeflößt, mitgetheilt (μετέχονται, wie Plato will) sondern sie werden herausgelockt, educuntur, wie die Scholastiker sagten. Siehe Comment. Conimbric. ad ακρ. I. 9. Quaest. IX — XII.; denn die Natur, φύσις, ist wesentlich εἶδος; die Form aber je eines Dinges ist der reine Begriff desselben, — das εἶδος ist und heißt überall auch λόγος.

Man könnte fragen, ob das εἶδος (forma, species rei) Begriff (λόγος) sey, in wie fern die Form der sinnlichen Dinge zuerst von den Sinnen, von jedem nach seinem Bereich, aufgefaßt und assimilirt, und im νοῦς παθητικός zu einem φάντασμα gestaltet wird, damit es vom νοῦς ποιητικός zum Begriff — λόγος — zum νόημα erhoben und mit ihm selber identificirt werde? Oder ob die Form an sich, schon als Formtrieb, wie ichs oben zu nennen wagte, λόγος, ein Begriff und etwas Begriffmäßiges sey? Doch dieses gehört zunächst in die Ph[illegible] die H. Bise im zweyten Bande liefern wird. Hier genügt, daß die Naturformen λογικὰ ἄτερα sind, wenn schon ἄνευ διανοίας. Nur die Frage interessirt vielleicht noch den Leser, wo der Trieb liege, der die Natur bestimmt, nach Form, und Gestalt zu ringen? „In der Form nicht, sagt Aristoteles ακρ. I. 9 §. 80. sq. coll. Themistii Paraphras. fol. 22. Vers., denn diese als unbedürftig verlangt nach nichts, auch nicht nach sich selbst. — Auch nicht in der στέρησις, der Durst; denn diese ist das Gegentheil des Guten und Göttlichen, und strebte, zu diesem getrieben, nach ihrem eigenen Verderben, während sie vielmehr das Seyn und das Gute aufhebt. Der Trieb, die Erregbarkeit, muß demnach, und kann nur wohnen in der Materie selber.“ — Indessen die höchste Form die unsere sublunarische Welt hervortreibt, ist der νοῦς παθητικὸς im Menschen; der νοῦς ποιητικὸς aber kommt uns von außen her aus d[illegible], θύραθεν εἰσέρχεται, und bestehet für sich, ist χωριστός, π. ψ. II, 2, p. 25 Sylb. (μορ. I. p. 6). γεν. II. 3. p. 209. 20. u. a. a. O.

(Fortsetzung folgt.)

## Wanderings and adventures in the interior of Southern Africa.

(Fortsetzung.)

Der Verf. erzählt einen solchen Fall, der ihm vom Missionär Shaw in Wesleyville mitgetheilt wurde:

„Einer der kleinen Häuptlinge befahl, daß seine Mutter, eine betagte und altersschwache Frau von einigen seiner Leute in den Wald geführt und hier todt geschlagen werden sollte, indem sie sich selbst und den Ihrigen eine Last geworden wäre. Hinausgebracht erlangte sie durch ihr flehentliches Bitten von den Leuten, daß ihr das Leben gelassen wurde, unter dem Versprechen, daß sie nie mehr in den Kraal zurückkehren wolle. Am an-

dern Morgen jedoch fand der Sohn zu seinem großen Erstaunen, daß seine Mutter in das Dorf zurückgekommen sey, und höchst aufgebracht über seine Leute entschloß er sich selbst mit anzusehen, wie sein Befehl in Ausführung gebracht würde. Er ging daher mit in den Wald und befahl, daß seine Mutter an einen Baum gebunden und zurückgelassen würde, um also umzukommen. Vergebens verlangte sie nach Nahrung, vergebens unter den Schauern ihrer Qualen nach Wasser; der unnatürliche Sohn antwortete nur: Nein, Mutter, du hast schon zu lange gelebt, du mußt nun sterben. Als die Nacht anbrach, hörte man noch ihr lautes Klagen durch den Wald; am andern Morgen war sie eine Leiche. Um solchen schauderhaften Greuelthaten soviel als möglich ein Ziel zu setzen, hatte Shaw Hütten als eine Zufluchtsstätte für unglückliche und verfolgte Wittwen errichtet, und obschon er anfangs bey seinem löblichen Vorhaben viel Widerstand in den abergläubigen Vorurtheilen der Eingebornen fand, verharrte er doch in seinem Unternehmen, bis sie allmählig einen Sinn für dieses Werk der Barmherzigkeit bekamen, und sich endlich seinen Plan zur Verbesserung der Lage ihrer unglücklichen Weiber gefallen ließen. Da es bey den Kaffern gewöhnlich ist, denen, die sich durch eine besondere That auszeichnen, davon den Namen zu geben, so nannten sie den Missionär Shaw Umkeneto Umfazi, was Weiber-Schild bedeutet; unter diesem Titel war er bey den Stämmen bekannt."

Wir wollen hier nicht weiter darauf eingehen, wie bey den ewigen Streifzügen, welche die Kaffern zum Stehlen des Viehs ihrer Nachbarn vornehmen, sie weder zu Frieden, noch zu einem gesicherten Wohlstande kommen können; wir begnügen uns hiemit, soviel Thatsachen an die Hand gegeben zu haben, daß jeder Leser selbst zu bemessen vermag, mit welchem Rechte man Völker, die in völliger Gottesvergessenheit dahin leben, rechtlich, frey, mild und glücklich nennen könne.

Weitere Excursionen im Kafferlande unternahm der Verf. nicht. Er kehrte wieder nach Grahamstadt zurück, schiffte sich in Elisabethshafen ein, und gelangte nach einer stürmischen Seefahrt nach der Kapstadt.

II. Abschnitt. Am 30. September 1830 trat der Verf. eine neue Reise nach dem Kafferlande an, und hielt sich dießmals ganz zu Lande. Er nahm seinen Weg durch die große Karroo nach Beaufort und Graff-Reynett. Aus ältern Reisebeschreibungen ist dieser Landesstrich bereits hinlänglich bekannt, so daß uns wenig Neues in des Verf. Erzählung aufgefallen ist. Mit Bedauern ersieht man, daß an den Nieuwveld Bergen, wo die Kolonisten mit den Buschmännern zusammen gränzen, noch immer die ersteren von den Einfällen, Plünderungen und Mordthaten der letzteren zu leiden haben. Bey der zerstreuten, isolirten Lage der Kolonisten längs einer weit ausgedehnten Gränze, ist es jeder Regierung, der englischen so gut als der früheren holländischen, unmöglich, das Land vor den Raubzügen der Buschmänner zu sichern. Dieselben werden nicht eher aufhören, als bis eine völlige Umwandlung in der ganzen Lebens- und Gesinnungsweise dieser unglücklichen Horden vor



sich gegangen ist, und welche andere Macht als das Christenthum könnte eine solche herbeyführen?

Ueber Beaufort hinaus wurde dem reisenden Naturforscher der Weg durch den Anblick zahlreicher Heerden von Antilopen interessanter gemacht. Eine Heerde von Springböcken (Antilope Euchore) wurde auf 7 — 8000 Stück geschätzt. Auch Strauße, Löwen, Hyänen und andere wilde Thiere zeigten sich. Ueber Graff-Reynett gieng nun die Reise nordwärts an den Orangefluß; dieser aber war so stark angeschwollen, daß es unmöglich war, ihn mit einem Ochsenwagen zu durchfahren. Der Verf. sandte deshalb einen Boten nach der ungefähr drey Stunden auf dem jenseitigen Ufer gelegenen Missionsstation Philipolis, wo Herr Melville wohnte, dessen Bekanntschaft er bereits früher in der Kapstadt gemacht hatte. Sein Freund traf auch bald ein, und begleitete den Verf. zurück nach Coles Berg, wo in Gegenwart des Landcommissärs und einer zahlreichen Versammlung von Kolonisten der Grundstein zu einer neuen Kirche gelegt wurde. Das Verlangen nach einer solchen war bey den Umwohnern dieses Platzes so groß, daß sie siebentausend Reichsthaler zum Baue zusammengeschossen hatten. Die Kirche wird in einer bisher unbewohnten Gegend errichtet, aber ihr wird bald die Erbauung eines ganzen Dorfes nachfolgen, wozu auch bereits bey Legung des Grundsteines zwanzig Grundstücke erkauft wurden.

Im weitern Verlauf der Reise über Cradock nach Grahamstadt mangelte es so wenig als auf der frühern Strecke an mancherley wilden Thieren, und die Löwenjagd mit ihren Wagnissen und Gefahren ist dort allen Kolonisten aus eigener Erfahrung bekannt, und giebt Stoff zu interessanten Erzählungen. Unter den vielen, welche der Verf. mittheilt, wählen wir folgende aus:

„Der Vater des jungen Mannes, welcher mich begleitete, war in dieser Gegend wegen der Erfolge seiner Löwenjagden bekannt. Als er einstmals mit seinem Sohne auf der Jagd war, stieß dieser unerwartet auf einen Löwen und feuerte auf ihn; auf seinen Fehlschuß stürzte das Thier wüthend über ihn her. Der Vater, der aus der Entfernung dieß wahrnahm, kam mit all der Kaltblütigkeit und Ruhe, welche unter solchen Umständen zu empfehlen ist, zu seines Sohnes Hülfe herbey, und wenige Schritte entfernt von der Stelle, wo der Löwe mit geschlossenen Augen knurrend über seinem Schlachtopfer lag, welches er fest auf die Erde drückte, als ob er in Furcht wäre seine Beute zu verlieren, legte er an und gab Feuer. Die Kugel flog durch des Thieres Kopf, welches sich überstürzte und nach kurzem Todeskampfe neben dem jungen Manne verendete, der zur unaussprechlichen Freude seines Vaters keine bedeutende Verletzung erlitten hatte, obwohl es einige Zeit dauerte, bevor er sich von der ausgestandenen Angst erholte. Auf meine Bemerkung, daß es eine wunderbare Befreyung gewesen wäre, erwiederte er mit Nachdruck: Ja, Gott war da."

(Fortsetzung folgt.)

# Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 8. July.

Nro. 136. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1836.


## Die Philosophie des Aristoteles in ihrem innern Zusammenhang, ꝛc.

(Fortsetzung.)

Was ist nun endlich das Dämonische in der Natur? Ists der immanente Formtrieb? ists die verkörperte, beleibte Form? ists nur die Anregung, die vom höchsten Gut als Endzweck ausgeht? Dieses ist aber keine immanente Ursache, dergleichen der Physiker erforscht. Die Form also; diese ist λόγος, ist ἀρχὴ und zugleich ἕνεκα οὗ, Zweck ihrer selbst; s. μ. I. 1. p. 2. 3. 7. und ακρ. II. 8. in Ihr zeigt sich zumeist die φύσις, die Natura naturans. Der λόγος in der Natur, von welcher Art ist er? Die Unterscheidung etwa durch Selbstbewußtseyn und Mangel desselben reicht kaum aus, wiewohl der Gegensatz von Zweckursache und nöthigenden oder mechanischen Ursachen (αἰτία ἕνεκα οὗ und αἰτία ἐξ ἀνάγκης ακρ. φυσ. II. 8. p. 38. sq.) dahin führen könnte, die beyde an der Erde, die erstere aber zumeist am Himmel sich zeigt. Und so sind wir durch diesen Umweg wieder beym 7ten Kap. des 12ten B., wo der Geist Gottes und sein Denken untersucht wird. Dieses haben wir nun genauer zu betrachten. Und zu diesem Behufe halte ich für die Bequemlichkeit der Leser am Besten gethan, dasselbe hier ganz in Uebersetzung zu geben und mit den nöthigen Erklärungen und Erläuterungen zu versehen, um eine sichere Basis für alle Einreden und Bedenken zu gewinnen, die mancher Leser mit mir gelöst zu sehen wünschen wird.

Nach demjenigen, was Aristoteles oben von der Kreisbewegung des ἀπλανὴς οὐρανὸς und von der Sonnenbahn, dem Zodiakus gesagt hat, fährt er fort: „Da es auf diese Weise möglich ist, und da, wenn nicht so, die Bewegung aus der Nacht (einiger Mythologen) und aus dem Allgemisch (des Anaxagoras ὁμοῦ πάντων) und dem Nichtseyenden entstehen müßte, so löset sich hiemit dieses Problem; und es ist etwas in unaufhörlicher Bewegung Bewegtes (der Fixsternhimmel); und diese Bewegung ist die im Kreis, und dieses ist offenbar nicht allein durch Räsonnement (λόγῳ, oder Speculation), sondern durch Erfahrung (ἔργῳ). Der oberste Himmel ist also ewig; nun ist auch etwas da, das er bewegt. Da aber das Bewegte und Bewegende da ist, so muß auch ein mittleres da seyn oder Drittes = μέσον — (s. Mosheim zu Cudworth. syst. Intell. cap. 4. §. 36. not. 90. p. 713.), das nicht-bewegt beweget, das Wesenheit und Thätigkeit und ewig ist. Es bewegt aber so (nämlich ohne selbst bewegt zu werden) das Nachtrachtenswerthe und Denkbare (oder Intelligible; das ὀρεκτὸν καὶ νοητόν). Die ersten und obersten (Gegenstände in diesen beyden Reihen, in der des ορ. und νοητὸν) sind ein und dieselben. Begehrenswerth (ἐπιθυμητὸν, die sinnliche Begierde reizend) ist nämlich das anscheinende Schöne (τὸ φαινόμενον καλόν); Gegenstand des Willens (Wollenswerth βουλητόν) aber ist das erste und höchste wirklichseyende Schöne. Wir trachten nach, weil etwas gut däucht, oder es däucht auch so, nur weil wir darnach trachten. Anfang oder Erstes aber ist das Denken oder Verstehen (ἡ νόησις). Der

Der Verstand aber wird von dem Verstandhaften bethätiget und bewegt (νοῦς δὲ ὑπὸ τοῦ νοητοῦ κινεῖται) *). Verstandhaft (νοητὴ, intelligibilis) ist die andere Reihe für sich (die der Reihe des Sinnlichen und Materialen entgegensteht); auch in ihr ist das Wesen das erste (wie denn immer und überall das Wesen, die Substanz, das erste ist); und unter den Wesen oder Substanzen dieser Reihe ist wieder das erste das einfache und werkthätigseyende Wesen. Es ist aber das Eins und das Einfache nicht einerley; das Eins zeigt an ein Maß, das Einfache aber eine Beschaffenheit, ein Verhalten (πῶς ἔχον αὐτό. Nämlich, daß etwas sey nichtzusammengesetzt, sondern durchhin einartig. Ferner aber, auch das Schöne und das um seiner selbstwillen Erwählbare (τὸ δι' αὐτὸ αἱρετὸν) stehen in derselben Reihe; und das Erste ist überall das Beste oder entspricht ihm. Daß aber das Weswegen — der Endzweck — in

*) Ich habe hier und anderwärts in der Uebersetzung von νοῦς, νοεῖν, νόησις, νοερὸς und νοητὸς u. a. unbedenklich mit dem deutschen Ausdruck gewechselt, weil es bey einem einzelnen herausgenommenen Stück mehr auf den Gedanken, als auf die strenge auch sprachliche Nachbildung desselben ankam. Uebrigens wie den Luftseglern in den höheren Regionen der Odem ausgeht, so geht in den höchsten Regionen der Speculation und Beklemmung wohl auch manchmal der Gedanke aus; es philosophirt aber alsdann da die Sprache in Ableitformen ꝛc. häufig noch ziemlich geläufig fort); im Englischen schon schwerer so, wofern die Sprache nicht die lateinischen Ausdrücke Intellect, Intelligent, Intelligible etc. hinzu nimmt; ob es im Sinesischen angeht, etymologisch zu denken, weiß ich nicht). Die Sprache mag in solchem Falle den spekulativen Denker wohl mit zu seinem Zwecke führen, wie der Mathematiker auch mit irrationalen und anderen Hülfsgrößen manchmal operirt und zum Ziele kommt. So sicher freylich, wie hier in der Mathematik die gedankenlosen Hülfsgrößen, führt die Sprache und deren Ableitformen in der Spekulation nicht immer zum Ziel. Es ergeht Philosophemen, wie Witzen; sie lassen sich von einer Sprache in die andere nicht wohl, und desto weniger übertragen, je mehr sie an der Sprache kleben; sie haben aber eben hieran auch ihr Gericht.



die Reihe des Unveränderlichen gehört, das lehrt die Eintheilung oder Reduction (ὅτι δ' ἐστὶ τὸ οὗ ἕνεκα ἐν τοῖς ἀκινήτοις, ἡ διαίρεσις δηλοῖ, die Arist. in seinem Werke περὶ τἀγαθοῦ gegeben. Siehe Brandis Diatribe academica de perditis Aristotelis libris de Ideis et Bono sive de Philosophia). Das Weswegen, — der Zweck — hat für Dinge statt, an denen das eine ist, das andere nicht ist; er bewegt als geliebt (ἐρώμενον) und das von ihm bewegte bewegt das übrige. Wenn etwas bewegt wird, so kann es auch anders sich verhalten. Demnach, wenn die erste Bewegung (nämlich die κυκλοφορία τοῦ ἀπλανοῦς οὐρανοῦ) auch die Thätigkeit ist, durch die bewegt wird, so kann sie (die Bewegung) sich auch anders verhalten, wenigstens dem Raum, wenn gleich nicht der Wesenheit nach. Allein wenn (wie Aristoteles annimmt) ein absolut unbewegt Bewegendes wirkthätigseyendes ist, so kann dieses sich in keinerley Weise anders verhalten (d. i. nicht sich verändern, eben weil es αὐτὸ ἀκίνητον ist.) Denn Bewegung (φορὰ Ortsveränderung) ist die erste aller Veränderungen, und unter den Bewegungen ist wiederum die erste der Kreislauf; und zu diesem bewegt jenes Absolute unbewegt bewegende. Dieses existirt folglich nothwendig, und wie fern es nothwendig ist, so ists hienach auch richtig Princip (Erstes ἀρχή). Denn Nothwendig bedeutet entweder a) das Gewaltsame und was wider den Naturtrieb eines Dinges ist; oder b) dasjenige, ohne welches das Gut (τὸ εὖ) und Wohl nicht ist, — die conditio sine qua non — oder c) was nicht anders seyn kann, sondern schlechthin ist. Von einem solchen Princip nun ist der Himmel und die Natur um uns abhängig. Seine innere Thätigkeit (διαγωγή, Thun und Treiben, Unterhaltung u. dgl.) ist, wie die beste für uns nur kurze Momente ist; so befindet es sich immer; uns aber ist es unmöglich; denn auch die Lust ist seine Thätigkeit; und deshalb sind Wachen, Empfinden, Denken das Lustreichste (ἥδιστον), und um ihretwillen auch die

Hoffnungen und Erinnerungen lustreich und süß. Das Denken an sich richtet sich auf das Beste an sich; und das zumeist (oder absolute Denken) auf das zumeist (oder absolut Beste); sich selber aber denkt die Denkkraft durch Aufnahme des Denkbaren; sie wird denkbar nämlich, indem sie berührt (den Gegenstand erfaßt) und denkt. Demnach sind einerley Denkkraft und Denkbares. Denn das für das Denkbare und die Wesenheit Empfängliche ist Denkkraft; sie ist aber thätig, indem sie in dessen Besitz ist; daher ist dasjenige, was der (menschliche) Verstand Göttliches zu haben glaubt, jenem (Urgeiste) mehr eigen, nämlich die Beschauung (θεωρία), welche ist das Lustreichste und Beste. Wenn nun Gott immer sich so wohl befindet, wie wir nur dann und wann, so ist er anstaunenswerth; wenn aber in noch höherem Grade, so noch viel anstaunenswerther. Und so verhält es sich. — Aber auch Leben (ζωή) kommt ihm zu; denn die Thätigkeit der Denkkraft ist Leben; Er aber ist die Thätigkeit; seine absolute Thätigkeit an sich, ist das beste und ewige Leben! Wir sagen daher: Gott sey das beste ewige lebendige Wesen. Leben demnach und stäte ewige Dauer wohnt (urständet) in Gott; denn dieses ist Gott. Die da aber meynen, wie die Pythagoräer und Speusippus, das schönste und beste liege nicht im Princip, weil auch die Principien (ἀρχαὶ, hier primordia) der Pflanzen und Thiere zwar Ursachen seyen, das Schöne und Vollkommene aber erst in deren Wirkungen hervorkomme, die meynen nicht recht. Denn der Samen kommt aus anderem Früheren und Vollendeten; und das erste ist bey ihnen nicht der Same, sondern das Vollendete, wie wenn man sagte: der Mensch sey früher als der Same; — natürlich nicht der Mensch, der aus diesem Samen geworden, sondern der andere, von dem der Samen kommt. Daß also ist eine ewige und unbewegte (unveränderliche), von dem Sinnenfälligen abgesonderte (selbstständige) Wesenheit, dieses ist aus dem bisher gesagten offenbar. Auch ist schon erwiesen worden (im 8ten B. der ακρ. φυσ. c. ult.) daß diese Wesenheit keine Ausdehnung (μέγεθος) habe, daß sie theillos und untheilbar ist — (ἀλλὰ ἀμερὴς καὶ ἀδιαίρετός ἐστι). Denn sie bewegt die endlose Zeit lang; nun hat nichts begränztes endlose (oder unbegränzte — ἄπειρον) Kraft; demnach, da jede Ausdehnung entweder begränzt oder unbegränzt ist, so kann sie deßhalb keine begränzte Größe haben. Unbegränzt aber kann sie nicht seyn, weil überhaupt keine ausgedehnte Größe als unbegränzt statt hat. Ferner ist auch erwiesen (s. π. γεν. κ. φθ. II. c. 10. §. 61 sq. p. 52. u. cf. π. ουρ. I. 3 u. II. 9 u. a. OO.), daß sie leidlos und qualitativ unveränderlich ist (ἀπαθὲς καὶ ἀναλλοίωτον.) Denn alle übrigen Veränderungen (κινήσεις) sind später als die Ortsveränderung. Warum dem allen so sey, das ist nun alle klar."



So weit das 7te Kap., das so klar es dem Aristoteles gewesen seyn mag, doch allen seinen Nachfolgern, Griechen und Neulateinern von Strato aus Lampsakus bis M. A. Flaminius, Vicomercatus Zabarella (v. Bayle in Zabarella Not. F. G. H. etc.) manche Schwierigkeiten gemacht hat. Soviel ist freylich klar: Die Bewegung des Fixsternhimmels und vermittelst dessen die gesammte Schöpfung, hat ihren Grund in einem ὀρεκτόν — einem Gegenstande, wonach sie trachten; er heißt Gott, und wird als ewig, schlechthin wirkthätig, als ἐνέργεια, als denkend charakterisirt; und zwar denkt er nur das Vollkommene, das schlechthin Denkbare, Schöne und Gute; er denkt nur sich selbst; denn er ist das Schönste und Beste, er ist Endzweck — τέλος — des Trachtens; Er erregt ein Trachten und Streben (ὄρεξιν), ohne darum aus sich herauszutreten; Er erregt es und bewirkt so den Umlauf, die Kreisung des ἀπλανὴς οὐρανὸς, die deshalb ewig und unvergänglich wie Er selbst ist. —

(Fortsetzung folgt.)

## Wanderings and adventures in the interior of Southern Africa.

(Fortsetzung.)

Am 24. Dezember langte der Verf. in Grahamstadt an, die er schon auf seiner ersten Reise besucht hatte. Von hier aus unternahm er eine neue Reise nach dem Kaffernlande, und schlug deßhalb den Weg über das Fort Beaufort nach der Missionsstation Chumie ein, deren Kirchlein schon von ferne her Kunde giebt, daß die Morgenröthe einer bessern Zukunft dem Kaffernlande bereits angebrochen ist. Weiter kam der Verf. nicht, sondern kehrte über Fort Wiltshire wieder nach Grahamstadt und von da über Uitenhage und Swellendam nach der Kapstadt zurück. Diesen zweyten Aufenthalt im Lande der Kaffern benützte er noch mehr, um sich mit den Eigenthümlichkeiten dieser Völker bekannt zu machen.

Bemerkenswerth ist seine Schilderung der Provinz Albany, die seit dem Jahre 1820, wo 3700 Ansiedler aus England dort sich niederliessen, in fortschreitendem Gedeihen begriffen ist. Grahamstadt, die Hauptstadt der Provinz, zählte beym Aufenthalt des Verf. daselbst bereits 600 Häuser mit 2000 Einwohnern; sie hatte eine Hauptkirche nebst Kapellen für die Wesleyisten, Baptisten und Independenten und eine Druckerpresse, von der eine Zeitung unter dem Titel Graham's Town Journal ausgeht, welche mit viel Geist geschrieben ist. Besondere Sorgfalt ist im ganzen Distrikte dem Unterrichte gewidmet, und insbesondere sind die Sonntags- und Abendschulen von großem Nutzen, indem beym größten Theil der Ansiedler die Kinder des Tags über zum Viehhüten oder andern Geschäften verwendet werden müssen. Der Handel gewinnt immer mehr Bedeutung, und hat einen regelmäßigen Verkehr mit den Kaffern eröffnet. Unter den Ausfuhrartikeln vom Jahre 1831 stehen oben an: Frische Häute im Werthe zu 18,145 L., trockene zu 11,886 L., Bock- und Schaffelle zu 2,400 L., Talg zu 4,820 L., Butter zu 3,080 L., gesalzenes Rind- und Schweinfleisch zu 3,700 L., Hörner zu 3,600 L., Elfenbein zu 1,800 L. u. s. w.

Dienstboten aller Art sind schwer zu bekommen, und halten selten lang aus, indem die fleißigen unter ihnen bald die Mittel erlangen, sich selbst ansäßig zu machen. Auch giebt es in der That keine Gegend, wo ein neuer Ansiedler bey seiner Ankunft weniger Unannehmlichkeiten zu erdulden hätte, oder wo Arbeit mehr gesucht, oder wo im Verhältniß zur Wohlfeilheit der Lebensbedürfnisse die Industrie einträglicher wäre.

Ein großer Theil des Distrikts ist der Schafzucht sehr günstig, so daß man alle Ursache hat, zu glauben, daß Wolle bald ein Hauptartikel der Ausfuhr werden wird. Versuche, welche durch Kreuzung einheimischer mit reinen Merino-Widdern gemacht wurden, haben eine Wolle von ausgezeichneter Qualität geliefert. Die Anzahl der feinwolligen Schafe in Albany wurde zu Ende des Jahres 1831 auf 15,200 geschätzt, so daß seit dem vorhergehenden Jahre ein Zuwachs von 5,200 Stück erfolgt war. Das alte Vorurtheil, welches früher zu Gunsten des gemeinen fettschwänzigen Schafes bestand, ist stark im Abnehmen, seitdem sich die Gutsbesitzer dieses Distrikts von der Vorzüglichkeit der Wollschafe überzeugt haben.

Das Klima von Albany ist gemäßigt und gesund, einer europäischen Constitution sehr angemessen, und überaus heilsam solchen Personen, welche die entnervenden Wirkungen eines tropischen Klima's erfahren haben. Die Kälte ist nicht strenge, indem das Thermometer im Winter selten unter den Gefrierpunkt fällt, während dagegen auch die Hitze des Sommers nicht leicht drückend ist.

Obschon seit der Zeit, in welcher der Verf. die östlichen Provinzen der Kolonie besuchte, durch den unvermutheten, mit Grausamkeiten aller Art verbundenen Einfall der Kaffern, dieser schöne Distrikt bis in die unmittelbare Nähe von Grahamstadt furchtbar verheert worden ist, so wird sich doch Albany durch die Segnungen eines gesicherten Friedens bald wieder von seinen schweren Verlusten erholen.

III. Abschnitt. (S. 1 — 142.) Mit diesem beginnt der zweyte Band. In den ersten vier Kapiteln beschreibt der Verf. seine am 17. September 1831 angetretene Reise nach Griquastadt. Littaku konnte er aus Kränklichkeit nicht, wie beabsichtigt war, besuchen. Da diese ganze Reise durch Gegenden führt, welche oft genug beschrieben sind, so unterlassen wir es, einen Auszug davon zu geben, und begnügen uns, eine einzige Stelle herauszuheben, welche einen Blick in bisher unbekannte Gegenden werfen läßt und zugleich eines sonderbaren Wohnortes gedenkt. Der Verf. hat diese Mittheilung aus dem sehr gehaltvollen und für die Kenntniß Süd-Afrikas unentbehrlichen South African Quarterly Journal entnommen, woselbst ein Auszug aus dem Reisebericht von Schoon und M'Luckie, die im Jahre 1829 östlich von Kurrichaine vordrangen, enthalten ist.

(Fortsetzung folgt.)

# Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 9. July.

Nro. 137. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1836.


## Die Philosophie des Aristoteles in ihrem innern Zusammenhang, ꝛc.

(Fortsetzung.)

So klar das Ergebniß ist, so häckelig ist das Räsonnement (oder die Speculationen — λόγοι —) durch das Aristoteles zu demselben gelangt, und wie er dieses begründet, noch mehr aber, wie er endlich daraus ableitet. Den großen physikalischen Metaphysiker leitete zu seinem πρῶτον κινοῦν ἀκίνητον wie immer und überall die Analogie in der Natur. Jede mechanische und organische Bewegung fordert ein ἀκίνητον, etwas unbewegliches; ein ὑπομόχλιον; man sehe die μηχ. προβλ. und π. τῆς κοινῆς τῶν ζώων κινήσεως; da sagt er c. 1. φανερὸν γὰρ καὶ ἐπὶ τούτων, (τῶν αἰσθητῶν sc. καὶ τῶν καθ' ἕκαστα ζώων) ὅτι ἀδύνατον κινεῖσθαι μηδενὸς ἠρεμοῦντος; und am Schluße des Kap.: ὅτι μὲν οὖν καὶ ἐν αὐτῷ (im Organismus) ἕκαστόν (ζῶον) τι δεῖ ἔχειν ἠρεμοῦν, ὅθεν ἡ ἀρχὴ τοῦ κινουμένου ἐστι, καὶ πρὸς ὁ ἀπερειδόμενον καὶ ὅλον ἀθρόον κινηθήσεται καὶ κατὰ μέρος, φανερόν. Man s. die flgg. Kapp. 2. 3. 4. u. bes. K. 8. Hier kann das ὑπομόχλεον das ἀπέρεισμα — der Stemm- oder Stützpunkt, — das ἀκίνητον und in sofern das τέλος genannt werden. In dem 6ten Kap. desselben Schriftchens wird untersucht, wie die Seele bewegt und bewegt wird; doch da sie deßfalls mit der Seelenlehre des Arist. übereinstimmt, so ist's sicherer, *) hier der letzteren zu folgen. Er frägt da π. ψυχ. III. 9. §. 4: Was die Ortsveränderung bey dem Thiere bewirkt? (τί τὸ κινοῦν κατὰ τόπον τὸ ζῶόν ἐστιν.) Dieß thue weder die ψυχὴ θρεπτικὴ noch die αἰσθητικὴ, noch die λογιστικὴ καὶ ὁ καλούμενος νοῦς. Denn, fährt er fort, **) die theoretische oder erkennende Vernunft denket nicht das ausrichtbare und erstrebbare; sie spricht

*) Das genannte Schriftchen könnte man leicht dem Arist. absprechen, schon wegen des Anhangs; indessen ist es jedenfalls peripatetisch. Aristoteles π. ουρ. II. 2. 7. S. 37. Sylb. verweiset auf seine περὶ τὰς τῶν ζώων κινήσεις, was dem Titel nach auf dieses Werkchen gehen müßte, aber eher das andere π. ζώων πορείας c. 4. dem Inhalte nach betrifft; dieses nimmt er auch in der Stelle ζ. μορ IV. 11. p. S. 113 und 116, 23 u. cap. 13. S. 123. 9. vgl. π. ψ. III. 10. §. 54. wo vielleicht unser Schriftchen versprochen wird, wonach es in die Parva Naturalia zu stehen käme.

**) Arist. π. ψ. III. 9. Ὁ μὲν γὰρ θεωρητικὸς νοῦς οὐδὲν νοεῖ πρακτὸν, οὐδὲ λέγει περὶ φευκτοῦ καὶ διωκτοῦ οὐδέν, ἡ δὲ κίνησις ἢ φεύγοντός τι ἢ διώκοντός τι ἐστίν. ἀλλ' οὐδ' ὅταν θεωρῇ τι τοιοῦτον, ἤδη κελεύει φεύγειν ἢ διώκειν, οἷον πολλάκις διανοεῖται φοβερόν τι ἢ ἡδύ, οὐ κελεύει δὲ φοβεῖσθαι, ἡ δὲ καρδία κινεῖται, ἂν δ' ἡδύ, ἕτερόν τι μόριον. (cf. π. τῆς κοινῆς τ. ζ. κιν. c. 8. et c. 11.) Ἔτι καὶ ἐπιτάττοντος τοῦ νοῦ καὶ λεγούσης τῆς διανοίας φεύγειν τι ἢ διώκειν, οὐ κινεῖται, ἀλλὰ κατὰ τὴν ἐπιθυμίαν πράττει οἷον ὁ ἀκρατής. Καὶ ὅλως δὲ ὁρῶμεν ὅτι ὁ ἔχων τὴν ἰατρικὴν οὐκ ἰᾶται, ὡς ἑτέρου τινὸς κυρίου ὄντος τοῦ ποιεῖν κατὰ τὴν ἐπιστήμην, ἀλλ' οὐ τῆς ἐπιστήμης. αλλὰ μὴν οὐδ' ἡ ὄρεξις ταύτης κυρία τῆς κινήσεως· οἱ γὰρ ἐγκρατεῖς ὀρεγόμενοι καὶ ἐπιθυμοῦντες οὐ πράττουσιν ὧν ἔχουσι τὴν ὄρεξιν, ἀλλ' ἀκολουθοῦσι τῷ νῷ. — — — c. 10. φαίνεται δὲ γε δύο ταῦτα κινοῦντα ἡ ὄρε-

nicht von dem, was zu fliehen, oder zu verfolgen ist; Bewegung aber zeiget sich an den lebendigen Wesen, wenn sie etwas meiden wollen, oder nach etwas trachten. Sogar nicht einmal, wenn sie etwas der Art betrachtet, heißt sie sofort es fliehen, oder verfolgen; oft denkt sie z. B. etwas Furchtbares oder etwas Angenehmes, mahnt aber doch nicht zu fürchten; wohl aber wird bewegt und pocht das Herz, oder ein anderes Glied. — Trotz dem Gebot der Vernunft kann die Begierde herrschen und antreiben, und hinwiederum kann die Vernunfterkenntniß ruhen, ohne sich zu äußern. Auch die Begierde und das Streben sind es nicht, von denen diese Art der Bewegung, die Ortsveränderung abhängt; denn wer sich in der Gewalt hat, kann, der stärksten Begierde zum Trotz, der Vernunft folgen. Indessen offenbar diese zwey bewegen, die Begierde (ὄρεξις), und der Verstand (νοῦς) im weiteren Sinne, so daß er auch die Phantasie begreift; welche die Thiere lenket. — Diese beyden sind Ursache der Ortsveränderung bey Thieren und Menschen; — jedoch nur der ausrichtsame — praktische Verstand, der um etwas willen denket, und sich hiedurch — durch den Zweck — von dem beschaulichen — theoretischen Verstande unterscheidet. Auch jede Begierde zielt nach etwas; und eben ihr Ziel und Zweck ist der Anfang — das erste für den practischen Verstand; sein Letztes aber ist der Anfang — das erste — in der Handlung (d. h. steht der Zweck fest, so geht die Ueberlegung von ihm aus, und untersucht, wie von da oder dort aus zu ihm zu gelangen sey? sie geht die Stufen und Mittel durch bis zu dem letzten und dem Subjecte nächsten; ist die Ueberlegung bey diesem angelangt, so ist sie zu Ende; es hebt an die Handlung, in entgegengesetzter Richtung gehend). — Begierde demnach und der praktische Verstand bringen an den Menschen und Thieren die Ortsveränderung hervor. Die Begierde wird erregt von einem begehrenswer-

---

ξις ἢ νοῦς, εἴ τις τὴν φαντασίαν τιθείη ὡς νόησίν τινα. πολλὰ γὰρ παρὰ τὴν ἐπιστήμην ἀκολουθοῦσι ταῖς φαντασίαις· καὶ ἐν τοῖς ἄλλοις ζώοις οὐ νόησις οὐδὲ λογισμός ἐστιν, ἀλλὰ φαντασία. ἄμφω ἄρα ταῦτα κινητικὰ κατὰ τόπον, νοῦς καὶ ὄρεξις, νοῦς δὲ ὁ ἕνεκά του λογιζόμενος καὶ ὁ πρακτικός· διαφέρει δὲ τοῦ θεωρητικοῦ τῷ τέλει. Καὶ ἡ ὄρεξις ἕνεκά του πᾶσα· οὗ γὰρ ἡ ὄρεξις, αὕτη ἀρχὴ τοῦ πρακτικοῦ νοῦ. τὸ δ' ἔσχατον ἀρχὴ τῆς πράξεως. (Vrgl. π. τῆς κ. τ. ζ. κιν. c. T. p. 154 sq. Nicom. Eth. III. 3. u. Eud. Eth. II. 11. p. 110. 111. Sylb. *Μφ.* c. 7. p. 113. fin. ψ I. 3. §. 48. p. 12. Sylb. Wo Aristoteles sich selbst sattsam erklärt, ohne daß man nöthig hat, Commentatoren nachzusehen) ὥστε εὐλόγως ταῦτα δύο φαίνεται τὰ κινοῦντα, ὄρεξις καὶ διάνοια πρακτική. τὸ ὀρεκτικὸν γὰρ κινεῖ, καὶ διὰ τοῦτο ἡ διάνοια κινεῖ, ὅτι ἀρχὴ αὐτῆς ἐστὶ τὸ ὀρεκτικόν. καὶ ἡ φαντασία δὲ, ὅταν κινῇ, οὐ κινεῖ ἄνευ ὀρέξεως· ἓν δή τι τοίνυν τὸ κινοῦν πρώτως τὸ ὀρεκτὸν (al. τὸ ορεκτικὸν was besser paßt, ſ. π. ψ. 3, 7. p. 60. 61. Sylb.) εἰ γὰρ δύο, νοῦς καὶ ὄρεξις, ἐκίνουν, κατὰ κοινόν ἄν τι εἶδος ἐκίνουν· νῦν δὲ ὁ μὲν νοῦς οὐ φαίνεται κινῶν ἄνευ ὀρέξεως· ἡ γὰρ βούλησις ὄρεξις. etc. — — Ἐπεὶ δὲ αἱ ὀρέξεις γίνονται ἐναντίαι ἀλλήλαις· τοῦτο δὲ συμβαίνει ὅταν ὁ λόγος καὶ ἡ ἐπιθυμία ἐναντίαι ὦσιν, γίνεται δὲ ἐν τοῖς χρόνου ἀσθησιν ἔχουσιν. — ὁ μὲν γὰρ νοῦς διὰ τὸ μέλλον ἀνθέλκειν κελεύει, ἡ δὲ ἐπιθυμία διὰ τὸ ἤδη· φαίνεται γὰρ τὸ ἤδη ἡδὺ καὶ ἁπλῶς ἡδὺ καὶ ἀγαθὸν ἁπλῶς, διὰ τὸ μὴ ὁρᾶν τὸ μέλλον· — εἴδει μὲν ἓν ἂν εἴη τὸ κινοῦν τὸ ὀρεκτικόν, ἢ ὀρεκτικόν, πρῶτον δὲ πάντων, τὸ ὀρεκτόν· (τοῦτο γὰρ κινεῖ οὐ κινούμενον τῷ νοηθῆναι ἢ φαντασθῆναι) ἀριθμῷ δὲ πλείω τὰ κινοῦντα· ἐπειδὴ δέ ἐστι τρία, ἓν μὲν τὸ κινοῦν, δεύτερον δὲ ᾧ κινεῖ, καὶ ἔτι τρίτον τὸ κινούμενον· τὸ δὲ κινοῦν διττόν, τὸ μὲν ἀκίνητον, τὸ δὲ κινοῦν καὶ κινούμενον, ἔστι δὲ τὸ μὲν ἀκίνητον τὸ πρακτὸν ἀγαθόν, τὸ δὲ κινοῦν καὶ κινούμενον τὸ ὀρεκτικόν· κινεῖται γὰρ τὸ ὀρεγόμενον ἢ ὀρέγεται· καὶ ἡ ὄρεξις κίνησίς τις ἐστὶν ἢ ἐνεργεία. τὸ δὲ κινούμενον ἐστὶ τὸ ζῶον· ᾧ δὲ κινεῖ ὀργάνῳ ἡ ὄρεξις, ἤδη τοῦτο σωματικόν ἐστι. — — ὡς ἐν κεφαλαίῳ εἰπεῖν, τὸ κινοῦν ὀργανικῶς, ὅπου ἀρχὴ καὶ τελευτὴ τὸ αὐτό, οἷον ὁ γίγγλυμος· ἐνταῦθα γὰρ τὸ κυρτὸν καὶ κοῖλον, τὸ μὲν τελευτή, τὸ δὲ ἀρχή. διὸ τὸ μὲν ἠρεμεῖ τὸ δὲ κινεῖται, λόγῳ μὲν ἕτερα ὄντα, μεγέθει δὲ ἀχώριστα· πάντα γὰρ ὧσει καὶ ἕλξει κινεῖται· διὸ δεῖ ὥσπερ ἐν κύκλῳ μένειν τι, καὶ ἐντεῦθεν ἄρχεσθαι τὴν κίνησιν sqq.

then Gegenstand, und durch sie dann die Ueberlegung, so daß beyde einartig sind. — Begehrenswerth aber ist das Gute, das wahre, oder das anscheinende, und zwar das ausrichtbare. — — Der Art nach Eines mag das strebsame Bewegende, als strebsam seyn; (das Allererste aber ist das Strebenswerthe, denn dieses bewegt und erregt, ohne daß es, indem es gedacht oder vorgestellt wird, bewegt und erregt wird) der Zahl nach aber sind der Bewegenden (Ursachen und Mittel) viele. Wir haben 3 Stücke, 1) das Bewegende, 2) das Bewegte, 3) das, wodurch das Thier bewegt. Das Bewegende ist zweyfach: a) das eine selbst unbewegt, b) das andere bewegend und bewegt zumal. Das Unbewegte ist das Strebsame und Begehrende (denn bewegt wird das Strebende, wiefern es strebt und begehrt, und die Begierde ist eine Art Bewegung als Thätigkeit). Das zuletzt bewegte ist eben das lebendige Wesen, das Thier, das Organ aber, mit welchem die Begierde bewegt, ist schon körperlich; wovon demnach in der Schrift: von den Leib und Seele gemeinsamen Verrichtungen zu handeln ist. Hier nur soviel: das Beweggliedist jenes, wo Anfang und Ende überein sind, wie bey der Eingelenkung der Knochen die Rundung das Ende, die Höhlung oder Pfanne aber der Anfang ist, daher diese ruht, jene aber bewegt wird; und wiewohl in ihrem Begriff und ihrer Bestimmung verschieden, sind sie doch als Größen zusammengehörig und in so fern unzertrennlich. Alles wird bewegt durch Stoß und Zug; es muß daher, wie im Kreis ein fester Punct, beharren und von dort die Bewegung ausgehen. Ueberhaupt also ist das Thier sich zu bewegen fähig, wiefern es Begierden hat; diese hat es nicht ohne Vorstellungen; jede Vorstellung (φαντασία) aber ist entweder eine sinnliche oder eine intellectuelle; jene besitzen auch die Thiere."

Das hier theils wörtlich, theils im Auszug gegebene, was Aristoteles in der Seelenlehre vorträgt, wird zu dem gegenwärtigen Behuf hinreichen, um das 7te Kapitel zu erläutern, zu dem wir uns zurückwenden (p. 248. ed. Br.). Was will da Arist. erörtern? Dieses, wie das πρῶτον κινοῦν ἀκίνητον bewegt. Wie bewegt es? als ὀρεκτὸν καὶ νοητόν! Wie erklärt und beweiset er dieses? Durch das, was er dort weiter sagt und was er mit den Worten beschließt l. ult. ἐκ τοιαύτης ἄρα ἀρχῆς ἤρτηται ὁ οὐρανὸς καὶ ἡ φύσις; und worauf er dessen διαγωγή in Betrachtung zieht. Er sagt: τὸ ὀρεκτόν καὶ τὸ νοητὸν κινεῖ οὐ κινούμενα · τούτων τὰ πρῶτα τὰ αὐτά. Das erste kann vorläufig zugestanden werden nach dem aus der Seelenlehre beygebrachten; auch hält sich Arist. bey einem so oft von ihm eingeschärften Satze nicht auf, sondern schließt gleich daran: τούτων τ.. πρ. τὰ αὐτά; und das ists, was er zuvörderst zu beweisen sucht in den Worten: ἐπιθυμητόν γὰρ τὸ φαινόμενον καλὸν, βουλητὸν δὲ πρῶτον τὸ ὄν καλόν. (Vrgl. π. ψ. III. 10. §. 50 — 53. S. 65 Sylb. was ich vorhin übergangen habe, weil soweit alles für sich klar ist, und mit dem dort gesagten übereinstimmt. Von dem καλὸν zu handeln, würde vom Weg abführen; doch s. m. Metaph. M. 3. p. 265. Br.). Das Schöne also (oder das Gute, wie er in der Seelenlehre sagt) ist Gegenstand des Begehrens und Wollens; Begehren und Wollen sind ein Vorstellen (δοκεῖν), überhaupt ein Denken: Ὀρεγόμεθα δὲ, διότι δοκεῖ ἀγαθὸν ἢ δοκεῖ διότι ὀρεγόμεθα. ἀρχὴ δὲ ἡ νόησις · νοῦς δὲ ὑπό τοῦ νοητοῦ κινεῖται, νοητὴ δὲ ἡ ἑτέρα συστοιχία καθ' αὑτήν · καὶ ταύτης ἡ οὐσία πρώτη, καὶ ταύτης ἡ ἁπλῆ καὶ κατ' ἐνέργειαν.

(Fortsetzung folgt.)

## Wanderings and adventures in the interior of Southern Africa.

(Fortsetzung.)

„Östlich von Kurrichaine oder vielmehr Chuan, entdeckten sie den Fluß Moriqua, welcher zwischen dem 25—26° Br. und 29—30° L. entspringt, einen nordöstlichen Lauf nimmt und ungefähr hundert (englische) Meilen von der Furth in eine hohe Bergreihe eintritt. Von hier ergießt er sich, nach dem Bericht der Eingebornen, durch das Land der Mantatis in die See. Er ist ungefähr 40 Ellen breit, hat ein reißendes, helles und gutes Wasser, und ist reich an Fischen, die einen Nahrungsartikel ausmachen. Der Fluß wird von Krokodilen belästigt, vor denen sich die Eingebornen, welche sie Quaina nennen, sehr fürchten; Schoon und seine Gefährten erlegten eines von 16 Fuß Länge. Ungefähr 70 Meilen ostwärts nahm die Bergreihe eine fast südnördliche Richtung, bey einer Höhe von beyläufig 700 Fuß. In der Entfernung von 14 Meilen südwärts längs dieser Berge ist ein Platz, genannt Ongoruteir Quelle, wo ein großer Baum mit siebzehn konischen Hütten ist. Diese werden als Schlafstätten benützt, indem sie außer dem Bereich der Löwen liegen, welche seit dem Einfalle der Mantatis sehr zahlreich und gefährlich geworden sind. Die Aeste dieser Bäume sind durch starke Stöcke und Pfähle unterstützt, und es giebt drei Reihen oder Boden, auf welchen diese Hütten stehen. Die unterste ist neun Fuß über der Erde, und enthält zehn Hütten; die zweite, ungefähr acht Fuß hoch, drey Hütten, und das oberste Stockwerk, wenn es so genannt werden darf, faßt vier Hütten. Der Aufgang wird durch Kerben, die in den Pfählen eingeschnitten sind, bewerkstelligt, und die Hütten sind aus Zweigen geflochten, mit Stroh bedeckt, und fassen bequem zwey Personen. Auf einer frühern Excursion besuchten diese Reisenden mehrere verlassene, auf ähnliche Art gebaute Dörfer zwischen den Flüssen Moriqua nnd Leutlecan, so wie in andern Gegenden. Diese jedoch waren auf Pfählen, anstatt auf Bäumen, errichtet, ungefähr acht Fuß über dem Boden, vierzig Fuß im Viereck, an einigen Plätzen darüber, und siebenzig bis achtzig Hütten enthaltend. Während des Tags halten sich die Einwohner unter dem Schatten dieser Decke auf, und begeben sich des Nachts in ihre Hütten.

Das vierte Kapitel giebt einen Ueberblick über die Säugethiere, welche Südafrika bewohnen, und weil die Thierwelt von der physikalischen Beschaffenheit des Landes mehr oder minder abhängig ist, stellt der Verf. uns auch diese in einigen Hauptzügen vor. Sehr treffend macht er auf den Unterschied in der Beschaffenheit der Wüsten des nördlichen und südlichen Afrika's aufmerksam:

„Die Sahara z. B., welche die ganze Strecke zwischen dem Atlasgebirge und den fruchtbaren Thälern des Senegals, Gambias und Nigers einnimmt, besteht ganz aus niedrigen Felshügeln und weiten Strecken von Flugsand, der von der Gluth einer tropischen Sonnenhitze gebrannt und zerpulvert ist, hie und da mit einer Oase oder einem Wady, wie er von den Arabern genannt wird, wo ein grüner Platz und einige Dattelbäume eine Quelle umgeben. In einer solchen Gegend wird man nicht leicht Einwohner suchen wollen, und in der That, wenn es nicht einige Springhasen oder andere ähnliche Thiere in der Nachbarschaft der Wadys, oder gelegentlich eine Heerde von Gazellen oder Straußen am Rande der großen Wüste ist, kann die Sahara als ganz entblöst von Bewohnern gelten. Der Fall ist aber ein ganz anderer in Bezug auf die Wüsten Südafrikas. Der Charakter derselben ist völlig verschieden von der Sahara; denn obwohl sie gleichfalls aus einem Sandboden bestehen, so ist dieser doch durch die Wurzeln verschiedener Pflanzen vereinigt, welche einen gewissen Antheil von Nahrung zu allen Zeiten selbst aus dem verbrannten Boden der Karroos ziehen und welche während der Regenzeit die ganze Gegend mit einem reichlichen Grün bedecken. Die Karoos von Süd- und Mittelafrika sind dadurch in ihren Hauptbeziehungen den Steppen Nordasiens ähnlich, mit der Ausnahme, daß ihre zwischentropische Lage und der regelmäßige Wechsel von trockener und nasser Jahreszeit den mittelafrikanischen Wüsten einen Charakter giebt, den asiatische nicht besitzen. Es sind daher jene auch viel besser zur Unterhaltung von Thieren geeignet, zumal von schnellfüßigen Wiederkäuern, welche in kurzer Zeit große Räume zur Aufsuchung der oft weit umher zerstreuten Plätze, auf welchen ihr Futter wächst, durchwandern können. Von den fast 70 Arten, welche die Naturforscher zur Gattung Antilope zählen, sind nicht weniger denn 50 Afrika eigenthümlich, und von diesen weiden über 25 Arten in der Kapkolonie oder in den östlich und nördlich unmittelbar daran gränzenden Gegenden. Dieß ist gewiß einer der merkwürdigsten Umstände in der afrikanischen Zoologie, und wird dadurch noch interessanter, daß Hirsche, also von derjenigen Gattung unter den Wiederkäuern, welche nächst den Antilopen die meisten Species aufzuweisen hat, nur zwey von fast dreißig Arten aus diesem Welttheil bekannt sind, und selbst diese sind beschränkt auf die Thäler des Atlasgebirges."

„Drey verschiedene und schöngestreifte Arten der Pferdegattung, das Zebra, Dauw und Quappa, bewohnen gleicherweise die Ebene von Süd- und Mittelafrika, und die stattliche Giraffe durchzieht gelegentlich in kleinen Heerden die Sandebenen, und sucht sich eine sparsame Nahrung an der dornigen Akazie, welche auf manchen Strecken der Wüste in Menge vorkommt. Bey ungewöhnlich trockener Jahreszeit, wo die Vegetation der Karoos des Innern zum Futter nicht ausreicht, wandern unzählige Heerden dieser Thiere südwärts, um reichlichere Weiden zu finden, und auf diese Weise werden innerhalb der Koloniegränzen neue Arten getroffen, die sonst nicht südlich vom Orangefluß gesehen werden."

(Schluß folgt.)

# Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 12. July.

Nro. 138. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1836.


## Die Philosophie des Aristoteles in ihrem innern Zusammenhang, ꝛc.

(Fortsetzung.)

Alexander v. Aphrodisias (in der Münchner Handschrift Fol. 384) sagt zu dieser Stelle: πᾶν ὀρεκτὸν καὶ πᾶν νοητὸν κινεῖ, ὥστε μὴ κινεῖσθαι, ἀλλ' ἀκίνητα μένοντα κινεῖν τὰ ἄλλα, ὡς ὁ χόρτος τὸν ὄνον, καὶ ἡ εἰκὼν τὸν ἐραστήν. Ἐπειδὴ δὲ πᾶν ὀρεκτὸν καὶ πᾶν νοητὸν ἀπὸ τοῦ πρώτου καὶ καθ' αὐτὸ νοητοῦ καὶ ὀρεκτοῦ λέγεται καὶ εἰσίν τινα μὲν ὀρεκτὰ μὴ νοητὰ δὲ, ὡς ὁ ἄρτος, καὶ ἔμπαλιν νοητὰ μὴ ὀρεκτὰ, ὡς τὰ κακὰ, δείκνυσιν ὅτι τὸ πρώτως καὶ κυρίως νοητὸν καὶ κυρίως ὀρεκτὸν ταυτόν ἐστι, διδάσκων ἡμᾶς τὴν διαφορὰν τοῦ ἐπιθυμητοῦ καὶ τοῦ βουλητοῦ, λέγων· Ἐπιθυμητὸν μέν ἐστιν τὸ φαινόμενον καλὸν· τὸ γὰρ κυρίως καλὸν οὐκ ἐπιθυμητὸν ἀλλ' ἐφετὸν καὶ ὀρεκτόν· ἕτερον γὰρ ἐπιθυμία ἐφέσεως· ἡ μὲν γὰρ ἐπιθυμία ἐν τῷ λογιστικῷ· βουλητὸν δὲ πρώτως καὶ κυρίως οὐ τὸ φαινόμενον καλόν, ἀλλὰ τὸ ὂν ἐν τῇ ἑαυτοῦ φύσει καλόν. Ὀρεγόμεθα δὲ ὅτι ἔδοξε, ἢ καὶ ἔμπαλιν, διότι δοκεῖ, ὀρεγόμεθα — (die lateinische Uebersetzung des Sepulveda fol. 184 R. fährt so fort: de quibus cum ad hunc modum disputavit, primum intelligibile et primum appetendum idem esse colligit dicens: Intellectio enim principium est; was der Münchner Codex nicht hat, ich wenigstens nicht bemerkt habe.) ἀρχὴ γὰρ ἡ νόησις· τοῦτ' ἔστιν ἀρχὴ τῆς κινήσεως τὸ ὀρεκτόν· προσύπακουστέον γὰρ τῷ ἀρχὴ τῆς νοήσεως τοῦ τὸ (sic. aut dele τοῦ, aut scr. τοῦ νοῦ) ὀρεκτόν· τοῦτο γὰρ κινεῖ τὸν νῦν (sic. l. νοῦν)· κίνησις δὲ νοῦ νόησις· κινεῖ γὰρ τὸν νοῦν τὸ ὀρεκτὸν εἰς τὸ νοῆσαι, εἴτε ὀρεκτόν ἐστιν, εἴτε οὐκ ὀρεκτόν ἐστιν. ἀλλὰ μὴν κινεῖται ὁ νοῦς καὶ ὑπὸ τοῦ νοητοῦ. Εἰ οὖν αὐτὸν κινεῖ καὶ τὸ νοητὸν καὶ ποιεῖ κατ' ἐνέργειαν νοῦν, κινεῖ δὲ αὐτὸν καὶ τὸ ὀρεκτὸν, τὸ νοητὸν ἄρα καὶ τὸ ὀρεκτὸν ταυτόν ἐστιν. Νοητὸν δὲ κυρίως καὶ νοῦς τῇ ἑαυτοῦ φύσει ἐστὶ τὸ πρῶτον αἴτιον, ἐκεῖνο ἄρα ἐστὶ καὶ κυρίως νοητὸν καὶ κυρίως νοῦς καὶ κυρίως ὀρεκτόν. Vergleiche James Harris Philosophical Arrangements c. 17. S. 428 sq. Philopon. fol. 50. 51.

Ich habe diese lange Stelle hergesetzt, nicht allein deshalb, weil der griechische Commentar des Alexander noch ungedruckt, sondern weil sie den Aristoteles richtig und in Uebereinstimmung mit dem auslegt, was er in der Seelenlehre vorträgt. Herr Biese faßt obiges ἀρχὴ δὲ ἡ νόησις ------- κατ' ἐνέργειαν so:

„Das Princip dieses Strebens ist nicht das Sinnliche, sondern die denkende Vernunft; denn was an sich schön ist, das ist ein Gedachtes, und der Gedanke wird nur von dem Gedachten bewegt. Das Gedachte bildet aber zu dem Gedanken der denkenden Vernunft die andere Reihe des an und für sich seyenden, und in dieser ist die Wesenheit das Erste, und unter den Wesenheiten wiederum diejenige, welche einfach für sich reine Thätigkeit ist, nämlich das Denken.“

Da ich mir nicht klar machen kann, was H. Bieſe — hier Hegel (14, 329) ganz beſonders folgend, gemeynt habe, ſo faſſe ich mit Alexander den Gedanken des Ariſtoteles kurz ſo: der Verſtand, — die Denkkraft wird von dem Denkbaren bethätigt; dieſes reizt und erregt ihn, ohne daß es ſelbſt bewegt noch verändert wird; ein Beyſpiel ſolcher νοητὰ ſind die mathematiſchen Lehrſätze, und die wahren — das τί ἦν εἶναι eines Dinges ausſagenden — Begriffe, zumeiſt aber die νόοι ſelbſt, und unter dieſen der höchſte ſubſtantiale, einfache und wirkthätige Geiſt. Dieſer folglich bewegt und erregt zumeiſt, ohne ſelbſt bewegt zu werden. In die Reihe des Denkbaren gehört aber auch das Gute und Schöne, die ja gleichfalls den Geiſt anregen und in Bewegung ſetzen; und auch hier erregt das Beſte (finis bonorum) natürlich zumeiſt, ohne ſelber bewegt zu werden. In dieſer Uebereinſtimmung als νοητὸν jedwedes und als ἀκίνητον κινοῦν und als πρῶτον als τέλος demnach ſind ſie (τὰ αὐτὰ) einfach dieſelben. Dieß ſcheinen mir die Ariſtoteliſchen Worte zu ſagen, mit denen er nach obigem κατ' ἐνέργειαν fortfährt: ἔστι δὲ τὸ ἕν καὶ τὸ ἁπλοῦν οὐ τὸ αὐτό· τὸ μὲν γὰρ ἕν μέτρον σημαίνει, τὸ δὲ ἁπλοῦν πῶς ἔχον αὐτό. Ἀλλὰ μὴν καὶ τὸ καλὸν καὶ τὸ δι' αὐτὸ αἱρετὸν ἐν τῇ αὐτῇ συστοιχίᾳ, καὶ ἔστιν ἄριστον ἀεὶ ἢ ἀνάλογον τὸ πρῶτον. Ὅτι δ' ἐστὶ τὸ οὗ ἕνεκα ἐν τοῖς ἀκινήτοις, ἡ διαίρεσις δηλοῖ (ſ. oben)· ἔστι γάρ τινι τὸ οὗ ἕνεκα ὧν τὸ μὲν ἔστι, τὸ δὲ οὐκ ἔστι. Das höchſte Gut iſt zugleich das höchſte Denkbare, der höchſte Verſtand, iſt dasjenige, um deßwillen alles ſtrebt und wirkſam iſt; — dieß wars, was Ariſtoteles zu beweiſen hatte, und hiemit gethan zu haben denkt.

Die nächſte Frage iſt: wie es denn bewege? nicht als αἴτιον ποιητικὸν (ſ. π. γεν. κ. φθ. I. 7 ext. p. 24. Sylb.), ſondern als αἴτιον τελικὸν, ſagt Ariſtoteles; es bewegt als ἐρώμενον, als Geliebtes. Sein bloßes Daſeyn allein bewirkt die Bewegung und Thätigkeit in dem Andern, deſſen Weſen und Form ſie ſind; ſie ſind es aber dem oberſten Himmel — dem ἀπλανὴς οὐρανός. — Alexander ſagt zu d. St. Fol. 385 Vers. ſ. f. τὸ οὗ ἕνεκα ὅπερ ἐστὶ, τοῦτο ἐστί· τὸ δὲ τούτου ἕνεκα (das Mittel, hier der Kreislauf des Himmels) οὐκ ἔστιν ὅπερ ἐκεῖνο· τὸ γὰρ κινούμενον ἕνεκα τοῦ ἀγαθοῦ, οὐκ ἔστι τ' ἀγαθὸν· τὸ γὰρ ἀγαθὸν, ὅπερ ἐστὶ οὗ ἕνεκα, ἀγαθόν ἐστι· κινεῖται δὲ ἕως οὗ καταλάβῃ τὸ ἀγαθὸν, καταλαβὼν δὲ ἵσταται· εἰ δὲ τὸ πρῶτον αἴτιον, ὅπερ τὸ πρῶτον ἀγαθόν ἐστι, ἄπειρόν ἐστι, (dieß iſt kein von Ariſt. hier gebrauchtes Prädikat oder Attribut; es liegt jedoch in πρῶτον und ἄριστον) οὐδέποτε ἂν τὴν ὁλότητα τῆς ἀγαθότητος αὐτοῦ, ὥστερ ἐπὶ τῶν μερικῶν ἀγαθῶν ἔχει, τὸ ἐφιέμενον αὐτοῦ καταλήψεται, διὰ τοῦτο ἀεὶ κινήσει ὡς ἐρώμενον ἀκατάληπτον. Als ſolches bewegt es der obere Himmel, und dieſer dann alles übrige. Dem Himmelsſtoff iſt aber die Kreisbewegung weſentliche und in ſeiner Natur nothwendige (π. ουρ. I. 2 u. 3.) Thätigkeit, und zu dieſer reizt und bewegt ihn das höchſte Gut, das unveränderliche ꝛc., das ſich nie anders verhalten kann und ſonach nothwendig iſt, ſowohl als conditio sine qua non des Wohles (τοῦ εὖ) wie auch weil dasſelbe ſich gar nicht ändern kann, ſondern ſchlechthin ſich ſo wie es iſt verhält. „Und von einem ſolchen Princip," ſchließt Ariſt., „iſt der Himmel und die ſublunariſche Schöpfung (οὐρανὸς καὶ φύσις) abhängig."

Ich vertraue, daß den meiſten Leſern, die nur einigermaſſen des Griechiſchen kundig ſind, und nur mit einiger Aufmerkſamkeit den Ariſtoteles anſehen mögen, die Richtigkeit der Erklärung aus der Sprache ſelbſt, wie aus der Ueberlieferung der attiſchen Ausleger einleuchten werde. Zur Vergleichung ſetze ich jedoch noch dasjenige hieher, was Hegel in den

Vorll. üb. Gesch. der Ph. Bd. 14. S. 328 flg. mit eben so viel Willkühr als Gewaltsamkeit daraus gezogen hat.

„Als das Wesen, das Wahrhafte, ist also zu setzen, was sich in sich selbst, also „im Kreise bewegt; und dieß ist nicht nur in der denkenden Vernunft zu sehen, sondern auch durch die That (ἐργῳ)", — d. i. es ist vorhanden, existirt realiter in der sichtbaren Natur. Dieß folgt aus der Bestimmung des absoluten Wesens, als thätigen, das in die Wirklichkeit, gegenständliche Weise, treten macht. Als das sich Gleiche, was sichtbar ist, ist dieß absolute Wesen „der ewige Himmel;" die zwey Wesen der Darstellung des Absoluten sind denkende Vernunft und ewiger Himmel. Der Himmel ist aber bewegt; „er ist aber auch ein Bewegendes." Da das Kuglichte „Bewegendes und Bewegtes ist, so ist eine Mitte, welche bewegt, das Unbewegte ist, — selbst zugleich eine Substanz und die Energie;" sie bestimmt dem Aristoteles den Kreis der in sich zurückkehrenden Vernunft, — mit neueren Bestimmungen gleichlautend. Das Unbewegte, was bewegt, — dieß ist eine große Bestimmung; das sich selbst gleichbleibende, die Idee, bewegt und bleibt in der Beziehung auf sich selbst. Er erläutert dieß folgendermassen: „Sein Bewegen ist auf folgende Weise bestimmt. Dasjenige bewegt, was begehrt wird und gedacht wird; dieß, was begehrt wird und gedacht wird, ist selbst unbewegt," ruhend. Es ist Zweck; dieser Inhalt oder Zweck ist aber das Begehren und Denken selbst; solcher Zweck heißt Schönes, Gutes. „Was begehrt wird, ist das, was als schön erscheint" (gefällt), „dessen Erstes" oder Zweck, „was mit dem Willen gewollt wird, ist, was schön ist." Es ist als gegenständliches Wesen gesetzt, was „wir aber begehren, weil es so erscheint," gegeben ist; „mehr als daß es so erscheint, weil wir es begehren." Denn dann wäre es schlechthin durch die Thätigkeit gesetzt; es selbst ist selbständig, unser Begehren wird erst erweckt. „Das" wahre „Princip ist" hierin aber „das Denken; denn der Gedanke wird von dem Gedachten bewegt." Der Gedanke hat Gegenstand; er ist das Unbewegte, welches bewegt. Aber dieser Inhalt ist selbst ein Gedachtes, so selbst Produkt des Gedankens; es ist unbewegt, und so ganz identisch mit der Thätigkeit des Denkens. Hier im Denken ist so diese Identität vorhanden; das welches bewegt wird, und welches bewegt, ist dasselbe. „Dieß Gedachte aber" (man traut kaum seinen Augen) „ist die andere Reihe an und für sich selbst, ist sich selbst sein eigenes Element," — der als gegenständlich gesetzte an und für sich seyende Gedanke; „und dieses anderen Elements Substanz ist die erste: die erste Ursache ist einfach — nicht Eins — und die reine Thätigkeit." Die οὐσία dieses Gedankens ist das Denken; dieses Gedachte ist also die absolute Ursache, selbst unbewegt, aber identisch mit dem Gedanken, der von ihm bewegt wird. „Das Schöne und das Beste" (die Pflicht, das An und für sich seyende, Endzweck) „ist eben solches" — ein Unbewegtes, das bewegt. „Daß aber das Umweswillen zum Unbewegten gehört, zeigt der Begriff." „Was bewegt wird kann sich auch anders verhalten. Der Trieb (φορὰ) überhaupt ist die erste Veränderung; die erste ist die Kreisbewegung, diese aber wird von jenem bewegt." Jenes, der Begriff, principium cognoscendi, ist auch das Bewegende, principium essendi! er spricht es als Gott aus, und zeigt die Beziehung auf das einzelne Bewußtseyn."

So weit Hegel! Rec. kann nur dessen obige Worte wiederholen: „man traut kaum seinen Augen!" Indessen bey Hegel kann man die Hartnäckigkeit, mit der er seine Meynung von der Geschichte der Philosophie, wie er sie von vorne herein ausspricht, und die Gewaltsamkeit seiner Kunst sogar bewundern; wenn sich aber ein Historiker, der die Dokumente selber gelesen haben muß, dadurch berücken und bethören läßt, so ist das — unverzeihlich zum mindesten. —

Nur eines habe ich hier noch zu erinnern, was Hegel, und ihm nach, H. Biese verdreht, es ist: ἀρχὴ δὲ ἡ νόησις. Wir streben — ὀρεγόμεθα — und der Anfang ist das Denken, — Vorstellen — νόησις! Daß er gleich νόησις, und nicht ὄρεξις sagt, davon liegt der Grund in seiner psychologischen Ansicht, die er π. ψ III. 9. von den Seelenvermögen oder Theilen ausspricht: πρὸς δὲ τούτοις τὸ ὀρεκτικόν, ὃ καὶ δυνάμει ἕτερον ἂν δόξειεν εἶναι πάντων· (sc. τοῦ αἰσθητικοῦ, φανταστικοῦ, λογιστικοῦ u. s. f.) καὶ ἄτοπον δὲ τοῦτο διασπᾶν· ἔν τε τῷ λογιστικῷ γὰρ ἡ βούλησις γίνεται, καὶ ἐν τῷ ἀλόγῳ ἡ ἐπιθυμία καὶ ὁ θυμός· εἰ δὲ τρία ἡ ψυχή, ἐν ἑκάστῳ ἔσται ὄρεξις. Diese ist nicht in der Sache, sondern in der Anwendung und Richtung (εἶναι) verschieden — hier von der νόησις. Daß die νόησις aber in obiger Stelle nicht die des göttlichen Geistes, sondern des bewegtbewegenden meyne, ist klar. Die weitere Erklärung des

Wie? gehört aber in die Physik, namentlich in die Astronomie. Ich verspare daher das Uebrige bis zur Erscheinung des 2ten Theiles. Einiges andere aber wird hier im Verfolg vorkommen.

(Fortsetzung folgt.)

## Wanderings and adventures in the interior of Southern Africa.

(Schluß.)

Die Wanderungen der Springböcke (Antilope Euchore), bey welcher Art sie am häufigsten vorkommen, sind wegen der zahllosen Menge von Thieren am verheerendsten, indem sie alles Grün eben so verschwinden machen, als ob Heuschrecken-Heere darüber weggezogen wären.

„Hasen, Springhasen und andere Nager finden sich gleichfalls in großer Häufigkeit auf diesen Karroos; und bey der Menge pflanzenfressender Thiere läßt es sich leicht denken, daß es auch an Raubthieren, die jenen nachstellen, nicht fehlen wird. Wirklich wimmelt es von verschiedenen Arten solcher Bestien in Südafrika. Der Löwe, der Leopard und der Cheetah (Felis jubata) suchen sich zu ihrer Beute die verschiedenen Arten von Antilopen und bisweilen auch den Chackma oder großen Pavian der Gegend, welcher nebst einer kleinen Meerkatze, Cercopithecus erythropygus, das einzige vierhändige Thier in der Kolonie ist. Der Luchs und verschiedene kleinere Katzenarten stellen vorzüglich Vögeln und kleinen Baum-Säugethieren nach, deren sie sich durch Klettern auf Bäume oder durch's Schlüpfen durch das Gebüsch bemächtigen. Drey verschiedene Arten von Hyänen, am Kap Wölfe genannt, mit unzähligen kleinern Raubthieren streifen nach Leichnamen umher oder nehmen sonst, was sie überfallen und überwältigen können."

Dann folgen noch Beschreibungen oder kürzere Bemerkungen über solche Säugethier-Arten, die vom Verf. neuentdeckt, oder doch wenigstens selten sind; die neuen Arten sind jedoch nicht von ihm, sondern von Ogilby und Bennett benannt, und er wiederholt hier meist nur ihre Beschreibungen. Hieher gehören: Antilope ellipsiprymnus Og., Cynictis Steedmanii Og., Manis Temminckii Smuts, Erinaceus frontalis Benn, Hyaena villosa Smith, Proteles cristata, Antilope Oryx, Antilope strepsiceros, Camelopardalis, Alligator Cowieii Smith. *)

*) Auf S. 184 giebt der Verf. einen Auszug aus der Reise Bain's und Biddulph's, die im Jahr 1826 bis zu den Wanketsen vordrangen, und unter 25° 15′ Br. 25° 25′ L. am Fluße Loorolani eine Menge Wild, namentlich das weiße Rhinozeros antrafen; ein Thier, das uns noch ganz unbekannt ist, und über welches weiteren Aufschlüssen entgegen gesehen wird.



Das sechste und letzte Kapitel des dritten Abschnittes giebt Aufschlüsse über die Beweggründe, welche die Kaffern veranlaßten, zu Ende des Jahres 1834 die östlichen Länder der Kolonie unvermuthet zu überfallen, und unter Morden und Plündern zu verwüsten. Da diese Nachrichten vom Missionär Shaw herrühren, der seit mehreren Jahren unter den Kaffern lebt, und also die Verhältnisse am genauesten kennt, so wird man durch sie den Stand der Dinge am zuverlässigsten erfahren. Er giebt zwey Gründe an, welche den eben erwähnten Raubzug veranlaßt haben. Den einen findet er in dem moralischen Zustande der Kaffernstämme, indem sie nämlich sehr unbestimmte Begriffe vom Eigenthumsrecht haben, unbekümmert bey Zerstörung eines Menschenlebens sind und einen tiefgewurzelten Hang zum Viehdiebstahl zeigen. Den andern Grund findet Shaw in der schlechten Gränzpolizey der Kolonialregierung. Anstatt ein geregeltes System in den Gränzangelegenheiten festzusetzen, erlaubte man sich hinsichtlich derselben große Willkühr. Bald behandelte man die Kaffern mit Härte und Strenge, bald mit Milde und Güte. Zu Zeiten ließ man sie ihren gänzlichen Untergang befürchten und wieder zu anderen erduldete man ungestraft die frechesten Räubereyen von ihnen. Kein direkter und offizieller Verkehr bestand zwischen den Kolonialbehörden und den Häuptlingen, und es existirte nicht ein einziger schriftlicher Vertrag, durch welchen die Kaffern gebunden worden wären. Dadurch entstanden manche Mißhelligkeiten, welche bey einem leidenschaftlichen kriegerischen Volke, das an Rauben und Morden gewöhnt ist, endlich den Ueberfall der Kolonie veranlaßten.

IV. Abschnitt. Dieser enthält einige Mittheilungen, welche der Verf. nicht aus eigener Erfahrung, sondern aus fremden Quellen genommen hat. Der Inhalt betrifft 1) die Expedition von Dr. Smith nach dem Innern von Afrika und die Abentheuer, welche einem Freunde desselben begegneten, 2) die Strandung des Schiffes Grosvenor und Schicksale der Mannschaft desselben, 3) Schilderung der Amaponda-Kaffern, und 4) authentische Berichte über den letzten Kaffernkrieg.

Eine besondere Zierde dieses Buches machen die schönen Holzschnitte und Steinzeichnungen aus, welche theils Thiere, theils Landschaften und Begebnisse darstellen. Von vorzüglichem Werthe ist die Karte von Südafrika.

# Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 13. July.

Nro. 139. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1836.


## Die Philosophie des Aristoteles in ihrem innern Zusammenhang, ꝛc.

(Fortsetzung.)

Nachdem Aristoteles das höchste Gut, das nothwendige Urwesen, den Urgeist erwiesen, so beschreibt er (S. 249 l. 1. sqq. Br.) seine διαγωγή, seine Thätigkeit in ihm selbst; — „es ist (sagt Hr. Biese S. 549 sq. in Note 2.) διαγωγή vorzugsweise der Zustand des rein beschaulichen Vernunftlebens, des speculativen Denkens, dessen Genuß die Seligkeit ist (s. oben S. 354 sq.) Man lese die lange Note S. 549 — 551 und die dort angeführten Stellen bey Aristoteles selbst und in H. Biese's speculativer Erörterung derselben. Ich wende mich zu H. Biese's Extract dieser Stelle und übergehe nur die Beziehungen auf das menschliche Leben, Denken, die Arist. einmischt, und die aus der Uebersetzung oben bekannt sind. Dieß absolute Wesen führt in seinem An und für sich seyn das vorzüglichste Vernunftleben — wie wir nur kurz —

„Die göttliche Thätigkeit dagegen ist als ungetrübter Genuß die Seligkeit. — Das Denken aber an und für sich, das sich auf sich selbst bezieht, ist ein Denken des an und für sich Besten, und das tiefste Denken, das Denken dessen, was an und für sich das Tiefste ist. Sich selbst aber denkt der Gedanke durch Aufnahme des Gedachten; denn er wird, indem er berührt und denkt, selbst das Gedachte so daß das Gedachte und das Denken Eins ist; erst in dieser Identität findet die reine ungestörte Thätigkeit statt, und diese ist im höheren Grade das Göttliche, als das was die denkende Vernunft nur als Anlage Göttliches zu haben wähnt. Die Thätigkeit selbst, die Speculation ist das Genußreichste und Höchste.“ —

Daß Aristoteles die Identität des Gedankens und des Gedachten lehre, ist an unserer Stelle offenbar; und dieselbe Identität spricht er auch sonst oft und namentlich π. ψ. III. 7. aus: τὸ αὐτό δ'ἐστιν ἡ κατ' ἐνέργειαν ἐπιστήμη τῷ πράγματι u. s. w. — hier freylich in anderer Beziehung. Daß er recht habe, dessen kann sich jeder, wenn nicht in anderen Gebieten, wenigstens in der Mathematik, in der Geometrie, am leichtesten und klarsten überzeugen; der Geist im geometrischen Denken ist Subject und Object zumal, nur nicht in derselben Beziehung (κατὰ τὸ αὐτό). Dieß vorausgesetzt finde ich gleichwohl mehrere Schwierigkeiten, die vielleicht Hr. Biese lösen kann, — Schwierigkeiten, nicht im Text, sondern nur in der Vorstellung nach ihrem allseitigen Zusammenhang, zumal wie Hr. Biese in der oben angeführten Stelle den Geist der Aristotelischen Theologie zusammengedrängt hat, wo er uns nach allen beygebrachten Stellen noch insbesondere auf dieses Kapitel verwiesen. — Gott denkt, — er denkt das Schönste und Beste; — er denkt sich, denn Er ist das Schönste und Beste; und der Gedanke muß mit dem Gedachten identisch — dasselbe seyn. Denkt er auch die Welt? Nach Hn. Biese allerdings, in wiefern „sein Denken ist That, und seine Thaten sind die lebensvollen Principien, welche von dem Materiellen erstrebt werden, und die schaffend und wirksam sich durch alle Sphären des Universums hindurch ziehen, sie ordnen, beleben und beseelen.“ (S. 352.) Das finde ich in keinem Worte unseres Kapitels. Zwar sind die Formen der Naturdinge durchaus das Höchste und Beste und Schönste

— eben für das Geschöpf selbst, das unvollkommen – ἀτελής – ist, bis es seine Form, seine Vollendung erreicht hat. Auf den ausgeprägten Formen beruhet die Schönheit der Natur Z. μ. I. 1., und darum sagte Heraklit ebd. (c. 5. S. 14. l. 20) zu den Fremden: εἰσιέναι θαῤῥοῦντας· εἶναι γὰρ καὶ ἐνταῦθα (πρὸς τῷ ἱπνῷ) θεούς· οὕτω (fährt Arist. in seinem eigenen Namen fort) καὶ πρὸς τὴν ζήτησιν περὶ ἑκάστου τῶν ζώων προσιέναι δεῖ μὴ δυσωπούμενον, ὡς ἐν ἅπασιν ὄντος φυσικοῦ καὶ καλοῦ· τὸ γὰρ μὴ τυχόντως, ἀλλ' ἕνεκά τινος ἐν τοῖς τῆς φύσεως ἔργοις ἐστὶ καὶ μάλιστα· οὗ δ' ἕνεκα συνέστηκεν ἢ γέγονε τέλους, τὴν τοῦ καλοῦ χώραν εἴληφεν. Denkt denn aber Gott die Naturformen? vielleicht, in wie fern sie schön sind? Allein mir ist keine Stelle erinnerlich, wo von Gott gesagt würde, er denke Formen (εἴδη) so entweder die reinen selbstständigen Formen, die εἴδη χωριστὰ καὶ νοητά; oder die aus der Natur entsprossenen, durch die Materie hindurchgegangenen und von ihm erst abgezogenen Formen, wie sie der menschliche Geist auch aus der Natur ziehet, indem er zu dem λόγος derselben, zu ihrem τί ἦν εἶναι eindringt und sie sich aneignet, assimilirt, identificirt. —

Die erste Voraussetzung angenommen, so kann dann Gott richtig τόπος τῶν εἰδῶν und εἶδος εἰδῶν genannt werden, was Aristoteles vom menschlichen Geiste gesagt auch billiget; — und das θεῖον und θειότατον ἐν ἡμῖν (Eth. Nicom. X. 7, 1) das ja zur Seele wie das Licht zum Auge hinzukömmt, könnte eine solche Form, divinae particula aurae seyn, wenn man darin, in diesem aus Gott heraus und an die Seele Ueberspringen oder Uebertragen, nicht eine ἐξωτερικὴ πρᾶξις und anderes mehr sehen will, dergleichen von Gott oben negirt worden ist: Indessen eine nähere Erklärung kommt bey Aristoteles und Biese hierüber nicht vor; auch käme diese Vorstellungsart in manchen Puncten der Platonischen Ideenlehre zu nahe, der doch Aristoteles überall ausweicht, die er überall bekämpft, die ihn wahrscheinlich zu seinem Kapitalsatz, zur Unterscheidung des ἐνεργείᾳ ὄν und δυνάμει ὄν geleitet hat. Diese hat er an die Stelle des alten, für ihn nur als etwas überliefertes geltenden, Gedankens vom ὄν und μὴ ὄν gesetzt; auf jener tiefen Unterscheidung beruhet sein ganzes Lehrgebäude. — Unter jener Voraussetzung gilt dann auch vom Aristotelischen Gott, was Platon nach Plutarch Symp. VIII. 2, 1 gesagt haben soll: ὁ θεὸς ἀεὶ γεωμετρεῖ, man könnte hinzusetzen εἰδοποιεῖ u. dgl.

Allein dieß hat hier vorerst weniger Einfluß, und wir wenden uns zum zweyten Fall, demnach Gott auch die Naturformen denkt. Diese ruhen aber in der Natur selber ursprünglichst, sind und sind wieder nicht ἄνευ γενέσεως καὶ φθορᾶς, wie Aristoteles sehr richtig sagt; und eben diese Formen machen das eigentliche Wesen (οὐσίαν) der Natur aus, ακρ. I. 8 u. 9 II. 1 sqq. und überall. Sie können eben deshalb auch gar nicht, wenn man so sagen darf vor der Ewigkeit (ἀϊδιότης) von Gott in die Natur gelegt worden seyn; denn außerdem, daß davon Aristoteles kein Wörtchen sagt, so träfe diese Annahme zu nahe mit der so viel und hart bestrittenen Ideenlehre Plato's zusammen. Denkt demnach Gott die Naturformen, so denkt er sie entweder so, wie unser, der menschliche Geist sie denkt und zur Erkenntniß bringt — erst durch sinnliche Aufnahme, durch deren Gestaltung im νοῦς παθητικὸς und endlich durch deren Ergründung und Durchschauung nach ihrem τί ἦν εἶναι im νοῦς ποιητικὸς und θεωρητικός. Allein zudem, daß wie Sinne so νοῦς παθητικὸς Gott nicht zukommen, so würde er, ehe er diese εἴδη aus der Natur aus und abgezogen und in sich aufgenommen, mit sich identificirt hatte, nur δυνάμει νοῦς nicht ἐνεργείᾳ νοῦς gewesen seyn, es wäre gar keine Form, überhaupt keine Welt da gewesen, — zeitlich zu reden. — Oder er hatte und

war dieſe Naturformen rein für ſich und gleichſam a priori durch eine abſolute, oder durch eine präſtabilirte Harmonie. In beyden dieſen Fällen, mußte wohl ein fatum, eine *Εἱμαρμένη*, *Πεπρωμένη* über Gott und Natur walten, wovon keine Spur im Ariſtoteles. Aber nach dieſem braucht Gott auch deren nicht; — weder um ſie zu haben — er hat die Genüge an ſich ſelber; — noch um ſie zu geben; die Natur trägt ſie in ihrem Schooß; genug, daß er durch ſein bloßes Daſeyn beweget, bethätiget, als Geliebter reizet, nicht etwa geradehin zu ihm zu kommen, ſich mit ihm zu vereinigen, ſondern dazu reizet, daß jegliches Weſen ſein eigentliches Innere herauskehre, ſeine eigene Form, Schönheit und Vollendung zum Vorſchein bringe. Soll etwa Gott, der höchſte abſolute Geiſt, nicht genug in ſich ſelber haben, um zu denken? das wird H. Bieſe gewiß nicht ſagen; hat ja der menſchliche Geiſt ſchon ſo viel in ſich, um — in der reinen Mathematik eine wie unermeßliche und unendliche Wiſſenſchaft auszubilden. Ich nenne die Mathematik nur weil ſie am allgemeinſten als reine und ſogar aprioriſche Wiſſenſchaft nach Form und Gehalt anerkannt iſt.

Auf eine Weiſe, die ſonach unſerem mathematiſchen Denken zunächſt entſpricht, ſchreibt Ariſtoteles, meines Bedünkens, dem abſoluten Geiſte lauteres und mit ihm ſelber identiſches Denken zu. Wie dieſes auf die ewige Natur wirken, d. h. ſie reizen könne, davon ſpäterhin. Ich habe vorher noch einiges an einer Stelle Hr. Bieſes auszuſetzen, wo er ſagt: S. 547:

„Nach Ariſtoteles iſt das Denken der göttlichen Vernunft das ſich in ſich ſelbſt bewegende, denn der Geiſt verhält ſich denkend zu der gegenſtändlichen Welt nicht wie zu einem anderen, ſondern ſeine Richtung auf das Objective iſt zugleich die Rückkehr in ihn ſelbſt, wie die Kreisbewegung in ihren Anfang zurück und nicht aus ſich ſelbſt hinausgeht: daher ſagt Ariſt. de an. I. 3., wo er die Anſicht Platons widerlegt, daß die Seele dasjenige ſey, was ſich ſelber bewege, oder bewegen könne, „nicht die empfindende und begehrende Seele iſt eine ſolche Kreisbewegung, ſondern nur die denkende Vernunft, welche das Weltall beherrſcht. (Ar. l. l. §. 12. *Τὴν γὰρ τοῦ παντὸς δῆλον ὅτι τοιαύτην εἶναι βούλεται οἷον ποτ' ἐστὶν ὁ καλούμενος νοῦς· οὐ γὰρ δή οἷόν γ' ἡ αἰσθητικὴ, οὐδ' οἷον ἡ ἐπιθυμητικὴ· τούτων γὰρ ἡ κίνησις οὐ κυκλοφορία.*) Außerdem bemerkt Ariſtoteles, daß die einzelnen Thätigkeiten des endlichen Denkens in ſich begrenzt ſind: die praktiſche durch das als Zweck angeſtrebte Object, die theoretiſche durch Beweis und Definition (ſ. l. l. §. 15. und vgl. oben 297 Anm. 1.)“.



Zuerſt, daß das Denken der göttlichen Vernunft das ſich in ſich ſelbſt Bewegende ſey; dieß iſt kein Ariſtoteliſcher Ausdruck (Kategorie); er ſagt immer nur *ἑαυτὸν νοεῖ*; nicht *κινεῖ*; wo er dieſes verbum vom Denken transcendent gebraucht, da folgt und hat er anderer Syſteme Sprachgebrauch im Auge; daher erwähnt er, ſo vielfältig er die *κίνησις* als *πολλαχῶς λεγόμενον* nach ihren Arten auseinander leget, dieſes metaphoriſchen, transcendenten Gebrauches bey keiner dieſer Gelegenheiten, cf. *ακρ.* VII. 3; das Denken ſo wenig als die Tugend iſt eine *κίνησις*. Ferner, der Geiſt verhält ſich denkend zu der gegenſtändlichen Welt nicht nur nicht wie zu einem anderen, ſondern er verhält ſich gar nicht zu ihr, ſondern nur zu dem *εἶδος* oder *φάντασμα*, zu der Vorſtellung, die ihm *τὸ φανταστικόν*, die ihm der *νοῦς παθητικὸς* zubereitet liefern. Demnach nur vermittelſt des Sinnes, vermittelſt der Sinnlichkeit, die das *αἴσθημα* liefert, und vermittelſt des *φανταστικόν* verhält ſich der denkende Geiſt zu der gegenſtändlichen Welt. Dieſe iſt aber auf jenem Weg und Durchgang ſchon ein Subjectives geworden, ehe der denkende Geiſt ſich geregt hat.

In dem nächſtfolgenden endlich ſind zwey Verſehen begangen; einmal, weitgefehlt, daß Ariſtoteles die Richtung des Geiſtes auf das Objective zugleich als Rückkehr in ihn ſelbſt, ähnlich der Kreisbewegung anſehen ſollte, ſo rügt er im Gegentheil dieſe Ausdrucks- und Vorſtellungsweiſe des Plato als der Sache, dem Denken zuwider, wie die Fortſetzung ſeiner Beſtreitung des Plato deutlich lehrt.

(Fortſetzung folgt.)

**Bibliografia critica delle antiche reciproche corrispondenze politiche, ecclesiastiche, scientifiche, letterarie, artistiche dell' Italia colla Russia, colla Polonia ed altre parti settentrionali, il tutto raccolto ed illustrato con brevi cenni biografici delli autori meno conosciuti, da Sebastiano Ciampi correspondente attuale di scienze, lettere etc. dell' Imp. R. Commissione della istruzione pubb. del regno di Polonia. Firenze per Leopoldo Allegrini e Giov. Mazzoni stampatori nella badia fiorentina. 1834 (Dec. 1835) gr. 8. 364 S.**

Ref. empfiehlt mit dieser Anzeige dem Publikum ein Buch, das zu den erfreulichsten literarischen Erscheinungen des heutigen Italiens gehört. Es ist die Frucht 16 jährigen, unausgesetzten Forschens in allen bedeutenden Bibliotheken Italiens (der vatic., barber., chigian., corsic. in Rom; der ambros. und trivulz. in Mailand; der von S. Marco in Venedig; der laurenz., maglia-br. u. a. in Florenz), in dem k. Archive von Turin, dem geheimen mediciniſchen in Florenz und in den öffentlichen und Privatarchiven und Bibliotheken Polens, eine Reihe der interessantesten, meist unbekannten Dokumente, in mehr als 670 Artikeln alphabetisch geordnet, die sich sämmtlich auf die wechselseitige Verbindung Polens und Rußlands mit Italien beziehen. Der Verf., früher Professor der griechischen Literatur an der Universität in Pisa, dann in gleicher Eigenschaft von dem Gouvernement des damals noch bestehenden Königreichs Polen an die Universität Warschau berufen, hatte, in seine Heimath Toscana zurückgekehrt, theils im Auftrag der polnischen Regierung, theils aus freyem Antriebe seine Aufmerksamkeit auf diesen Punkt gelenkt, der, so unfruchtbar, ja paradox er auf den ersten Anblick erscheinen möchte, von nicht wenig erheblichem historischen Interesse ist, und zu dessen gründlicher Erforschung Niemand geeigneter war, als der Verfasser des vorliegenden Buches. Früchte dieser Untersuchungen waren die Italiani in Polonia, die notizie dei secoli XV. e XVI. sull' Italia, Polonia e Russia colle vite di Bona Sforza de' duchi di Milano regina di Polonia, e di Giovanni de' Medici detto delle bande nere, und vor allem das Werk über den falschen Demetrius, die sämmtlich von unermüdetem Fleiße und einem äußerst glücklichen Takte in Auffindung und Zusammenstellung werthvoller Dokumente zeugen. Das gemeinsame Resultat aller dieser Forschungen ist das vorliegende Buch.

»Nachdem Rußland, sagt der Verf. in der Vorrede, die christliche Religion von den Griechen angenommen hatte, empfing es mit der Religion auch Wissenschaft und Künste und berief seit dem 15 Jahrhunderte Künstler und Gelehrte aus Italien zu sich. Polen empfing mit dem lateinischen Cultus seine Bildung vorzüglich aus Italien. Beyde kriegerische Nationen, Polen und Russen, wie sie den Römern gleich nach militärischem Ruhme strebten, empfingen auch wie sie, vom Auslande Unterweisung in Wissenschaft und Kunst, die nirgends mehr als in Italien blühten. Wie einst die Römer Griechenland besuchten, so aus gleichen Zwecken die Polen Italien. Ita, schrieb der berühmte Stanislaus Resci dem ital. Dichter Simone Simonide, ita nostrorum vestigiis detrita, ita pervia facta in Italiam via est, ita crebris oppidis, tabernis, hospitiis distincta et coaedificata videtur Silesia, Moravia, Austria, Stiria, Carinthia, ut quasi quoddam suburbium Italiae videantur. Die Universitäten Italiens zählten Tausende von Polen, die daselbst die Wissenschaften erlernen oder darin sich ausbilden wollten. Es war fast kein polnischer Standesherr, der nicht in Padua den Doctorhut genommen hätte. Daselbst gab es Rectoren und Professoren polnischer Nation. Die Bibliotheken und Archive von Venedig, Bologna, Florenz, Rom, Neapel ꝛc. sind voll von Denkmälern berühmter Polen, wie umgekehrt dasselbe von Italienern in Polen statt findet.«

Die in dem vorliegenden Buche enthaltenen Correspondenzen beziehen sich auf folgende Punkte:

1. Nachrichten und Beschreibungen aller Bücher und Handschriften allgemein wissenschaftl., histor., kirchl., polit. und militärischen Inhalts, insofern sie die obenbezeichneten Länder betreffen und von Italienern verfaßt sind.
2. Desgleichen von Seite der Polen in Italien.
3. Nachrichten über classische lat. und italien. Schriftsteller, gedruckte oder ungedruckte, in's Polnische übersetzt oder commentirt.
4. Biographische Nachrichten über Schriftsteller und andere berühmte Männer Italiens, die sich in Polen oder Rußland aufhielten.
5. Wissenschaftliche Arbeiten und anderweitige Bemühungen ital. Jesuiten in jenen Ländern.
6. Nachrichten über die Socinianer in Polen.
7. Nachrichten über bekannte oder bis jetzt unbekannte ital. Künstler in jenen Ländern oder über polnische und russische in Italien.
8. Nachrichten allgemein wissenschaftlichen, historischen, geographischen, diplomatischen, commerciellen Inhaltes, der ganzen Anlage dieses Werkes angemessen; Nachrichten über Bücher und Manuscripte in slavischen Dialecten abgefaßt und in Italien herausgegeben oder daselbst in Bibliotheken befindlich.

(Fortsetzung folgt.)

# Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 14. July.

Nro. 140. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1836.


## Die Philosophie des Aristoteles in ihrem innern Zusammenhang, ꝛc.

(Fortsetzung.)

Nach den vorhin von Hrn. Biese selbst aus π. ψ. I. 3, §. 12. angeführten Worten: τούτων γὰρ ἡ κίνησις οὐ κυκλοφορία, fährt Aristoteles unmittelbar (§. 13) so fort: ὁ δὲ νοῦς εἷς καὶ συνεχής, ὥσπερ καὶ ἡ νόησις· ἡ δὲ νόησις τὰ νοήματα· ταῦτα δὲ τῷ ἐφεξῆς ἓν ὡς ἀριθμός, ἀλλ' οὐχ ὡς τὸ μέγεθος (Nachdem Arist. a. a. O. §. 11. den Begriff und die Anschauung Platos von der Weltseele angegeben, so beginnt er §. 12. die Widerlegung mit πρῶτον μὲν οὖν οὐ καλῶς τὸ λέγειν τὴν ψυχὴν μέγεθος εἶναι· τὴν γὰρ τοῦ παντὸς δῆλον ὅτι u. s. w., s. oben. Dieß also hat er bis hieher erwiesen; die Seele ist nicht μέγεθος, continuirliche Größe, wie sie, meynt Aristoteles, seyn müßte, wenn sie kreisend dächte.) Er fährt fort: διόπερ οὐδ' ὁ νοῦς οὕτω συνεχὴς ἀλλ' ἤτοι ἀμερὴς ἢ οὐχ ὡς μέγεθος τι συνεχής. Nachdem nun Aristoteles im Verlaufe des weiteren §. 13. und im §. 14. die Schwierigkeiten entgegengehalten, wie der Geistkreis die Dinge denken mag, so fährt er §. 15. fort: ἀναγκαῖον δὲ τὸν νοῦν εἶναι τὸν κύκλον τοῦτον· (nach Plato) νοῦ μὲν γὰρ κίνησις νόησις, κύκλου δὲ περιφορά· εἰ οὖν ἡ νόησις περιφορά, καὶ νοῦς ἂν εἴη ὁ κύκλος, οὗ ἡ τοιαύτη περιφορὰ νόησις. ἀεὶ δὲ δή τι νοήσει· δεῖ γάρ, εἴπερ ἀΐδιος ἡ περιφορά· τῶν μὲν etc. — Er zeigt, daß der Geist, der praktische durch den Endzweck, der theoretische durch Definition und Beweis begränzt sey; daß wenn sie auch nicht begränzt sind, (wie in der Mathematik der Fortschritt nicht begränzt ist), so kehren sie doch nicht in den Anfang zurück, ἀλλ' οὐκ ἀνακάμπτουσι γε πάλιν ἐπ' ἀρχήν, προσλαμβάνουσαι δ' ἀεὶ μέσον καὶ ἄκρον (Ober- und Untersatz im Schluß) εὐθυποροῦσιν, sondern gehen in gerader Linie fort! ἡ δὲ περιφορὰ πάλιν ἐπ' ἀρχὴν ἀνακάμπτει· οἱ δ' ὁρισμοὶ πάντες πεπερασμένοι. Ἔτι εἰ ἡ αὐτὴ περιφορὰ πολλάκις δεήσει πολλάκις νοεῖν τὸ αὐτό. Ἔτι δ' ἡ νόησις ἔοικεν ἡρεμέσει τινὶ καὶ ἐπιστάσει μᾶλλον ἢ κινήσει. — Sind diese Worte nicht deutlich genug? sprechen sie des Arist. Ansicht vom Denken nicht unumwunden aus? Mir wenigstens sind sie so klar und bestimmt und entscheidend gegen das Vorgeben des Hrn. Biese, daß ich andere Stellen nicht nachweisen mag. Es liegt auch nicht am endlichen Denken, wie sich H. Biese einzubilden scheint; Aristoteles spricht ganz allgemein vom Denken, und hier gar vom Denken des Platonischen Weltgeistes, und gesteht diesem so wenig ein rundes kreisendes Denken zu, als seinem primus motor immotus, dessen διαγωγὴ oben und dessen jetzt oft citirte νόησις νοήσεως νόησις (Metaph. Λ. 9. p. 255. Br.) eben wohl etwas anderes noch seyn wird als das reine speculative Denken, wie es H. Biese im Sinne seiner Schule ausspricht. Davon noch weiterhin.

Das zweyte Versehen ist, daß Hr. Biese hier

vom Denken der göttlichen Vernunft (das ist wohl der Vernunft Gottes?) spricht, wo Aristoteles die Platonische Weltseele bestreitet, ohne zu bemerken, daß die Platonische Weltseele eben als Geschöpf von dem Schöpfer sehr weit abstehet. Uebrigens sagt Plato Tim. p. 34. A. wo er nur erst seinen Begriff, seine Anschauung von der Welt darlegt, die er dann κατὰ τὸν εἰκότα λόγον zu erklären darangeht, allerdings: κίνησιν ἀπένειμεν ὁ θεὸς αὐτῷ (κόσμῳ s. οὐρανῷ) τὴν τοῦ σώματος οἰκείαν, τῶν ἑπτα (ib. p. 43. Bewegung nach 1) vorne, 2) hinten, 3) rechts, 4) links, 5) aufwärts, 6) abwärts, 7) im Kreis) τὴν περὶ νοῦν καὶ φρόνησιν μάλιστα οὖσαν· διὸ δὴ κατὰ ταὐτὰ ἐν τῷ αὐτῷ καὶ ἐν ἑαυτῷ περιαγαγὼν αὐτὸν ἐποίησε κύκλῳ κινεῖσθαι στρεφόμενον, τὰς δὲ ἓξ ἁπάσας κινήσεις ἀφεῖλε καὶ ἀπλανὲς ἀπειργάσατο ἐκείνων. Ob das was hier Plato zunächst nur von der Welt als Körper sagt, nothwendig wörtlich zu nehmen sey, ob nicht selbst in dem περὶ νοῦν — μάλιστα οὖσαν eine Hindeutung auf die Symbolik des Ausdrucks liege, das hier zu untersuchen liegt nicht ob; die Erklärung aber hat an dem was Plato S. 37., verglichen mit anderen Dialogen, lehret, einen festeren Boden, trifft aber, wie sie auch ausfalle, in keinem Fall das Denken der göttlichen Vernunft des Demiurgos, sondern nur der Weltseele. — Nur dieß eine will ich bemerken, daß Platon die Consequenzen des Aristoteles durch den zu Anfang schon angeführten Satz von der Spannung der Weltseele von der Weltmitte aus durch das All hindurch und von außen her wohl zurückweisen könnte, indem sie, wenn auch im Kreis denkend, darum so wenig zum μέγεθος, zur ausgedehnten Größe wird, als der menschliche Geist darum eine stätige Größe ist, weil er in der Geometrie stätige Größen denket.

Nachdem nun Aristoteles das primi motoris immoti διαγωγὴν mit obigem erörtert hat, so fährt



er S. 249, 15 Br. fort: καὶ ζωὴ δέ γε ὑπάρχει, ἡ γὰρ νοῦ ἐνέργεια ζωή, ἐκεῖνος δὲ ἡ ἐνέργεια· ἐνέργεια δὲ ἡ καθ' αὑτὴν ἐκείνου ζωὴ ἀρίστη καὶ ἀΐδιος· φαμὲν δὲ τὸν θεὸν εἶναι ζῶον ἀΐδιον ἄριστον· ὥστε ζωὴ καὶ αἰὼν συνεχὴς καὶ ἀΐδιος ὑπάρχει τῷ θεῷ· τοῦτο γὰρ ὁ θεός. Hier ist alles klar; nur daß Gott ungeachtet er οὐσία χωριστὴ ist, dennoch ζῶον ἀΐδιον etc. heißt, könnte einem mißbehagen. Indessen das φαμὲν δὲ deute ein solcher nur als: der gemeinläufige und übliche Ausdruck ist: τὸν θ. ε. ζ. α. α., so hat er sich vielleicht Genüge gethan; wenn nicht, so denke er eben Welt und Gott zusammenbehäbig, wie Leib und Seele im Thier; nur daß Gott nicht die ἐντελέχεια σώματος ὀργανικοῦ etc. ist, wie es die Seele ist π. ψ. II. 1. cf. Athenagorae Leg. pro Christ. pag. Col. 7, B u. 15 D. ἀκρ. φυσ. VII. 2 pr. etc. Denn die Seele vergeht mit dem Körper, Gott aber erhält die Welt in ihrem Seyn.

Der bis hieher geduldige Leser kann nicht froher seyn, als es der Unterzeichnete ist, diese Arbeit des Berichtigens überstanden zu haben. Nur noch eine kleine Geduld und wir sind für dießmal am erwünschten Ziele.

Nachdem Aristoteles so im 7. Kap. die Nothwendigkeit des unbewegtbewegenden Urgeistes, seine Thätigkeit und Beschäftigung in ihm selbst und sein Leben erwiesen und geschildert hat, so frägt er im 8ten Kapitel S. 250 Br. fgg.: Wie viel es solcher unbewegt bewegender geistiger Wesen gebe? Die früheren haben darüber nichts bestimmt, und „die Anhänger der Ideenlehre“, läßt Hr. Biese den Aristoteles sagen, „bewegen sich zu sehr in abstracten Bestimmungen und gehen nicht näher auf das Concrete ein.“ — Wie nun Aristoteles vorhin den primus motor immotus aus der ewigen Bewegung des oberen Himmels, a posteriori bewiesen hat, so thut er auch hier weiter, er beweiset die Zahl der Astralgeister aus der zur Erklärung

der Bewegungen der Sonne und der anderen Planeten, ihrer Stillstände, Vor- und Rückläufe nothwendigen Zahl der Sphären, deren je eine eben so ein in sich selbst schlechthin thätiger und unbewegt bewegender Geist zum Kreislauf reizet, dergleichen einer den Fixsternhimmel kreisen macht. Er faßt kurz sein Räsonnement zusammen, indem er sagt: „Wir aber nach unseren Voraussetzungen und Bestimmungen sagen: Das Princip und das Erste aller Dinge sey unbewegt sowohl an sich als nebenher (κατὰ συμβεβηκός); so ist die Seele an sich unbewegt, weil sie in keinem Orte ist; sie ist aber nebenher u. κατὰ συμβ. bewegt, wiefern nämlich der Körper bewegt wird, in dem sie ist (π. ψ. I. 1.); dasselbe bewegt und erregt die erste ewige und eine Bewegung (die eine Kreisbewegung des ἀπλανὴς οὐρανός). Weil aber das Bewegte nothwendig von etwas bewegt wird, und das erste Bewegende an und für sich unbewegt seyn muß, weil ferner die ewige Bewegung von einem ewigen, und je Eine (Bewegung) von je Einem (unbewegt bewegenden Verstand oder Geist) bewegt seyn muß; weil wir endlich außer der einfachen Bewegung des Alls, die nach unserer Lehre von der ersten und unbewegten Wesenheit herrührt, noch andere ewige Bewegungen sehen, die der Planeten nämlich (ewig aber und unstät — ἄστατον — nie ruhend ist der kuglichte Körper wie in den physikalischen Büchern bewiesen worden): so muß auch jede dieser Bewegungen von einer an und für sich unbewegten und ewigen Wesenheit ausgehen. Denn einmal die Natur — φύσις — Stoff — der Gestirne ist ein gewisses ewiges Wesen (οὐσία) und das Bewegende ist ewig und früher (vorzüglicher πρότερον. Categ. c. 9. p. 53. 54. Sylb. Coll. Metaph. Λ. 11 p. 83 — 102 Br.); sonach muß auch was früher und vorzüglicher als das Wesen, selber ein Wesen (οὐσία seyn.

Hieraus erhellet, daß es eben so viele und



ihrer Natur nach ewige und an und für sich unbewegte Wesen ohne alle Ausdehnung geben müsse, aus dem vorhin angeführten Grunde. Daß es demnach solche Wesen giebt, und welche derselben die erste, welche die zweyte in Uebereinstimmung mit der Ordnung der Umläufe der Gestirne, dieß ist offenbar. Τὸ δὲ πλῆθος ἤδη τῶν φορῶν ἐκ τῆς οἰκειοτάτης φιλοσοφίας τῶν μαθηματικῶν ἐπιστημῶν δεῖ σκοπεῖν, ἐκ τῆς ἀστρολογίας!

(Fortsetzung folgt.)

## Bibliografia critica delle antiche reciproche corrispondenze politiche, ecclesiastiche, scientifiche, letterarie, artistiche dell' Italia colla Russia, colla Polonia ed altre parti settentrionali, etc.

(Fortsetzung)

Der vorliegende Band geht von A — M incl. Um soviel als möglich des Merkwürdigsten in Kürze zu geben, hebt Ref. folgende Punkte hervor:

1. Artikel, die Ausbreitung und Hemmung der Reformation in Italien betreffend: S. 3. 25. 158. 177. 255. 306. 334., wodurch M' Crie's Geschichte der Reformation in Italien, ein Buch, das viele irrige Angaben hat, oftmals wesentlich berichtigt, die Geschichte mit vielen schätzenswerthen Aufschlüssen bereichert wird. Unter andern theilt der Verf. einen geheimen Bericht Nofri Camajanis an Cosimo I. mit, der von den ersten Spuren einer socinianischen Verbindung Kunde giebt. Unter den Personen, die daran Theil nahmen, Carl, Camillo und Fausto Sozzino, 4 andere Nobili, ein Buchhändler, ein Schneider, ein Lederarbeiter ꝛc., die sich selbst durch Verspottung der bisherigen kirchlichen Gebräuche kenntlich machten. Andere, weitläufigere Nachrichten hat der Verf. noch zurückbehalten, um sie im zweyten Bande an dem geeigneten Orte folgen zu lassen. (a)

2. B. 83. der Historiker Bzovius. Es ist bekannt, das Maximilian I. von Bayern sich bitter über die Ver-

a) Dicono, heißt es in dem Schreiben vom 5. Sept. 1558, che per le chiese sono stati visti udire solo il Vangelio, et poi voltare le spalle al Sacramento con atti et altre dimostrazioni derisorie del comune culto divino, et ragionar del purgatorio in

unglimpfung seines Ahnherrn, Kaiser Ludwigs, durch jenen Schriftsteller beklagte und darüber so erbittert wurde, daß er durch Graf Herwart den geschmähten Kaiser in einer eigenen Schrift vertheidigen ließ. Weniger bekannt aber ist, daß er noch fühlbarere (b) Maßregeln zu gebrauchen beschloß und den ganzen Dominikanerorden, zu welchem Bzovius gehörte, aus seinem Lande zu vertreiben drohte und sich erst besänftigt erklärte, als in einer neuen Ausgabe die ärgerlichen Stellen ausgelassen wurden. Da aber derselbe Mönch Originalpapiere erhalten, wodurch sich Aufschlüsse über Lorenzo il Magnifico, die Unruhen durch Savanarola ꝛc. ergaben, die der Familie Medici nachtheilig seyn mochten, dann gesagt hatte, P. Clemens VII. sey durch Simonie erwählt worden, so glaubte Francesco Niccolini, flor. Geschäftsträger in Rom, welcher hievon Wind bekommen hatte, noch ehe Bzovius sein Manuscript in den Druck gegeben, die Interessen seines fürstlichen Hauses dadurch so gefährdet, daß er für das Gerathenste hielt, mit dem Mönche selbst in's Geheim zu unterhandeln, (c)

burla, et un di loro parche una mattina trovandosi alla predica d'un prete Teatino o Riformato, che conteneva del purgatorio, subito si partì ridendo, e dicendo che non voleva star più ad udire simili favole, oltre al parlar poco convenientemente dell' autorità della Sedia Apostolica.

b) Aus dem Briefe Fr. Niccolini's an Curſio Pichena, 29. Oct. 1624 . . il Duca di Baviera, perchè egli (Bzovio) asserisce negli annali già stampati, che Lodovico Bavaro non fusse ben eletto, ha tenuto quà huomo a posta dagli ultimi anni di Papa Paolo (V.), inqua, et che non potette ottenere ni da P. Paolo, ni da P. Gregorio mai che egli si disdicessi, o che quella parte si mutilassi, perchè così come Lodovico era stato persecutor della chiesa, così anco pareva per i Papi si facessi ch' egli fussi dichiarato simoniaco, et non Imperatore legittimo; et che il duca più volte minacciò di farli dar delle pugnalate, et di cacciar la Religione Domenicana de' suoi stati, fin che assunto al Pontificato il presente Pontefice (Urbano VIII), fu finalmente comandato al Zovio da Sua Santità che nel fine dei libri mandati in luce vi si aggiungnessi une dichiarattione dell' Autore, mediante la quale egli va mitigando, et correggendo in qualche parte il detto da lui, et davantaggio fu ordinato che devendosi ristampare i medesimi libri si abolissi et levassi interamente della stampa tutto quel ch' egli dice di male del medesimo Lodovico.

c) Aus dem Briefe v. 29. Oct. 1624: era di credere il P. Medici che con una provisione di 405 scudi il mese che se li (Bzovio) assegnassi da cotesta Seren. Casa si potesse cattivarselo per sempre. ſ. Brief v. 7. Oct. 1625. che non si possa desiderar davantaggio.



worauf nicht nur sogleich die Schrift so zum Lobe des Hauses Medici umgearbeitet wurde, „daß in dieser Hinsicht gar nichts mehr zu wünschen übrig blieb," sondern auch von nun an der Mönch sein Manuscript, eh' es in den Druck gegeben wurde, Niccolini übergab, der es seinem Herrn zur Durchsicht, Correctur ꝛc. überschickte, andererseits aber in aller Stille dem Mönche 150 Piaster zustellte, damit nicht wieder Lärm entstünde, „wie als Bzovius von dem Herzoge von Savoyen (d) 200 Doppien erhalten hatte, damit er von P. Amadeus aus dem Hause Savoyen weniger Uebles sage." Der Mönch stattete seinen unterthänigsten Dank ab und versprach, dem erhabenen Hause Medici fortwährend zu dienen und das Manuscript seiner Geschichte zu überschicken. (e)

3. Unterhandlungen verschiedener Päpste mit den Czaren zur Einführung der kathol. Religion in Rußland. (6. G. 26. 50. 52. L. 15.) Ein russischer Beamte, welcher sich im verflossenen Winter in Rom aufhielt, vermochte den gegenwärtigen Präfekten des vaticanischen Archiv's, ihm alle Urkunden in Abschrift zukommen zu lassen, welche sich auf Rußland beziehen.

(Schluß folgt.)

d) Worte aus der Depesche vom 7. Oct. 1625. Dann folgt: la verità è che il Padre (Bzovio) è poverissimo, il Papa non lo provede di niente et un donativo di qualche somma honesta di danari dono letto questo primo quinterno crederei che non fossi se non molto a proposito. Ma perchè il mondo non havessi a credere che noi havessimo comprate da lui queste sue lodi della famiglia de Medici vorrei portargliene io medesimo a quattr'occhi con tutta secretezza.

e) An Curſio Pichena 24. Oct. 1625. Ill. Sig. Ho donate al P Czovio le 150 piastre, conforme all ordine ch'io ne teneva. Egli ne rende humilissime grazie a LL. AA. offerendosi di servire a codesta Seren. Casa sempre che piaccia all' AA. LL. di valersi dell opera sua, et quanto all' istoria non solo anderà continuando nel modo incominciato, ma dice che occorrendo mandar altro alla stampa lo farà vedere, perchè si possa farlo considerare. Roma. Niccolini. Vergl. damit den Brief deſſelben vom 3. Dez. 1624: Siamo restati in appuntamento ch' egli non manderà in stampa coi alcuna, dove si tratti degl' interessi di cotesta Seren. Casa senza communicarlo a me; offerendosi di farmi vedere quanto metterà in carta . . .

# Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 15. July.

Nro. 141. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1836.


## Die Philosophie des Aristoteles in ihrem innern Zusammenhang, ꝛc.

(Fortsetzung.)

Dem Himmel sey Dank, daß er durch eben den Himmel, durch den mancher Irrthum, Wahn und Aberglauben veranlaßt worden ist, immer wieder auch von Irrthum abbringt und zur höheren Wahrheit hinaufweiset! Es gibt auch in unseren Tagen Phantasten und Systematiker, deren Hirngespinnsten eben die neuere Astronomie zumeist im Wege stehet, und die Himmel und Erde in Bewegung setzen, (τὰ ἀκίνητα κινεῖν) um das Kopernikanisch-Kepplersche Weltsystem der Lüge zeihen zu können! Wenn auch sonst nichts, so hätte eben dieses astronomische System in das mehr als tausendjährige Reich des Aristoteles und in sein speculativ-theologisches System den ungeheuersten Riß thun und es zerstören müssen. Denn Aristoteles, indem er den zu seiner Zeit angesehensten Astronomen Eudoxus und Kallippus folgt und die Sphären, die jeder derselben zur Erklärung der Bewegungen eines Planeten nöthig hat, zusammenzählt, bringt heraus, daß es beyläufig fünfzig — einige mehr oder weniger — (p. 253, 1 — 7 Br.) Sphären, und folglich eben so viele motores immotos intelligentes etc. geben müsse. Plato meynt auch solche Sphären mit den Worten τριῶν οὐσῶν ἑκατέρων in der zu Anfang angeführten Stelle des Tim. (p. 36. m. coll. p. 39.); er folgt aber einem älteren astronomischen System; wenn aber durch sonst nichts, so muß hieraus klar und unwidersprechlich hervorgehen, daß der Aristotelische νοῦς primus motor immotus etc. mehr mit der Platonischen Weltseele, als mit dem δημιουργὸς gemein habe. Nach der Zusammenzählung der Astralgötter fährt Arist. fort: p. 253: Τὸ μὲν οὖν πλῆθος τῶν σφαιρῶν ἔστω τοσοῦτον, ὥστε καὶ τὰς οὐσίας καὶ τὰς ἀρχὰς τὰς ἀκινήτους καὶ τὰς αἰσθητὰς τοσαύτας εὔλογον ὑπολαβεῖν· τὸ γὰρ ἀναγκαῖον ἀφείσθω τοῖς ἰσχυροτέροις λέγειν (den Mathematikern und Astronomen). — Εἰ δὲ μηδεμίαν οἷόν τ' εἶναι φορὰν μὴ συντείνουσαν πρὸς ἄστρου φοράν, ἔτι δὲ πᾶσαν φύσιν καὶ πᾶσαν οὐσίαν ἀπαθῆ καὶ καθ' αὑτὴν τοῦ ἀρίστου τετυχηκυῖαν τέλους εἶναι δεῖ νομίζειν, οὐδεμία ἂν εἴη παρὰ ταύτας ἑτέρα φύσις, ἀλλὰ τούτων ἀνάγκη τὸν ἀριθμὸν εἶναι τῶν οὐσιῶν. D. h. es gibt weiter keine Götter als diese Sphärengötter; und sie liegen aller alten Mythologie und Religion zum Grund. Eben diese οὐσίαι deutet Arist. am Schluße des I. Bd. der ἀκρ. φυς. zu Ende des 9. Kap. an: περὶ δὲ τῆς κατὰ τὸ εἶδος ἀρχῆς πότερον μία ἢ πολλαὶ καὶ τίς ἢ τίνες εἰσί, δι' ἀκριβείας τῆς πρώτης φιλοσοφίας ἔργον ἐστι διορίσαι· ὥστε εἰς ἐκεῖνον τὸν καιρὸν ἀποκείσθω· περὶ δὲ τῶν φυσικῶν καὶ τῶν φθαρτῶν εἰδῶν ἐν τοῖς ὕστερον δεικνυμένοις ἐροῦμεν: nämlich im Verlauf aller seiner physikalischen und naturgeschichtlichen Schriften.

Ist nun aber gleich durch das Bisherige die Meynung des Aristoteles in Ansehung des Weltzusammenhanges mit Gott für den gesunden und viel-

leicht auch für ein und den andern spekulativen Verstand hinlänglich, wie ich vertraue, auseinandergesetzt: so bleiben gleichwohl noch immer einige dunkle Punkte zurück, und es können mancherley Fragen nach alle dem vorgebracht werden. Von diesen können jedoch nur diejenigen mit Recht gestellt werden, die in dem philosophischen Bereich der Aristotelischen Zeit über diese und verwandte Ideen im Schwange waren, nicht solche, die in Folge späterer Entwickelungen zu tieferen Untersuchungen Anlaß gaben. Für manche Leser möchte eine Hauptfrage seyn, ob denn Aristoteles, wie es doch den Anschein habe, ein Polytheist gewesen? Darauf ist so bestimmt mit Nein zu antworten, als bestimmt er selber in der letzten Zeile dieses Buches *Λ* seinen Monotheismus ausspricht (p. 258 B.) mit den Homerischen Worten (Il. B. 204): *Οὐκ ἀγαθὸν πολυκοιρανίη· εἷς κοίρανος!* Dieß erklärt sich ganz gut und vollständig aus seinem astronomischen System. Aber dabey bleibt doch das Verhältniß dieser *χωριστὰι οὐσίαι ἀκίνητοι* unter sich und zu dem *ἀρχικώτατον εἶδος* unbestimmt, sobald man von dem Astronomischen (*π. ουρ.* II. 10. et 12.) absieht. Indessen so weit wir nicht von Arist. selber eine nähere Angabe haben, ersetzen uns dieselbe einige Stellen der Alten, außer Athenagoras (Legatio pro Chr. p. 7.) Stobäus (Ecl. phys. l. I. c. 3, 28 p. 64 Heeren), am ausführlichsten Plutarch (Pl. Phil. I. 7. p. 1624 Steph.): *Ἀριστοτέλης τὸν μὲν ἀνωτάτω θεὸν (λέγει) εἶδος χωριστὸν ἐπιβεβηκότα τῇ σφαίρᾳ τοῦ παντὸς ἥτις ἐστιν αἰθέριον σῶμα, τὸ πέμπτον ὑπ' αὐτοῦ καλούμενον. διῃρημένου δὲ τούτου κατὰ σφαίρας, τῇ μὲν φύσει συναφεῖς, τῷ λόγῳ δὲ κεχωρισμένας, ἑκάστην οἴεται τῶν σφαιρῶν ζῶον εἶναι σύνθετον ἐκ σώματος καὶ ψυχῆς, ὧν τὸ μὲν σῶμα ἐστιν αἰθέριον κινούμενον κυκλοφορικῶς, ἡ ψυχὴ δὲ λόγος ἀκίνητος, αἴτιος τῆς κινήσεως κατ' ἐνέργειαν.* So richtig dieß im Ganzen seyn mag, so bedenklich ist einzelnes; indessen fest steht so viel: so wahr nur eine Welt ist, so wahr ist nur Ein Gott nach Aristoteles, der unmittelbare Lenker des Fixsternhimmels, welchen allein, nicht aber die ihm untergeordneten Sterngeister Aristoteles Gott — *θεός* — nennt Metaph. *Λ* 7. p. 259, 20 Br. Mit deren Menge könnte man den Aristoteles eben so bedrängen, wie andererseits den Plato mit seiner einen Weltseele, die doch eine Vielheit von *θεοῖς θεῶν* in sich darstellt. Daß jene Sterngeister vom Einen höchsten Gott in etwas verschieden, erhellt aus *π. ουρ.* II. §. 61. 62. p. 54. „Die Sterne müssen wir für theilhaftig der Handlung und des Lebens halten, *δεῖ δ' ὡς μετεχόντων ὑπολαμβάνειν πράξεως καὶ ζωῆς· οὕτω γὰρ οὐδὲν παράλογον δόξειεν εἶναι τὸ συμβαῖνον·* (daß nämlich der Fixsternhimmel mit den zahllosen Sternen in Einer Sphäre sich umschwingt, die andern, Sonne und Planeten, je einer in mehreren Sphären oder Hohlkugeln); *ἔοικε γὰρ τῷ μὲν ἄριστα ἔχοντι ὑπάρχειν τὸ εὖ ἄνευ πράξεως, τῷ δ' ἐγγύτατα διὰ ὀλίγης καὶ μιᾶς, τοῖς δὲ πορρωτάτω διὰ πλειόνων* (sc. *πράξεων*) u. s. f. Man lese das weitere nach, daß nämlich die Sterne, der eine mehrere, der andere wenigere Handlungen nöthig habe um zu seinem höchsten Gut zu gelangen. Hienach werden sie *ζῶα ἔμψυχα*, und *τὸ μὲν οὖν ἔχει καὶ μετέχει τοῦ ἀρίστου, τὸ δὲ ἀφικνεῖται ἐγγὺς δι' ὀλίγων, τὸ δὲ διὰ πολλῶν, τὸ δ' οὐδ' ἐγχειρεῖ* etc. Wenden wir uns von diesen Astralgeistern, deren in dem Kap. der Naturwissenschaft wohl des Mehreren gedacht werden wird, wiederum zum höchsten Geist, so bestimmt Aristoteles im 9ten Kap. des 12ten B. *) sein Denken als ein von Ob-

*) *Ει δὲ εἴτε νοῦς ἡ οὐσία αὐτοῦ εἴτε νόησίς ἐστι, τί νοεῖ; ἢ γὰρ αὐτὸς αὐτὸν ἢ ἕτερόν τι· καὶ εἰ ἕτερόν τι, ἢ τὸ αὐτὸ ἀεὶ ἢ ἄλλο* (cf. über den Unterschied von *ἄλλο* und *ἕτερον* Metaph. I. 3 p. 199 Br.) *πότερον οὖν διαφέρει τι ἢ οὐδέν, τὸ νοεῖν τὸ καλὸν ἢ τὸ τυχόν; ἢ καὶ ἄτοπον τὸ διανοεῖσθαι περὶ ἐνίων; δῆλον τοίνυν ὅτι τὸ θειό-*

jecten unabhängiges; widrigenfalls wäre das Denken nicht seine Wesenheit, οὐσία, sondern eine Vermögenheit (δύναμις) die erst durch das Object sollicitirt würde. Er frägt: was denn dieser wesentlich denkende Geist denke? „ob sich selbst? oder ob etwas anderes? und wenn etwas anderes (ἕτερον, von ihm verschiedenes), ob immer dasselbige? oder ob Wechselndes? Trägt es etwas aus, oder trägt es nichts aus, ob er das Schöne oder das nächste beste denke? Ists nicht unstatthaft, manches nur zu denken? Offenbar also denkt er das Göttlichste und Preiswürdigste, ohne sich zu wandeln;

---

τατον καὶ τιμιώτατον νοεῖ καὶ οὐ μεταβάλλει· εἰς χεῖρον γὰρ ἡ μεταβολή, καὶ κινήσις τις ἤδη τὸ τοιοῦτον. Πρῶτον μὲν οὖν εἰ μὴ νόησις ἐστιν ἀλλὰ δύναμις, εὔλογον ἐπίπονον εἶναι τὸ συνεχές αὐτῷ τῆς νοήσεως· ἔπειτα δῆλον ὅτι ἄλλο τι ἂν εἴη τὸ τιμιώτερον ἢ ὁ νοῦς, τὸ νοούμενον· καὶ γὰρ τὸ νοεῖν καὶ ἡ νόησις ὑπάρξει καὶ τὸ χείριστον νοοῦντι· ὥστε εἰ φευκτὸν τοῦτο (καὶ γὰρ μὴ ὁρᾶν ἔνια κρεῖττον ἢ ὁρᾶν), οὐκ ἂν εἴη τὸ ἄριστον ἡ νόησις· αὐτὸν ἄρα νοεῖ, εἴπερ ἐστὶ τὸ κράτιστον, καὶ ἔστιν ἡ νόησις νοήσεως νόησις· φαίνεται δ' ἀεὶ ἄλλου ἡ ἐπιστήμη καὶ ἡ αἴσθησις καὶ ἡ δόξα καὶ ἡ διάνοια, αὐτῆς δ' ἔν παρέργῳ. Ἔτι εἰ ἄλλο τὸ νοεῖν καὶ τὸ νοεῖσθαι, κατὰ πότερον αὐτῷ τὸ εὖ ὑπάρχει; οὐδὲ γὰρ τὸ αὐτὸ εἶναι νοήσει καὶ νοουμένῳ· ἢ ἐπ' ἐνίων ἡ ἐπιστήμη τὸ πρᾶγμα; (cf. π. ψ. III. et Eth. Nic. VI. 3 — 6) ἐπὶ μὲν τῶν ποιητικῶν ἄνευ ὕλης ἡ οὐσία καὶ τὸ τι ἦν εἶναι, (ſ. Trendelenburg π. ψ. III 4, 7. p. 471 flg. u. a. a. OO.) ἐπὶ δὲ τῶν θεωρητικῶν ὁ λόγος τὸ πρᾶγμα καὶ ἡ νόησις. Οὐχ ἑτέρου οὖν ὄντος τοῦ νοουμένου καὶ τοῦ νοῦ ὅσα μὴ ὕλην ἔχει, τὸ αὐτὸ ἔσται, καὶ ἡ νόησις τοῦ νοουμένου μία. Ἔτι δὴ λείπεται ἀπορία, εἰ σύνθετον τὸ νοούμενον· (μεταβάλλοι γὰρ ἂν ἐν τοῖς μέρεσι τοῦ ὅλου) ἢ ἀδιαίρετον πᾶν τὸ μὴ ἔχον ὕλην, ὥσπερ ὁ ἀνθρώπινος νοῦς· ἢ ὅγε τῶν συνθέτων ἔχει ἔν τινι χρόνῳ· οὐ γὰρ ἔχει τὸ εὖ ἐν τῳδὶ ἢ ἐν τῳδί, ἀλλ' ἐν ὅλῳ τινὶ τὸ ἄριστον, ὃν ἄλλο τι· οὕτως δ' ἔχει αὐτὴ αὐτῆς ἡ νόησις τὸν ἅπαντα αἰῶνα. (Diese ἀπορία, vielmehr ihre Lösung ist nach Aristotelischer Art, συνεστραμμένως, gedacht und gesagt; die Lesart steht ziemlich fest, nur statt οὐ γὰρ ἔχει hat Sylburg ὁ' γὰρ ἀεὶ ohne ἔχει; und statt ὃν ἄλλο τι bemerkt Brandis die Variante νοῦν ἄλλο τι.



denn solche Wandlung führte nur zum Schlechteren, und wäre schon Bewegung. Wäre sein Denken nur Vermögenheit, so würde erstlich das stete Denken ihm beschwerlich werden, und zweytens wäre das Object das gedacht wird, preiswürdiger als der Geist; denn Denken und Gedanke findet statt, wenn einer auch das Schlechteste denkt.

(Schluß folgt.)

---

## Bibliografia critica delle antiche reciproche corrispondenze politiche, ecclesiastiche, scientifiche, letterarie, artistiche dell' Italia colla Russia, colla Polonia ed altre parti settentrionali, etc.

(Schluß.)

Soweit Referenten diese bis auf 2 Foliobände angewachsene Sammlung bekannt ist, aus welcher unser Verf. das Wichtigste wohl in dem zweyten Bande der Bibliographie mittheilen wird, und nach den in diesem Bande enthaltenen Urkunden, sind diese Daten Belege des seit den Zeiten Gregor's IX. nur durch wichtige Zeitereignisse unterbrochenen Eifers der Päpste, die vom Osten Europa's her dem Christenthum, der Gesittung und der Freyheit der Fürsten wie der Völker drohende Gefahr abzuwenden und den Beherrscher Rußlands mit in den großen Bund der Fürsten aufzunehmen, welche das Mittelalter hindurch als getreue Söhne und Vertheidiger der christlichen Kirche um den Stuhl Petri gelagert sind. Diese Anstrengungen und Unterhandlungen verdoppelten sich, als die Ereignisse der Reformation diesen Bund gelöst hatten, ja ihn zu vernichten drohten. Von nun an wurde es Lieblingsgedanke der Päpste, das was im Westen und im Herzen Europa's verloren war, im Osten zu erobern. Darauf vorzüglich beziehen sich die in diesem Bande gegebenen Urkunden, die von den Bemühungen Leo IX., Clemens VII., Gregors XIII. Zeugniß geben, woran sich sodann diejenigen reihen, die sich auf die Geschichte des falschen Demetrius beziehen und einen ziemlich sichern Blick in das Gewebe von Fäden werfen lassen, welche als auf ihren letzten Grund auf Plane von der oben bezeichneten Art zurückführen.

4. Der Verf. hebt F. 33 eine merkwürdige Stelle aus Freschot's notizie storiche 1697 heraus, die den Untergang Polens vorhersagt; wenn das Königreich Polen, heißt es da, welches einst so einig in seinen Be-

rathungen war, Fremden fortwährend Anlaß giebt, sich in seine innern Angelegenheiten zu mischen; wenn die Verschiedenheit der Ansichten immer in steigendem Verhältnisse mit der Gluth der Leidenschaften ist, durch die Zwietracht immer mehr über Hand nimmt, so ist zu fürchten, diese Uneinigkeit möchte einst der Grund des Unterganges des Reichs werden. Der Bürgerkrieg war schon einmal auf dem Punkte auszubrechen; hat er sich erst entzündet, dann werden Fremde ihn ohne Zweifel nähren und das geringste Uebel, das sich daraus ergeben würde, wäre dann noch die Verheerung des Landes, wenn nicht gar durch die Vernichtung der einen streitenden Partey die öffentliche Freyheit ganz die Beute des Siegers würde, dem die physische Uebermacht zu Gebot steht, gegen welche sodann schöne Reden und der glorreiche Name der Republik ein schwacher Damm wären.

5. Nicht minder interessant als die obigen Artikel sind G. 15, Verhandlungen, den Großherzog Franz I. auf den polnischen Thron zu erheben: G. 23 Briefe Johann Casimirs mit P. Urban VIII., wegen des Eintritts seines Bruders, des Prinzen Ladislaus, in den Jesuitenorden, dann seine Correspondenz mit P. Alexander VII.

6. Nun folgt eine Reihe langer Artikel; die von dem ungeheuren Fleiße des Verfassers Zeugniß geben; I. 21 Grabschriften von Italienern in Polen, I. 22 von Polen in Italien. I. 36 Italienische Familien, die sich in Polen niederließen, dabey eine Abhandlung über die vermeintliche Abstammung der polnischen Familie Pac von der florentinischen Pazzi, der Cziolek von den Torelli. M. 52 Italienische Aerzte, die sich nach Polen begaben und umgekehrt; M. 90 Italienische Musiker in Polen.

7. L. 17 Beschreibung des Manuscripts in slav. Dialecten in der vatic. Bibliothek; L. 18 libri slavici impresti vaticani. L. 19 Verzeichniß der in Rom, Venedig, Loretto ꝛc. in illyr., dalmat., slav., russischer und poln. Sprache gedruckten Bücher; welche Gegenstände, wenn auch nicht erschöpfend, doch immer mit großem Fleiße behandelt sind.

Es würde weit den Umfang einer bloßen Anzeige übersteigen, wollte Ref. auch nur in Kürze die interessantesten Artikel hervorheben. Er macht nur noch auf folgendes aufmerksam: M. 33 Viaggio da Roma in Polonia per la strada del Tirolo, Vienna etc. 1688—1670. Der Verf. war in dieser Zeit apostol. Nuntius in Polen, Msgr. Galeazzo Marescotti. Die daraus entnommenen Nachrichten sind höchst bezeichnend für den poln. Charakter und wären es auch nur die 28 Regeln, wie sich ein Nuntius bey den poln. Banketten zu benehmen habe, die mehr Gelagen von Räubern als von Leuten von Adel ähnlich gewesen seyn müssen.

Diesen kurzen Andeutungen zufolge wird das vorliegende Buch, wie es auch wirklich ist, als ein Magazin erscheinen, in welchem man mehr findet, als man suchen zu dürfen glaubt, mit gleicher Kunst des Sammelns wie des Anordnens verfaßt. Ohne der Meynung des Lesers Gewalt anzuthun, weiß der Verf., da wo er will, den Effect hervorzubringen, den er zu beabsichtigen scheint. Er ist nicht eigentlicher Historiker; aber seit einer Reihe von Jahren mit der Geschichte der Verbindungen Polens mit Rußland, beyder Reiche mit Italien beschäftigt, von einer Gesinnung, die man im verflossenen Jahrhunderte philosophisch nannte und die ihn, wenn nicht die religiösen Verbindungen zu würdigen, doch die politischen und literärischen aufzufinden und zu verfolgen in den Stand setzt, bringt er Licht in ein bis jetzt ganz dunkles und unbekanntes, weites und, wie man aus diesem Buche sieht, ergiebiges Feld, und wenn es auch nicht Jedermanns Sache ist, des Verf. Ansichten zu folgen, so ist doch das Wissenswürdige in Menge zur Benützung gegeben. Natürlicher Weise erscheinen wegen der Form des Buches, der alphabetischen Anordnung, viele Nachrichten zerstückt und aus ihrem Zusammenhange gerissen, dadurch in falschem Lichte; aber es ist dieß allen solchen Sammlungen gemein, dem Leser jedoch unbenommen, die Materialien in denjenigen Zusammenhang zu bringen, der ihm der richtige scheint.

Was das Buch in Hinsicht seines Ranges in der neuesten italienischen Literatur betrifft, so möchte Ref. folgende Bemerkungen hinzufügen: Bey der jetzt in Italien fast herrschenden Gesinnung verschlingen bey denjenigen, die sich mit Literatur beschäftigen, die Ereignisse des Tages alles Uebrige, Nur was die Sinne kitzelt, der Eigenliebe schmeichelt, ist willkommen. Eine, es sey erlaubt zu sagen, hohle Poesie hat sich der Gemüther bemächtigt und buhlt, ideenlos wie die neueste Musik, mit einer aus crasser Bewunderung ihrer Sprache hervorgegangenen Sucht schön zu schreiben, ohne edel zu denken, um den Vorrang. Bey dieser Verirrung muß jedes auf tüchtigem Studium der Geschichte beruhendes Streben als bestes Mittel, dem Verderben zu steuern willkommen seyn, jeder der es treibt oder fördert, der allgemeinen Achtung würdig genannt werden. Gilt dieß von unserer Seite dem Verfasser, so ist es seinerseits nicht Schmeicheley, sondern gerechte Anerkennung einer ganz Italien erwiesenen Wohlthat, wenn er sein Werk ehrfurchtsvoll Sr. Maj. dem Könige von Sardinien widmete, auf dessen Befehl eine Commissione di storia patria eingesetzt wurde, nicht blos um Vaterlandsliebe zu erwecken, sondern insbesondere um den Menschen, indem ihm vor Augen geführt wird, was seine Altvordern gethan, zur Erkennung desjenigen zu bringen, was Noth thut und zu lernen verum distinguere falso.

Mögen die Freunde der Geschichte in Deutschland diesem jeder größeren Bibliothek unentbehrlichen Buch ihre Aufmerksamkeit schenken. C. H.

# Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 16. July.

Nro. 142. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1836.


## Die Philosophie des Aristoteles in ihrem innern Zusammenhang, ꝛc.

(Schluß.)

Wenn dieses zu meiden, eben wie manches nicht zu sehen auch besser, als es zu sehen, so wäre das Denken ja nicht das Beste. Folglich denkt er sich selbst, da Er ja das Beste ist, und sein Denken ist Denken des Denkens, dagegen die Wissenschaft (als subjektives Vermögen, oder der wissenschaftliche Verstand), die sinnliche Wahrnehmung, die Vorstellung und Ueberlegung immer auf ein anderes und nur nebenher auf je sich selbst gehen. Ferner wenn das Denken und das Gedachtwerden verschieden sind, zufolge welchem von beyden kommt Ihm das Gute zu? Das Denken und das Gedachte sind ja der Beziehung nach nicht dasselbige. Doch in manchen Fällen ist ja die Wissenschaft die Sache selbst: bey den hervorbringenden Künsten (wie Baukunst, Arzneykunst) ist die immaterielle Wesenheit und das Wasthum, bey den betrachtenden Wissenschaften (wie Geometrie und Mathematik überhaupt) ist der Begriff die Sache und der Gedanke. Bey dem immateriellen daher ist das Gedachte und der denkende Geist, weil sie nicht verschieden sind, dasselbige, und das Denken des Gedachten ist Eines. Noch ist letzlich eine Schwierigkeit übrig: ob das so Gedachte zusammengesetzt sey? alsdann müßte — der denkende Geist — je mit den Theilen des Ganzen sich ändern und wandeln. Oder ist alles immaterielle ein untheilbares, wie der menschliche Verstand, oder die Naturformen, die eine Zeitlang in die Verbindung (mit der Materie) treten; denn bey diesen besteht das Wohl nicht in diesem oder jenem (Momente und Theile), sondern in einer gewissen Ganzheit besteht ihr Bestes, das jedoch von dem Geist verschieden ist (wechselt). So aber (daß das Beste in der Ganzheit und untheilbar und identisch mit Gott zukömmt) verhält sich eben das Denken seiner selbst die ganze Ewigkeit."

In dieser Stelle müßte doch Ar., wenn bey sonst keiner Gelegenheit, gesagt haben, daß Gott auch die reinen Naturformen denke, wenn dieses seine Meynung gewesen wäre. Allein er sagt hievon nichts und die sublunarische Welt hat außer dem menschlichen Geist, sofern er θεορητικός ist, nichts Göttliches; dieses erscheint erst am Himmel φανερώτερον. Der göttliche Geist denkt nicht ἐπιστημονικῶς, wiewohl ἐστὶ νοῦ ὄργανον ἐπιστήμη (Probl. 30, 5 S. 218 Sylb. cf. ψ. II. 1, 3 sq.), er denkt nur θεωρητικῶς, beschaulich unmittelbar, ohne daß er die ἐπιστήμη noch viel weniger διάνοια u. dgl. zur Vorstufe gehabt hat. (Vrgl. über θεωρία und seine παρώνυμα Creuzer in den Studien von Daub und Creuzer Bd. I. S. 63 flg.) Gottes Denken ist also ein so zu sagen a priori beschauliches Denken; er ist nicht bloß denkende Vernunft, er ist anschauender Verstand, weil alles in ihm schlechthin actualiter (ἐνεργείᾳ) ist. (Vrgl. Metaph. Θ p. 189 Br.) Und er denkt und schaut an — sich selbst, das höchste Gut, das Schönste und Vollkommenste und was eben in der Fülle seines Wesens Er ist — ὅπερ ἐστι —, sein Denken ist Selbstgefühl und in diesem zugleich Lustgefühl (θέξις, θιγγά-

νειν. cf. Eth. Nic. 10, 4, 6); in welchem der Wille gewissermassen untergeht, oder untergegangen und verschlungen ist — begreiflicherweise. Der menschliche Geist, zuerst angeregt in der Sinnlichkeit — αἴσθησις — zieht sich durch Vorstellen, Meynen, Ueberlegen, Denken u. s. w. mehr und mehr von der sinnlichen Welt ab und in sich selbst zurück, so weit es ihm nur irgend gestattet ist — im βίος θεωρητικός, in der σχολῇ (Eth. Nic. X, c. 7). Gott aber lebt gleichsam von vorne herein und von Ewigeeit her schlechthin in sich selbst zurückgezogen als vollkommenstes, seligstes schlechthin in und aus sich selbst durch Denken und Anschauen seiner selbst thätiges Wesen. Nach dem Maß der Entfernung von ihm und nach der Natur der einzelnen planetarischen Himmelskörper wird πρᾶξις, Handeln nach außen nöthig, um dieselben zu ihrem Wohl und Gut, zu ihrem Ziel zu führen. Daß nun dieses Denken Gottes, in welchem Er selig ist (εὖ ἔχει), das menschliche himmelweit übertrifft, und eigentlich überschwänglich ist, dieß deutet Aristoteles selbst an im 7ten Kap.: εἰ οὖν οὕτως εὖ ἔχει, ὡς ἡμεῖς ποτε, ὁ θεὸς ἀεὶ θαυμαστόν, εἰ δὲ μᾶλλον, ἔτι θαυμαστώτερον · ἔχει δὲ ὧδε.

Das letzte Bedenken (ἀπορία), das Ar. vorträgt, bekräftigt nicht nur diese Transcendenz, sondern noch etwas mehr; und deßhalb ist Arist. hier eben so überaus kurz und abgebrochen im Ausdruck und Gedanken; denn er scheut die Transcendenz, kann sie aber nirgend ganz vermeiden, wiewohl sie seiner Grundrichtung zuwider ist. Dieß in aller Strenge zu erhärten, und wie Gott in solcher Weise in sich schlechthin thätig seyend, gleichwohl auf die Welt wirken möge, kann nur gelingen, wenn die höchsten Endpunkte der Aristotelischen Naturwissenschaft festgestellt sind; — von der Natur und Erfahrung geht ja Arist. überall aus, und steigt von dem zunächst Gegebenen zum Allgemeinen und zum letzten — ob transcendenten oder nicht transcendenten? das ist die Frage — Grunde auf und erweiset sich als der spekulativste Empiriker; — es kann nur gelingen, wenn erkannt ist, wie und worin der menschliche Geist und sein höchstes Denken vom göttlichen Geiste und seinem Denken, wenn man es so nennen mag, verschieden und unterschieden sey oder nicht. Hievon hängt ab das letzte Resultat, das aus der Aristotelischen Theologie gezogen werden muß. —

Die Ausdehnung und den Umfang, zu dem dieser Artikel bereits angewachsen, möge der geneigte Leser mit der Wichtigkeit entschuldigen, welche die Aristotelische Philosophie, schon in der ersten Zeit ihres Entstehens, in der gesammten griechischen Litteratur, noch mehr aber in der späteren römischen Kaiserzeit in den Schulen zu Athen und Alexandrien und anderwärts, und dadurch weiterhin zunächst in der griechischkatholischen, späterhin aber noch vielmehr in der römischchristlichen Kirche gewonnen hat. Er möge es entschuldigen durch die große Bedeutung, welche ihr das Hegel'sche System eben so sehr von metaphysischer Seite beylegt, wie der Vorzug und die Ueberlegenheit, die Aristoteles über alle Alten, Griechen und Römer und Barbaren in den physikalischen, zoologischen und physiologischen Wissenschaften errungen und behauptet hat, schon lange erkannt und zum Theil erst in neuerer Zeit recht anerkannt und gewürdigt worden ist. Wie eben jetzt der Charakter dieser Philosophie gefaßt und herausgestellt wird, so bleibt er, vielleicht Jahrhunderte lang, wieder in stereotyper Tradition stehen, weil nur selten jemand sich die Mühe nehmen mag, Jahrelang dem unbefangenen Studium eines schwierigen Schriftstellers und seiner Ausleger sich hinzugeben, und nach allen Seiten und Richtungen hin die Verbindung und den Zusammenhang aller Sätze und Lehren klar zu machen, zumal wenn er befürchten muß (eben in Folge der feststehenden Tradition) schon gethanes zu thun (actum agere). Herrn Biese's Arbeit aber ist von der Art, daß sie wohl im Stande ist, jene alte Philosophie der neueren Zeit zu empfehlen, sie bey ihr günstigst einzuführen und mit der neuesten Philosophie verquickt zu befestigen.

J. K.

**Nouvelles Annales du Muséum d'histoire naturelle, on recueil de mémoires publiés par les Professeurs de cet établissement et par d'autres naturalistes sur l'histoire naturelle, l'anatomie et la chimie. Ouvrage orné de gravures. Tome IV. Paris à la librairie encyclopédique de Roret. 1835. 4. (436 S.)**

Außer den nachstehenden Abhandlungen enthält der Band noch auf S. 89—95 Briefe von den Herrn Gay und Dussumier, beyde auf Kosten des Museums, ersterer nach Chili, letzterer nach der Malabarküste gesendet, um naturhistorische Sammlungen zu machen. Sie berichten in Kürze über ihre Erfolge, Gay besonders noch über seine physikalischen Beobachtungen in jenen Gegenden. Dussumier war am 16. May 1835 schon wieder in Bordeaux zurück, und hatte eine beträchtliche Anzahl lebender Thiere, darunter Equus Hemionus Pall., Thierbälge und Exemplare in Weingeist mitgebracht.

## I. Zoologische Abhandlungen.

### 1. Mémoire sur le Dodo, autrement Dronte (Didus ineptus L.). Par H. D. de Blainville. (S. 1—36 mit 4 Tafeln.)

Da Cuvier von dieser Abhandlung bereits in der Analyse des travaux de l'Académie des sciences pour 1830 eine Anzeige geliefert hat, auch der Gegenstand *seitdem* mehrfach besprochen ist, so brauchen wir nicht *näher* darauf einzugehen.

### 2. Mémoire sur les ossements fossiles attribués au prétendu géant Theutobochus, roi des Cimbres. Par M. H. de Blainville. (S. 37—73 mit 1 Tafel.)

Im Jahre 1613 wurde in der Unter-Dauphiné eine ziemliche Menge großer Knochen unter der Erde gefunden, die ein gewisser Chirurg Mazurier an sich brachte und für Geld zeigte. In einer Broschüre, die er vertheilte, wurde erzählt, daß diese Knochen in einem Ziegelgrab von 30 Fuß Länge gelegen hätten, zugleich mit Silbermünzen, die auf der einen Seite die Figur von Marius und auf der andern ein ineinander verschlungenes M und A zeigten, mit einer Inschrift, die auf einem grauen Stein die Worte: Theutobochus rex lesen ließ. Bey Oeffnung des Grabs soll das ganze Skelet im Zusammenhang und 25½ Fuß lang gewesen seyn. Da dasselbe dem König Teutobochus zugeschrieben wurde, so erregte es auch das Interesse von Ludwig XIII., der den Befehl gab, die gefundenen Ueberreste des angeblichen Cimbernkönigs ihm zur Ansicht vorzulegen. Von nun an aber erhob sich mündlich und schriftlich ein heftiger Streit über die Richtigkeit des Fundes, so wie über seine Deutung, und er wurde um so erbitterter, seitdem er zu einer Partheysache der Chirurgen und Aerzte gemacht ward, und Männer wie Riolan als Gegner auftraten. Der ganze Fund wurde später vergessen, bis neuerdings der Bibliothekar von Bordeaux von großen Knochen hörte, welche auf einem Speicher daselbst lagen und nach der Volkssage dem König Teutobachus angehören sollten. Durch seine Vermittlung gelangten sie an das Pariser Museum, und es ist allerdings wahrscheinlich, daß sie dieselben sind, welche der erwähnte Chirurg vorgezeigt hatte. Aus der Untersuchung von Blainville ergiebt es sich nun, daß die gefundenen Knochen keineswegs dem riesenhaften Cimbernkönig angehören konnten, da sie von einem Mastodon herrühren. Von welcher Art aber dieses gewesen sey, darüber spricht sich der Verf. nicht mit Bestimmtheit aus.

### 3. Sur le genre Cheval et spécialement sur l'Hémione (Equus Hemionus Pall.) par M. Isid. Geoffroy-Saint-Hilaire. (Pag. 97—120, mit 1 col. Abbild.)

Es unterliegt keinem Zweifel, daß unter allen Thieren, welche die pariser Menagerie seit ihrem Bestehen erhielt, keines von einer größern Seltenheit ist, als der Dschiggetai (Equus Hemionus Pall.), von dem neuerdings Dussumier ein lebendes Individuum aus Cutch, nördlich von Guzurate mitgebracht hat. Denn seit Pallas, der uns die erste vollständige Beschreibung geliefert hat, sind uns keine erheblichen Beyträge zur Kenntniß dieses Thieres, noch weniger aber Felle oder gar lebende Individuen zugekommen. Zwar hat uns Fr. Cuvier nach den Mittheilungen von Duvaucel eine neue Abbildung gegeben, allein der beygefügten Notizen sind so überaus wenige, daß als neu nur die Angabe zu betrachten ist, daß der Dschiggetai in Lakuau (Lucknow) als ein Hausthier gehalten werde; eine Angabe, die in so fern nicht unwichtig ist, als sie die Meynung von der gänzlichen Unzähmbarkeit dieser Art widerlegt.

Das Exemplar, welches gegenwärtig in Paris sich befindet, ist ein dreyjähriges Weibchen. Da Pallas seine Beschreibung ebenfalls hauptsächlich nach einem Thiere desselben Alters und Geschlechts verfaßt hat, so stimmt die neu entworfene und sehr genaue des Verf. meist mit jener überein. Besondere Erwähnung verdient es, daß derselbe auf den Beinen schwache Querstreifen gefunden hat, deren Pallas nicht gedenkt. Vom Verf. erfahren wir auch, daß in der berühmten Menagerie von Croß

zu London ein männlicher Dschiggetai sich befindet, der gleich den wilden Eselshengsten ein Kreuz auf dem Rücken zeigt, indem der Längsstreif des Rückgrathes von einem andern kleinen schwarzen Streifen, der ungefähr 4″ lang ist, senkrecht auf dem Widerrist durchschnitten wird.

Das pariser Individuum zeigt große Lebhaftigkeit und Schnelligkeit. Bey Annäherung eines Menschen vertheidigt es sich durch Ausschlagen, ohne jedoch dadurch gefährlich zu werden, wenn man nicht unvorsichtig an dasselbe herangebt. Selbst gegen seinen Wärter schlägt es manchmal aus, obgleich es ihn recht gut kennt, ihm zu andern Zeiten die Hand leckt und auf den Ruf herbey kommt. Nach Dussumier's Angabe hat man in Bombay einige Dschiggetais als sehr angenehme Reitthiere benützt; andere vor leichte Wagen gespannt. Bey ihrer außerordentlichen Lebhaftigkeit ist indeß ihre Bändigung schwierig.

### 4. Description du Saurothera californiana. Pag. (121 — 124 mit fol. Fig.)

Obschon der Name des Verf. nicht genannt ist, so geht doch aus dem Ganzen hervor, daß Botta diese Beschreibung entworfen hat. Lesson hat zuerst im Jahre 1829 (Suppl. à Buffon. VI. p. 420) diese neue Art von Kuckuck unter dem Namen Saurothera californiana aufgestellt, und zwar nach Exemplaren, die Botta aus Californien eingeschickt hatte. Wagler (Isis 1831 S. 524) beschrieb später dieselbe Art nach Exemplaren, die aus Mexiko der k. Sammlung dahier zugekommen waren, und nannte sie Geococcyx variegata; zugleich bemerkte er, daß sie im berliner Museum den Namen Cuculus viaticus Licht. trägt. Ohne hievon Kenntniß zu nehmen, charakterisirte sie ein Jahr hierauf Kaup (Isis 1832 S. 991) als Saurothera marginata aus Mexiko; indeß ist seine Beschreibung nicht hinlänglich genau, so daß z. B. des nackten Flecks hinter den Augen gar nicht gedacht ist, auch Dimensionsangaben gänzlich fehlen. Aus der beygefügten Abbildung des Kopfes und des Fußes ersieht man indeß, daß wirklich diese und keine andere Art gemeint ist. Von diesen seinen Vorgängern bezieht sich Botta bloß auf Lesson, giebt dann eine ziemlich ausführliche Beschreibung mit einer guten Abbildung, und bestätigt die schon früher von Wagler gelieferte Angabe, daß dieser Kuckuk auf der Erde sich aufhalte, mit reißender Schnelligkeit laufe und den Schwanz dabey in die Höhe gerichtet trage. Es wäre zu wünschen gewesen, daß die beyden französischen Schriftsteller die Warnung Temminck's, Landesnamen den neuen Arten nicht beyzulegen, möchten beachtet haben, da dieser Vogel nicht bloß auf Californien beschränkt ist, sondern auch in Mexiko vorkommt.

Aus eben diesem Lande hat die hiesige k. Sammlung durch Herrn Baron Karwinski eine zweyte Art erhalten, die ihrer Gestalt und Lebensweise nach gleichfalls



zu der merkwürdigen Untergattung der Erdkuckuke gehört. Da Ref. von ihr noch keine Beschreibung aufgefunden hat, so erlaubt er sich die spezifischen Merkmale derselben kurz aazugeben. Schnabel, Füße und ganzer Leib sind kleiner und schmächtiger, als bey S. californiana; nur der Schwanz allein kommt an Länge beynahe dem von dieser Art gleich. Die Färbung beyder hat im Allgemeinen viele Aehnlichkeit miteinander; allein während der Rücken bey der S. californiana mehr in's Metallgrüne fällt, ist er hier metallbraun und die Schwingen, zumal die der zweiten Ordnung, haben einen stark kupferrothen Schimmer. Bey ersterer sind die Federn des Halses und der Brust rothbraun mit weißen Rändern und schwarzen Schaftstrichen, während der übrige Unterleib weiß ist; bey unserer neuen Art dagegen ist der ganze Unterleib hell rostgelblich, und nur die Federn an den beyden Seiten des Halses und der Brust haben schwarze Schaftstreiche. Ferner bey S. californiana ist die innere Fahne der ersten und zweyten Schwanzfeder auf der Unterseite weißlich; bey der neuen Art dagegen ist eben dieser Theil (wenigstens an der zweyten Schwanzfeder, die erste fehlt unserem Exemplare) gleich der äußern Fahne dunkelgrün. Die weißen Flecke an den Schwanzspitzen, welche den mittelsten Federn jedoch abgehen, verhalten sich bey beyden Arten ziemlich gleich. Endlich fehlt auch der große nackte Fleck, welcher S. californiana auszeichnet, unserer neuen Art völlig. Diese Merkmale zusammengenommen sind hinlänglich, um diese beyden Erdkuckuke spezifisch auseinander zu halten. Behalten wir für den ersteren den Namen Cuculus viaticus Licht. bey, so können wir die neue Art als Cuculus velox bezeichnen.

### 5. Mémoires sur les metamorphoses des Coléoptères, par W. de Haan. (Pag. 125—164 mit 10 Tafeln.)

Der Zweck der folgenden Abhandlungen ist es, wie der Verf. sagt, die Grundlage zu einer Species der Käfer-Metamorphosen zu liefern, indem man durch Vergleichung der äußern und innern Organe diejenigen Larven-Formen zusammenstellt, die unter sich Verwandtschaft zeigen. Den Anfang dieser Arbeit macht er mit den Lamellicornien, und giebt zuerst eine schematische Eintheilung ihrer Larven, wovon wir nur die obersten Abtheilungsmerkmale herausheben wollen (der Verf. führt sie indeß bis zu den Gattungen herab), um hieran nachzuweisen, wie bey diesem Schema auf äußere und innere Organe gleiche Rücksicht genommen ist.

(Fortsetzung folgt.)

# Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 19. July.

Nro. 143. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1836.


Correspondance d'Orient 1830 — 1831. Par M. Michaud, de l'Académie française, et M. Poujoulat. Vol. VII. Paris 1835. 612. S.

Mit diesem Bande schließt die „Correspondenz" Hrn. Michaud's und seines Schülers Poujoulat über einen Theil des semitischen Orients, den sie unter den Auspicien Karl X. bereiset haben. Das Hochherzige und wahrhaft Königliche in den letzten Handlungen dieses Monarchen wird seinem Namen nicht nur in den Herzen derjenigen seiner ehemaligen Unterthanen, welchen er Wohlthaten erwies, sondern auch bey auswärtigen Völkern, die von den Siegen seiner Feldherrn Gewinn ziehen, ein gesegnetes Andenken sichern. Denn zu gleicher Zeit, als Bourmont und Düperre mit einem tapfern Heere gegen Algier schifften, um die Ehre Frankreichs und der ganzen Christenheit an den afrikanischen Barbaren zu rächen, verließ eine Anzahl vorzüglicher Gelehrter, Michaud, Callier, Gillot de Kerhervé u. s. w. reichlich unterstützt, die heimathlichen Küsten, um die Spuren der ruhmgekrönten Ritter des Kreuzes im Morgenlande aufzusuchen, um diese Weltgegenden historisch, geographisch, botanisch, mineralogisch ꝛc. zu durchforschen und sie gleichsam zum zweyten Mal — für die Wissenschaft zu erobern.

Die hieraus erwachsenen sieben Bände „Correspondenz" sind daher nicht ausschließlich durch die Berichte der Hrn. Michaud und Poujulat gefüllt; auch Callier, Gillot, La-Boulayn u. a. haben in denselben viele ihrer Bemerkungen niedergelegt, insofern diese zur Aufhellung der mittelalterlichen Heerzüge oder der neuesten Zustände von Griechenland und Kleinasien dienen.

Die Leser dieser Blätter erinnern sich, daß wir die sechs ersten Bände dieses Werkes in vorangegangenen Artikeln mit unseren Anmerkungen begleitet und von den beyden Reisenden den einen zu Mansurah in Aegypten, den andern aber zu Laodicea in Syrien, gleichsam am Ende ihrer Wanderschaft, verlassen haben.

Eigentlich neues von Belang über Ludwig IX. Catastrophe zu Mansurah hat Hr. M. nicht gefunden, ausgenommen ein kurzes Schreiben dieses ritterlichen Königs nach seiner Landung in Aegypten an den Sultan von Kahira mit der Antwort dieses Letztern. Beyde Fürsten sprechen im Style ihrer Zeit, d. i. sie bedrohen sich gegenseitig mit Sprüchen aus der hl. Schrift und dem Koran. Der moslimische Oberpriester in Mansurah besaß diese Documente, übertrug sie ins Neuarabische, woraus sie Hrn. Michaud's Dollmetsch auf französisch erklärte. Hr. M. nimmt aus diesem frommen, gegenseitige Besorgniß und Furcht nur schlecht verhüllenden Briefwechsel Veranlassung, eine Parallele zwischen St. Ludwig und Bonaparte und ihren kriegerischen Beweggründen und Proklamen, sowie zwischen den Gefühlen, Ideen und der Sprache der beyden Zeitalter in seiner eben so geist- und sinnvollen als christlichfrommen Manier aufzustellen. Er unterhielt sich lange mit dem Ober-Priester über die politische und ökonomische Lage Aegyptens, über



BAYERISCHE STAATS-BIBLIOTHEK MÜNCHEN

Mohammed Ali und Saladin, über den Einfluß der Eroberung des Landes durch die französische Armee auf Geist- und Vorurtheile der Mohammedaner, über die Moral des Koran, welche er natürlich für unendlich niedriger, als die des Evangeliums erklärte. Der Islam, sagte er dem Muphti, sinkt mit jedem Tage; er lebte nur durch seinen wirksamen Haß gegen alle übrigen Glaubensbekenntnisse, und seitdem er nicht mehr Feindseligkeiten übt, wird er ohnmächtig, und erlischt endlich ganz: Duldsamkeit ist sein Tod. Hr. M. wird beredt, und katechisirt seinen Gegner mit allem Feuer eines Glaubensritters, der am endlichen Triumph des Evangeliums über alle nebenbuhlerischen Religionen des Erdbodens nie gezweifelt hat. Der Muphti hörte die fromme Diatribe geduldig an, und erwiederte nur von Zeit zu Zeit, daß die Wahrheit von Gott, die Lüge aber allenthalben vom Menschen komme.

Bey Semenhud oberhalb Mansurah verließ Hr. M. den östlichen Nilarm und machte einen Querzug durch das Delta über Mehallet-kebir und Tantah zum Nil von Rosette, schiffte dann stromabwärts bis Fuah, und von dort auf dem neuen Kanal gegen Alexandria, welches er nach einer langen Tour durch Unter-Aegypten nun zum zweytenmal erreichte. Die Bemerkungen über das Fabrikwesen von Mehallet-kebir, über das feyertaglose und traurige Einerley des moslimischen Lebens, über die Fruchtbarkeit des Deltabodens, über Producte, Ernte, Ackergeräthe, Hospitalität, Politesse und Moral der arbeitenden Klasse muß man im Buche selbst nachlesen. Und wenn man noch die in früheren Artikeln in dieser Sache vergleichungsweise gegebenen Notizen mit dem von Hrn. M. gesagten zusammenstellt, wird man ohne Schwierigkeit Mohammed Ali's Verwaltung und seine gepriesene sogenannte Civilisation beurtheilen können. Besondere Aufmerksamkeit aber verdient, nach unserer Meynung, was der gelehrte Verf. (Brief CLXII) über das Grundeigenthum in Aegypten schreibt, weil gerade über diesen Punct, trotz mancher akademischen Abhandlung in Europa noch die schwankendsten Ansichten herrschen. Größern Revolutionen war Grund und Boden gewiß in keiner Gegend des Erdbodens unterworfen, als am Nilstrome, allein nirgend hängt aber auch der Werth desselben so sehr von äusseren Umständen und Zufälligkeiten ab, wie in Aegypten. Ohne Nilüberschwemmung, ohne Kanäle, ohne Wasserräder und Schleussen giebt es keinen Acker in diesem Lande; folglich hängt Alles von Schirm und Beyhülfe der obersten Staatsgewalt ab, weil sie die großen Bauwerke und hydraulischen Anstalten zu schaffen und den Einzelnen gegen Uebergriffe mächtiger und gewaltthätiger Nachbaren bey dem gleichsam jährlich neu zu creirenden Ackerfelde und seiner Markscheide vertheidigen kann. Wer aber den Boden schafft, gibt und erhält, will ihn auch besitzen, oder wenigstens die Früchte desselben meistens sich zueignen. Deßwegen war auch ein guter Theil des zu bewässernden Landes in Aegypten (in den historisch bekannten Zeiten ungefähr 10/24) von jeher Domäne, und von der andern Hälfte suchte der Fiscus per fas et nefas die Früchte auch noch in seine Magazine zu bringen. Steuerfrey und gesichert gegen alle Uebergriffe weltlicher Macht war von Sesostris bis Mohammed Ali herab nur das Kirchengut, aus dessen Erträgnissen der Clerus genährt, Gotteshäuser, Kirchendienst, Schulen, fromme Stiftungen und Almosenvertheilungen unterhalten und bestritten wurden. Zu dieser kirchlichen Immunität nahmen bey der wachsenden Unsicherheit alles Privateigenthums, besonders während der von häufigen Umwälzungen zerrütteten Mamluken-Herrschaft vom 13ten — 18ten Jahrhundert, viele ägyptische Grundbesitzer ihre Zuflucht, um ihre Aecker als Wakuf, oder Tempelgut, gegen die Bedrückungen der weltlichen Macht zu schirmen. Man überließ den Grund und Boden einer geistlichen Corporation auf ewige Zeiten als Eigenthum, jedoch mit der Bedingniß, daß sie der Familie des Be-

sitzers die Erträgnisse ohne Minderung bis zum Erlöschen der männlichen Linie bezahle. Unverletzlich und abgabenfrey, mußte dieser Theil des Ackerlandes in einen blühenden Zustand kommen.

Dem gewissenlosen Arnauten Mohammed Ali, dem vorgeblichen Schüler und Freunde europäischer Civilisation, war es vorbehalten, diesen letzten Sicherheits-Damm nieder zu reissen, und die Wogen seiner fiscalischen Tyranney über das ganze Nilland zu wälzen. Nach Ausrottung der Mamluken und Beraubung aller schutzlosen Privat-Leute hinderten ihn die geistlichen Körperschaften allein, ganz Aegyptenland als einen zusammenhängenden wohl arrondirten Mayrhof, und die ganze arbeitende Volksklasse als seine Taglöhner zu betrachten. Es ist hinlänglich bekannt, und einer der neuesten Beobachter, Hr. Cadalvène, bestätigt es wiederholt, daß ein Elementar-Ereigniß dem Satrapen das geistliche Gut in die Hände lieferte. Der Wasserstand des Nilstromes war ungewöhnlich niedrig, die Aussicht auf eine hinlängliche Aernte verschwunden, das Land mit Besorgnissen erfüllt, und weil gerade um dieselbe Zeit noch eine Steuer auf die Lebensmittel umgelegt wurde, entstand allenthalben Murren und Aufruhr. Die Geistlichkeit machte Vorstellungen und ermahnte den Pascha, die drückende Auflage zu erlassen. Uebermüthig wurde sie abgewiesen, mit dem Bemerken, sie sollen durch öffentliche Gebete die Barmherzigkeit des Himmels erflehen, und die Ursache der gegenwärtigen Noth liege nicht in der Auflage auf die Lebensmittel, sondern in ihrer Weigerung zu den öffentlichen Bedürfnissen beyzutragen. Zugleich befahl er, die halbe Steuer von allem Kirchengut zu nehmen, und ließ zugleich durch eine Commission die Besitztitel alles zu den Moscheen und geistlichen Körperschaften belangenden Ackerlandes untersuchen. Begreiflicher Weise fand man allenthalben Anstände, Zweifel, Ungewißheit, und schloß mit der Erklärung, daß alles Tempel- und Stiftungsgut von nun an zur Staatsdomäne geschlagen sey; jedoch wolle der Pascha alle auf demselben haftende Lasten zugleich übernehmen. Man weiß, wie es in solchen Fällen zu gehen pflegt. Das Heer, die Flotte, der Krieg, die Beamtenwelt, Regierungs-Experimente tausendfacher Art und die souveränen Launen Sr. Hoheit des Pascha verschlingen alles: Minaret und Moscheen fallen zusammen, Schulen, Wohlthätigkeits-Anstalten, und selbst der Gottesdienst hören in Aegypten allmählig auf; Sinn für Zucht und Ordnung erlischt, und jede Schändlichkeit verschafft sich Duldung und rechtskräftigen Bestand, wenn sie nur den Fiscus bereichert.

Man hat auch das heisse Klima und die natürliche Trägheit der ägyptischen Bevölkerung als Entschuldigungs- oder wenigstens Erklärungsgründe vorgeschützt, um die Verschlingung des Privat Grundeigenthums durch den Fiscus gleichsam zu rechtfertigen, und namentlich scheint sich auch Hr. M. zu dieser Meynung hinzuneigen. Allein der Mensch zeigt sich überall thätig, und auf Mehrung seines Vortheiles und Verbesserung seiner Lage bedacht, wenn man ihn auch die Frucht seines Fleißes genießen läßt. Und wir glauben nicht, daß der Bauer vom Nilstrome sein Feld öde ließe, wenn er und seine Kinder von der Ernte desselben den Hunger stillen dürften. So aber erhält er nur ein Drittheil des wirklichen Werthes der abzuliefernden Feldfrüchte, aber nicht in Baarem, sondern nach Abzug aller Abgaben und Lasten gibt man ihm den Rest in Cassascheinen, die endlich nach langen und wiederholten Forderungen wieder nicht mit Gelde, sondern mit Baumwollenzeugen und andern Fabrikaten aus den Regierungs-Magazinen, zu enormen Preisen, bezahlt werden. Sollte aber jemand aller Plackereyen ungeachtet ein von der Regierung gepachtetes Stück Land dennoch mit Gewinn bebauen, so hat man durch eine in der neuesten Zeit geltend gemachte wahrhaft teuflische Finanzmaßregel dafür gesorgt, auch diesen Profit noch dem Fiskus zuzuwenden. Wir reden hier von dem System gegenseitiger Ver-

bindlichkeiten: restirt ein Pächter bey der landesherrlichen Cassa, so zahlt das Dorf für ihn; ist aber dieses selbst insolvent, wird der Betrag auf die benachbarten Ortschaften umgelegt; können auch diese die fremde Schuld nicht tilgen, haftet die Provinz; hat diese selbst ein Deficit, so ergreift das Uebel die nächste, und so das ganze Land bis der Schuld genüget wird. Hr. Cadalvène in seinem „L'Egypte et la Turquie depuis 1829 — 1836" giebt ein merkwürdiges Beyspiel von der allen Unternehmungsgeist ertödtenden Wirkung dieses Systemes.

(Fortsetzung folgt.)

## Nouvelles Annales du Muséum d'histoire naturelle, etc.

(Fortsetzung)

I. Leib mit Querrunzeln. After quer. Gallgefäße mit ihrer Basis hinter den hintern Blinddärmen.

A. Die Unterkiefer mit einfachen Spitzen. Eine Drüsenreihe auf dem Magen. Der Grimmdarm erweitert.

1. Kopf minder breit als der Leib. Oberkiefer mit mehreren Zähnen über der Mitte. Gallgefäße mit Zikzak auf dem Mast- und Grimmdarm. Oryctes. Scarabaeus. Cetonia.

2. Kopf eben so breit als der Leib. Oberkiefer einzähnig über der Mitte. Gallgefäße ohne Zikzack auf dem Mast- und Grimmdarm. Melolontha. Trichius. ? Hoplia.

B. Unterkiefer mit doppelten Haken. Grimmdarm nicht erweitert. Keine Magendrüsen. Aphodius.

II. Leib ohne Querrunzeln. After länglich. Gallgefäße mit ihrer Basis über der untern Reihe der Blinddärme. Lucanus.

In einem besonderen Abschnitte betrachtet hierauf der Verf. die Larven von diesen Gattungen nach ihren äußerlichen Merkmalen. In einem andern die Puppen, von denen jedoch nur drey, nämlich die von Oryctes nasicornis, Cetonia aurata und Copris emarginata kurz beschrieben werden. Der dritte Abschnitt behandelt



die Anatomie der Larven, beschränkt sich indeß blos auf die Beschreibung des Verdauungskanals, der jedoch mit großer Genauigkeit geschildert wird. Zehn vortrefflich gearbeitete Tafeln dienen zur anschaulichen Darstellung der in den erwähnten drey Abschnitten behandelten Gegenstände.

6. Rapport sur le Ciron de la gale (Acarus scabiei), fait au nom d'une Commission composée de M. M. Dumévil et de Blainville. Par M. de Blainville (S. 213 — 232).

Daß in den Krätzpusteln eine besondere Milbe (Acarus scabiei) gefunden werde, war den Naturforschern seit geraumer Zeit bekannt. In Frankreich jedoch erregte dieselbe nicht eher eine besondere Aufmerksamkeit, als bis Galés, Oberapotheker am Spital Saint-Louis, wo alle Krätzigen von Paris und der Umgegend behandelt werden, die Krätzmilbe vorzeigte, und vor einer ärztlichen Kommission nachwies, daß eine solche auf die Haut eines gesunden Menschen gebracht, den Ausbruch von Krätzpusteln veranlasse. In einer eigenen Schrift mit Abbildungen von diesen Thieren brachte Galés den Gegenstand vor ein größeres Publikum, und seine Angaben genossen allgemeines Vertrauen, bis im Jahr 1829 Raspail darthat, daß das von jenem abgebildete Thier keineswegs die Krätzmilbe, sondern die Käsemilbe sey. Hiedurch wurden denn bey manchen pariser Ärzten die die Existenz von wahren Krätzmilben selbst zweifelhaft, bis Ranucci, ein aus Corsika gebürtiger Elevé der Medizin, im Spital von Saint-Louis dieselbe abermals vorzeigte. Er war mit dem Aufsuchen dieser Thiere in seinem Vaterlande vertraut geworden, indem er daselbst öfters gesehen, wie Mütter ihren Kindern mit einer Stecknadel dieselben aus den Pusteln herausschafften. Der Sitz des Thieres ist am Ende eines Ganges, der von der Pustel ausgeht, und wird schon von Außen mit freyem Auge bemerkt, da er eine kleine Erhöhung unter der Haut, wie ein weißlicher Punkt bildet. Außer Ranucci machten auch noch Baude und Sédillot über diesen Gegenstand Mittheilungen der Akademie, und Raspail gab eine Naturgeschichte der Krätzmilbe heraus. Seitdem sind ebenfalls in Berlin Untersuchungen über diese Parasiten angestellt worden, woraus sich die Richtigkeit der von Raspail gelieferten Abbildung der Krätzmilbe der Menschen ergeben hat. Dagegen hat sich durch Hertwigs Beobachtungen über die Räudemilbe des Pferdes gezeigt, daß Raspail's Darstellung von dieser nicht genau ist.

(Fortsetzung folgt.)

# Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 20. July.

Nro. 144. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1836.


## Correspondance d'Orient 1830 — 1831. etc.

(Fortsetzung.)

Ein als Secretär bey einem europäischen Consulate angestellter Nicht-Aegyptier pachtete in der besten Gegend des Delta ein Stück Land von der Regierung und fand nach Umfluß von zwey Jahren, daß ihm nach Abzug aller möglichen Lasten, Abgaben und Opfer noch ein reiner Gewinn von 4500 Franken übrig blieb. Zu gleicher Zeit erhob aber der Fiskus eine Forderung von 7400 Franken als seinen Antheil für restirende Pächter der Provinz. Man nahm ihm seine Getreidevorräthe, das Zugvieh, ja selbst die Ackergeräthe, bis Alles erledigt war. Wie einst Nero, scheint auch der gegenwärtige Satrap von Aegypten seinen Provincial-Obrigkeiten den Auftrag zu geben: Hoc agamus, ne quis quidquam habeat, — ein Auftrag, der buchstäblich und im strengsten Sinne des Wortes vollzogen wird. Denn man hat es so eingerichtet, daß der Pächter bey allem Fleiße und aller Entbehrung und nach Ablieferung der ganzen Ernte dennoch immer noch dem Fiscus schuldig ist, und sein Brod sich gleichsam vom eigenen Acker stehlen muß. Hat also Hr. M. Unrecht, wenn er das Loos des ägyptischen Volkes für das elendeste auf der ganzen Erde erklärt, trotz Mohammed Ali's Civilisationsversuchen? Gerechtigkeit und Eigenthum, gesetzlich zu mehrendes Mein und Dein mit der Möglichkeit, die Früchte seiner Arbeit zu genießen, ist die Grundlage aller Civilisation. Niemals wird aber ein mohammedanischer Monarch, am wenigsten aber der Satrap von Aegypten diesen Grundsatz anerkennen, nicht einmal in der Theorie, geschweige in der Praxis. „Daß auch der Bauer am Sonntage sein Huhn im Topfe haben müße," wird ein morgenländischer Despot niemals zugeben. Sein leitender Grundsatz ist vielmehr, daß der Mensch, wenn man ihm auch alles nimmt, doch immer noch etwas hat, oder schnell wieder etwas erwirbt, um neuerdings zu geben.

Wenn aber Hr. M. auch in Syrien, in Klein-Asien, überhaupt in der ganzen Türkey keinen geordneten und unangefochtenen Grundbesitz gefunden haben will und das orientalische Bauernvolk arbeiten läßt, ohne zu wissen, wem der Boden gehöre, so ist dieses eine jener oberflächlichen Phrasen, die man dem gelehrten Sittenmaler und Schreibkünstler von der Seine, gleich vielem andern dieser Art, zu Gute halten muß. Nicht nur ist das Stiftungsgut in den nicht secularisirten Provinzen des Reiches mit aller Schärfe umgränzt und ausgeschieden, auch andere Korporationen mit unzähligen Privatleuten, Moslimen sowohl, als Christen, besonders die Libanischen, haben Cataster und schriftliche Documente über gesetzlich ihnen angehöriges Landeigenthum in Handen. Wie viele Schriften dieser Art, nicht nur im Arabischen, sondern auch in Karschuni oder altsyrischer Sprache, haben wir in Phönizien selbst gesehen! Sogar umzäunte nnd durch Mauerwerk eingefriedigte Grundstücke sieht man in Syrien häufig. Hätte Hr. M. geschrieben, daß in vielen Gegenden der Türkey das Grundeigenthum wegen fis-

calischer Plünderung unter seinen natürlichen Werth herabgesunken sey, so würde seine Bemerkung der Wahrheit näher seyn.

Was Hr. M. von dem berühmten Wallfahrtsort und Handlungsplatz Tansah, von dem daselbst verehrten mohammedanischen Heiligen, Ali dem Beduinen und seinen Mirakeln, sowie von dem großen Jahrmarkte daselbst, und von den Auftritten im allzeit überfüllten Tempel, zu dem auch Weiber den Zutritt haben, in seiner Correspondenz erzählt, sammt allem, was wir selbst über diesen Punct in Erfahrung gebracht, muß hier Kürze halber übergangen werden. Ebenso müssen wir in Beziehung auf die Ruinen Alt-Alexandrien's, die Hr. M. am Ende seiner Wanderschaft noch umständlich und antiquarisch auseinandersetzt, theils auf das Buch selbst, theils auf unsere früheren Artikel hinweisen.

Im May 1831 verließ Hr. Michaud Aegypten, und schiffte über Malta, wo er Quarantäne machte, wieder nach Europa zurück, während Herr Poujoulat, sein Reisegefährte und Schüler, noch einige Zeit in Syrien verweilte, um den Schauplatz der glänzendsten aller französischen Waffenthaten, die Gegend um Antiochia, zu besuchen. Die Entfernung von Laodikia (*Λαοδίκεια*, Lataki von Türken und Arabern ausgesprochen), wo wir Hrn. P. am Schlusse des letzten Artikels ließen, bis zur eben genannten Stadt Antiochia am Orontes, beträgt ungefähr 26 Stunden, d. i. um ein Paar Stunden mehr, als von Jerusalem nach Nazareth. Der Weg führt über Berg und Thal durch die liebliche Einöde Kandil zum Flecken Urdil, dem einzigen bewohnten Orte auf dieser langen Strecke. Hier ist zugleich die Markscheide zwischen Arabistan und Turkistan der Sprache und dem Blute nach. In Urdil, sowie zu Antiochia und Haleb, redet man arabisch und türkisch, während in Laodikia niemand türkisch und zu Beilan und Aintab niemand arabisch versteht.

Das Gerippe der Stadt Antiochia, wie sie



einst Seleukus Nicator erbaute, hat sich im ganzen Umkreise deutlich, in den meisten Theilen sogar vollkommen erhalten. Das Orontes-Thal streicht von Osten nach Westen, etwa zwey Stunden breit und durch zwey in ziemlich geraden Linien fortstreichende jedoch von Schluchten zerrissene Bergreihen gebildet. Zwischen dem Flußufer und der südlichen Gebirgskette, steht, oder stand vielmehr, die alte Stadt mit ihren in vielen Stellen bis 80 Fuß hohen Mauern aus behauenem Gestein und 130 Streitthürmen in langen Zeilen auf der Ebene, längs dem Flusse, und zu beyden Seiten den Berg hinansteigend, an Abgründen vorüber, bis zur hohen Burg hinauf, hinter welcher sich der furchtbare Mauerring im Thale schließt. Vier, durch tiefe Risse getrennte Bergspitzen liegen innerhalb des Umfanges. Die halbverfallene, über den Gebirgskamm hingestreckte Burg scheint, wenn man von der Stadtfläche hinaufblickt, in den Wolken zu schweben und gleichsam einer andern Region anzugehören. Nicht weniger als zwey Glockenstunden braucht man, um von der Ebene längs den Wällen auf den höchsten Punct hinaufzuklimmen. Unwillkührlich hält der Reisende, wenn er das weite Thal heraufkommend plötzlich das furchtbare Gemäuer über die Berge hinziehen sieht, in seinem Laufe still. H. P. näherte sich von einer unvortheilhaften Seite der Stadt, und konnte diesen großartigen Eindruck nicht empfinden. Man glaubt im Angesicht einer Weltstadt, eines zweyten Babylon, angelangt zu seyn, findet aber nur ein kleines, armseliges, dorfähnliches Städtchen, mit niedrigen Hütten in einem Winkel des verlassenen zum Theile mit einem Obstbaumwalde dicht überwachsenen ungeheueren Mauerumfangs. Eine gepflasterte Straße, nach der Schnur gezogen, läuft durch den Wald bis zum Paulsthore in der Richtung nach Haleb, vermuthlich die alte Hauptstraße, der Corso von Antiochia.

In Beschreibung dieser großen Ruine entwickelt Hr. P. seine ganze Kunst; man sieht deutlich, daß er seinem Meister ein eben so klares, als gewissen-

haft treues Bild vom Schauplatze der größten Heldenthat des französischen Kreuzheeres hinzeichnen will. Und wenn der junge Gallier bey dieser Veranlassung ungewöhnlich redselig wird, und mitunter „Ampullas et sesquipedalia verba“ ins Spiel bringt, so wird ihn der billige Leser wegen dieses Uebermaaßes nicht tadeln. Wie sollte einem Franzosen nicht das Blut in den Kopf steigen, wenn er über das Schlachtfeld von Antiochia reitet, und der Thaten gedenkt, die seine Vorfahren daselbst verrichtet, und Hr. Michaud so schön beschrieben hat? Denn niemals hat die Glut religiöser Begeisterung eine größere That geboren, als den Sieg der Christen (am Feste Peter und Paul 1098) über die im Thale von Antiochia versammelten Kriegsheere des ganzen moslimischen Orients. Die Folgen jenes Tages sind bekannt, und alle Leser von Michauds berühmten Werke über die Kreuzzüge wissen, daß sich eine Schaar noch unbesiegter Moslimen unmittelbar darauf zur christlichen Lehre bekannte, was weder vor- noch nachher je geschehen ist. Der Eindruck, welchen jenes Ereigniß auf das Gemüth der Morgenländer hervorbrachte, ist heute noch nicht erloschen; auch hat die Herrschaft der Franken in keinem Theile Asiens so tiefe Spuren zurückgelassen, wie an den Ufern des Orontes. Dagegen war aber auch die mohammedanische Bevölkerung kaum irgendwo, bis auf die neueste Zeit herab, unduldsamer und frankenhassender, als zu Antiochia, wo sich wenigstens 500 Jahre lang nach Austreibung der Europäer durch den Mameluken-Sultan Bibars kein Christ niederlassen durfte.

Antiochia von der Ferne gesehen, gleicht einem Bauerndorfe in den rhätischen Alpen. Die Wohnhäuser sind nicht mit Terrassen gedeckt, wie es in Asien Sitte ist, sondern mit Ziegel- oder Schindel-Dächern in Sattelform, die zum Schutze der unten vorübergehenden weit über die Hauptmauer hervorragen, wie es in Ober-Bayern, Tyrol, u. s. w. üblich ist. Dieselbe celtische Dachform zeigt sich auch auf der übrigen, sieben Wegstunden langen Thalstrecke bis zur Mündung des Orontes, unweit Seleucia. Auch sieht man nur in dieser Gegend jene weite und hohe Fußbekleidung aus Leder, wie sie die arbeitende Volksklasse in vielen Ländern Europas trägt. Ebenso erinnern Feld- und Gartenzäune und die Brombeerstaude am Wege den Wanderer nicht weniger an das europäische Heimathland, als die Weintraube und die Bergamotbirne in den Gärten von Saodieh, und die blauäugigen und blondhaarigen Bewohner der Orontesdörfer. Alle diese Spuren abendländischen Wesens verschwinden plötzlich, wie man sich von Antiochia ostwärts gegen Haleb wendet. Hr. P. hat diese Puncte zu wenig hervorgehoben, und überhaupt nur das Orontesthal von der Mündung des Stromes bis zur großen Brücke, vier Stunden östlich von der Stadt, vorzüglich im Interesse von Hrn. Michaud's Werke über die Kreuzzüge persönlich untersucht. Heimwehe, natürliche Ermüdung, und jene Sattigkeit, die den Wanderer im Orient über kurz oder lang jederzeit befällt, hinderten ihn, seinen Stab über die niedrige, von Taurus zum Libanon mitten durch Syrien herabstreichende Hügelkette zu tragen, und die Städte am Saume der großen euphratischen Wüste von Haleb über Mara, Hama und Hems nach Damaskus zu besuchen. Er schrieb von Antiochia aus an die französischen Consular-Agenten zu Tarsus in Cilicien und zu Haleb, um auf diesem Wege Nachrichten über jene Landschaften, ihren ethnischen und staatsökonomischen Zustand, ihre Strassen, Engpfade und Verbindungslinien zu erhalten, die er dann mit den Berichten des Mittelalters vergleicht und in solcher Weise hieraus die Richtung zu bezeichnen sucht, in welcher die Kreuzheere, aus dem Innern Klein-Asiens bis an den Orontes hervorgebrochen sind. Alles dieses übergehen wir.

(Fortsetzung folgt.)

## Nouvelles Annales du Muséum d'histoire naturelle, etc.

(Fortsetzung.)

### 7. Description de quelques espèces de reptiles de la Californie, précédée de l'analyse d'un système général d'Erpétologie et d'Amphibiologie; par M. H. D. de Blainville (S. 233 — 296 mit Abbild.)

Wie schon der Titel besagt, besteht diese Abhandlung aus zwey Abschnitten, von denen der erste eine neue systematische Eintheilung der Amphibien, der andere die Beschreibung einiger dieser, in Californien einheimischer Thiere liefert. Der Verf. ist der Meynung, daß man die bisher unter einer Klasse begriffenen Amphibien in vier Klassen abtheilen müsse, die er Pterodactylia, Reptilia, Ichtyosauria und Amphibia benennt. Wir halten diese Vervielfältigung der Klassen für unnöthig, für die leichte Uebersicht sogar nachtheilig. Was die Pterodactylien anbetrifft, so stimmen wir allerdings mit dem Verf. überein, daß sie den Uebergang der Vögel zu den Reptilien vermitteln, gleichwohl sind wir mit Cuvier der Meynung, daß sie keineswegs eine eigenthümliche Klasse ausmachen, sondern noch der der Amphibien zuzuzählen sind, um so mehr, da Ref. durch eigene Vergleichung des Ornithocephalus longirostris mit einer neuen Art, dem O. Kochii (von dem im nächsten Bande der Abhandlungen der königl. bayerischen Akademie der Wissenschaften eine ausführliche Beschreibung erscheint) sich überzeugt hat, daß auch das Becken in seiner Zusammensetzung an den Typus des Krokodils erinnert. Eben so wenig erscheint es als nothwendig, die Ichthyosauren zu einer besondern Klasse zu erheben, da bey den Amphibien überhaupt nicht blos das Knochengerüste, sondern die meisten andern organischen Systeme einen großen Kreis von Variationen durchlaufen. Wenn man es bey den Säugethieren nicht für nothwendig findet, die Walle, trotz ihrer großen Abweichungen im Skeletbau von den andern Ordnungen loszureißen und eine eigenthümliche Klasse aus ihnen zu bilden, so wird man auch recht wohl den Ichthyosaurus bey den übrigen Amphibien belassen können. Es bleiben uns nun noch die Reptilia und Amphibia des Verf. übrig, und diese entsprechen den beschuppten und den nackten Amphibien, welche allerdings die beyden großen Hauptabtheilungen sind, unter welche man alle kaltblütige, mit Lungen versehene Wirbelthiere bringen kann. Aber auch hier sehen wir keinen Grund ein, warum aus den beyden Hauptabtheilungen gesonderte Klassen gemacht werden sollen, und wir sind überzeugt, daß bey den meisten Zoologen diese Trennung keinen weiteren Beyfall finden wird.

Seine Klasse der Reptilien theilt der Verf. in die vier Ordnungen: Chelonia, Plesiosauria, Emydosauria und Saurophidia. Zu Chelonia gehören die Schildkröten, zu Plesiosauria blos die Gattung Plesiosaurus, zu Emysodauria die Krokodile und die Saurophidia umfassen alle übrigen Eidechsen und die Schlangen. Während daher der Verf. im Widerspruche mit fast allen Zoologen die Amphibien in mehrere Klassen zerspaltet, vereinigt er dagegen ein Paar Ordnungen miteinander, welche fast alle Naturforscher getrennt haben. Wir können weder das Eine, noch das Andere billigen. Es ist zwar allerdings richtig, daß Eidechsen und Schlangen allmählig so ineinander übergehen, daß die Gränzlinie zwischen ihnen bey weitem nicht so bestimmt markirt ist, wie gegen die Schildkröten und Nackthäuter hin. Gleichwohl läßt sich eine solche noch immer auffinden, und es wird eine Trennung zwischen beyden um so nothwendiger, da gerade ihnen die übergroße Mehrzahl der Amphibien zufällt. Das Ungewisse liegt nur darin, daß man nicht einig ist, welche Merkmale man zur Sonderung beyder Ordnungen anwenden solle. Die älteren Zoologen hatten ein leicht faßliches Unterscheidungskennzeichen an der An- oder Abwesenheit der Füße, und auch Cuvier hatte sich mit diesem begnügt; die meisten andern Zoologen der neueren Zeit dagegen, wie z. B. Wagler, Müller, Wiegmann, haben weniger die Füße als gewisse Eigenthümlichkeiten im Baue des Kopfes berücksichtigt. An diese schließt sich auch Blainville an, denn obwohl er Eidechsen und Schlangen in die gemeinschaftliche Ordnung der Saurophidia vereinigt, löst er sie doch wieder in die beyden Unterordnungen Sauria und Ophidia auf. Den ersteren, den Eidechsen giebt er folgende Merkmale: „Körper ziemlich bestimmt in seine 5 Parthien, den Kopf, Hals, Brust, Bauch oder Unterleib, und Schwanz abgetheilt, und immer mit vollständigen oder rudimentären Gliedmassen versehen. Herz weit vorn, Lunge mit zwey gleichen oder fast gleichen Flügeln.

After bedeckt von einem Deckel, gebildet aus mehreren Schildern, eben so der Augendeckel.“

(Fortsetzung folgt.)

# Gelehrte Anzeigen.

München. herausgegeben von Mitgliedern 21. July.

Nro. 145. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1836.


## Correspondance d'Orient 1830 — 1831.

etc.

(Fortsetzung.)

Wie unsicher und im Grunde nichtssagend Beschreibungen sind, die wir über ungesehene Ortschaften und Länder nach fremden Berichten geben, kann man vielfach aus diesem Theile des Buches erkennen. Hr. P. spricht von den Wüsten-Städten Sarmin, Mara, Hama, Hems und Apamia wie von Timbuktu und dem Gallas- oder Dschindschirenlande, wohin niemals oder kaum einmal europäische Reisende gekommen wären. Als Augenzeuge könnten wir über diesen Theil Syriens allerdings Besseres geben, als man bey Hrn. P. findet; wir versparen uns aber dieses Vergnügen auf eine schicklichere Gelegenheit, weil wir aus Hrn. P's. Werke jetzt lieber das Verdienstliche, als das Mangelhafte andeuten wollen. Um über Cilicien, Lykaonien und die Landschaften zwischen dem Gebirge Amanus und der Wüste östlich vom Orontes etwas zu sagen, sucht Hr. P. alles zusammen, was sich daselbst seit Cicero's Statthalterschaft bis auf die mittlern und letzten Zeiten herab sich ereignet hat. St. Symeon der Säulenbewohner, der wunderbar einen einäugigen Drachen sehend machte, und Tullius Cicero, der Cilicien mit Gerechtigkeit und Milde regierte; die Briefe an Atticus und die Legende des syrischen Einsiedlers Antonius; St. Chrysostomus und Kaiser Arcadius werden hier zu gleicher Zeit belobt und angepriesen, und lange Citaten aus heidnischen Briefen und christlichen Legenden eingeflochten. „Es sey ihm süß, sagt er, Cicero's Briefe in Cilicien zu lesen.“ Aber Antiochien liegt nicht in Cilicien!

Nachdem Hr. P. die Schönheit des breiten, von hohen Gebirgen eingeschlossenen Längenthales zwischen Antiochia und Seleucia, besonders aber die mit allem, was Orient und Occident Kunst und Natur reizendes schaffen kann, ausgeschmückten Gärten von Saodieh nicht mit dem Feuer geschildert hatte, wie wir es erwarteten, brachte ihn ein arabisches Fahrzeug von der Orontes-Mündung wieder nach Laodicea zurück, von wo er über Batrun, Byblos und Kloster Antura bald zu Wasser, bald zu Lande, in der Richtung gegen Beirut fortzog, um in diesem Hauptstapelplatze des syrischen Handels eine Gelegenheit zur Heimkehr nach Frankreich abzuwarten. Durch die Pest gehindert, in die Stadt zu kommen, zog er sich in ein benachbartes Maronitendorf, Hadet genannt, auf einen Vorsprung des Libanon zurück.

Während eines mehrwöchentlichen Aufenthaltes in dieser eben so freundlichen als gesunden Lage ordnete Herr P. seine Briefsammlung und fieng neuerdings über den schon früherhin besprochenen Libanon Notizen einzusammeln an. Was er über geographische Eintheilung, Klima, Lage, Ortschaften, Mineral- Pflanzen- und Thierreich, über die Menschen, ihre Sitten und Gebräuche, Dogmen, Disciplin und Kirchendienst, politische, finanzielle und commerzielle Stellung, über Maroniten, Metuali und Drusen und deren Geheimlehre erfahren konnte, wurde hier zusammengestellt und nachher in Paris — wie es sich deutlich zeigt — mit Hülfe bekannter Druck-

schriften, worunter des berühmten Hrn. v. Sacy Drusenkatechismus ꝛc. zu bemerken ist, weiter ausgearbeitet und in den Briefen Nr. 178, 179, 180, 181 und 182 niedergelegt. Was er nebenher über die französischen Lazaristen von Antura, über die englischen Bibelverbreiter und über den uns besser bekannten ehmaligen Turiner Professor und nun römischen Delegaten in spiritualibus auf dem Libanon, Priester Johann Pater Losanna, schreibt, ist zwar nicht gegen die Wahrheit, klingt aber eigentlich doch wie eine feine, höfliche und fromme Pariser Klatscherey, welche mehr errathen läßt, als sie sagt.

Wir wollen ihm in diesem Theile seiner Schrift nicht Schritt für Schritt folgen und unsere Erfahrungen mit den seinigen vergleichen, wie es in einer noch nicht sobald erschöpften Materie unschwer geschehen könnte. Wir haben aber über den Libanon, über seine Natur und seine Bewohner schon in den früheren Artikeln Einiges bemerkt, und können uns hierüber nicht weiter ausdehnen, ohne die Gränzen einer Anzeige zu überschreiten. Das libanische Gebirge ist ein kleiner Kaukasus, eine natürliche Burg, in deren Schluchten sich die Trümmer aller in Asien unterdrückten Völker und Religionen heute noch finden lassen. Das Heidenthum des alten Landes Aram konnte daselbst niemals ausgerottet werden, und Bekenner aller in der Folge sich erhebenden Glaubensformeln des Morgenlandes wählten sich in den Hochthälern dieses Steingürtels unanfechtbare Zufluchtsstätten, die selbst der alles belebende Strahl der Christuslehre nicht zu beleuchten vermochte. Der zwar unwissende, aber sanfte, redliche und in Gott heitere Katholik des Maronitengebiets; der mohammedanisch-christlich-heidnische Druse mit geheimnißvoller Bläße im Antlitz, schweigsam, frostig und wildtraurig blickend; der tückische Metuali; der schwerfällige Armenier; der Sonne, Kalb und Lingam anbetende Amsare; Anhänger der griechischen und der nestorianischen Kirche; Araber verschiedener Racen, Türken, Juden und Europäer bilden die hervorstechendsten Gruppen dieser großen Musterkarte Asiatischen Lebens und Glaubens. Hr. P. sucht sogar das numerische Verhältniß der verschiedenen Parzellen festzustellen und glaubt, daß die Einwohnerzahl im ganzen Gebirge etwa 450,000 Individuen betrage, was wir natürlich als nicht genau bestimmbar weder bestätigen, noch widerlegen wollen. Nur kann man nicht umhin, dem redlichen Forschungsgeiste, häufig auch dem Scharfsinne, allzeit aber der Wahrheitsliebe dieses Reisenden, Gerechtigkeit wiederfahren zu lassen. Sein Urtheil über Volney, obwohl neu und hart, unterschreiben wir unbedingt. Volney hat die meisten Gegenden, die er beschreibt, nicht selbst gesehen; er hat häufig nur nach Büchern und mündlichen Berichten gearbeitet, und wie ein zweyter Thümmel, entlegene Himmelsstriche beschrieben, ohne sich weit aus seiner Kloster-Celle des Libanon zu entfernen. Wir selbst sind beym Lesen des Volney'schen Werkes an Ort und Stelle auf diesen Gedanken verfallen.

Am Schluße seiner libanischen Nachrichten (Brief 182) bemüht sich Hr. P., noch ein Bild von der Regierungsform dieses Gebirges zu entwerfen. Natürlich muß hier die Rede vorzüglich auf den berüchtigten Drusenfürsten, den Emir Beschir, aus der Arabischen Familie Schehab fallen. Der Libanon von Baalbek bis zur Marktscheide der Maroniten und Amsaren war bis zur letzten Eroberung durch die Aegyptier, ein Pachtgut des Paschaliks von Akke, und wurde jährlich an die Meistbietenden versteigert. Druck der Zinsfürsten, um den Pachtschilling zu erpressen, und Aufstand der Gebirgsleute, um sich Erleichterung zu schaffen, bilden die Summe der Begebenheiten jenes Landes seit mehr als 300 Jahren. Emir Beschir, der seit 1789 regiert, wurde während dieser Zeit siebenmal durch seine rebellischen Unterthanen ausgetrieben, ersteigerte und errang aber die Herrschaft eben so oft wieder. Nach jedesmaliger Wiederherstellung wurde der Pacht

erhöht, der Druck vermehrt, das Elend größer, die Regierung grausamer. Im Jahre 1794 griff man zu den Waffen, weil er jährlich 150,000 Franken erhob, nach der letzten Steigerung aber mußte er an Abdalla-Pascha 700,000 Franken jährlich zahlen und das Volk blieb ruhig. Um sich die Herrschaft der Welt zu sichern, haben Caligula und Caracalla nicht so große und so viele Ruchlosigkeiten verübt, als der Drusenfürst Beschir begangen hat, um sich als Vice-Tyrann in einem Bergwinkel Syriens zu behaupten. Unter seinen Verwandten wüthete er wie ein zweyter Herodes. Viele erdolchte er eigenhändig, anderen ließ er Augen und Zunge ausreissen, beynahe das ganze Haus Schehab bis auf seine eigenen beyden Söhne ausrotten, von der unruhigen Drusen-Bevölkerung aber ungefähr die Hälfte, d. i. mehr als 50,000 Menschen durch Metzeleyen und Exil vernichten. Beschir regiert über den Libanon in derselben Weise und nach denselben Maximen, wie Mohammed Ali über Aegypten.

(Schluß folgt.)

## Nouvelles Annales du Muséum d'histoire naturelle, etc.

(Fortsetzung.)

Bey den Schlangen heißt es: „Körper sehr verlängert, cylindrisch, fast ohne Unterscheidung von Kopf, Hals, Rumpf und Schwanz, fast immer gänzlich entblöst von Gliedmassen, selbst von rudimentären; bedeckt mit mehr oder minder unähnlichen Schuppen auf verschiedenen Parthien des Körpers; Augen durchgängig ohne Augenlieder. Paukenfell immer versteckt. Zunge breit, ganz, angeheftet, oder im Gegentheil lang, schmal, tief zweygespalten und vorstreckbar. Zähne konisch, spitz, mehr oder weniger rückwärts gerichtet und meist eben so gut Gaumen- als Kieferzähne.“ Man ersieht, daß diese Merkmale sämmtlich nicht geeignet sind, um beyde Unterordnungen voneinander zu unterscheiden, da sich in ihnen keine Gegensätze aussprechen. Nur in der Anmerkung (S. 244) heißt es: „Die Art von Deckel, welcher das Auge bedeckt und der des Afters sind immer aus mehreren Schildern bey den Eidechsen und niemals bey den Schlangen zusammengesetzt.“ Der Verf. stellt nun die Blindschleichen und Ophiosaurus zu den Eidechsen, dagegen Chirotes und Amphisbaena zu den Schlangen; hierin mit Müller übereinstimmend, während Wagler die beyden letzteren einer besondern Ordnung, die er Angues nennt, zutheilt, Wiegmann aber sie noch zu den Eidechsen zählt. Ref. muß gestehen, daß, wenn er auch die von Cuvier noch beybehaltene Begränzung beyder Ordnungen nicht festhalten wollte, er sich doch nimmermehr dazu entschließen könnte, ein mit vollkommen entwickelten Vordergliedern versehenes Reptil für eine Schlange zu erklären. Der allgemeine Volksbegriff von Schlange, dem zu Folge Fußlosigkeit ein Hauptmerkmal ist, kann füglich auch bey einer wissenschaftlichen Betrachtung der Thierwelt festgehalten werden. Daß bey Boa, Eryx, Tortrix etc. Rudimente von Extremitäten vorkommen, spricht nicht gegen diese Ansicht, da eine bloße Andeutung von einem Organ noch immer von einer vollendeten, zur Ausübung einer bestimmten Funktion vollkommen befähigten Entwicklung desselben weit verschieden ist. Mit Wiegmann ist Ref. einverstanden, daß vielmehr Gründe vorhanden sind, um Chirotes und Amphisbaena zu den Eidechsen, als zu den Schlangen zu stellen.

Seine Saurier bringt der Verf. in folgende Familien: 1) Geckones, 2) Chamaeleontes, 3) Agamae, 4) Dracones, 5) Iguanae, 6) Monitores und 7) Lacertae. Seine Ophidier theilt er zuerst in zwey Zünfte, nämlich in Zweyhänder, wozu nur die Gattung Chirotes gehört, und in Schlangen, wozu alle andern Ophidier. Diese letzteren vertheilt er wieder in 3 Sektionen. Die erste Sektion, ohne Giftzähne, begreift 5 Familien: 1) Amphisbaena, 2) Tortrix, 3) Boa, 4) Boa-Couleuvres (wozu Python, Xenopeltis etc.), 5) Coluber; die zweyte Sektion, mit giftigen und ungiftigen Kieferzähnen umfaßt, 6) Hydrophis, und die dritte Sektion mit lauter Giftzähnen im Oberkiefer enthält 7) Viperina.

Seine Klasse der Amphibien, wie sie der Verf. bezeichnet und welche der Ordnung der Batrachier oder nackthäutigen Amphibien anderer Zoologen entspricht, theilt er in 3 Ordnungen ab: 1) Batrachia, mit 2 Fa-

milien, die er Dorsipares und Aquipares nennt, 2) Pseudosauria mit den 3 Familien Salamandra, Proteus und Sirena, und 3) Pseudophidia mit den Coecilien.

Hierauf folgt die Beschreibung der californischen Reptilien, welche der Verf. für neu ansieht. Sie heißen Agama (Phrynosoma) coronata, Callisaurus draconoides, Iguana (Cyclura) acanthura, Cordylus (Gerrhonotus) multicarinatus, Tortrix Bottae, Coluber catenifer, infernalis, Californiae, vertebralis, zonatus und planiceps, welche auch alle bis auf die vorletzte abgebildet sind. Callisaurus ist eine neue Gattung, welche der Verf. den Drachen zugesellt, weil sie an den Leibesseiten ein Rudiment von einer Haut hat. Eine kurze Diagnose dieser Gattung ist nicht gegeben, sondern blos eine 35 Zeilen einnehmende Beschreibung, die wir ihrer Länge wegen daher nicht mittheilen können.

### 8. Mémoire sur quelques Acéphales d'eau douce du Sénégal. Par M. Rang, Officier de marine. (S. 297—320 mit 2 Tafeln.)

Rang hatte sich während seinen Reisen an der Westküste von Afrika, und besonders während der in den Jahren 1829 und 1830 vorgenommenen Untersuchung des zwischen dem Westende der Sahara und den Kap Lopez gelegenen Küstenstriches, eifrigst mit dem Sammeln und Untersuchen der Meer-, wie der Land- und Süßwasser-Mollusken beschäftigt. In dieser Abhandlung theilt er Einiges von seiner Ausbeute aus dem Senegal-Flusse mit, wovon Folgendes das Wichtigste:

1. Schon im 3. Bande der Nouvelles Annales du Muséum hat Rang das Thier der Etheria, das Caillaud aus Egypten erhielt, beschrieben. Seitdem hatte der Verf. mehrere Exemplare mit dem Thier aus dem Senegal (E. plumbea) bekommen, und sich dadurch überzeugt, daß dasselbe in allen Einzelnheiten ganz mit dem der Etheria vom Nil übereinstimme. An diesen neuen Exemplaren, die besser erhalten als seine frühern waren, bestätigt er, daß das Ligament wie bey Unionen, Anodonten ꝛc. ꝛc. gebildet sey, so daß also die Etherien sowohl nach der Beschaffenheit der Schalen als des Thieres den eben genannten Gattungen sich anreihen. Außerdem bemerkt der Verf., daß die Etherien mit Röhren keine eigene Art ausmachen, sondern nur solche Individuen sind, die sich im ruhigen Wasser ungestört entwickeln konnten und vor Beschädigungen gesichert waren. Auffallend ist es, daß die Reisenden, welche den Senegal besuchten, der Etherien nicht gedenken. Adanson spricht allein von fossilen Austerbänken, welche jetzt trocken liegen, auf außerordentliche Strecken sich ausdehnen, und als Kalk im ganzen Lande benützt werden. Diese Austern sind indeß weiter nichts, wie der Verf. nachweist, als neue fossile Etherien, deren Bänke südlich vom Senegal liegen und in einer kleinen Entfernung von Saint Louis anfangen. Aus ihrer Lage schließt er, daß der Fluß in frühern Zeiten eine mehr südliche Ausmündung gegen das grüne Vorgebirge zu, vielleicht in der Bai von Haan, haben mochte.

2) Unio Juliani charakterisirt sich als neue Art dadurch, daß das Schloß in jeder Schale aus 3 dünnen langen Leisten besteht, anstatt der Zähne und Leisten, welche man sonst gewöhnlich zugleich bey den Unionen wahrnimmt, so daß also hier die Zähne die Form von Leisten angenommen haben. Die Länge dieser Art beträgt nur 35 Millimetres.

3) Von Anodonta sind 2 neue Arten, A. chaiziana und Tawaii beschrieben; von ersterer auch das Thier, das zugleich nach seinem äußern und innern Bau bildlich dargestellt ist. Ein auffallender Umstand ist es bey dieser Art, daß sie mehrere Monate lang außerhalb des Wassers, auf dem Trockenen und der Sonnenhitze ausgesetzt, am Leben bleiben kann.

4) Von Iridina kennt der Verf. 3 Arten aus dem Senegal, nämlich 1) J. Mutel, von Adanson beschrieben, 2) J. rubens von Lamarck als Anodonta rubens aufgeführt, und 3) eine neue Art, die er J. rostrata nennt. Er macht hiebey aufmerksam, daß Iridina sich nach der Schale allein nicht als Gattung fixiren lasse, sondern daß man hiezu auf das Thier Rücksicht nehmen müsse. Von J. rubens vergleicht er ausführlich das Thier mit dem von J. nilotica, und weist die spezifischen Unterschiede zwischen beyden nach.

5) An allen Exemplaren von Anodonta chaiziana hat der Verf. einen besondern Blutegel gefunden, den er Hirudo viridis nennt und in einer Abbildung darstellt.

(Schluß folgt.)

# Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 22. July.

Nro. 146. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1836.


## Correspondance d'Orient 1830 — 1831. etc.

(Schluß.)

Nicht ohne Widerstreben erzählt Hr. P. diese Gräuel des Emir, weil derselbe heimlich das Christenthum bekennt, obgleich er öffentlich die Moscheen besucht. Wenn aber der fromme Hr. P. sagt, daß die Maroniten die grausame Herrschaft ihres Gebieters am geduldigsten ertragen, daß sie ihr sanftes und redliches Gemüth, ja sogar eine gewisse Heiterkeit der Seele und ihr lebensfrohes Wesen mitten *im heftigsten Drucke* ungeschmälert bewahren, und daß *alles* dieses eine Folge ihres katholischen Glaubens sey, so scheint er uns die Sache mit dem rechten Namen zu bezeichnen. Unter Beschirs Unterthanen sind die Maroniten die zahlreichsten, sie haben aber in Folge ihrer religiösen Ueberzeugung *größere* Furcht vor den Höllenstrafen, als vor Entbehrung, Arbeit und Steuereinnehmern des Fürsten von Deir el Kamar.

Zu wünschen wäre es freylich, daß auch der Emir seinerseits zum Vortheile der Unterthanen den humanen und beseligenden Maximen des Christenthums hie und da einigen Einfluß gestatten, und z. B. die Gerechtigkeit nicht geradezu wie ein Kadi um Geld an den Meistbietenden verhandeln möchte.

Es circulirt auf dem Libanon eine handschriftliche Chronik, in welcher alle seit 40 Jahren begangenen Gräuel des Fürsten nach der Reihenfolge in neuarabischer Sprache beschrieben sind. Hr. Creus, Sohn des ehemaligen spanischen Generalkonsuls in Alexandria, fand sich zu gleicher Zeit und aus derselben Veranlassung mit Hr. P. im Dorfe Hadet, wo er ihm eine Uebersetzung dieser von einem maronitischen Priester verfaßten Chronik mittheilte, wie uns derselbe Hr. Creus ungefähr ein Jahr später zu Kahira erzählt, Hr. P. aber in seinen Briefen auch der Wahrheit gemäß eingestanden hat.

Wie endlich die Pest in Bairut nachgelassen hatte, kam Hr. P. wieder in die Stadt zurück, schildert uns, versteht sich mit Lob, den gastfreundlichen Sinn seiner Landsleute auf der syrischen Küste, redet von der Pest und vom neuen englischen Konsul für Damascus, und verläßt endlich, nachdem er noch die Cholera Morbus mit der July-Revolution in Parallele gestellt hatte, auf einem französischen Schiffe die Rhede von Bairut um über Cypern nach den heimathlichen Küsten zurückzuschiffen (July 1831).

Um noch am Ende das ganze Werk der H.H. Michaud und Poujoulat mit einem Blicke zu überschauen, wird uns der aufmerksame Leser gerne eingestehen, daß der innere Werth desselben und der eigentliche Reiz, der ihm einen bleibenden Erfolg sichern wird, nicht so wohl in antiquarischer Gelehrsamkeit oder in neuen, die Erkenntniß alter und mittlerer Zeiten fördernden Aufschlüssen, sondern neben dem Gefühle, die der Gegenstand selbst schon aufregt, hauptsächlich im Style, im lebendigen Colorit der Phrasen, im Reichthum, in der Fülle und Gediegenheit der Gedanken liegt. Was haben die beyden Reisenden auf ihrem flüchtigen Zuge gesehen und beschrieben, was andere nicht vor ihnen schon gesehen und beschrieben haben? Allein die Kunst der

Darstellung, die Anordnung des Stoffes, die Harmonie, das Feuer, welches ihre literarische Schöpfung belebt, findet man bey ihren Vorgängern und Nebenbuhlern nicht. Hr. Michaud ist ein großer Redekünstler, und selbst in den Leistungen des Hrn. Poujoulat findet man seiner Jugend und Unerfahrenheit ungeachtet, niemals, oder doch äußerst selten eine Stelle, von welcher man sagen könnte: Quid est enim tam furiosum, quam verborum vel optimorum, atque ornatissimorum, sonitus inanis, nulla subjecta sententia, nec scientia? — An kleinen philologischen ꝛc. Unrichtigkeiten fehlet es indessen bey beyden auch in ihrem letzten Bande nicht. So z. B. bedeutet der arabische Delta-Stadtname Mehallet-kebir nicht „große Insel," wie Brief 165 gesagt wird, sondern großer Ort, Hauptort, chef-lieu, abgesonderter, abgeschlossener Sitz ꝛc. — und ist mit diesem Sinne auch in das türkische und Neugriechische übergegangen: ὁ μαχαλᾶς τῶν φράγκων nennt man in Smyrna das abgesonderte Frankenquartier. Für eine vom Wasser umflossene Landstrecke hat man im Arabischen nur den Ausdruck „Dschesira." In demselben Brief S. 32. liest man, daß die Araber ihr Durahkorn „seiffry" nennen; seiffry ist aber kein arabisches Wort, wohl aber seiffy, welches „im Sommer" (d'été) bedeutet, und vom Durahgetreide in demselben Sinne gesagt wird, wie man in Deutschland die Frucht des Weinberges „den Herbst" nennt. — Ebenso heißt die Ortschaft am Nil, bey welcher die französische Armee unter Bonaparte das erste Gefecht mit den Mamluken bestand, nicht „Chobraris" (S. 221), sondern Schebreis. Hieher gehört auch Hrn. P...s „nahr Anna" statt Nahr Channa, d. i. Johannesbach, und „Harachai" statt Kara Tschai, d. i. Schwarzenbach; item „nahr-el-baarid" statt Nahr-el-bârd, d. i. Kaltenbach. Und daß der Familienname des Drusenfürsten Beschir nicht Scheab, sondern Schehab *) geschrieben wird, hätte Hr. P. aus der arabischen Inschrift ersehen können, die über dem Portal des Palastes von Deir-el-Kamar steht. Eben so sind auch die aus der Legende und Kirchengeschichte ausgehobenen Erzählungen dieser Herrn nicht jederzeit genau. Was z. B. Hr. Michaud von einer „St. Margarit von Alexandria" erzählt, geht ganz St. Katharina an. Auch hat sich nicht Kaiser Arkadius vor der Wuth des Volkes in die Kirche geflüchtet, und ist durch die Beredsamkeit des heil. Chrysostomus gerettet worden, wie Hr. P. S. 202 geschrieben hat, sondern der Hof-Eunuch Chrysaphius. Leichte Uebersehen dieser Art könnten bey etwas größerer Sorgfalt wohl vermieden werden; incuria fudit.

Fallmerayer.

---

## Nouvelles Annales du Muséum d'histoire naturelle, etc.

(Schluß.)

### II. Botanische Abhandlungen.

1. De la déviation descendante et ascendante de l'accroissement des arbres en diamètre, par M. Dutrochet. p. 75 — 88. (avec 2 planches).
2. Observations sur la forme et la structure primitive des embryons végétaux, par M. Dutrochet. p. 165 — 211. (avec 4 planches.)

Wir behalten uns vor, diese beyden Abhandlungen, welche, unter sich in wesentlichem Zusammenhange, des Herrn Verfassers Ansichten über Bildung und Entwicklung der Pflanzenkeime darlegen, nächstens in Verbindung mit andern Arbeiten über denselben Gegenstand ausführlich zu erörtern.

---

*) شهاب

### 3. Monographia Onagrearum. Auctore Eduardo Spach. p. 321 — 408. Cum Tab. II.

Einen Auszug aus dieser Abhandlung hat der Verfasser selbst bereits unter dem Titel Synopsis Monographiae Onagrearum im Septemberheft der Annales des sciences naturelles von 1835 gegeben, und wir verweisen darum rücksichtlich aller Details auf jenes Blatt.

Im Allgemeinen müssen wir jedoch gestehen, daß uns die Arbeit nicht befriediget habe. Herr Spach scheint, wie aus der Menge zusammengestellter Thatsachen sich ergiebt, wohl ein fleißiger Sammler und eifriger Beobachter, aber es fehlt ihm unseres Dafürhaltens noch der richtige Takt in Würdigung und Feststellung der abzuleitenden Merkmale. Selbst die Kennzeichen, auf welche er seine Hauptabtheilungen der Familie begründet, gestatten häufig wieder Ausnahmen oder sind durch sub und saepe sehr schwankend begränzt. Andre sind so minutios, daß ihre Anwendung das Aufschlagen mehr erschwert als erleichtert, wie dieß z. B. mit der Eintheilung der Oenotherineae nach der Richtung der Eyer im Fruchtknoten der Fall ist. Einer ähnlichen Berücksichtigung oder vielmehr Ueberschätzung unwesentlicher Merkmale ist es denn auch zuzuschreiben, daß der Verf. die Abtheilungen der Jussieu'schen Onagrariae, welche er behandelt, Fuchsieae und Onagreae, gewiß nicht zum Frommen der Wissenschaft in 32 Gattungen zerspaltet, während Decandolle im Jahre 1828 deren nur 6 anführt, die durch die seitherigen Entdeckungen höchstens auf 12 anwachsen dürften. Aus Oenothera sind 15, aus Fuchsia 6 genera geworden, ja selbst Clarkia pulchella und elegans bilden gesonderte Gattungen! Und doch ist auch in diesen Trennungen, wie fast nie anders möglich, keineswegs konsequent verfahren. Die Gestalt oder vielmehr die Theilung der Narbe ist z. B. außer unwesentlichen Dimensions-Unterschieden das einzige Merkmal, um des Verf. Gayophytinae und Oenotherinae zu charakterisiren. Bey Epilobium dagegen erscheint ihm dieses Kennzeichen nicht einmal wichtig genug, die Arten mit einem stigma indivisum als eigne Gattung zu sondern. Auf der andern Seite sind wesentliche Charaktere mitunter sehr flüchtig beobachtet oder übersehen. Der Herr Verf. sagt z. B. von der ersten Unterabtheilung der Fuchsieae, seinen Gattungen Brebissonia und Lyciopsis: Stamina minima, aequilonga: 4 petalis anteposita (jam aestivatione) reflexa; 4 alterna recta. Referent, der sich selbst mit den Pflanzen, die diese Gattungen bilden sollen, näher beschäftigt hat, muß dabey erinnern: 1) Die Blüthen sind polygamisch und wenn Herr Spach die stamina so sehr klein fand, so untersuchte er vermuthlich nur Blumen mit verkümmerten Staubgefäßen. 2) Das ist wahrscheinlich auch der Grund, warum er des sonderbaren Umstandes nicht erwähnt, daß die Antheren der stamina reflexa (besser deflexa) doch auch nach innen aufspringen, wie die aufrechtstehenden, ohne deßhalb in aufrechter Stellung gedacht antherae posticae zu seyn, indem nämlich bey dem Herabschlagen des Staubfadens nicht der Staubbeutel seine Richtung ändert, sondern die Spitze des Filaments sich umbiegt.

Diese wenigen Beyspiele als Belege des oben Gesagten. Zum Schlusse nur noch den Wunsch, daß eine solche Behandlungsweise von Monographien nicht weiter in der Wissenschaft Platz greifen möge, sonst kommen wir zuletzt zu dem Resultate, daß jede bisherige Gattung zur eigenen Familie, jede Art zur Gattung, jedes Individuum zur Art erhoben wird.

## III. Chemische Abhandlungen.

### 1. Recherches sur la Teinture par M. Chevreul. p. 409 — 424. I. Memoire.

Der Verf. stellt in dieser Abhandlung allgemeine Ansichten über die Färbekunst auf.

Die Elemente der Kunst liegen theils in der Physik und betreffen das Princip der Farbenmischung und das ihres gleichzeitigen Contrastes, theils gehören sie der Chemie an und sind:

1) Die Kenntniß der Arten von Körpern, welche der Färbeprozeß in Berührung bringt.

2) Die Kenntniß der Umstände, unter welchen sie wirken.

3) Die Kenntniß der Erscheinungen, welche während ihrer gegenseitigen Wirkung eintreten können.

4) Die Kenntniß der Eigenthümlichkeiten der gefärbten Verbindungen, welche die Producte sind.

Der Verf. betrachtet nun die Schwierigkeiten, welche sich bey den gegenwärtigen chem. Kenntnissen einstellen, wenn es sich um die Theorie einer Färbekunst handelt. Diese sind:

1) Das geringe Gewicht der färbenden Substanz, welche der Färber auf die Stoffe heftet.

2) Die geringe Affinität der Stoffe, als neutrale, ternäre und quaternäre Verbindungen, für Säuren, Basen und färbende Substanzen.

3) Die unvollkommene Kenntniß der Zusammensetzung färbender Substanzen organischen Ursprungs.

4) Der Umstand, daß eine zusammengesetzte färbende Substanz organischen Ursprungs aus ternären und quaternären Verbindungen besteht, welche mehr oder weniger unter dem vereinten Einfluß des Wassers, der Wärme und des Sauerstoffes der atmosphärischen Luft veränderlich sind. — Der Verf. giebt für alle diese Fälle Beispiele und Erläuterungen.

Um diese Schwierigkeiten zu überwinden, findet der Verf. die nachstehende Classifikation der zu brachtenden Gegenstände nöthig und giebt bey mehreren Abtheilungen seine Ideen an, auf welchem Wege die Analyse den erwünschten Aufschluß geben könne. Das Ganze ist eine Exposition und eine ausführliche Bearbeitung wird in künftigen Abhandlungen gegeben werden.

1. Abtheilung. Vorbereitung (préparation) der Stoffe.

2. Abtheilung. Ueber die gegenseitige Einwirkung der Stoffe und der einfachen Körper.

3. Abtheilung. Ueber die gegenseitige Einwirkung der Stoffe und Säuren.

4. Abtheilung. Ueber die gegenseitige Einwirkung der Stoffe und der salzfähigen Basen.

5. Ueber die gegenseitige Einwirkung der Stoffe und der Salze.

6. Ueber die gegenseitige Einwirkung der Stoffe, der nicht salinischen gegen färbende Mittel neutralen Verbindungen, der Säuren, salzfähigen Basen und Salze.

7. Ueber die gegenseitige Einwirkung der Stoffe, Säuren, Salzbasen, Salze und der zusammengesetzten färbenden Substanzen organischen Ursprungs.

8. Ueber die Beständigkeit (Dauerhaftigkeit) der Farbe gefärbter Stoffe in Beziehung auf die Wärme, das Licht, das Wasser, den Sauerstoff, die Luft, die Farbenproben und Reagentien.

Der Verf. verspricht, hierüber der Akademie eine eigene Abhandlung vorzulegen, worin gezeigt werden soll, daß die Veränderung organischer Verbindungen, welche man gewöhnlich dem Lichte und der Wärme zuschreibt, das Resultat noch mehrerer anderer gleichzeitig wirkender Ursachen seyen.

An account of the Transactions of his majesty's Mission to the court of Persia, in the years 1807 — 1811 by Sir Harford Jones Brydges, Bart. K. C. L. L. D., late Envoy extraord. etc. Vol. I. VI. 472 und XXXIV. S. Vol. II. V. und 238 S. mit Steindrücken und einer Landkarte. London, 1834.

---

Ein unzufriedener alter Mann ist gewöhnlich ein etwas langweiliger Erzähler, besonders wenn er, wie



Sir Harford Jones, seine eigene Geschichte zu erzählen hat. Man muß da viel mit hinnehmen, das man gern entriethe. Davon abgesehen, ist das Buch, seines späten Erscheinens ungeachtet, nicht ohne Werth, aber beschwerlich zu lesen, weil es weder Abschnitte noch Ueberschriften noch Register hat. Der Verf., gebürtig aus Wales und von dem derben Schlage seiner Landsleute, wurde 1784 Agent der ostindischen Compagnie in Bassora, nachher in Bagdad; schon damals lernte er einen Theil von Persien kennen, und schloß dort Verbindungen, selbst Freundschaften, die ihm zwanzig Jahre später, da er als Gesandter des Königs von England dahin kam, sehr nützlich wurden. Seine Aufgabe war, den Einfluß, welchen Frankreich in Persien erlangt hatte, zu zerstören. Dieß gelang ihm ganz, und er war auf dem Wege, Persien auf das engste mit England zu befreunden, als er sich durch entgegengesetzte Maßnehmungen von Seiten des General-Gouverneurs von Ostindien gehemmt sah. Im Unmuthe darüber bat er um seine Zurückberufung; diese ward in Gnaden gewährt. Erst in der Folge lernte er die Größe des Fehlers kennen, den er durch jenen, obwohl ehrenhaften, Schritt begangen hatte. Sein ganzes Verdienst war dadurch überschattet, der Lohn fiel seinen Nachfolgern zu. Um so achtbarer ist die Gemessenheit, mit welcher er von diesen spricht. Er gedenkt Sir W. Ouseley's nur im Vorbeygehen, lobt aber theilweise Malcolm's Werk, als das beste nächst Chardin's, meynt jedoch, ein Leser zu Isfahan würde darin viel zu berichtigen finden; und von Morier giebt er zu verstehen, daß bey ihm viel entstellt und übertrieben sey.

Die Vortheile, die der Verf. als Unterhändler durch seine Kenntniß der Sprache und der Landesart, so wie durch seine alten Bekanntschaften hatte, kommen auch seinem Buche zu gut. Er ist nicht wie ein Fremdling, sondern wie einheimisch im Morgenlande. Nur mit den wandernden Hirtenstämmen kommt er nicht in Berührung, vermuthlich, weil er sich auf der Hauptstraße von Buschire über Schiras nach Teheran und Tauris hielt. Den Hof, das Heerlager, das platte Land macht er vielleicht anschaulicher, als die späteren Reisebeschreiber. Wenigstens wird man bey diesen kaum solche Schilderungen antreffen, wie die zwey folgenden.

Auf seinem Wege nach Schiras begegnete der Verf. einem alten Bekannten, mit welchem eine große Veränderung vorgegangen war. Mohammed Nebi, eines Kaufmanns Sohn, war als Jüngling des Verfs. Schreiber, da er in Bassora saß, und zugleich sein Lehrer im Persischen gewesen. Dieser ehemalige Schreiber war nun ein Herr.

(Fortsetzung folgt.)

# Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 23. July.

Nro. 147. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1836.


**Bernh. Conr. Rud. Langenbeck, Dr. de retina observationes anatomico-pathologicae. Goettingae, 1836. 4.**

---

Wie vielfach und von wie Vielen seit Sömmerrings bewundernswerther Darstellung des Baues des Auges das Gefüge dieses Organs besprochen worden sey, auf wie viele selbst von Zinn und Sömmerring gar nicht beachtete Umstände und Verhältnisse die Aufmerksamkeit sich hingewendet habe, und, was immer zu geschehen pflegt, wo eine Menge zugleich sehen und sprechen will, welche mancherley Mißverständnisse sich erhoben und Widersprüche hervorgekommen, ist bekannt genug. Wenn nun der Bau des Auges in seinen manchfaltigen Beziehungen jeden Naturforscher und ob der ungemeinen Herrlichkeit der Natur, so sich hier veroffenbart, jeden denkenden Menschen interessirt, und wenn insbesondere der Anatom und Physiolog innigsten Antheil nehmen muß an der Lebhaftigkeit, mit welcher die Erforschung des schwierigen Gegenstandes in neuerer Zeit betrieben wird, so kann es nicht anders seyn, als daß genanntes Werk die größte Aufmerksamkeit errege; denn erstens wird hier in Folge von Beobachtungen, welche durchaus das Gepräge der größten Umsicht erkennen lassen, mit Ausführlichkeit von dem wichtigsten Theile des Auges, von welchem die Entwicklung des ganzen Augapfels abhängt, dem sich jedes seiner Theilgebilde anschmiegt und fügend zusetzt und ohne welchen sich das Sehorgan gar nicht denken läßt, gehandelt, und zweytens rührt es von dem Neffen eines der hochgeachtetsten Anatomen unserer Zeit her, welcher in der Vorrede mit kindlicher Pietät erkennt, wie viel er bey seiner mühsamen Arbeit der Unterstützung seines Onkels verdanke. Es ist jedoch nicht allein die fleißige und lehrreiche Untersuchung des ganz speciellen Gegenstandes, deren Resultate der Verf. uns durch seine klaren Beschreibungen in fließendem Latein vorlegt, was unsere Aufmerksamkeit in Anspruch nimmt, sondern auch wohl jener über das Ganze verbreitete, das Materielle sich unterordnende Geist der Allgemeinheit, womit das Vereinzelte aufgefaßt und die Beobachtung des Individuellsten an allgemeine anatomische Lehren bald durch die Betrachtung anderer Sinnorgane, bald durch Beziehungen auf das Nervensystem überhaupt, ein anderesmal durch Vergleichung des Thierbaues, dann wieder durch Erinnerung an krankhafte Bildungen und vor Allem, durch steten Hinblick auf den Gang der Entwicklung, angeknüpft ist. Indem sich nun Ref. das Vergnügen machen will, das Wesentlichste aus Langenbecks Werke unseren Lesern nicht auf Journalistenweise durch rhapsodisches Ausheben einzelner Behauptungen, welche für sich unter der Fülle, wie wir sie in Hinsicht auf diesen Gegenstand schon besitzen, einen großen Theil ihrer Bedeutsamkeit verlieren müssen, sondern, so viel es ihm möglich ist, dem Genius, welcher hier das Forschen leitete, folgend, mitzutheilen, kann er nicht übergehen, daß auch zugleich G. R. Treviranus neue Untersuchungen über die organischen Elemente der thierischen Körper, Bremen 1835, in welchen bey der Betrachtung der Hirn- und Nervensubstanz, auch ausführlicher von der retina die Rede ist, vor

ihm liegen, worin gar Vieles angegeben wird, was mit den Langenbeck'schen Behauptungen sich schwer vereinigen läßt; und, kann man nicht ohne Verlegenheit wahrnehmen, wie zwey Forscher, einer ergraut im Beobachten der Natur, welcher er so viele Geheimnisse entlockte und der auch schon durch ein eigenes schätzbares Werk die Lehre von den Gesichtswerkzeugen bereicherte, der andere voll jugendlichen Eifers und ruhmwürdigster Bescheidenheit, unabhängig von einander, ohne Stellung als Widersacher dieselbe Bahn betretend und mit gleichem Willen, das Richtige zu erfahren, doch so ungemein weit in dem, was sie uns als Gewinn ihres Strebens vorlegen, von einander abweichen, so dünkt Ref., es gehöre zu seiner Aufgabe, wenigstens hinzudeuten, auf welcher Seite er die meiste Wahrscheinlichkeit zu finden glaube; auf solche Weise empfangen denn die Leser hier eigentlich die vergleichende Anzeige zweyer ungefähr zu derselben Zeit erschienenen, dem Gegenstand wenigstens zum Theil nach ganz verwandter, dem Inhalte nach sehr verschiedener Schriften, und was Ref. in diesem Sinne vorzulegen hat, theilt er vorläufig ein, in das, was die retina selbst betrifft, und in jenes, was in den genannten Schriften von anderen, dem Augapfel angehörenden Gebilden noch nebenbey gesagt wird. Den zweyten Theil der Langenbeckischen Schrift, überschrieben „sectio pathologica" — muß er, angemeßen dem Zwecke unserer Blätter, übergehen.

In Betreff der retina ziehen zunächst ihre Entwickelung und ihr Gewebe, dann ihre Endigung nach Vorne im System der Krystalllinse und endlich der gelbe Fleck mit dem schwarzen Punkte die Aufmerksamkeit des Anatomen auf sich. Die beyden Augäpfel entstehen nach Huschke, dessen Untersuchungen, wie Ref. mit L. meynt, die meiste Aufklärung in der Augenlehre gewähren, aus einem einfachen, als vorderste Hirnblase sich gestaltenden Gebilde, welches sich bald in zwey seitliche, überall geschlossene, nach hinten in die dritte Hirnkammer fortgesetzte Blasen theilt. Der vordere geschlossene Theil jeder Blase wandelt sich auf ähnliche Weise, wie die übrigen Hirnblasen in das Hirn, so hier in die retina um; am hinteren Theile entsteht durch zunehmende Verengerung der Sehnerve. Der eyförmigen, zur retina werdenden, nach vorne geschlossenen Blase, kömmt eine Bildung von außen nach innen entgegen, die Bildung der Krystalllinse.

Dadurch geschieht, daß die von vorne nach hinten dringende, schnell sich vergrößernde Linse die Blase eindrückt, sich in den schalen- später becherartigen Eindruck einlegt und so eine gegen das Hirn gerichtete Einstülpung der retina hervorbringt, daher dann von nun an zwey retina-Säcke in einander einliegen, ein äußerer, der ursprüngliche, und ein innerer, durch Einstülpung gewordener. In den Raum zwischen beyden, welcher um so größer ist, je früher die Bildungsstufe, öffnet sich die immer mehr verengte, gangartig werdende und zuletzt nur noch die Centraladern enthaltende Höhle des Sehnervens; der Raum zwischen den beyden Säcken wird jedoch nicht allein in dem Maaße, als die immer größer werdende Linse auch mehr nach hinten rückt, sondern auch durch den in dem schüßelartigen Eindrucke zwischen der Linse und dem eingestülpten Theil der retina sich ausbildenden Glaskörper fortwährend verengt, so daß am Ende des Entwicklungsganges, wenn der Glaskörper den Augapfel möglichst ausfüllt, einerseits die Linse aufs neue nach vorwärts geschoben von der inneren Fläche, welche zuerst die äußere war, der inneren retina entfernt, diese selbst aber mit ihrer äußeren Fläche, ursprünglich der inneren, an die bleibend innere Fläche des äußeren retina Sackes dicht angedrückt wird. Indem in den beyden Säcken die Entwicklung einen ganz verschiedenen Gang nimmt, wird der äußere zur Jakob'schen Haut, der innere zur wahren bleibenden retina, an deren innerer Fläche zwischen ihr und dem Umfange des Glaskörpers sich auch noch eine dritte Schichte, das Adernetz, anlegt. Es besteht demnach die retina aus drey nach Umständen

mehr oder weniger dicht aneinander anliegenden membranösen Ausbreitungen (L. §. 2.); aus der Jakobschen Haut, aus der der Hirnsubstanz ähnlichen Medullarschichte und aus dem dieser nach innen zugebildeten Adernetz. Die Jakob'sche Haut (L. §. 10) liegt im erwachsenen Zustande als ein sehr zartes Häutchen zwischen der eigentlichen Markhaut und der choroidea, in frischeren Augen mehr der Markhaut, in älteren Augen mehr der choroidea zugekehrt; zuweilen findet sie sich fest auf die äußere Fläche der Markhaut aufliegend, so daß man sie nur als eine weiche, schleimartige Schichte theilweise von ihr ablösen oder mit dem Pinsel abwischen kann, bisweilen fluktuirt sie frey, wie Ref. mehrmalen gesehen, wie ein zartes Spinngewebe zwischen der Markhaut und der choroidea, und man erkennt sie sehr leicht, wenn die choroidea unter Wasser behutsam geöffnet wird. Ref. kann sie mit L. für nichts Anderes, als eine zarte Schichte Zellengewebes halten, wobey es ihm ganz gleichgültig dünkt, ob man dieses verkümmerte Ueberbleibsel einer abgestorbenen Bildung dieser oder jener Klasse der Häute beirechnen will. L., welcher mit dem Neuesten, was Huschke über die Bildung der retina mittheilte, erst bekannt wurde, nachdem schon ein großer Theil seines Werkes vollendet war (L. p. 133. n. 15), konnte, wo er von der Jakob'schen Haut ausführlicher handelt, noch nicht wissen, daß sie nur das Ueberbleibsel einer abfallenden Bildung sey, von welchem nach Verschiedenheit der Individualität bald mehr, bald weniger im erwachsenen Zustande zurückbleibt; daher ist es denn verzeihlich, wenn L. es der Mühe werth hält, über den Nutzen der Jakobschen Haut ausführlicher zu sprechen, weil sich die Lust, den selbsteigenen Witz in Bestimmung der Naturzwecke geltend zu machen, überall da am leichtesten hervorzudrängen pflegt, wo man den Gang der natürlichen Entwicklung nicht kennt. Wenn nun L. der Angabe Huschke's, daß die Jakob'sche Haut der Lichtempfindung fähig, zum Sehen beytrage, mit vollem Rechte widerspricht (L. §. 30. p. 133), so ist doch



auch das, was er als Nutzen der Jakobschen Haut angibt, daß sie nämlich den Abdruck des schwarzen Pigmentes auf die Marklamelle verhindere, ohne allen Gehalt; denn ist das Aug nur frisch, so hängt ja auch an der Jakob'schen Haut selbst bis vor zum Strahlenkranze kein Pigment an. Ref. kann übrigens diese Jakob'sche Haut nicht verlassen, ohne Einiges über die angeführte Literatur zu bemerken. Es wird nämlich unter den Schriftstellern, welche von der Jakob'schen Haut handeln, auch Döllingers gedacht, als welcher von ihr in einer Abhandlung in den n. A. m. n. c. T. XI. gesprochen haben soll. Nun ist dieß zwar eine Behauptung Rudolphi's, welcher Jakob's Entdeckung dieser Haut verwerfen wollte, und sich auf Döllinger beruft, der sie schon als eine Lamelle der choroidea aufgezeigt habe; allein bedenkt man, daß Döllinger angiebt, er habe längere Zeit die choroidea in Weingeist gelegt, dann wieder macerirt und so endlich auf der inneren Fläche der choroidea ohne Zerreißung des Adernetzes ein dünnes Blättchen ablösen können, so begreift man in der That nicht, wie sonst ganz vernünftige Menschen glauben mochten, die Lamelle, von welcher Döllinger in b. A. spricht, und welche offenherzig gesagt, gar nichts Anderes, als das Stratum pigmenti selbst und zum Theil nur das zarte innere Epithelium desselben, denn beydes scheint er nicht scharf genug zu unterscheiden, und bald da, bald dort zu verwechseln, zu seyn scheint, sey eines und dasselbe mit der Jakobschen Haut. Ref. hat daher gute Gründe, zu vermuthen, daß der alte Herr über das freundliche Bemühen Huschke's, der Jakob'schen Haut die Benennung membrana Döllingeriana zu vindiciren, sich eben so wenig geschmeichelt fühle, als ihm minder gefällige Aeusserungen, zu welchen seine Abhandlung über das Aug als Veranlassung beygezogen wurde, unangenehme Empfindungen mögen verursacht haben.

(Fortsetzung folgt.)

## An account of the Transactions of his majesty's Mission to the court of Persia, etc.

(Fortsetzung)

Mit einem großen, prunkhaften Gefolge kam er anzezogen, Besitz von einer Statthalterschaft an dem persischen Meerbusen zu nehmen, die er sich, mit dem Titel Khan, zu verschaffen gewußt hatte. Durch glückliche Handelsgeschäfte war er sehr reich geworden, da strebte er höher und erlangte, daß ihm eine Gesandtschaft nach Ostindien aufgetragen wurde. (Die morgenländischen Diplomaten, bemerkt hier der Verf., treiben alle, wenigstens unter der Hand, Geschäfte, nicht mit Staatspapieren, die man dort nicht kennt, sondern mit Waaren. Wo die Gesandten Kaufleute sind, da liegt es ganz nahe, Kaufleute zu Gesandten zu machen.) Nebi bekam zwar keinen Gehalt, aber die Aussicht auf reiche Geschenke von Seiten der englischen Behörden, und dazu Erlaubniß zollfreyer Ausfuhr und Einfuhr großer Kaufmannsgüter. Dieß brachte ihm viel Geld ein, und das Geld erwarb ihm die Statthalterschaft. Er hatte diese noch nicht angetreten und schon suchte er sie nicht nur auf das Nutzbarste auszubeuten, sondern auch auf Kosten Anderer, besonders arabischer Häuptlinge, zu erweitern. Sir Harford machte ihm hierüber ernste Vorstellungen, die aber nicht tief eindrangen, und schied von ihm, nachdem sie sich gegenseitig bewirthet hatten, mit bangen Ahndungen des Schicksals, das dem Emporkömmling seine Habsucht und Eitelkeit bereitete. Nachher am Hofe zu Teheran hörte er von Nebi Khans Unthaten in seiner Statthalterschaft; Mirza Bozurg (von dem sogleich die Rede seyn wird) äußerte, es werde ihn reuen, daß er dem Araber das Feuer unter dem Topfe weggenommen. Aber nicht nur Erpressungen, selbst hochverätherische Umtriebe und Ränke wurden ihm Schuld gegeben. Sir Harford bat für ihn um Gnade, erlangte aber nur Aufschub der Strafe. Bald nachdem er Persien verlassen hatte, ward Nebi Khan ergriffen, und erlitt im Hofe des Thronsaales, unter den Augen des Schahs, die entsetzliche Strafe des Zerhackens.

Mirza Bozurg, der, als ein Abkömmling des Propheten, von dem höchsten Adel des Morgenlandes war, hatte der Verf. einst als den vertrauten Diener des letzten unglücklichen Königs aus dem Geschlechte Zund gekannt und hochgeschätzt; er sah ihn nun wieder als einen der ersten Minister der neuen Dynastie, von welcher die vorige war ausgerottet worden. Kein Verrath, keine Niederträchtigkeit hatte ihn gerettet und hierauf erhoben. Seine Vorfahren hatten sich, ohne ihr Haus in Mekka aufzugeben, das er noch jetzt das seine nennen konnte, vor langer Zeit in Persien niedergelassen und hier die größten Aemter bekleidet, auch Land-Eigenthum erworben, das, ein seltener Fall, den Nachkommen blieb. An diesem Erbe ließ Mirza Bozurg sich genügen und lebte von dessen Ertrage. Er pries es als eine große Wohlthat Gottes, daß seine Augen durch Begierde nach Reichthum nie geblendet worden; dem habe er zu danken, daß er in den schrecklichsten Stürmen, die er erleben müssen, unversehrt geblieben sey. Von ihm ging keine Bedrückung aus; vertrauensvoll wandte sich an ihn das Landvolk, dessen Loos er zu verbessern trachtete. Seine Reisen machte er mit nur drey Dienern auf Maulthieren, deren eines mit dem Vorrathe beladen war, woraus ihm sein sparsames Mahl bereitet wurde. Er trug sich als Derwisch (Geistlicher), und als seine Frau aus ihrem Hause zu Tauris den Tisch Sir Harfords versehen ließ, entschuldigte sie die Einfachheit der Kost damit, daß sie eine Derwischin sey. Der Mirza nannte Sir Harford seinen Freund und schenkte ihm zum Abschiede die zwey feinsten Teppiche, die er besaß; weil sie halal (rechtmäßig erworben) seyen, sagte er, und weil er, zum Gebete darauf knieend, seinen Freund so oft der Gnade Gottes empfohlen habe.

Auch die Unterhaltungen des Verfs. mit dem Schah (dem Großvater des jetzigen), waren vertraulicher als die, welche von anderen Gesandten erzählt werden. Einst fragte ihn der Schah über die englische Verfassung aus, die ihm ganz unbegreiflich und doch, besonders wegen der großen Staatseinkünfte, sehr merkwürdig war, und sagte dann: „Ich kann mir wohl vorstellen, wie ein Land, so eingerichtet wie das eurige, so viel zu leisten vermag; aber das sehe ich nicht ein, wie wir auskämen, wie hier überhaupt noch eine Regierung möglich wäre, wenn ich bey uns solche Dinge einführen wollte. Gesetzt, ich riefe ein Parlament nach Teheran zusammen und übertrüge ihm das ganze Besteuerungsrecht, nie würde ich mehr einen Pfennig bekommen, denn kein Perser giebt etwas von seinem Gelde her, wenn er nicht dazu gezwungen wird; und was noch mehr ist, alle Last würden die Herren auf die Bürger, und ebenso die Bürger auf die Herren zu wälzen suchen. Es muß viel Zeit kosten, eine solche Regierung wie die eurige und solch ein Volk hervorzubringen.“

Ein andermal erkundigte sich der Schah nach allen Kindern Georgs III., welchen er den Vater der Könige nannte.

(Schluß folgt.)

# Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 26. July.

Nro. 148. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1836.


Bernh. Conr. Rud. Langenbeck, Dr. de retina observationes anatomico-pathologicae. Goettingae, 1836. 4.

(Fortsetzung.)

Eben so wenig, wie Döllinger, kann Fränzel die wahre Jakob'sche Haut gemeynt haben; denn nach Ref. Meynung spricht er offenbar vom Epithelium der Pigmentschichte, und dieses ist es auch, als dessen Fortsetzung Ammon seinen orbiculus capsulo-ciliaris, welcher, beyläufig gesagt, an jedem Auge sich leicht nachweisen läßt, und wenn Ref. nicht alles täuscht, nichts mit der Zonula gemein hat, angesehen wissen möchte. Die zweyte unter der Jakob'schen Haut gelegene Membran ist die retina im engsten Sinne, die eigentliche Markhaut; um aber von der Beschaffenheit und dem Gewebe derselben auf eine verständliche Weise reden zu können, ist es nothwendig, zuerst die Angaben L. und Treviranus über das Gewebe der Hirnsubstanz vergleichend vorzuführen, denn es zeigt sich auch hier wie überall, daß nichts Gründliches über ein vereinzeltes Gebilde des menschlichen Leibes könne anatomisch ausgemittelt werden, ohne ununterbrochene Rücksicht auf alle ihm verwandte oder mit ihm in Verbindung tretende Theile zu nehmen. Nach L. in vollkommener Uebereinstimmung mit Ehrenberg und mehreren Beobachtern, von welchen Ehrenbergs Entdeckungen bestätiget wurden, ist das Gewebe der beyden Hirnsubstanzen von zweyerley Art. In der Corticalsubstanz befinden sich außer der ungeheuern Menge von Blutadern (deren ein großer Theil die feinen Verzweigungen nach auswärts gerichteter, von dem Mark in die Rinde gehender kleiner Arterien ist, wie Ref. mit Bestimmtheit an gut gelungenen Hirninjectionen nachweisen kann) eine Masse so kleiner Körnchen, daß deren Gestalt sich nicht wohl bestimmen läßt, und die auch bey der stärksten Vergrößerung nur als ungemein kleine gelbliche Pünktchen erscheinen; die Blutadern, Arterien und Venen verbreiten sich zu dem dichtesten Adernetze zusammengehäuft in dieser Masse; zwischen beyden liegt noch eine Menge genau erkennbarer größerer gelblicher Körner, von welchen ein Theil sich einzeln hie und dort zerstreut findet, einige andere aber von einem zarten durchsichtigen Faden wie Perlenschnüre an einander gereiht sind. Diese Schnüre sieht man jedoch nicht so deutlich, wie jene, welche ihnen ähnlich in der weißen Substanz des Hirns vorkommen; auch sind sie zarter. Noch finden sich in der Corticalsubstanz größere, farblose, runde Körperchen, die im Durchmesser den Blutkörnchen theils gleich sind, theils sie übertreffen; diese liegen ohne Ordnung und sind vielleicht nicht alle von derselben Natur; die Medullarsubstanz des Hirns besteht aus dünneren, zarteren, und aus stärkeren, dickeren Röhren; beyde scheinen nach L. nicht blos in der Größe, wie Ehrenberg glaubte, sondern auch in mehreren anderen Beschaffenheiten von einander verschieden zu seyn, daher dann L. auch die dünneren knotige Fibrillen nennt, weil es ihm nicht gelang, eine Höhle in ihnen zu entdecken, die größeren aber sind offenbar hohl und er nennt sie deshalb allein die knotigen Hirnröhren. Die knotigen Hirn-

fibrillen werden aus kleineren Kügelchen zusammengesetzt, welche in einfacher Reihe hintereinander liegen und durch einen schleimigen Faden mit einander verbunden sind. Gewöhnlich haben die Kügelchen einen größeren Durchmesser als der Faden und daher kömmt das Perlenschnurähnliche Ansehen; zuweilen aber ist der Faden zwischen zwey Kügelchen eben so dick oder dicker, wie sie, und dann sieht es aus als seyen die Kügelchen in der Masse des Fadens eingelegt. Die Kügelchen dieser Fibrillen sind durchsichtig, von graugelblicher Farbe, nicht immer von gleicher Gestalt, entweder rundlich oder oval, oder auch wohl eckigt, selten ganz sphärisch, sondern etwas comprimirt; auch ihre Größe ist nicht immer die nämliche, sie sind 1/4, 1/3 auch wohl 1/2 mal so groß als ein Blutkörnchen, und es scheint, daß sie bey allen Thieren in demselben Verhältnisse zu der relativen Größe ihrer Blutkörnchen stehen. Der diese Kügelchen vereinigende Faden ist zwischen je zweyen derselben von verschiedener Länge; diese knotigen Fibrillen liegen in der Masse des Hirnmarkes, welche durch die Zusammenhäufung einer unermeßlichen Menge gegliederter Röhren gebildet wird, von deren Versammlung die weiße Farbe des Markes herrührt. Es sind diese Hirnröhren runde, zarte, durchsichtige, durch blasenförmige Anschwellungen gegliederte Schläuche, eine Bildung, welcher ähnlich im menschlichen Körper Nichts mehr vorkömmt. Die blasenförmigen Anschwellungen entstehen an der Röhre nicht plötzlich, haben daher auch keine kugligte Form; die dünnere Röhre nimmt allmählig an Durchmesser zu, und wenn sie die größte Ausdehnung erreicht hat, wieder langsam ab; die Größe dieser Anschwellungen varirt sehr nach der Stelle des Hirns, welches der Betrachtung unterworfen wird; in dem verlängerten Marke, in der Hirnklappe, an welcher L. ohne weitere Zubereitung die gegliederten Röhren mit ungemeiner Deutlichkeit leicht erkannte, und in den Schenkeln, welche vom verlängerten Marke zu den Vierhügeln gehen, sind die Anschwellungen am größten, ein Blutkörnchen 2 — 3 mal übertreffend; dagegen finden sich auch dünnere, gegliederte Röhrchen, unter andern in der varolischen Brücke und in den Sehhügeln, deren Anschwellungen nur so groß, wie ein Blutkügelchen sind. Der zwischen zwey Anschwellungen befindliche Theil des Röhrchens ist gewöhnlich 3mal dünner und 3mal länger als die Anschwellungen, bey stärkern Röhren ist er daher länger, bey dünneren kürzer. L. will nun am Fischhirne gesehen haben, daß, wenn er diese zarten Röhrchen, welche besonders leicht in der Nähe der Anschwellung zerreißen, zwischen Glasplatten drückte, eine ganz helle Galerte in Gestalt eines gewundenen Fadens, worin er einige Körnchen zu sehen glaubte, ausgepreßt werde. Von den Körnern, welche Lauth als Inhalt der Hirnröhren erkannt haben will und deren Erscheinung Valentin von eintretender Fäulniß abzuleiten geneigt ist, ist L. zweifelhaft, ob sie wirklich in den Röhren enthalten sind, oder nur äusserlich den Wänden ankleben. Die gegliederten Hirnröhren fangen einzeln und sparsam in der Rindensubstanz des Hirns an, sind auch bey ihrem Anfange viel zarter; von hier gehen sie größer werdend und durch neu entstehende sich ungemein vermehrend gegen die Basis des Hirns, auf welchem Wege sie bald gerade, bald geschlängelt entweder neben einander liegen, oder gegen die Mitte des Hirns zu (cum centrum encephali attigerunt, sagt L. p. 64.) sich vielfältig durchkreuzen, so daß die der rechten Seite auf die linke kommen und umgekehrt. In das verlängerte Mark und durch dieses in das Rückenmark setzen sich die Gliederröhren unmittelbar fort; dasselbe geschieht aber auch für den Seh-, Riech- und Hör-Nerven, welche eben so, wie das Hirn selbst aus knotigen Fibrillen und varicösen Röhren bestehen. L. hat die Gliederröhren sogar an einem vierwöchentlichen Schweinsfötus, der einige Zeit in Weingeist gelegen war, im Hörnerven gesehen, was beweist, daß diese Gewebsbildung schon früher ent-

steht, als man bisher glaubte; in den übrigen Nerven aber entsteht mit ihrer Trennung vom Hirn eine Veränderung des Gewebes, in den gegliederten Röhrchen verlängern sich die Anschwellungen, damit werden die zwischen ihnen liegenden cylindrischen Röhrchen kürzer, und indem beyde immer mehr ineinander verschmelzen, entstehen vollkommen cylindrische Röhren, welche mit einem milchigten Marke, so aus einer durchsichtigen schleimigen Masse mit vielen kleinen Körnern gemischt besteht, gefüllt werden; bey den Nerven des Rückenmarkes hat ein solches Röhrchen 1/120 P. L. im Durchmesser, und ungefähr 20 solcher Röhrchen vom Neurilem umwickelt, bilden die noch mit freyem Auge erkennbaren zartesten Nervenfasern. Beym Sehnerven ist es nun anders; zuerst ist seine Masse nur Höhlenwand; wenn nun in der Folge der Sehnerve solide wird, eigentlich aber nur seine Höhle bey verdickter Wand sehr enge, so bilden sich durch das innere Neurilem, welches aus der sich in ihn hereinziehenden Arachnoidea und pia mater entsteht, rundliche, fast dreyseitige Kanäle, von welchen die einzelnen Bündel der gegliederten Röhrchen fest eingeschlossen werden. — Nach Treviranus (p. 25.) sind die organischen Elemente des Gehirns einerley mit denen des formlosen Zellengewebes, die als einfache zarte Cylinder gewunden und verschlungen in der Rindenmasse des Hirns beysammen liegend, jedoch nicht allenthalben angetroffen werden; beym Uebergange der Rinde in das Mark hört die Verschlingung auf, und die Elementarcylinder nehmen eine parallele Lage an; dabey versammeln sie sich in Bündeln, welche Markcylinder genannt werden sollen, weil sich das Hirnmark von der Corticalsubstanz theils durch den geraden Lauf der Elementarcylinder, theils eben durch diese Versammlung in Bündeln auszeichnet, (p. 40). In den Nerven machen mehrere an einander gelegte Markcylinder die Nervencylinder aus, so daß also, (p. 39.) ein Nervencylinder oder Nervenröhrchen aus den feineren der Marksubstanz und diese aus den noch feineren der Rinde des Gehirns besteht. Daß Ehrenberg keine Cylinder in der Rindensubstanz gesehen habe, erklärt Treviranus, (p. 30.), daher, weil sie in vielen Hirnen so wenig ausgebildet seyen, daß man sie zuweilen gar nicht und zuweilen nur dann in ihnen erkenne, wenn man sie schon oft gesehen hat; die knotige Gestalt aber soll kein wesentlicher Charakter der Hirncylinder seyn und theils von dem verschiedenen Alter der Thiere, theils von den verschiedenen Einwirkungen der Agentien, so insbesondere des Wassers abhängen.

(Fortsetzung folgt.)

## An account of the Transactions of his majesty's Mission to the court of Persia, etc.

(Schluß.)

Er wunderte sich, daß der Herzog von Clarence (der jetzige König) Groß-Admiral sey, da er doch wohl vom Seewesen nichts verstände. Als ihm der Gesandte darauf erzählte, wie der Prinz, kaum zwölf Jahre alt, auf die See geschickt und nach dem ausdrücklichen Befehle seines königlichen Vaters, ohne alle Rücksicht auf seine Geburt, zum Seedienste, gleich anderen jungen Leuten von Stand, gebildet und angehalten worden sey, auch diesen Dienst auf das vollkommenste erlernt habe, so daß er es darin mit jedem andern aufnehmen könne, sagte der Schah lachend: „ihr seyd doch ein wunderbares Volk. Was für einen schweren Stand würde ich haben, wenn ich einer meiner Frauen ankündigte, ich wollte ihren Sohn nach Buschire schicken und auf ein Schiff setzen lassen!“ Sir Harford vermuthet, es sey dem Schah Ernst gewesen, da er einst zu ihm gesagt habe: Ihr Europäer solltet Gott danken, daß euer Gesetz euch nicht erlaubt, mehr als eine Frau zu nehmen.

An eine ausführliche Beschreibung der Tagesordnung am Hofe fügt der Verf. folgende Bemerkung. „Ich weiß keinen Platz, den ich weniger begehren möchte, als die Stelle eines persischen Ministers. Sie nöthigt den Inhaber Tag für Tag zu einer Anstrengung, die so groß und anhaltend ist, daß ich mich nicht genug wundern konnte, wie sie von diesen meist bejahrten und ge-

brechlichen Männern ausgehalten wurde. Der oberste (Vezier) versicherte mich, und ich finde es nach meiner Beobachtung, da ich ihn sehr oft bey Tag und Nacht sah, nicht unglaublich, daß er täglich achtzehn Stunden im Geschäfte sey und davon gewöhnlich zehn stehend zubringen müsse. Er war damals über siebenzig Jahre alt und so mager, daß er, wenn das Staatskleid abgelegt war, wie ein Gerippe aussah. Wenn er Abends vom Hofe kam, wo seine einzige Auszeichnung war, daß er dem Throne zunächst und auf einen Stab gestützt zu stehen hatte, so mußte er niederliegen und sich stark reiben lassen, bevor er im Stande war, sich zu Tisch zu setzen."

Diesem Vezier bekam einst eine Schmeichelrede übel. Er pries seinen Herrn glücklich, der so viel Söhne hätte, und klagte dabey, daß ihm kein einziger beschert sey. Da will ich helfen, sagte der Schah; es ist mir vergangene Nacht ein Knabe geboren worden; sobald er ausgetragen werden kann, sollst du ihn haben und als dein Kind aufziehen; so hast du denn auch eines ohne alle Bemühung. Diese Zusage wurde, zu großer Bestürzung des Veziers, in Kurzem erfüllt. Da Sir Harford den Knaben sah, war er sechs Jahre alt und machte schon dem alten Manne das Leben sauer. Einst zerschnitt er ihm alle mit reichen Stoffen geschmückte Kissen und Matrazen in seinem Prunkzimmer. Der Vezier zeigte Sir Harford diesen Schaden mit einem tiefen Seufzer und sagte: Wie glücklich ist euer Land, wo niemand verpflichtet ist, ein Kind aufzuziehen, das er nicht gezeugt hat! So ganz sicher davor ist man bey uns doch nicht, erwiederte Sir Harford; aber Söhne oder Töchter des Königs als eigene aufzuziehen, das wird freylich niemand zugemuthet.

In der Umgebung der Stadt Schiras, wo der Verf. sich vor zwanzig Jahren einige Zeit aufgehalten hatte, traf er jetzt unter den Landbewohnern noch viele seiner alten Bekannten. Alle drängten sich an ihn, mehrere von ihren Kindern umgeben, grüßten ihn auf das herzlichste und brachten Lebensmittel zum Geschenke. Ein Begleiter des Verfs. meynte, das sey nur Eigennutz, weil sie Bezahlung zu erwarten hätten. Dieß erklärt der Verf. für einen Irrthum; niemand habe Geld angenommen; von allen sey nur ein kleines Andenken, wie ein Messer oder eine Scheere, begehrt worden. Ich führe diese Kleinigkeit an, setzt der Verf. bey, weil sie vielleicht etwas beytragen kann, die nachtheilige Meynung von dem persischen Charakter zu berichtigen, die Mancher aus Büchern schöpft, deren Verfasser Persien



nur oberflächlich gesehen haben. Seine bessere Meynung, namentlich von den Landleuten, wurde nachher sehr bestärkt, da er als Gast in einem Dorfe des Bezirks verweilte, in welchem der Schah sein Sommerlager hielt. Nichts als Liebes und Gutes erfuhr da der Verf. von den Leuten, ehe noch seine Anwesenheit ihnen den Vortheil gebracht hatte, daß sie, aus Rücksicht für ihn, der Lieferungen in das Lager entbunden wurden. Aehnliche Erfahrungen, auch in der Gegend von Tauris, wo der Verf. einen strengen Winter zubrachte, veranlassen ihn zu folgender Bemerkung.

> Ich habe oft von arabischer Gastfreundschaft gehört; auch erfahren habe ich sie zuweilen. Was dagegen dem Landmanne in Persien Schlimmes nachgesagt wird, ist mir wohl bekannt. Aber sage mir, Leser, wer von beyden übt hingebender Gastfreundschaft, der Araber, welcher bey der Einkehr des Fremden seinen Reis kocht, sein Lamm schlachtet und bereitet und mit dem Gaste theilt; oder der persische Landmann, der, bey einer Kälte von 15 Graden, den kleinen, kostbaren Vorrath guter Feuerung, den er sich aufgespart hat, seinem Gaste in dessen besonderm Gemache allein zu Gute kommen läßt?

Rührend ist die Beschreibung des Verfs. I. 67 — 70 von seiner Zusammenkunft in Khesdt mit dem ehemaligen Statthalter, Zal Khan, welchem, als einem Angehörigen des vorigen Königshauses, der Vorgänger des Schah, ein grausamer Mann, die Augen hatte ausstechen und die Zunge ausschneiden lassen. Nach einer langen, zwischen Freude und Leid getheilten, Unterhaltung voll Erinnerungen aus der Vergangenheit, sagte der Alte: Gott befohlen, mein werther Freund; in dieser Welt treffen wir uns nicht wieder. Du bist ein Christ, ich bin ein Moslem; aber du bist ein solcher Christ, daß ich gewiß bin, du werdest in unser Paradies kommen dürfen, wenn ihr nicht für euch ein besonderes habt. Zal Khan sprach, ohne Zunge, so deutlich, daß nicht nur Sir Harford, sondern auch ein Begleiter desselben, der ihn zum erstenmale sah, jedes Wort verstand. Ein Gegenstück zu der Erzählung des Procopius (Vand. 1. 8.) von Leuten aus dem römischen Afrika, die in Constantinopel zu seiner Zeit lebten, und die vernehmlich sprachen, ob ihnen gleich auf Befehl des Vandalen-Königs Hunerich die Zunge ausgeschnitten war.

Der zweyte Band ist nur ein Anhang, die Geschichte der Wachabiten enthaltend, mit einer Karte, die ihr Land und die angränzenden vorstellt. Der Verf. hatte während seines Aufenthalts in Bagdad Gelegenheit, die Nachrichten einzuziehen, die er hier mittheilt. Er kommt in der Hauptsache ganz mit Burkhardt überein.

# Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 27. July.

Nro. 149. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1836.


Bernh. Conr. Rud. Langenbeck, Dr. de retina observationes anatomico-pathologicae. Goettingae, 1836. 4.

(Fortsetzung.)

Auch komme dieser Gewebstheil nicht etwa bloß in den Sinnesnerven vor, sondern er habe sie auch in andern Nerven, z. B. im abducens eines Sperlings gefunden, welches Letztere man dem Hrn. Verf. gerne zugeben wird, da auch schon Lauth in mehreren Nerven ähnliche gegliederte Cylinder sah und es nach den Beobachtungen R. Remak's gewöhnlich der Fall ist, in den Nerven des Rückenmarkes einzelne gegliederte Röhren anzutreffen. Wenn nun Tr. nicht zweifelt, daß bey Fortsetzung der Beobachtungen die Verschiedenheit beyder Ansichten (es kann aber doch hier nur von Thatsachen, nicht von Ansichten, wenigstens nach dem gewöhnlichen Gebrauche dieses Ausdruckes, die Rede seyn) aufhören werde, so zweifelt doch Rf., daß die fortgesetzten Beobachtungen den Angaben, oder wie er es nennt, Ansichten des Hrn. Vf. günstig seyn werden; Rf. wenigstens kann die schon im I. Bande der vermischten Schriften beschriebenen und abgebildeten Elementarcylinder des Hrn. Vf., zu deren Prüfung es ihm seither weder an Zeit, noch an Hilfsmitteln fehlte, für nichts Anderes, als für ein seit Fontana schon oft in Anregung gebrachtes optisches Phänomen halten, welches zwar seine physikalische Aufklärung noch erwartet, aber bey der Betrachtung der thierischen, wie der vegetabilischen Substanzen und auch polirter Metalle unter einer bestimmten Beleuchtung hervortritt, und dann auf den Thierkörper als Object übergetragen für das Erscheinen von Elementarfasern oder für Nerven oder für Saugadern erklärt wurde, wie denn auch Tr. selbst (p. 104) sich dafür ausspricht, daß die Saugadern nichts Anderes als erweiterte Elementarcylinder des Zellgewebes seyen. Wir kehren zur Markschichte der retina zurück, deren Gewebe von den beyden angeführten Schriftstellern angemessen dem, was sie von der Textur der Hirnsubstanz gesagt haben, näher bestimmt wird. Nach L. besteht die Marksubstanz der retina selbst wieder aus zwey den beyderley Hirnmassen analogen Schichten, dem stratum corticale nach außen, dem stratum medullare, womit sich das Adernetz verbindet, nach innen.

Eine solche doppelte Substanz hat nun der Sehnerve selbst auf keine Weise in sich, und wenn gewöhnlich gesagt wird, die retina sey eine häutige Ausbreitung des Sehnervens, wie auch L. gleich im Eingange seiner Abhandlung sich ausdrückt, so findet sich, wenn man die Worte „retina ipsius nervi optici in bulbum oculi expansio est membranosa“ streng nehmen will, schon hier ein Widerspruch, welcher aber noch stärker hervortritt, wenn man bedenkt, daß das Nervenmark, woraus die im Leben thätige Sehmembran gebildet ist, nur eine eigenthümliche Entwicklung des zurückgeschlagenen Theils der ursprünglich entstandenen retina ist, von welcher der hintere Theil, also jener, in welchen sich die Wand des Nervencylinders zunächst ausbreitet, in der Entwicklung zurückbleibend bis auf einen schwachen mechanischen Zusammenhang an der

Falte der Umstülpung gänzlich abfällt; daher dann die eigentliche aus der Umstülpung hervorgehende retina nothwendig so lange außer Zusammenhang mit dem Sehnerven seyn muß, bis sie nach hinten gegen den Eingang des Nervens gedrückt mit ihm verschmilzt, was ob der Gleichheit beyderley Gewebe füglich geschehen kann. Es ist aber überhaupt in den Ausdrücken, deren sich die Anatomen öfters bedienen, Fortgang, Fortsetzung, Ausbreitung, Uebergang u. s. w. mehr Subjectives als Objectives; denn eigentlich bildet sich doch an jeder Stelle jedwedes Organ auch in seinen kleinsten Theilen unmittelbar selbst aus, und macht sich durch eigene Entfaltung den Platz, den es einnimmt; nur der Zergliederer muß den Gebilden, hat er einmal von ihnen eine Spur angetroffen, mit Messer und Aug nachgehen so lange, bis ein durch seine Eigenschaften ausgezeichnetes anderes Organ zum Vorschein kömmt, die untersuchten Theile bleiben dabey ruhig an dem Orte, wo sie zu entstehen angefangen haben, daher dann auch die Streitigkeiten, die sich besonders in Betreff der Häute des Augapfels so gar häufig einfinden, ob diese oder jene Membran eine Fortsetzung der anderen sey, wegen des Uebergewichts der Subjectivität im Ausdrucke auch gar keinen objectiven Werth haben, selbst nicht einmal in genetischer Hinsicht. Denn wenn man es vollständig durchführen wollte, so könnte man auch sagen, die Knochen und Muskeln sind Fortsetzungen der Primitivfalten. Die Corticalsubstanz der retina (L. §. 19, 20) unterscheidet sich von jener des Hirns durch den gänzlichen Mangel eines in ihr befindlichen Adergewebes, obgleich Ehrenberg ein solches behauptete; denn die Zweige des Adernetzes breiten sich nur an der innern Schichte der retina aus; übrigens besteht sie aus größeren im Durchmesser den Blutkörnchen gleichen sparsam auf der Oberfläche zerstreut liegenden, und aus kleineren, nur 1/3 so großen, eyförmigen, zuweilen stumpfeckigen Körnern, von denen die auf der Oberfläche gelegenen ohne alle Ordnung stehen, und wie es scheint, durch einen zarten Schleim zusammengehalten werden, die tiefer gelegenen aber, nach innen gegen die zweyte Markschichte gelegenen, zu den beym Hirn beschriebenen, knotigen Faden versammelt sind. In der Mitte der retina und an dem gelben Fleck ist die Corticalsubstanz stärker, an letzterem Orte sind auch die Körnchen von gelber Farbe und scheinen etwas größer; nach vorne hört die Corticalsubstanz am hintern Rande der Zonula gänzlich auf. Die größere Dicke der retina beym Fötus, zu welcher sie gleich beym Einsacken gelangt, und welche um so beträchtlicher ist, aus einer je früheren Zeit das Auge untersucht wird, leitet L. von einer größeren Anhäufung der Rindenmasse her, auch erzählt er noch, daß an der retina der menschlichen Frucht und aller Thierfrüchte auf der äußeren Fläche Windungen erscheinen, welche man als geschlängelte Falten erkenne, und das Aussehen von Windungen des Gehirns haben; bey neugebornen Kindern sollen diese Windungen nicht mehr sich erkennen lassen. Rf. hat dieses noch nie gesehen, erinnert sich auch nicht bey andern Schriftstellern etwas davon gelesen zu haben, und muß die Thatsache sammt ihrer Bedeutung dahingestellt seyn lassen. Unter der Corticalschicht liegt die fibröse Lamelle (L. §. 21) als eine ungemein zarte Lage weißer Hirnsubstanz und wie diese, aus knotigen Faden und gegliederten Röhren bestehend. Beyde, sagt L., kommen vom Hirn und gehen zur retina, was man, wie vorhin bemerkt wurde, nicht wörtlich nehmen darf. Ref. würde sagen, beyde erzeugen sich, wie die Corticalsubstanz, in der retina, und indem sie mit jenen des Sehnervens ob der ganz gleichförmigen Bildung in innigste und unmittelbarste Verbindung treten, hängen sie durch diesen mit den Elementargebilden des Hirngewebes zusammen; die knotigen Fibrillen liegen an der retina nach außen, die articulirten Röhrchen mehr nach innen; beyde scheinen etwas kleiner und schwächer zu seyn, als diese Theile im

Hirn. Am deutlichsten und von ausgezeichneter Stärke sieht man sie an der retina des Hasens, wo sie regelmäßig aneinander liegen und gewiß keine Anastomosen unter sich eingehen. Die vorgeblichen Geflechte von Ehrenberg konnte L. nie sehen. — Die retina der Grätenfische (L. §. 22) besteht bekanntlich, die Jakob'sche Haut abgerechnet, aus drey trennbaren Schichten, deren innerste das Adernetz ist, die äußere aber die wahre Markhaut. Die zwischen beyden gelegene sogenannte Strahlenhaut besteht dagegen aus lauter cylindrischen Nervenfaden, welche neben einander gelegt vom Eingange des Sehnervens an, strahlig sich nach vorne verbreiten. Diese nun hält L. für eine reichliche Ausbreitung der Ciliarnerven, welche sich in die retina begeben, was er jedoch nicht ganz behaupten will. — Nach Tr. (p. 52) machten sich alle bisherigen Beobachter unrichtige Vorstellungen von der Textur der retina; das Gewebe dieser Haut ist nach seinen Beobachtungen im Allgemeinen dieses: Die Cylinder des Sehnervens verbreiten sich auf der äußeren Fläche der retina nach allen Seiten, so daß also nach dieser Behauptung an der retina keine Corticalsubstanz bemerkbar wäre; jeder einzelne Cylinder oder jeder aus mehreren Cylindern bestehende Bündel biegt an einer gewissen Stelle seines Verlaufes von der horizontalen Richtung ab und wendet sich nach der inwendigen Seite. Gleich nach der Umbiegung durchbohrt er ein venöses Netz, so mit der Centralvene des Sehnervens zusammenhängt, hierauf dringt er noch durch ein zweytes Adernetz, welches von den letzten Zweigen der Centralarterie des Sehnervens gebildet wird; von diesen erhält er einen scheidenförmigen Fortsatz und endiget sich so in der Form einer Papille, deren abgerundetes, etwas angeschwollenes Ende der Oberfläche des Glaskörpers zugewendet ist. Ref., der nie etwas der Art auffinden und erkennen konnte, muß es der Zukunft und anderen Beobachtern überlassen, näher zu erörtern, was diesen Angaben Richtiges zu Grunde liegen mag.

Die innerste Lamelle der gesammten retina ist die Aderschicht, die Verbreitung der durch den Kanal des Sehnervens durchgehenden, von Nervenfädchen begleiteten Arterie und Vene. In der ersten Hälfte des Getragenseyns der Frucht liegt dieses Adernetz dicht auf dem Glaskörper, ohne alle Verbindung mit der Medullarschicht; in der Folge gibt sie Aeste an die Medullarsubstanz der retina, welche jedoch nie bis zur äußeren Fläche derselben und in die Corticalsubstanz gelangen, zum Glaskörper gibt sie nie Aeste. Aus der Lage der Aderschicht, aus dem Eingange der Aederchen in die Substanz der retina ist nun klar, wie der umgeschlagene Theil der retina in eine ganz eigene Entwickelung gehe, an welcher der äußere Theil, die Jakob'sche Haut, gar nicht participiren kann. Dagegen sah Ref. in dem Auge eines Hirsches, welches auf dem hiesigen anatomischen Theater im Beyseyn der Professoren, von dem in Griechenland verstorbenen Hrn. Dr. Michaelles war geöffnet worden, mehrere Arterien aus der choroidea zu der frey fluctuirenden Jakob'schen Haut gehen, die damit eine eigene Stärke erlangt hatte; Aehnliches aber ist nie weder bey vorher noch nachher geöffneten Hirschaugen und überhaupt gar nie wieder ihm zu Gesicht gekommen. Die gerade laufenden und dünneren Arterien mit den sie begleitenden Nerven liegen nach aussen gegen die retina, die viel zahlreicheren und weiteren Venen nach innen gegen den Glaskörper, nach Tr. wäre es umgekehrt. Tiedemanns Angabe, daß aus dem Aderkreise Zinns Arterienzweige mit Ciliarnerven in die retina gehen, führt L. nur geschichtsweise an. Uebrigens geschieht nach L. (p. 100) der Uebergang der Arterien in die Venen in diesem Adernetze theils durch baumartige Verzweigung, theils durch ein Capillarnetz, theils durch Umbeugung der Arterie in die Vene, welches also die drey Arten wären, welche Döllinger (Grundz. d. Ph.) als die drey Formen angibt, unter welchen überhaupt die arteriöse Strömung in die venöse umzulenken pflegt; außerdem sollen aber auch

in der Aderschicht selbst schon Verbindungen größerer Zweige der Arterien und Venen unter sich statthaben, wofür auch die lobenswerthe Zweckmäßigkeit dieser Einrichtung, welche übrigens nur das Resultat der Gesetze der Blutvertheilung ist, anzugeben, der Hr. Verf. nicht ermangelt. Die in dem Adernetz der retina sich verbreitenden Nerven (§. 23.) haben eine dreyfache Quelle; ein Zweig geht mit der arteria centralis aus dem Carotidengeflechte zur retina, ein oder zwey Nervenfädchen aus den Augenknoten und ein oder zwey Faden kommen vom ganglion sphoenopalatinum zum Sehnerven, von welchem letzteren es jedoch Ref. nicht deutlich ist, was auch L. nur wahrscheinlich scheint, daß diese bis zur retina gelangen sollen. Die sehr zarten Nervenfädchen liegen auf der der Marklamelle zugekehrten Fläche der Aderhaut und vertheilen sich mit den feinsten Aderzweigen zwischen den gegliederten Röhren der Marklamelle, ohne jedoch mit diesen selbst eine Verbindung einzugehen; auch sind sie unter sich nicht netzartig verknüpft. — An der Gesammtausbreitung der retina kann man den Choroidealtheil vom Eingange des Nervens an bis zum hintern Rande des Ciliarkörpers und den vorderen zwischen der Zonula Zinnii und dem Ciliarkörper gelegenen Ciliartheil unterscheiden. Dieser vordere Theil der retina ist es nun, über dessen Beschaffenheit sich die Meynungen noch bis jetzt nicht haben vereinigen können. Was Ref., die retina betreffend, in kurzem Auszuge aus Langenbeck und Treviranus vorgelegt hat, betrifft nur den Choroidealtheil, daß aber von diesem aus und unmittelbar mit ihm in Zusammenhang stehend sich eine verdünnte Fortsetzung bis an den vorderen inneren Rand des Strahlenkörpers erstrecke, darüber kann nach Ref. Meynung gar kein gegründeter Zweifel mehr obwalten; denn es ist in der That nichts leichter, als im Auge des Erwachsenen eine sehr zarte Lamelle zu erkennen, welche ungefähr 4 mal dünner als die retina selbst am hinteren Rande des Ciliarkörpers untrennbar mit ihr zusammenhängt und im Auge zarter Früchte noch die volle Stärke und das Aussehen der hinteren retina besitzt (L. p. 137), auf der Zonula fest aufliegend diese bedeckt und, nach vorne in zarte Fältchen gelegt, bis an die Spitzen der Ciliarfortsätze sich verfolgen läßt, wie solches denn auch von Schneider deutlich beschrieben, abgebildet, und von R. Wagner und Huschke bestätiget worden ist. Welche eigenthümliche Beschaffenheit aber diese Fortsetzung der retina besitze, wie viel sie in ihrem Gewebe Aehnlichkeit mit den drey Lamellen derselben habe, wohin der vorderste Rand derselben gelange, dieß sind die Fragen, über welche allein noch gestritten werden kann. Die Genese der Augenbildung kann hierüber keinen Aufschluß geben, denn es geräth sowohl die ursprüngliche retina (Jakob'sche Haut) als der eingestülpte Theil, welcher in der Folge zur wahren Marklamelle wird, indem sie zwischen die Zonula und den Ciliarkörper, man könnte sagen, eingeklemmt wird, in Verhältnisse, welche der Entwicklung des Choroidealtheils ganz fremd sind, und es wäre eben gar kein Wunder, daß durch diesen Gang der Entfaltung des Auges die Ausbildung des am Strahlenkörper gelegenen Theils der retina so gehemmt würde, daß sie nichts mehr mit dem hinteren Theile Gemeinschaftliches hätten. Nach L. (§. 9.) fehlt nun diesem Ciliartheil das stratum corticale gänzlich, so daß Ref. auch nicht recht begreifen kann, was das für Nervenkügelchen gewesen sein mögen, welche R. Wagner und Huschke (A. Z. f. O.) wollen gesehen haben; auch ein Theil der Knotenfibrillen hört auf, aber ein Theil derselben geht sicher bis an das vorderste Ende; unter ihnen liegen auch die artikulirten varikösen Röhren, nur sind sie schwächer als an dem hinteren Theil der Marklamelle und werden je mehr nach vorwärts, desto dünner, indem sie auch allmählig ihre Anschwellungen ablegen; unter dieser dünnen aber vollständigen Markschicht liegt die Aderlamelle.

(Schluß folgt.)

# Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 28. July.

Nro. 150. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1836.

**Descriptive and illustrated Catalogue of the physiological Series of comparative anatomy contained in the Museum of the Royal College of Surgeons in London. Vol. I. Including the organs of motion and digestion. London 1833. Vol. II. Including the absorbent, circulating, respiratory and urinary systems. 1834. Vol. III. part. I. Nervous system and organs of sense. Plate I — LXII. 4.**

---

Dieses wichtige Werk, welches fast vollendet vor uns liegt, enthält eine detaillirte, oft mit Abbildungen begleitete Beschreibung der Präparate über vergleichende Anatomie, welche sich in der Sammlung des Königl. Kollegiums der Wundärzte in London befinden, deren Grundlage die weitberühmte anatomische Sammlung John Hunters bildet. Wir müssen es jenem würdigen Kollegium Dank wissen, daß dem Verzeichnisse viele bisher ungedruckte Arbeiten Hunters über thierische Anatomie beygefügt sind, welche, wenn auch zum Theil verspätet, doch einen neuen Beleg von der außerordentlichen Thätigkeit, Kenntniß und Einsicht dieses berühmten Anatomen und Wundarztes geben. Viele der aus den Manuscripten genommenen Bemerkungen würden noch vor wenig Jahren neu gewesen seyn, andere sind es noch, und alle zeigen, wie weit der Verf. seinen Zeitgenossen in vielen Puncten des mediciniſchen Wissens voraus war.

Das Leben dieses merkwürdigen Mannes erinnert noch an die schöne Zeit von Boerhaave und Haller, wo auch in Deutschland Anatomie und Physiologie in einer innigen Beziehung zur ärztlichen Praxis standen und wo von tüchtigen Männern die Theorie und Praxis mit gleicher Liebe gepflegt wurden, während jetzo, zum Schaden beyder, die Praktiker in der Regel von der Physiologie, die Anatomen von der Pathologie und praktischen Medizin wenig wissen wollen. Die vielfältigen Klagen, welche man hört, daß die Zeit nicht zureiche, diese doppelte Richtung fest zu halten, widerlegt John Hunters Leben vollkommen.

Hunter war 1728 den 14. Julius zu Long Calderwood in Schottland geboren. Er wurde von seinem älteren Bruder William Hunter, einem berühmten Lehrer der Zergliederungskunst in London, in der Anatomie unterrichtet, und sein erstes im Jahre 1748 gefertigtes Präparat zeigte schon sein praktisches Talent. Zehn Jahre widmete er sich fast ganz den anatomischen Arbeiten im Hause seines Bruders und nebenbey legte er sich auf die Chirurgie. Damals war die Kunst, anatomische Präparate zu fertigen, in England noch nicht sehr gemein und der Ruf der großen Geschicklichkeit der beyden Brüder Hunter gieng bald über ganz Europa. William, gleichzeitig ein vielbeschäftigter Wundarzt, nahm seinen jüngeren Bruder auch bald als Gehülfen für seine öffentlichen Vorlesungen an. Merkwürdig ist es, daß John Hunter, auch in späteren Lebensjahren, wo er schon einen so großen Ruf hatte, in seinen öffentlichen Vorlesungen nie eine große Schüchternheit ablegen konnte.

(Fortsetzung folgt.)

---

Bernh. Conr. Rud. Langenbeck, Dr. de retina observationes anatomico-pathologicae. Goettingae, 1836. 4.

(Schluß.)

Nach Tr. (p. 54) beruht die Behauptung von einem Fortgange des Markblattes über den hintern Rand des Ciliarkörpers hinaus auf einer Täuschung, welche die fortgehende Gefäßlamelle durch ihre weiße Farbe (?) hervorgebracht habe, da man dann gemeynt, was weiß ist wie die Netzhaut, müsse einerley seyn, ein Vorwurf, welcher wenigstens L. nicht treffen kann; auch meynt Tr., man könne nichts Unwahrscheinlicheres aufstellen, als die Behauptung, die Netzhaut erstrecke sich über den Theil des Auges hinaus, zu welchem nur allein Lichtstrahlen gelangen; eine Denkweise, welche zu einem allgemeinen Grundsatze erhoben, die Behauptung herbeyführte, es könne im Baue und Gewebe des menschlichen und thierischen Lebes sich nichts vorfinden, wovon ein kluger Mann den Zweck nicht zu erkennen vermöge.

L. giebt mit Huschke an, daß der Ciliartheil der retina sich an den vorderen Spitzen der Ciliarfortsätze aufwärts und rückwärts schlage und so, diese Spitzen selbst überziehend, verschwinde. Huschke hat übrigens späterhin mit mehr Bestimmtheit sich dahin ausgesprochen, daß die um die vorderen Spitzen der Ciliarfortsätze sich umschlagende retina nun als Jakob'sche Haut gegen den Grund des Augapfels sich fortsetze, daher scheint es dem Ref., daß die angebliche Schicht Zellengewebes, durch welche nach L. der Ciliartheil der retina an den Ciliarkörper geheftet ist, eben diese Jakob'sche Haut selbst sey; wird übrigens der Ciliarkörper von der retina aufgehoben, so entstehen durch das Zerreißen des Zusammenhanges der innern und äußeren retina und durchs Abstreifen der zarten Ueberzüge über die Spitzen der Cilien jene franzenartigen Fortsätze und der durch ihre Entstehung gezackte vordere Rand, von welchem Schneider und R. Wagner sprechen. Die unter dem Ciliartheil der Retina gelegene, aus den feinsten Verzweigungen bestehende Aderlamelle gibt, gegen Henle, beym Fötus sehr reichlich, beym Erwachsenen sparsamer, Arterienzweige an die zonula Zinii, was allerdings auf einen diesem Gebilde eigenthümlichen Entwicklungsgang, durch welchen es so gut, wie durch seine Faltenbündel zu einer von der Glashaut gänzlich verschiedenen Beschaffenheit gelangt, hindeutet; auch an den vorderen Umschlag der retina, an die uvea und an den Ciliarkörper, gehen hier Arterien, aber weder aus der retina, wie Walter, noch aus der zonula, wie Henle will, gehen Venen zum Ciliarkörper; die Venen des Ciliartheils der retina und der zonula stehen vielmehr mit einem venösen sinus, auf welchen L. hier zuerst die Aufmerksamkeit der Anatomen hinleitet (§. 25.) in Verbindung; es ist dieser sogenannte sinus venosus ein geschlängelt verlaufendes, an der innern Fläche der retina da, wo ihre beyden Theile an einander grenzen, gelegenes kreisrundes Gefäß, welches von einigen früheren Anatomen für eine Kranzarterie gehalten wurde und wahrscheinlich Eines ist mit der aus dem früheren Fötalzustande von Mascagni, Arnold und Werneck als um den Rand der Linse herumlaufend beschriebenen Arterie; dieser Venenkreis nun nimmt die Venen aus dem Ciliartheil der retina, aus der zonula Zinii und so lange noch die membrana capsulo-pupillaris vorhanden ist, auch aus dieser kleine Zweige auf, und schickt nach hinten wieder zarte Venenwurzeln, die sich zu gröfseren Venen der retina vereinigen. — Im Mittelpuncte der retina, im Grunde des Augapfels, nicht weit von ihrer Verbindung mit dem Sehnerven, ist eine kleine, nach innen gegen die Oberfläche des Glaskörpers vorragende Falte, gegen deren nun unbedingt anerkanntes Daseyn unser Sömmerring vormals so bestimmt sich erklärt hatte. Diese Falte, deren ausführlichere Beschreibung L. in Uebereinstimmung mit Huschke gibt, hat in ihrer Mitte einen

im zweyten Jahre nach der Geburt entstehenden gelben Fleck, in welchem wieder ein schwarzer Punct, der entweder ein offenes Loch, wofür er von Vielen so auch von Tr. erkannt wird, oder wie mit andern L. will, nur ein schwärzlich grauer, 1/4 L. im Durchmesser haltender Fleck ist, wenn auch nicht immer mit gleicher Deutlichkeit, wahrgenommen wird; an dem Rande dieses Punctes soll nun nach L. die Corticalsubstanz der Markplatte mit scharf begrenztem Rande aufhören, über ihn weglaufend aber doch noch eine sehr dünne Schichte von knotigen Fibrillen und varicösen Röhrchen zu erkennen seyn; auch sollen von dem Adernetze der Markhaut zarte Fasern aber keine Adern, zu diesem schwarzen Puncte gehen. Die Entstehung dieser Falte, der gelben Färbung und des dunklen Punctes sind überhaupt noch sehr dunkel, auf alle Fälle hat aber L. Recht, wenn er sie als unabhängig von der vorgeblichen Augenspalte betrachtet. — Außer der vollständigen Behandlung der Lehre von der retina führt L. auch noch einiges, das schwarze Pigment, die membrana capsulo – pupillaris, die Valentinische und die Reich'sche Membran Betreffendes an. Das schwarze Pigment besteht (L. p. 16) aus regelmäßig gestalteten hexagonen Zellen, welche von einer Art schleimigen Zellengewebes gebildet, und mit Molecülen des schwarzen Pigments, nur nicht in der Mitte, als wo in jedem Hexagon ein heller Punct ist, erfüllt sind. Sämmtliche Zellen werden zu einer an dem Adernetze der choroidea dicht anliegenden schleimigen Ausbreitung verbunden, und sind nach innen gegen die Jakob'sche Haut zu, mit einem zarten Epithelium, wie Rf. vermuthet, bedeckt, so daß also nach des Rf. Ansicht das pigment-erzeugende Organ mit seinem Epithelium die innerste Schichte der choroidea bildet und das Adernetz selbst zwischen den Adervertheilungen auf keine Weise Pigment enthält, wie Huschke aus seinen nicht ganz zu billigenden theoretischen Vorstellungen von der Pigmenterzeugung scheint gefolgert zu haben. Die Pigmenthaut erleidet, wie es



scheint, auch eine Veränderung selbst im Gewebe an dem Ciliarkörper und Rf. wäre wohl geneigt, mit Döllinger anzunehmen, daß sich das Epithelium nur bis an den hintern Rand des Ciliarkörpers verfolgen laße und an der Stelle, wo sich das schwarze Pigment als Ciliarkrone auf die retina gewöhnlich abzudrücken pflegt, fehle, hätte nur Ammons Lehre von dem orbiculus capsulo-pupillaris für ihn weniger Wahrscheinlichkeit. — Die Centraladern, eine Arterie und eine Vene, noch ehe sie, wie es scheint, die Ausbreitungen für die retina bilden, setzen sich durch die Mitte des Glaskörpers gerade nach vorne zur Linse fort. Diese Adern nun, indem sie von hinten auf die Kapsel der Linse stoßen, machen hier eine schalenförmig die Linse aufnehmende, zarte, membranöse Ausbreitung, welche gleichsam eine zweyte, aber aderreiche Kapsel an dem hinteren convexeren Theil bildet. Die Arterien, deren Verzweigungen gewöhnlich von drey Aesten ausgehen, liegen näher und fester an der Kapsel; die Venen aber bilden eine hintere, dem Glaskörper zugekehrte Schichte. So lange im Fötus die Krystallinse, weil noch keine Iris und Pupillarmenbran gebildet sind, unmittelbar an der inneren Fläche der cornea anliegt, bildet die Adervertheilung am Umfange der Linse zwischen dieser und der zonula Zinii einen wenig hervorragenden Rand; je mehr aber die Krystallinse nach hinten zurückweicht, desto mehr verlängert sich auch das Adernetz als eine gefäßreiche Haut sackartig nach vorne über die Linse hinaus und erhält hier den Namen membrana capsulo-pupillaris; fängt nun gegen Ende des dritten Monats die Bildung der Iris an und entsteht die Pupillarhaut, so schiebt sich die Iris bey ihrem Wachsthume von außen nach innen gleichsam zwischen die Pupillarhaut und die becher- oder cylinderartig über die Linse hinaus verlängerte aderreiche Kapselhaut hinein, und jemehr die Iris sich nach innen verbreitet, desto mehr wird der cylindrische Sack nach vorne verengt, gleichsam verschnürt, und erhält eine konische Form, dessen engerer Theil an der Pupille, dessen Basis aber die

Linse mit ihrem äußerem Rande ist. Nun endiget sich die membrana capsulo-pupillaris auf drey verschiedene Weisen, entweder, indem ihr vorderster Theil über die Pupille noch hinausgeht, sich auf der vorderen Fläche der Iris ausbreitet, und ihre Adern mit jenen der sie bedeckenden Pupillarmembran an dieser ihrem äußeren Rande sich verbinden, oder sie vereinigt sich sogleich am Pupillarrande selbst, wie auch Rf. ein Paar Mal sah, mit der Pupillarhaut, oder endlich sie hört an der Iris auf und ihre Adern verbinden sich mit jenen des inneren Kreises dieses Organs; so bekömmt also der anfangs offene Sack der membrana capsulo-pupillaris entweder durch die Iris, immer aber durch die Pupillarhaut nach vornen einen Schluß. Die von mehreren angegebene Adervertheilung auf der vorderen Wand der Kapsel der Linse zwischen ihr und der Pupillarhaut konnte L. (p. 122) nicht finden, wogegen Tr. angiebt, auf Werneck sich berufend, ebenfalls dieses Netz, beobachtet zu haben; auch Ref. glaubt an sein Daseyn, ist aber zweifelhaft über seinen Zusammenhang. Wenn der Mascagnische Aderkranz, wovon oben schon die Rede war, wirklich der retina angehört, so kann das Netz von der retina kommen, auch zeichnet wirklich Wernek diesen Kranz als aufliegend auf der zonula, wornach auf keine Weise die Aderverbreitung auf der hintern Wand der Linse das vordere Adernetz aussenden kann, wie man doch zu vermuthen scheint; einigen Injectionen zur Folge glaubt Ref. das vordere Linsennetz könne auch von der zonula, welche ganz gewiß reichliche Adervertheilung von der Zentralarterie erhält, ausgehen, was aber einstweilen als Vermuthung, da noch kein Zeitunterschied in dem Erscheinen der verschiedenen Aderausbreitungen bemerkt wurde, gelten mag, denn, was uns bis jetzt die glaubwürdigsten Beobachter über Linsenbildung und die damit in Verbindung stehenden Anhäufungen von Keimstoff, Uebergängen desselben in membranöse Gestaltungen und Adervertheilungen in dem werdenden Linsensystem mitgetheilt haben, scheinen Rf. überhaupt nur fragmentarische Andeutungen zu einer künftigen Geschichte der Entfaltung des Augapfels und seiner Theile zu seyn; bis jetzt mußten noch vielfältig die Zergliederungen von Thierfötus, deren Alter nur sehr schwierig mit den Perioden, welche der Mensch im Mutterleibe durchläuft, verglichen werden kann, zu Rathe gezogen werden, und es ist immer gewagt, aus so schwankender Analogie Schlüße auf den Gang der Entwicklung im Menschenauge zu ziehen; gleichwohl belehrt uns die Erfahrung, daß in allen Organen um so mehr ein sich succedirender öfters wiederholter Wechsel in der Aderverbreitung vorkömmt, je vereinzelnter das Gebilde in seiner Eigenthümlichkeit dasteht, wie aus der Geschichte der Leber, der Genitalien, der Lungen u. s. w. sattsam bekannt ist, und es läßt sich daher auch vermuthen, daß selbst bedeutende Abwechslungen, vielleicht schnell aufeinanderfolgend, in der Vertheilung der Zweige der ohnehin vergänglichen Centralarterie und Vene im Auge statt haben, so daß selbst kleine Unterschiede im Alter der Frucht bemerkbare Verschiedenheiten in Hinsicht auf Adervertheilung hervorbringen. Sieht nun anders Rf. die Sache aus dem rechten Gesichtspuncte an, so ist gerade eine vollständige, auch die zartesten Verhältnisse sicher und bestimmt auffassende Geschichte der Blutvertheilung im Auge die Aufgabe der Zeit, zu deren Lösung der bisherige Gang der Forschung, der offene Sinn der Forscher und selbst die Theorie hintreibt; denn es spricht sich eben in den jedesmaligen Formen der Blutausbreitung und in dem succedirenden Wechsel derselben genau das Verhältniß aus, in welchem das vereinzelte Organ nach den Momenten seiner Entwicklung jedesmal zur Totalität des Gesammtorganismus steht, und es ist daher sehr zu wünschen, daß solchem Streben nach Wahrheit keine ungeeigneten Reflexionen wie die von Tr. (p. 100.) „die Aeste aus der Centralarterie könnten kein rothes Blut mehr führen, das beym Sehen sehr hinderlich werden müßte“ in den Weg kommen. L. bestätiget noch die von Valentin entdeckte Lamelle von körnigem Gewebe, welche den Becher oder Conus der membrana capsulo-pupillaris umgiebt, er habe aber ihr Verhältniß zur Pupillarmembran nicht ausmitteln können, sie scheine schon im Kanal des Krystallkörpers die Centraladern zu umwickeln und wäre daher, nach Rf. Meynung, nicht ein eigenthümliches, neben der membrana capsulo-pupillaris für sich bestehendes, sondern wahrscheinlich ein in die Entwicklung dieser eingeflochtenes Gebilde. Die Reichsche Membran sah L. nur einmal im Auge eines Kaninchenfötus; da konnte er aber die Valentinsche Haut nicht finden.

# Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 29. July.

Nro. 151. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1836.


## Descriptive and illustrated Catalogue of the physiological Series of comparative anatomy contained in the Museum of the Royal College of Surgeons in London. etc.

(Fortsetzung.)

Er kündigte zwar öfters Vorträge über Anatomie, über theoretische und praktische Chirurgie nach eigenen Grundsätzen an und hielt sie auch; dieß fiel ihm aber so peinlich und schwer, daß er sich immer nur mit der größten Ueberwindung dazu entschloß. Sein Schwager und Lebensbeschreiber, der gleichfalls bekannte Anatom und Leibwundarzt des Königs, Everard Home, erzählt, daß er die erste Vorlesung in jedem Kursus nie hielt, ohne vorher 30 Tropfen Laudanum zu nehmen, um dadurch seine Furchtsamkeit einigermassen zu dämpfen. Er verließ sich dabey nie auf sein Gedächtniß und Home mußte ihm einen Auszug aus jeder Vorlesung, die er hielt, machen, welchen er in jeder folgenden Lection zur Wiederholung ablas. Frühzeitig bekam Hunter Neigung zur vergleichenden Anatomie, da er bald einsah, daß diese für die Lösung schwieriger Probleme in der Physiologie des Menschen die wichtigsten Aufschlüße giebt. Neben der ausgedehntesten Privatpraxis in späteren Lebensjahren widmete er diesem Studium, was den mächtigsten Reiz auf ihn ausübte, alle freye Zeit und da er selten mehr, als vier Stunden schlief, so hatte er gewöhnlich bis 8 Uhr früh, wo seine praktischen Geschäfte begannen, schon viele Stunden in seinen Präparirsälen gearbeitet. Als er noch Prosektor bey seinem Bruder war, kaufte er bereits viele einheimische und fremde Thiere aus Menagerien und später legte er sich auf einem Landgut bey London selbst eine große Sammlung lebender Thiere an, die er, so oft er nur konnte, von London aus besuchte, um die Lebensart der merkwürdigeren fremden Thiere zu studieren. Einmal wäre der kecke Mann beynahe das Opfer seiner Neigungen geworden, als er zwey aus dem Käfig entwischte Leoparden, welche die ganze Nachbarschaft in Schrecken setzten, und wovon der eine bereits über die Mauer des Hofs kletterte, in der Eile allein fieng und glücklich wieder einsperrte. Der Schrecken über die Gefahr machte ihn unmittelbar nachher fast ohnmächtig. Aehnlich gieng es ihm mit einem jungen Stier, den ihm die Königin geschenkt hatte, der ihn einmal, da er gewöhnlich mit ihm zu scherzen pflegte, niederwarf. Später, als er eine Praxis von 4 bis 5000 Pfund Sterling hatte, baute er eigens für seine Sammlungen ein großes Haus in London und kaufte sich ein anstehendes zur Wohnung. Hier ließ er arbeiten und zeichnen; von seinem eigens besoldeten Zeichner und Präparator William Bell, welcher 14 Jahre in Hunters Hause lebte und 1792 im Dienste der ostindischen Kompagnie auf Sumatra starb, sind die meisten der dem vorliegenden Werke beygegebenen Tafeln gezeichnet, zum Theil sehr schön. Als Hunter auf dem Gipfel seines Ruhms stand, Wundarzt des Königs, Mitglied der Königlichen Societät und vieler gelehrter Korporationen des In- und Auslandes war, hatte er ein solches Zutrauen des Publikums, daß seine Praxis die weitläufigste und ein-

träglichste in London war und man von seinen auſserordentlichen Kuren weit und breit erzählte. Damals berechnete er seine jährlichen Einkünfte auf 6000 Pfund. Alles dieß kam ihm sehr zu statten zur Vergrößerung seiner Sammlung, wozu man ihn von allen Seiten mit Beyträgen unterstützte. So überließ ihm z. B. die Königin drey Elephanten aus ihrer Menagerie zur Zergliederung. Hunter war auch Generalchirurgus der Armee, wozu er im Jahre 1786 ernannt wurde. Viel früher schon hatte er, um von seinen anatomischen Arbeiten auszuruhen, als Stabschirurgus in Belleisle und Portugal im Felde gedient, wo er seine Erfahrungen über Schußwunden sammelte. Neben seiner Praxis dirigirte Hunter sein Spital und 1790 wurde er auch Generalinspector der Militärhospitäler. Eine große Freude machte es ihm, als endlich 1787 sein Cabinet völlig in Ordnung war; er zeigte es seinen Freunden und Bekannten jährlich zweymal, im October den Aerzten und Wundärzten und im May den Adelichen und anderen Liebhabern; so hielt er es immer bis zu seinem Tod.

Unbegreiflich ist es, wie dieser vielbeschäftigte Mann nebenbey so große und wichtige schriftstellerische Arbeiten unternehmen konnte. Die Abhandlungen der philosophischen Sozietät enthalten von ihm eine Menge Aufsätze über die manchfaltigsten Gegenstände und eben so besitzen wir eine Anzahl besonderer Werke. Er schrieb über menschliche und thierische Anatomie, über den Haushalt vieler Thiere z. B. der Bienen, nach eigenen Beobachtungen, über Entwickelungsgeschichte, über das Wachsthum der Pflanzen, über viele chirurgische und medicinische Gegenstände, stellte physiologische Experimente über die Verdauung ꝛc. an. Nebenbey nahmen ihm die bis 1790 fortgesetzten Vorlesungen viele Zeit weg; als er dieselben endlich abgab, beschäftigte er sich mit Regulirung eines vollständigen Lehrbuchs der praktischen Wundarzneykunst, wozu er schon seit vielen Jahren Materialien gesammelt hatte; der Tod übereilte ihn über dieser Arbeit. — Hunter war auch als Mitglied und Stifter von medicinischen Gesellschaften, als Vicepräsident des Thierarzneycollegiums und in einer Menge anderen Geschäften thätig. Im Winter sah er alle Wochen einmal die Aerzte und Wundärzte Londons, die zu ihm kommen wollten, bey sich, und sein Interesse für andere Zweige der Wissenschaft, die er nicht selbst kultiviren konnte, veranlaßte ihn schon im Jahre 1767, als er Mitglied der Königlichen Societät der Wissenschaften geworden war, in Verbindung mit George Fordyce und dem berühmten Mechaniker Cumming, eine Privatgesellschaft zu errichten, welche sich nach jeder Sitzung der königlichen Societät in einem Kaffeehause versammelte, um sich über wissenschaftliche Gegenstände zu beschäftigen. Hier fand man später die berühmtesten Gelehrten zusammen; man besprach sich über neue Entdeckungen in allen Fächern der Naturwissenschaft, die Mitglieder lasen sich ihre Schriften vor und beurtheilten sie vor der öffentlichen Bekanntmachung. Ueberall wußte Hunter's reger Geist sich zu beschäftigen. So zerriß ihm einmal bey einer heftigen Anstrengung im Tanzen die große Sprungflechse des Fußes, welche unter dem Namen der Achilles-Sehne bekannt ist; da er hier das Zimmer hüten mußte, gab ihm seine Verwundung Gelegenheit, über die Wiedervereinigung zerrissener Flechsen nachzudenken. Er stellte dabey viele Versuche an Hunden an, denen er die Sprungflechse zerschnitt, und die er dann zu verschiedenen Zeiten tödtete und anatomirte. Er blieb dabey nicht, wie sonst üblich, im Bette liegen, sondern erfand sich einen eigenen Verband, mit dem er schon am dritten Tage aufstehen und herumgehen konnte.

Diese außerordentliche Thätigkeit wird um so schwerer begreiflich, als Hunter viele Jahre lang kränkelte. Eine Herzkrankheit, welche von Zeit zu Zeit Anfälle machte, und die er nur durch eine sehr regelmäßige Diät, völlige Entsagung des Weins,

und durch Wassertrinken in Schranken hielt, trübte seine letzten 17 Lebensjahre. Am 16. October 1793 gieng er unter leidlichem Befinden ins Georgenhospital, wo er einen Aerger hatte, den er unterdrücken mußte; als er hier sich zu einem gegenwärtigen Arzte wenden wollte, holte er plötzlich einen tiefen Seufzer und fiel todt zur Erde. Er starb im 65ten Lebensjahre.

Leider wissen wir nichts über seine religiösen Gesinnungen. Als Mensch hatte er viele schöne Eigenschaften; allgemein wird seine große Offenheit, sein Freymuth und die edle Eigenschaft für einen Arzt gerühmt, unverholen seine wahre Meynung zu sagen, und einen begangenen Irrthum bereitwillig zu gestehen. Sein hitziges Temperament und eine gewisse Härte im Urtheil zogen ihm mancherley Feinde zu. In dem Bestreben, seine Kunst zu vervollkommnen, kann er jungen Aerzten als Muster dienen, die in ihm die perfecta medici forma bewundern können.

Hunter hatte seine Sammlung in vier Abtheilungen nach bestimmten Systemen gebracht und der Vorstand des K. Kollegiums der Wundärzte hat auch die Aufstellung, seit dem Ankauf der Sammlung, beybehalten, eine beträchtliche Anzahl neuer Präparate hinzufügen lassen, und die Herausgabe des Katalogs in derselben Ordnung verfügt. Das Material zum Katalog bestand theils in Vorlesungen und Noten über Thierzergliederungen, welche Hunter in der Handschrift zurückließ, dann in einem kleinen Katalog von ungefähr 600 Präparaten, von seinem Präparator und Zeichner William Bell gefertigt und in einem späteren ebenfalls von Bell verfaßten, aber noch von Hunter durchgesehenen Katalog in Quart, aus mehreren Fascikeln bestehend. Eine Anzahl der dem Werke beygefügten Tafeln sind mit Hunter's Originalbeschreibungen begleitet, und man hat Zusätze nach dem jetzigen Stande der Wissenschaft gemacht. Außerdem sind die noch vorhandenen Hunter'schen Beschreibungen in den Text, bey den entsprechenden Abschnitten, eingeschaltet. Sie sind zum Theil sehr interessant und es ist nur zu beklagen, daß nicht mehr davon übrig ist. Eine erst kürzlich in London geführte Untersuchung hat fast zur Gewißheit erhoben, daß der vor einigen Jahren verstorbene Sir Everard Home, der Schwager, vieljährige Hausgenosse und Nachfolger Hunter's, welchen der König zum Baronet erhob und zu seinem Leibwundarzt ernannte, viele handschriftliche Bemerkungen Hunter's verbrannte, höchst wahrscheinlich aus dem Grunde, weil er dieselben in seinem großen Werke über vergleichende Anatomie allzu sehr benützte, und Hunter's Arbeiten für seine eigenen ausgab. Sehr viele Mühe kostete es die Species zu bestimmen, wovon die Präparate genommen waren, da Hunter keine, dem jetzigen Stande der Wissenschaft entsprechende Artenkenntniß besaß; namentlich gilt dieß für die wirbellosen Thiere. Durch die ausgezeichnete Bibliothek jedoch, welche das Kollegium besitzt, und die zum Theil erst für die Bestimmung nnd Ordnung der Sammlung eigens herbeygeschafft wurde, ferner durch die Mitwirkung der zoologischen Societät, wurden diese Schwierigkeiten zum Theil überwunden.



Die Zahl der Präparate beläuft sich auf 3745; bey den neuhinzugekommenen sind die Verfertiger genannt; die meisten rühren von Home, Clift und Owen her. Der Katalog hat gewiß ungemein dadurch gewonnen, daß der ausgezeichnetste der jetzt lebenden englischen Zootomen, Richard Owen, den Hauptantheil an der ganzen Arbeit hat.

Die Präparate sind eingetheilt, wie der Titel angiebt; der noch fehlende Band wird die Zeugungsorgane enthalten.

Es ist unmöglich, eine vollständige Uebersicht über den Inhalt des Kataloges zu geben. Ref. begnügt sich daher, auf einiges Wichtigere aufmerksam zu machen.

Vol. I. Tab. I — XIV. Die Bewegungs-Werkzeuge sind im Ganzen arm an Präparaten. Interessant ist eine Reihe von Wirbel-Durchschnitten, von Durchschnitten des Unterkiefers, von Pfannengelenken, wo nachgewiesen ist, daß das ligamentum teres bey sehr vielen Säugethieren, auch beym Orang-Utang fehlt. Bey Phascolarctos fuscus fehlt die Patelle wirklich. Ueber das Muskelsystem sind nur wenige interessante Stücke da, eben so über Bildung der Zähne.

Magen. Präparate von einigen selteneren Polypen, von Asterias discoidea, Alecto glacialis (wo, wie bey Comatula, der Darmkanal spiralförmig verläuft und am Ende einer fleischigen Röhre neben dem Munde endigt). Sabella pavonina mit spiralförmigem Darm. Crocodilus Lucius und acutus haben beyde den kleinen Pylorus-Magen, als Anhang des eigentlichen. Ganz ähnlich kömmt eine Bildung bey Ardea vor, wie Ref. bey Ardea cinerea, stellaris, nycticorax gefunden hat, und wie hier von Pelecanus onocratalus, Ciconia Argala, Marabou, Ardea nycticorax und caboga nachgewiesen wird. Unter den Mägen der Säugethiere ist besonders der Magen des Orang-Utang, den Dr. Abel nach Europa brachte, und seine Vergleichung mit dem Magen des Menschen wichtig. Präparate von vielen seltenen Thieren, zum Theil von Owen genau beschrieben.

Darmkanal. Im Ganzen wenig. Beschreibung beym Orang-Utang, bey dem Owen ebenfalls den wurmförmigen Darm fand.

Speicheldrüsen. Bey Dasypus Peba hat die Submaxillardrüse eine Blase für den Speichel, wohin aus der Drüse mehrere Gänge gehen.

Bauchspeicheldrüse. Genaue Beschreibung des bey den Cephalopoden neuerdings dafür genommenen Organs; hier von Sepia officinalis.

Ueber Leber und Milz nichts wichtiges.

Unter den Tafeln zu diesem ersten Bande interessirt vorzüglich die Anatomie von Holothuria tremula, Pentalasmis fascicularis und Balanus tintinnabulum; die Geschlechtstheile der Cirripedien sind richtiger erkannt als von Cuvier.

Vol. II. 164 Seiten; Tafel XIV. bis XXX.

Aus Physeter macrocephalus ein Plexus von Lymphgefäßen des Kopfs, mit Wallrath gefüllt, als Beleg zur auffaugenden Kraft der Lymphgefäße. Das ganze Präparat scheint Ref. zweifelhaft.

Gefäßsystem.

Rückengefäß von Bombus terrestris; man sieht deutlich die Abtheilungen in Kammern, entsprechend den Segmenten des Abdomens. Herz von Cynthia tuberculata als einfacher Ventrikel. Sehr interessant ist die ausführliche Beschreibung der Herzbildung bey den Amphibien, von Siren, Amphiuma, Menopoma, Pipa, Python, Emys, Testudo, Crocodilus (hier beschreibt Owen das septum ventriculi durchbohrt). — Herz von Macropus major; alle Beutelthiere haben nach Owen zwey obere Hohlvenen, wie die eyerlegenden Wirbelthiere, eben so die meisten Nagethiere und der Elephant. Im Herzen von Phocaena communis fand Owen das foramen ovale vollkommen geschlossen; durch den obliterirten ductus arteriosus ließ sich nur eine kleine Sonde durchschieben.

Athmungswerkzeuge. Interessante Präparate von Cirripedien; bey Tubicinella Balaenarum hängen die Kiemen an der inneren Seite des Mantels, wie bey zweyschaligen Mollusken, sind membranös und bestehen aus einer Menge kleiner Querfalten; bey Balanus rugosus und Coronula diadema finden sich zwey große blätterförmige Branchien. Es folgt eine interessante Uebersicht der feineren Anordnung der Kiemen bey Chiton, Patella, Fissurella, Doris etc. — Von Fischen verdient Heptatrema Aufmerksamkeit. —

(Schluß folgt.)

# Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 30. July.

Nro. 152. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1836.


Die teutschen, insbesondere die bayerischen und österreichischen Salzwerke; zunächst im Mittelalter; als Anlagen und Bürgschaften des Cultus, der Cultur, des Königs-, Adel- und Bürgerthums und der großen Masse; mit Betrachtungen über das europäische Salzregale in seiner Entwicklung und Verwicklung. Von J. E. Ritter von Koch Sternfeld, k. b. Legationsrath, Ritter des Ordens der b. Krone, ordentliches Mitglied der k. Akademie der Wissenschaften ꝛc. München, 1836 bey Georg Jaquet. 36 Bog. gr. 8. Preis 4 fl. 30 kr. oder 2 Thlr. 18 gr.

---

Um zu wissen, woran man mit diesem Werke sey, so mögen vor allem dessen sehr bezeichnender und umständlicher Titel und sodann die umfassende Vorrede zu XXIV. Seiten aufmerksam gelesen werden. Die dem Buche vorangedruckte Inhaltsanzeige, welche in der Verlagshandlung auch gratis abverlangt werden kann, gewährt auf 16 Seiten eine sehr specielle Uebersicht. Der Verfasser hatte am 25. August 1835, am Namens- und Geburtstage Sr. Majestät des Königs, in der öffentlichen und feyerlichen Sitzung der Akademie der Wissenschaften Namens der Geschichte zu sprechen; und er wählte als Stoff dazu den Brand von Reichenhall; „als in jener grausenvollen November-Nacht des Jahres 1834 die Flammen wüthender, denn jemals, über dem uralten, einst von den Völkern weithin gesegneten Reichenhall zusammenschlugen ꝛc.“ Die bayerischen Annalen des Jahres 1835 gaben den vollständigern Inhalt dieser mit höherem Vorschub dann weiter ausgearbeiteten Abhandlung, welche nun als ein selbstständiges und eigenthümliches Werk der teutschen Litteratur in zwey Abtheilungen vorliegt: nämlich I. in der akademischen Abhandlung, und II. in den Anmerkungen, urkundlichen Regesten, und Erläuterungen darüber. Diese zweyte Abtheilung, auch mit kleinerer Schrift gedruckt, befaßt drey Viertheile des ganzen Buches; sie ist in jeder Beziehung der Commentar und die Pragmatik der ersten Abtheilung, und mit dieser fortlaufend durch Marginalziffer verbunden.

„Wer — heißt es in der Vorrede S. V. — betraut und thätig in dem höhern Berufe der Staats-Oeconomie, und auf dem Wege wissenschaftlicher Forschung, wäre nicht längst von dem tiefen Einflusse der Salzwerke und des Salzregals auf die Culturgeschichte der Länder und auf ihre Nationalwirthschaft angeregt worden? — — Doch vergebens sahen wir uns (der Verf.) in der historisch-publicistischen Litteratur in und ausser Teutschland um ein Vorbild dessen um, was wir, wenn auch nur als einen Versuch, eben zu schaffen begannen.“

Zwar fehlte es nicht an vielen verwandten Schriften, und über viele einzelne Salzwerke in Nord- und Südteutschland, meistens geologischen, technischen und kameralistischen, auch fiscalischen Inhalts u. s. w. —

„Die weit wichtigere, moralische und politische „Geschichte der Salzwerke, auf dem Standpunkte des ursprünglichen und unentweihten Fürsten- und Völkerrechts, des einer wahren res sacra gebührenden Staats- und Privatrechts, ist jedoch des Ceremoniels wegen, wohl mit einigen Phrasen berührt, aber ernstlich, nach Verdienst, und im Zusammenhange noch nie bearbeitet worden.“ (S. VI.)

Erst seit dem Jahre 1807 sey das teutsche Salinenwesen in seiner Gesammtheit aus einem hö-

hern Gesichtspuncte aufgefaßt worden. In Beziehung auf Nordteutschland habe Héron Villefosse damit begonnen (dann Hartmann); in Beziehung auf Südteutschland das dortige historisch-statistische Archiv; aber der großartigen Idee Beyder habe nur ein profanes Motiv, ein finanzielles und commercielles untergelegen.

(S. VII.) „In Beziehung auf das Recht und Mitrecht zum Schaffen und zum Genießen, (Werth des Stoffes und Preis der Arbeit) in Beziehung auf den Nahrungs- und wirthschaftlichen Bestand der Völker ꝛc. war es so ernstlich nicht gemeynt."

Das Feld der Hallurgie selbst wollte der Verf. nicht betreten (S. VIII.), dankbar belehrte er sich aber aus den Schriften der Geognosten und Salinisten über die Ereignisse und Fortschritte in den verschiedenen salinarischen Verwaltungszweigen, im Norden wie im Süden.

„Der uns vorschwebende Zweck, das rechtliche Her- und Fortkommen des Regale, gebot jedoch eine ganz andere, eine eigenthümliche Bahn zu brechen und zu verfolgen; — — indem es sich um die Philosophie des Rechts, und um sein ursprüngliches Lebensprincip handelt. Zwar fehlt es über die Regalien, eine den teutschen Stämmen schon lange abhold gewordene Materie, nicht an vielem und sehr gelehrten Apparat, dessen Doctrinen aber gewöhnlich nur die Anforderungen des laufenden Dienstes zur Richtschnur nehmen."

(S. X.) Die bändereichen Handelsgeschichten der civilisirten Völker seyen eben in Beziehung auf den Salzhandel sehr arm; Anderson brachte davon nichts, Fischer wenig zur Notiz: eben so wenig die zahlreichen historisch-statistischen Monographien Teutschlands.

„Wenn man jedoch erwägt, daß der Salzhandel unstreitig der älteste Zweig alles Verkehrs ist, dem sich dann der Getreidhandel und beyden erst jener von andern Waaren und Bedürfnissen angeschlossen hat; — daß es das Salz ist, mittels dessen sich zuerst Volk gegen Volk aufgethan, das zuerst die Zollstätten hervorrief, die ersten Münz- und Wechselbänke, offene Gewerbe und Handwerke, und, neue Flecken und Städte bevölkernd, zuerst den Alles belebenden Geldverkehr, das Princip der Industrie, sicherte; wie es, (das Salz) selbst das Princip der Wirthschaft für alle Zeiten bleibt — wenn man das Alles erwägt; so ꝛc."

(S. XI.) „Bey einer Erörterung der Art, welche eines der höhern, der weiland geheiligten Staatsregalien, die regelmäßige und unverkümmerte Gewährung und Bearbeitung eines der ersten Bedürfnisse der Menschen zum Zwecke hat, muß man unfehlbar zum Anfang der Menschengeschichte selbst hinaufsteigen, und dort im Vaterhause, sich umsehen, und dann im Gefolge der Geschichte mit den Völkern und ihren Stammhäuptern wieder herabsteigen ꝛc."

„Den Machthabern, den Führern von Gottes Gnaden (S. XII.), waren ja zuerst die Pflichten, die Vorpflichten vorgezeichnet, und hienach die Vorrechte angewiesen: wie überhaupt alles Christenthum auf der Pflichtenlehre vor der Rechtslehre beruht; (hierin der ungeheuere Unterschied vom vielgepriesenen civilisirten Heidenthum!) — und damit Beyde, Vorpflichten und Vorrechte, ihren Bestand und wohlthätigen Wechsel hatten, wurden, den Anlagen gemäß, Bürgschaften gegeben ꝛc."

Und nnn stellt der Verf. im bekanuten System seiner Staatswissenschaft und seiner politischen Oeconomie, auch hier die Kirche und den Principat als die höchsten, als die geweihten Bürgschaften hervor, deren Moralprincip (die Politik!) alle humanen und socialen Verhältnisse umfaßt und sie verbürgt. Auch in der Geschichte der Salzwerke hat der Verf. diese seine Dogmatik, „um immer des Stoffes und der Wahrheit Meister zu bleiben," nie außer Acht lassend, durch hundert und wieder hundert Urkunden, dieses System des Rechts und der Wirthschaft klar nachgewiesen gefunden; — daher der oftmalige Ausspruch der teutschen Landesfürsten selbst:

„daß die Heiligkeit der Hallstätten, zur Wohlfahrt der Völker, auf der Milde und dem Segen der Natur, also auf einem göttlich und gleichheitlichem Rechte beruhe."

Im Charakter einer akademischen Verhandlung über einen so allgemein interessanten Gegenstand konnte also der Verf. auch der Wissenschaft durch eine freyere Erörterung genügen.

Mit einem ziemlichen Vorrath an Volks- Staats-, und Territorialkunde, zumeist aus Autopsie, und auf seinem eigenen berufsmäßigen Standpunkt, — hatte der Verf. nicht nöthig, die Amtsbehörden in irgend eine Verlegenheit zu setzen; dagegen war es ihm

von jeher sehr angenehm, denselben aus seinen Materialien und Erfahrungen Manches mittheilen zu können, was sie nicht hatten, und nicht wußten;

„massen der strenge Dienst des Tages, und die vielen Umkehrungen der Territorial-Archive und Verhältnisse zu tiefern Forschungen oft wenig Kraft und Lust übrig lassen.“

Ueber das allgemeine Interesse des Gegenstandes, über den unberechenbaren Einfluß der Sache selbst auf die Nationalwirthschaft umständlicher zu seyn, dessen achtet sich der Verf. billig überhoben.

(S. XVIII.) „In Ansehung des Betriebs, der Technik und der Regie der Salzwerke und des Regals, hat uns aber neben den wunderähnlichen Erscheinungen in der Mechanik, das Loos der großen Masse, und das Geschick der im christlich-germanischen Staaten-System, insbesondere in Rural-Staaten, so tief und wohlbegründeten Mittelstände, auch hier, wie bey allen unsern historischen und publicistischen Untersuchungen lebhafter als je vorgeschwebt. Denn der praktische Werth darf solchen Verhandlungen nicht fehlen, und er hat auch in den Anstalten der Väter gewöhnlich den Ausschlag gegeben. Gar Manches erscheint uns, z. B. in der Nichtanwendung technischer Hülfsmittel, als Unkunde, und Unbehülflichkeit der Vorzeit, was lediglich in den Vorpflichten für die große Masse und in der religiösen Hauspolitik der Landesfürsten, den Bereicherungs-Mitteln Einzelner entgegen (darunter die Entreprisen!) seinen Grund hatte. Nicht ein ephemär gefütrertes, sondern ein berufsthätiges Volk wollten unsere Alt-Vordern mit und neben sich haben. Wer möchte sich's jedoch verhehlen, daß die Salzproduction und der Salzhandel in Teutschland, sonst seit mehr als tausend Jahren hie und da stationär, seit zwanzig Jahren unaufhaltbar eine andere Richtung genommen haben, und daß beyde, in Teutschland und Europa, und sofort auch das Salzregale, und zwar mehr in Folge der hebenden und fortschaffenden, als der producirenden Kraft, noch vielfältig andere Richtungen nehmen werden. Möchten die Staatsregierungen nicht länger säumen, in Ansicht dieser welthistorischen Aufregung von Kapital, Arbeit und industriellen Interessen sich vorerst über ein wohlverstandenes Strassen- und Bahnen-System zu vereinigen, und so für Millionen von Staatsgenossen, und für unermeßliches Vermögen Ziel, Maaß und Sicherheit zu geben! — Was sich Rußland bewahrt und neulich England wieder errungen hat; — wird auch nicht ohne Nacheiferung bleiben.“

„Zum größten Glück gilt es eine Lebensfrage der innern Zustände — — — bey überall mehr verbürgter Friedensliebe u. s. w.“



Der Verf. geht nun (S. XX.) zu einigen nord- und südteutschen Salzwerken selbst über, welche er — wie sämmtliche, aus den besondern und neuen Gesichtspunkten dieser Darstellung zum Theil sehr ausführlich behandelt hat. Die bisher in diesem Fache der Litteratur vielfältig stattgefundenen Verwechslungen, Zweifel und Mißverständnisse, bezüglich auf Topographie, Genealogie, Chronologie ꝛc. veranlaßten ihn, mit großer Sorgfalt und strenger Kritik zu Werk zu gehen. „An vielseitigen Berichtigungen und an Motiven, zu solchen aufzurufen, konnte es also auf diesem Wege nicht fehlen.“

(Fortsetzung folgt.)

## Descriptive and illustrated Catalogue of the physiological Series of comparative anatomy contained in the Museum of the Royal College of Surgeons in London. etc.

(Schluß.)

Von Amphibien finden sich Präparate aus allen Ordnungen, leider aber ohne genauere Angabe der inneren Structur. Von Vögeln und Säugethieren ist sehr wenig aufgeführt.

Stimmwerkzeuge.

Aufmerksamkeit verdienen die kurzen Angaben über Strauß und Sula. — Unter den Präparaten von Säugthieren zeichnen sich die durch Owen verfertigten von Simia satyrus und troglodytes aus; die Bildung beym Schimpanse ist am menschenähnlichsten, doch sind die Ventrikel das Larynx beträchtlich größer.

Harnwerkzeuge.

Wie sich aus Hunter's Manuscript ergiebt, hatte dieser schon die Kalkdrüse der Schnecke als Niere betrachtet. — Zahlreichere Präparate finden sich hier nur von Säugethieren, zum Theil von sehr seltenen. — Bey Trichechus rosmarus besteht jede Niere aus nahe an 400 einzelnen Lappen (also ganz analog wie bey den Phoken Ref.). — Bey

Balaena boops sind die einzelnen Läppchen oder Nierchen vollkommen getrennt. — Neben-Nieren und Blase sind nur von wenigen Thieren beschrieben.

Die zu diesem Theile gehörigen Tafeln sind zwar schön gestochen, sonst aber nicht von besonderer Wichtigeit. Die interessantesten sind Tab. XIV. mit dem Gefäßsystem von Amphinome, — Tab. XX. Kiemen von Nautilus nach Owen, — Tab. XXIII. nnd XXIV. Herz und vorderer Theil der Gefäße von Menopoma alleghanensis. — Sehr schön von Bell gezeichnet und von Basire gestochen sind die Zellen in der Lunge des Löwen und die vom Delphin Tab. XXVII. — Tab. XXIX. ist ein guter Durchschnitt des Kopfs mit den Weichtheilen vom Delphin.

Vol. III. part. 1. 208 S. 12 Tafeln.

Nervensystem.

Trotz der großen Fortschritte dieses Theils der Anatomie, glaubten die Herausgeber doch Hunters eigene Bemerkungen geben zu müßen. Es sind Noten dabey, welche wahrscheinlich alle von Owen herrühren. — Nervensystem von Asterias papposa; der Nervenring um den Mund schickt Aeste an jeden Strahl. — In Sipunculus phalloides giebt der Nervenstrang Queräste in bestimmten Intervallen ab, aber ohne daß Zwischenganglien vorhanden wären. — Von Eingeweidwürmern sind einige Nervenpräparate durch Owen gefertigt. — Nervensystem von Pontobdella muricata (hier werden die merkwürdigen Seitenganglien, die Ref. fand, nicht erwähnt). — Eines der interessantesten Präparate ist wohl das Nervensystem von Astacus marinus, wegen der kurzen Bemerkungen von Newport, wornach der Ganglienstrang auch hier in vordere motorische, und hintere sensitive Bündel zerfällt. — Bey Cynthia tuberculata fand Owen auch einen Schlundring, den das Nervensystem bildet. — Owen vergleicht auch das Nervensystem von Nautilus und Sepia officinalis und weist nach, daß die Cephalopoden nicht als Klasse können von den Mollusken getrennt werden; Nautilus bildet mit seinem Nervensystem die Uebergangsform von den Gasteropoden zu den Cephalopoden; Sepia unterscheidet sich vorzüglich durch eine beträchtlichere Entwickelung der Cerebro-spinal Masse. — Unter den Gehirn- und Rückenmarkpräparaten von Wirbelthieren ist uns nichts Besonderes aufgefallen. Nur beym Gehirn von Papio mormon wird bemerkt, daß die höheren Affen, wie die Orangs und Paviane beträchtlich entwickelte Windungen an den hintern Lappen haben. — Leach schenkte das Gehirn von Simia troglodytes, das am Meisten mit dem des Menschen übereinkommt und dessen charakteristische Unterschiede angegeben werden.

Sinnesorgane.

Der Fuß von Simia troglodytes, merkwürdig durch die Bildung der große Zehe, welche, obwohl entgegensetzbar, doch mehr menschenähnlich ist, als bey andern Quadrumanen. — Von Vögeln und Säugethieren werden viele Zungen beschrieben. — Die Präparate über Gehörorgane sind sehr unbedeutend, nur die der Cetaceen verdienen Beachtung. — Interessant sind die Beschreibungen der äußeren Ohrbildung von Hylobates Lar, Simia satyrus, Troglodytes niger. — Die Präparate über Gesichtsorgane sind ebenfalls nicht besonders zahlreich und interessant. — Der neuholländische Kasuar hat 5 Falten im Fächer.

Unter den diesem Theile beygegebenen Tafeln zeichnen sich aus: Tab. XXX. Zunge vom Chamäleon (sehr hübsch). — Tab. XXXI. Gehirn von Nautilus und von Sepia officinalis. — Tab. XXXV und XXXVI. betreffen eine noch ungedruckte Arbeit von Carlisle, wovon hier Auszüge gegeben sind und sind zum Theil Copien aus des Verfassers bekannter Arbeit über die Gehörknöchelchen in den philosophical Transactions for 1805 mit neu hinzugefügtem Text. — Eine Reihe von Tafeln betreffen die Gehörwerkzeuge des Menschen, die wir längst durch Sömmerring besser haben; andere Tafeln sind unbedeutend. —

R. W—r.

# Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 2. August.

Nro. 153. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1836.


## Die teutschen, insbesondere die bayerischen und österreichischen Salzwerke; zunächst im Mittelalter; als Anlagen und Bürgschaften des Cultus, der Cultur, des Königs-, Adel- und Bürgerthums und der großen Masse; mit Betrachtungen über das europäische Salzregale in seiner Entwicklung und Verwicklung ꝛc.

(Fortsetzung.)

Eine alle Erwartung übertreffende Uebereinstimmung von Hunderten von Urkunden und spätern Kundschaften fand der Verf. bezüglich auf den religiösen Ursprung, auf die Heiligkeit des Regale, auf das „göttlich gleiche Recht“ der Hallstätten im Süden (sie traten um 300 Jahre früher in der Geschichte hervor) wie im Norden teutscher Zunge und teutschen Rechts.

(S. XXI.) „Zwey unumgängliche, wiewohl in unsern Tagen sehr mißkannte und gemißhandelte Größen des gesellschaftlichen Lebens, Größen, die die Dauer der Staaten nach Geschlechtern und Jahrhunderten, und darum auf breiter Basis berechneten: während wir sie auf Jahre und Individuen begründen, und auf die Giebel der Häuser stellen wollen (auch Bürger und Bauern hatten ihre Majorate!), die Genealogie in ihrer Abstufung und Verzweigung, und die Corporationen (das Geld war nicht der Zweck, sondern untergeordnetes Hülfsmittel!) — treten in de Geschichte der Salzwerke und des Salzregale vorzüglich als jener Halt und Hebel hervor, auf dem alle humane und reife Entwicklung eines Volkes und sofort die Fundation der Stiftungen beruht.“

Es wird nun gezeigt, wie hieraus die für ihre Zeit so zweckmäßigen religiösen Orden hervorgingen, und wie sie auch überall (worauf im Buche ein besonderes prüfendes Augenmerk genommen) zunächst an die Salzquellen gestellt wurden. Eben so wird vom Besitze des Bodens, vom Herkommen und Bestand eines Geschlechtes, ein anerkannter Leitungssatz in der Genealogie, auf die noch viel tiefer wurzelnden Stammrechte und Bürgschaften an Salzwerken und an ihren Bannwäldern übergegangen und das Axiom aufgestellt:

„wer immer sich demnach zutraut, die älteste Geschichte eines Volkes, oder eines erlauchten Stammhauses aus Quellen schreiben zu können; der muß in der Geschichte der benachbarten Salzquellen, und der damit verbundenen Forstgebiete vor allem wohl bewandert seyn.“

Der Verf. hat dieses Criterium jeder andern Combination vorgezogen.

Für denkende Leser, welche den Charakter und Inhalt eines Werkes aus einer prägnanten Vorrede wohl zu veranschlagen wissen, und für solche, welche mit dem Forschungsgeiste des Verf., der nicht auf der Oberfläche eines einmal aufgefaßten Gegenstandes stehen zu bleiben gewohnt ist, bereits näher bekannt sind, mag es nun genügen, wenn hier aus dem Buche selbst nicht viel mehr als nur die Ueberschriften der Capitel angeführt werden.

(Einleitung). Salz; in allen seinen Eigenschaften, Bedeutungen, symbolischen Beziehungen u. s. w.: Reiz-, Heil- und Erhaltungsmittel; von jeher Altar-, Tempel- und Kirchengut, mit dem historischen Dogma:

„Die geistliche Macht hatte für die ersten Bedürfnisse der Völker zu sorgen (zu segnen); die weltliche zu schirmen.“

Europa. Rückblick auf die alte und neue Welt; auf China und Aegypten; Aufzählung

der Staaten in einer der Weltgeschichte analogen Richtung, wie die Natur denselben das Salzregale zugetheilt hat. Die Aufzählung beginnt mit Rußland, und schließt, Teutschland übergehend, mit dem Kaiserthum Oesterreich in Text und Noten.

Teutschland: geographischer Ueberblick; Festland, Seeland, die Tauern und Thüringen, wandernde, seßhafte Völker; allenthalben Profil- und Höhen-Angaben ꝛc.

Zur Geschichte der Quell-Salinen an der Ost- und Nordsee, im Königreich Hannover und im Herzogthum Braunschweig.

Die wendischen Salinen um Colberg und Schwerin, Lüneburg; Teutschlands reichste Quelle zur großen Bora, einst von der Oder bis zum Niederrhein.

Zur Geschichte der heutigen preußischen Salinen in Sachsen, Thüringen und Westphalen, bis jenseits des Rheins.

Die Metropole von Magdeburg bewahrte „die Elemosina“ (Salz) auf sächsischer Erde als Vermächtniß der Stammfürsten.

Altensalza, Grossensalza, die Elemente der grandiosen neuen Schöpfung Schönebeck, die wendische Dobrebora (Halle) an der Saale.

Die sächsischen Herzogthümer, ferner Anhalt, Schwarzburg und Vogtland.

Das carolingische Salzungen, das merovingische Frankenhausen die Salzgräfe.

Die Salinen von Kurhessen, mit Schaumburg, Waldeck, Lippe.

Der Salzbetrieb der Abteyen Hersfeld nnd Fulda; die Henneberg, Schwarzburg u. s. w.

Hessen-Darmstadt, Homburg, Nassau, Isenburg-Büdingen.

Die Hochkirche von Worms und das uralte Quell- und Steinsalzwerk bey der vormaligen Reichs-Stadt Wimpfen ꝛc.

Die heute bayerischen Salinen in Franken. Kissingen, Neustadt, Orb. „Die Natur lohnt hier mehr die Sorgfalt für die Heil- als die Salzquellen.“

Die Salinen am linken Rheinufer. Das bayerische Dürkheim, bedeutender das hessische Creuznach und Münster ꝛc.

Großherzogthum Baden. Königreich Würtemberg. Die Herzoge von Zähringen, die Grafen von Hohenloh, mit ihren Stammrechten. Reiche Erhebungen zu Rappenau und Dürrheim ꝛc.

Schwäbisch-Hall am Kocher; Sulz am Neckar, Schwenningen ꝛc. Umschwung der Sal production und des Salzhandels. In den Nachträgen noch die wichtigen und berichtigenden Resultate der würtembergischen Stände über die dortigen Salinen aus der Sitzung vom 3. und 4. Juny 1836.

Reichenhall an der bayerischen Saale (Bojoarien), das keltische Hal, die römische Salina, das germanisch-agilolfingische Adelporo (Bora), im Schoos der Erzkirche Salzburg; das historisch älteste und ausgebreitetste Salzwerk in Teutschland, vom Rhein bis Pannonien.

Zur Litteratur. Die Römer, Völkerwanderung, die Agilolfinger, Zeitalter Ruperts ꝛc.

Bayern in Mitte des VII. Jahrhunderts. Einbrüche der Slaven; der h. Emeram; Fortsetzung aus dem Congestum Arnonis. Stamm-Volk und einwandernde Haufen.

Aus der Zeit der Carolinger, — der Sachsen; Scheyerische Stammrechte.

Nachtrag und Ergänzung aus den ältesten Saalbüchern des Kirchenguts ꝛc.

Zwist und Fehden zwischen Salzburg und Bayern, nach dem Abgang der Grafen von Playn und Beilstein.

Historische Zusätze bis zum Jahre 1600: Kriege, Wassernoth, Feuersbrünste; Unzulänglichkeit der Mechanik, Rettung der Edelquellen; Holzver-

brauch, Consolidirung der Rechte, Wald- und Handelsverträge u. s. w.

Städte, Hochstifter, Abteyen und Geschlechter, welche in Bayern, Oesterreich, Franken, Schwaben ꝛc. mit Reichenhall in Verbindung standen; darunter die Stammrechte der Gründer von Tegernsee, Ilmmünster, Nieder-Altach, Osterhofen ꝛc.

Die Hallgrafen und ihre Residenzen. Genealogische Berichtigungen und Zusätze. Als ob diese Stammhäupter an der Donau herauf gekommen?

Die Saline Hall oder Tauer im Innthal (Tyrol).

Die erlauchten Gründer von Benedictbeuern, Schledorf, Münchsmünster, Berchtesgaden, Sct. Georgen ꝛc. zur Zeit und mit Hülfe des h. Bonifaz; der Heilbrunnen bey Benedictbeuren einst auch eine Hallstätte; die Huosier oder Andechs, ihre uralten Stammrechte zu Tauer und Hall in Tyrol, in Ober- und Niederbayern ꝛc.

Die vom baltischen Meere und über den Lech gekommenen Welfe, doch ohne Salinen-Stammrechte in Bayern.

Herzogshall bey Kremsmünster (in Oesterreich), Stiftung dieser Abtey durch Tassilo II.; die Salina minor ꝛc.

Ischel, Hallstatt und Ebensee, das österreichische Salzkammergut; die salina major bey jener Stiftung; Michelhall, die Kirche von Lorch und Passau; Ischelland, Traungau; Römerzeit, Mittelalter, Dynastien, Abteygebiet von Traunsee, später Traunkirchen. Die Königin Elisabeth; neuere Riesenbauten, das Hauptsalzamt Gmundten u. s. w.

Das steyerische Salzkammergut Aussee; der Sandling, der Elan- und Michelhallbach ꝛc. Totalproduction des vereinigten Salzkammerguts. Hier, im innern Noricum, in der Hallstatt, in salsugine Norici „erkennt der Verf. die wahre Heimath und die Sippschaft des vielbesprochenen Ernst (Noricus), der, wie jener aus Niederbayern stammende Dynast Helmoin, im Nordgau befehligte, und einige Zeit zu Laufen am Nekar domicilirte.

Hall bey Admont an der Ens. Die Aribo's und Witagowo's ꝛc. gingen von Reichenhall aus an die Ens und in die Ostmark, vielmehr dahin zurück.

Die bayerisch-kärnthnerischen Dynasten im St. Blasius-Münster an der Ems. Die Stiftungen und Vermächtnisse der h. Hemma zu Gurk und Admont.

Das Salzwerk zu Unken; zwischen Reichenhall und Lofer.

Die salzburgischen und berchtesgadischen Hallstätten im Tuval. Playnisches Stiftungsgebiet, Theilungen, Stiftungen; die Albenleitung ꝛc.

Die Saline Mühlbach oder Hallein. Die Grafschaft Kuchel — das keltische und römische Cuculle; der Dürrenberg, frühzeitige Sinkwerke; schnell aufblühender Verkehr Halleins; Land- und Wasserstrassen, Laufen. Die Schiffergilden, Handelsverträge ꝛc.

(Schluß folgt.)

---

Mémoires de l'Académie Impériale des Sciences de St. Petersbourg. VI. Serie. Sciences mathématiques, physiques et naturelles. Tome troisième. Seconde Partie: Sciences naturelles. Tome premier. St. Petersbourg, de l'Imprimerie de l'Académie impériale des sciences. 1835. 4. 640 Seit. (6 Hefte).

---

Wenn gleich erst im Jahre 1835 abgeschlossen, enthält der vorliegende Band in den erstern Heften doch durchgängig Abhandlungen von den Jahren 1831 — 33, welche in Separatabdrücken dem gelehrten Publikum längst bekannt geworden sind. Wir begnügen uns deshalb von diesen die Titel anzugeben, und nur die Arbeiten in den letzten drey Heften ausführlicher anzuzeigen. Die ersteren sind:

Monstrositatis singularis specimen; par M. Zagorsky. (Avec 1 planche lithogr.) p. 3 — 8. — Ueber Cochenille am Ararat und über Wurzelcochenille im Allgemeinen; par M. Hamel. p. 9 — 64. — Naturhistorische Bemerkungen über Wurzelcochenille im Vergleiche zur mexikanischen, als Zusatz zur vorstehenden Abhandlung des Hrn. Hamel; par M. Brandt (mit 2 kolor. Tafeln) p. 65 — 69. — Generis Lacis revisio speciesque nonnullae novae. Adnexa est Philocrena, genus ex Podostemonearum ordine novum; par M. Bongard (mit 6 Steindrücken). p. 69 — 84. — Observation sur le Sedum verticillatum L.; par le même (mit 1 Tafel). p. 85 — 88. — Panicearum genera retractata speciebusque compluribus illustrata; par M. Trinius (mit 1 Tafel). p. 89 — 356.

Die letzten drey Hefte enthalten:

I. Anatomische und physiologische Abhandlungen.

1. Bemerkungen über die Mundmagen- oder Eingeweidenerven der Evertebraten von Brandt.

Eine sehr wichtige Abhandlung, welche die schon in der medicinischen Zoologie des Verfassers mitgetheilten schönen Beobachtungen noch vervollständigt und zugleich eine genaue Uebersicht über die hierher gehörige Litteratur giebt; einiges Neuere konnte noch nicht benutzt werden. Das ganze hier beschriebene Nervensystem entspricht unstreitig dem vegetativen Nervensystem der Wirbelthiere. Wir können daher auch die Benennung des Verf. oder die von ihm vorgeschlagene physiologische Bezeichnung: Ernährungsnerven, nicht als völlig genügend erklären, da unstreitig die Zeugungs-Organe auch damit versehen werden.

Ueber folgende Thiere werden neue und eigene Darstellungen des Verf's. gegeben: Flußkrebs, Hummer, Squilla. — Bey den Onisciden hat der Verfasser schon früher ebenfalls das System entdeckt; er konnte hier nichts Neues hinzufügen; auch für die Spinnen führt Brandt nur seine älteren Beobachtungen auf und erwähnt dabey, daß er auch bey Mygale einige Untersuchungen angestellt habe. Ueber die Insekten stellt der Verf. Bekanntes und Neues zusammen; Letzteres bezieht sich namentlich auf Lygaeus, Libellula, Blatta und Phasma ferula. Besonders schön sind die Darstellungen vom letztgenannten Insekt, wo auch das Gehirn abgebildet ist, welches früher von Müller dem Thiere abgesprochen wurde, der jedoch später selbst seinen Irrthum zurücknahm. Eben so berichtigt und vervollständigt Brandt hier die Angaben Müller's über Gryllotalpa. Auch die Myriopoden, selbst Glomeris haben das System, wie dieß Ref. auch früher für Scolopendra angegeben hat; Brandt beschreibt die Bildung hier ausführlich. Unter den Annulaten werden bloß die Beobtungen von Stannius für Amphinome und die älteren des Verf. für den Blutegel angeführt. Sehr kurz sind die Mollusken ausgefallen; Ref. hat hierüber einige noch nicht näher publicirte Beobachtungen gemacht. Es ist zu verwundern, daß der Verf. des Limnaeus nicht gedenkt, wo die Schlundnervenganglien sehr schön zu verfolgen sind und welche bereits Carus, freylich unvollständig, in seiner Schrift über die weißblütigen Thiere und ihre Lebensbedingungen abgebildet hat, was dem Verf. entgangen ist. Die 3 beygegebenen Tafeln verdienen alles Lob.

II. Zoologische Abhandlungen.

1. Mammalium rodentium exoticorum novorum vel minus rite cognitorum Musei academici zoologici descriptiones et icones. Auctore J. F. Brandt.

Erste Abtheilung.

Darstellung der Gattungen und Arten von Stachelschweinen, welche im akademischen Museum aufgestellt sind. (S. 21 — 89 mit 5 kolorirten und 5 schwarzen Tafeln).

Eine vortreffliche Monographie der Stachelschweine, mit größter Umsicht, Genauigkeit und Litteraturkenntniß ausgearbeitet. Der Verf. bringt diese Thiere überhaupt in 2 Gruppen, denen er unter 4 Gattungen die bereits bekannten, so wie die von ihm als neu angesehenen Arten nach folgendem Schema zutheilt:

Erste Gruppe. Philogaeae.

Backenzähne aus Schmelzfalten und Knochensubstanz-Lagen zusammengesetzt, mit einer einfachen Wurzel versehen. Hand- und Fußsohlen nackt. Rücken mit vorstehenden Stacheln bedeckt. Schwanz kurz oder lang, an der Spitze mit einem Büschel eigenthümlicher Stacheln besetzt, nicht greifend. Scharrthiere aus Asien, Afrika und Europa.

1. Hystrix Cuv.

Schwanz kurz, ganz mit Stacheln bedeckt.

Art 1. Hystrix cristata Auct. Das Schnauzenende mit wenig dichten, kurzen Haaren so bedeckt, daß die Haut durchschaut.

Art 2. Hystrix hirsutirostris Brandt. Das Schnauzenende mit Haaren ziemlich dicht bedeckt.

(Fortsetzung folgt.)

# Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 3. August.

Nro. 154. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1836.


Die teutschen, insbesondere die bayerischen und österreichischen Salzwerke; zunächst im Mittelalter; als Anlagen und Bürgschaften des Cultus, der Cultur, des Königs-, Adel- und Bürgerthums und der großen Masse; mit Betrachtungen über das europäische Salzregale in seiner Entwicklung und Verwicklung ꝛc.

---

(Schluß.)

Die berchtesgadische Saline Goldenbach oder Schellenberg.

Kehrseite des reichen Dürrenbergs; kaiserlicher Schirm gegen übermächtige Nachbarn; schneller Zug des Salzes mit dem von Hallein und Reichenhall ꝛc.

Die berchtesgadische Saline Frauenreut.

Späterer Aufschluß der dortigen Salzberge; *unter* vielen Unfällen; Verbindungen mit Bayern u. s. w.

Die Saline Au bey Traunstein, 1618.

Die Saline bey Rosenheim, 1809; beyde von Reichenhall abgeleitet.

Reifenstuhl und Reichenbach.

Die heutige Verbindung der südbayerischen Salinen, von Berchtesgaden bis Rosenheim; Maschinenwerke, Production, Preise ꝛc.

Alte Regalität und Verfassung der teutschen Salinen. Ursprünglicher Zweck und Charakter der teutschen Regalien. Nach den Vorpflichten die Vorrechte; die Macht und die Milde; Stammrechte; Ober- und Nutzeigenthum, mannigfaltig, nach den Stand- und Körperschaften; nach Kapital und Arbeit; die Lebensarithmetik Regel; die Geldarithmetik Ausnahme; jene obligatorisch, diese facultativ.

Alter und fortschreitender Gewerks- und Kunstbetrieb.

Ansichten aus der politischen Oeconomie; Alter der Salinen, Künste und Formen des Südens; nordische Kraft und Sitte; Beruf und Instinkt der großen Masse; das Localprincip; Heimathrecht; Recht der Anwartschaft! „manig armes Volk soll genährt werden“ (Bergrecht von Hall und Halle). Die Armuth überall neben der Wohlhabenheit, besonders an Hallstätten. Reelle Fortschritte in der Technik und Oeconomie, Ersparung und Surrogirung der Brennstoffe ꝛc.

Aelterer Salzpreis und Salzbedarf. Maaße und Gewichte. Wachs und Salz, Normalpreise; Precarium. Das Aequivalent, der wahre Preis. Früherer, viel größerer Salzbedarf, nach dem Naturrecht der Menschen und Thiere; daher auch eine größere Ergiebigkeit des Bodens; theoretische Gleichheit; praktische Unbild u. s. w.

Heimath- und Marktleben.

Aelteste Wohnstätten und älteste Straßen; Stätigkeit und Bewegung allenthalben bey Salzwerken, und im Salzverkehr ꝛc.

Salinen-Bergbau und Bohrwerke. Jener im Süden, diese im Norden beginnend. Rückgang der Salzquellen, die profane Anatomie, Profanirung der Hallurgie; glückliche Ergebnisse ꝛc.

Das moderne Salz- und Steuerre-

gale. Teutsche Salzpreise von 1500 — 1800, mit Zöllen und Beyschlägen noch wohl erschwingbar; Trennung des Staats- und Familien-Haushaltes, Emancipation des Geldes; die Moral und der Calcul; der westphälische Friede, die Säcularisation des Kirchenguts, der Fiscus; die Alcabala in Spanien, die Gabelle in Frankreich, Behufs der neuen Instrumentalmacht eines sogenannten Gemeinwohls, die Milde der Regalien verkehrt sich in die Begehrlichkeit der Vectigalien, Entreprisen-Systeme, die drohend anwachsende Masse der Proletaire neben dem Ueberfluße an Salz ꝛc. Die Untergrabung des Stammprincipats und der standschaftlichen Autonomien datirt der Verf. vom westphälischen Frieden an finanzielle Gleichungen.

Kein frommer Wunsch.

„Die Tarifenfragen bewegen Europa.“ Rußland, noch unentweihtes Salzregale; England; heroische und lohnende Abschaffung der Salztaxen ꝛc. Verwickelungen des teutschen Salzregale; sollen fürder nur die reichsten Salzwerke bestehen? Inländisches Salz, inländischer Zucker? — Zollvereine; Schutzsysteme, Ausgleichung der Naturanlagen mit wohlerworbenen Rechten; Uebergang der kirchlichen und dynastischen Bürgschaften in die socialen; möglichst wohlfeiler und sofort wieder vervielfältigter Salzverbrauch. Rückblick auf die bedrohten Mittelstände, auf die Springfluth des Weltgeldes, auf die unabweislichen Fortschritte der Technik, auf die unabweisliche Politik der Binnenstaaten. Der Verf. kennt zur Zeit die Pflichten und Forderungen der Finanzwirthschaft zu gut, als daß er, zu Gunsten der Nationalwirthschaft, eine rasche Wendung der Dinge erwarten möchte. Unter den eigenthümlichen Ansichten des Verf. wird auch jene von dem mehr und mehr constanten Mißverhältnisse zwischen den Getreid- und Fleischpreisen nicht unbemerkt bleiben können. An dieser unheilschwangern Erscheinung in Teutschland und in den westlichen Staaten Europa's hätten die gesteigerten Salzpreise großen Antheil. Der Landmann habe sich von der Grundlage aller Landwirthschaft, von der Viehzucht und Viehwirthschaft, die nur mit reichlichem Salz bestehen kann, allzu einseitig zur Erweiterung des Ackerbaues gewendet. Der Verf. hat schon früher und anderwärts nachgewiesen, daß in Teutschland, neben Aufhebung der Brache, 18 — 20 Millionen Tagw. naturgemässen Wald-, Weiden und Wiesen-Bodens, zu Pflugland umgerissen worden seyen; mit Erschöpfung im Ankauf und Betriebscapital, das eben in der Viehwirthschaft am wenigsten entbehrt werden kann. Zur Zeit der Kriege brachte dieser Umschwung noch einigen Ersatz. Aber jetzt, ein bereits zwanzig Jahre andauernder Friede läßt mehr und mehr den ungeheueren Mißgriff erkennen: die Natur rächt die stupide Blasphemie, „als ob nur bebautes Land Früchte bringe.“ Gedüngtes Land könnte man vielmehr mit Fug sagen: aber eben diese allgemeine Düngung war einst, und ist es noch, durch den animalischen Lebensprozeß mittels reichlichen Salzes bedingt. Der Verf., der Vertheidiger und Restaurator des Prädialprincips, als der Grundlage und Rettung der Rural-Staaten ꝛc. (München 1833) ist bekanntlich auch ein Freund ständiger Größen in der Landwirthschaft, wie in der Verwaltung, also auch der Gebundenheit der Güter; auch er will, wo die Güte des Bodens, der Dünger, die Schafweiden ꝛc. nicht hinreichen, der Brache nicht viel Abbruch thun; auch er ist mit der Stallfütterung nur für gewisse Viehgattungen, nach eigenthümlichen Naturanlagen, bey genüglicher Streu, und bey nachhaltigem Betriebscapital ꝛc. einverstanden. Und lassen sich somit in der Art begründete und zum Dank der Nation durchgeführte Ansichten wohl noch mit der abgedroschenen Phraseologie der sogenannten rationalen Landwirthschaft, und mit Berufung auf Autoritäten, deren

Firma dem schlichten Verstande der Zeitgenossen längst schon zum Anstoß geworden ist, aus dem Felde schlagen?

Der Brand von Reichenhall im Jahre 1834. Erinnerung an eine Reihe früherer Totalbrände; die fromme Zuversicht des Volkes auf den unversiegbaren, heiligen Lebensquell und auf das in alter und neuer Zeit engverknüpfte Geschick Reichenhalls mit dem durchlauchtigsten Hause Scheyern-Wittelsbach. — Die Wiederherstellung.

Analogien. Diese Ueberschrift trägt ein Anhang in den Anmerkungen, um aus den ältesten Sprachdenkmälern dieser vielumfassenden und über Boden und Volk weitverbreiteten und durchaus beurkundeten Geschichte auf die unverkennbaren Aehnlichkeiten in der Natur und in ihrer Verlautbarung hinzudeuten.

Zum Schlusse dieser Anzeige, welche sich bey der Wichtigkeit und Reichhaltigkeit des Stoffes kaum kürzer fassen ließ, mag auch hier noch der Schluß der akademischen Rede stehen.

„Die Regalien, und so auch insbesondere das Salzwesen, waren schon längst und öfter der Gegenstand akademischer Verhandlungen. Indem die Akademie dem Leben und der Wissenschaft zugleich angehört, und ihr so der Staat und das Staatsleben als Object freyerer Anschauung gegeben ist — wie könnte sie in ihrem Berufe, Länder- Völker- und Staatskunde zu verfolgen, die Geschichte und unabweisliche materiellen Interessen unbeachtet lassen?“

„Die Geschichte, insbesondere die höhere, wissenschaftlich betriebene, hat aber nur einen Werth, wenn sie lebt; und sie lebt nur, wenn ihre Lehren loyal in's Leben übergehen, und so die Disciplinen der Societät immer sich selbst verjüngen dürfen. Wenn nun die Geschichte lehrt, welch' ein heiliges Unterpfand für den materiellen Wohlstand des Volkes im Salzregale gegeben ist, so geht daraus, aus dem Vorrechte, auch die Summe von Vorpflichten hervor, welche die Verwaltungen damit übernehmen, und in dem Maaße allein übernehmen, in welchem sie sich des Vorrechts, als Monopol bedienen. Ist es dem Geschichtsforscher gelungen, das wahr und klar zu stellen, dann hat



er im guten Geiste, und geistreich genug, seinen Stoff behandelt, und er kann alles Uebrige getrost und ehrfurchtsvoll dem Wohlwollen und der Weisheit der Regierungen anheim geben.“

v. Koch Sternfeld.

## Mémoires de l'Académie Impériale des Sciences de St. Petersbourg etc.

(Fortsetzung)

2. Atherura Cuv.

Schwanz verlängert, mit Ausnahme der mit besondern Stacheln besetzten Spitze, mit Schuppen bedeckt.

Art 1. A. fasciculata Cuv.

Zweyte Gruppe. Philodendrae.

Zähne überlegt (einfach), nur in der Krone schmelzfaltig, mehrwurzelig. Hand- und Fußsohlen mit kleinen, gedrückten, netzartig gestellten Warzen besetzt. Leib mit vorstehenden oder eingehüllten Stacheln bedeckt. Schwanz entweder kurz, nicht greifend und an der ganzen Spitze mit Borsten bekleidet, oder lang und greifend; an der Spitze oben schuppig, fast nackt, sehr selten borstig. Kletterthiere aus Amerika.

3. Erethizon Fr. Cuv.

Schwanz kurz, auf der Unterseite und an der ganzen Spitze mit Borsten dicht bedeckt, nicht greifend. Die Hinterfüsse fünfzehig und mit Krallen versehen. Aus Nordamerika.

Art 1. E. dorsatus Fr. Cuv. Längere, über den Pelz vorragende Haare mit weißlicher Spitze.

Art 2. E. epixanthus Brandt. Längere über den Pelz vorragende Haare mit bräunlich gelber Spitze.

4. Cercolabes Brandt.

Schwanz lang, am Ende auf dem untern und seitlichen Theile mit kurzen Borsten dicht bekleidet, auf der obern Seite desselben aber fast kahl. Hinterfüße unvollkommen fünfzehig und nur mit vier Krallen versehen. Aus Südamerika.

α) Unterleib mit stacheligen Borsten besetzt. Synetheres Fr. Cuv.

Art 1. C. prehensilis Auct. Alle Stacheln rund mit weißer Spitze.

Art 2. C. platycentrotus Brandt. Einige Stacheln rundlich, andere, uud zwar ein sehr großer Theil, an der Wurzel oder im ganzen Verlauf der Vorderseite ausgehöhlt, andere endlich ziemlich zusammengedrückt, flach, Platten ähnlich, alle mit weißer Spitze.

β. Unterleib nur mit Haaren besetzt. — Sphiggurus Fr. Cuv.

Art 3. C. nigricans Brandt. Stacheln fast vorragend. Schwarz, Schwanzwurzel unten gelblich.

Art 4. C. insidiosus (Hystrix insidiosa Licht.) Stacheln von Haaren dicht umhüllt. Bräunlich gelb, mit schwärzlicher Beymischung, Schwanzwurzel unten rostig-kastanienbraun.

Art 5. C. affinis Brandt. Stacheln ebenso. Braun, kaum etwas graugelblich; Unterleib und Gliedmassen mehr ins Grauliche fallend; Schwanzwurzel unten braun mit Gelblich gemischt.

Die Aufstellung dieser beyden Gruppen, so wie der vier Gattungen erscheint als sehr natürlich, da sie auf haltbare Charaktere begründet sind. Ihre Annahme wird daher keiner Schwierigkeit unterliegen; dieß möchte jedoch nicht durchgängig bey den neuen Arten des Verf. der Fall seyn, zu deren Prüfung wir nun übergehen wollen.

1) Hystrix hirsutirostris Brandt. Ein altes Exemplar hievon in der Petersburger Sammlung, das der Verf. für H. cristata gehalten hatte, zeigte eine von der gewöhnlichen abweichende Schädelform, und da auch noch einige äußerliche Merkmale hinzukommen, so hielt er sich hiedurch veranlaßt eine neue Art aus diesem Individuum zu errichten. Es ist dieser Schädel, außer einigen andern Kennzeichen, von den gewöhnlichen Schädeln besonders dadurch verschieden, daß er mehr gestreckt, mit stärkern Wandungen versehen, im Nasentheil niedergedrückt, im Stirntheil wenig gewölbt und etwas gedrückt, und im Jochtheil breiter ist. Wäre diese Verschiedenheit beyderley Schädel eine constante, so möchte allerdings daraus auf spezifische Trennung geschlossen werden dürfen. Allein dieß ist, was zu bezweifeln steht. Ref. hat zwar nur einen einzigen Schädel zur Vergleichung vor sich, und kann auch nicht mit Bestimmtheit behaupten, daß er aus dem ausgestopften Exemplare unserer H. cristata genommen ist; allein er ist doch in so ferne wichtig, als er eine Mittelform zwischen Brandts H. cristata (Tab. VIII. fig. 1—2) und dessen H. hirsutirostris (Tab. VIII. fig. 3—6) darstellt. Es ist nämlich dieser Schädel auf seiner oberen Decke nicht so bauchig gewölbt, wie bey ersterer Art, und zugleich mehr langgestreckt, wodurch er sich der andern annähert; das Jochbein ist hinten weder so schmal wie bey Fig. 1., noch ganz so breit, wie bey Fig. 3.; der Winkel des Unterkiefers ist fast eben so breit, als bey hirsutirostris, auch der Rand mit einem eben so starken Umschlage versehen; der Augenhöhlenfortsatz des Oberkieferbeins dagegen wie bey Fig. 1. beschaffen u. s. w. Kurz dieser Schädel bildet ein deutliches Mittelglied zwischen den Schädeln der beyden von Brandt aufgestellten Arten, so daß Ref. auf eine spezifische Trennung derselben nicht eingehen kann. Da nun auch die äußerlichen Merkmale, wie z. B. dichtere oder dünnere Behaarung der Schnautze, sehr relativ und wechselnd sind, so muß man vor der Hand noch grosses Bedenken tragen, die H. hirsutirostris als eine besondere Art anzuerkennen.

2) Erethizon epixanthus Brandt. Der Verf. trennt mit einigem Bedenken diese Art von E. dorsatus, welcher letztere, nach den vorliegenden Angaben, weißliche Spitzen an den langen Haaren haben soll, während Brandt sie an seinen 5 Exemplaren bräunlich gelb gefunden hat. Wir können nicht glauben, daß eine solche geringfügige Differenz eine spezifische Verschiedenheit anzeigen möchte.

3) Cercolabes platycentrotus Brandt. Auch diese, nach einem einzigen Exemplare aufgestellte Art, wird vor der Hand noch den zweifelhaften beyzuzählen seyn, da wir Uebergänge von runden und ungefurchten Stacheln zu ausgehöhlten zusammengedrückten an 2 Exemplaren von C. prehensilis, die wir vergleichen konnten, gesehen haben. Platte ungefurchte Stacheln haben wir an diesen zwar nicht wahrgenommen, gleichwohl könnte selbst das Vorkommen solcher doch nur individuelle Differenzen anzeigen. Indeß ist es gut, daß der Verf. auf diese Abweichung aufmerksam gemacht hat, damit Reisende, die sich lange genug in Südamerika aufhalten können, um Beobachtungen über Lebensweise der Thiere anzustellen, uns weitere Aufschlüße hierüber zu ertheilen vermögen.

4) Cercolabes nigricans Brandt. Wird sich wohl als eigene Art bewähren.

5) Cercolabes affinis Brandt. Diese ebenfalls nach einem einzigen Exemplare aufgestellte Species ist auch noch den zweifelhaften, weiterer Prüfung zu empfehlenden Arten beyzuzählen, da es nur geringe Differenzen sind, durch welche sie von C. insidiosus unterschieden ist.

Alle diese Gattungen und Arten von Stachelschweinen hat der Verf. mit musterhafter Genauigkeit beschrieben, und von Erethizon epixanthus, Cercolabes platycentrotus, nigricans, insidiosus und affinis treffliche kolorirte Abbildungen geliefert. Außerdem sind noch 5 andere Tafeln der Erläuterung der Hauptformen der Ohren und Tatzen, der Zähne und Schädel gewidmet, so daß diese Monographie mit bildlichen Darstellungen aufs Beste ausgestattet ist.

(Fortsetzung folgt.)

# Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 4. August.

Nro. 155. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1836.


**An outline of the science of political economy by Nassau W. Senior, formerly Professor of Political Economy in the University of Oxford. Lond. 1836. 4. (Abdruck eines Artikels aus S. 129 — 228 der neuen Encyclopaedia Metropolitana) *)**

**Principes fondamentaux de l'économie politique, tirés de lecons édites et inédites de Mr. N. W. Senior etc. par le Cte. Jean Arrivabene. Paris, 1836. 8. 402 Seiten.**

---

Die englischen Schriftsteller über National-Oeconomie, welche seit Ricardo aufgetreten sind, lassen sich in zwey Gruppen sondern. Die einen suchen Adam Smith's Lehren gegen die neuen Sätze des scharfsinnigen Denkers zu vertheidigen, und die Fragen, die er aufwirft, aus der ältern Theorie zu beantworten; die andern beschränken sich darauf, die neuen Ansichten Ricardo's zusammenhängender, geordneter und wohl auch vollständiger vorzutragen, als es von diesem selbst geschehen ist. Indeß haben weder die Gegner, noch die Schüler Ricardo's die Wirthschaftslehre sonderlich gefördert: jene nicht, weil zur Lösung neuer Aufgaben alte Theorien selten ausreichen, bey deren Aufstellung eben die Thatsachen unbeachtet geblieben, welche die neue Betrachtung veranlaßten; diese nicht, weil der Schüler kaum je den Meister übertrifft und Modificationen der Resultate neuer Forschungen, die sich aus diesen von selbst ergeben, noch nicht als Erweiterung der Wissenschaft gelten können. Doch sind wir weit entfernt, die Nützlichkeit und das Verdienstliche von Schriften zu läugnen, die durch ihre Opposition zu schärferer Darstellung neuer Ansichten führen, oder die durch Klarheit und Faßlichkeit des Vortrags die eigen-

---

*) Die übrigen Schriften des jetzt als Advocat in London lebenden Verfassers sind:

1. An introductory lecture on political economy. Oxford. 1836. 3. Ed.
2. Two lectures on population, with an appendix, containing a Correspondence between the Rev. T. R. Malthus and the Author. 1828.
3. Three lectures on the transmission of the precious metals from country to country and the mercantil theory of wealth. 1827. 2. Ed.
4. Three lectures on the cost of obtaining money and some effect of private and government paper money. 1829. 2. Ed.
5. A letter to Lord Howick on a legal provision for the Irish poor, commutation of tithes and a provision for the Irish Roman clergy. 3. Ed.
6. Three lectures on the rate of wages. 1830. With a preface on the causes and remedies of the present disturbances. 3. Ed.
7. A. statement of the provision for the poor and the condition of the labouring classes in a considerable portion of America and Europe. Lond. 1835.

Die Abhandlungen 2 u. 6. sind zum Theile in der Outline benützt. Die Schrift des Grafen Arrivabene enthält eine Bearbeitung von 1, 2, 3 und von neun Vorlesungen in Manuscript, die aber nunmehr ihrem Hauptinhalte nach in der Outline enthalten sind. Die Theorie der politischen Oeconomie ist bis auf die Lehre vom Gelde in der Outline vollständig gegeben.

thümlichen Lehren eines Meisters verbreiten und dem Interesse des Publikums nahe bringen. Sehen wir ab von Malthus, den wir als einen Vorgänger von Ricardo betrachten, wenn auch seine Principles of political economy später als die Hauptschrift des letztern erschienen, so finden wir erst im Jahre 1831 wieder eine Spur selbständiger Betrachtung der ökonomischen Vorgänge in einem mit Unrecht wenig beachteten Aufsatz des Quarterly Review (Nr. 87.). An ihn reihen wir die Arbeiten des Herrn Senior und insbesondere die angezeigte Outline an, in der das Ganze der Volkswirthschaft mit freyerem Auge durchforscht ist, als in irgend einem andern neueren englischen Werke und die auch manche, für die englische Literatur wenigstens, neue Ausbeute gewährt. Diese Schrift im Einzelnen zu durchgehen und zu prüfen, halten wir daher schon um ihrer selbst willen für nützlich. Sodann hat aber der Ref. hierbey noch ein eigenes Interesse. Die neuen Lehrsätze des Verfassers stimmen nämlich mehrfach mit dem Resultate der staatswirthschaftlichen Untersuchungen überein, die der Ref. bereits vor vier Jahren bekannt gemacht hat, und da der Verf. großentheils ganz verschiedene Wege einschlug, so bestättigt sich hierdurch auf eine erfreuliche Weise die innere Nothwendigkeit unserer eigenen Forschungen. Man wird es daher nicht mißbilligen, wenn wir die Differenz der beyderseitigen Betrachtungsweisen und ihrer Ergebnisse näher beleuchten.

Der Verf. beginnt mit der Bemerkung, daß die politische Oekonomie in ältern Schriften durchaus und noch jetzt von den Schriftstellern des Continents *) in zu weiter Bedeutung genommen werde. Sie sey blos die Lehre von der Erzeugung und Vertheilung (nicht auch von der Consumtion?) des Reichthums. Die Frage, unter welcher Bedingung der Reichthum dem Einzelnen wie dem Ganzen am meisten Vortheil oder Nachtheil bringe, und welche öffentliche Einrichtungen nöthig sind, damit die wirthschaftliche Thätigkeit überall das menschliche Wohlbefinden unterstütze, sey Aufgabe der Gesetzgebung, welche von einem höheren Standpunct ausgehend, bey ihren Anordnungen neben den wirthschaftlichen noch ungemein viele andere Erscheinungen zu berücksichtigen habe. Die politische Oeconomie dürfe daher keinen Rath über die Verbesserung bestehender Anstalten ertheilen, sondern müsse sich lediglich auf Darlegung der rein ökonomischen Gesetze und ihrer Wirkungen beschränken. Die Vernachläßigung dieser Regel und die Ausdehnung der politischen Oeconomie auf die Legislation habe erstlich zur Folge, daß manche Schriftsteller über der vagen Compilation von Thatsachen aus allen Zweigen der Gesetzgebung ihre eigentliche Aufgabe aus den Augen verlören, die wirthschaftlichen Vorgänge aus den wenigen Principien zu erläutern, die in ihnen walten. Sodann veranlasse sie auch den freylich nicht immer gegründeten Vorwurf, daß die ökonomischen Autoren blos den Reichthum, nicht die Wohlfahrt als Zweck der Lebensbemühung ansehen und daher ihr Rath in Sachen der Gesetzgebung bedenklich sey.

Dieses ganze Räsonnement, der Hauptsache nach bereits früher von J. B. Say vorgetragen, scheint uns nun wohl die Wahrheit zu enthalten, daß es wohlgethan ist, die wirthschaftlichen Vorgänge vorerst abgesehen von den gesellschaftlichen Einrichtungen zu betrachten, um ihre Gesetze in aller Schärfe und Reinheit auffassen zu können. Wird daher die in ältecen ökonomischen Schriften sich findende Vermengung von allgemeinen Betrachtungen mit der Beurtheilung von Staatseinrichtungen forthin auch von den englischen Autoren vermieden, so muß dieß der Wissenschaft zu

*) Da der Verfasser von deutschen Autoren blos die französische Schrift Storch's kennt, der überdieß in seinem Nachtrag (Sur le revenu national, Paris 1824.) seine frühere allerdings unstatthafte Erweiterung ökonomischer Betrachtungen auf die innern, geistigen Vorgänge im Menschen selbst verwirft, so ist er eigentlich zu einem Urtheil über die Schriftsteller des Continents nicht befugt.

gut kommen. Für uns kommt der Rath des Verfassers um eine gute Zeit zu spät, da bereits seit dreyßig Jahren in deutschen Schriften die Theorie der Volkswirthschaft ganz so streng, wie es der Verfasser wünscht, für sich allein vorgetragen wird. Wenn er aber behauptet, damit sey nun die Aufgabe des Nationalökonomen zu Ende, so stimmen wir keineswegs mit ihm überein. Jede Wissenschaft hat als ihr vernünftiges Ziel das Leben selbst, und die Erleichterung, Erheiterung und Veredlung des menschlichen Daseyns ist stets ihre letzte und werthvollste Frucht. Wiewohl nun allerdings die öffentlichen Verhältnisse und Einrichtungen nicht so streng geschieden sind, wie sich in theoretischen Betrachtungen die Objekte sondern lassen, so beziehen sie sich doch immer vorherrschend auf eine Seite des Lebens. Wenn daher auch die Gesetzgebung stets berücksichtigen muß, was das Leben im Ganzen erfordert, so sind es doch bestimmte Bedürfnisse, denen gewisse öffentliche Einrichtungen abhelfen wollen. Aus dem weiten Umfang des theoretischen Wissens wird es demnach nur ein einzelnes Fach seyn, das ihr die specielle Belehrung darbietet, die zur gründlichen Prüfung der Angemessenheit einer Maßregel nöthig ist. Gerade solche Kenntniß eines besonderen Faches des Wissens besitzt aber nur selten ein Anderer, als der sich ausschließlich damit beschäftigt; der Gesetzgeber, den unser Verfasser vom Sachkundigen sondert, müßte also wenigstens bey diesem Rath holen, wie es auch in der That geschieht. Ist aber dem also, so läßt sich kein Grund finden, warum der Gelehrte, so lange er nicht gefragt ist, um die öffentlichen Einrichtungen, die den Gesetzen seiner Wissenschaft unterliegen, sich nicht kümmern, ihre Zweckmäßigkeit nicht selbst prüfen, nicht unaufgefordert Rath ertheilen, warum er auf die Befriedigung des natürlichen Wunsches verzichten soll, das vollkommen Begriffene auch im Leben anerkannt und seinen Mitbürgern zu Nutz gebracht zu sehen? Wenn wir es daher für besser halten, die theoretischen Grundlehren der Nationalökonomie gesondert und in strengem Zusammenhange vorzutragen, als sie wie Adam Smith und die meisten seiner englischen und französischen Nachfolger mit Anwendungen auf bestehende öffentliche Einrichtungen zu unterbrechen, so scheint es uns doch eben so vernünftig als nothwendig, neben den rheintheoretischen Theil der allgemeinen Wirthschaftslehre einen praktischen zu stellen, welcher darthut, wo und auf welche Weise den dort als unabhängig gesetzten ökonomischen Triebfedern von Seite der Gesammtheit oder des Staats bald Schranken gesetzt, bald förderliche Beyhülfe geleistet werden könne und müsse, und der zugleich die hiefür in den verschiedenen Ländern bereits bestehenden Einrichtungen prüft und mögliche Verbesserungen an ihnen nachweiset. So geschieht es in allen vollständigen deutschen Werken über Nationalökonomie. Neben ihr behandeln wir gesondert die Finanzwissenschaft, und erst das Ganze der ökonomischen Betrachtungen, die sich auf Volk und Staat beziehen, also Nationalökonomie und Finanzwissenschaft, fassen wir unter dem Namen der politischen Oekonomie zusammen.

(Fortsetzung folgt.)

## Mémoires de l'Académie Impériale des Sciences de St. Petersbourg etc.

(Fortsetzung)

### Zweyte Abtheilung.

Darstellung von Sciurus Langsdorffii, Mus leucogaster, Mus Anguya, Hypudaeus Guiara und Cricetus fuscatus. S. 425 — 436 (mit 5 kol. Tafeln.)

1) Sciurus Langsdorffii Brandt. Von dieser Art giebt der Verf. folgende Diagnose: „Cauda valde elongata, corpore longior. Genarum inferior pars, gula, pectus et abdomen ferruginea. Abdomen, capitis latera et auriculae castaneo-ferruginea. Femorum externa facies maxima ex parte intense rufo-castanea. In jugulo macula parva subrotunda alba.“ Die Länge von der Schnauze bis zur Schwanzwurzel beträgt 9″ 10‴ und die des Schwanzes 1′. Das

Vaterland ist Brasilien. Von dieser Art besitzt die hiesige k. Sammlung 3 schöne Exemplare, welche Spix am Amazonenstrom sammelte, und die Wagler unter dem nicht ganz geeigneten Namen Sciurus vulpinus aufstellte, da diese Benennung von Schreber schon an eine Abänderung des Sc. cinereus vergeben war. Obschon nun unsere Exemplare von denen des Verf. bedeutende Differenzen in der Färbung darbieten, so stimmen sie doch ganz in den Dimensionsverhältnissen überein, so daß Ref. ihre Arts-Identität mit Sc. Langsdorffii nicht im Geringsten bezweifelt, da bey den Eichhörnchen die Farbe ein höchst wechselndes Merkmal ist, wie dieß hinlänglich bekannt von unserm gemeinen Eichhorn ist. Auch unsere 3 Exemplare sind nicht blos von denen des Verf., sondern wieder unter sich bedeutend verschieden, so daß man leicht versucht werden könnte, unnöthige specifische Trennungen vorzunehmen. Das eine von unseren Exemplaren (wahrscheinlich ein Männchen) ist am ganzen Oberleib, zumal nach hinten, brennend fuchsroth; der ganze Unterleib von der Unterlippe an licht rostgelblich; der Schwanz in der vordern Hälfte ist fuchsroth und schwarz gemischt, in der hintern Hälfte herrscht das Röthlichgelbe vor; ein weißer Fleck an der Gurgel fehlt. Bey dem zweyten Exemplare (einem Weibchen) ist der Oberleib schwarz und brandgelb melirt, das an den Hinterbeinen ins Fuchsrothe übergeht; der ganze Unterleib ist weiß; der Schwanz durchgängig dunkler als beym vorigen. Das dritte Exemplar (ebenfalls ein Weibchen) ist auch am ganzen Oberleib schwarz und brandgelb melirt, aber das Schwarze herrscht über das Gelbe so vor, daß dadurch die Färbung höchst dunkel wird; der Unterleib ist rostig braun; der Schwanz eben so, aber dunkler, das an seiner Wurzel ins Schwarze übergeht. Letzteres Exemplar nähert sich in seiner Färbung sehr dem Sc. aestuans, ist aber schon durch seine bedeutendere Größe, die um das Drittel mehr beträgt, hinlänglich verschieden. Um unser Sc. vulpinus = Sc. Langdorffii von Sc. aestuans bestimmt unterscheiden zu können, ist es durchaus nöthig, die Größe mit in Anschlag zu bringen, da die Färbung allein nicht ausreichend, auch bey Sc. vulpinus zu veränderlich ist.

2) Mus leucogaster Brandt. Die Definition der Art ist: Tredecimpollicaris, supra e flavo fuscus, subnigro, praesertim in dorso, paulisper lavatus, subtus albus. Eine gute Art, die wir auch besitzen, und in deren Diagnose noch das Merkmal beyzufügen wäre: cauda corpore longior, wodurch diese Species am leichtesten von Mus vulpinus Licht. zu unterscheiden ist.

3) Mus Anguya Desm. Hier zum erstenmal abgebildet.

4) Hypudaeus Guiara Langsd. octopollicaris, in dorso e fusco nigricans colore pallide ferrugineo, ob pilorum apices saepe vel saepissime pallide ferrugineos plus minusve adsperso, in lateribus fere praevalente. Gula et abdominis latera e pallide ferrugineo paulisper fuscescentia. Pectus totiusque abdominis medium alba. Neue Art aus Brasilien.



5) Cricetus fuscatus Brandt., e subrufescente et nigricante fuscus, rostri apice, mento, gulae media parte, maniculis podariisque albis. Vaterland unbekannt.

Diese 5 Arten sind in guten Abbildungen dargestellt.

## Dritte Abtheilung.

### Beschreibung der Cavia leucopyga und flavidens. S. 436–442 (mit 2 kol. Tafeln.)

1) Cavia leucopyga Brandt. Der Verf. giebt folgende Diagnose: Dentes incisivi albi. Notaeum totum e fusco nigro et subfuscescente flavo aequaliter mixtum. Gula, pectus, venter et inguina alba. Länge 11". Vaterland Brasilien. Obschon der Verf. diese Art für verschieden von C. Spixii Wagl. ansieht, so kann doch Ref. nach Vergleichung mit letztgenannter Species keinen anderen Unterschied finden, als daß die Schneidezähne bey dieser einen ganz schwachen gelblichen Anflug und die Nägel eine etwas dunklere Farbe haben; Merkmale, die wohl zu geringfügig sind, als daß auf ihnen eine spezifische Differenz beruhen könnte. Auch die C. Azarae (Verzeichniß von Säugethieren und Vögeln, welche im zoolog. Museum zu Berlin verkauft werden. S. 6.) erscheint nur als eine Varietät, bey welcher der ganze Körper mit etwas mehr Gelb überflogen ist.

2) Cavia flavidens Brandt. Dentes incisivi antice flavi. Notaeum e subfuscescente flavo et subpallide fusco mixtum, praevalente sul flavescente. Capitis superior facies, cervix et area oblonga sub oculis ad cervicem ducta nigricantia. Gula, juguli media et posterior pars, pectus et venter e subflavescente alba. Inguinum superior pars e griseo subrufoque pallide fuscescens. Länge 10". Vaterland Brasilien. Die helle Färbung dieses Thieres könnte wohl eine eigene Art bezeichnen; zur sichern Entscheidung indeß wäre eine genaue Kenntniß der Farbenabänderungen, welche bey den Cavien vorkommen dürften, nothwendig. Zu einer zuverläßigen Feststellung der Arten von Cavia aber werden wir nicht eher gelangen, als bis sie, nach ihrer ganzen Lebensweise, in ihrem Vaterlande genau beobachtet sind.

(Fortsetzung folgt.)

# Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 5. August.

Nro. 156. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1836.


**An outline of the science of political economy by Nassau W. Senior, etc.**

**Principes fondamentaux de l'économie politique, etc.**

(Fortsetzung.)

Wie ungegründet die Furcht des Verfassers ist, solche Anwendungen erregten das Mißtrauen der Leser, zeigt der erstaunliche Beyfall, den Adam Smiths Werk in allen Ländern gefunden hat: trotz dem, daß er von dem Vorwurf nicht freygesprochen werden kann, oft aus dem ökonomischen Standpunkte öffentliche Anstalten beurtheilt zu haben, in welchen das wirthschaftliche Element, bey aller Wichtigkeit, doch nur Nebensache ist. Die Anwendbarkeit allgemeiner Lehren aufs Leben und seine Einrichtungen ist vielmehr der beste Prüfstein derselben und erweckt und befestigt das Vertrauen des Publikums auf die Richtigkeit und Nützlichkeit abstracter Untersuchungen. Uebrigens hat sich der Verfasser nicht bloß hier und da gegen sein Verbot, Rath zu ertheilen, verfehlt (z. B. S. 146), sondern er macht sogar in einem ganzen Abschnitte (S. 140 — 149) eine ausführliche Anwendung der Lehre vom Reichthum, die ihn allein beschäftigen sollte, auf die Bevölkerung.

Die erste specielle Betrachtung des Verfassers erörtert den Begriff des Reichthums. Wie gegenwärtig (nachdem Malthus gestorben) alle englischen Wirthschaftslehrer von einigem Namen, begreift er in ihm alle brauchbaren Dinge, die darum, weil sie in beschränkter Menge vorhanden sind, Tauschwerth haben; also auch immaterielle Güter, wie Arbeit. Damit ganz einverstanden, finden wir es doch unstatthaft, daß der Verfasser auch die persönlichen Eigenschaften darunter aufnimmt, die Einen in Stand setzen, für Dienste Vergeltung zu erlangen. Zwar bemerkt er selbst, es seyen dieß nur unvollständig übertragbare Dinge, indem z. B. in der Leistung eines Arztes der Patient wohl die ganze Wirkung der Anwendung der ärztlichen Kenntniß genieße, das Vergnügen aber, das dem Arzte selbst die glückliche Hülfleistung bringe, keineswegs empfinde; und er vergleicht die geistigen Eigenschaften mit solchen körperlichen Gütern, die für den Besitzer einen Affectionswerth haben, den der Käufer nicht anerkennt. Allein fürs erste ist diese Vergleichung irrig: denn eben so gut kann ja auch der Käufer in einem Gegenstand eine ihm besonders willkommene Beschaffenheit wahrnehmen, die dem Verkäufer selbst gleichgültig ist.

Sodann fehlt der Verfasser von Anfang an darin, daß er in den persönlichen Diensten die Ursache und Quelle, die Persönlichkeit mit ihren Kräften, statt der Wirkung und Frucht, der Leistung, nimmt. Er konnte diese Verwechslung leicht vermeiden, hätte er früher bemerkt, daß alle Güter, die in civilisirten Staaten Tauschwerth erlangen und Object der Wirthschaft werden können, äußere Güter sind; nur die äußere Darstellung und Wirkung der Geistes- und Gemüthskräfte, nicht diese Kräfte selbst, gehören daher hierher. Die letzteren sind wohl da unter die äußeren Güter zu rechnen, die Tauschwerth erlangen können, wo Sklaverey besteht; allein auch in diesem Falle kann man die Arbeitskräfte des Freyen

nicht zu seinem Vermögen zählen, wenn es nicht gestattet ist, sich selbst zu verkaufen. Der ökonomische Reichthum einer Person besteht daher in den äußern Gütern, die sie als freyes Eigenthum besitzt und in den Aeußerungen ihrer Persönlichkeit, die ihrer anerkannten Brauchbarkeit wegen Tauschwerth haben, nicht in dieser Persönlichkeit selbst.

In dem Ueberblick, den der Verfasser von den Stufen der Brauchbarkeit oder des Gebrauchswerths gibt, war es uns interessant, den Wunsch, von Andern anerkannt zu seyn, der in das Streben ausartet, es ihnen zuvorzuthun, wie es auch von uns geschehen ist, als Ursprung der Sucht zu glänzen angeführt zu sehen, die es allein ist, was so vielen seltenen und keinem wichtigen Bedürfniß dienenden Dingen hohen Tauschwerth verleiht. *) Doch erschöpft der Verfasser bey weitem nicht alle Kategorien der Brauchbarkeit. Denn nicht bloß darum wird ein Gut stärker oder schwächer begehrt, weil es mehr- oder minderwichtigen Bedürfnissen dient, sondern zugleich darum, weil es vielen oder wenigen Personen, für mehr oder weniger verschiedenartige Bedürfnisse, für dasselbe Bedürfniß mehr oder weniger gut, endlich weil es bald direct, bald indirect brauchbar erscheinen kann.

In der Lehre vom Tauschwerthe unterscheidet der Verf. sehr richtig zwischen der einzelnen Werthbestimmung, dem Preise, und dem Tauschwerth, den er das Aggregat (richtiger das durchschnittliche Resultat) der specifischen Preise nennt. Auch der Einfluß ist hervorgehoben, den eine Aenderung im Tauschwerth der Zahlungsmittel, oder der Güter, worin man den Preis ausspricht, auf den Tauschwerth des geschätzten Gutes hat. In beydem stimmt der Verf. mit dem Ref. überein. **) Er übersieht aber den Umstand, daß gerade die wichtigsten Güter, z. B. die Arbeit, nicht gegen alle übrigen, sondern nur gegen bestimmte andere Güter vertauscht werden, die Arbeit insbesondere bloß gegen die Verbrauchsgegenstände *) des Arbeiters, deren Zahl desto beschränkter ist, einer je niedrigeren Klasse der Arbeiter angehört. Bringt man dann in Rechnung, in welchem Maße die Arbeit (etwa eines Jahres) gegen jene verschiedenen Güter umgesetzt wird, so läßt sich die Größe der Veränderung scharf angeben, welche das Schwanken des Tauschwerthes der Zahlungsmittel im Tauschwerth des zu schätzenden Guts hervorbringt. Muß ein Arbeiter z. B. 1/4 seiner Arbeit auf den Ankauf von Kartoffeln verwenden und steigen diese auf den doppelten Preis, so ist sein Gesammtlohn um 1/8 gemindert. Dabey wird von der Vermittlung des Güterumtauschs durch Geld abgesehen. Allein eine erschöpfende Betrachtung der Güterschätzung muß auch das Geld als Preismaß würdigen und zeigen, welche Hülfsmittel sich darbieten, um zu einer sicherern Vergleichung der Tauschwerthe in verschiedenen Zeiten und Ländern zu gelangen, als in Geld möglich ist.

Die edlen Metalle nämlich sind wohl auf kürzere Zeiten und an nahe gelegenen Orten ein genügend gleichförmiges Werthmaß, da hier größere oder kleinere Massen derselben proportional mehr oder weniger andere Güter kaufen. Sobald aber deren eigene Gewinnungs- oder Beyschaffungskosten verschieden sind, oder die Werthbestimmung der mit Geld zu kaufenden Güter eine andere ist, gibt die Größe des Geldpreises keinen genauen Aufschluß mehr über den Tauschwerth der in Geld geschätzten Güter gegen alle übrigen Güter, oder über den Sachwerth derselben. Es wäre aber gleichwohl dann der Fall, wenn man den Sachwerth des Geldes selbst anzugeben wüßte und diesen statt des Geldpreises nähme. Eine solche Werthbestimmung des Geldes selbst auf

*) Hermann, Staatswirthschaftl. Untersuchungen. S. 68.

**) Staatswirthschaftliche Untersuchungen S. 96 — 101. Vergl. dann für den hier weiter angedeuteten Gang der Betrachtung des Tauschwerthes ebendaselbst, S. 101 — 136.

*) Später (S. 193) macht dieß gleichwohl der Verfasser selbst geltend; nur in anderer Beziehung.

einem bestimmten Markt und zu gewisser Zeit setzt aber voraus, daß man nicht bloß die Geldpreise der wichtigsten zu Markt kommenden Gegenstände der Consumtion, sondern auch die Massen kenne, in denen man sie bedarf. Der gesammte Geldwerth des ganzen durchschnittlichen Güterbedarfs eines Landes ist dann höher oder niedriger, je nachdem mehr oder minder stark verbrauchte Güter im Geldpreise schwanken, und die Kaufkraft, oder der wahre Tauschwerth des Geldes, verhält sich umgekehrt wie jener Geldwerth des Gesammtbedarfs. Die Schwierigkeiten, die sich indeß der wirklichen Ausführung solcher Rechnungen entgegenstellen, machen es wünschenswerth, auf eine leichtere Weise einen wenigstens nicht allzu unsichern Maßstab des Tauschwerthes zu finden. Hier ist es denn an der Stelle, Getraid und Arbeit, die von Adam Smith hierzu vorgeschlagen worden, in dieser Beziehung zu prüfen, mit Rücksicht auf die Art und Weise, in der Ricardo die Arbeit als Werthmaß ansieht. Diese ganze Betrachtung vermißt man aber bey dem Verfasser, weßhalb denn auch seine so wohlbegonnene Untersuchung des Tauschwerthes zu keinem befriedigenden und fruchtbaren Resultate führt.

Die Preisbestimmung im Einzelnen versucht der Verfasser durch möglichst scharfe Begränzung der Begriffe von Nachfrage und Ausgebot genauer darzustellen. Er nennt den Grad, in welchem ein Gut begehrt ist, Nachfrage und nimmt dieß nur als einen andern Ausdruck für Brauchbarkeit; Ausgebot dagegen ist ihm die Schwäche der Hindernisse, welche die Masse eines Guts beschränken und die Brauchbarkeit oder der Begehr eines Guts hängt ihm vornämlich von den Hindernissen des Ausgebots ab. Allein wir gestehen unverholen, daß uns auf solche Weise diese Begriffe weit unsicherer und künstlicher aufgefaßt scheinen, als bisher der Fall gewesen. Denn nach dem Verf. würde ein Gut in dem Maß nützlicher oder brauchbarer werden, in welchem es stärker begehrt ist, während gerade umgekehrt die Seltenheit die Anwendbarkeit eines Guts beschränken kann, und es müßte der Begehr mit der Seltenheit eines Guts zunehmen, während dieß doch nur bey Gütern der Fall ist, die zum Leben unentbehrlich sind, wogegen entbehrliche, in dem Maß sie seltener und theurer werden, an Käufern verlieren, was dann eben das weitere Steigen des Preises bald hemmt. Der Verf. hat nicht genug bedacht, daß sowohl Ausgebot als Nachfrage nicht einfache Vorgänge, sondern das Resultat des Zusammenwirkens verschiedener Ursachen sind, deren vollständige Erwägung in den meisten Preistheorien mangelt. Zugleich übersieht er, daß es weder ein absolutes Ausgebot von Waaren gibt, noch eine unbegränzte Nachfrage nach ihnen; sondern daß eine gewisse Zufuhr schon einen Preis voraussetzt, den die Verkäufer erwarten, eine gewisse Nachfrage einen bestimmten Preis, zu dem sich die Käufer verstehen wollen.

(Fortsetzung folgt.)

## Mémoires de l'Académie Impériale des Sciences de St. Petersbourg etc.

(Fortsetzung)

**2. Monographie de la famille des Myiotherinae où sont décrites les espèces qui ornent le Musée de l'Académie Impériale des sciences. Par E. Ménétriés. S. 443 — 543 (mit 15 kolorirten Tafeln).**

Die Feststellung von Gattungen mit sicheren unzweydeutigen Merkmalen ist bey der Ordnung der Singvögel zur Zeit noch eine schwierige, in vielen Fällen noch nicht gelöste Aufgabe. Zwischen den verschiedensten Formen derselben stellen sich öfters so viele Mittelglieder ein, daß der Systematiker in nicht geringe Verlegenheit geräth, wenn er angeben soll, wo die Grenzlinie zur Ausscheidung von Gattungen zu ziehen ist. Zu diesen Mittelformen gehört auch die Gattung Myiothera, über deren Begrenzung eben deßhalb die Ornithologen noch nicht im Einverständnisse sind. Der Verf.

hat daher eine verdienstliche Arbeit durch diese Monographie unternommen, indem sie uns den ganzen Umfang der Gattung, oder, wie er sie nennt, der Familie Myiothera überblicken läßt, mit ihrer Lebensweise uns zum Theil bekannt macht, und viele neue Arten zufügt.

Zuerst giebt der Verf. Bemerkungen über die Lebensweise dieser Vögel, welche er auf seiner Reise durch Brasilien mit besonderer Sorgfalt beobachtet hat. Dem zu Folge leben die Ameisenvögel auf der Erde, und einige Arten auch auf kleinen Büschen. Einige sind einsiedlerisch, meistens aber sieht man sie paarweise, und niemals mehr als 2 — 3 Paare auf einmal beysammen, obschon Büffon, nach Manoncourt's Angabe, das Gegentheil behauptet hatte. Eben so ist dessen Aussage unrichtig, daß sie Hängenester hätten; der Verf. überzeugte sich vielmehr durch eigne Wahrnehmungen, wie durch die Aussagen der Jäger, daß sie auf dem Boden brüten, und zwar nicht in künstlichen Nestern, sondern blos auf einer Unterlage von trockenen Blättern. Sie legen 2 — 5 Eyer, die abwechselnd von beyden Gatten 12 — 15 Tage bebrütet werden. Von Charakter sind sie lebhaft, gewandt und wild.

Dann geht der Verf. zur Charakteristik der Ameisenvögel über, und bemüht sich, so gut es gehen will, im äußeren Baue unterscheidende Merkmale von den verwandten Gattungen aufzufinden. Um die Schwierigkeit eines solchen Vorhabens zu zeigen, geben wir hier seine eigene Darstellung: „Die Ameisenvögel bilden eine Zwischenfamilie zwischen Drosseln und Würgern, und sind besonders den letztern durch die Gattung Thamnophilus, so wie den Fliegenfängern durch die Conopophaga verwandt; einige Gruppen nähern sich auch den Gattungen Sylvia, Anabates etc. Um desto besser Grenzen zur Umschließung der verschiedenen künstlichen Abtheilungen ziehen zu können, muß man die Merkmale vergleichend nehmen. So z. B. ist bey den Ameisenvögeln im Allgemeinen der Schnabel mehr gerade und zusammengedrückt als bey Turdus, aber doch weniger als bey Thamnophilus; die Ameisenvögel haben meist lange Beine, und die äußere Zehe ist mehr oder minder mit der mittleren vereinigt; das erste Merkmal findet sich manchmal ohne das zweyte bey Turdus, und das zweyte durchgängig ohne das erste bey Thamnophilus. Die Flügel der Ameisenvögel sind kurz und abgerundet, und die Bürzelfedern sind lang und buschig; dieses letztere Merkmal zeigt sich zwar auch bey vielen Arten von Thamnophilus, hilft aber doch zur Unterscheidung von andern verwandten Gattungen. Der Schwanz der Ameisenvögel ist entweder sehr kurz und fast gleich, oder lang und sehr stufig; die Kürze des Schwanzes unterscheidet sie von Turdus, Timalia etc. und der langstufige Schwanz von den Thamnophilus, bey welchen der Schwanz immer verschieden abgestuft ist, wenn dieser Fall eintritt. Doch muß man eine Ausnahme für die asiatischen Formicivora machen, welche den Schwanz der Sittinen und Anabates haben, nämlich lang und wenig stufig, so wie andere Aehnlichkeiten im Gefieder; indeß läßt hier die Einkerbung des Schnabels keine Verwechslung zu."

Von seinen Unterabtheilungen sagt der Verf. selbst: „Ich habe mich bemüht, in dieser Familie Abtheilungen, auf die künstlichen Merkmale begründet, zu errichten, und ich muß gestehen, daß diese generischen Merkmale nicht sonderlich stabil bey den verschiedenen Arten sind, was mich veranlaßt hat diese Gattungen in mehrere Sectionen abzutheilen."

Die Gattungen, welche der Verf. unter den Myiotheren für zuläßig erachtet, sind folgende:

1) Myioturdus, von Boje (Grallaria Vieil.), sehr kenntlich durch den starken, convexen Schnabel, der unter allen Ameisenvögeln die meiste Aehnlichkeit mit dem von Pitta hat, so wie durch die langen Füße, den kurzen Schwanz, und den Drosselähnlichen Habitus. Hieher 8 bereits bekannte Arten, von denen Turdus Rex Gmel. als Typus anzusehen ist.

2) Myrmothera Vieil., wie vorige, aber die Arten sind kleiner und haben einen schmächtigeren Schnabel, etwas längeren Schwanz ꝛc. 6 Arten, worunter vielleicht eine neue.

3) Formicivora Swains. Schwanz lang und stufig. 25 Arten, die der Verf. in folgende 5 Abtheilungen bringt: a) F. cauda gradatissima mit 10 Arten, b) F. macrurae mit 2 Arten, c) F. erythrophthalmae (Drymophila Swains.), Drosselähnlich, Schnabel so hoch als breit, Schwanz lang und breit, mit 5 Arten, d) F. laticaudatae, Schwanzfedern breit und weich, mit 1. Art, e) F. anabatoides mit 7 Arten aus Asien, die den Anabates ähnlich sind, und vielleicht von dieser Familie ausgeschlossen werden müssen, wenn man ihre Lebensweise kennen lernen wird. Von diesen 25 Arten sind 2 neu.

(Schluß folgt.)

# Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 6. August.

Nro. 157. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1836.


An outline of the science of political economy by Nassau W. Senior, etc.

Principes fondamentaux de l'économie politique, etc.

(Fortsetzung.)

Die Concurrenz der Käufer unter einander und der Verkäufer auf ihrer Seite genügt keineswegs, die Uebereinstimmung zwischen beyden Parteyen herzustellen, da es für die Ausbietenden eine gewisse Gränze gibt, unter welche der Preis nicht sinken kann, wenn das Gut fernerhin zu Markt kommen soll, und die Nachfrage in vielen Fällen aufhört, wenn der Preis eine gewisse Höhe übersteigt. *) Damit entsteht dann die Frage nach den Gründen, wonach jede Partey bey der Preisbestimmung unabhängig von der Concurrenz verfährt. Diese sind aber auf Seite der Käufer außer der Brauchbarkeit des Guts zugleich die Zahlungsfähigkeit der Begehrer; auf Seite der Verkäufer die Zumarktbringungskosten des Guts und der Tauschwerth des Zahlungsmittels.

Neben diesen festen Anhaltspuncten gibt in jedem einzelnen Falle die Concurrenz der Producenten und Verkäufer den Käufern an, wie sie sich gerade das Gut am wohlfeilsten verschaffen können, der Wettbewerb der Käufer, wo den Verkäufern eben der vortheilhafteste Absatz sich darbietet.

Im Allgemeinen sind es also sechs Bestimmungsgründe, von denen der Preis abhängt:

1. Auf Seite der Begehrer:
   a) die Brauchbarkeit des Guts;
   b) die Zahlungsfähigkeit der Käufer;
   c) die Concurrenz der Producenten und Verkäufer.
2. Auf Seite der Verkäufer:
   a) die Kosten der Zumarktbringung;
   b) der Tauschwerth der Zahlungsmittel;
   c) der Wettbewerb der Käufer.

Daß unter einzelnen Umständen und bey gewissen Gütern einzelne dieser Bestimmungsgründe wegfallen, ändert an dem allgemeinen Ausdrucke nichts. So fällt z. B. der Anhaltpunkt der Productionskosten bey Gütern weg, die gar nicht erzeugt werden können; so kann die Concurrenz bald der Käufer fehlen, wo es denn Spottpreise gibt, bald der Verkäufer, woraus Monopolpreise entstehen. Zugleich widerlegt sich von selbst der, insbesondere seit Ricardo, so oft wiederholte Irrthum, daß die Productionskosten allein den Preis bestimmen: da fürs erste ungemein viele gar nicht weiter erzeugbare Güter täglich verkauft werden; sodann aber alle Production eine gewisse Stärke der Brauchbarkeit und jeder Kostensatz eine gewisse Zahlungsfähigkeit der Consumenten voraussetzt, ohne welche die Kosten nicht vergolten werden: ein Punkt, der besonders wichtig ist, wenn stärkere Zufuhr eines Products hö-

*) Später (S. 170) bey Betrachtung der Productionskosten, findet der Verf. selbst ein Minimum und Maximum des Preises, jenes in den Productionskosten der Verkäufer, dieses in den Productionskosten, welche die Käufer selbst aufzuwenden hätten. Wir fassen die letztern unter den allgemeinen Begriff der anderweitigen Beyschaffungskosten, welche von der Concurrenz sämmtlicher Producenten und Verkäufer des Guts zugleich abhangen.

here Kosten erfordern würde, als die bisher ausgebotene Quantität.

Der Verfasser beschließt seine Betrachtung von Reichthum und Werth mit der Bemerkung, daß in einem aus isolirten Familien bestehenden Volke, dessen Güter also keinen Tauschwerth hätten, die Gesetze der Volkswirthschaftslehre nicht gälten. Gleichwohl scheint uns aber die Behauptung von Torrens falsch, (wiewohl sie der Verf. nicht widerlegt), daß in diesem Falle von keinem Reichthum die Rede seyn könne. Auch hier wären nämlich nicht alle Güter frey und ohne Bemühung zu haben, sondern in jeder isolirten Familie müßte für die Erlangung gewisser Güter immer Aufopferung statt finden, die eine fortlaufende Aufsicht und Sorge, eine Wirthschaft, nöthig machte und der auf solche Weise erlangten Gütermasse den Charakter des Reichthums gäbe. Es ergibt sich hierbey, daß es nicht genügt, den Tauschwerth als wesentliches Merkmal der wirthschaftlichen Güter aufzustellen, sondern, daß man sie vielmehr vorerst als Güter auffassen muß, die nicht ohne Aufopferung zu erlangen sind (sey es, weil sie sich im Besitze Anderer befinden, oder weil sie erst durch Arbeit und Aufwand anderer Güter erzeugt werden müssen). Thut man dieß, so umfaßt der wirthschaftliche Reichthum einer Nation nicht bloß marktgängige, sondern auch die vielen in den Familien selbst producirten und gleich verbrauchten Güter, die, gerade so wie die wirklich vertauschten, mit Aufopferung erzeugt wurden und zum Eintausch anderer Güter benützt werden könnten.

Nach Erörterung dieser Grundbegriffe stellt der Verfasser als Hauptgrundsätze der Wirthschaftslehre folgende vier auf.

1) Jedermann sucht seinen Reichthum mit möglichst geringer Aufopferung zu vermehren;

2) die Zahl der Bewohner der Erde ist beschränkt, theils durch moralische, oder physische Uebel, theils durch Furcht vor Mangel an Gütern, die jede Klasse von Menschen zu verbrauchen gewohnt ist;

3) die Wirksamkeit der Arbeit und der übrigen Hülfsmittel zur Erzeugung des Reichthums kann durch Anwendung ihrer Producte als Werkzeuge weiterer Production ins Unbegränzte erhöht werden;

4) Bey gleicher Geschicklichkeit im Landbau gibt mehr Arbeit, auf denselben Boden gewendet, nicht proportional mehr Ertrag.

Den ersten dieser vier Sätze hält der Verfasser für ein Axiom, die übrigen sucht er später zu beweisen.

In der That sind die letzten drey gar nicht geeignet, neben den ersten gestellt zu werden, da sie nichts weniger als an sich einleuchtend, sondern bloß Resultate der näheren Betrachtung der Volkswirthschaft sind. Ueberdieß lassen sich der dritte und vierte in der Allgemeinheit, wie sie hier stehen, gar nicht beweisen; denn man sieht auf den ersten Blick, daß wenn der dritte Satz wahr ist, der vierte ihm geradezu widerspricht.

Allein auch der erste Satz ist keineswegs der vollständige Ausdruck des Princips der Selbsterhaltung, das in jeder Einzelwirthschaft waltet. Denn nicht blos auf Vermehrung, sondern auch auf Erhaltung und Wohlanwendung der Güter ist das ökonomische Subject bedacht. Wir haben daher das wirthschaftliche Princip als das Streben bezeichnet, mit möglichst geringer Aufopferung so viel Güter als möglich zu erlangen und mit dem geringstmöglichen Güteraufwande das Bedürfniß aufs Beste zu befriedigen; jener ist der Erwerbtrieb, den jeder Wirth im Verkehre mit Andern zeigt, dieses die Sparsamkeit, welche im Innern einer wohlgeführten Wirthschaft herrschen muß. Mit Unrecht behauptet dabey der Verfasser, er habe jenes Axiom zuerst aufgestellt. Dasselbe findet sich bereits in den Untersuchungen des Referenten (S. 12 — 17.) nicht

blos ausgesprochen, sondern zugleich angewendet, und in Bezug auf den Umfang und die Folgen seiner Wirksamkeit, gegenüber von dem für die Volkswirthschaft ebenfalls höchst wichtigen Gemeinsinne, genau gewürdiget. Der Verf. benützt es blos, um die Unstatthaftigkeit der Befürchtung einer allgemeinen Zuviel-Erzeugung an Gütern darzuthun, weil eine solche allgemeine Sättigung aller Bedürfnisse voraussetzen würde. Allein für diese Anwendung müßte der Satz eigentlich so lauten: Jedermann hat das Streben, immer mehr und mehr Befriedigungsmittel seiner Bedürfnisse zu erlangen, was offenbar falsch ist.

Was zur Erläuterung des zweyten Satzes vom Verfasser vorgetragen wird, übergehen wir, da es nichts wesentlich Neues enthält. Die letzten beyden der angeführten Hauptgrundsätze kommen erst später zur Sprache. Zunächst handelt daher die Schrift von der Production.

Hier beginnt der Verf. mit dem Begriff von Production und Consumtion und betrachtet sodann deren Hülfsmittel. Production, im Sinne der politischen Oekonomie, ist ihm eine Veränderung in dem Zustand der Materie, wofür oder für deren Resultat man eine Vergeltung erlangen kann. Den Unterschied zwischen materiellen und unmateriellen Producten oder zwischen körperlichen Gütern und Diensten findet er nicht in den Gütern selbst, sondern nur in der Art ihrer Betrachtung gegründet: darin nämlich, ob das geänderte Ding oder der Act seiner Veränderung ins Auge gefaßt wird. Ob aber die eine oder die andere Art der Auffassung eintritt, hängt theils von dem Grad der Veränderung ab, den die Sache erlangt, theils von der Art der Zahlung des Genusses, den das Product gewährt. So bringt z. B. schon der Färber kein Ding hervor, das einen neuen Namen erhielte, doch läßt man ihn noch als Producenten gelten, nicht aber den Schuhputzer. So betrachtet man den Dienstboten, der die Steinkohlen aus dem Keller



holt, weil seine Leistung an sich vergolten wird, als unproductiv, obwohl er ganz dasselbe thut, was der Bergmann, dessen Arbeit beym Ankauf der Kohlen gezahlt wird. Der Verf. findet endlich diese Unterscheidung um so unwichtiger, als dieselben Geschäfte je nach der wirthschaftlichen Entwicklung eines Volkes bald unproductiv, bald productiv wären. In isolirten Wirthschaften, wie sie Landwirthe führen, die nicht in regelmäßigem Tauschverkehr mit Andern stehen, erscheinen so eine Menge von Gewerbsarbeiten, als bloße unproductive Lohndienste, die productive Arbeiten werden, wenn sich eben dieselben Arbeiter als selbständige Gewerbtreibende niederlassen.

Mit dieser ganzen Betrachtung stimmen wir um so mehr überein, als wir den letzten Grund selbst, nur in größerer Allgemeinheit, gegen die ältere Meynung geltend gemacht haben. *) Dagegen finden wir die Begriffsbestimmung, welche der Verfasser von der Production giebt, nicht ganz genügend. Nach derselben wäre auch das Erzeugniß ein Product im wirthschaftlichen Sinne, dessen Tauschwerth nur ein Zehntel vom Tauschwerth all der Güter ersetzte, die auf daeselbe verwendet worden, was doch wohl kein Hauswirth zugeben wird. Um den Begriff der Production schärfer zu fassen, mußte der Verfasser vorerst den Unterschied zwischen Technik und Wirthschaft erörtern. Beyde haben es mit der Herstellung von Gütern fürs Bedürfniß zu thun: aber die Technik mit der Thätigkeit und den Vorgängen an sich, welche die erforderlichen Güter liefern, mit der Qualität der Güter; die Wirthschaft damit, daß bey der Herstellung der gewünschten Güter die einmal vorhandenen Güter und die Arbeitskraft der Menschen, die allgemeinen Subsistenzmittel, nicht unvortheilhaft verwendet werden, was nur dadurch möglich ist, daß sie die qualitativ so manchfaltigen Güter auf gleiche Einheiten zurückzuführen, zu schätzen und zu vergleichen sucht.

(Fortsetzung folgt.)

*) Staatswirthsch. Untersuch. S. 39 — 41.

## Mémoires de l'Académie Impériale des Sciences de St. Petersbourg etc.

(Schluß.)

4) Leptorhynchus Ménétr., kenntlich am langen, dünnen und geraden Schnabel, der Schwanz sehr stufig, und aus schmalen Federn bestehend. Diese Gattung mit 2 Arten, wovon eine neu ist, nähert sich den Troglodytes; vielleicht könnte auch Edela ruficeps Less. hieher gehören.

5) Oxipyga Ménétr., Schnabel lang, schmächtig und gerade, besonders ausgezeichnet durch die innere Zehe, die nicht frey ist, und durch die breiten Schwanzfedern mit steifen Federn. Nähert sich Dendrocolaptes und begreift nur eine Art, den Tinactor fuscus Neuw.

6) Malacorhynchus Ménétr., Schnabel biegsam, wenig ausgerandet, Nasenlöcher durch eine hörnige Schuppe bedeckt; Schwanzfedern breit, weich, und am Ende gefasert. 6 Arten, worunter 3 neu.

7) Conopophaga Vieill., Schnabel niedergedrückt, Läufe lang, Schwanz sehr kurz. Ihr gedrückter Schnabel nähert sie den Fliegenfängern, aber ihre Sitten und einige andere Kennzeichen stellen sie hieher. 6 Arten, unter denen zwey neu.

Im Ganzen also bestehen die Myiotherinen, nach der Begrenzung des Verf., aus 54 Arten, unter welchen er 10 als neu aufgestellt hat. Wenn wir auch nicht mit ihm diese Vögel zu dem Range einer eigenen Familie erheben, und also auch seinen 7 eben aufgezählten Abtheilungen nicht Gattungsrechte zugestehen können, so sind wir ihm doch dankbar für die kritische Würdigung vieler schwierigen Arten, zu deren richtiger Kenntniß auch die auf 15 Tafeln gegebenen, vortrefflich gezeichneten und colorirten Abbildungen nicht wenig beytragen.

### 3. Foetus humanus prodigiose monstrosus, a P. Zagorsky descriptus cum delineatione (S. 631 — 636).

Umständlich wird hier, nach seiner äußern und inneren Beschaffenheit, ein merkwürdiger monströser menschlicher Fötus männlichen Geschlechtes beschrieben, dessen obere Hälfte fast ganz abnorm war. Augen und Nase fehlten; auf der einen Seite des Schädels zeigte sich ein fleischiger, kammförmiger Auswuchs, auf der andern ein großer häutiger Sack, der bis zum Rumpf herablief, und mit diesem so zusammenfloß, daß der Hals ganz zu fehlen schien. Die Brusthöhle war mit einer unförmlichen, zellig-fibrösen Masse ausgefüllt und enthielt außer der ungetheilten Luftröhre keine Organe. In der Bauchhöhle fehlten gänzlich Magen, Pankreas und Milz.

### 4. Abnormitas ortus Arteriae subclaviae dextrae. Observata a P. Zagorsky. (S. 637 — 640).

In einem männlichen Kadaver wurde einer der seltenen Fälle beobachtet, daß die rechte Schlüsselbein-Arterie nicht, wie es gewöhnlich ist, gemeinschaftlich mit der Carotis ihrer Seite, sondern mit einem besondern Stamme entsprang, und zwar nicht vom rechten, sondern vom linken und hintern Theil des Bogens der Aorta, unterhalb und hinter dem Ursprung der gleichnamigen linken Arterie. Auch der weitere Verlauf dieser anomalen rechten Schlüsselbein-Arterie wird beschrieben.

## III. Botanische Abhandlungen.

### 1) Essai monographique sur les espèces d'Eriocaulon du Brésil. Par Mr. Bongard. Suite 2me. p, 545 – 560 (Mit 8 Steindrücken.)

Ausführliche Beschreibungen von 8 Arten, mit eben so vielen guten Abbildungen. Einige von Hrn. v. Martius unter dem Namen Platycaulon als Gattung getrennte Species werden unter Eriocaulon aufgeführt.

### 2) Bambusaceae quaedam novae deseriptae; par M. Trinius. p. 613 — 630.

Neue Arten aus den Gattungen Chusquea, Arundinaria und Bambusa werden beschrieben, und von erstern beyden Gattungen zugleich sämmtliche Species in kurzen Definitionen aufgezählt. Demzufolge sind die 6 bisher bekannten Arten von Chusquea im südlichen Amerika, die gleiche Anzahl von Arundinarien aber theils in Amerika, theils in Nepal zu Hause.

# Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 9. August.

Nro. 158. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1836.


**An outline of the science of politeal economy by Nassau W. Senior, etc.**

**Principes fondamentaux de l'économie politique, etc.**

(Fortsetzung.)

Schon in jeder isolirten Wirthschaft geschieht dieß, wiewohl unvollkommen, durch Vergleichung der eigenen Brauchbarkeit der auf ein Gut gewendeten Güter mit der Brauchbarkeit des Erzeugnisses; mit genügender Schärfe aber ist es erst möglich, wenn im Verkehr die Güter Tauschwerth erlangen. Im Preise und Tauschwerth hebt man die allgemeine Wichtigkeit hervor, die das Urtheil der Bedürftigen den Gütern zugesteht; man sieht von ihren besondern Qualitäten ab, faßt sie als Aequivalent von mehr oder weniger Einheiten gleicher Art, als Größen. Die Wirthschaftslehre ist die Größenlehre der Güter. Es ist hier nicht der Ort, diesen wichtigen Satz, den ich hier zuerst ausspreche, weiter zu erläutern; nächst der Erinnerung, daß alle eigenen Fragen und Aufgaben der Wirthschaftslehre auf Größenbestimmungen hinauslaufen, mag es genügen, den Unterschied zwischen Technik und Wirthschaft auf den Begriff der Production anzuwenden. Auf den ersten Blick wird man gewahr, daß wer irgend einen Gedanken äußerlich dargestellt hat, im technischen Sinne producirt zu haben behaupten darf, sobald das Geleistete der Absicht wirklich entspricht. Ein Schmied liefert hiernach stets ein Product, so oft er wirklich ein brauchbares Hufeisen zu Stande bringt. Setzen wir aber, er habe an Eisen, Kohle und Arbeit zehnmal so viel Werthe dabey vergeudet, als ihm das Hufeisen einbringt, so wird man im wirthschaftlichen Sinne sein Hufeisen kein Product nennen, obwohl es Tauschwerth hat. Zwar will auch die Wirthschaft, daß ein neues Gut entstehe, dieß ist das allgemeine Merkmal des Begriffs der Production. Während aber die Technik zufrieden ist, wenn ihre Leistung den Anforderungen der freyschaffenden Geisteskraft oder des Bedürfnisses entspricht, verlangt die Oekonomie, daß das Geleistete den bereits vorhandenen Gütern von Tauschwerth ein neues Gut hinzufüge, daß es nicht blos qualitativ, sondern auch quantitativ neu sey, daß es den Reichthum mehre. Dieß ist aber noch keineswegs der Fall, wenn das technische Product überhaupt Tauschwerth hat, sondern erst dann, wenn dieser Tauschwerth vollen Ersatz giebt für den Tauschwerth all der einzelnen älteren und neueren Güter, die ins Product verwendet wurden. Ist das Product eine einfache Dienstleistung, so muß es üblichen Lohn einbringen, ist es eine einfache Kapitalnutzung, üblichen Zins des Kapitals, wenn nicht dort die Arbeitskraft, hier das Kapital theilweise oder ganz unproductiv angewendet seyn sollen, — wie schätzbar auch sonst jener Dienst und diese Nutzung denen seyn mögen, die sie genießen. Die Hufeisen jenes Schmieds sind daher keineswegs ein wirthschaftliches Product; vielmehr ist seine technische Leistung Ursache der Verminderung bereits vorhandener, oder anders anwendbarer neuer Güter von Tauschwerth. Indem er technisch producirte, hat er ökonomisch consumirt.

Dieß führt uns auf den Begriff der Consumtion, den der Verfasser noch weniger scharf bestimmt

als den der Production. Insbesondere verfällt er in den Fehler seiner Vorgänger, eine sogenannte productive (oder reproductive) Consumtion zu statuiren. Dieser Irrthum läßt sich erst dadurch entwirren, daß man auch die Consumtion vom technischen und ökonomischen Standpunct aus betrachtet.

So wie nun technisch schon producirt ist, wenn die verlangte Beschaffenheit eines Dinges hergestellt worden, so genügt zur Consumtion die Vernichtung der bestimmten Qualität, die es gerade brauchbar machte. Wenn aber die Wirthschaft dort zur Production noch das Merkmal der Vermehrung der zuvor vorhandenen Tauschwerthe durch das Erzeugniß verlangt, so wird sie eine Consumtion erst da wahrnehmen, wo in Folge der Minderung oder Vernichtung der Brauchbarkeit in einem Gute auch dessen Tauschwerth sich verringert oder ganz verschwindet. Leder, in Schuhe verarbeitet, ist wohl nicht weiter als solches brauchbar und darum technisch verbraucht: ersetzen aber die Schuhe neben ihren übrigen Kosten auch den Tauschwerth des Leders, so besteht dieses ökonomisch, d. h. als Theil des Gesammtvermögens der Nation, unverändert fort; es wäre nur dann bey jener technischen Anwendung auch ökonomisch consumirt, wenn die Schuhe, als ganz oder theilweise unbrauchbar, entweder gar keinen Tauschwerth hätten, oder doch nicht so viel gälten als neben den übrigen Kosten zum Ersatz des Leders nöthig ist. Die Nothwendigkeit dieser Unterscheidung ersieht man noch daraus, daß die gewöhnliche Erklärung von der sogenannten reproductiven Consumtion, genau betrachtet, mit der Definition der Production selbst völlig übereinkommt; wie sie denn auch in dem einen Falle, wenn der Tauschwerth des technisch Verbrauchten im Product fortbesteht, wahre Production ist.

Unter den irrigen Behauptungen, die der Verfasser auf seine Ansicht von der Consumtion gründet, heben wir nur die heraus, daß einige Güter, wie Maschinen, blos productiv, andere, wie Luxusartikel blos unproductiv verbraucht werden könnten, bey



einer dritten Klasse, wie bey Lebensmitteln, die Anwendung willkührlich sey. Die Vernutzung der Maschine aber ist für den Producenten, der sie anwendet, bloße Formänderung seines Kapitals, dessen Werth durch den Ersatz des Vernutzten im Preise des Products fortdauert, gar keine Consumtion; diese erfolgt erst dann, wenn das Product, das auch die Abnützung der Maschine als einen Theil seiner Kosten enthält, in der Hand des Käufers auf unmittelbare Befriedigung von Bedürfnissen verwendet, mit seiner Brauchbarkeit auch den Tauschwerth verliert. Mit der Maschine des Fabrikanten hat es dieselbe Bewandtniß, wie mit der Waare des Kaufmannes: so wenig dieser sein Waarenkapital dadurch verzehrt, daß er es nach und nach verkauft, so wenig verbraucht der Fabrikant seine Maschine, wenn er sie allmählich den Käufern der Producte gegen vollen Ersatz überläßt; jene wie diese verbraucht vielmehr erst derjenige, der mit der Brauchbarkeit ihren Tauschwerth vernichtet, und zwischem dem Verbrauch von Maschinen und Luxuswaren besteht ökonomisch kein wesentlicher Unterschied.

In einen besondern Irrthum verfällt übrigens der Verfasser bey Durchführung des Unterschiedes zwischen productiven und unproductiven Consumenten. Die Letztern sind ihm diejenigen, welche für das, was sie verzehren, keinen Ersatz leisten und er rechnet, ausser den abhängigen Familiengliedern, den Bettlern und Dieben, auch diejenigen darunter, die, ohne zu arbeiten, vom Ertrag ihres Vermögens leben. Allein er übersieht, daß diese die Nutzung ihres Vermögens der Gesammtheit als vollen Gegenwerth für ihren Verbrauch überlassen, daß sie also eben so wenig als der Arbeiter, der für seine Leistung Verbrauchsgüter eintauscht, unter diejenigen gehören, welche vom Einkommen Anderer zehren. Wir werden auf diesen wichtigen Punct später zurückkommen.

Die ursprünglichen Hülfsmittel der Production

sind dem Verf. Arbeit und Naturdinge (natural agents). Unter den natürlichen Agentien begreift er jedes Werkzeug der Production, das nicht dem Menschen seine Wirksamkeit verdankt: Boden, Gewässer, Clima, Naturkräfte und rohe Naturproducte. Nur wenn sie in beschränkter Menge vorhanden, erhalten die Producte durch ihre Mitwirkung bey der Erzeugung höheren Werth.

Das dritte Hülfsmittel der Production ist die Enthaltsamkeit (abstinence), der Verzicht auf den unproductiven Verbrauch der Güter oder der Vorzug, den man den entfernteren Resultaten ihrer Anwendung vor den unmittelbaren giebt (p. 153). Dadurch sucht der Verf., den, wie er meynt, von den meisten Wirthschaftslehrern unbestimmt gelassenen Begriff des Kapitals schärfer zu fassen, und diejenige Kraft deutlicher hervorzuheben, welche in demselben Verhältniß zum Gewinn steht, wie die Arbeit zum Lohne. Zur Erläuterung bemerkt er, daß man mit Unrecht das Ganze unter Beyziehung von Kapital zu Stande gekommene Product als Erfolg der Arbeit betrachte; zugleich müsse die Beschwerde in Anschlag kommen, die dem Arbeiter die Enthaltung vom eigenen oder unmittelbaren Genuß des Kapitals bringe: so z. B. beym Landmann die Verzichtleistung auf den Verbrauch des Saatkorns. Die Vergeltung für diese Abstinenz ist ihm dann eben der Gewinn.

Wiewohl wir zugestehen, daß der Verfasser hier einen Mangel der neueren englischen Schriften über National-Oeconomie richtig wahrnimmt, den nämlich, daß sie nicht klar zu machen wissen, wofür man denn eigentlich den Profit erhält: so ist doch gegen seine eigene Darstellung Vieles einzuwenden. Vor allem übersieht er, daß dem Käufer eines Products die Enthaltsamkeit des Capitalisten eben so gleichgültig ist, als die Bemühung des Arbeiters. Ihm liegt lediglich daran, daß in Folge jener Abstinenz er entweder unmittelbar (wie bey einem gemietheten Wohnhause), oder mittelbar



(wie in zusammengesetzten Producten) etwas Brauchbares erhalte, das er, weil es nicht überall zu haben ist, vergilt. Das Kapital muß dem Käufer des Products, worauf es angewendet worden, einen Genuß gewähren, den ihm die Arbeitsleistungen allein, die das Product enthält, nicht verschaffen könnten. Diese objective Mitwirkung des Kapitals bey der Production, nicht die subjective Abstinenz des Kapitalisten, vergilt man im Gewinn. Kann doch die letztere statt finden, ohne daß irgend ein Genuß an den Consumenten gelangt, z. B. wenn ungeschickte Producenten mehr Kapital als nöthig auf gewisse Producte verwenden. Noch deutlicher fällt dieß ins Auge bey Kapitalen, die durch ihren Gebrauch unmittelbar einem Bedürfnisse dienen, wie etwa bey einem Wohnhause. Nicht dafür erhält der Besitzer Miethzins, daß er selbst es nicht bewohnt (er könnte es ja verschließen und unbenützt stehen lassen), sondern für die Ueberlassung der Nutzung des Hauses an den Miether *). Jeder Theil des Vermögens nun, der dem Besitzer eine dauernde Nutzung gewährt, die Tauschwerth hat, ist ein Kapital. Wird die Nutzung unmittelbar genossen, so heißt das Kapital Nutz-Kapital: so Wohnhäuser; verwandelt man sie zur Herstellung eines Products, genießt man sie also als Element von diesem, Productiv-Kapital. Behält dieses bey der Anwendung dem Wesen nach oder doch länger fort seine Form, so daß außer der Nutzung blos ein Theil des Kapitals (das, was sich abnützt) ins Product übergeht, so heißt es fixes Kapital; ändert es seine Form und wird das Kapital selbst sammt der Nutzung aufs Product verwendet, so wird es flüssiges oder umlaufendes Kapital. Daraus

*) Wenn der Verf. Adam Smith mit Recht tadelt, daß er Wohnhäuser vom Kapitale ausgeschlossen, so fehlt dagegen in seiner eigenen Aufzählung der Anwendungsarten des Kapitals (p. 154) gerade der Fall des unmittelbaren Genusses einer Kapitalnutzung und ihres isolirten Verkaufs durch Vermiethung.

ergiebt sich gleich, daß das Wesen des Kapitals nicht in den Gegenständen liegt, worin es sich gerade darstellt, sondern in der Möglichkeit, eine Nutzung zu gewähren, die Tauschwerth hat. Jede Grundlage einer solchen Nutzung erhält dadurch selbst Tauschwerth. Zugleich erhellet, daß zwar Kapital, Nutzung und Gewinn oder eigentlich Zins *) sich verhalten wie Arbeitskraft, Leistung des Arbeiters und Lohn, daß aber die Unveräußerlichkeit der Arbeitskraft und die Unmöglichkeit, mit bestimmtem Aufwand überall eben so eine bestimmte Arbeitsfähigkeit zu erzeugen, wie man etwa eine Maschine herstellt, diese wirthschaftlichen Elemente streng auseinander halten. Wer, wie der Verf. (p. 154.), auch die persönliche Geschicklichkeit der Arbeiter unter das Kapital rechnet, der muß die Arbeit als Nutzung und den Lohn als Gewinn oder Zins nehmen; die Lehre von der Arbeit und vom Lohne kommt als besonderer Fall in der Lehre von der Nutzung des Kapitals und dem Gewinn vor, und die Zeugung und Erziehung von Kindern ist blos eine Maschinenfabrication, wobey die Nation immer die Wahl hat, ob sie an die Herstellung dieser oder einer andern Art von Productionsmitteln einen gegebenen Aufwand wagen will.

Aus unserer Betrachtung der wesentlichen Merkmale des Kapitals ergiebt sich von selbst, daß Grund und Boden Kapital, die Bodenrente eine Art Gewinn von fixem Kapitale ist, die der Grundbesitzer für die Ueberlassung der Nutzung des Bodens empfängt. In der That sagt der Verfasser selbst (p. 160), der Grundbesitzer erhalte Rente nur darum, daß er Naturgüter Andern überließ, die er ihnen verweigern konnte: ist dieß aber wohl etwas Anderes als

*) Zins nennen wir die Vergeltung für eine isolirte Nutzung; Gewinn, für eine auf ein Product verwendete. Dieser verbleibt dem Unternehmer ganz, wenn er selbst Eigenthümer des Kapitals ist; er scheidet sich in Zins und Unternehmergewinn, wenn ihm ein Anderer das Kapital geliehen, vermiethet oder verpachtet hat und er es blos anwendet und befruchtet.



die abstinence des Kapitalisten? Gelangt nicht in beyden Fällen die Nutzung eines Guts auf bestimmte Zeit an einen Andern, während es die Fähigkeit behält, später dieselbe Nutzung aufs Neue zu gewähren; und rührt nicht beym Boden, wie bey andern einmal fixirten Kapitalen, der Tauschwerth, den er als Kapital hat, von dem Tauschwerth der dauernden Nutzung her, die er darbietet? Sonderbar, daß der Verf. selbst (S. 156.) sich des Ausdrucks bedient, use of capital, und p. 168. use of a farm, und doch übersieht, daß es bey allem Kapitale eben dieser use ist, für den man Vergeltung erhält! Uebrigens rechnet der Verf. (p. 156 und 157) ein Ackerfeld selbst unter das Kapital. *)

Wer im Eigenthum befindliche Naturgüter, die eine dauernde Nutzung gewähren, vom Kapital ausschließt, scheidet die Kapitale nach dem Merkmal ihrer Entstehung, das so wenig hierzu ausreicht, daß viele Kapitale, sogar der Boden selbst in seiner Verbesserung durch Arbeit und Düngung, neben Naturgütern zugleich Ersparnisse enthalten. Uebrigens genügt die Scheidung in Naturdinge und Ersparnisse nicht einmal. Denn eine dritte Quelle von Capital ist die bürgerliche Gesellschaft und der Verkehr, die Lebensverhältnisse hervorbringen, welche im ausschließlichen Genuß Einzelner sich befinden, weil ihre Nutzung Tauschwerth hat, selbst Gegenstand des Tausches werden und so ganz in die Reihe der Kapitale eintreten mögen: z. B. eine Kundschaft, überhaupt jede sichere Möglichkeit des Absatzes seiner Producte.

(Fortsetzung folgt.)

*) Wie sehr eine ungenaue Bestimmung der Grundbegriffe spätere Betrachtungen stört und wie vergeblich dann die Bemühungen sind, zum Richtigen und Natürlichen einzulenken, sieht man aus der Erklärung des Verf. über die Identität von Gewinn und Rente S. 182, wo der erste Erbauer eines Kanals Gewinn von ihm haben soll, die Erben dagegen Rente! Wie nun, wenn Einer umlaufendes Kapital erbt? —

# Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 10. August.

Nro. 159. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1836.


An outline of the science of political economy by Nassau W. Senior, etc.

Principes fondamentaux de l'économie politique, etc.

(Fortsetzung.)

Auch diese Art von Kapitalen kann übrigens, wie etwa eine Firma, für sich bestehen, oder mit einem andern Kapitale verbunden seyn, wie die Wertherhöhung eines Wohnhauses durch Zunahme der Frequenz seiner Lage zeigt. Grund und Boden, Ersparnisse und das Verhältniß des günstigen Verkehrs mit Andern bilden hier erst zusammen das Kapital, in dessen Ertrag eine Scheidung nach diesen drey Bestandtheilen zwar denkbar ist, aber in der Wirklichkeit wohl kaum je vorkommt.

Uebrigens gestehen wir dem Verfasser zu, daß er schärfer als irgend einer seiner Landsleute die Nothwendigkeit einsieht, für die wirthschaftlichen Elemente bestimmte Begriffe und Namen zu gewinnen; Schade nur, daß er dabey dem Herkömmlichen zu viel nachgiebt, und nicht bis zu den einfachen und wesentlichen Erscheinungen durchdringt, auf die es ankommt. Seine Kunstwörter ordnen sich so:

| | | |
|---|---|---|
| ? | capital | land |
| labourer | capitalist | proprietor |
| labour | abstinence | ? |
| wages | profit | rent |

Abgesehen von den bereits bemerkten Ausstellungen, so findet sich hier eine für das Verständniß der Vertheilung der Güter im Verkehr sehr wichtige Scheidung übergangen, die bereits Adam Smith hervorhebt: die Theilung des Gewinns in Zins und Unternehmergewinn (bénéfice), die sich darauf gründet, daß man in einem Producte *) nicht die isolirte Nutzung der darauf verwendeten Kapitale genießt, sondern mit ihr zugleich die Wirkung der Intelligenz und Sorge des Unternehmers, der das Geschäft zusammenhält. Neben der Vergeltung für die Nutzung des Kapitals an sich, dem Zinse, muß also der Gewinn noch einen Zusatz für diese zur Herstellung des Products unentbehrliche Bemühung des Unternehmers enthalten. Daß sich diese von der Arbeit, sowie der Unternehmergewinn vom Lohne streng scheidet, erhellet sogleich daraus, daß man Unternehmer einer Production seyn und für deren wirthschaftliche Leitung einen dem Kapital proportionalen Ueberschuß des Gesammtgewinns über den Zins erhalten kann, ohne selbst technisch mitzuarbeiten, ja sogar ohne die Technik des Geschäfts genau zu verstehen. So z. B. bey einer Apotheke. Legt übrigens Einer zugleich technisch mit Hand an, so hat er neben seinem Unternehmergewinn Anspruch auf Lohn und ist er zugleich schuldenfreyer Eigenthümer von Kapitalen, die im Geschäfte angewendet sind, so genießt er noch, so weit dieß der Fall, Zinsen als Einkommen. Der Verf.

*) Wo irgend eine Nutzung schon an sich brauchbar ist und vertauscht wird, heißt die Vergeltung blos Zins, so Miethzins eines Hauses. Werden in Verbindung mit ihr noch andere Güter von Tauschwerth, seyen es Nutzungen oder Arbeiten, ausgeboten, wie etwa vom Unternehmer von Chambres garnies geschieht, so ist sogleich von einem Gewinn die Rede.

sieht (p. 184) wohl den Unterschied zwischen dem Lohne und dem Antheil des Unternehmers am Gesammtgewinn, aber er hat für das französische bénéfice oder unser Unternehmergewinn und für unser Zins keine Kunstwörter.

Nach diesen Vorbemerkungen wird folgende Uebersicht unserer Kunstwörter deutlich seyn.

| Arbeitskraft | Kapital | |
|---|---|---|
| Arbeiter | Anwender | Kapitalist oder Eigenthümer<br>Unternehmer |
| Leistung (Arbeit) | Nutzung | isolirte<br>mit ihr verbundene Sorge der Anwendung |
| Lohn | Gewinn | Zins<br>Unternehmergewinn. |

Der Verfasser versucht es, die Wirkung des Kapitals auf folgende Fälle zurückzuführen. Es ist

1) reproductiv, wenn es zur Hervorbringung mit ihm selbst gleichartiger Dinge dient, wie die Vorräthe in der Landwirthschaft, Steinkohlen zur Feuerung einer Dampfmaschine in Kohlenwerken;

2) einfach productiv, wenn es uns überhaupt andere Dinge erzeugen hilft;

3) unproductiv oder distributiv, wenn es zu unproductivem Gebrauch bestimmt, aber noch nicht in die Hand der Consumenten gelangt ist.

Indeß diese Art der Auffassung ist nicht blos völlig unfruchtbar (wie denn der Verfasser selbst nichts damit anzufangen weiß), sondern geradezu falsch, da 1) sogleich mit 2) zusammenfällt, sobald der Landwirth mit seinem Vorrathe andere Dinge erzeugt, oder wenn man die Dampfkraft anderswo als in Kohlenminen verwendet, und die Behauptung unter 3) voraussetzt, daß Waarenvorräthe in einem andern Verhältniß zur Consumtion stehen als andere Theile des umlaufenden, ja selbst als das fixe Kapital so weit es sich vernutzt, was wir bereits oben (S. 220) widerlegt haben.

Der Verf. läßt selbst diese Betrachtung fallen und bemerkt am Ende, der Hauptvortheil, den das Kapital gewähre, liege in der Unterstützung der Arbeit durch manchfache Hülfsmittel und in der Arbeitstheilung, die sie möglich mache. — Allein auch dieß erschöpft die allerdings schwierige Materie von der Wirkung des Kapitals noch lange nicht. Da uns aber hier der Raum zu einer ausführlicheren Erörterung der Sache fehlt, so mag genügen, blos die Resultate unserer Forschung anzuführen *).

Das Kapital gewährt:

1) Als Nutzkapital durch seinen unmittelbaren Gebrauch höchstmanchfaltige Befriedigung der Bedürfnisse; **)

2) das fixe Productivkapital gibt
   a) als Boden und Hülle der Arbeit, den Stoffen und Producten Halt und Schutz;
   b) als Inbegriff, Sammelpunkt oder Uebertragungsmittel von mechanischen und chemischen Kräften bewirkt es bald selbständig eine Form-, Stoff- oder Ortsveränderung der Körper, bald ist es bloß Gehilfe des Menschen, der die Arbeit erleichtert, verstärkt, verbessert, ja ohne ihn unmögliche ausführbar macht;
   c) als Verhältniß sichert und erleichtert es den Einkauf und Absatz der Güter.

3) Das umlaufende Productivkapital dient im Tauschverkehr jedem Unternehmer, die Güter Anderer, die er zu seiner Production be-

*) Staatswirthsch. Untersuchungen S. 266 — 285.

**) Der Verfasser sagt (S. 175), bloße Abstinenz vermöge nichts zu produciren, d. h. sie vermöge nichts darzubieten, was für sich allein das Bedürfniß befriedigt; allein alle zum unmittelbaren Gebrauch vermiethbare Güter widerlegen ihn. Die Nutzungen der dauernden und unmittelbar dem Bedürfniß dienenden Dinge sind eben so als einfache Producte anzusehen, wie die Arbeit selbst, die man als persönlichen Dienst bedarf und leistet.

darf, anzukaufen und sie während ihrer Verwandlung, Ortsveränderung oder Aufbewahrung bis zur Uebergabe an den folgenden Käufer in seiner Gewalt zu behalten. So gefaßt besteht es, außer dem Gelde, in der Masse von Gütern, die als Stoffe, Halbfabrikate und Producte zum Weiterverkauf in der Hand der Erwerbtreibenden sich befinden. Dazu kommt dann noch die Masse der Vorräthe, welche in isolirten Wirthschaften zur Production fürs eigene Bedürfniß stets forterhalten werden. Abgesehen von diesem Theile ist es das eigentliche Handelsmittel, von welchem Geld nur die allgemeinste Form ist, und damit auch die Grundlage aller Theilung der Arbeiten.

Unter den Vortheilen der Arbeitstheilung hebt der Verfasser insbesondere den hervor, daß dieselbe Verrichtung, die außerdem nur Einer Person dienen würde, nunmehr, ohne größere Mühe zu verursachen, sehr vielen zugleich nützt, wie z. B. die Post zeigt. Einen Punkt finden wir indeß übergangen, den neuerlich Babbage besonders geltend gemacht hat: die Möglichkeit nämlich, Arbeitskräfte von der verschiedensten Stärke je nach dem Maß ihrer Wirksamkeit anzuwenden, was nutzlose Kraftverschwendung gar sehr beseitigt.

Die Erläuterung des oben angeführten vierten Grundsatzes (p. 162 — 165) scheint uns dem Verfasser mißlungen zu seyn. In der That sieht man bald, daß Grund und Boden gegen anderes Kapital darin gar nicht zurücksteht, daß er, bey gleicher Geschicklichkeit mit mehr Arbeit angebaut, nicht im Verhältniß dieser Arbeitsmehrung auch mehr Producte liefert, da ja eben dieser Umstand in noch weit stärkerem Maße bey jedem andern Kapitale eintritt. Das Bodenkapital hat sogar den entschiedenen Vorzug, daß es eine weit größere Manchfaltigkeit der Benützung, insbesondere unter Mitanwendung von weniger oder mehr andern Productionsmitteln, zuläßt als andere fixe Kapitale und daß seine Bewirthschaftung mit größerem anderweitigen Kapitale Anfangs sogar eine mehr als verhältnißmäßige Vermehrung der Producte liefern kann, was bey gar keinem andern fixen Kapitale denkbar ist. Man stelle in einem gegebenen Werkraum zu gegebenen Maschinen und Werkzeugen mehr Arbeiter und versehe sie mit mehr Stoffen, so ist die Gränze sehr nahe, wo dieser Mehraufwand sich durch Mehrertag zu vergelten aufhört, wogegen eben dieselbe Gränze bey Grund und Boden weit ferner liegt.

Dazu kommt, daß zwar die Verbesserungen mehr in die Augen fallen, die bey der Benützung anderer fixen Kapitale ohne Vermehrung des übrigen Aufwandes möglich sind, daß sie aber in der Landwirthschaft, wiewohl in leiseren Uebergängen, seit den letzten sechzig Jahren gewiß in eben so großem Umfang statt gefunden haben. *)

Das freylich ist ein nachtheiliger Umstand bey Grund und Boden, daß ihn jedes Volk nur in bestimmtem Umfang besitzt, während seine übrigen Kapitale vermehrbar sind. Indeß ist dieß doch mehr für die Welt im Ganzen, als für ein einzelnes Volk von Bedeutung. Denn in einem gegebenen Lande gibt es stets viele Arten wirthschaftlich entweder gar nicht, oder nur in beschränkter Menge, oder in unvollkommener Weise anwendbarer fixer Kapitale, wiewohl technisch ihrer Vermehrung nichts im Wege steht, da nicht jedes Volk und Land zu jedem Erwerbgeschäfte gleich geeignet ist. Deren Product ersetzt man dann durch die Erzeugung von andern Gütern, womit man jenes eintauscht. Aber auf eben die Weise steht jedem, und besonders leicht einem seefahrenden Volke, die Ergänzung oder der Ersatz des ihm fehlenden Ackerlandes durch die Maschine des Fabrikanten und Wagen und Schiff des Kaufmanns zu Gebot, die in unbegränzter Menge das

*) Vergl. Edinb. Rev. April 1836, die Anzeige der Rural recollections etc. by George Robertson. 1829.

erzeugen und ausbieten können, womit Erdfrüchte vom Ausland zu holen sind. Jede Verbesserung in der Production jener Tauschmittel ist dann wie ein Ergiebigerwerden des Kapitals zu betrachten, das den Boden des Landes in der Erzeugung von Erdfrüchten supplirt. Freylich muß sich ein Land die Möglichkeit dieser Ergänzung seines Bodens durch anderes Kapital nicht absichtlich entziehen, wie es in England geschieht.

Von dem zweyten Haupttheile des Werkes, der von der Vertheilung der Güter handelt, haben wir schon die Grundbegriffe oben durchgegangen. Es unterbricht die Betrachtung des Gegenstandes selbst auf eine störende Weise, daß der Verfasser jetzt erst von den Productionskosten spricht (p. 169 — 171), die doch ganz eigentlich in die Lehre von der Production gehören, da sie erst Einsicht in die wirthschaftliche Entstehung der Güter gewähren, und ein Product ökonomisch betrachtet nichts als ein Inbegriff von Kosten ist. Desto schätzbarer ist es aber, daß der Verf. den eingewurzelten Irrthümern seiner neueren englischen Vorgänger entgegentritt, die mit verschiedenen Modificationen immer blos die Arbeiten, welche ein Product erforderte, als seine Kosten anerkennen. Mit Recht macht er gegen Malthus (eigentlich gegen Adam Smith) geltend, daß neben der Arbeit nicht der Profit ein Theil der Kosten seyn könne, da dieser eine Vergeltung für die Aufopferung bezeichne, welche von Kapitalbesitzern und Unternehmern auf den verschiedenen Stufen der Bearbeitung eines Products neben der Leistung der Arbeit in das Product verwendet werde. Eben diese Aufopferung sey die Abstinenz, und die Productionskosten seyen daher die zur Erzeugung eines Guts nöthige Arbeit und Abstinenz. Unter Beziehung auf unsere früheren Bemerkungen gegen diesen Ausdruck, stimmt der Verf. hierin mit dem Referenten überein, dem aus dem Gesichtspunct der Volkswirthschaft im Ganzen jedes Product als ein Inbegriff von Arbeiten und Nutzungen des Vermögens erscheint.*) Daneben lassen sich indeß die Productionskosten noch vom Standpunct des Producenten aus auffassen und hier erscheinen sie als eine Summe von Auslagen für Stoff, Arbeit*) und Vernutzung und Gefährdung des Kapitals, sammt den Nutzungen aller zu der Production nothwendigen Kapitale, befruchtet durch die Intelligenz und Sorgfalt des Unternehmers, — als ein Inbegriff von Auslagen und Nutzungen, für welche letztere der Producent den Gesammtgewinn empfängt, der sich nach Umständen in Zins und Unternehmergewinn theilt. Leicht läßt sich sofort nachweisen, daß alle Auslagen am Ende blos ein Aequivalent sind für die in den Stoffen, Arbeiten, in der Kapitalvernutzuug und im Kapitalverlust enthaltenen Arbeiten und Vermögensnutzungen, die auf den verschiedenen Stufen der Bearbeitung auf das Product verwendet worden, die nun eben durch die Auslage von umlaufendem Kapitale in die Gewalt des Producenten kommen und selbst blos eine andere Form dieses Kapitals bilden. Diese zur Erläuterung ihrer Einwirkung auf die Preise durchaus nothwendige Art der Betrachtung der Productionskosten übergeht der Verfasser.

Da dem Verf. Kapital blos diejenigen zur Production angewendeten Güter sind, welche man menschlicher Anstrengung verdankt (oder, wie wir kürzer sagen, nur Ersparnisse), so umfaßt seine Erklärung der Productionskosten in der Abstinenz blos die Nutzungen von Ersparnissen. Aber neben ihnen genießt der Käufer der Producte noch ungemein viele Nutzungen von ursprünglichen Naturdingen, die um der Seltenheit willen im Besitz der Menschen sich befinden, und selbst auch Nutzungen von Verhältnissen (s. oben S. 228.). Von beyden hängt das Resultat der Anwendung der Arbeiten und der Ersparnisse sammt deren Nutzungen auf die Technik so sehr ab, daß viele Producte ohne sie gar nicht erzeugt, oder doch dem Consumenten bey weitem nicht so sicher und bequem zugeführt werden könnten.

(Fortsetzung folgt.)

*) Vrgl. Staatswirthsch. Untersuchungen S. 76 fgg. und insbesondere S. 228 fgg.

*) Wo der Unternehmer technisch mitarbeitet ist auch dessen eigener Lohn hierin zu begreifen.

# Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 11. August.

Nro. 160. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1836.


**An outline of the science of political economy by Nassau W. Senior, etc.**

**Principes fondamentaux de l'économie politique, etc.**

(Fortsetzung.)

Das letztere ist z. B. der Fall, wenn man von Erwerbtreibenden abhängt, die noch keine Kundschaft besitzen; das erstere bedarf keiner Erläuterung, da es doch wohl augenfällig ist, daß z. B. in den Producten der Landwirthschaft das Resultat der Mitwirkung im Eigenthum befindlicher Naturgüter gerade die Hauptsache ist, die man genießt.

Nicht für nichts erhält der Grundbesitzer den Pachtzins, sondern für die Nutzung des Bodens, die der Pachter in seinen Producten den Consumenten verkauft, und die der Besitzer beym Anbau desselben für sein eigenes Bedürfniß selbst genießen konnte. Nicht umsonst empfängt der Besitzer eines wohlgelegenen Hauses einen höheren Miethzins, wenn er sein Erdgeschoß, statt als Wohnung, als Laden vermiethet, sondern dafür, daß er die Käufer in der Erlangung ihrer Güter erleichtert. Dieses positive Element nun, das solche ohne Zuthun der Menschen entstandene Güter ins Product abgeben, ja das häufig unmittelbare Brauchbarkeit hat und für sich allein vom Consumenten vergolten wird, übersieht der Verf. gänzlich, und hält sich dafür an das einzige Factum, daß seine Mitwirkung die Güter theurer mache, als sie ohne dasselbe wären. Da er nun von diesem Preisantheil keine auf Aufopferung gegründete Vergeltung wahrnimmt, so betrachtet er alles, was man für die Ueberlassung von Nutzungen ohne menschliches Zuthun entstandener Güter (natural agents) giebt, als bloße Folge des Monopols, das deren Besitzern zu Gebote stehe. Allein fürs erste bedenkt er nicht, daß jedes Monopol doch immer eine verkäufliche Sache voraussetzt und auch der höchste Preis, den man in Folge desselben bewilligt, doch nie rein vom Monopol, sondern zugleich vom Bedürfniß und der Zahlungsfähigkeit der Käufer des ausgebotenen Guts abhängt, und daß er trotz aller Beschränkung der Zahl der Besitzer und Ausbietenden doch abnimmt, ja ganz verschwindet, wenn das Gut als weniger oder gar nicht mehr brauchbar angesehen wird.

Ueberhaupt ist der Begriff des Monopols, in dem Sinne eines Verkaufs unter Beschränkung der Concurrenz der Verkäufer, so weit, daß man behaupten darf, aller Tauschwerth beruhe auf ihm, da er überall eine gewisse Seltenheit des Guts voraussetzt. Die Hauptsache ist aber, daß man aus dem Monopole wohl die Erhöhung des Gewinns von Kapitalen erklären kann, denen natürliche, technische, wirthschaftliche und Rechts-Verhältnisse gewisse Eigenthümlichkeiten gewähren; da aber eben dieselben Productionsmittel unter andern Umständen gerade so gegen umlaufendes Kapital im Nachtheil stehen, wie sie in Folge jener günstigen Verhältnisse im Vortheil seyn mögen; so muß es eine allgemeinere Ursache seyn, als das Monopol, woraus die besondern Gesetze hervorgehen, nach denen sich ihr Gewinn regelt. Dieß ist dem Scharfsinn des Verfassers keineswegs entgangen. Denn aufs bestimm-

teste sagt er (p. 171.), daß eine Ausgleichung des Gewinns nur in so weit erfolgen kann, als die Kapitale in jedes Gewerb frey übertragbar sind. Gebäude, Geräthe, hängen in ihrem Ertrag von den Anwendungen allein ab, zu denen sie taugen. Die Einrichtung eines Erwerbgeschäfts mag länger dauern, als man die Producte mit Vortheil verkaufen kann, und dadurch der Werth der in ihr befindlichen Kapitale allmählich verschwinden. Umgekehrt kann längere Zeit ein anderes Erwerbgeschäft unvollständig mit Kapital versehen seyn, und dann mehr als üblichen Gewinn abwerfen. Nach diesen richtigen Bemerkungen ist daher das Factum dieses: Relative oder absolute Beschränkung der Anwendbarkeit und Ergiebigkeit der Kapitale bringt eine Verschiedenheit im Gewinn solch' fixirter Kapitale gegenüber vom flüssigen Kapital hervor, das so oft es beym Verkauf des Products in Geldform übergeht, zu jeder Art von Anlegung geeignet ist. Alle die Gattungen des Vermögens nun, bey denen der Verfasser die Wirkungen des Monopols auf Steigerung ihres Gewinnes betrachtet, gehören hieher und bey ihnen allen kann gelegentlich, wie bey Wohnhäusern und Maschinen der Werth mit dem Gewinn abnehmen, da sie alle mehr oder weniger dem Uebelstand unterliegen, nur beschränkt anwendbar zu seyn. Nicht von den Natural agents, deren Besitzer ein Monopol bey der Anwendung der übrigen (durch den Menschen entstandenen) Kapitale und der Arbeiten haben und deshalb den Preis ihrer Producte höher setzen können, als gewöhnlich die Abstinenz vom eigenen Gebrauch dieser Kapitale und die Arbeit vergolten wird, die sie enthalten; sondern von den Eigenthümlichkeiten mußte der Verf. handeln, die beym Gewinn von fixem Kapitale überhaupt eintreten: dann hätte sich nicht blos ergeben, warum fixe Kapitale unter Umständen entstehen, und im Werthe zunehmen, sondern zugleich, wie sie in Folge der Abnahme und des Aufhörens ihres Gewinnes ihren Kapitalwerth verlieren können. Während wir



es daher als einen entschiedenen Fortschritt anerkennen, daß der Verfasser die isolirte Weise verläßt, in welcher Ricardo und seine Schüler die Bodenrente betrachten, und sie blos besondern Fall einer allgemeineren Erscheinung, der Monopolpreise nämlich darstellt, so finden wir seine Entwickelung doch nur erst von einer Seite befriedigend. Er hat nicht genügend erörtert, daß bey denselben Gütern auf Monopolpreise oft Spottpreise folgen, und welchen Einfluß diese Veränderungen auf den Werth der fixen Kapitale haben. Wäre er bis zu dieser Frage durchgedrungen, so hätte ihm das wichtige Gesetz nicht verborgen bleiben können, nach welchem in den Fällen die Gleichheit des Gewinns unter allen Erwerbsarten sich herstellt, wo die Concurrenz entstandene Ungleichheiten nicht zu beseitigen vermag. *)

Die Fälle, in denen übrigens der Verfasser die Preisbestimmungen von einem Monopole abhängig findet, sind folgende:

1) Der Producent besitzt zwar nicht die ausschließliche Macht zu produciren, doch bestimmte Vortheile und er kann die Masse der Producte mit derselben, ja vielleicht mit größerer Leichtigkeit vermehren; als Beyspiel führt er die mit einem Erfindungspatent versehene Fabrication Arkwright's an.
2) Er hat die Production ausschließlich in seiner Gewalt, kann aber das Product nicht vermehren, wie z. B. beym Besitzer bestimmter Weinlagen der Fall ist.
3) Er hat die Production ausschließlich in seiner Gewalt, kann aber das Product mit gleicher oder sogar zunehmender Leichtigkeit vermehren, wie beym Buchhandel der Fall ist (wo nämlich geistiges Eigenthum geschützt wird, wie in England).
4) Er hat zwar nicht ausschließlich die Fähigkeit,

*) Vrgl. Staatswirthschaftl. Untersuchungen, S. 145 — 199.

doch gewisse Vortheile, zu produciren, die aber in dem Maße sich mindern, wie er sein Product vermehrt, und am Ende ganz verschwinden. Als Beyspiel deutet der Verfasser auf die Gewinnung von Erdfrüchten hin und führt mit Klarheit aus, wie der Begehr der Bodenproducte und der Preis, den die Consumenten bieten, über die Ausdehnung des Landbaues auf wüste Ländereyen, über den kostspieligeren Anbau bereits cultivirter Aecker, so wie über die Rente entscheiden, welche mit dem Steigen der Preise früher angebauter Boden und solches Kapital gewähren, das man zuerst auf Verbesserung der Landwirthschaft gewendet hat. Dabey bemerkt er mit Recht, daß zur Erläuterung der Entstehung der Bodenrente die Annahme verschiedener Grade der Fruchtbarkeit der Ländereyen gar nicht nöthig ist; nur trifft dann sein vierter Fall mit dem zweyten zusammen. Freylich bleibt in der ganzen Betrachtung der Mangel, daß die Behauptung, jede neue Zufuhr an Erdfrüchten verursache höhere Kosten, gar nicht so ausgemacht und auch vom Verfasser keineswegs bewiesen ist. Um indeß den Einfluß von Entdeckungen und Verbesserungen auf die Kosten der Erdarbeit und auf die Bodenrente zu bemessen, hätte man von einem höheren Standpunct ausgehen müssen, als dem der Monopolpreise.

Uebrigens sind hier die verschiedenen Arten der Monopole nicht vollständig aufgeführt. Denn so fehlt gleich der Fall, wo gewisse Producenten zwar ausschließlich ein Gut zu Markt bringen können, der Preis aber beschränkt wird durch die Concurrenz von Surrogaten, die demselben Bedürfniß, nur minder gut, dienen, wie z. B. bey Holz gegenüber von Steinkohlen und Torf, oder bey Miethwohnungen in verschiedener Lage geschieht.

Der Verfasser betrachtet hierauf zwischendurch



den Einfluß der Steuern auf die landwirtscha Production (p. 178 — 182); es scheint uns dieß aber eine den Fortgang der Untersuchung störende Episode, weßhalb wir hievon Umgang nehmen und sogleich zu dem Abschnitte fortgehen, der von dem Verhältniß spricht, in welchem Rente, Profit und Lohn zu einander stehen.

Hier können wir nicht umhin, zu bemerken, daß dem Verf. der Mangel an Ordnung und Gliederung, der durch seine ganze Arbeit herrscht, ganz auffallend hinderlich wird. Denn, nachdem er im Eingang zur Betrachtung der Gütervertheilung vierthalb Quartseiten auf die Nomenclatur der Ansprüche verwendet hat, welche diejenigen an das Gesammtproduct der Nation machen, die dasselbe durch ihre Thätigkeit und ihr Vermögen herstellen, werden p. 182 — 185, wo er das Verhältniß von Lohn, Gewinn und Rente zu bestimmen anfängt, aufs neue drey Seiten der Sichtung und Bezeichnung derselben Begriffe gewidmet. Kein Wunder, daß er sich in einigen seiner Ansichten nicht ganz gleich bleibt. Während er früher dem Monopol allein die Preiserhöhung beymaß, welche die Mitwirkung von Land und ähnlichen ohne Zuthun des Menschen entstandenen Productionsmitteln zur Folge hat, so findet er nun p. 185, daß Rente die Vergeltung für ihren Beystand ist, daß dieser Tauschwerth, wie aller andere, eben so wohl von ihrer Brauchbarkeit als Seltenheit abhängt und daß viele Irrthümer daraus entspringen, daß man einen dieser Factoren ausser Acht läßt; ein Resultat, das früher entwickelt, die Darstellung der Gütervertheilung gar sehr vereinfacht hätte. Als Hauptunterschied der Rente vom Kapitalgewinn und Lohn wird hier noch angeführt, daß diese eines Minimums fähig seyen, weil sie auf einer Aufopferung beruhen, und eines Maximums, weil sie größtentheils von der Zahl der Arbeiter und dem Betrag des Kapitals abhängen: allein ist es denn keine Aufopferung, einem Andern die Nutzung seines Bodens abzutreten; fragt

nicht auch der Grundbesitzer, ob er mehr Vortheil habe beym Anbau seines Bodens für Andere oder für sich selbst; tritt nicht ein Maximum der Bodenrente da ein, wo es vortheilhafter wird, Erdfrüchte auf dem Handelsweg beyzuschaffen, als auf dem eigenen Boden deren mehr zu bauen; und ist nicht durch die Unmöglichkeit, einen höheren Preis der Bodenproducte zu erschwingen, mit der Stockung der Bevölkerung, noch weit entschiedener als bey Lohn und Gewinn, ein Maximum für die Bodenrente gegeben?

Desto mehr stimmen wir dem Verf. bey, wenn er Ricardo's Neuerung, den Lohn hoch oder niedrig zu nennen, je nachdem der Arbeiter einen größeren oder kleineren Antheil vom Werthe des Products empfängt, für eine höchst unglückliche Aenderung der herkömmlichen Sprache hält, da man hierdurch verführt wird, vom Arbeiter ganz abzusehen und blos auf das Verhältniß des Lohnes zu den Gesammtkosten zu denken. So gefaßt ist dann freylich schon nach ganz äußerlicher Ansicht eine Zunahme des Gesammtlohns (im Product) mit einem Sinken des Profits verbunden, und umgekehrt, wie dieß die Schule Ricardo's allgemein behauptet. Sonderbar genug ist diese, freylich dem Interesse der Fabrikanten zusagende, Meynung in England schon so verbreitet, daß selbst Fabrikbesitzer in Zeugenverhören des Parlaments sie wie ein Axiom anführen; obwohl sie im Einzelnen doch nur unter der unstatthaften Voraussetzung wahr ist, daß die Preise des Products sich gleich bleiben, auch wenn die Lohnauslage steigt und umgekehrt. Der Verf. weist nach, welche Mißverständnisse hieraus in Parlaments-Comitees hervorgegangen. Indem er übrigens die herkömmlichen Begriffe von Geld- und Sachlohn adoptirt und zum Lohn des verheiratheten Arbeiters den von Frau und Kindern rechnet *), bemerkt er sehr richtig, daß vom Betrag des letzteren alles das abgehe, was ohne Lohnarbeit von Frau und Kindern im Hause selbst für's eigene Bedürfniß der Familie unmittelbar bereitet und geleistet worden wäre, jetzt aber gekauft werden muß; abgesehen von den sonstigen Uebeln, welche fürs Familienleben und die Erziehung aus jenem Verkauf der Arbeit von Weib und Kind hervorgehen. Dabey dringt er auf Schätzung des Lohns nach der Leistung, wo es denn allerdings wahr seyn kann, daß ein Engländer nur gleichviel Geldlohn wie ein Franzose erhält; und woraus es sich erklären mag, daß die Einwanderung der weit weniger leistenden Irländer in England den Lohn des englischen Arbeiters weniger drückte, als man befürchten mußte. Der Verf. bemerkt indeß selbst, daß diese Schätzung des Lohns mehr den Fabrikanten interessire; der Arbeiter dagegen sich jedenfalls besser befinde, wenn er bey gleichem Lohne sich weniger anzustrengen habe. Zwar er meynt, die Thatsache, daß unter den englischen Fabrikarbeitern, die 69 Stunden in der Woche vor der Maschine stehen, doch längere Lebensdauer herrsche, als bey der leichten Arbeit unter dem gemeinen Volke in milderen Klimaten, zeige, daß ein sehr hoher Grad von Anstrengung das Leben noch nicht gefährde: doch wird er uns zugeben, daß die Dauer der Bewegung eines Maschinentheils ein schlechter Maßstab ist für den Werth des menschlichen Daseyns.

Die Höhe des Lohns findet der Verf. zunächst gegeben durch die Quantität und Qualität der Güter, welche während des Jahres zum Verbrauch der Arbeiterklasse bestimmt sind im Verhältniß zur Zahl der Arbeiter; und er hält dieß für so einleuchtend, daß es kaum einer Erläuterung bedürfe. Auch wir haben bereits denselben Satz aufgestellt. *)

(Schluß folgt.)

*) Vrgl. Meine Untersuchungen S. 243.

*) Untersuchungen S. 232.

# Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 12. August.

Nro. 161. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1836.


An outline of the science of political economy by Nassau W. Senior, etc.

Principes fondamentaux de l'économie politique, etc.

(Schluß.)

Auf ihn gestützt sucht nun der Verf. mehrere andere Ansichten von den Ursachen des Lohnsatzes zu widerlegen. Insbesondere scheint ihm:

1. Die Behauptung falsch, daß der Lohn vom Verhältniß der Arbeiterzahl zum Gesammkapital des Landes abhänge, weil in diesem viele Dinge enthalten sind, die der Arbeiter nie verbraucht. Wenn z. B. Seidenwaaren durch stärkere Einfuhr wohlfeiler würden, so könnte der Lohn nicht steigen, wohl aber müßte er sinken, wenn plötzlich die Hälfte der Tabakvorräthe vernichtet, und damit der Preis des Tabaks gesteigert würde. Wie richtig diese Bemerkung an sich ist, haben wir bereits früher anerkannt; doch zweifeln wir, ob die Anhänger des bekämpften Satzes sie als Widerlegung gelten lassen werden. Sie können einwenden, daß der Theil des Kapitals, welcher fortwährend zur Lohnzahlung verwendet wird, stets in ziemlich gleichem Verhältniß zum Gesammtkapital bleibe, so daß man statt seiner das letztere setzen könne; um so mehr, als ja auch die Herstellung von neuem fixen Kapitale nicht ohne Lohnauslage möglich ist. Der Irrthum liegt überhaupt gar nicht darin, daß man glaubt, der Gesammtlohn stehe in einem ziemlich constanten Verhältniß zum Gesammtkapital (denn am Ende sagt dieß der Verf. selbst, da ja die ganze Masse der Verbrauchsgüter der Arbeiter, ehe sie an letztere gelangen, dem Kapitale angehörten); sondern darin, daß man die Abhängigkeit des Gesammtlohns vom Kapital für den einzigen und letzten Bestimmungsgrund des Lohns hält, was sich erst durch die Erwägung widerlegt, daß alle Lohnzahlung aus dem Kapitale des Unternehmers nur eine vorschußliche Vergeltung der Arbeit ist und der wahre Lohn erst von dem kommt, der das Product selbst für sein Bedürfniß verwendet. Dieser aber hat zu regelmäßig fortdauernder Vergeltung der Arbeiten Anderer, die er an sich oder in Producten genießt, nur das was ihm ursprünglich zur dauernden Befriedigung seiner Bedürfnisse zu Gebote stand, seine Arbeitsleistungen und die Nutzungen seines Vermögens (Land inbegriffen), sein ursprüngliches Einkommen. Von diesem oder dessen Gegenwerth überläßt er einen Theil dem Producenten für seine Lohnauslage; und so ist also gar nicht das Kapital der wahre Fond, aus welchem der Lohn definitiv gezahlt wird, sondern sämmtliche Arbeiten und Kapitalnutzungen, die isolirt oder technisch verbunden die Gesammtmasse der Güter bilden, welche in jeder Periode aufs neue zur Befriedigung aller Bedürfnisse des Volkes sich darbieten. Bereits oben haben wir gezeigt, daß das umlaufende Kapital der Unternehmer blos das Hilfsmittel ist, das die Verbindung, Aufbewahrung und den Umsatz jener stets sich erneuenden Arbeiten und Nutzungen möglich macht. Nur so weit es selbst in seiner Nutzung in jeder Periode aufs neue einen Beytrag hierzu liefert, aber nicht an sich, gewährt es einen Gegenwerth zur

dauernden Vergeltung von Arbeiten. Nach alle dem ist aber die vom Verfasser bestrittene

2) Lehre, daß der Lohn abhänge, vom Verhältniß der Arbeiterzahl zu dem Gesammteinkommen der Nation, nicht ganz falsch. Dieses nämlich ist die Summe aller Arbeiten und Nutzungen, die isolirt oder zu Producten verbunden in einer Periode sich zur Befriedigung aller Bedürfnisse des Volkes darbieten. In diesen Gesammtfond liefert der Arbeiter seine Leistungen, der Kapitalist die Nutzungen seines Vermögens; und er vertheilt sich in lauter Lohn und Gewinn, die nichts anderes sind, als die Summe der Arbeiten und Nutzungen Anderer, die man theils isolirt, theils in zusammengesetzten Producten für eigene Leistungen oder Nutzungen empfängt. Freylich wäre es richtiger, zu sagen, der Lohn hänge ab vom Verhältniß der Arbeiterzahl zu dem Antheil am ursprünglichen Gesammteinkommen, den die Arbeiter als Vergeltung für ihre Arbeit erhalten und dieß würde genau mit der eigenen Ansicht des Verf. übereinstimmen; indeß ist doch auch das nicht unrichtig, daß in dem Maße die Nachfrage nach Arbeiten und der Lohn selbst wachsen muß, in welchem sämmtlichen Consumenten mehr eigene Arbeiten und Nutzungen zum Eintausch von Leistungen Anderer zu Gebot stehen, oder, was dasselbe ist, je mehr das (ursprüngliche) Einkommen der Nation wächst.

3) Der Verf. leitet daraus ferner den Satz ab, daß der Aufenthalt von Rentnern im Auslande nur dann der Arbeiterklasse schade, wenn das Land Rohproducte ausführe; doch bekämpft er unter

6) die gewöhnliche Meynung, daß die Consumtion der Rentner der Arbeiterklasse Beschäftigung und damit Vortheil verschaffe. Wir halten uns indeß hierbey nicht auf, da er unter 6) mehrere Sätze aufstellt, die dem widersprechen, was er mit mehr Rücksicht auf die Erfahrung unter 3) vorgetragen. Doch erforderte diese ganze Untersuchung eine sorgfältigere Begründung durch die Lehre von der Consumtion und den Folgen ihrer Veränderungen, wenn man zu einem befriedigenden Resultate gelangen wollte. *)



Unter 4) und 5) wird dann die Behauptung berichtigt, daß Maschinengebrauch und Einfuhr von Fremdwaaren den Arbeitern auf die Dauer anders als vortheilhaft seyn könnten; und zuletzt

7) die Meynung Ricardo's bekämpft, daß die Ausgabe von Renten auf persönliche Dienste mehr Arbeiter unterhalte, als ihre Verwendung auf Gewerbsproducte.

Hierauf kehrt der Verfasser zu seiner Proposition zurück und fragt, wovon denn nun die Masse von Verbrauchsgütern abhänge, die sich der ganzen Arbeitsklasse als Gesammtlohn darbietet? Er findet zwey Umstände: einmal die Ergiebigkeit der Arbeit, welche auf Herstellung derselben verwendet wird und dann das Verhältniß der bey dieser Production beschäftigten Arbeiter zur Zahl aller Arbeiterfamilien. Die Ergiebigkeit der Arbeit hängt ihm ab:

1) von den körperlichen, geistigen und moralischen Eigenschaften des Arbeiters;
2) Von der Mitwirkung der Natur in Boden, Clima, Größe des Landes u. s. w.;
3) Vom Kapitalgebrauch;
4) Von den Staatseinrichtungen, die auf die Wirthschaft Einfluß haben.

Würden nun alle Arbeiter mit Erzeugung von Gütern blos für die Arbeiterfamilien beschäftigt seyn, so entschiede die Productivität der Arbeit allein über den Lohn. Allein es geht vom Product der Arbeit auch Rente, Steuer und Gewinn ab, oder was dasselbe ist, ein Theil der Arbeiter ist mit Erzeugung von Gütern für die Grundbesitzer, den Staat und die Kapitalisten beschäftigt. Jede Zunahme der Rente, die blos in Folge der Vermehrung der Bevölkerung erfolgt, jede Steuererhebung für nutzlose

*) Vrgl. Meine Darstellung der Wirkungen des Absenteeism (Untersuchungen S. 363 fgg.).

Zwecke, schmälert den Lohn. Rente dagegen, die um der vergrößerten Productivität des Bodens willen gegeben wird, ist ein Antheil am Gesammtproduct, der vom Lohne unabhängig ist; und Steuern, ohne welche die öffentlichen Einrichtungen, die das Gedeihen der Arbeit bedingen, nicht denkbar sind, erscheinen als nothwendige Kosten der Arbeit. Abgesehen von beyden, theilt sich dann das Gesammtproduct unter die Arbeiter und Kapitalisten in Lohn und Gewinn, nach Maßgabe des zur Anwendung disponibeln Kapitals und der Zahl der Arbeiter: sonach, da über jenes die vorgängige Sparsamkeit, über diese die Lebensweise der Arbeiter entscheidet, eigentlich nach Maßgabe der Sparsamkeit und der sittlichen und wirthschaftlichen Kraft der Kapitalisten und Arbeiter in der nächstvorhergehenden Periode *).

So zusammengezogen giebt das etwas diffuse Raisonnement des Verfassers ein Resultat, das so ziemlich mit der Ansicht des Referenten übereinstimmt. **) Dabey können wir aber unsere Verwunderung nicht bergen, daß es dem Verf. gelungen ist, trotz so manchen unrichtigen Vorstellungen und Begriffen, die wir bereits oben berührt haben und die ihm nun in der vorliegendeu Untersuchung überall hinderlich waren, so weit vorzudringen. Sein Hauptfehler ist gleich von vornherein, das ganze neue Jahresproduct blos als Arbeitserfolg; Rente, Steuer und Profit aber als Schmälerung des Gesammtproducts der Arbeit zu betrachten. Nun hängt aber doch offenbar die Masse der jährlich neu erzeugten Güter eben sowohl von der Mitwirkung aller Kapitale (Grund und Boden inbegriffen) ab, wie von der Arbeit selbst; Grundstücke und andere Kapitale vergrößern überdieß nicht blos die Ergiebigkeit der Arbeit, sondern ihre Anwendung gewährt Güter, die der Arbeiter allein gar nicht erzeugen konnte; sie verhalten sich ganz wie jene Bodenverbesserung, deren Ersatz in der Rente dem Verf. selbst nicht als Lohnschmälerung erscheint (p. 204). Die Nutzungen der Kapitale sind ein so wesentliches und selbständiges Element der Güter, wie die Arbeit; auch die Grundbesitzer und andere Kapitalisten sind Theilnehmer an der Production. So lange daher neben der Persönlichkeit auch das Eigenthumsrecht gesichert ist, verlangen Grundbesitzer und übrige Kapitalisten eben so billig einen Antheil am Gesammtproduct, wie die Arbeiter. In der That ist die ganze wirthschaftliche Thätigkeit eines Volkes nur darauf gerichtet, Arbeiten und Nutzungen unmittelbar fürs eigene Bedürfniß zu verwenden, oder sie vorerst gegen die Arbeiten und Nutzungen Anderer auszutauschen. Die Technik sammt dem Handel geben diesen Elementargütern tausendfältige Formen, zerstreuen sie auf tausend Wegen; aber doch ist die ganze Masse der Producte, die im Verkehr sich befindet, immer nur die Masse der Arbeiten und Nutzungen, die man lieber umtauscht, als selbst verbraucht. Zwey (oder, wenn man den Boden nicht als Kapital betrachtet, drey) große Parteyen liefern diese Productenmasse und theilen sie wieder unter sich; nicht nach friedlicher Uebereinkunft, wie in einer Gemeinwirthschaft, sondern nach dem Gesetz der Selbsterhaltung jeder Partey. Die Arbeiter kommen mit ihrer Leistung, um neben den Leistungen Anderer auch Nutzungen von Kapital zu kaufen; die Kapitalisten suchen für ihre Nutzungen ausser andern Nutzungen auch Arbeitsleistungen. Wie nun kleine Aenderungen in der Vergeltung, die jeder Theil erhält, von dem Schwanken des Geschmackes oder der Vorliebe für Producte abhängt,

*) Da der Verf. die Aufopferung der Abstinenz nicht darin findet, daß der Kapitalist auf die eigene Benützung des Kapitals verzichtet, sondern darin, daß er die Güter ansammelte, die das Kapital bilden (p. 206), und er früher die Wirkung des umlaufenden und fixen Kapitals nicht ergründet hat, so ist es ihm völlig unmöglich, klar zu machen, wie sich überhaupt der Gewinn vom fixen Kapitale bildet. Der Leser wird sich p. 210 — 212 hievon selbst überzeugen.

**) Staatswirthschaftl. Untersuchungen, S. 228 — 265.

worin mehr Nutzungen oder mehr Arbeiten enthalten sind, und wie größere Veränderungen im Lohn aus Aenderungen in der Zahl der Arbeiter oder der Ergiebigkeit der Arbeit an sich, — im Gewinn aus der Zu- oder Abnahme der Kapitalmasse oder der Aenderungen in der Ergiebigkeit der Kapitale entspringen, haben wir am angeführten Orte ausführlich dargethan.

Was der Verf. am Schlusse seiner Betrachtung der Vertheilung der Güter über die Ursachen der Ungleichheiten des Lohns und des Gewinns in verschiedenen Anwendungen sagt, enthält manche neue Bemerkung; wir können aber nicht mehr darauf eingehen, da ohnehin diese Anzeige die Gränze einer Recension bereits um ein Gutes überschritten hat. Möge die Sorgfalt, mit der wir sie ausgearbeitet haben, dem Verf. als Beweis des Werthes gelten, den wir seiner Schrift beylegen.

F. B. W. Hermann.

---

Particularum graeci sermones negativarum οὐ et μή, οὐ μή et μὴ οὐ accurata disputatio, locupletissimo documentorum ex omnis aevi scriptoribus collectorum apparatu exornata; cui accedit, ubi opus est, et modorum et temporum hoc in genere usitatorum diligens disquisitio, auctore G. F. Gayler, prof. et eccles. Reutlingensis archidiacono. Tubingae et Lipsiae apud C. F. Osiander 1836.

---

Wenn man vor dem unermeßlichen Weltmeere steht, oder vor einer unübersehbaren Sandwüste, sagt Jean Paul, kurz vor Allem, was ohne Abwechslung oder Unterbrechung zu haben einen großen Raum anfüllt, so entsteht in uns das Gefühl des Ungeheuren. Ich habe die Meeresgrenze unsers Vaterlandes nie erreicht, was eine Lobi oder Sahara sey, weiß ich nicht zu sagen: aber den Eindruck dieses Buches habe ich auf mich wirken lassen, und nun weiß ich, wie es bey solchen Naturerscheinungen einem zu Muthe seyn kann. Fünfundzwanzig bis sechsundzwanzig eng gedruckte Bogen oder 447, sage viermalhundert und siebenundvierzig Seiten mit Beyspielen über den Gebrauch zweyer einsylbigen Wörtchen angefüllt, und mit dumpfem Schweigen immer eine Stelle an die andere angereiht! Wie muß man nicht erstaunen über die verzweifelte Ausdauer des Verf., daß er alle Schriftsteller aller Orten und aller Zeiten vom Anfange bis zum Ende durchgehe, und alle οὐ und μή, die sich in ihnen betreffen ließen, auffangen und in seine Menagerie zusammentreiben konnte! Und nun denke man sich die Ansprüche und den Rangstreit, der hier unter ihnen entstehen mußte: wie sie zu kneifen, sich zu beißen anfiengen und einander aufzufreßen drohten! Der muthige Besitzer aber fuhr zu mit einem Balken bewaffnet mitten unter sie; die Thiere entwichen nach rechts und nach links: und was nun links war blieb links, und was rechts war rechts.

Nun fragt man, sobald man sich vom ersten Staunen erholt hat, wozu diese Mühe, dieser Aufwand, diese Macht dienen sollen? Dafür ist aber der Grund nicht sogleich gefunden. Will der Verf. über jene vielbesprochene Partikeln eine neue Ansicht aufstellen und durchführen, weil er die bisher geltenden als unhaltbar erkannt hat? Nein: denn nachdem die Erklärungen und Definitionen aller alten und neuen Grammatiker und Lexikographen in derselben Weise wie die Beyspiele der Schriftsteller nacheinander mitgetheilt und aufgezählt worden sind, wird der Schluß gezogen, daß von der allgemein herrschenden Hermannischen Ansicht nicht abgegangen werden dürfe: aliud fundamentum quam illud, οὐ negat rem, μὴ cogitationem rei, non dicetur jaciendum esse. So will er vielleicht dieses System gegen gefährliche Angriffe vertheidigen, indem er gehört hat, daß dasselbe wankend gemacht und erschüttert worden sey, ja daß man es sogar bereits zu verlassen anfange? Keineswegs: denn seine Kenntniß der Literatur in dieser Hinsicht reicht gerade nur bis auf Hermann und einige seiner Anhänger. Ref. hatte ihn im ungegründeten Verdachte böswilliger Uebergehung oder Verschweigung gewisser Gelehrten und ihrer Leistungen, überzeugte sich jedoch bald, daß, was ihm Ignoriren geschienen, Ignoranz sey.

Wir wollen jedoch die Möglichkeiten von Gründen zur Verabfassung dieses Buches nicht weiter zu erschöpfen suchen, sondern kurz sagen, wie wir glauben, daß es sich damit verhalte.

Der Verf. hat gleich andern redlichen und wohldenkenden Leuten vermittelst der Hermannischen Lehre nie eine deutliche Erkenntniß und klare Anschauung gewinnen können, war aber trotz dem nicht im Stande, dieselbe zu verabschieden, weil er kein neues System sich zu bilden vermochte: und nun will uns sein Buch die Geschichte sammt den Denkmählern solchen Sisyphischen Ringens überliefern. Ein Document und Kabinetsstück für den Psychologen ist daher dieses Buch: denn es zeigt, wie der Irrthum in solchen Köpfen gähre, und wie er sich so gewaltig in seinen Selbsterzeugungen vervielfältige. Warum wird über diese und jene Dinge ohne Aufhören so unendlich viel geschrieben, daß selbst die Bibliotheken die Masse nicht zu fassen vermögen? Es ist der Irrthum, der sich quält und bläht und anschwellt. Warum ist die neuere Zeit so reich an Büchern und Gelehrten? weil sie nicht blos an Wissenschaft, sondern auch an Irrthum viel reicher als die alte ist.

Dr. J. Hartung.

# Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 13. August.

Nro. 162. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1836.

Intelligenzblatt.


## Königliche Akademie der Wissenschaften.

In der Sitzung der historischen Classe am 2. July d. J. hielt der Sekretär derselben, Max Freyherr von Freyberg folgenden Vortrag.

## Ueber die Agilolfinger.

§. 1.

In den Legibus Bajoariorum heißt es: Dux qui praeest in populo semper de genere Agilolfingorum fuit.

Da die schriftliche Aufzeichnung dieser Gesetze in das erste Drittheil des VII. Jahrhunderts fällt, so folgt aus dieser Stelle, daß die Fürsten der Bajoarier wenigstens schon während des Verlaufes des VI. Jahrhunderts aus dem Geschlechte der Agilolfinger waren.

Der erste bayerische Fürst, den wir dem Namen nach kennen, ist „Garibaldus rex," dessen historisches Daseyn unter andern aus einer Stelle des Paulus Diaconus bewiesen ist.

Da nun aber Garibald von den Jahren 555 bis 595 geherrscht hat, so kann er nicht der erste Fürst aus dem Geschlechte der Agilolfinger gewesen, sondern es müssen auch seine Vorfahrer auf ein Jahrhundert zurück diesem Hause entstammt seyn.

§. 2.

In der Brief-Sammlung Cassiodors befinden sich zwey an einen König der Heruler gerichtete Schreiben.

In dem einen derselben adoptirt Theodorich, König der Ostgothen, diesen Fürsten der Heruler zu seinem Sohne, und verspricht ihm seinen Schutz; in dem zweyten gleichzeitig auch an die Könige der Thüringer und Warner gerichteten Schreiben, wird der Herulerfürst aufgefodert, gemeinschaftlich mit jenen Königen Botschafter an den Chlodwig abzusenden, um ihn von einem Kriege mit dem Westgothen Alarich abzumahnen. Theodorich bedient sich, um den König zu diesem Schritte zu bewegen, des Motives der Furcht und der Dankbarkeit, indem er einfließen läßt: Sie sollen bedenken, daß im Falle Alarich unterläge, Klodwig demnächst seine Waffen wider sie kehren würde. Zugleich möchten die Heruler auch eingedenk seyn, wie oft bereits Eurich, der Vater Alarichs, durch seine Zwischenkunft drohende Bekriegung von ihnen abgewendet habe.

Es frägt sich: wo hatten die Heruler, an deren König diese Briefe Theodorichs gerichtet sind, ihren Wohnsitz, und aus welchem Geschlechte war dieser ihr König?

Ich glaube mich nun nicht zu irren, wenn ich behaupte, daß diese Heruler in dem bald darauf als Bajoarien bezeichneten Lande ihren Wohnsitz hatten, und daß ihr König das Herrscherhaus der Agilolfinger begründet habe.

§. 3.

Die Begründung dieser Behauptung möge aus Nachstehendem hervorgehen:

1. Die Briefe Theodorichs müssen einige Zeit nach der Besiegung Odoacers geschrieben worden seyn, und fallen also ihrem Datum nach in das Ende des V. oder in den Anfang des VI. Jahrhunderts. Um diese Zeit aber finden wir nirgends Heruler als eben in Bajoarien und in Unter-Pannonien, welche letzteren damals noch durch die Longobarden von ihren westlichen Stammgenossen getrennt waren. An den König der eben erst in Pannonien eingewanderten Heruler kann nun wenigst das letztere Schreiben nicht gerichtet gewesen seyn, denn:

a) diese hatten weder von Chlodwig Etwas zu fürchten, noch von Alarich Etwas zu hoffen. Auch könnte die Erinnerung an eine von letzterem ihnen früher zugewendete Hülfe Eurichs auf das eben erst aus Skandinavien und von der Ostsee nach Pannonien kommende Volk keine Anwendung fin-

den. Endlich ist nicht abzusehen, in welche Verbindung dieses an die unterste Donau eingewanderte Volk mit den Thüringern und Warnern gebracht werden wolle.

Dagegen paßt das Schreiben, als ein an den König der in Bajoarien wohnenden Heruler gerichtetes, vollkommen in die damaligen Verhältnisse. Diese Heruler waren, wie das Ergebniß der neuesten Untersuchungen zeigt, im V. Jahrhundert durch die Gothen aus den östlichen Donau-Gegenden immer weiter nach Westen herauf gedrängt worden, und hatten zuletzt, in Gemeinschaft mit Skyrischen und Rugischen Stämmen, Besitz der Gegenden diesseits der Donau bis an den Lech genommen. Ein Theil dieser Völkerschaften zog kurz darauf unter Odoacers Anführung nach Italien, und dieser ihr Führer riß die Herrschaft dieses Landes an sich, wo er sich dreyzehn Jahre lang als König behauptet hat. Erst ein aus Rache gegen seine eigenen Stammgenoßen — die Rugier an der Donau (im heutigen Oesterreich) im Jahre 487 unternommener Krieg veranlaßte seinen Sturz. Denn die Rugier suchten Hülfe bey den Ostgothen, deren König Theodorich nun über die Julischen Alpen heranzieht, und die aus Herulern, Skyren und Turzelingern gebildeten Heere Odoacers am Isonzo und um den Etsch besiegt (489).

b) Auch noch eine weitere Stelle in Cassiodors Brief-Sammlung beweiset dieß Wohnen der Heruler im heutigen Bayern, nämlich ein an die Magistrate in Pavia gerichteter Auftrag, daß sie für einige nach Ravenna beschiedene Heruler Schiffe bereit halten, und für ihre Bewirthung Sorge tragen sollen, „ne in patria nostra adhuc provinciae suae laborare videantur inopia.“ Also die über die nördliche Gränze kommenden sollen bey dem Eintritte aus ihrer Provinz in das italienische Gebiet nach Ravenna überführt werden. Daß hiebey nicht eine Schiffahrt auf dem Meere, sondern auf dem Po gemeynt ist, zeigt der Auftrag an die Behörde in Pavia. Wo anders könnte nun diese Provinz der Heruler gesucht werden, als in dem nördlich zunächst an Italien gränzenden Bajoarien?

c) Auch Eugippius (Vita S. Severini 25.) bezeugt, daß um jene Zeit Herulen sich in der Gegend des heutigen Salzburger Landes aufgehalten haben, indem er von der Zerstörung Juvavias durch dieselben spricht. Als nördliche Nachbarn dieser Heruler nennt er die Thüringer.

d) Endlich läßt sich der Beweis auch negativ bekräftigen. Es war dem Könige der Ostgothen darum zu thun, einem Kriege mit den Franken zuvorzukommen. Deswegen ist ihm an der Aufrechthaltung der zwischen seinem Reiche und jenem Chlodwigs wohnenden drey Völkerschaften, nämlich der



Heruler, Thüringer und Warner, gelegen. Die Wohnsitze der Thüringer und Warner nahmen die Gegenden nördlich von der Donau bis an die Weser ein. Die Heruler müssen also nördlich oder südlich von diesen Gegenden gewohnt haben. Allein nördlich ist das Land bereits im Besitze der Sachsen oder Friesen. Also bleibt nur die südliche Gegend, nämlich Bajoarien als das den Herulern anzuweisende Land, so wie denn auch der dem Könige dieses Volkes von Theodorich zugesicherte Schutz auf entfernte Wohnsitze nicht passen würde.

§. 4.

Eine Stelle bey Isidor (hist. Goth.) in Verbindung mit einer andern Stelle des Panegyrikers Ennodius (Pan. c. 10.) enthält die Nachricht, daß nach Odoacers Untergang sein Bruder Aonulf noch einen Krieg gegen Theodorich gewagt habe, und zwar mit Hülfe Herulischer Schaaren. Dieser Aonulf, oder Wulf, war nach seines Vaters Eticho Tod Beherrscher der Skyren geworden, welche, wie schon berührt, mit den stammverwandten Herulern von den Gothen heraufgedrängt worden waren. Schon das Gesetz der Blutrache mochte den Aonulf vermocht haben, dem Theodorich den Tod seines Bruders Odoacer an der Spitze der Heruler und Skyren mit einem Kriege zu vergelten. Allein er wurde besiegt und wieder in die Donaugegenden zurückgedrängt.

Nun mochte einerseits die Tapferkeit Aonulfs den großen König vermocht haben, — und mancher Ausdruck des bekannten Briefes läßt dieses vermuthen, — den Besiegten durch Adoption und Uebersendung prächtiger Waffen zu ehren, anderseits lag es seiner Politik nahe genug, ein freundschaftliches Verhältniß mit den jenseits des römischen Limes wohnenden Herulern und Skyren, ferneren Kriegen mit diesen so tapfern als kühnen Völkern vorzuziehen, um so mehr, als er gegen die mächtigen Franken der Bundesgenossen bedurfte. Aus diesem Allen ergiebt sich nun aber, daß der König, an welchen die schon öfter erwähnten Schreiben des Gothen-Königs gerichtet sind, nicht wohl ein anderer seyn kann, als eben der genannte Aonulf.

Hiemit stimmt denn auch die Zeitrechnung vollkommen zusammen; denn jene Briefe müssen zwischen den Jahren 495 und 505 geschrieben seyn. Und gerade in diesem Jahrzehent stand Aonulf an der Spitze der Heruler und Skyren.

§. 5.

Also Eticho und Wulf (Aonulf) sind uns als Fürsten der Skyren bekannt.

Eticho und Welf sind auch die Namen, welche in dem spätern Welfischen Hause häufig abwechslungsweise vorkommen.

Schon aus dieser Vorkommenheit läßt sich auf eine Abstammung dieser spätern Welfen von jenem skyrischen

Fürstengeschlechte der Schluß ziehen. Nicht einem Zufalle. nicht einer Willkühr, darf eine solche Wahl zugeschrieben werden — am wenigsten in einer Zeit, welche die Abstammung so hoch in Ehren hielt.

Aber dieser Schluß wird auch noch bekräftigt durch das Besitzthum der Welfen. Diese sind Herrn im Vinstgau (vallis venusta), Herren an den Engpäßen bey Füßen (in faucibus alpium juliarum); Ammergau und die Gegend von Skyrantia ist ihr Patrimonium. Von hier aus dotiren sie die Klöster Rotenbuch und Steingaden, und stiften Ettal, Ettichos-Thal, und jener Welfe Etticho, Vater der Kaiserin Judith, reitet aus Unmuth über seinen Sohn, der sich zum Vasallen hingegeben, in den Skyrenwald, in die einsame stille Umbiego: so lauter war sein Stolz auf seine königliche Abkunft!

Ein Welfe war auch jener Comes Bajoariorum in Botzen und Herr der dortigen Kastelle, welcher mit dem Herzoge von Trident in Krieg gerathen.

Ein Olfigand (Wolfhart) streitet mit bajoarischen Schaaren wider die Longobarden. Ein Gundo-(Gunzo-) bald ist der Sohn Grimoalds, der Bruder der Theodolinde (590), ein Gunzo praefectus Augustae provinciae et Rhaetiae, fördert die Stiftung des Klosters St. Mang bey Füssen, ein Rudolf, Gemahl der Idda, wird Vater Welfs genannt, obigem Gunzo folgt Cathicus (Etticho) in seinem Amte nach. Udo, der Bruder Rodoalds, wird dux fori juliani genannt, und dieser Rodoald ist Stammvater der Welfen in Alemannien. Udo ist gleichlautend mit Udalbert, und kommen die Udalberte und Rudolfe, so wie Welf und Etticho im Geschlechte dieser mächtigen Fürsten, wie schon angedeutet, immer wieder vor, früher und später; denn auch im X. Jahrhundert heissen Heinrich des Welfen Söhne Etticho, Rudolf und Conrad, und vertauschte Conrad, welcher Bischof in Constanz war, seine ererbten Hausgüter gegen jene seines Bruders Rudolfs, die da gelegen waren in Rhätien und Elsaß. Denn schon vor Carl des Großen Zeit blühten die Welfen in Alemannien und Elsaß, und hatten ihr Panier über den Jura nach Burgund getragen, und rühmen sich die Häuser Habsburg, Zähringen und Lothringen der Abkunft von diesem Stamme. Aus Burgund kehrte nun auch jener Otkar (Odeacar) zurück, kam in seine Stammlande gemeinschaftlich mit seinem Bruder Adalbert, um das Kloster Tegernsee auf seinem Patrimonium zu stiften. In diesem Sinne klärt sich nun auch jene Stelle in den ältesten Annalen dieser Abtey auf, wo es heißt, die Stifter seyen gewesen de partibus Noricorum, Carolo Magno consanguinei, quorum Adalbertus novem comitatus possedit in Bavaria, alter vero Otcar ducatum tenuit in Burgundia!

Doch wir wollen hier Umgang nehmen von diesen großen Herrlichkeiten des Welfischen Hauses in den Alemannischen Gauen und den Ländern jenseits des Rheins und nun in Betracht nehmen ihr Patrimonium und Allode in den Ursitzen dieses Fürstenstammes, nämlich in Rhätien und Bajoarien. Hier finden wir sie begütert in den Gegenden jenseits des Brenners, durch das Innthal herab bis herüber nach Ettal, Tegernsee, Ammergau, Wolfratshausen, und westlich in dem Vinstgau in den Julischen Alpen, in Graubündten bis Füßen und entlangs des Lechs.

Woher käme nun den spätern Welfen dieses Besitzthum, gerade in den Gegenden, von welchen aus jener Welf, Odoacers Bruder, an der Spitze der Skyren und Heruler wider Theodorich in den Krieg gezogen, gerade in den Gegenden der Skyrnitz und des Skyrenwaldes, wenn sie nicht Nachkommen dieses Welfs gewesen, der ein Fürst der Skyren war?

## §. 6.

Wenn aber die Welfen von jenem Welf, dem Bruder Odoacers, und Sohne des Skyrenfürsten Etticho abstammen, so sind sie auch nothwendig eines und desselben Geschlechtes mit den Agilolfingern.

Und hierauf weiset nun unter andern das Zeugniß des Theganus, eines Zeitgenossen Carl des Großen hin, welcher sagt: „Ludovicus (rex) accepit filiam Welfi ducis, qui erat de nobilissima stirpe Bajoariorum.“ Theganus, der wohlunterrichtete, nennt hier ausdrücklich jenen Welf einen Agilolfinger.

Und der heil. Friedrich sagt zu König Ludwig: Habes conjugis loco Juditam tibi sanguine propinquam, Guelphi Bavarorum ducis filiam.

Und aus diesen Zeugnissen entnehmen wir denn:

1) eine nahe Stammverwandtschaft zwischen den Welfen und Agilolfingen, und der erstern durch die letztern mit den Carolingen; und
2) umgekehrt auch eine Bestättigung der gemeinschaftlichen Abkunft dieser beyden Fürstenhäuser von Etticho, dem Könige der Skyren.

## §. 7.

Wenn nun aber gleich die Welfen mit den Agilolfingern ihren Ursprung gemeinschaftlich bis auf jenen Etticho, den Fürsten der Skyren, und jenen Welf, König der Heruler, hinaufleiten, so ist doch die Stammlinie der Agilolfinger die bevorzugte, und also höchst wahrscheinlich die von dem erstgebornen Sohne Wulfs auslaufende. Wenn also einerseits agilolfingisches Patrimonium und Allode an den Skyrischen Ursitzen vermischt mit Welfischen vorkommt, so tritt nun zu Gunsten der Agilolfingischen Linie auch noch das hinzu, was einem Könige der Heruler zukömmt. Daß die Heruler das prädominirende unter den Völkern gewesen, welche von den Gothen herausgedrängt, sich in Bojoarien niedergelassen, geht schon aus dem Zusammenhalte dessen, was wir von der Geschichte dieses Volkes wissen, — ganz bestimmt aber aus dem Umstande hervor, daß Theo-

dorich in seinem Schreiben den Fürsten der in Bajoarien wohnenden Volksstämme einen König der Heruler nennt. A potiori fit denominatio. Theodorich hatte die großen Eigenschaften Wulfs in dem Kriege kennen gelernt, welchen dieser Fürst der Skyren und Heruler, um die Ermordung seines Bruders Odoacer zu rächen, gegen die Ostgothen unternommen, er hatte ihn besiegt, ja entwaffnet, und das bajoarische Land, so weit das Gebirge reicht, militärisch besetzt. Allein er wußte — selbst groß, die großen Eigenschaften seines Feindes zu ehren; und als Chlodwig seine drohende Macht entwickelte, als es galt, einem gefährlichen Kriege gewachsen zu seyn, benützte der Beherrscher der Gothen diesen Moment, sich die Bajoarier aus Gegnern zu Bundesgenossen zu machen, und die Freundschaft ihres Königs Wulfs dadurch zu gewinnen, daß er ihn zum Sohne adoptirte, und ihm ein herrliches Geschenk von Waffen übergeben ließ, — von Waffen, die nach den Worten seines Briefes hindeutend auf die von Seite der Franken drohende Gefahr, den Bayern sowohl als den Gothen zum Schutze zu gereichen haben werden.

Von diesem Wulf, — dem Fürsten der Heruler sowohl als der Schyren, ist auf seine Nachfolger — die Agilolfinger — all das Besitzthum übergegangen, über welches diesen, als den Beherrschern des Landes, das Verfügungsrecht zustand. Und ergibt sich denn hieraus unter andern auch die Deutung der Notizen, die wir über die Vergabung so vieler Güter an die Stiftungen im salzburgischen Lande, und über die Fundation des salzburgischen Erzstiftes selbst durch die Agilolfinger besitzen. Denn hier vorzüglich, an dem Inn und den Gebirgen und an der Salza hatten die Heruler ihre Wohnsitze genommen, so wie wir denn aus St. Severins Biographie namentlich wissen, daß sie ihr Ankommen in dieser Gebirgsprovinz, freylich etwas unfreundlich, durch Zerstörung des römischen Juvavias denkwürdig gemacht.

§. 8.

Diese Zerstörung Juvavias und die Gründung des salzburgischen Erzstiftes auf den Ruinen dieser römischen Kolonie soll nun auch in Zusammenhalt mit zwey wichtigen Begebenheiten gebracht werden, welche in den ältesten Aufzeichnungen dem VI. Jahrhunderte zugerechnet werden. Die eine von diesen ist der von mehreren Chronisten gemeldete Wiedereinzug der Noriker an der Spitze ihres Fürsten Theodo, in das Land, aus dem sie vertrieben worden waren, und ein von diesem Fürsten bey Oetting über die Römer erfochtener Sieg. Die zweyte jener Begebenheiten ist die Ankunft des heiligen Ruprechts in Bayern.

Was nun jenes Wiederhereinziehen der Noriker in die verlassene Heimath und die in das Jahr 520 gesetzte Besiegung der Römer bey Oetting betrifft, so waltet hier offenbar ein Zeitverstoß ob. Da nämlich im VI. Jahrhundert keine Römer mehr in Bayern vorkommen, muß diese Begebenheit auf ungefähr ein halbes Jahrhundert hinaufgerückt werden. Hier stimmt sie dann offenbar mit dem Einmarsche der Heruler und Skyren überein, welche, wie wir aus der Lebensgeschichte des St. Severins wissen, um das Jahr 474 auf ihrem Zuge Juvavia zerstörten. Die bezeichnete Schlacht gegen die Römer in der Gegend von Oettingen mußte dieser Zerstörung nothwendig vorausgehen. Auch haben die meisten Entdeckungen wirklich Spuren eines solchen Schlachtfeldes in der bezeichneten Gegend zu Tage gebracht, wie erst kürzlich in einem akademischen Vortrage des Hrn. Legationsraths von Koch-Sternfeld näher erörtert worden ist.

Die Bemerkung, daß ein Theodo an der Spitze der hereinziehenden Römer gefochten, und daß diese Stämme hier ihre verlassene Heimath eigentlich nur wieder erobert, lassen wir vorläufig auf sich gestellt bleiben.

§. 9.

Daß das Ankommen des heiligen Ruprechts in Bayern in das Ende des VI. und des VII. Jahrhunderts falle, nämlich gegen das Jahr 580, ist in einer diesem Gegenstande gewidmeten Abhandlung des Benediktiners H Michael Filz kürzlich mit so siegenden Gründen nachgewiesen worden, daß ich mich füglich hierauf berufen kann.

Die Hauptschwierigkeit scheint bey dieser Annahme einer so frühen Ankunft St. Ruprechts in Bayern darin zu liegen, daß ausdrücklich gemeldet wird, „quidam dux Bawariae regionis Theoto“ habe St. Severin zu sich gerufen, und auf das feyerlichste in Regensburg empfangen. Da nun gleichzeitig ein Garibaldus rex Bajoariorum historisch bekannt ist, so muß angenommen werden, daß auch gleichzeitig neben diesem Garibald ein Theodo in Bayern Fürst gewesen sey.

Aber dieser Annahme stehen nun auch eben keine gegründeten Bedenken entgegen. Denn da mehrere Abtheilungen von Herulern und Skyren gleichzeitig herauf gezogen waren, um die ursprünglich von den Bojern bewohnten Gegenden in Besitz zu nehmen (wie wir daraus entnehmen, daß sich an der Donau sowohl, als in Tyrol, Skyrische und Herulische Ortsbenennungen finden), so kann sehr wohl neben jenem Wulf, der an der Spitze des Hauptheeres der Skyren das Gebirge besetzt hatte, auch ein zweyter — wohl aus demselben Fürstenhause stammender Führer, mit einer andern Abtheilung von Skyren sich im nördlichen Bayern niedergelassen haben.

Auch kann es der Fall seyn, daß sich erst später der Herrscher-Stamm in zwey regierende Linien getheilt habe.

(Schluß folgt.)

# Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 16. August.

Nro. 163. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1836.

Intelligenzblatt.


## Königliche Akademie der Wissenschaften.

In der Sitzung der historischen Classe am 2. July d. J. hielt der Sekretär derselben, Max Freyherr von Freyberg folgenden Vortrag.

## Ueber die Agilolfinger.

(Schluß.)

Diese Annahme von zwey gleichzeitig im damaligen Bayern regierenden Fürsten, stimmt auch mit dem, was wir über die politische Geschichte jener Zeit wissen, vollkommen überein. Zwar wird die in Regensburg residirende Linie zu jener Garibalds von den Chronisten in ein feindseliges Verhältniß gestellt. Diese Chronisten nennen übrigens einstimmig den Theodo als den ersten Fürsten der Bajoarier, auf welchen Odilo gefolgt, der durch Garibald verdrängt worden sey, bis die fränkischen Könige den Fürsten der Theodonischen Linie wieder zur Herrschaft geholfen. Ein solches feindseliges Verhältniß zwischen zwey Linien desselben Fürstenhauses, kömmt nun leider in der Geschichte nur zu oft vor, und wird hier noch durch die geographische Lage der jeder dieser Linien zukommenden Provinzen motivirt. Die Linie Garibalds erhielt nämlich nach dem Sturze der Ostgothen die Longobarden zu sehr gefährlichen Nachbarn im Gebirge, während die sich über die Donau und den Nordgau erstreckende Provinz des Theodonischen Zweiges, nach der Ueberwältigung der Thüringer nun von den siegreichen Franken das Meiste zu fürchten hatte. Daher ist das sich Anschließen Garibalds an die Longobarden eben so erklärbar, als die durch die Macht der Gefahr den Theodonen abgezwungene Freundschaft mit den Franken. Auf diese Freundschaft scheint nun auch jene Stelle in der Lex Bajuwarorum hinzuweisen, welche lautet: „Dux (illorum) semper de genere Agilolfingorum fuit, quia sic Regis Antecessores natiui concesserunt eis qui fideles Regi fuerunt.“ Also jene Linie des Agilolfingischen Hauses, welche mit den Franken in ein Bündniß getreten war, wurde bey dem Regimente gehandhabt. Dieses weist nun ferner offenbar auf jenen von den Franken in der zweyten Hälfte des VI. Jahrhunderts gegen die Longobarden geführten Krieg hin, bey welchem der mit Autharis innigst verbundene Garibald auf Seite des letztern getreten war, und hierdurch mit seinen eigenen — den Franken verbündeten Stammgenossen in einen Krieg verwickelt wurde, in Folge dessen er aus Bayern verdrängt worden ist, bis er später gleichwohl wieder zur Herrschaft gelangte.

§. 10.

Ein näheres Verhältniß zwischen Garibald und den Langobarden kann übrigens nicht vor dem Jahre 568 statt gefunden haben, da erst um diese Zeit die Langobarden das nördliche Italien besetzt haben. Es ist also noch der Zeitraum vom Jahre 526, in welchem Theodorich gestorben, bis zum Untergange des Ostgothischen Reiches in Betracht zu ziehen.

In diesen Zeitraum fällt vor Allem die Besiegung der Thüringer unter Hermanfried, durch Dieterich den König der Franken, wodurch die fränkische Oberherrschaft nun unmittelbar bis an die Gränze Bajoariens vorgerückt wurde. Von einer Ueberschreitung dieser Gränze von Seite Dietrichs wird aber von keinem Annalisten Etwas gemeldet. In dem Ostgothischen Reiche war auf Theodorich Athalrich, und auf diesen Theodat, und bald darauf Vitiges (537) gefolgt, welchen Justinian durch Belisar bekriegte, und ihm hiedurch Anlaß gab, die Hülfe der Franken, unter Verzichtung auf alle gothische Herrschaft diesseits der Alpen, nachzusuchen. Hierauf ist im Jahre 539 Dietrich wirklich mit einem starken Heere durch Ligurien in die Lombardey gezogen. Allein da es den Franken mit diesem Kriege nicht Ernst gewesen, und Italien von ihnen bald wieder geräumt wurde, endigte derselbe mit einem völligen Triumphe Belisars, und der Hinwegführung des Vitiges nach Constantinopel. Bald darauf wählten die Ostgothen den Ildibald, einen Neffen des Westgothischen Theudis zum Könige, welchem nach kurzer Frist Totilas gefolgt ist, der die

nächsten zehn Jahre fast beständig gegen die Feldherrn Justinians Belisar und Narses zu kämpfen hatte. Denn Justinian gab den Gedanken und die Anstrengung nicht auf, das römische Reich in Italien aufrecht zu erhalten, und zu diesem Zwecke die Ostgothen durch fortgesetzte Kriege gänzlich aufzureiben. Dieses ist ihm auch zuletzt um so mehr gelungen, als die Franken den Gothen eine ergiebige Hülfe nicht leisten konnten, oder nicht leisten wollten. Und so ist denn das ostgothische Reich, nachdem sein letzter König Tejas in einer Schlacht gefallen war, untergegangen, und das nördliche Italien bis zum Eindringen der Langobarden wieder vorübergehend unter römische Oberherrschaft zurückgekommen.

Von einer nähern Verbindung, oder einer Theilnahme der Bajoarier an den Kriegen der Ostgothen während dem Verlaufe des eben besprochenen Zeitraums, ist nirgends die Rede. Eben so wenig aber auch von einer Bekriegung oder Ueberwältigung Bayerns durch die Franken.

Die erste Besiegung der Thüringer fällt in das Jahr 528, allein noch 25 Jahre lang hatten die fränkischen Könige gegen die Thüringer bis zu deren völligen Unterwerfung zu kämpfen. Es ist auch nicht anzunehmen, daß in der ersten Hälfte des VI. Jahrhunderts ein Kriegszug der Franken gegen die Bayern habe unternommen werden können; da die Könige der Franken während dieses Zeitraums theils mit Kriegen unter sich selbst in den gallischen Pyrenäen, theils mit der Unterwerfung der Burgunder, theils mit Einfällen in das obere Italien, hinreichend beschäftigt waren.

## §. 11.

Da einerseits die Gränzen des fränkischen Reiches im Norden bereits bis in die Nähe der Donau und Naab vorgerückt worden, — und im Südwest die Könige der Ostgothen ihre Herrschaft über das Rhätische Gebirg aufzugeben gezwungen waren, so hat sich ein überwiegender Einfluß der fränkischen Macht auf das Bajoarische Fürstenhaus während des zuletzt besprochenen Zeitraums wohl von selbst schon geltend machen müßen. Aber erst während der Herrschaft der Langobarden im obern Italien hat dieses Verhältniß zwischen den bayerischen und fränkischen Herrschern eine bestimmtere Gestalt angenommen. König Garibald hatte nun wieder eine festere Stütze gewonnen, um Bayerns Unabhängigkeit den Franken gegenüber aufrecht zu erhalten. Diesen letztern aber lag, da es — wie unvermeidlich war, über bald zu einem Kriege mit den Langobarden kam, Alles daran, die Bajoarier von den Langobarden getrennt zu wissen. Der Versuch, diese Trennung auf freundschaftlichem Wege, nämlich durch die Vermählung der Waltrade mit Garibald zu erwirken, führte nicht zum Ziele, vielmehr trat der König späterhin mit den Langobarden durch Vermählung seiner Tochter Theodolinde mit Autharis in die engste Verbindung. Es mußte also wohl



zuletzt zu einer Entscheidung durch die Waffen kommen. Gleichwohl geschah dieses nicht vor dem Jahre 598. Erst damals wurde, wie sich aus der Vergleichung der besten Zeugnisse ergibt, Garibald durch Childebert und mit Gewalt aus Bayern verdrängt.

Garibald hat nach dem Zeugnisse Fredegars und Paul Diakons Söhne hinterlassen (Grimoald und Gundoald), aber keiner derselben ist ihm in der Regierung gefolgt. Vielmehr ist nun Tassilo Herrscher über Bayern geworden unter Zustimmung des fränkischen Königs.

Daß auch dieser ein Agilolfinger gewesen, geht schon aus dem bereits angeführten Titel der lex Bajowarorum hervor. Eben so ist durch andere bewiesen, daß noch um das Jahr 580 ein Theodo im nördlichen Bayern regiert. Wir können also nicht umhin, in Verfolg der früheren Zusammenstellung in diesem Thassilo einen Nachkommen dieses Theodo zu erkennen. Diese Annahme ist auch durch die ganze politische Lage jenes Zeitpunktes verbürgt. Der Vater hatte sich den Franken zu gefährlich gezeigt, als daß dem Sohne die Succession in die Regierung hätte zugestanden werden können. Diese ist also auf die dem fränkischen Königshause verbündet gebliebene Theodonische Linie übergegangen „sic concesserunt Reges (Francorum) eis qui de genere illorum (Agilolfingorum) fideles regi erant. (Lex Bajuw. T. 3. c. 1.)

## §. 12.

Fassen wir aber den hohen Namen Agilolfinger fester ins Auge, zurück forschend nach seinem Ursprunge und Herkommen, so werden wir hinangeleitet zu dem gothischen Heldenhause der Amaler. Denn es führen die Könige der Ostgothen ihren Stamm bis zu Agiulf, dem Vater Ediulfs, Waldulfs, Hermannrichs und Ansilas; und ist der große Theodorich, der Sohn Theodomirs, im vierten Gliede von Agiulf entsproßen.

Zwar gehören unserer Erörterung zu Folge die bajoarischen Agilulfinger dem Volke der Skyren und Heruler an, und frägt sich also, wie wir sie an die Gothen hinanbringen? Aber die nahen und engen Verhältnisse der Skyren und Heruler zu den Gothen bedürfen wohl keiner weitwendigen Erläuterung. Vor allem gehören sie schon derselben Völkermasse an, die von den nordischen Küstenländern ihre kriegerischen Schaaren unter kühnen Stammhäuptern in alle übrigen Theile Europas entsendete, zum größten Theile aber sich späterhin entlangs der Donau niedergelassen hat. Dahin gehören (nach dem Zeugnisse des Plinius, Tacitus und Ptolomäus u. a.) auch die Rugier, Warner und Burgundionen; und mit den Gothen, ihren ursprünglichen Volksverwandten, zogen auch die Heruler und Skyren an die Donau und wir finden sie zusammen in Pannonien. Aber immer waren es Gothen, die das Uebergewicht behaupteten, und die Könige aus dem an Helden reichen Hause der Amaler, der Unbefleckten, waren wie Wesen höheren Ranges geachtet, und auch von

edlem Stolze auf ihre Würde und Abkunft durchdrungen. Nicht immer sind aber die Ursprungs sich verwandten Völker in freundschaftlichen Verhältnissen unter sich geblieben, sondern in vielfältigen Kriegen haben ihre Könige wechselseitig um die höchste Macht gebuhlt, oder um Blutrache in Familienzwisten das Schwert geführt. So hat der dem großen Alexander vergleichbare Hermanrich die Heruler unter ihrem Fürsten Alarich unter sich gebracht. Später hat Walamir einen Theil der Skyren fast gänzlich vertilgt. Und doch sind es gerade die Heruler und Skyren gewesen, die zuletzt das Reich der Ostgothen überdauert haben.

Bey solchen Verhältnissen ist es wohl nicht befremdend, bey Kriegsschaaren, die aus derselben Völkermasse hervorgehen, auf eine Verwandtschaft ihrer Führer zurückzuschließen; nicht befremdend auch, daß wir mit dem Ursprung unseres Agilolfingischen Herrscherhauses auf jenes der gothischen Fürstenhäuser hinan wollen. Haben doch außer den Agilolfingern, so viele der in den ersten Jahrhunderten unserer vaterländischen Geschichte uns entgegentretende Namen, gothische Klänge, besonders wenn wir die Langobarden und Thüringer als gleichfalls zu jener Völkermasse gehörend hinzunehmen.

Schon der erste der Könige des Langobardischen Volkes wird Ago genannt, der sich mit den Seinen zuerst in Skyringa (Uferland) niedergelassen. Ihm folgte Agilmund, und heissen die spätern langobardischen Fürsten und Fürstinnen Audoin, Gisulf, Authar, Odoald, Tato, Wacho, Ariwald, Rothar, Garibald, Grimoald, Gundoald, Gisulf, Cunibert, Reginbert, Liutpert, Liutprand, Luitperga, Walderada, Gisa, Sigibrand, Adalgisus, lauter in den bayerischen ältesten Urkunden vorkommende Klänge. Einer der langobardischen Könige heißt aber buchstäblich Agilolf, und wird von Rothar, seinem zweyten Nachfolger, ein Thüringer genannt. Wie oft kömmt nun ferner der gothische Name Theodo uns nicht in dem bayerischen Lande entgegen; und wie weisen nicht absonderlich alle jene aus Wulf zusammengesetzten Namen auf gothische, skyrische, herulische Abkunft hin, so wie denn selbst der westgothische Theodorich den dort überwundenen Sueven einen Agilulf zum Könige gegeben.

Daß Theodorich dem Thüringer Hermanfrid seine Nichte zur Frau gegeben, wissen wir; auch der Name Hermanfrid ist gothisch, und mag wohl diese Volksabtheilung sich von dem Gothischen Stammführer Thuro genannt haben. Es sprechen auch viele Gründe dafür, daß unter den Turcelingern die Thüringer zu verstehen seyen. Wir treffen sie im Kriege mit den in Osten wohnenden Gepiden und ihre Könige heissen Athanarich, Baderich, Hermanfrid, Bertar ꝛc. lauter gothisch-longobardische Klänge.

Es müssen überhaupt bey jener großen Wanderung der Völker mehrere Perioden unterschieden werden, deren erste ganz in den Anfang der christlichen Zeitrechnung fällt, und germanische Stämme nach Deutschland gebracht hat. Die zweyte Wanderung aber, welche etwa zweyhundert Jahre später fällt, so wie eine spätere dritte hat suevisch-gothische Völkerstämme nach Deutschland hereingeführt. Auch dieses ist wieder nicht so zu verstehen, als hätte die ganze suevisch-gothische Völker-Masse sich allzumal über die deutschen Provinzen ergossen; sondern zeitweise sind einzelne kriegslustige Heere verschiedener, wenn gleich verwandter Stämme nach dem Südwesten aufgebrochen. Später sind andere nachgerückt, nachdem sie Kunde von dem Erfolge der Ihrigen bekommen, oder auch durch Ueber-Völkerung ihrer Heirath Anlaß genommenen ihr Glück nach Auswärts zu versuchen.

Und so haben sich denn so manche Stämme, die ursprünglich in dem nördlichen Europa zusammengewohnt, in den südlichern Gegenden wieder angetroffen. Am frühesten und westlichsten scheinen die Warner, Thüringer und Burgundionen vorgerückt zu seyn; darauf die Gothen, Skyren, Heruler und Rugier nach Südost; am spätesten kamen die Langobarden. Als daher Theodorich am Ende des fünften Jahrhunderts sich zum Kampfe gegen die Franken gefaßt machte, konnte er wohl mit Fug jene Briefe an die Könige der Heruler, Thüringer und Warner, als an Völker richten, die ursprünglich den Gothen angehörten, und deren Fürsten zu dem Hause der Amaler in so nahen und in verwandtschaftlichen Verhältnissen standen. Und daher ist jene Adoption des Königs der Heruler durch den genannten Theodorich nur um so sachgemäßer zu erklären.

Ich meine hierauf nicht ein genealogisches Schema der skyrischen Agilolfinger begründen und Glied für Glied eine Abstammung des letzten Tassilo bis zu dem Amaler Agiulf hinaufführen und dokumentiren zu wollen. Aber so viel scheint nur aus dem Erörterten mit Fug abgeleitet werden zu können, daß unsere Agilolfinger nicht Bojer, nicht Kelten, nicht Franken sind, sondern Gothischen Wesens, in so weit denn auch die Skyren und Heruler, nebst den Thüringern, Warneren und Langobarden, mit den Gothen gleichartig und eines ursprünglichen Herkommens sind.

Aber auf Eines muß ich gleichwohl aufmerksam machen. Agilulf, der König der Langobarden, war nach dem ausdrücklichen Zeugnisse seines (zweyten) Nachfolgers Rothars, aus dem Thüringischen Fürstenhause. Nun kömmt in dem Kriege zwischen den Gepiden und Langobarden, der während Justinians Zeit in Pannonien geführt wurde, ein Dux Amalafrid, der Sohn des Thüringen Hermanfrids vor, welcher schon seinem Namen nach dem Hause der Amaler angehört, wenn nicht auch Procopius ausdrücklich hinzu setzte: vir Gothus et nepos Amalafridae sororis Theodorici Regis. Hieraus ergibt sich wohl mehr als eine bloße Wahrscheinlichkeit, daß der Stamm der Agilulfe dem Hause der gothischen Könige verwandt ist.

Im meyne ferners auch nicht, daß nun die gesammte Bevölkerung Bayerns während der Herrschaft der Agilolfinger bloß nur aus Skyren und Herulern bestanden habe. Wenn bey den alten Schriftstellern von der Besitznahme eines Landes durch irgend ein genanntes Volk die Rede ist, so darf das nicht so gedeutet werden, als sey nun eine ganze Nation von hunderttausenden in ein ganz ödes Land hereingezogen, oder habe sämmtliche frühere Bewohner vertilgt oder ausgetrieben. Es waren solche Züge meist nur Züge eines bewaffneten Heeres mit ihrem Feldherrn an der Spitze, welcher nun von der Herrschaft, vorzüglich durch Besetzung aller festen Orte mit Gewalt der Waffen Besitz nahm, und sofort seine Dynastie — so lange nicht ein stärkerer kam, eben auf diese Gewalt der Waffen und den Beystand seiner Gefolgschaft begründete. So verhielt es sich in Bayern schon zuerst mit den Römern; und nachdem hier im fünften Jahrhundert bey dem Verfalle der römischen Macht Alemannen und Thüringer einige Zeit hindurch nur verwüstende Einbrüche gemacht, waren es Fürsten und Feldherren eines mächtigen Heeres von Skyren und Herulern, die unter Vertreibung der letzten Römer festern Fuß in dem Lande gefaßt, und getheilt in eine gedoppelte Herrscherlinie im nördlicher Regensburg und im südlichern Freysing ihre Residenz genommen.

## §. 13.

Einem Einwurfe will ich hier schon vornhinein begegnen: Es ist eine bey gewichtigen Historikern gangbare Meynung, daß die Agilolfinger fränkischen Ursprunges, und durch König Klotar in der Person Garibalds in die Herrschaft über Bayern eingesetzt worden seyen. Ich kann mich bey meiner bisher erörterten Ansicht der Dinge nicht mit dieser Meynung vereinigen, ich gaube aber zudem, daß selbst dann, wenn es seine Richtigkeit hätte, daß mit Garibald die Agilolfinger in Bajoarien eingeführt worden seyen, der Stamm dieses Garibalds gleichwohl nicht fränkischen, sondern gothischen Ursprungs sey. Ich berufe mich in dieser Beziehung auf eine Stelle des Idatius, in welcher es heißt: (Im Jahre 425) per Aetium Comitem haud procul de Arelate quaedam Gothorum manus extinguitur, Aonulfo optimate eorum capto."

Dieser Aonulf war mit dem westgothischen Könige Theodorich nach Gallien gezogen, und da er nun hier in Gefangenschaft gerieth, so müssen wir annehmen, daß er daselbst geblieben und sich eingebürgert habe, weil es nur auf diesem Wege erklärbar ist, späterhin mehrere Männer des Agilolfingischen Namens im fränkischen Reiche anzutreffen. Ja es scheint, daß die Nachkommen dieses Aonulfs sich bey den Franken zu hohen Ehren erschwungen, und in die Familie ihrer Könige aufgenommen worden seyen. Dahin deutet unter andern jener Rodoald, *) von welchem Fredegar meldet (c. 52.): Chrodoaldus quidam ex proceribus de gente nobili Aglufingica apud Austrasios nomine" — und Aimon (L. IV. c. 11.) „Rotoald majoribus apud Austrasios direptioni rerum Studens alienarum, superbiae deditus, elationis plenus etc." Auf diesem Wege auch nun bekommen wir Licht für die Stelle des Paul Diacons, in der es heißt: Waldrada (Wacchonis filia) sociata est Regi Francorum, quam ipse odio habens, uni ex suis, qui dicebatur Garibald, in conjugium tradidit.



Also selbst angenommen, daß die Agilulfinger erst durch den König der Franken zur Herrschaft in Bayern gelangt waren, so sind sie durch dieselben immer wieder nur zu den Ihrigen zurückgeführt worden. Denn daß jener durch Gefangenschaft nach Austrasien gerathene Aonulf, von welchem wir die in Franken vorkommenden Agilulfe ableiten müßten, gothisch-skyrischen Stammes war, geht aus der Vergleichung des Angeführten wohl überzeugend genug hervor. Hier in Bajoarien wären in diesem Falle die Agilolfinger mit ihren Familien-Genossen, den Welfen, die wir von jenem skyrischen Aonulf, der gegen Odoacer gestritten, abgeleitet haben, wieder zusammen getroffen.

Freyberg.

*) Auf die Verhältnisse dieses Mannes wirft folgende Stelle der Vita S. Columbani c. 24. einiges Licht. (Columban, aus Burgund vertrieben, kommt nach Tours zum Bischof Leupasius.) Interrogatus, cur retro ad patriam repedaret, respondit: canis me Theudericus a fratribus meis abegit. Tunc unus e convivis, Chrodoaldus nomine, qui amitam Theudeberti regis in conjugio habebat, regi tamen Theuderico fidelis erat, hic viro Dei humili voce respondit: se melius esse lac potare quam absinthium. Cui vir Dei: cognosco, ait, te regis Theuderici foederis jura servare velle. At ille fatetur, se foedus fidei promisisse quam diu viveret observare. (Amita ist hier gewiß irrig; denn eine Vatersschwester Theudeberts wäre es auch von Theuderich, seinem leiblichen Bruder, gewesen.) Man sieht aus dieser Stelle den Grund des Widerwillens der pipinischen Familie, durch welche Theuderichs Geschlecht gestürzt wurde, gegen Chrodoald, welcher sich zu Theuderich hielt, ob er gleich mit Theudebert verwandt war und dem Reiche Auster angehörte. Es ist bemerkenswerth, daß zu der Zeit, da die Agilolfinger in Bayern herrschten, ein Zweig derselben auch Besitzungen in der Nähe des Rheins hatte. Fredeg. 87. Sigibertus (II) Rhenum cum exercitu transiens . . . primo in loco filium Chrodoaldi, nomine Farum, qui cum Radulfo unitum habebat consilium, exercitus Sigiberti trucidans rupit ipsumque interfecit: omnem populum hujus Fari, qui gladium evasit, captivitati deputant.

A. d. R.

# Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 17. August.

Nro. 164. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1836.


C. Plinii Secundi Naturalis Historiae libri XXXVII. Recognovit et varietatem lectionis adjecit Julius Sillig. Vol. I. 1831. XVI u. 439 S. Vol. II. 1832. 380 S. Vol. III. 1834. 488 S. Vol. IV. 1835. 448 S. Vol. V. Adduntur excerpta codicis Bambergensis cum adnotatione Ludovici de Jan. 1836. XX und 507 S. Lipsiae sumptibus B. G. Teubneri.

---

Obgleich die einzelnen Theile dieser Ausgabe das Plinius gleich nach dem Erscheinen derselben von dem Ref. bereits in einer andern Zeitschrift angezeigt worden sind, so konnte er doch nicht umhin, der an ihn ergangenen Aufforderung der Redaction der Gelehrten Anzeigen zu Folge, sie jetzt nach ihrer Vollendung im Ganzen einer nochmaligen Beurtheilung zu unterwerfen, da sie für die wissenschaftlichen Bestrebungen unserer Zeit, so anspruchslos sie sich auch im Aeusseren ankündigt, doch in mehr als einer Hinsicht bezeichnend ist. Es verdankt nämlich diese Ausgabe ihre Entstehung einem Bedürfnisse, das sich am deutlichsten in dem Wunsche der Gesellschaft der deutschen Naturforscher, eine Ausgabe dieses Schriftstellers als ein nationales Document der gelehrten Forschungen Deutschlands zu veranstalten, ausgesprochen hat, indem sich hierin unläugbar zu erkennen gibt, daß dasjenige Werk, welches im Mittelalter und in den ersten Jahrhunderten nach dem Wiederaufleben der Wissenschaften von Vielen als die einzige Quelle einer umfassenden Bildung betrachtet und allgemein überschätzt, in der letzten Zeit dagegen nur wenig beachtet wurde, wieder gerechter gewürdiget wird, und in die wegen des reichen Schatzes seines Inhaltes ihm gebührende Stelle unter den uns aus dem Alterthume überlieferten Werken wieder eingesetzt werden soll. Sie legt aber auch ein öffentliches Zeugniß davon ab, daß man den richtigen Weg zur Befriedigung des gefühlten Bedürfnisses nicht verfehlt hat, so fern sie als Vorarbeit für die umfassende kritische Bearbeitung dieses Schriftstellers, die Herrn Sillig übertragen worden ist, betrachtet werden kann, und daß das schwierige Geschäft einer neuen Recension dieses Werkes von dem Gelehrten, der sich demselben unterzogen hat, mit dem Ernste und dem Streben nach Gründlichkeit, wodurch es allein zu dem erwünschten Ziele gelangen kann, betrieben wird. Sie zeigt, daß Hr. S. nicht darauf ausgeht, den Text des Schriftstellers in möglichst kurzer Zeit hier und da zu verbessern, sondern daß es ihm darum zu thun ist, erst eine feste Grundlage zu gewinnen, um sein Werk darauf fortbauen zu können. Zu diesem Zwecke erscheint hier der ganze kritische Apparat aus vielen zum Theil sehr seltenen Ausgaben und andern Werken zusammengetragen, ohne daß derselbe zu Textesänderungen benützt ist, außer wo ihre Nothwendigkeit und Richtigkeit so klar am Tage liegt, daß nicht zu befürchten ist, daß die Benützung eines reicheren Apparates, wie er für die größere Ausgabe durch die Vergleichung aller bedeutenden Handlungen gewonnen werden soll, eine nochmalige Aenderung nöthig mache.

Man darf daher diese Ausgabe nicht als eine eigene Textesrecension betrachten. Wenn man diesen Maßstab anlegen wollte, so würde vor allem die gehörige Gleichförmigkeit vermißt werden, indem in

denjenigen Büchern, bey denen mehr Material vorlag, namentlich in den letzten mehr, in andern weniger, bey den meisten sogar außer der Interpunktion fast nichts geändert wurde. Sie hat aber doch, abgesehen von ihrer Bestimmung als Vorarbeit, auch selbstständigen Werth, da sie, namentlich bis zur Vollendung der großen Ausgabe als eine Handausgabe schätzbar ist, bey deren Benützung, die durch eine bequemere Eintheilung in Paragraphen noch erleichtert wird, man darauf rechnen kann, daß — im Falle, daß die Aufgabe, die sich der Hr. Verf. dabey gestellt hat, vollkommen gelöst worden ist, — an keiner verdorbenen Stelle unter der bisher bekannten eine richtigere Lesart zu finden ist, ohne daß diese in den Noten angegeben wäre.

Was nun die Lösung dieser Aufgabe betrifft, so hat Ref. in Betreff der Zusammenstellung der Lesarten schon früher bemerkt, daß dieselbe mit der größten Genauigkeit bewerkstelligt worden ist, und daß er nur in einigen Puncten, die hier etwas ausführlicher erörtert werden sollen, mit dem dabey eingehaltenen Verfahren nicht ganz einverstanden seyn kann. Es scheint nämlich nicht zu billigen, daß H. S. die verschiedenen Bezeichnungen der bey Dalechamp mit M. und Vet. eingeführten Handschriften ganz unbeachtet gelassen und diese Lesarten überhaupt nur da angeführt hat, wo sie mit andern nicht übereinstimmen, wozu kein hinlänglicher Grund vorhanden ist, da sich auch nach dem, was Hr. S. im vervollständigten Handschriften-Verzeichnisse, im fünften Bande, beygebracht hat, nicht annehmen läßt, daß sie mit denen des Harduin oder andern sonst genannten die nämlichen sind; im entgegengesetzten Falle aber, wenn deshalb auch keine Lesart ganz unerwähnt bleibt, doch die handschriftliche Autorität für manche schwächer erscheint, als sie wirklich ist.

Betrachten wir die verschiedenen Bezeichnungen der von Dalechamp angeführten Handschriften nebst der am Schlusse der Vorrede den einzelnen Zeichen



von jenem Herausgeber beygefügten Erklärung, so scheinen allerdings M. und Vet. allgemeine Bezeichnungen zu seyn, doch lassen Zusammenstellungen, wie M. et Vet., M. alii, Vet. alii vermuthen, daß hier und da diese Zeichen auf bestimmte Handschriften gehen, und die von H. S. angeführte wiederholte Bezeichnung M. Parisiense könnte auf die Vermuthung leiten, daß gerade diese Handschrift auch ausserdem durch M. bezeichnet würde; doch bleibt dieß bloße Vermuthung. Als gewiß ist hingegen anzunehmen, daß, wo M. und Vet. sich neben einander findet, wenigstens zwey Handschriften, die von Dalechamp benützt wurden, die angeführte Lesart haben, während in diesen Fällen bey H. S. immer nur Vet. Dalech. zu finden ist, was nur auf eine Handschrift zu gehen scheint. Eben so kommt es manchmal vor, daß eines der beyden Zeichen M. und Vet. oder beyde, sich allein neben Chiffl. finden, wo H. S. nur dieses hat; wo also auch sicherlich um eine oder zwey Handschriften zu wenig angeführt sind, wenn man auch in den Fällen, wo noch andere Handschriften daneben angeführt sind, annehmen wollte, daß die unter M. und V. verstandenen Handschriften unter jenen mitbegriffen seyen. Es möchte daher rathsam seyn, daß bey der größeren Ausgabe diese Lesarten, die von H. S. schon richtiger als von Harduin beurtheilt worden sind und durch das öftere Zusammentreffen mit dem Bamberger Codex in den letzten Büchern, noch mehr Bedeutung erhalten, durchaus nur mit denselben Zeichen, als bey Dalechamp angeführt werden.

Ein zweyter Punkt, worin Ref. mit dem Verfahren des H. S. nicht ganz einverstanden ist, ist die Vernachlässigung der vor Harduin allgemeinen Lesarten und des von Harduin seiner Ausgabe beygegebenen index emendationum. Diesen ganz abdrucken zu lassen, würde freylich eine Verschwendung des Raumes seyn; allein, wo in den Noten keine handschriftliche Gewähr für eine Lesart angeführt ist, hätte wenigstens aus jenem Index der, wenn gleich

ganz unbestimmte, Zusatz; Hard. ex Mss. aufgenommen werden können, damit derjenige, der diese Ausgabe mit einer vorharduinischen vergleicht, sehen könnte, was von Harduin aus Handschriften geändert worden ist.

Die Nichtachtung dieses Index äußert auch auf einzelne Stellen eine üble Einwirkung. So würde H. S. XXXIII. §. 85. nicht Quodsi tritus pumex adjicitur geschrieben haben, wenn er beachtet hätte, daß Harduin im Index adjiciatur hat; denn dadurch aufmerksam gemacht, hätte er wohl auch die zu dieser Stelle gehörige Bemerkung in Bezug auf dieses Wort genauer beachtet, und gefunden, daß auch im Lemma adjiciatur angegeben ist. Ferner würde er XXXIV. §. 153. nach paronychia die Worte digitorum et pterygia, die in allen Ausgaben vor Harduin stehen, nicht bloß bey der Lesart des Vet. Dalech. angeführt, sondern wieder eingesetzt haben, wenn er bemerkt hätte, daß Harduin in seinem Index diese Stelle nicht unter die veränderten zählt, was vermuthen läßt, daß diese Worte in seiner Ausgabe nur durch ein Versehen weggeblieben sind. Ueberhaupt hätten aber alle Stellen, wie es an einigen auch geschehen ist, angeführt werden dürfen, in denen Harduin mehrere Worte aus dem Texte gestrichen hat; ja, es gehören sogar mehrere derselben zu denjenigen, welche hätten geändert werden können, ohne daß nur irgend zu befürchten gewesen wäre, daß der später erweiterte Apparat die Rückkehr zur harduinischen Lesart nöthig gemacht hätte.

Es ist nämlich gewiß als ein unwiderlegbarer Grundsatz der Kritik zu betrachten, daß dasjenige, was in der Vulgata von ganz oder theilweise gleichen oder ähnlich geschriebenen Worten eingeschlossen ist, selbst wenn es in allen Handschriften fehlen sollte, als ächt anzunehmen ist, wenn es in Inhalt und Form nichts enthält, was der Annahme der Aechtheit zuwider wäre, zumal aber, wenn es noch durch äussere Zeugnisse empfohlen wird; weil in jedem solchen Falle anzunehmen ist, daß die Vulgata aus einer uns jetzt unbekannten handschriftlichen Quelle hervorgegangen ist, und daß die Lücken in den Handschriften, welche bey Schriftstellern, die, wie Plinius viele kurze, abgerissene Sätze haben, in Bezug auf den Zusammenhang fast unbemerkbar seyn können, durch Abirren des Schreibers von einem Worte zum andern entstanden sind. Dieser Grundsatz ist gewiß zu beobachten, und wenn auch in keiner Stelle in irgend einer Handschrift desselben Autors eine Aufforderung enthalten seyn sollte. Es hätte daher dem Verfahren Harduins, der fast in allen Stellen dieser Art seinen Handschriften, oder seinen Vorgängern, Pintianus, J. F. Gronovius und Salmasius unbedingten Glauben schenkte, schon an und für sich entgegengewirkt werden können. Wir werden aber jetzt durch die Bamberger Handschrift, deren Lesarten von H. S. im vierten und fünften Theile in so weit benützt sind, als sie schon früher vom Ref. bekannt gemacht worden waren, in dem Anhange zum letzten Bande aber vollständig mitgetheilt werden, noch mehr dazu aufgefordert, in solchen Stellen die Vulgata zu ergänzen, und Ref. glaubt behaupten zu dürfen, daß es H. S. nicht unterlassen haben würde, wenn er vor dem Beginne seiner Ausgabe die Lesarten der Bamberger Handschrift in denjenigen Stellen gekannt hätte, welche Ref. in seinem Programm, Lectiones Plin. part. II. zusammengestellt hat.

Aus diesem geht hervor, daß in den letzten 6 Büchern, welche die Bamberger Handschrift enthält, wie in der Vulgata sich viele Lücken finden, welche auf die oben bezeichnete Weise entstanden sind, und welche bisher gar nicht bemerkt wurden, da keine der bekannten Handschriften eine Andeutung gab, durch diese früher nicht benützte Handschrift aber auf eine nicht zu bezweifelnde Weise ausgefüllt werden, so auch in anderen Stellen, wo Harduin oft ohne alle innere Gründe in der Vulgata eine Interpolation zu entdecken glaubte, und das in sei-

nen Handschriften Fehlende auswarf, die getilgten Worte von der Bamberger Handschrift als ächt erwiesen werden, so daß alle Handschriften, welche Harduin zu Gebote standen, an manchen Stellen lückenhaft erscheinen, wo die Vulgata vollständiger ist. Diese Lückenhaftigkeit wird aber diesen Handschriften, was auch Hr. S. in der Vorrede zum 5ten Bande als Vermuthung ausgesprochen hat, sicherlich nicht nur in den letzten Büchern anhaften, wo sie zufällig durch das Bekanntwerden jener andern, bessern Handschrift offenbar geworden ist, sondern sich in gleicher Weise auch über den übrigen, größeren Theil des Werkes erstrecken.

(Fortsetzung folgt.)

A biographical Dictionary of eminent Scotchmen. By Robert Chambers. Glasgow 1835. Vol. I. VI. und 558 S. Vol. II. 600 S. Vol. III. 588 S. Vol. IV. 550 S. gr. 8. mit 24 schönen Bildnissen.

Dieses sehr eng gedruckte Werk enthält, in ungefähr fünfhundert, alphabetisch gereiheten, Artikeln sorgfältig gesammelte und gewählte, meist auch gut geordnete und vorgetragene Nachrichten von merkwürdigen Leuten, deren Heimat Schottland war, bis auf die jüngste Zeit, jedoch mit Ausschluß der noch lebenden. Die Auswahl der Personen ist so streng, daß weit nicht alle, die in der Geschichte Schottlands von Bedeutung sind, hier vorkommen. Man findet z. B. nicht nur den Lord Balmerino nicht, dessen Kant in der Rechtslehre gedenkt, sondern selbst nicht den Herzog von Lauderdale, welcher zu Karls II. Zeit den größten Einfluß hatte. Dagegen sind hier viele Namen, welche die Geschichte übergeht,

Quique sacerdotes casti, dum vita manebat,
Quique pii vates et Phoebo digna locuti,
Inventas aut qui vitam excoluere per artes,
Quique sui memores alios fecere merendo.

Jede Auszeichnung hat hier ihren Platz, aber, wie billig, die große einen breiten, die kleine einen schmalen (David Hume z. B. nimmt zwey Bogen, sein Verleger zwey Seiten ein); und es zeigt sich eben so wenig Streben, einem Verdienste mehr Umfang, als es wirklich hatte, zu geben, als Gebrechen und Fehler zu verbergen.



Zwey Register machen den Beschluß; ein alphabetisches mit Angabe der, zum Theil handschriftlichen, Quellen, deren Menge Verwunderung erregt; und ein chronologisches, das nicht, wie man vermuthen möchte, mit Fingal oder Ossian, sondern mit dem hl. Patricius beginnt, (als dessen Geburtsjahr 372 angenommen, dessen Geschichte jedoch nur als Sage gegeben wird,) und mit dem 1799 gebornen Robert Pollok (Dichter des course of time) schließt.

Biographie des k. preuß. Staatsministers Freyherrn von Schuckmann. Vom Freyherrn von Lüttwitz, Regierungspräsidenten außer Dienst. Leipzig 1835. VIII. u. 59 S.

Bloße Materialien zu einer Biographie, und diese bey weitem nicht so reichlich, als sie seyn sollten, und wie aus mehreren Stellen abzunehmen ist, auch seyn könnten; jedoch immer dankenswerth. In Nebensachen ist zwar Manches unrichtig, z. B. S. 20, K. Napoleon habe von Preußen die Räumung der Stadt Nürnberg verlangt; (diese Stadt war nur 1796, und nur sehr kurze Zeit von Preußen besetzt;) S. 13 Hänel für Hänlein; besonders viel Irriges aus ungenauer Belesenheit ist in dem Vorworte. Man darf aber daraus kein Mißtrauen gegen die Hauptsachen schöpfen, die der würdige Verfasser, Schuckmann's Schwager, aus gutem Wissen und zum Theil urkundlich giebt.

Friedrich von Schuckmann, geb. 1755, stammte von einem adelichen Geschlecht im Mecklenburgischen, ward aber auf der Ritteracademie zu Brandenburg erzogen, studirte dann zu Halle, trat hierauf in den preußischen Staatsdienst, und blieb darin, ob ihm gleich mehrmals andere (wie der weimarische durch Göthe) angetragen wurden, sein ganzes Leben. Nachdem er zehen Jahre Mitglied der Oberamts-Regierung zu Breslau, und die zweyte Hälfte dieser Zeit auch zugleich Oberbergrichter daselbst gewesen war, wurde er 1795 Präsident der Baireuther, und ein Jahr darauf zugleich der Ansbacher Kriegs- und Domänenkammer, (einer Behörde, deren Geschäftskreis noch etwas größer war, als der jetzige einer Kreisregierung; denn sie führte auch, mit Beyziehung etlicher Geistlichen, das protestantische Kirchenregiment unter dem seltsamen Titel: Kriegs- und Domänenkammer qua Consistorium).

(Schluß folgt.)

# Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 18. August.

Nro. 165. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1836.


## C. Plinii Secundi Naturalis Historiae libri XXXVII. Recognovit et varietatem lectionis adjecit Julius Sillig etc.

(Fortsetzung)

Wir brauchen demnach nicht erst zu warten, bis für das ganze Werk eine der Bamberger an Vortrefflichkeit gleichkommende Handschrift aufgefunden wird — denn wer weiß, ob das Glück uns jemals so begünstigen wird, — sondern es ist in allen ähnlichen Stellen, wo die Handschriften Harduins der Vulgata gegenüber lückenhaft erscheinen, diese herzustellen, wenn nicht innere Gründe dagegen sprechen.

Zu den Stellen, in denen das Recht auf der Seite der Vulgata steht, gehören folgende:

Lib. VIII. cap. 32. haben die vorharduinischen Ausgaben: Accensis autem utrislibet odore serpentes fugantur et comitiales morbi deprehenduntur. Harduin schrieb, dem Salmasius Exercc. Plin. 156 a. F. folgend: s. 50. (§. 116) Accensi autem utriuslibet odore comitiales morbi deprehenduntur. Solinus hat cap. 19 si fugare angues gestias. Aus dieser Stelle glaubt Salmasius, seyen diese Worte hier eingesetzt, weil Plinius in derselben Section §. 118 hat: Ideo singulare abigendis serpentibus odor adusto cervino cornu. Indessen konnte dieser Gedanke ohne Anstand in jener Stelle wiederholt werden, und betrachtet man den Zusammenhang der Stelle bey Solinus, besonders aber den Zusatz utrum velis, der auf utriuslibet bey Plinius hindeutet, ferner den Ausdruck fugare, der dem Plinius ganz eigen ist, so ist kein Zweifel, daß diese Worte hier wieder einzusetzen sind, zumal da sich in Handschriften, im cod. Chiffl. und nach der Dalechamp'schen Ausgabe auch im Tolet. nach odore noch et findet, was deutlich auf den Ausfall derselben hinweist. Die Aehnlichkeit der Worte odore und fugantur et ist freylich sehr gering, und beschränkt sich auf die Aufeinanderfolge von r und e, welche Buchstaben an der zweyten Stelle nicht einmal zu einem Worte gehören; doch thut dieses Letztere nichts zur Sache, da ja bekanntlich in den älteren Handschriften die Worte meistens zusammenhängend geschrieben sind. H. S., der überhaupt die vollständigere Lesart der älteren Ausgaben nur da anzuführen pflegt, wo sich Angaben aus Handschriften darauf beziehen, hat sie hier nicht erwähnt.

Lib. X. cap. 68. findet sich in den ältern Ausgaben: Et quaecumque aestas aut ver, statumque tempus anni generat; Harduin hat s. 87. (§. 189.) nur: et quaecumque tempus anni und beruft sich auf 2 Stellen, IX. s. 74. (§. 162.) und s. 42. (§. 80), wo so tempus anni allein stände. Doch können jene hier deßwegen nicht wohl als Beweis gelten, weil dort im Folgenden die einzelnen Jahreszeiten genannt werden, hier aber keine ähnliche Erläuterung folgt.

An einer andern Stelle, lib. XI. s. 41. (§. 118) hält sich Harduin über die Interpolatoren auf, von denen die Lesart der ältern Ausgaben (cap. 35.) herrühre: Venenum hoc remedia secum habet. Aloe medentur, weil er in seinen Handschriften nur fand: Venerum hoc remediantur, (so, nicht remeditantur, wie Hr. S. hat, steht in

der 2ten Ausgabe Harduins), und schreibt, obgleich er nur an diese handschriftliche Autorität glaubt, also selbst interpolirend: Venenum hoc aloe medicantur. In der Lesart der Handschriften ist das Abirren von remedia auf medentur offenbar. Anstößig ist in der frühern Lesart medentur ohne Casus; doch ist das Harduinische medicantur mit folgendem Accusativ nicht weniger ungewöhnlich.

In demselben Buche cap. 51. zu Anfang ist die frühere Lesart: Vocem non habere, nisi quae pulmonem et arterias habent, hoc est, nisi quae spirant, Aristoteles putat. Harduin hat s. 112. (§. 266.) nur: Vocem non habere, nisi quae spirent, Aristoteles putat. Die Stelle des Aristoteles, auf die sich dieses bezieht, ist Hist. Animal. IV. 9. *Φωνεῖ μὲν οὖν οὐδενὶ τῶν ἄλλων μορίων οὐδὲν πλὴν τῷ φάρυγγι· διὸ ὅσα μὴ ἔχει πνεύμονα, οὐδὲν φθέγγεται.* Nehmen wir dazu noch die folgende Stelle: *οἱ δὲ ἰχθύες ἄφωνοι μέν εἰσιν. οὔτε γὰρ πνεύμονα οὔτε ἀρτηρίαν καὶ φάρυγγα ἔχουσι*, welche Plinius §. 267. wiedergiebt: quamvis pulmone et arteria careant, so ist wohl kein Zweifel, daß die vollständigere Lesart ganz den Sinn jener Worte des Aristoteles wieder giebt, und daß demnach, zumal da solche Erklärungen mit hoc est bey Plinius sehr häufig sind, hier eher an einen Ausfall wegen der Wiederholung von nisi quae, als an eine Interpolation zu denken ist. Uebrigens ist der Conjunctiv spirent, den Harduin hat, der Ausdrucksweise des Plinius angemessen, und wenn im Folgenden nach attritu ejus sonare die Worte viscera sat notum est für eingeschaltet gehalten werden, so ist es wohl nur zu billigen, da sie zur Anführung der Worte des Aristoteles nicht passen.

Lib. XIII. Cap. 1. ist die Lesart der alten Ausgaben: nidorem verius quam odorem noverant, von Hrn. S. §. 2. angeführt und die Vertheidigung derselben in Döderlein's Synonymen III. S. 133. erwähnt. Außer der Aehnlichkeit der beyden Substantiven und dem in der Bedeutung derselben liegenden Grunde, kann noch das für die vollere Lesart geltend gemacht werden, daß die Redensart verius quam bey Plinius sehr oft vorkommt, und es mag gelegentlich hier bemerkt werden, daß sie XI. s. 3. (§. 9.) Harduin mit Unrecht zu verdrängen sucht.

Eben daselbst haben die älteren Ausgaben: Quidam satis habent adspergere, quae sunt pretiosissima, ceteris decoctis, impendio parcentes sed non eadem est vis nisi una decoctis. Bey Harduin s. 2. (§. 17.) schließt, seinen Handschriften gemäß, der Satz mit dem ersten decoctis. Daß der Sinn durch den Zusatz der älteren Lesart erst vervollständigt wird, ist klar. Ferner ist in derselben kein Wort, das der Ausdrucksweise des Plinius angemessen wäre. Es ist daher auffallend, daß Harduin auch hier das Rechte nicht erkannte, zumal da er im Vorhergehenden (§. 14. u. 15.) eine ähnliche Lücke, die durch die Aufeinanderfolge von cinnamomino und cinnamo entstand, nach seinen Handschriften richtig ausfüllte. An dieser Stelle hat Hr. S., wohl zum Zeichen seiner Billigung, ohne Veranlassung durch eine Notiz aus einer Handschrift, die Lesart der früheren Ausgaben angeführt.

In demselben Buche s. 15. mißbilligt selbst Harduin die frühere Lesart: cap. 7. Sed haec germina emittit sine ullis foliis, radici (oder radicis) similia. Caudex arboris similis populo, folium ulmo, nicht ganz und gar, und führt eine Stelle aus Theophrast an Hist. plant. IV. 2. *πλὴν ὅστε βλαστόν τινα ἀφίησι μικρὸν ἄφυλλον, ὥσπερ ῥιζίον, πρὸς ᾧ ὁ καρπός. Τὸ δὲ στέλεχος μέγα καὶ παρόμοιον τῇ λευκῇ· φύλλον δὲ τῇ πτελέᾳ*, durch welche jene Lesart über allen Zweifel erhoben wird.

Demungeachtet verkannte er auch hier das Abirren des Schreibers von einem Worte zum andern, und schrieb, indem er jenes für interpolirt hielt, radice similis populo, was den Worten Theophrast's ganz zuwider ist und zu dem Folgenden: folium ulmo nicht paßt. Da in allen Handschriften radice steht, so scheint übrigens radici geschrieben werden zu müssen. Bey Hr. S. finden sich, seinem Grundsatze gemäß, nur die Lesarten der Handschriften angeführt.

Lib. XIX. cap. 5. haben die ältern Ausgaben: Oleum odere mire (cucumeres) nec minus aquas diligunt. Desecti quoque ad eas modice distantes adrepunt: contra oleum refugiunt: aut si quid obstet, (oder obest) vel si pendeant, curvantur. Harduin hat s. 23. (§. 66.), ohne eine Note beyzugeben, und ohne auch nur zu bemerken, ob er hierin seinen Handschriften gefolgt ist, oder nicht, die Worte: contra oleum refugiunt weggelassen und nach Dalechamps Conjectur versi pandantur geschrieben. Daß übrigens die Vulgata richtig ist, zeigt der folgende Satz: si vas cum aqua subjiciatur a quatuor digitorum intervallo, descendentibus ante posterum diem, at si oleum eodem modo sit, in hamos curvatis, in welchem deutlich ausgesprochen ist, daß sie sich vor dem Oele krümmen, und zwar, wenn sie hängen, was in subjiciatur und descendentibus liegt.

(Fortsetzung folgt.)

## Biographie des k. preuß. Staatsministers Freyherrn von Schuckmann ꝛc.

(Schluß.)

Schuckmann's Amtsführung auf diesem Platze, deren Verdienst der Verf. nur kurz andeutet, kann man noch jetzt nach dreyßig Jahren, zu Ansbach wie zu Baireuth und an manchem Orte auch des platten Landes rühmen hören; und vielleicht wird nicht dort allein sein Andenken über einem andern, einst im Glanze der Macht gefeyerteren und beliebteren Namen die Oberhand erhalten. Wenn der eben so einsichtsvolle und kenntnißreiche, als ernste und strengrechtliche Mann freyere Hand oder doch einen ihm mehr gleichgesinnten und gestimmten Obmann gehabt hätte, so ist kein Zweifel, daß des Guten eben so viel geschehen, viel Uebles aber, das zum Theil noch fortwirkt, unterblieben wäre. Der Verf. gedenkt namentlich der gegen Schuckmann's Denkungsart oft anstoßenden Thätigkeit des Kammerdirectors (nachmaligen S. Coburg. Ministers) Kretschmann. — S. 13 unter Anderem:

»Kretschmann ließ eine »Volkszeitung,« die ihm und seinen Gehülfen nicht unbedeutende Honorare eintragen sollte, halb zwangsweise durch das Land circuliren. A. v. Humboldt schrieb darüber launig am 5ten July 1796 aus Baireuth an den in Ansbach arbeitenden Präsidenten. »»Uebermorgen erscheint das erste Stück der Volkszeitung. Der Minister hat 1500 fl. aus königlichen Kassen dazu decretirt. Alle Zünfte, Corporationen, Schulen, Kirchen werden gezwungen, das Journal zu halten. Es enthält schlechterdings alles, was Menschen je gedacht haben, denken, denken werden und denken können. Nach allem dem, was ich davon gestern gehört, fängt mit dieser Schrift eigentlich ein neues Leben an. Die christliche Religion wird abgeschafft, die Menschen enthalten sich aller Fleischspeisen, statt des Geldes sucht man nur Brodfrüchte und Hauswurzeln, und in jedem Dorfe wird ein Rosenfest eingeführt; redit et virgo, redeunt saturnia regna.«« Doch die Erscheinung verschwand bald wieder.« Zehen Jahre vor der Schlacht bey Auerstädt!

Durch die Trennung Ansbachs von dem preußischen Staate wurde Sch. 1806 auf seine Präsidentenstelle in Baireuth beschränkt. Diese bekleidete er noch, als das Land von den Franzosen besetzt und in Verwaltung genommen wurde. Die französische Behörde nöthigte ihn zu bleiben, da er, zum Kammerpräsidenten in Pommern ernannt, dort abtreten wollte. In dem folgenden Jahre aber wurde er in Folge eines grundlosen Verdachtes plötzlich verhaftet, und nach Mainz geführt. Einer dringenden Verwendung des Großherzogs von Baden bey dem Marschall Kellermann verdankte er nach drey Monaten die Erlaubniß, sich auf Ehrenwort in Heidelberg aufzuhalten. Erst im May 1808 erlangte er die volle Freyheit wieder und begab sich auf ein Gut in Schlesien. Nachdem er als Abgeordneter des Adels dieser Provinz an der Berathung über die Ausführung der 1807 beschlossenen Reformen Theil genommen hatte, ward er zu Ende 1810 als Geh. Staatsrath und Vorstand mehrerer Abtheilungen in dem Ministerium des Innern angestellt. Im Jahre 1814 wurde er Minister des Innern, und blieb es, unter mancherley Veränderungen des Bereiches dieser Stelle, bis zum Jahre 1834, wo ihm auf sein Gesuch das schwere Geschäft abgenommen und nur sein Platz im Staatsministerium und im Staatsrathe vorbehalten wurde. Im September desselben Jahres starb er. Schon 1829 hatte er die Ju-

belfeyer seiner Anstellung in dem preußischen Staatsdienste, unter den mannigfaltigsten und sprechendsten Erweisungen der allgemeinen Achtung und Dankbarkeit, begangen.

Ref. hat in diesem Auszuge, was von Spannung und Verstimmung mehrmals vorkommt, nicht nur darum unerwähnt gelassen, weil die Andeutungen davon sehr karg sind, sondern auch weil daran, für geschäftskundige Leser wenigstens, eben nichts Besonderes ist, Anderen aber Begegnisse dieser Art, (z. B. was Sch., selbst noch als Minister, von einem, zu Friedrichs des Großen Zeit kaum bekannten Uebel, der Bureaukratie, diesem Herzwehe der neueren (republikanischen wie monarchischen) Verfassungen, zu leiden hatte, S. 40.) nicht wohl begreiflich gemacht werden können. Dagegen will er zum Schlusse noch eine größere Stelle mittheilen, die das Dichten und Trachten des Ehrenmannes kennen lehrt. Sch. hatte während seiner Gefangenschaft 1807 — 8 einen Entwurf zur Reorganisation des preußischen Staates ausgearbeitet. Aus diesem Entwurfe, der in seinen Papieren blieb, ist folgendes S. 34 — 37.

»Die collegialische Verfassung der vollziehenden Behörden wollte er beschränkt wissen als eine unzweckmäßige Maßregel der Controle gegen die Willkühr und Unterschleife derselben. „Sind die Subjecte schlecht, schrieb S. so verfolgen sie dennoch gemeinschaftlich schlechte Zwecke, oder ewiger Zwist hemmt ihre Thätigkeit, und die collegialische Verbindung mindert das Gewicht der Verantwortlichkeit.“ Den Polizeybehörden wünschte S. alle geringen Injuriensachen, Gesindesachen und die vollziehende Verfügung bey Weigerung unstrittiger Dienste und Leistungen überwiesen zu wissen. Auch schienen ihm Sitten- und Ehrengerichte für Volksveredlung zweckmäßig, für jede Classe der Bürger districtweise aus ihren Genossen gewählt, und ihre Competenz auf Weisungen und Ausschließungen von Ehrenrechten eingeschränkt. Für das öffentliche Verfahren der Specialinquisition sprach S. sich in der Art aus, daß nach Schluß derselben das Criminalgericht ein Gutachten über das Factum beschließen, dabey Geschworne eine entscheidende Stimme haben und damit die Acten an das Tribunal zur Straffsentenz eingesendet werden sollten. In seinen Vorbemerkungen zu diesem Entwurf sagt S. unter Anderm: »Der alte ehrliche Köhlerglaube an Gott und seine Gebote und Verheißungen nach unfehlbaren Satzungen der Kirche, an die Heiligkeit des Regenten und die von ihm bestellte Obrigkeit verschwand, ohne einen Ersatz zu erhalten. Mit einem Worte, die Religion, ein lebendiges Handlungsprincip, das den innern Menschen über den groben Egoismus dieses Lebens heraushebt, ihn beseelt, einem höheren Berufe und dem Allgemeinen sich zu opfern, ging verloren, und nur Theologie, und ganz dürre Liturgie, selbst zur Sinnenerregung untauglich, blieben übrig, nicht allein nutzlos, sondern schädlich als Beruhigungswerkzeuge des sophistisirenden Egoismus.“ So ward in der Mehrheit des großen Haufens aller Classen (die Theologen und Gelehrten nicht ausgenommen) und nicht blos in Preußen, eines jeden Leib sein Gott, und sein einziger Beruf des Lebens, diesem durch alle mögliche Genüsse zu dienen; ob durch blos physische Genüsse grober oder feinerer Art, oder durch Befriedigung der Eitelkeit, Herrschsucht, des Geizes u. s. w., ändert an dem Princip und dessen moralischer Würdigung nichts. Die Menschheit bestand nie und nirgend aus reinen Vernunftwesen, so sehr sich auch ehrwürdige Einzelne diesem hohen Ideal nähern mögen. Reine Vernunftbegriffe können im Volke den ehrlichen Köhlerglauben nicht ersetzen, und das ist eine falsche Aufklärung, die nicht etwas besser auf den Menschen Wirkendes an die Stelle setzt. Was ist aber wirklich dafür geschehen? Nichts! Kein Schriftsteller hat dem Volke ein neues lebendiges Moralprincip einzuflößen vermocht. Die Theologen blieben entweder ganz bey dem durch den Geist der Zeit unhaltbar gewordenen Alten, oder beflissen sich einer dürren Philosophie, die dem Volke ein tönend Erz war. In dem Gesellschaftsinstinct des Menschen liegt die Liebe seines Gleichen als Basis zur Tugend; aber dieser Instinct wird wie andere Instincte durch die gesellschaftliche Cultur abgestumpft. Das Mitleiden bleibt zwar den nicht ganz Verderbten, so daß auch alle cultivirten Sprachen ein Wort dafür haben, aber die Theilnahme an dem Glück Anderer muß schon als etwas Seltenes umschrieben werden; je reger in der Verfeinerung die Collision eigennütziger Triebe ist, desto weniger Spur davon. Darum hat die vortrefflichste aller Religionen dem Culturmenschen diesen Naturtrieb der Nächstenliebe zur Tugendbasis als Offenbarung wiedergegeben. Aber die Erhaltung des Glaubens darin ist leider zu sehr vernachlässigt, und so erlag überall der schwächere Naturtrieb dem stärkern der Selbstliebe. Die Schulverbesserungsplane und Versuche waren auf Bildung des Verstandes, zur Beförderung der Industrie, zur Verbesserung des physischen Zustandes auf Vielwisserey, nicht auf tiefes Wissen und Empfinden gerichtet Je lichter es in vielen Köpfen ward, desto mehr verschwand die Wärme für Religion, König und Vaterland, die in dem alten Glauben gebunden war, aus jeder Brust. Die Entdeckung unseres Zeitalters, das Licht von der Wärme zu scheiden, characterisirt ganz seine moralische Tendenz. Daraus schlaffe Hingebung und Mangel thätiger Ueberzeugung, daß unser und der Unsrigen Glück von der Zusammenhaltung des Ganzen, von der Vertheidigung des Königs und Vaterlandes unzertrennlich sey, und jedes Opfer fordere. Sonach kann Verbesserung des physischen Zustandes aller Volksclassen allein den Nationalgeist zu einer solchen lebendigen Erkenntniß, die in Gefühl übergeht, nicht wieder erheben. Nur dadurch, daß mittels inniger Vereinigung des Staates und der Kirche die Religion wieder als das Höchste und Heiligste die Gefühle des Volkes durchdringe, nicht bloß der Gegenstand theologischer Speculation und kalter Liturgie sey; die Mehrzahl der Bürger durch offene wahre Mittheilungen über den Zustand des Gemeinwesens zu dem lebendigen Gefühl erhoben werde, thätige Mitglieder der großen Staatsgesellschaft zu seyn, in der und durch die nur ihr äußeres und inneres Wohl bestehen kann; jeder Staatsdiener nicht blos das Auge des Königs und der Obern, sondern auch das allgegenwärtige des ihm näher gebrachten Volks achte und fürchte, ist Besserung zu hoffen. Die Krisis einer langen harten Buße kann sie vorbereitet haben.“

# Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 19. August.

Nro. 166. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1836.


C. Plinii Secundi Naturalis Historiae libri XXXVII. Recognovit et varietatem lectionis adjecit Julius Sillig etc.

(Fortsetzung)

Hr. S. hätte hier die vollständigere Lesart anführen sollen, da die Angabe adrepunt aut Vet. Dalech., welche die Bemerkung Dalechamp's: haec clausula in M. deest, wiedergeben soll, nicht verständlich ist, wenn man jene nicht vor Augen hat. Das que an curvantur im cod. Chiffl. und der Handschrift Dalechamps ist wohl nur ein Nothbehelf, zu dem man nach Verstümmelung des Satzes seine Zuflucht nahm.

Lib. XX. cap. 7. liest man in den älteren Ausgaben: quoniam et inflationes discutiunt ructusque lenes faciunt, concoctiones adjuvant. Cruditatem ipsae nequaquam faciunt. Harduin hat s. 26. (§. 64.), wie aus dem Verzeichniß seiner Aenderungen zu ersehen ist, nach seinen Handschriften weggelassen, was nach dem ersteren faciunt steht. H. S. hätte also zu den Worten: quae absunt e Vet. Dalech. (wahrscheinlich ein Druckfehler für a Vet.) noch hinzufügen sollen: et codd. Hard. Da er übrigens anführt, daß die von Harduin getilgten Worte in andern Handschriften (Chiffl. und Tolet.) gelesen wurden, hätte er sie ohne Bedenken in den Text wieder aufnehmen können.

In demselben Buche cap. 10. wurde vor Harduin gelesen: Silvestrem asparagum aliqui corrudam aliqui Libycum vocant. Dieser ließ s. 43. (§. 110.) aliqui corrudam weg, obgleich sie in der von ihm angeführten Stelle des Apulejus Madaurensis stehen. Auch diese Worte hätte H. S. füglich wieder aufnehmen können, da sie, wie er selbst bemerkt, Salmasius in seinen Handschriften fand. Auf ähnliche Weise fanden sich öfters in den älteren Ausgaben mehr Namen für eine Pflanze, als in den neuern, wo wohl nur selten eine Interpolation anzunehmen ist; z. B. lib. XXV. s. 17. (§. 35.) steht nach altercum in jenen allein altercangenon, was vom cod. Murbac. bestätigt wird.

Lib. XXVII. cap. 5. las man früher: semina sunt nigriora et madidiora et minora lenticula. Harduin ließ s. 21. die Worte et minora weg, obgleich Deoscorides, der II. 178 hat: καὶ μικροτέρων φακοῦ, die Vulgata vertheidigt. Die Anführung der Lesart: et madidiora lenticula Vet. Dalech. bey H. S. für: et minora in M. del., ist wieder nur für den verständlich, der eine der älteren Ausgaben zur Hand hat.

Lib. XXVIII. cap. 16 haben die älteren Ausgaben: itemque omnia inflammata et suppurationes minantia. Eadem res et podagricis prodest, wofür Harduin s. 62. (§. 223.) . . . et suppurationes. Sed podagricis prodest hat. Nach inflammata würde aber Plinius wohl nicht suppurationes, sondern suppurata oder suppurantia geschrieben haben, ferner steht sed hier durchaus nicht an seiner Stelle. Die frühere Lesart, aus der die von H. S. angeführte Lesart des cod. Chiffl. sehr leicht entstehen konnte, ist daher wohl als die richtigere anzusehen.

An andern ähnlichen Stellen hat die ausführ-

lichere Lesart weniger für sich, oder die Behauptung derselben macht mehr oder minder bedeutende Aenderungen nöthig. Bey diesen wird H. S. niemand einen Vorwurf machen, daß er die frühere Lesart nicht wieder aufgenommen hat; doch wird man auch hier dieselbe nicht immer so beachtet finden, wie es ihre Bedeutsamkeit verdient. Zu diesen Stellen rechnen wir folgende:

Lib. X. cap. 6. haben die älteren Ausgaben: triduo autem ante aut biduo volare, wo Harduin s. 7. hat: triduo autem antea volare, wo für die Richtigkeit der frühern Lesart kein Beweis vorliegt, und auch der Ausfall nur dann leicht hätte eintreten können, wenn die Worte so gestellt gewesen wären: triduo autem aut biduo ante volare. Die bey H. S. angeführten Lesarten der Handschriften würden hier besser verstanden werden können, wenn die frühere Vulgata daneben angegeben wäre.

In demselben Buche, cap. 63., las man früher: Primos quoque (wo wohl quosque zu lesen ist) mares pariunt, in ceteris alternant, si ineant opportuno et recto mense. Ineuntur a partu sexto mense. Hard. hat s. 83. (§. 178.) nur: In ceteris alternant. Ineuntur a partu sexto mense. Ein direkter Beweis für die Aechtheit der ausgefallenen Worte, die H. S. gebührender Weise zur Erklärung der Lesart der Handschriften beygesetzt hat, möchte schwer aufzufinden seyn; doch, wenn wir lesen: si ineantur, so ist wenigstens kein Grund vorhanden, da hier ein Abirren sehr leicht Statt finden konnte.

Lib. XI. cap. 7. wurde von Harduin gelesen: Menecrates florem esse dicit (oder ait esse) futurae messis indicium: sed nemo praeter eum. Dieser schrieb s. 7. nach dem Vorgange des Salmasius de hyle pag. 162. a. A. nur Menecrates florem esse dicit, sed nemo praeter eum. Was er dabey anführt, scheint für seine Lesart zu sprechen; doch wäre das Ausfallen der Worte durch die Aehnlichkeit von dicit und indicium leicht zu erklären, und die frühere Lesart gibt einen wenigstens erträglichen Sinn, wenn man erklärt: Menecrates florem Graecae nucis dicit esse futurae apium messis indicium.

Im 15. Capitel desselben Buches las man: In omni melle, quod per se fluit (oder fluxit), ut mustum oleumque appellaturque acoeton, maxime laudabile est. Aestivum omne rutilum, ut diebus confectum siccioribus. Aptissimum existimatur (oder in aestimatione), e thymo etc. Harduin hat S. 15 (§. 38.) die Worte ut diebus confectum, die wegen des vorhergehenden rutilum leicht ausfallen konnten, und einen guten Sinn geben, wohl nicht mit Recht weggelassen. Auch im Uebrigen hat er diese Stelle so verändert, und zwar, wie es scheint zum Schlechteren, daß es sich der Mühe lohnt, sie genauer zu betrachten: Sie lautet nach seiner Anordnung: In omni melle, quod per se fluxit, ut mustum oleumque appellatur acetum. Maxime laudabile est etiam omne rutilum, vel sic auribus aptissimum. In aestimatu est e thymo etc. Dalechamp und Salmasius waren hierin seine Vorgänger; doch hat dieser Exerc. Plin. 709. a. E. aestivum, und beyde statt vel sic auribus die Worte ut ulceribus. Das Harduinische vel sic ist im Zusammenhang durchaus nicht begründet, und die Redensart in aestimatu est, die Salmasius aus dieser Stelle als pliniarisch anführt, ist nicht lateinisch. Ref. hält daher die frühere Lesart für die richtigere, und nimmt nur an, appellaturque acocton, und dem alleinstehenden aptissimum Anstoß. Für jenes möchte etwa (appellatur ἄκηρον) zu lesen seyn, wie im Vorhergehenden: (§. 36.) steht: quod ideo vocatur ὠραῖον, und unten quod ἄκαπνον vocatur, was wohl auch richtiger griechisch geschrieben wird. Wenn Freund in der Vorrede zu seinem Lexikon bemerkt, daß in den Handschriften und Ausgaben des Plinius

die lateinische Schreibweise vorherrsche und dieser daher auch bey diesem Schriftsteller der Vorzug zu geben sey, so muß darauf aufmerksam gemacht werden, daß Plinius gerade zu der Zeit am meisten gelesen wurde, wo das Griechische weniger allgemein bekannt war, und daß es sich daraus leicht erklären läßt, warum bey der Veranstaltung von Abschriften und Ausgaben der lateinischen Schreibweise der Vorzug gegeben wurde, ohne daß man anzunehmen braucht, daß dieselbe schon von Anfang an vorgeherrscht habe. Vor aptissimum scheint etwas ausgefallen zu seyn, das mit dem vorhergehenden siccioribus einen ähnlichen Schluß hatte, so daß sich vermuthen läßt, es gehöre die von Harduin am Ende dieser Section weggelassene Stelle, in der vor aptissimum existimatur steht ulceribus, und die, wie H. S. gut bemerkt, Gelenius in seinen Handschriften gefunden zu haben scheint, (indem sich aus seinen Worten: tertio inde versu adde verbum Existimatur, nichts Gewisses abnehmen läßt) hierher, und sie sey nach ihrem Ausfalle an einem unrechten Orte wieder eingesetzt worden. Die Zusammenstellung wäre dann folgende: Aestivum omne rutilum, ut diebus confectum siccioribus. Album mel non fit, quod bythymum est, sed oculis et ulceribus aptissimum existimatur; e thymo, coloris aurei, saporis gratissimi. Vergleicht man damit Aristotelis Hist. Anim. IX. 394. *Ἔστι δὲ καλὸν τὸ χρυσοειδὲς· τὸ δὲ λευκόν, οὐκ ἐκ θύμου εἰλικρινοῦς, ἀγαθὸν δὲ πρὸς ὀφθαλμοὺς καὶ ἕλκη*, wo vorher davon die Rede ist, daß der beßte Honig von den Bienen bereitet werde, wenn der Thymian blühe, so wird die Vereinigung der beyden Stellen dadurch empfohlen; die Worte Album mel non fit, quod bithymum est, werden dagegen verdächtig. Die vox hibrida bithymum (die freylich ihren Ursprung der Aehnlichkeit mit Bithynium verdanken könnte, wenn wir nämlich annehmen, daß dieses statt epithymium von *ἐπίθυμον*, einer auf dem Thymian wachsenden Schmarotzerpflanze, oder statt eines ähnlichen Wortes geschrieben worden wäre) wagt Ref. nicht anzutasten. Es fragt sich aber, ob nicht das non zu streichen sey, so daß der Sinn wäre: Weiß wird der Honig, der aus den beyden Arten von Thymian, d. i. nicht aus dem ächten allein bereitet wird. Plinius selbst sagt: XXI. s. 31 §. 56. Totidem (duo genera) et thymi, candidum ac nigricans, und §. 57. Mellis Attici in toto orbe summa laus existimatur. Ergo translatum est ex Attica thymum et vix flore (uti docuimus) satum. Sed alia ratio naturae obstitit, non durante Attico thymo nisi in aflatu maris; dagegen s. 89 §. 154., wo von dem Gebrauche des Thymian in der Medicin die Rede ist: Duo autem sunt genera ejus: candidum, radice lignosa, in collibus nascens, quod et praefertur, alterum nigrius florisque nigri. Betrachten wir diese Stellen zusammen, so ist klar, daß der ächte Thymian für die Honigbereitung der attische ist. Da dieser nur am Meere, der weiße dagegen, der für die Medicin vorzüglicher ist, auf den Hügeln wächst, so scheint unter dem ächten Thymian der schwarze gemeynt zu seyn, und es kann nicht auffallen, wenn der Honig durch Beymischung des andern, weißen, eine weißere Farbe erhält. Zu untersuchen, ob dem nicht die Angaben anderer alter Naturhistoriker widersprechen, muß Ref. sowohl aus Mangel an den dazu nöthigen Hülfsmitteln, als auch deswegen unterlassen, weil er sich schon zu lange bey dieser Stelle verweilt hat. Für jetzt genügt es, nachgewiesen zu haben, daß das von ihm Vorgeschlagene durch Plinius eher bestätigt als wiederlegt wird. Zu bemerken ist nur noch, daß dem bithymum gegenüber e thymo so viel als e thymo sincero bedeuten müßte.

Lib. XIII. cap. 15. wurde früher allgemein gelesen: cum tam opima Nomio liberto ejus esset: cujus materia erat tuber. Hoc est radicis vitium. Harduin ließ s. 29 (§. 94 — 95) die Worte cujus materia erat weg und schrieb im

Folgenden: Tuber hoc est radicis, ohne vitium, wobey er besonders darauf aufmerksam machte, daß im Folgenden steht: proprieque, quod tanti emitur, arborum vitium est; wodurch allerdings das Wort vitium verdächtig wird. Doch läßt es sich daneben festhalten, wenn man in jener Stelle nicht vitium, sondern arborum, quarum amplitudo etc. als das Bekannte annimmt; jedenfalls möchten die Worte cujus materia erat, wofür vielleicht esset stand, was das Ausfallen der Worte beförderte, nicht geradezu für unächt zu halten seyn, da sie einen guten Gegensatz bilden zu operimento laminae vestitam fuisse.

(Fortsetzung folgt.)

Dr. Ludwig Wachler's Vermischte Schriften. Erster Theil. Auch unter dem Titel: Dr. L. W. Biographische Aufsätze. Leipz. 1835. 344 S. 8.

Unter den zehn Aufsätzen, aus denen dieser Band besteht, ist nur ein zuvor ungedruckter, das Leben Bernardin von St. Pierre's (des Verf. von Paul et Virginie und anderen weniger bekannten Schriften), die neun übrigen, — J. B. Schuppius, (Prediger zu Hamburg, † 1661), J. J. Rousseau, M. C. Curtius (Professor der Geschichte zu Marburg, † 1802), J. v. Müller, P. L. Courier, C. G. Fürstenau (Prof. der Philosophie zu Rinteln, † 1803), Ph. Fr. Weis (Prof. der Rechte zu Marburg, † 1808), W. Münscher (Prof. der Theologie zu Marburg, † 1814), und Franz Passow — sind aus den Zeitschriften und Sammlungen, wo sie zuerst erschienen waren, hier zum Theil mit Verbesserungen wieder abgedruckt. Für einen Schriftsteller von so wohl begründetem Rufe, wie Hr. D. W., bedurfte es der Entschuldigung nicht, womit er in der kurzen Vorrede diese nun gesammelten Aufsätze wieder einführt. Es wird diese nicht leicht Jemand ohne Befriedigung, Mancher wird sie mit viel Nutzen und Vergnügen lesen; vielleicht auch Mancher, wie Ref., nicht ohne Bedauern, daß Hr. D. W. sich nicht auf Lebensbeschreibungen von Deutschen eingeschränkt, und nicht mehrere so überaus anziehende, wie von seinem ehemaligen Amtsgenossen, Curtius, gegeben hat, dessen Berufsleben, ohne allen Glanz, ungleich betrachtenswerther für jeden Besonnenen ist, als die Schicksale literarischer Abenteurer, wie Rousseau und St. Pierre; so hochbegabt der erste, und so liebenswürdig der andere war.



Da diese Aufsätze, mit oben bemerkter Ausnahme, von einer Zeit herrühren, die außerhalb des Bereiches unserer Anzeigen liegt, so würde Ref. sich auf Vorstehendes beschränken, fände er sich nicht zur Berichtigung einer Stelle, die voll irriger Angaben ist, durch das Lob veranlaßt, womit dieser Stelle kürzlich eine Literaturzeitung gedachte. In der Nachricht von P. C. Courier's Leben hat Hr. D. W. Mehreres aus dessen Schriften mitgetheilt. Darunter ist S. 281. Folgendes:

»Ohne etwas zu untersuchen, wirft man mich ins Gefängniß, und ich feire noch einmal meine Siege, wie Wakefield in Newgate, wo er starb. Hier ist seine Geschichte. Er war ein rechtlicher Mann, berühmt durch mannichfaltiges gelehrtes Wissen. Die Minister wollten das Budget erhöhen und priesen die Oeconomie und den Ruhm, den es der englischen Nation bringen werde, mehr Abgaben zu bezahlen, als irgend eine in Europa. Nach ihrer Ansicht konnten die Auflagen nie hoch genug gesteigert werden. Man nehme einem jeden die Hälfte seines Vermögens, so bleibt doch das wechselseitige Verhältniß der Glücksgüter dasselbe, und keiner ist ärmer geworden. Wenn nach ihrer Meynung ein Haus um ein Stockwerk oder zwey vertieft würde, und es behielte sein wagerechtes Gleichgewicht, so würde es nur um so fester seyn. Eben so befestigt die Verminderung alles Vermögens zum Vortheile des Staatsschatzes den Staat, und diese Verminderung ist in sich selbst durchaus gleichgültig. Ja, wohl für Euch, sagte Wakefield in einer damals berühmten Schrift, die ihr das Obere des Hauses bewohnt, aber wir in dem untern Theile werden verschüttet. Dieses Wort galt als aufrührerisch, als Beleidigung des Königs und der öffentlichen Sittlichkeit, als Untergrabung der gesellschaftlichen Ordnung. Der gute Wakefield wurde vor seine gehörigen Richter gestellt, welche alle von den Ministern abhingen, es wurde ihm ein ebenfalls gehöriger Sachwalter beygegeben, welcher von den Richtern abhing, sein Prozeß wurde in aller Form eingeleitet, und er sah sich verurtheilt zu einer dreyjährigen Gefängnißstrafe. Er war nicht so lange im Gefängniß, nach Verlauf einiger Monate wurde er krank; da er wenig Vermögen hatte, so brachten seine Freunde durch Unterzeichnungen so viel auf, daß seine Gattin und Kinder in der Nähe des Gefängnißes wohnen sollten, aber die regierende Behörde widersprach im Namen der gesellschaftlichen Ordnung; er starb ohne Hülfe und ohne Trost, weniger zu bedauern als seine Verfolger, denn die öffentliche Meynung hatte sich für ihn erklärt; er freute sich des Bewußtseyns, recht gesprochen und recht gehandelt zu haben; sie dagegen lebten, verzehrt von Sorgen und leidenschaftlich wildem Ehrgeize, oder, sie schnitten sich den Hals ab, müde zu lügen und zu betrügen, das Budget zu erhöhen, und die Eingeweide des Volks verächtlichen Höflingen als Jagdbeute vorzuwerfen.«

(Fortsetzung folgt.)

# Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 20. August.

Nro. 167. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1836.


## C. Plinii Secundi Naturalis Historiae libri XXXVII. Recognovit et varietatem lectionis adjecit Julius Sillig etc.

(Fortsetzung)

Lib. XXIII. cap. 1. haben die älteren Ausgaben: mangonizat corpora: serpentes fugat. Harduin hat f. 16. (§. 26.) ohne Bemerkung, seinen Handschriften gemäß, nur mangonizat corpora geschrieben. Im cod. Tolet. fehlt auch das Wort corpora, so daß nicht unwahrscheinlich ist, daß die gleiche Endung der beyden Verba das Abirren verursachte, und daß das Wort corpora sich zufällig in einzelnen Handschriften erhielt. Doch fehlt es an einem sichern Beweise dafür.

Lib. XXX. cap. 4. ist die ältere Lesart: psorisque et lepus et lentigini illinitur. Die Worte et lepris, die Harduin s. 10. (§. 29.) nach seinen Handschriften getilgt hat, lassen sich durch nichts direkt als ächt erweisen, doch läßt der gleiche Anfang dieser Worte mit den Folgenden das Ausfallen derselben bey dem Abschreiben vermuthen.

Den angeführten Stellen stehen nun allerdings auch solche gegenüber, in denen Harduin unächte Zusätze mit Recht ausgeworfen hat; und zwar sind sie verschiedener Art. Hier und da sind nämlich Inhaltsangaben von dem Rande in den Text gesetzt worden. Dahin gehören die in den älteren Ausgaben lib. V. cap. 9. (§. 51.) sich findenden Worte: Nili ortus creditus; ferner lib. XX. cap. 2. (§. 9.) die Worte de ejus medicina, womit lib. XXXVII. §. 31. die auch in der Harduinischen und Sillig'schen Ausgabe sich noch findenden Worte: de ortu eorum, die nach dem Bamberger Codex zu streichen sind, verglichen werden können; ferner in demselben Buche §. 1. die Worte: quae causa gemmarum est, die in eben diesem Codex unrichtig eingesetzt sind. In manchen Fällen scheinen die in den harduinischen Handschriften fehlenden Worte aus andern Stellen am unrechten Orte eingesetzt zu seyn. Vielleicht gehört hierher die Stelle lib. XIII. cap. 1. Oenanthinum in Cypro, deinde in Aegypto praepositum, wo in der Ausgabe Harduins und den spätern S. 2. (§. 5.) nur Oenanthinum in Cypro steht. Die Worte deinde in Aegypto, die, wie auch H. S. angegeben hat, in mehreren Handschriften (Tolet. Salmant. Chiffl.) fehlen, könnten aus §. 6. Cyprinum in Cypro, deinde in Aegypto, heraufgenommen seyn; allein das dabeystehende praepositum, das H. S. unbeachtet gelassen hat, und das Harduin, ohne daß es in jenen Handschriften als fehlend bezeichnet wird, mit jenen Worten getilgt hat, macht hier noch einige Schwierigkeit. Lib. XV. cap. 29. (§. 121.) haben die älteren Ausgaben: Patricia multis annis praevaluit, flaccescente plebeja, wo die beyden letzten Worte aus dem Folgenden: Quae postquam evaluit, flaccescente (oder flavescente) patricia entstanden zu seyn scheinen. Lib. XXII. cap. 17. in den Worten: panos succus cum psimmythio, ignes sacros et tumores collectionesque ist eine Wiederholung aus dem unmittelbar Vorhergehenden: sanat ignes sacros et tumores collectionesque nicht zu verkennen. Lib. XXVI. cap. 8. (§. 69.) in den Worten: semine albo columbis gratissimo,

quod colligitur incipiente uva, ist wohl das Letzte aus dem Vorhergehenden (§. 68) semine albo, quod colligitur incipiente uva herabgenommen. An einer andern Stelle, lib. XXVIII. cap. 18. (§. 239.) item ex fimo asini cinis et pilorum quidem cinis, scheint die Wiederholung des Wortes cinis, wie in den oben angeführ-Fällen ein Abirren des Abschreibers veranlaßt zu haben, allein bey genauerer Betrachtung führt vorzüglich das hier ganz unpassende quidem darauf hin, daß diese Worte aus dem unmittelbar Vorhergehenden: item leporis, hujus quidem et pilorum cinis entnommen sind.

Hin und wieder scheinen auch in den früheren volleren Lesarten zwey Lesarten verbunden zu seyn, wie lib. XXIII. prooem. (§. 2.) nec curvo adoranda aratro, nec cura laboranda; ferner lib. XXVI. cap. 10. (§. 96.) vitia partium earum erumpentia cum polenta. Auch Parallelstellen aus andern Schriftstellern, vielleicht solchen, die das Werk des Plinius benützten, scheinen hier und da eingefügt zu seyn, wie lib. X. cap. 32. (§. 90.) Foetificant bruma, qui dies halcyonides vocantur, placido mari per eos et navigabili, Siculo maxime. In reliquis partibus est quidem mitius pelagus, Siculum utique tractabile, wo die Aehnlichkeit der Wörter navigabile und tractabile auch auf einen Ausfall des Dazwischenliegenden hinzuführen scheint, der aber nur dann erklärt werden könnte, wenn man annähme, daß die Worte Siculo maxime erst später eingesetzt und dann beyde Lesarten vereinigt worden wären. Interpolation durch eingesetzte Erklärungen möchte etwa statt gefunden haben lib. XIII. cap. 6. (§. 54.): Materies ei admodum lenta ac fidelis ad vetustatem, eximii ac nigri splendoris, wo sich annehmen ließe, daß fidelis durch ad vetustatem eximia erklärt worden wäre.

Lib. XXVIII. cap. 18. (§. 241.) in den Worten: cum cyprino oleo aut fimo caprino aut hircino könnte das doppelte aut auch die Meynung veranlassen, als habe bey der Lesart der Handschriften Harduins aut cyprino oleo aut irino ein Abirren des Abschreibers Statt gefunden, allein da Plinius Valerianus II, 48. cum cyprino oleo aut hyrcino (oder hirino), und Marcellus Empiricus I. 34. p. 236. cum oleo cyprino aut laurino hat, so ist wohl anzunehmen, daß irino in hirino und dann in hircino verdorben, und zur Erklärung nachher aut fimo caprino eingesetzt wurde. Uebrigens hat cod. Ciffl. nach der Dalechampischen Ausgabe hier nicht wie H. S. hat: antitiro, sondern anittino. In lib. XXV. cap. 2. (§. 8.): Ex his Evax, rex Arabum, qui de simplicium effectibus ad Neronem scripsit, Cratevas, ist der Zusatz gewiß nur aus der von Salmasius prolegg. ad hylen p. 16. angeführten Schreibart Cratevax entstanden, da Evax in dem Index auctorum bey Plinius nicht vorkommt, und er wohl auch nicht unter die griechischen Auctoren gerechnet worden wäre. Auf einem ähnlichen Grunde scheint lib. XXXI. cap. 10. (§. 109.) die frühere Lesart: Excedente Nilo siccantur, decedente madent zu beruhen; doch hätte dieselbe von H. S. um so mehr angeführt werden sollen, da sonst das von Salmasius Vorgeschlagene: Accedente Nilo siccantur, unverständlich ist.

Aus dieser Zusammenstellung geht, obschon sich nicht wenige zweifelhafte Stellen in derselben finden, doch wohl deutlich hervor, daß, wie in den letzten Büchern, wo es durch die Bamberger Handschrift außer Zweifel gesetzt ist, so auch in den übrigen die vor Harduin allgemeine Textesrecension in vielen Stellen auf einer den Handschriften Harduins entgegenstehenden handschriftlichen Autorität beruht, die, wenn sie auch nicht nachweisbar ist, und vielleicht nie wieder aufgefunden wird, doch nicht abgeläugnet werden kann. Daraus ergibt sich aber für die Kritik des Plinius die doppelte Lehre, daß man einmal nicht überall, wo die vorhandenen Handschriften

weniger geben, eine Interpolation in der Vulgata annehmen darf, wie Harduin es that, — vielmehr muß man nach den durch die Bamberger Handschrift gemachten Erfahrungen die Vermuthung hegen, daß selbst die Vulgata an manchen Stellen, wo uns keine Handschrift eine Andeutung davon gibt, noch lückenhaft ist, wenn wir auch solche Lücken nur selten nachweisen und, nur von besonderem Glücke begünstigt, ausfüllen können —, und ferner, daß überhaupt auf die Lesarten der ältern Ausgaben, wo diese übereinstimmen, und wo nicht gezeigt werden kann, daß sie auf willkührlichen Aenderungen eines frühern Herausgebers beruhen, mehr Gewicht gelegt werden muß, als es bisher geschehen ist. Bey einer Ausgabe, wie die Sillig'sche ist, sollte demnach der Harduinische Text nicht als Vulgata angenommen werden, ohne daß in allen Fällen, wo die ältere Lesart nicht als entschieden unrichtig zu betrachten ist, diese angeführt würde. Es wird übrigens niemand dem Herrn S. zum Tadel anrechnen, daß er bey der Anlage seiner Ausgabe einem andern Grundsatze gefolgt ist, da er den Stand der Sache noch nicht so kennen konnte, wie ihn Ref. hier darzulegen versucht hat. Auch verliert die vorliegende Ausgabe dadurch wenig an ihrer Brauchbarkeit, da wohl jeder, der ein Studium aus der Lesung des Plinius macht, eine der besseren älteren Ausgaben zur Hand hat, die er in jedem vorkommenden Falle nachschlagen kann, um die vorharduinische Lesart kennen zu lernen, und wir dürfen darum H. S. nicht weniger denkbar dafür seyn, daß er diese höchst mühevolle Arbeit übernommen hat.

Wir gehen nun zu einer Stelle über, in welcher H. S. eine Conjectur des Ref. angeführt hat, die sich auch in dem Anhang zum fünften Bande aus dem Kunstblatte wiederholt findet. Ref. glaubte nämlich, es sey lib. XXXV. §. 7. in den Worten: triumphabantque etiam dominis mutatis ipsae domus wegen der Lesart der codd. Ricc. u. Bamb. et me, die aus et ne entstanden seyn könnte, zu



schreiben: triumphabantque . . . aeterno domus. Indessen möchte eine andere Aenderung wahrscheinlicher seyn, nämlich statt et me domus zu schreiben emtae domus, was gut zu dem Vorhergehenden: quae nec emtori refigere liceat paßt. Würde eingewendet, daß die in den Handschriften vorherrschende Schreibart emptae dem entgegen wäre, so ließe sich darauf erwiedern, daß die gewöhnliche Lesart ipsae sich eben auf diese, nämlich auf emptae zurückführen lasse.

Von den Bemerkungen des H. S., die sich, dem Zwecke der Ausgabe gemäß, selten über die Angabe der Lesarten hinaus erstrecken, soll hier nur noch eine angeführt werden, welche uns Gelegenheit gibt, eine Entdeckung zu besprechen, die für den kritischen Apparat des Plinius nicht ohne Bedeutung ist. Es heißt in den Bemerkungen zu lib. XXXIV. §. 134. „smegma Regii ap. Broterium et Budaeum de asse p. 398. et Ed. Pr. psegma, recte conjecit Harduinus. Cfr. Diosc. 5. 88.“ während sich Ref. im Anhange für die Lesart smegma aussprach, die er in dem Bamberger Codex fand, welche Ansicht nunmehr auch durch eine sehr ehrwürdige Autorität unterstützt wird.

Es findet sich nämlich im Index zum 34ten Buche, an der Stelle, wo smegma oder psegma hingehört, MEGI unter den Fragmenten eines mit Uncialbuchstaben geschriebenen Pergamentcodex des Plinius aus dem 6ten Jahrhundert, welche H. Custos Dr. Endlicher zu Wien in den Stücken einer Papyrushandschrift zur Befestigung in einzelnen Streifen eingeheftet fand, und (größtentheils nach einer mit größter Sorgfalt veranstalteten Abschrift des H. Dr. Reuß, Privatdocenten der Philosophie zu Würzburg, die dieser schon früher dem Ref. mitgetheilt hatte) in dem neuen Kataloge der Wiener Handschriften Bd. II. S. 125 ff. Nr. CCXXVIII. abdrucken ließ. Diese Fragmente sind, obgleich sie im Ganzen unglücklich verstümmelt sind, so daß oft gerade die Worte, über die man einen Aufschluß wünschte,

zwischen andern ausgefallen sind, doch schon durch ihr Alter zu wichtig, als daß es sich nicht der Mühe lohnen sollte, hier etwas bey denselben zu verweilen.

(Fortsetzung folgt.)

## Dr. Ludwig Wachler's Vermischte Schriften.

(Fortsetzung.)

Gewiß hätte Hr. Dr. W. diese Stelle nicht ohne berichtigende Anmerkungen aufgenommen, wenn er nicht, getäuscht durch Courier's Treuherzigkeit, mehr Zutrauen dazu gefaßt hätte, als geschichtlichen Anführungen eines Partheygängers, zumal eines Franzosen in der Regel gebührt. Nach den Memoirs of the life of Gilbert Wakefield, London 1804, die theils von ihm selbst, theils von zwey seiner anhänglichsten Freunde sind, verhält sich die Sache so.

G. Wakefield, geb. zu Nottingham 1756, war ein Geistlicher der englischen Kirche. Die Lehrsätze und Einrichtungen derselben mißfielen ihm als unvereinbar mit dem Evangelium, das er durch anhaltende Forschung in seiner Reinheit aufzufassen bemüht war. Er gab seine Pfarrey auf, und suchte keine andere mehr, sondern nährte sich durch Privat-Unterricht und durch schriftstellerischen Erwerb, eine kurze Zeit auch als Lehrer an einer von Dissentern gestifteten hohen Schule. Seine philologischen Arbeiten, worunter eine Ausgabe des Lucretius die vornehmste ist, erwarben ihm mehr Ruf, als einige theologische, worin er seine besondern Meynungen, z. B. daß aller öffentliche Gottesdienst vom Uebel sey, mit solcher Offenheit darlegte, daß er nicht nur den Mitgliedern der Kirche, die er verlassen hatte, sondern auch Gegnern derselben anstößig wurde, und selbst mit einer Widerlegung der Angriffe Thomas Paine's auf das Christenthum keinen Dank verdiente. Seit 1794 mischte er sich als Schriftsteller in die politische Partheyung. Aus eignem Antrieb, und ohne daß er an einer der Gesellschaften Theil nahm, welche damals der Regierung entgegenwirkten, ergoß er sich gegen diese mehrmals in dem schärfsten Tadel, woran eine, gegen das Haupt derselben, Wilhelm Pitt, schon auf der Universität Cambridge gefaßte Abneigung Theil haben mochte, der jedoch hauptsächlich von einer Vorstellung ausging, die ihn ganz beherrschte: Der Krieg sey überhaupt etwas unchristliches, der Krieg mit Frankreich aber ganz besonders sündlich. Am heftigsten klagte er darüber die



Regierung in einer anonymen Flugschrift an, die er zu Anfang 1798 gegen den Bischof Watson herausgab, welcher das Volk über die Nothwendigkeit des Aufwandes auf den Krieg zu belehren gesucht hatte. Wakefield der gewöhnlich sehr hastig schrieb, brauchte zu dieser Flugschrift nur einen Tag; am folgenden Morgen gab er sie in den Druck. Der General-Advocat, Sir John Scott (nachher als Lord Eldon sehr lange Großkanzler), brachte gegen den Verleger und einen (nach dem Annual register, zwey) der Verkäufer eine Klage an. Wakefield eilte sich als Verfasser anzugeben, bewirkte aber dadurch nur, daß die Klage „wegen der falschen ärgerlichen und aufrührerischen Schmähschrift" auch auf ihn erstreckt wurde. Zuerst erschien einer der Verkäufer vor Gericht und hier erklärte der General-Advocat, er stelle von Amtswegen die Klage, die er so nothwendig befunden habe, daß er, wenn die Regierung entgegen gewesen wäre, sein Amt niedergelegt haben würde. Am 21. Febr. 1799 kam der Verleger und Wakefield selbst an die Reihe. Dieser hatte die Erbietungen angesehener Anwälte zu seiner Vertheidigung abgelehnt; er traute keinem zu, daß er so frey und eindringlich sprechen würde, als er selbst.

Auf seine lange Rede antwortete der General-Advocat ganz kurz, und die Geschwornen sprachen auf der Stelle das Schuldig aus. Am 18. April sollte das Straf-Erkenntniß gefällt werden. Abermals hielt Wakefield eine Rede, die gedruckt über 2 Bogen einnimmt. Bezeichnet sind besonders folgende Stellen:

„Es wird mir vielleicht vorgehalten, die Meynungen, die ich stelle und verbreite, seyen von der Art, daß sie Unzufriedenheit über die Maßregeln der Regierung erregen, und auf den Umsturz unserer Kirchen- und Staats-Verfassung ausgehen. Darauf antworte ich: Ist unsere Verfassung vom Grund aus mangelhaft, so ist es Pflicht, oberste Pflicht für Jedermann, diese Mängel anzugeben und auf deren Verbesserung durch jedes friedliche Mittel d. i. durch Beweis und Ueberzeugung, ohne alle Gewaltthätigkeit, hinzuarbeiten." Ferner: „In meinen Augen ist der Freund des Krieges und Blutvergießens der wahre Mensch der Sünden; und mich würde keine Rücksicht auf irdisches Wohlergehen oder das vermeyntliche Gemeine Beste jemals vermögen, die Hand zum Morde mit Bedacht gegen einen Mitmenschen aufzuheben; auch mag ich nicht ein zeitliches Wohlbefinden in vergänglichen Gemeinden dieser Welt der sicheren und bleibenden Stätte in dem himmlischen Jerusalem vorziehen. In dieser Gesinnung liegt jedoch nicht der mindeste Widerwille gegen Andersdenkende, nicht der entfernteste Wunsch, ihnen wehe zu thun; man müßte denn dafür den Wunsch halten, das ihnen das Vermögen entzogen würde, ihre Schuld durch fortgesetzte Missethat zu erschweren."

(Schluß folgt.)

# Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 23. August.

Nro. 168. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1836.


## C. Plinii Secundi Naturalis Historiae libri XXXVII. Recognovit et varietatem lectionis adjecit Julius Sillig etc.

(Fortsetzung)

Vergleichen wir sie mit der Bamberger Handschrift, ohne jedoch unbedeutende Schreibfehler zu erwähnen, so findet sich im ersten Fragment, Lib. XXXIII. s. 52. §. 142. in beyden donavisset statt des gewöhnlichen donasset; s. 52. §. 145. in beyden die Wortstellung fuisse Romae, und die Schreibart Rutundus; §. 146. in beyden mox additum in angulos. Ebendaselbst findet das an sich unverständliche APPELLATUMASTAT seine Erklärung in der Lesart des Cod. Bamb. appellata tum a stateris; s. 53. §. 147. steht in den Fragmenten AVSVM ....H. S. VI. M. so daß gerade das Wort constat ausgefallen ist, wofür Ref. aus der Lesart des cod. Bamb. sicut vermuthet hat scitum; s. 54. §. 151. hat cod. Bamb. nur temporum adulatione, nicht in, wie in der Collation steht; in den Wiener Fragm. findet sich dieselbe Wortstellung mit der Präposition; §. 152. haben die Fragmente nach der gewöhnlichen Lesart CATILLIS, wo cod. Bamb. catellis hat, und beyde in transitu virilitatis statt ad transitum; §. 153. fehlt in beyden inquam nach Fabricius, ferner haben die Fragmente BELLICOS für bellicosos (imperatores); s. 55. §. 154. scheint die Lesart der Fragmente EPESI auf Ephesii Dianae templi hinzuführen. Daselbst wird die Vermuthung des Ref., daß wegen der Lesart des cod. Bamb. Varro set zu lesen seyn möchte: Varro se et aereum signum ejus habuisse scripsit, durch die Lesart der Fragmente VARRO EX nicht unterstützt; §. 157. haben die Fragmente nach der Lesart der meisten Handschriften nach Teucer das Wort crustarius nicht, das sich im cod. Bamb. findet; s. 56. §. 160. steht in den Fragmenten DVMTAXAT SECV...., so daß deutlich ist, daß auch in dieser Handschrift, wie in der Bamberger hoc nicht vor, sondern nach den Worten secuta aetas stand; s. 57. §. 163. haben die Fragmente mit cod. Tolet.: Est et utilissimum genus lomenti; doch die gewöhnliche Lesart vilissimum paßt besser zu der Werthbestimmung quinis assibus aestimatum.

In den Worten, die als Nachschrift des 33ten und als Ueberschrift des 34ten Buches dienen, findet sich in den Fragmenten POST MORTEM, woraus zu ersehen ist, daß auch in dieser alten Handschrift das noch nicht gehörig erklärte editus post mortem sich fand, das Ref. vor 4 Büchern im cod. Bamb. und vor einem im cod. Riccard. nachgewiesen hat.

Die Inhaltsanzeige des 34ten Buches stimmt in den Fragmenten fast ganz mit der Bamberger Handschrift überein, daher sind ohne Zweifel an mehreren Stellen die Ergänzungen, die Hr. Endlicher nach der Vulgata versucht hat, nach dieser zu berichtigen.

Die Worte de tricliniis aereis, oder richtiger aeratis nach dem Bamberger Codex, in welchem sie nur an einer falschen Stelle stehen, fehlen in den Fragmenten ganz. Quod primum dei simulacrum Romae stand in dieser Handschrift rich-

tig, ohne die Einschaltungen im cod. Bamb. Im Folgenden ist nach cod. Bamb. zu ergänzen: ANTIQuas STATVAS togATAs sINE tunicIS fuISse, und wahrscheinlich QVAE primaESTATVaerOMAE statt QUAELoricataE bey Hr. Endlicher, da das L, was Ref. in der Abschrift des Hrn. Dr. Reuß nicht fand, wohl ein verwischtes P seyn könnte. Weiter unten ist wohl nach cod. Bamb. zu ergänzen QVibus externiS Romae PVBLice posITAE statt QVando equestreS; dagegen: Quando statuA Prima rOMae equEstris puBLICAE PositA. Diese Stellung, die von der des cod. Bamb. etwas abweicht, scheinen die Buchstaben AI, woraus Ref. AP gemacht hat, wie auch die durch Punkte angedeuteten Entfernungen zu verlangen. Im Folgenden ist zu ergänzen: QVANdo oMNES Privatim posiTAe statVAE statt Publicae privaTAe. In den Worten des cod. Bamb. Fuisse antiquitus et in Italia statuarios scheint das et in jener alten Handschrift der gewöhnlichen Lesart gemäß gefehlt zu haben. Statt AERIS de FECTus möchte nach cod. Bamb. zu ergänzen seyn AERIS efFECTus. Im Folgenden hat Hr. Endlicher De stoROmate aeRIS, wofür Ref. in der Abschrift des Hrn. Dr. Reuß DE.. OR.... IS las, so daß es scheint, als müßte ergänzt werden De flORe aeRIS. Statt MedicinAE ist dagegen vielleicht zu ergänzen (De) stoMomate AEris, das H. Reuß in seiner Abschrift vom Anfange der Zeile nach S hatte. Wenn die Entfernungen der übrigen Buchstaben nicht dagegen wären, ließe sich auch squaMa AEris ergänzen. Das unten folgende .XORI .... ist zu ergänzen und zu berichtigen Psoricon; ferner sORIM ed. EX EO und MYSI med. EX EO, wo die Verwechslung von I und Y zu bemerken ist. Das Wort Pompholyx fehlt; in EDIN ... liegt wohl Ediphryge. Unten findet sich differentia statt differentiae und appellatur statt appellant, wenn nicht in apEllAtVR, was eine Zeile für sich bildet, die Worte Ferri tempErAtVRa verborgen sind, die cod. Bamb. an dieser Stelle hat. In ... LVMSVCE ceruSSA liegt wohl Psimmythium sive cerussa, und zwar so, daß SV als Abkürzung für sive, wie A für aut genommen wird. Statt ... aut HORIBVS hatte die Abschrift des Hrn. Dr. Reuß nur IↃOR .. VS. Da das erste Zeichen eben so gut die zweyte Hälfte des runden M als des runden H seyn kann, so ist wohl nach cod. Bamb. zu ergänzen ad canis MORsVS, und im Folgenden, wo nach einer unleserlichen Zeile folgt: .... CIAS ....., Ad caput. Alope CIAS, so daß wir den Anfang des Verzeichnisses der Medicinen erhalten, das sich im cod. Bamb. findet.

Lib. XXXIV. s. 3. §. 6. ergänzt Hr. Endlicher ADFECTATIO FVErat, wo nach cod. Bamb. wohl FVErit zu ergänzen und nach des Ref. Vermuthung furit zu verbessern ist statt des gewöhnlichen fuit. Im folgenden fehlt quem und für cum eo, was auch im cod. Bamb. steht, (nicht esse), findet sich in den Fragment EVM. §. 8. in den Worten quAMQVAM HOMINIS..... MENTVMINSIMVLACRO weicht temperamentum und der Singular in simulacro von cod. Bamb. ab, die vorhergehenden für die Lesart der Stelle wichtigen Worte sind aber verloren; s. 8. in antiASQVIDEM HL. CRASSI ist mit cod. Bamb. L. Crassum ausgelassen, aber H deutet auf heredem, nicht auf den Plural heredes. Im Folgendem wird quoniam, was Ref. wegen quod erat im cod. Bamb. in quod eae abändern wollte, gesichert. Ferner zeigt ARBORVM MALAFERENTI... an, daß auch hier modo nach mala ferentium stand; s. 9. §. 15. findet sich der Conjunctiv fuerit, den nach Brotier auch Hr. Sillig aufgenommen hat, richtig auch in diesen Fragmenten. Daselbst spricht ROMAENO... gegen die Lesart des cod. Bamb. nomen non habet vetustum; §. 16. zeigen die Worte PRIMIS OMNIVM deutlich, wie primisomnium im cod. Bamb. zu verstehen sey; §. 17. findet sich ETOMNIVM ohne

jam oder in. Unten wird die Schreibart honor durch die Fragmente gebilligt; s. 10. §. 18. fehlt vuch in diesem est nach Graeca res, doch findet sich die griechische Form: TORACAS; §. 19. ist VTRIQVE statt vero, nach cod. Bamb. in utique zu ändern; die Lesart des cod. Bamb. basis ejus für cujus basis s. 11. §. 21. wird durch die Fragmente bestätigt; s. 16. §. 33. trifft die Lesart: ET ACVISSE DEVM INDITET mit der des cod. Bamb. et aevi esse deum indicent sc. digiti größtentheils überein; s. 17. §. 37. fehlt tamen nach insignia auch in den Fragmenten; s. 18. §. 39. scheint STATVAS aus einer Abkürzung von statuarum entstanden zu seyn. Dieses Fragment bricht gerade vor den schwierigen Worten qui devoratur Pompejani theatri vicinitate ab. §. 42. hat Hr. Endlicher CONTVLERANT, Herr Dr. Reuß CONT..... NT, so, daß in den, wie es scheint undeutlichen, dazwischenliegenden Buchstaben wohl auch die richtigere Lesart des cod. Bamb. contigerant verborgen liegen könnte. Auch dieses Fragment endigt gerade vor einer zweifelhaften Stelle, nämlich den in vielen Handschriften fehlenden Worten obsessae Rhodo; s. 25. §. 109. kommt die Lesart QVIDAMEXCVSSVQVAMATTERVNTQVAE der des cod. Bamb. Quidam excussuri squamam teruntque ziemlich nahe, doch ohne sie aufzuhellen; s. 26. §. 110. liest man SVISPENSOSVPERACETVMAEREOPTVRATVMQVEOPERCVLO, so daß wohl zu lesen ist: suspenso super acetum aere obturatumque operculo, wenn gleich die Beziehung von obturatis auf cadis natürlicher ist. §. 112. wird die Lesart des cod. Bamb. quae sincera sunt, in dem Fragment bestätigt, aber durch das folgende DETINET die Wahrscheinlichkeit der Lesart wieder aufgehoben. Sunt verdankt vielleicht sein Daseyn dem folgenden suum; §. 113. Die Schreibart FIGVLINVM hat cod. Bamb. zwar hier nicht, wohl aber in mehreren andern Stellen; s. 27. §. 115.



zeigt der Zwischenraum zwischen ORIS .... GINGIVARVMQ., daß in dieser Handschrift, wie in der Bamberger, etiam dazwischen stand.

Suchen wir aus dem hier Angeführten ein Resultat zu ziehen, so ergibt sich (abgesehen davon, daß gerade von der für die Kunstgeschichte so wichtigen 19ten Section des 34ten Buches keine Fragmente vorhanden sind), daß dem Bamberger Codex durch diese Fragmente die Palme nicht entrissen wird, da sie kaum eine verbessernde Lesart enthalten, die sich nicht eben so, oder richtiger in jenem fänden, also für die Kritik des Plinius nichts Neues darbieten. Dem ungeachtet wird Niemand den Werth dieser Fragmente verkennen, indem jede gute Lesart, die durch dieselben bestätigt wird, dadurch eine Gewähr erhält, wie durch alle späteren Handschriften zusammengenommen.

Außerdem gibt der genannte Katalog unter den Numern CCXXXIV. und CCXXXV. noch 2 Handschriften des Plinius an, eine vom Ende des 11ten oder vom 12ten Jahrhundert, und eine vom 15ten Jahrhundert. Dieses verdient hier um so mehr erwähnt zu werden, da Hr. Sillig in seinem Handschriften-Verzeichnisse nur eine Wiener Handschrift, saec. XI. vel XII., mit dem Urtheile des Grafen Rezzonicus, „maximis erroribus redundat," anführt, dabey jedoch bemerkt, daß die von Bandini und Brotier erwähnten Handschriften vielleicht andere seyen. Hr. Dr. Reuß, der dem Ref. schon früher eine ausführliche Beschreibung dieser beyden Handschriften hatte zukommen lassen, bemerkt, daß die erstere durch das Urtheil des Grafen Rezzonicus offenbar zu tief gestellt würde, und Ref. nimmt um so weniger Anstand, ihm hierin Glauben beyzumessen, als er selbst schon Gelegenheit hatte, die Richtigkeit der von jenem Gelehrten über manche Handschriften gefällten Urtheile in Zweifel zu ziehen. In der andern Handschrift sind in der Inhaltsanzeige zwar 37 Bücher gezählt, aber vom 1ten Buche fin-

det sich an seiner Stelle nur die Vorrede, so daß das 2te Buch an diese angeschlossen, als das erste und so fort bis zum 37ten gezählt wird, das das 36te heißt. Der Schluß ist (XXXVII. s. 76. §. 199.) et priusquam ad oculos pervenias, desinens nitor.

(Schluß folgt.)

## Dr. Ludwig Wachler's Vermischte Schriften.

(Schluß.)

Das Erkenntniß ward an diesem Tage nicht gefällt, Wakefield aber jetzt in Haft genommen. Am 30. May erfolgte das Strafurtheil: zweyjähriges Gefängniß in dem Kerker zu Dorchester und 1000 Pfund Bürgschaft für Wohlverhalten auf 5 Jahre. Er trat in der Mitte des Juny die Gefängnißstrafe an. Diese wurde ihm dadurch sehr erleichtert, daß seine zahlreichen Freunde zusammenlegten und ihn in den Stand setzten, dem Kerkermeister einen Theil seiner eigenen Wohnung abzumiethen. Er fand hier alle an einem Straforte mögliche Bequemlichkeit, bekam nicht selten Besuch, war auch nur kurze Zeit an einem Uebel krank, das ihn zuvor schon heimgesucht hatte. Seine Frau und seine Kinder wohnten in der Nähe des Gefängnisses, und hatten viermal in der Woche die Erlaubniß, einen Theil des Tages mit ihm zuzubringen. Seine Feder rastete nicht; er übertrug auserwählte Stücke des Chrysostomus, schrieb unter dem Titel: noctes carcerariae, eine Abhandlung über die griechische Metrik, und machte seinem Unwillen durch eine parodische Uebersetzung der ersten Satire Juvenal's Luft. Als er, genau zwey Jahre nach dem Urtheilsspruche, aus dem Kerker entlassen wurde, befand er sich bey so guten Kräften als zuvor und in weit besseren Umständen; denn aus Beyträgen und Vermächtnissen von Freunden war ihm ein Kapitalvermögen von 5000 Pfund Sterling erwachsen. Er machte im Juni 1801 zu London eine Probe mit öffentlichen Vorlesungen über die Aeneide und nahm sich vor, dieselben im folgenden Jahre fortzusetzen. Aber zu Ende Augusts befiel ihn ein hitziges Fieber, das er sich durch zu starkes Gehen in den heißen Sommertagen zugezogen hatte. Daran starb er am 9. September 1801.

Mit diesem auf das Thatsächliche beschränkten Auszuge aus Wakefields eigener und seiner Freunde Erzählung vergleiche man nun obige Darstellung des Franzosen, zu welcher nur noch zu bemerken ist: daß Wakefield nicht wegen seines Tadels der Finanzverwaltung, sondern, wie er selbst (Memoirs II. p. 402) ausdrücklich bemerkt, wegen dessen, was er aufregendes wider die Fortsetzung des Krieges gesagt hatte, verklagt war; daß die Obrigkeit ein solches Aufregen um so weniger übersehen konnte, als das Jahr zuvor ein höchst gefährlicher Aufstand auf der Kriegsflotte mit Mühe unterdrückt worden war, daß die öffentliche Meynung keineswegs, sondern nur die Meynung der Minderheit, wozu Fox u. a. gehörten, sich für Wakefield erklärte; und daß sein Verfolger — denn es war nur Einer, dem von Amtswegen oblag, ihn gerichtlich zu verfolgen, Lord Eldon, noch jetzt in gutem und geehrtem Alter lebt.

Ref. hat dieses gern zusammengestellt, um an einem lehrreichen, wiewohl kleinen, Beyspiele zu zeigen, wie grober Irrthum nicht blos über weit entfernte, sondern über ganz nahe liegende Thatsachen und Umstände in Umlauf kommt und darin bleibt, weil die Meisten, wie Thucydides I. 20. bemerkt, die Wahrheit nicht gerne mühsam aufsuchen, sondern sich lieber an das, was eben zur Hand ist, halten. Zum Schluße will er noch das Urtheil Sir James Mackintosh's, der keiner Parteylichkeit für Pitt verdächtig seyn kann, beyfügen. „Ich las, schreibt er am 18. July 1805, Gilbert Wakefield's Memoiren mit ziemlichem Antheile. Dabey drängte sich mir die Bemerkung auf, wie ungerecht man oft fast unvermeidlich gegen Staatsmänner und obrigkeitliche Personen ist. Nie war eine Zeit und Nation, wo Wakefield's Flugschrift nicht wäre strafbar befunden worden. Es giebt keinen achtbaren Vertheidiger der Preßfreyheit, von dem dieses nicht zugestanden werden müßte. Werden aber jetzt die literarischen Verdienste des Mannes und seine Leiden dargestellt, jetzt, da sein Vergehen in Vergessenheit gekommen ist, oder da man darüber als eine Kleinigkeit unter den vielen andern, die in einer politischen Partheyung vorkommen, hinweggeht, so kann es nicht fehlen, daß Mitleiden mit ihm, Unwille gegen die, welche ihn straften, erregt werde. Allein man lese nur die Flugschrift, man erinnere sich der furchtbaren Gefahr, worin der Staat schwebte, und der unbefangene Leser urtheile, ob nicht Somer's, wäre er General-Advocat gewesen, die Klage gestellt, ob nicht ein Locke, als einer der Geschwornen, das Schuldig ausgesprochen haben würde."

# Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 24. August.

Nro. 169. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1836.


S. Gregorii Nysseni Oratio catechetica, graece et latine. Ad Codicum Monacc. fidem recensuit et cum Fronto Ducaei suisque annotationibus edidit J. Georgius Krabingerus, bibl. reg. monac. custos. Accedit ejusdem Gregorii oratio funebris in Meletium, Episcopum Antiochenum. Monachii 1835. in libraria Josephi Lindaueri. X. und 306 S.

---

Der Bischof Gregorius von Nyssa gehört zu jenem berühmten Triumvirat Kappadocischer Kirchenlehrer, die in den großen, dogmatischen Kämpfen des vierten Jahrhunderts kräftig und entschieden die Sache der Wahrheit verfochten, zur Besiegung der gefährlichsten Häresien, zur Vertheidigung und Feststellung des orthodoxen Lehrbegriffs wesentlich beygetragen haben, und deshalb mit Recht als Säulen der Kirche gepriesen werden. Gleich seinem Bruder Basilius und Gregorius von Nazianz durch das Studium des Origenes gebildet, theilte er mit ihnen, wie mit Athanasius u. A. denselben theologischen Standpunct. Dieser unterscheidet sich durch zwey Momente von dem der modernen, wenigstens immer noch bey vielen geltenden, Theologie. Während nämlich letztere entweder von einem, bereits fertigen, philosophischen System, oder doch von den subjectiven Principien Einzelner auszugehen pflegt, und daher die ganze Arbeit der Dogmenentwicklung fast jedesmal von vorne anfängt, setzt die Theologie des vierten Jahrhunderts die Kirchenlehre — so weit sie eben entwickelt und bestimmt ist — als anerkannte Wahrheit voraus und baut auf diesem, von den Früheren gelegten, Grunde weiter fort. Dazu lebt sie der Ueberzeugung, daß das Christenthum, als die Offenbarung der absoluten Vernunft (des göttlichen Logos) durchaus vernünftig sey, daher auch vernunftgemäß begriffen, bewiesen und dargestellt werden könne. Als Mittel dazu bediente sie sich der Platonischen Philosophie, mehr nach ihrer formellen als materiellen Seite. In der Anwendung dieser Grundsätze verfährt nun der Nyssener im Allgemeinen so, daß er die innere Dialectik der kirchlichen Lehre und ihrer Bestimmungen zu entwickeln, ihren großartigen Zusammenhang, ihre Angemessenheit zur Schrift und zur Vernunft nachzuweisen sucht, und hierin reiht er sich den großen Kirchenlehrern seiner Zeit an; was ihn aber von den meisten derselben unterscheidet, ist das, daß er sich enger an sein Vorbild, Origenes, und an dessen Schule anschließt. Dieß zeigt sich theils in dem umfassendern Gebrauch, den er von der herrschenden Philosophie, dem Neuplatonismus, macht, theils in seiner allegorischen Auslegung der hl. Schrift, theils in der Auffassung einzelner Dogmen, wie in dem von der Person Christi, von der Erlösung und von den Höllenstrafen, am meisten aber in der Lehre von der Wiederbringung aller Dinge. Diese Abhängigkeit von dem großen Alexandriner hat ihm späterhin manchen Tadel zugezogen, und wenn auch das Urtheil du Pin's: quod ipsius opera majorem cum Platonis et Aristotelis tractatibus convenientiam habent, quam cum caeterorum Christianorum operibus, zu hart ist, so gestattet er doch diesen Philosophemen einen überwiegenden Ein-

fluß auf seine Theologie und ist dadurch hinter Athanasius und Gregor von Naz. zurückgeblieben, die sich von ihren Fesseln schon weit freyer gemacht haben. Indessen hängt dieses mit der ganzen Weise seiner Polemik und Apologetik — dem eigentlichen Mittelpuncte seiner Lebensthätigkeit — genau zusammen. Er geht hier nämlich von dem wahrhaft wissenschaftlichen Grundsatze aus, daß der christliche Theologe auf den jedesmaligen Standpunct des zu Ueberzeugenden eingehen, und den Gegner auf seinem eigenen Boden angreifen und bekämpfen müsse. Die Heilmethode, sagt er, hat sich nach den verschiedenen Formen der Krankheit zu richten, wenn sie mit Erfolg angewendet werden soll; man kann nicht auf dieselbe Weise den Polytheismus des Hellenen berichtigen, und den Unglauben des Juden, der den eingebornen Gott (d. i. den Sohn) läugnet, noch auch durch dieselben Gründe den Häretikern ihre irrige Auffassung der Dogmen benehmen. Denn die Gründe, womit einer den Sabellius widerlegen würde, werden gegen den Anomöer nichts fruchten, noch die Polemik gegen den Manichäismus zur Ueberweisung des Juden dienen; man muß vielmehr die Rede nach dem besondern Irrthum des Gegners einrichten und jedesmal erst allgemeine Principien und anerkannte Voraussetzungen (ἀρχάς τινας καὶ προτάσεις εὐλόγους) zu Grunde legen, damit aus dem, von beyden Seiten Zugestandenen, der Gedanke (d. i. die Wahrheit) dialektisch (κατὰ τὸ ἀκόλουθον) entwickelt werde. Gegen Israeliten aber sey der Schriftbeweis zu führen. Demnach geht Gregor bey der Bekämpfung der Polytheisten von dem Begriff der Vollkommenheit, welcher die Einheit einschließt, und die Vielheit ausschließt, in der Polemik gegen die Läugner der Trinität, von dem Verhältniß der Gattung zum Individuum, der allgemeinen Wesenheit zur besondern Modification derselben, aus; stellt der aristotelischen Abstractionsweise des Eunomius den platonischen Realismus, der Behauptung desselben Gegners von der völligen Begreiflichkeit Gottes die Beschränktheit des menschlichen Geistes entgegen und widerlegt seine häretische Auffassung der Trinitätslehre durch Aufzeichnung ihrer innern Widersprüche, ihrer Schriftwidrigkeit und der schädlichen praktischen Consequenzen, zu denen sie hinführe. Mit ähnlicher Gründlichkeit verfährt er gegen Appollinaris, wie denn überhaupt seine Leistungen auf dem Gebiete der Polemik und Apologetik zu dem Besten gehören, was die alte Kirche hierin aufzuweisen hat, und ihn des Ehrennamens „Vater der Väter“, den ihm das zweyte Nicänische Concil verlieh, vollkommen würdig machen. Es wäre daher sehr zu wünschen, daß dieser ausgezeichnete, geistvolle Kirchenlehrer einen Biographen fände, wie ihn Gregor von Nazianz an Ullmann gefunden hat; nur müßte dabey die philosophische Seite seines Systems mehr hervorgehoben werden, als es dort geschehen ist. Indessen ist schon die Herausgabe seiner Katechese, mit welcher uns Herr Custos Krabinger beschenkt hat, höchst dankenswerth, um so mehr als wir noch keinen besondern Abdruck derselben besitzen. Denn diese Schrift gehört zu den wichtigsten Denkmalen des christlichen Alterthums und hat eine ähnliche Bedeutung für das vierte Säculum als die berühmten Bücher des Origenes περὶ ἀρχῶν für das dritte. Sie enthält eine wissenschaftlich-apologetische Darstellung der christlichen Heilslehre, eine Anweisung für die Lehrer, wie der kirchliche Glaube den gebildeten unter seinen Gegnern nahe zu bringen sey, damit die Kirche durch neu hinzutretende Gläubige wachse, und ist daher vorzüglich geeignet, einen Ueberblick über den damaligen Stand der dogmatischen Entwicklung sowohl, als über die Methode ihrer wissenschaftlichen Behandlung zu gewähren; besonders möchten wir sie jüngeren Theologen, die sich mit der Patristik bekannt machen wollen, ohne das ganze, weite Feld derselben durchwandern zu können, zum fleißigen Studium empfehlen. Es wird daher nicht unangemessen seyn, auf den wesentlichen Inhalt dieser, un-

ter dem Namen λόγος κατηχητικὸς ὁ μέγας bekannten Abhhandlung aufs neue aufmerksam zu machen, um dadurch zu ihrer Lektüre zu ermuntern.

Nach einem kurzen Vorwort, das die oben erwähnten, apologetischen Grundsätze ausspricht, beginnt Gregor sogleich mit dem Dogma von der Trinität, als mit demjenigen, welches das Eigenthümliche und Unterscheidende des Christenthums im Gegensatz gegen den heidnischen Polytheismus einerseits und gegen den abstracten, jüdischen Monotheismus andrerseits aufs Bestimmteste bezeichne. Er sucht daher vorerst die Einheit des göttlichen Wesens, aus dem Begriff der höchsten Vollkommenheit darzuthun und sodann den hypostatischen Unterschied in demselben aus den — ganz allgemein gefaßten — Begriffen λόγος und πνεῦμα auf anagogischem Wege zu erreichen. Auch die Gegner geben zu, sagt er, daß Gott nicht ohne Vernunft (ἄλογος) sey, sondern daß ihm diese (die Vernunft oder das Selbstbewußtseyn) nothwendig zukomme; was aber von Gott prädicirt wird, muß auch seiner göttlichen Erhabenheit angemessen gedacht werden. Es kann daher der göttliche Logos nicht wie der menschliche *) (das Wort), unselbstständig und vergänglich, er muß vielmehr als der Logos der unvergänglichen und ewig subsistirenden Natur, selbst ewig und selbstständig, als selbstständig aber lebendig seyn — denn was geistig und körperlos existirt, das lebt auch — und dieß nicht in dem Sinne, als ob er blos durch die Theilnahme am Leben lebendig wäre; denn die Natur der Vernunft ist als durchaus einfach und von aller Zusammensetzung frey aufzufassen, die Vorstellung aber, daß das Eine in dem Andern (der Logos des Lebens theilhaftig) sey, schließt schon Zusammensetzung ein: es muß daher, um die Einfachheit fest zu halten, behauptet werden, daß der Logos das Leben selbst, das absolute Leben (αὐτοζωή) sey, nicht blos am Leben participire.

(Fortsetzung folgt.)

*) Gregor braucht hier λόγος stets in der Doppelbedeutung von Vernunft und Wort, was im Deutschen nicht wiedergegeben werden kann.



## C. Plinii Secundi Naturalis Historiae libri XXXVII. Recognovit et varietatem lectionis adjecit Julius Sillig etc.

(Schluß.)

In Beydem trifft diese Handschrift mit dem cod. Medic. Laurent. Plut. 82. 1. u. 2. überein; doch möchte Ref. darauf nicht ohne Weiteres, wie es in dem Kataloge geschieht, die Vermuthung gründen, daß die Wiener Handschrift eine Abschrift jener Mediceiischen sey (vgl. obss. in Plin. S. 4, 5 und 7.), sondern vielmehr nur den Schluß darausziehen, daß beyde Handschriften einer Familie angehören, da sich die Zählung der Bücher in mehreren andern Handschriften, namentlich in der ersten Hälfte der Münchner, vom 1ten bis 18ten Buche eben so findet (vrgl. a. a. O. S. 11), und viele Handschriften, wie auch die Münchner, mit denselben Worten schließen (vgl. a. a. O. S. 31), während in einigen die vorhergehenden Worte primum pondere, und nur in sehr wenigen (zu denen die andere Wiener zu gehören scheint, die auch deßhalb beachtet zu werden verdient, weil sie eine der wenigen älteren Handschriften ist, die das letzte Buch enthalten), wie in den bisherigen Ausgaben die Worte quacumque ambitur mari, den Schluß bilden.

Den wahren Schluß des Werkes enthält, so wie die andern Ergänzungen aus dem Bamberger Codex, unter allen Ausgaben die vorliegende zuerst. Zu diesen Schlußparagraphen fand Hr. Dr. Reuß, der bey seinen vielumfassenden Studien dem Plinius eine besondere Aufmerksamkeit gewidmet zu haben scheint, eine Parallelstelle über das Lob Hispaniens in den ersten Kapiteln des 44ten Buches von Justin, welche Ref. hier um so weniger mit Stillschweigen übergehen zu dürfen glaubt, als sie auch auf die Kritik einzelner Stellen dieses Zusatzes Einfluß hat, indem hier und da die Aehnlichkeit so auffallend ist, daß man fast eine gemeinsame Quelle vermuthen sollte. Wenn man die Worte: Hinc

enim non frumenti tantum magna copia est, verum et vini, mellis, oleique; nec ferri solum materia praecipua est, sed et equorum pernices greges; nec summae tantum terrae laudanda bona, verum et metallorum felices divitiae, und nach der Bamberger Handschrift, die Worte: verum ubi gignit facem frugum olei. vini. equorum aliorumque omnium generum vergleicht, so ergeben sich die von dem Ref. in diesen Worten vorgenommenen Aenderungen, feracem statt facem, und metallorumque für aliorumque von selbst, und die auffallende Zusammenstellung der Pferde und der Metalle, die auch in dem bey Plinius vorhergehenden Lobe Italiens nicht begründet ist, wird hier klar durch die Zusammenstellung des Eisens und der Pferde, welche der gemeinschaftliche Gebrauch im Kriege zusammenbrachte. Vergleicht man ferner: jam lini spartique vis ingens: minii certe nulla feracior terra — mit: verum desertis uis sparto vincit hispania et lapide speculari. pigmentorum etiam deliciis, so kann dadurch für den ersten Augenblick ein Zweifel an der Richtigkeit der Aenderung des Ref., desertis suis entstehen; doch wird niemand vi sparti schreiben wollen, da vis so alleinstehend diese Bedeutung nicht haben kann. Das Folgende: corporum humanorum duritia, vehementia cordis findet seine Ausführung und Erklärung in dem zweyten Capitel. Die Angabe des Einzelnen würde zu weit führen.

Ueber den Anhang glaubt sich Verf. überhaupt hier um so weniger verbreiten zu dürfen, da er die nöthigen Erklärungen und Berichtigungen dazu bereits in der Zeitschrift für die Alterthumswissenschaft mitgetheilt hat.

L. v. Jan.

---



Leben Joh. v. Müllers. Nach seinen Briefen und andern Mittheilungen dargestellt von D. Heinrich Döring. Zeitz, 1835. VIII. und 479 S. 12. auch unter dem Titel:

Gallerie deutscher Historiker, herausgegeben von D. H. Döring. Erstes Bändchen.

---

L'histoire des écrivains célèbres n'est que celle de leurs pensées et de leurs travaux, sagt irgendwo d'Alembert; und es erweist sich als wahr an dem Leben fast aller großen Schriftsteller, mit Plato angefangen. Das Meiste, was von ihren Lebensumständen bekannt ist, wird man, so fern es jener Thätigkeit nicht angehört, theils nicht der Rede werth, theils nicht erfreulich finden. Beschränkt sich nun auf die Gedanken und Arbeiten dieser Männer das, was denkwürdig an ihrer Geschichte ist, so theilt sich diese wieder in die Geschichte ihrer Bildung und ihres Schaffens. Beyderley Kunde, vornehmlich aber die erstere, ist von mehreren großen Autoren der neueren Zeit vorhanden, aber vielleicht von keinem in solchem Ueberflusse wie von Joh. v. Müller; wogegen auch vielleicht keines andern übriges Leben so ganz unbedeutend ist. Jener allein merkwürdige Theil von Joh. v. Müller's Leben würde sich allerdings nach seinen Briefen, wären auch nur diese da, lehrreich darstellen lassen. Vor allem erforderlich wäre aber dazu die Einsicht, was Müller war. Nach Hn. D. S. 1. war er ein „berühmter Mann, der zu den vorzüglichsten Historikern Deutschlands unbedenklich gerechnet werden darf.“ Gewiß; aber die Frage ist, was ihn von den anderen, z. B. von Schlözer, welchen der Verf. in dem nächsten Stücke seiner Gallerie aufführen will, so unterscheidet, daß er eine Art für sich ist? Müller war ein conservativer Geschichtschreiber. Wie diese Bestimmung mehr ihn faßte als von ihm gefaßt wurde, das beschrieben, wäre eine Darstellung seines Lebens. H. D. nennt zwar seine Arbeit so, aber mit Unrecht. Was er geleistet hat, ist beynahe nichts, als ein fortlaufender Auszug aus Müller's Briefen. Was er aus Eigenem hinzuthut, namentlich gegen das Ende, läßt keineswegs bedauern, daß man davon nicht mehr bekommt. Er sagt z. B. S. 448, unter den Alten sey der, welchem Müller am nächsten stehe, Thucydides. Dieß ist ungefähr, wie wenn jemand Aehnlichkeit zwischen Fett und Hager fände-

# Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 25. August.

Nro. 170. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1836.


**S. Gregorii Nysseni Oratio catechetica, graece et latine etc.**

(Fortsetzung.)

Daraus folgt nun sogleich weiter, daß der Logos auch das Vermögen der freyen Selbstbestimmung besitzt — denn nichts Lebendiges entbehrt derselben — und dieses Vermögen ist bey ihm als mächtig — denn Ohnmacht widerspricht der Idee Gottes, — und zwar als allmächtig zu denken, denn die absolute Einfachheit schließt jede Mischung der Gegensätze, mithin auch den der Macht und Ohnmacht aus; es muß also nothwendig die Macht des Logos seinem Willen völlig entsprechen, letzterer demnach allmächtig seyn. Dieser allmächtige Wille kann ferner mit der Neigung zum Bösen nicht behaftet seyn — denn diese ist der göttlichen Natur fremd —, er will und wählt also lediglich das Gute; was er aber will, das vermag er auch, und was er vermag, das vollbringt er auch. Mithin ist alles Gute, was existirt (die Welt) Werk des Logos, der da lebendig und selbstständig ist, weil er der L. Gottes ist, Freyheit besitzt, weil er lebt, Alles vermag, was er wählt, aber durchaus nur das Gute, Weise, Vollkommene wählt. Daß nun aber dieser Logos von demjenigen, dessen Logos er ist, verschieden sey, dieß liegt schon im Namen; denn der Ausdruck λόγος schließt die Beziehung auf ein Anderes, hier auf den Vater ein; denn das wäre kein λόγος der nicht jemands λόγος wäre. *) Das Verhältniß beyder ist dem des menschlichen Wortes zum Geiste analog. Wie dieses aus dem Geiste entspringt, ohne jedoch durchaus mit ihm identisch, noch auch gänzlich von ihm verschieden zu seyn, so unterscheidet sich der Logos Gottes in so fern er für sich besteht, von demjenigen, durch welchen er sein Für-sich-Seyn (ὑπόστασιν) hat, insofern ihm aber dieselben Prädicate und Eigenschaften, welche den Begriff Gottes bilden, zugekommen, ist er eins mit ihm; der Natur nach Eins, dem Subjecte nach ein Anderes. Auf ähnliche Weise deducirt Gregor c. 2., von dem menschlichen πνεῦμα ausgehend, sowohl die Existenz, als die hypostatische Subsistenz des göttlichen Geistes und faßt sodann c. 3. das ganze Mysterium der Trinität zusammen, wie dasselbe zählbar ist, und doch keine Zählung leidet, wie es als getheilt angeschaut und doch als Einheit begriffen wird, wie es, τῇ ὑποστάσει getrennt, τῷ ὑποκειμένῳ, der gemeinsamen Grundlage nach aber ungetheilt ist. Durch diese Auffassung wird das Wahre am Judenthum beybehalten, das Falsche an beyden ausgeschlossen und die rechte Mitte zwischen diesen Gegensätzen gewonnen. Der Glaube an den λόγος und an das πνεῦμα hebt die jüdische Lehre auf, und der polytheistische Irrthum verschwindet, indem die Einheit der Natur den Wahn der Vielheit vernichtet; wiederum bleibt aus der jüdischen Vorstellung die Einheit der Natur, aus dem Hellenismus aber der Unterschied der Hypostasen und das Irrthümliche wird auf beyden Seiten getheilt."

"Ἔστι γὰρ ὥσπερ τις θεραπεία τῶν μὲν περὶ τὸ ἓν πλανωμένων ὁ ἀριθμὸς τῆς τριάδος, τῶν δὲ εἰς πλῆθος ἐσκεδασμένων ὁ τῆς ἑκότητος λό-

*) Hier tritt mehr die Bedeutung »Wort« hervor.

γος. c. 4. führt sodann den Beweis für die Juden, aus Psalm 33, 6.

Wir haben diesen Versuch einer dialectischen Deduction der Lehre von der Trias vollständiger mitgetheilt, theils um die Methode der Entwicklung zu zeigen, welche dem Nyssener eigenthümlich ist, theils, um auf die Schärfe und Bestimmtheit hinzuweisen, mit welcher damals dieses Dogma aufgefaßt, und auf die Bedeutung, die ihm allgemein zugestanden wurde; denn fast alle orthodoxen Väter betrachten es, wie Gregor, als die charakteristische Grundlehre des Christenthums im Gegensatz gegen andere Religionsweisen und gegen alle häretischen Meynungen.

Im Folgenden geht nun Gregor auf das eigentliche Thema seiner Abhandlung, auf die Lehre von der οἰκονομία, d. h. von der Menschwerdung Gottes über, und widerlegt zunächst die Einwendungen der Gegner, indem er auf den Ursprung des Bösen zurückgeht, diesen, als in einer freyen Willensthat der ursprünglich gut geschaffenen Wesen begründet, erklärt, die Folgen des Abfalls von Gott aus dem Begriff desselben nachweist und daraus die Erlösungsbedürftigkeit der Menschen herleitet, c. 5 — 8. Was er hier über den Begriff, die Möglichkeit, Wirklichkeit und Zulassung des Bösen, über Leben, Tod und künftiges Gericht beybringt, erinnert vielfach an Origenes, enthält aber eine Reihe der trefflichsten Bemerkungen, welche noch heute von Allen, besonders von denjenigen Theologen beherzigt zu werden verdienen, die, im Widerspruch mit dem Gesammtbewußtseyn der christlichen Kirche, den Ursprung des Bösen als eine Nothwendigkeit betrachten, und damit die Sünde selbst läugnen; diese könnten, wenn sie wollten, bey Gregor und andern Vätern Vieles finden, was zur Berichtigung ihres Irrthums diente. — Eben so schön ist die Art, wie er c. 8. den Schluß dieser ganzen Exposition auf ihren Anfang zurückführt und mit der Lehre vom Logos in Verbindung setzt, wobey er im Ganzen dieses sagt: durch die Sünde war an die Stelle des Lebens der leibliche und geistige Tod, an die Stelle der Kraft die Ohnmacht, des Segens der Fluch, und das Gegentheil von allem Guten getreten. Gott sah vermöge seiner Allwissenheit den Abfall mit seinen Folgen voraus, verhinderte ihn jedoch nicht, weil er sogleich die Mittel zur Rettung erkannte, und die Zurückführung der Abgefallenen beschloß. Diese aber sind völlig unvermögend, sich selbst zu erheben, zu rathen oder zu helfen; wem geziemte es also, sie in den ursprünglichen Zustand der Gnade zurückzuleiten, wem gebührte die Aufrichtung der Gefallenen, die Wiederbringung des Verlorenen, die Zurechtweisung der Verirrten, als dem Herrn der Kreatur, dem göttlichen Logos? Nur ihm, der ihr im Anfang das Leben verliehen hatte, war es möglich, sie wiederzu bringen, nur der Weltschöpfer konnte der Welterlöser seyn. — Als den Zweck seiner Menschwerdung so wie seiner gesammten Erlösungsthätigkeit nennet sodann Gregor, nach mehreren höchst geistreichen Zwischenbemerkungen, c. 13 die Mittheilung des göttlichen Lebens an die Menschheit, oder die Mittheilung der Auferstehung Christi an seine Glieder und die dadurch bewirkte Wiederherstellung der Verbindung zwischen Leib und Seele zwischen der Seele und Gott. Wie alle Kirchenlehrer jener Zeit erkennt nämlich auch G. die Zusammengehörigkeit des menschlichen Leibes und der menschlichen Seele an; beyde zusammen bilden ihm erst den Begriff des Menschen, und da ihre ursprüngliche Verbindung durch die eingedrungene Sünde gestört ist, durch den Tod aber völlig zerstört wird, so bezieht er auch die Erlösung (mit vollem Rechte) auf beyde. In seiner Person, lehrt er, hat Christus die beyden, wesentlichen Seiten der menschlichen Natur, das sinnliche und Geistige, wieder vereinigt, durch seinen Tod sie gereinigt, durch seine Auferstehung zur unzerstörbaren Einheit erhoben, und diese Vereinigung geht nun

vermöge der Gemeinschaft, in der er als das Haupt der Menschheit mit den Gliedern steht, von ihm aus auf das ganze Geschlecht über, gleichwie das Princip des Todes von Einem (Adam) aus sich auf Alle verbreitet hat. „Denn wie er die angenommene Seele durch die ihm beywohnende göttliche Kraft mit seinem Körper (in der Auferstehung) wieder vereinigte, so hat er auch auf allgemeine Weise das Geistige mit dem Sinnlichen verbunden, indem sich von dem Principe aus die Vereinigung über die gesammte Natur erstreckt.“ Da aber in seiner Person nicht nur das Geistige mit dem Sinnlichen, sondern das Menschliche überhaupt mit dem Göttlichen unzertrennlichen verbunden ist, so theilt sich zugleich und auf dieselbe Weise seine Gottheit der gesammten Menschheit mit, (καθάπερ ἑνός τινος ὄντος ζῴου πάσης τῆς φύσεως ἡ τοῦ μέρους ἀνάστασις ἐπὶ τὸ πᾶν διεξέρχεται) und wird diese dadurch selber göttlich, noch Leib und Seele des unvergänglichen, unsterblichen Lebens und Wesens, der ἀφθαρσία der ζωή, theilhaftig. (So c. 16. 25. 32. 35. τότε τε sc. ἐν τῇ οἰκονομίᾳ, κατεμίχθη πρὸς τὸ ἡμέτερον (τὸ θεῖον) ἵνα τὸ ἡμέτερον τῇ πρὸς τὸ θεῖον ἐπιμιξίᾳ γένεται θεῖον κ. τ. λ.) Dieß ist das Geheimniß der göttlichen Oeconomie bey der Menschwerdung, bey dem Tode und der Auferstehung Christi — von unserer Seite aber wird dazu erfordert, die Nachahmung seines Lebens und Sterbens, welche in der Taufe, in der damit verbundenen Wiedergeburt und Erneuerung vollzogen wird.

Das Wesentliche dieser Ansicht hat Gregor mit den meisten der ältern Kirchenlehrer, namentlich mit Clemens (s. Protr. p. 71. Paedag. 2. p. 125), mit Origenes, (c. Cels. III, 28 in Joh. T. 1, 30. T. X, 4.) mit Athanasius, (de Incarn. 6 — 10), mit Gregor von Naz. (Orat. II. 22 und 23), und A. gemein. Gleich ihm setzen auch sie den Hauptzweck der Menschwerdung Gottes in die Mittheilung des göttlichen Wesens und Lebens und lassen dagegen die einzelnen Momente seiner erlösenden Thätigkeit mehr zurücktreten. Dieß erklärt sich jedoch daraus, daß damals die Lehre von der Erlösung erst in ihrer Allgemeinheit aufgefaßt wurde, im Einzelnen aber noch nicht näher bestimmt war; auffallender aber ist es, daß Gregor der Sündenvergebung, als der Folge des Todes Christi, nicht gedenkt, während ihrer doch die genannten PP. vielfach Erwähnung thun. Man könnte zwar sagen, daß sie bey ihm in der Lehre von der Taufe ihre Stelle finde, allein es zeigt sich auch dort, daß er ihre unmittelbare Beziehung auf den Tod des Erlösers übersieht, wie er denn überhaupt die große Bedeutung der Lehre von der Rechtfertigung und dem Glauben gänzlich verkannt hat, was auch schon aus der Erklärung, die er c. 38. und 39. über letzteren gibt, genügend erhellt.

Nachdem Gregor in den folgenden Capiteln mehrere vorbereitende Fragen erörtert hat, kommt er endlich auf den schwierigsten und interessantesten Theil seiner Arbeit, auf den Beweis für die Nothwendigkeit der Menschwerdung Gottes c. 19—26. Die subjective Nothwendigkeit derselben hatte er bereits oben c. 15. angedeutet „Unsere kranke Natur bedurfte eines Arztes, der gefallene Mensch eines Helfers, der ihn aufrichte, der das Leben verloren hatte, brauchte einen, der ihm das Leben wieder gäbe, der aus der Gemeinschaft des Guten Herausgetretene, einen, der ihn wieder zum Guten zurückbrächte; der in Finsterniß Verirrte suchte das Licht, der Gefangene einen Befreyer, der in der Knechtschaft Seufzende einen Erlöser: dieser traurige Zustand bewog Gott, sich der Menschheit anzunehmen, denn die Liebe ist eine Bestimmung seiner Natur. Aber — wendet er nun (c. 15. 19) ein —: „Warum genügte denn dazu ein bloßer Act seines Willens nicht, warum konnte er, der Alles aus Nichts geschaffen, den Menschen nicht schon durch seine Allmacht erlösen, wozu bedurfte es erst der Herablassung zur Menschheit, wozu der Erniedri-

gung, des Leidens und Sterbens.“? Mit dieser Frage spricht Gregor die höchste Aufgabe der Theologie und der Speculation, die Nachweisung der objectiven Nothwendigkeit der Menschwerdung aus, und wenn ihm auch die Lösung derselben nicht vollständig gelungen ist, was allerdings von seinem Standpuncte aus unmöglich war, so gebührt ihm doch das Verdienst, die Aufgabe in dieser Bestimmtheit zuerst gefaßt, und den großartigen Versuch einer Deduction jener Nothwendigkeit aus dem göttlichen Wesen selbst unternommen zu haben. Ueber die Art, wie er dieß thut, beschränken wir uns auf einige Andeutungen. — Bevor er zur Ausführung schreitet, macht er die schöne Bemerkung, billige Gegner würden sich mit der Antwort begnügen, daß der Kranke dem Arzt nicht vorschreibe, wie er ihn heilen solle, auch nicht über die angewandten Mittel mit ihm rechte, sondern er sehe auf den Ausgang und nehme die ihm erwiesene Wohlthat dankbar an; auch enthielten die großen Wirkungen der Erscheinung Gottes im Fleisch, der Sturz des Götzendienstes, der Aufbau der christlichen Kirche, die sittliche Umgestaltung und Lebensweise ihrer Bekenner, eine hinlängliche Rechfertigung dieser göttlichen Thatsache; nur für entschiedene Gegner bedürfe es eines Beweises (c. 17. 18. 19.). Dann fährt er fort: womit werden wir nun anfangen, um den vorliegenden Zweck zu erreichen? Antwort: damit, daß wir die Idee von Gott, wie sie die wahre Religion aufstellt, kürzlich erörtern. Es wird allgemein zugestanden, daß das Göttliche nicht nur mächtig, sondern auch gerecht, gut, weise und alles das sey, was zum Begriff der höchsten Vollkommenheit führt. Keine dieser göttlichen Eigenschaften ist aber an und für sich, und von den übrigen getrennt, Vollkommenheit — das Gute ist nicht wahrhaft gut, wenn es nicht mit dem Gerechten und Weisen, noch die Macht, wenn sie nicht mit der Güte und Weisheit verbunden ist — erst in ihrer gegenseitigen Durchdringung und Einheit bilden sie die absolute Vollkommenheit; die Menschwerdung aber ist die (nothwendige) Offenbarung dieser gesammten, göttlichen Vollkommenheit.

(Fortsetzung folgt.)



## K. L. von Knebel's literarischer Nachlaß und Briefwechsel. Herausgegeben von K. A. Varnhagen von Ense und Th. Mundt. Dritter Band. Leipzig, 1836. 502 S. 8.

Der letzte Band dieser Sammlung, Knebels eigene Briefe, und seine vermischten Schriften enthaltend, ist der stärkste und auch der reichhaltigste. Zwar überall nichts vollendetes, nichts, das ein Werk zu nennen wäre; nur kleine Aufsätze, meist nur Blätter und Blättchen, deren Ueberschrift zuweilen täuscht, z. B. über Friedrich den Großen, über Göthe; nur Ansatz, keine Ausführung. Indessen findet sich manches gute Wort, an welchem zu erkennen ist, was Kn. in deutscher Prosa hätte leisten können, wenn er sich, nach Herder's Rath, zu ziehen und zu nöthigen vermocht hätte; z. B. S. 149.

Der Baum.

Auf der festen Erde steht der biegsame Baum; am festeren Stamme sitzt der regsamere Ast; am Aste der Zweig; an diesem Sprosse und Laub. So stützt immer das Festere das Gebildete, Regsame, Weichere in der Natur. Wo Gerechtigkeit, Ordnung und Billigkeit nicht ist, da ist kein leichteres Talent der Einbildungskraft, des Witzes, der Artigkeit anwendbar. Die einzige feste Säule der Menschheit ist Ordnung und Recht.

Am meisten hat den Ref. das letzte unter allen angesprochen, dem keine Ueberschrift, sogar keine Seitenzahl gegeben ist. Man bedenke, daß ein neunzigjähriger Mann spricht:

Den 30. Dec. 1833.

— Man wird bey genauer Beobachtung finden, daß in dem Leben der meisten Menschen sich ein gewisser Plan findet, der, durch eigene Natur, oder durch die Umstände, die sie führen, ihnen gleichsam vorgezeichnet ist.

Die Zustände ihres Lebens mögen noch so abwechselnd und veränderlich seyn, es zeigt sich doch am Ende ein Ganzes, das unter sich eine gewisse Uebereinstimmung bemerken läßt.

Ich habe dieses, bey meinem hohen Alter, unter den mancherley Umständen, die mein Leben leiteten, sonderlich bemerkt. Es ist nicht meine Absicht, und würde sich eben auch nicht sonderlich belohnen, solche einzeln hier anzuführen; aber wenn ich nun zusammenrechne, was mein und der Meinigen Loos im Leben also gewürfelt hat, so finde ich in dem Facit meist überall vollkommene Uebereinstimmung.

Die Hand eines bestimmten Schicksals, so verborgen sie auch wirken mag, zeigt sich auch genau, sie mag nun durch äußere Wirkung oder innere Regung bewegt seyn; ja, widersprechende Gründe bewegen sich oftmals in ihrer Richtung.

So verwirrt der Lauf ist, so zeigt sich doch immer Grund und Richtung durch.

# Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 26. August.

Nro. 171. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1836.


## S. Gregorii Nysseni Oratio catechetica, graece et latine etc.

(Fortsetzung.)

Es offenbart sich in ihr die Güte Gottes, indem sie aus freyem Erbarmen den Rathschluß faßt, sich zur Menschheit herabzulassen, um sie aus dem Verderben zu retten; aber der bloße gute Wille hätte nichts genützt ohne die Weisheit; diese offenbart sich darin, daß sie den Beschluß des Willens, den Heilsplan, in allmählig fortschreitender Entwicklung realisirt; (20.) die Gerechtigkeit darin, daß sie nicht mit tyrannischer Gewalt gegen den Satan, der uns gefangen hielt, verfährt, und uns nicht durch ihre Uebermacht aus seinen Banden befreyte, sondern ihm das Lösegeld gab, das er forderte und von Rechtswegen fordern konnte, weil sich ihm die Menschheit mit freyem Willen zum Dienst und Eigenthum übergeben hatte. Dieses Lösegeld aber war der Erlöser. Hierin zeigt sich auch wiederum die Weisheit; denn eben diese Hingabe des Erlösers an den Feind, sollte das Mittel zu seiner Besiegung werden; sie sollte das, in der Niedrigkeit und Knechtsgestalt verhüllte Göttliche, ihm nahe bringen und so (durch eine Art von List) seinen Sturz bewirken (23). Die Allmacht endlich offenbart sich schon in der Menschwerdung selbst; denn daß die Allmacht Großes und Erhabenes wirkt, ist natürlich und begreiflich, daß sie sich aber zu dem Niedrigen herabläßt, und hiebey das, ihrer Natur Entgegengesetzte, überwindet, ist das Uebermaß der Macht und ein größerer Beweis derselben, als die Größe des Himmels, der Glanz der Gestirne und die Einrichtung der ganzen Welt. Sodann aber offenbart sich die Macht in der Ueberwindung des Feindes selbst; denn nachdem dieser den Gottmenschen zum Lösegeld hingenommen, und so gewissermassen das Licht in die Finsterniß, und das Leben in den Tod hereingezogen hatte, so mußte nun die Reaction der Allmacht eintreten und durch das Licht die Finsterniß, durch das Leben der Tod und der des Todes Gewalt hat, der Teufel, überwunden werden. Zugleich ist dieß aber für diesen selbst die größte Wohlthat, indem dadurch das Schlechte an ihm vernichtet, und sein Wesen, wie durchs Feuer ausgebrannt und gereinigt wird, so daß er einst, wenn die Wiederbringung aller, dem Bösen unterworfenen Wesen, erfolgt ist, in den allgemeinen Dank der Schöpfung mit einstimmen wird. Damit ist nun erwiesen, daß sich in der Menschwerdung die Güte, die Weisheit, die Gerechtigkeit und Allmacht Gottes offenbaren und somit die Frage nach ihrer Nothwendigkeit gelöst. — So wie Gregor das Ganze ausführt, hat es nun freylich keineswegs, wie nach c. 15. zu erwarten stand, die Form eines Beweises, sondern nur die eines Nachweises, es liegt jedoch der (auch c. 5. angedeutete) Gedanke zu Grunde, daß jene göttlichen Eigenschaften sich nothwendig in der angegebenen Weise offenbaren mußten, und darin besteht die eigentliche Beweiskraft seiner Exposition, von der jedoch nnr die Form dem Nyssener eigenthümlich, der Inhalt aber größern Theils Origenisch ist. — Trefflich weist er nun noch im Folgenden nach, warum der Erlöser alle Entwicklungsstufen der menschlichen Natur durchgehen, uud warum er gerade zu der Zeit im Fleisch erscheinen mußte, wo

die Sünde die höchste Höhe erreicht hatte und alle Formen des Bösen zur Reife gekommen waren; rechtfertigt sodann das Christenthum gegen den Vorwurf, daß es nicht schneller und allgemeiner wirke (c. 30. ff. was ihm besonders gut gelungen ist) und schließt mit der Lehre von den Sacramenten, als in welchen eben die fortwirkende Kraft des göttlichen Lebens sich vorzüglich offenbare.

Nach diesem kurzen Ueberblick ihres Inhaltes, wenden wir uns nun zu den Verdiensten, die sich Herr Krabinger um die Katecheſe erworben hat. Diese bestehen zunächst in der Sorgfalt und Genauigkeit, womit er die ihm zu Gebot stehenden, wie es scheint, bisher noch nicht benützten, Handschriften der k. Bibliothek zu München verglichen hat. Es sind dieß drey vollständige, von ihm mit A. B. C. bezeichnete Codices, aus dem 16. Jahrhundert, sodann drey Mss. der Panoplia dogmat. des Euthymius Zigabenus P. 1., welche mehrere Stücke aus der Katecheſe enthält. Die Prüfung der Lesarten dieser Codd. und die Vergleichung derselben mit dem Text der Pariser Ausgaben von 1615 und 1638 (Sumpt. Aeg. Morelli) hat zu den günstigsten Resultaten geführt und die Herstellung eines Textes zur Folge gehabt, der in den meisten Fällen als ein verbesserter zu betrachten ist. Fast jede Seite hat Berichtigungen erfahren, die sich durch ihre Einfachheit empfehlen, durch das übereinstimmende Zeugniß jener Mss. begründet werden und zum Theil schon von Fronto Ducaeus und von dem Verf. der deutschen Uebersetzung der Katech. J. 1781 (Glauber) vermuthet oder vorgeschlagen worden sind. Die hinzugefügten Noten enthalten die Bemerkungen der beyden genannten Commentatoren, nebst eigenen Zugaben des Hr. Kr., auf deren Beurtheilung wir uns hier beschränken. Sie sind theils kritischer, theils sprachlicher und erklärender Art. Die kritischen Anmerkungen zählen die verschiedenen Lesarten der Codd. und Ausgg. auf, und rechtfertigen die in dem Texte angebrachten Verbesserungen, was an den meisten Stellen vollkommen gelungen ist. So ist, um nur einige Belege anzuführen, auf den Grund jener Mss. mit Recht p. 5. (p. 189 der Anm.) τὸ δόγμα vor τὴν πίστιν weggelassen und dadurch der ganze Satz verständlich geworden; c. 1. l. 18. ist statt des sprachlich falschen τοῖς τε Ἰουδαίων πρεσβεύουσι – τοῖς τὰ τῶν Ἰουδ. πρ. aufgenommen; ebendaselbst l. 23. statt des Sinnentstellenden διαφθείρειν – διαφέρειν; ebd. ὄντα statt εἶναι, und τῷ μὲν γὰρ und τῷ δὲ αὐτὸν statt τὸ μ. γ. und τὸ αὐτὸν; l. 28. ἓν ὧν statt ἓν ὄν; c. 3. p. 10. l. 23. ist ἄλλο statt ἄλλῳ aufgenommen und unmittelbar vorher sind die Worte ἄλλο γάρ τι τῇ ὑποστάσει τὸ πνεῦμα καὶ ἕτερον ὁ λόγος eingeschaltet. Ferner wird c. 6. l. 6. ἀνάκρασις geschrieben für ανάκρισις; ebd. das, schon von Fronto D. beanstandete, unpassende λογικὴ vor οὐσία ausgestoßen; c. 7. p. 21. l. 16. ἔμψυχον in ἄψυχον verwandelt, wie schon der Parallelismus mit ἀνάγκη fordert; c. 13. p. 31. γεγεννῆσθαι für γεγενῆσθαι; c. 16. p. 35. l. 25. καὶ ἡνωμένων für ἡ νοουμένη gesetzt. Mit demselben Recht wird ebendas. p. 36. unten das unverständliche περὶ τὸν ἄνθρωπον οἰκονομίας, in π. τ. θάνατον οἰκ. verbessert, wie schon der deutsche Uebersetzer mit Duc. vermuthet hatte; c. 21. p. 42. ἀπιδοῦσαν statt ἀποδιδοῦσαν; c. 24. p. 47. l. 22. παρενεχθέντες, statt κατενεχθ; c. 32. p. 58. l. 5. von unten λόγον, statt βίον; c. 37. p. 69. l. 15. ἀθανατισθέν statt θανατισθὲν recipirt; c. 28. p. 33. l. 14. νόμον μὲν ausgestoßen, und so könnte noch eine lange Reihe von Stellen (z. E. Anm. p. 268. 234. 286.) angeführt werden, die durch die Sorgfalt des Hrn. Herausgebers berichtigt worden sind. Nur an einigen Orten scheint er uns zu rasch verfahren zu haben. So können wir ihm nicht beystimmen, wenn er p. 4. l. 10. das bisherige διάνοια in ἀλήθεια verwandelt, denn erstere Lesart hat nicht nur die größere Zahl der Codd. sondern auch das für sich, daß sie die schwerere ist;

wie aus ἀλ. διαν geworden sey, läßt sich nicht absehen, wohl aber das Gegentheil. Eben so wenig können wir es billigen, daß er c. 1. p. 6. auf die Autorität einer einzigen Handschrift statt κaϑ' ὁμοιότητα τῶν παρ ἡμῖν - κ; ὁ τοῦ (sc. λόγου) π. ἡμ. anfgenommen hat, weil ersteres durch die Codd. gesichert, in dem Zusammenhang, in welchem es steht, deutlich und durch die sogleich folgende, auf vier Mss. gegründete, Einschaltung des λόγου nach τὸν τοῦ ϑεοῦ überflüßig gemacht ist. Dasselbe gilt auch von der Verwandlung des ὀρεκτήν c. 5. p. 12. 12. l. 7. in ὀρεκτικήν. Dagegen dürfte c. 26. p. 50. l. 1. die Lesart τῇ ἀφϑαρσίᾳ, welche Morellus aus seinen Mss. aufgenommen und Duc. vertheidigt hat, der von Hr. K. aufgenommenen τῇ καϑάρσει vorzuziehen seyn, weil sie besser in den Zusammenhang passen.

Weniger bedeutend als die kritischen, sind die sprachlichen Bemerkungen des Verf. Er verfällt hier in den Fehler, dessen sich überhaupt viele Interpreten schuldig machen, daß sie nämlich bey ihren Mittheilungen sich kein bestimmtes Ziel und keine feste Grenze setzen und daher häufig Ueberflüssiges oder Ungehöriges in Menge geben. So hätten gewiß auch hier Bemerkungen wie folgende: οἱ κατὰ Σαβέλλιον heiße fabellii sectatores, ϑεοπρεπῆ νοήματα Gotteswürdige Gedanken, oder wie p. 185. ἀνατρέπειν bedeute evertere und prosternere, ἐπανορϑοῦσϑαι corrigere, sanare; p. 168. συμβαίνειν, convenire; p. 202. ἔχεσϑαί τινος conjunctum esse cum aliqua re; p. 203. παρατρέπεσϑαι a via recta abduci, p. 224. παραιτεῖσϑαι repudiare; p. 232. οὐδὲν ὑγιές heiße nihil sani et sinceri und ähnliche billig wegbleiben sollen, weil sie in jedem Lexicon zu finden sind und dem, der die P.P. lesen will, schon bekannt seyn müssen.

(Schluß folgt.)



Briefe an Johann Heinrich Merck von Göthe, Herder, Wieland und andern bedeutenden Zeitgenossen. Mit Merck's biographischer Skizze herausgegeben von Dr. Karl Wagner, Lehrer am großherzoglichen Gymnasium zu Darmstadt. Darmstadt, Verlag von Johann Philipp Diehl. 1835. LX. S. Vorwort, biograph. Skizze, Verzeichniß von Mercks gedruckten Schriften und Auswahl aus Mercks Fabeln und Erzählungen. 528. S. Briefe, Erklärungen, Berichtigungen u. Zusätze. 8.

Es sind im ganzen zweyhundert ein und sechzig Briefe, zwischen den Jahren 1770 und 1790 von fünf- und vierzig Correspondenten Merck's an ihn geschrieben, unter welchen ausser den drey auf dem Titelblatte genannten Joh. Georg Schlosser, der Herzog Carl August und die Herzogin Amalie von Weimar, W. Tischbein, G. Forster, Sömmering, P. Camper, Blumenbach, Banks, Fr. Stolberg, de Luc die bedeutendsten sind. Der HG. erklärt sich S. IV. der Vorrede über den Werth, den er diesen Briefen beylegt: „es erscheint vorliegende Sammlung in mehrfacher Hinsicht bedeutend, da sie uns nicht nur die wahren Züge Merck's, auf den als Mittelpunct alle Strahlen reflectiren, vor Augen stellt, und sein wenig erkanntes Leben und Wirken in helles Licht setzt, sondern auch von ihm abgesehen, an sich werthvolle Mittheilungen über Wissenschaft und Kunst enthält, und durch die offenherzigsten Selbstschilderungen eminenter Menschen den Vorhang vor einer geistig höchst belebten Zeit wegzieht, hinter welchem Dichter und Gelehrte, Fürsten, Künstler und Naturforscher in befreundeten Gruppen stehen.“ Hiedurch sind die zwey, übrigens bey jeder Sammlung gemischter Briefe sich von selbst ergebenden Gesichtspuncte bezeichnet, nach welcher ihr Werth zu ermessen ist: es fragt sich nämlich, einmal, was für die Psychologie an sich, und zweytens, was für die Geschichte, hier für Literar- und Kunstgeschichte, damit gewonnen sey? Indem Ref. den zweyten Punct zuerst aufnimmt, glaubt er bemerken zu müssen, daß der HG. den Werth dieser Briefsammlung allzuhoch anzuschlagen scheint, wenn er glaubt, daß sie den Vorhang vor der Zeit von 1770 bis 1790 in Hinsicht auf Charakter und Treiben der hier auftretenden Personen wegziehe. Nach dem was wir in früheren Briefsammlungen und anderen Büchern, insbesondere in Zeitschriften bereits haben, würde wohl eine Charakteristik der meisten hier erscheinenden Personen, woferne sie mit gewissenhafter Treue entworfen würde, vor der Bekanntmachung gegenwärtiger Briefsammlung nicht anders ausgefallen seyn, als wenn

man jetzt nach Herausgabe derselben, eine solche machen wollte: womit jedoch gar nicht geläugnet werden soll, daß diese Briefe immerhin ein sehr schätzenswerther Beytrag zur geistigen Physiognomonik der bezeichneten Zeit seyen. Die Knebel'sche Briefsammlung zieht offenbar den längst gerückten Vorhang viel weiter weg, als die Briefe an Merck. In literarhistorischer Hinsicht, sind die Briefe über die Reste antediluvianischer Thiere, mit deren Auf- und Untersuchung sich Merck besonders eifrig beschäftigte, namentlich die von Camper, Sömmering, Blumenbach wichtig, wiewohl der Natur der Sache und der Zeit nach keineswegs durch die Entdeckungen selbst, sondern vielmehr als Bild der Bestrebungen, Versuche und Zustände, welche dem Werden einer Wissenschaft vorangehen. Unter den Briefen, welche die Kunst zum Gegenstande haben, sind die sechszehn von Tischbein höchst bemerkenswerth. Es mag nicht leicht ein ansprechenderes Bild von dem geben, was in dem Innern des wahren Künstlers vorgeht: wie es ihn treibt, zugleich mit dem edelsten Stoff in der Poesie und der Geschichte das Höchste in früheren Kunstleistungen zu erfassen; wie Homer und die großen Gestalten der vaterländischen Vorzeit, wie Michel Angelo, Raphael und die Antiken seine Thatkraft als Künstler befruchten, ihn erheben und demüthigen; wie er sich vom bestellten und bezahlten Arbeiten hinwegsehnt in eine Lage, wo er lernen und frey produciren kann. „Mein Herz, schreibt er 1782 von Zürich, hängt an Nichts; die Kunst ist meine einzige Freude.“ Auch ist merkwürdig, daß der Künstler, dem Ausdruck und Form sichtbar schwer wird, und der S. 333 mit Beschämung gesteht, daß er nicht buchstabiren könne, doch dasjenige, was man im eigentlichen Sinne Stil nennt, in höherem Grade besitzt, als manche andere, die im Schreiben ganz fertig sind. Da es möglich gewesen seyn muß, wenigstens einen Theil der von Merck geschriebenen Briefe zu erhalten, worauf sich die hier abgedruckten beziehen, und da von seinen Briefen nicht ein einziger gegeben ist: so erscheint es etwas seltsam, daß der HG. meynt, „seine Sammlung werde die wahren Züge Mercks, auf den als Mittelpunct alle Strahlen reflectiren, vor Augen stellen, und sein wenig erkanntes Leben und Wirken in helles Licht setzen.“ Es bedarf keines Beweises, daß zu diesem Zwecke Mercks eigene Briefe ohne Vergleichung dienlicher waren, als die seiner Correspondenten, in welchen man erst mittelbar finden muß, was M. an sie geschrieben haben mochte. Daher glaubt Ref. — namentlich auch nach Göthes Urtheilen, nicht blos späteren, wie bey Eckermann II. S. 13. 94. 328. 332, sondern auch früheren, wie XIX, S. 172 der Werke von 1819 — daß die bey Herausgabe dieser Sammlung vorangestellte Rücksicht doch eine untergeordnete gewesen sey, und daß man mit Recht die Briefe eines Mannes, der nach seines Freundes Zeugniß nicht productiv war, sondern



durchweg verneinend verfuhr, der Vergessenheit überläßt. Was jedoch hier über M. gegeben ist, kann allerdings in psychologischer Hinsicht lehrreich genug seyn, und zwar in zwey Puncten. Herders Briefe brechen mit dem eilften, (dem dreyzehnten der ganzen Sammlung) schon im Jahre 1772 ab, noch bevor H. seine in M's Hause kennen gelernte Braut heim führte. Aus den zwey letzten dieser Briefe ersieht man, wie M. einem Freunde, der S. 39 selbst von sich sagt, er sey ein Freygeist theologischen und astrologischen Wahns gewesen, nicht gestatten will, vom Christenthum mehr als vorher zu glauben; und wie er Herders Annäherung zum Glauben mit demselben herabwürdigenden Argwohn rügt, mit welchem sechzig Jahre später die Aneignung positiver Religionswahrheiten gar häufig als eine Verzichtung auf selbständiges Denken oder gar als etwas noch Schlimmeres bezeichnet wird. Bey schweren Heimsuchungen, welche Merck treffen, kommen von seinen Freunden, z. B. S. 280. 283 nur die allerschwächsten Tröstungen, die von der Heilkraft der Zeit, der Zerstreuung, dem Standhalten gegenüber dem Schicksal, so daß man sieht, wie mit den wahren und haltbaren bey ihm nicht anzukommen war. Ein außerordentlicher Thätigkeitstrieb, verbunden mit einem hohen Grade des Wohlwollens gegen Menschen, die ihm zusagen, Forschungsgeist, vielseitige Bildung machen ihn zum Gegenstande der Achtung unter vielen seiner Zeitgenossen; man wirbt um seine Nähe, man bemüht sich um sein Urtheil in allerley Sachen; er lebt ungebunden durch seinen Beruf, unabhängig durch sein Vermögen. Und dennoch findet er in diesem nach der gewöhnlichen Ansicht beneidenswerthen Leben keine Befriedigung, sondern es wächst bey ihm mit den Jahren die Unruhe und der Unmuth. Und so mag das Bild, das diese Briefsammlung von Merck giebt, besonders dazu dienen, neben andern Nachrichten von den letzten Jahren angesehener Gelehrter, welche diese negative Richtung verfolgten, einen Beweis zu liefern, wie es nach dem Hinschwinden der jungen strebsamen Jahre immer leerer und dunkler in dem Gemüthe eines Mannes werde, der, indem er überall wissenswürdige Realitäten aussucht, sich der wahrsten und tiefsten Wirklichkeit, welche sich ihm überall zu erkennen geben will, mit Selbstgenügsamkeit entfremdet. Schon 1773 schreibt Schlosser: „ich möchte doch wissen, ob's und wie's möglich ist, daß ein Mensch, der ein Herz hat, — und ich weiß, du hast ein's — und dessen Herz nach was Anders ringt, als was in der Welt ist, wie der leben kann, und sich keine Kugel vor den Kopf schießt, wenn er glaubt, daß damit Alles gethan ist.“ Man weiß, daß M. so geendigt hat, wie das Alterthum dem Dichter nachsagt, welcher in seinen sechs Büchern de rerum natura den Materialismus predigte.

# Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 27. August.

Nro. 172. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1836.


**S. Gregorii Nysseni Oratio catechetica, graece et latine etc.**

(Schluß.)

Auch die häufigen Berufungen auf Ast's treffliche Anmerkungen zu Plato, oder auf die eigenen des Hrn. Verf. zum Synesius, so sehr sie dessen Belesenheit bezeugen, waren doch hier nicht an ihrem Ort. Sollen überhaupt den Ausgaben der Väter sprachliche Noten beygegeben werden, so müssen es nicht Erläuterungen über den allgemeinen griechischen, sondern über den kirchlich dogmatischen Sprachgebrauch seyn, und hier ist noch ein weites Feld zur Bearbeitung übrig. Allerdings hat Hr. K. auch hierin Einiges gethan, und z. B. p. 184. durch wohlgewählte Parallelstellen gezeigt, daß und warum Gregor den Sohn τὸν μονογενῆ θεόν statt θεοῦ nenne; p. 199. den Gebrauch des δογματίζειν bey den kirchlichen Schriftstellern nach Wolf Anecdot. Gr.; p. 237. den Ausdruck τὴν ἀναίμακτον ἱερωσύνην vom Sacrament des Altars; p. 238. τὴν ὑψηλὴν φιλοσοφίαν i. e. vitam asceticam et monasticam durch das Citat. Greg. Naz. Orat. XXV. p. 457.; p. 271. die Bedeutung von φώτισμα in Beziehung auf die Taufe nach Segaar ad Clem. Alex. genügend erörtert. Dennoch läßt er gerade von dieser Seite Vieles zu wünschen übrig; so hätte c. 1. die kirchlich dogmatische Bedeutung von λόγος eine nähere Betrachtung verdient; c. 4. οὐσία und ὑπόστασις nach ihrem gegenseitigen Verhältniß nach Gregors eigenen Erklärungen, (besonders in der Schrift ἐκ τῶν κοινῶν ἐννοίων; c. 5. der Ausdruck ἡ τῶν θείων ἀγαθῶν ἀπόλαυσις durch Parallelst. als gleichbedeutend mit ἡ τοῦ θεοῦ ἅπ; ferner die Worte λήξις c. 6; πάθος und πάθη c. 13. aus den Stoikern und aus Clemens von Alex., αὐτοζωή c. 8. aus Origenes — erklärt werden sollen. Zu den scheinbar widersprechenden Stellen c. 1. p. 8. von Logos, κατὰ τὴν φύσιν ἓν ὢν ἕτερον τῷ ὑποκειμένῳ ἐστίν· und c. 3. p. 10. von der Trias: πῶς τὸ αὐτὸ — — διακέκριται τῇ ὑποστάσει καὶ οὐ μεμέρισται τῷ ὑποκειμένῳ genügte es nicht auf Rupp, Gregors Leben und Meynungen, S. 168 zu verweisen. Denn dieser sagt dort nur, daß die angef. Worte aus c. 1. ein in den Text versetztes Glossem seyen, weil der Nyssener stets ὑποκ. als gleichbedeutend mit οὐσία gebrauche; allein die bezweifelte Stelle hat die Autorität aller Codd. und Ausgaben für sich, sodann war damals der kirchliche Sprachgebrauch noch keineswegs so fest bestimmt, und namentlich war Origenes, dem sich Gregor so oft anschließt, in dem Gebrauch des ὑποκ. so schwankend, daß er es zuweilen gerade in entgegengesetzter Bedeutung anwendet (vrgl. comm. in Matth. XVII. 14 mit C. in Joh. X. 21. II. 18.) — Unrichtig ist die p. 221 mitgetheilte Erklärung des Fronto Duc. zu ἀτόμους: hic intellige corpus individuum hominis, denn es bildet hier den Gegensatz zu ἄπειρον und bedeutet daher das Besondere, das Individuum (so auch Clem. Alex. Strom. V. 12. p. 696.), nicht den Leib.

Was jedoch am meisten vermißt wird, ist die Rücksichtnahme auf Origenes. Ihm hat Gregor

die oben erwähnten eigenthümlichen Ansichten über manche Dogmen, so wie überhaupt viele andere Gedanken und Ausdrücke entnommen, und diese waren als origenisch nachzuweisen und durch treffende Citate zu erläutern. Die beygedruckten kurzen Andeutungen des deutschen Uebersetzers, und die noch unbedeutendern Fronto's genügten hier nicht, noch weniger die Randglossen der Codd.: caute legenda quae hic dicuntur; videntur enim sapere Origenis sententiam; auch die, ohnehin spärlichen Berufungen auf Huet's Origeniana reichten nicht hin: es mußte auf die Quelle selbst zurückgegangen werden, was von dem Verf. ein einziges mal p. 252 geschehen ist. Um nur Einiges anzudeuten, — es hätte der Begriff, den Gregor c. 7. von dem Bösen aufstellt, daß es nämlich, als der Mangel des Guten, das Nicht-Seyende sey, und kein selbstständiges Bestehen habe, aus Orig. in Joh. II. 7. seine Lehre von der Ueberwindung des Satans durch das ihm, in der Person des Gottmenschen überlassene Lösegeld, durch die Stellen c. Cels. I. 30. Com. in Matth. J. XIII. 8. XVI. 8. (in Joh. J. VI. 35 – 37) erläutert; seine irrige Ansicht von dem Zwecke der künftigen Strafen c. 7. 26. 35, nach Orig. c. Cels. III. 75. Homil. in Jerem. XIX. de Princ. II. 10, 6; seine Lehre von der ἀποκατάστασις nach O. c. Cels. VIII. 72 de Princ. I. 6, 1. III. 6, 9. beleuchtet werden können. Ebenso war die eigenthümliche Stelle c. 26. von der endlichen Bekehrung des Satans, als Origenisch nachzuweisen, und die Art, wie sich Gregor über das Verhältniß des Göttlichen und Menschlichen in Christo ausdrückt, sorgfältiger zu erörtern. Die Formeln, deren er sich dazu bedient, ἀνάκρασις, θεοποίησις, κατεμίχθη, μετεποιήθη, erinnern an Orig. c. Cels. VI. 47. III. 41. in Joh. 1, 37. de Pr. II. 6., kommen aber auch bey Athanasius, Gregor von Naz. u. A. vor; bey diesen Kirchenlehrern haben sie offenbar nicht den Sinn, als ob die Menschheit des Erlösers in seine Gottheit übergegangen sey; bey Greg. von Nyssa aber scheinen sie, besonders wenn man c. 37 vom Abendmahl vergleicht, an denjenigen Irrthum anzustreifen, welcher sich im folgenden Jahrhundert als Monophysitismus geltend machte, seine Wurzeln aber schon im dritten hat.

Diese wenigen Ausstellungen haben keinen andern Zweck, als das Interesse zu beurkunden, welches wir an der verdienstvollen Arbeit des H. Kr. genommen haben. Eine sehr schätzenswerthe Zugabe ist die schöne Leichenrede Gregors auf den Bischof Meletius von Antiochien, die in derselben Weise wie die Katechese behandelt, und deren Text vielfach verbessert worden ist. Die beygegebene lateinische Uebersetzung, die sich im Allgemeinen recht gut liest, ist auf den Grund der beyden älteren von Morell und Hervet gearbeitet; da uns aber nur die erstere zur Hand ist, so können wir die Verdienste, die sich Hr. K. in dieser Beziehung erworben hat, nicht weiter nachweisen. Der Druck des Ganzen ist gut und correct, und empfiehlt sich besonders durch größere Schrift vor denjenigen Ausgaben der Väter, die wir aus dem Norden Deutschlands erhalten.

Guide pour les Recherches et observations microscopiques, contenant la description du Microscope, la préparation des infusions etc. etc. enfin les meilleurs documens propres à appliquer, avec succès, ce précieux instrument à l'étude des sciences et des arts etc. traduit de la 7ème Edition anglaise de M. Gould avec figures et additions par M. Julia de Fontenelle, Professeur de Chimie. Paris 1836. 8. 62 p.

Wir haben den ganzen Titel dieses schlechten Machwerks nicht einmal abschreiben wollen, um diesen Blättern nicht Raum für Besseres zu entziehen. Man muß Jedermann warnen, sich von dem anlockenden Titel nicht verführen zu lassen, mit dem Herr Julia de Fonte-

nelle nach gewohnter Weise Lärm macht; der Inhalt, so wie das beygegebene Kupfer sind unter aller Kritik.

Es wäre sehr zu wünschen, daß in Deutschland, dem eigentlichen Lande gründlicher mikroscopischer Forschung, eine Anleitung zum Gebrauch des Mikroscops geschrieben würde; hierzu müßte sich aber ein praktischer Optiker mit einem Physiologen verbinden. Angehenden Beobachtern würde durch eine solche Schrift sehr geholfen werden, denn viele Vortheile lernen sich ohne Anleitung erst nach langer Uebung und Erfahrung; freylich sind die dann errungenen Kenntnisse auch mehr werth, als die aus Büchern erlernten und manche Schwierigkeiten werden immer nur im Verlauf der Selbstübung allmählig überwunden werden können.

Die vor 2 Jahren in England erschienenen Microscopic Illustrations von Goring und Pritchard sind ebenfalls durchaus nicht empfehlenswerth, obwohl sie das Motto: „Legent haec nostra nepotes“ auf dem Titel tragen. Besser sind die hier beygegebenen Kupfer, wenigstens was den allerdings sehr schönen Stich betrifft; aber von einer eigentlichen Anforderung an mikroscopische Schärfe haben auch die Engländer keinen Begriff. Wir Deutsche dürfen dagegen mit Recht auf unsere optischen Institute stolz seyn, denn Mikroscope, wie sie aus den Werkstätten von Utzschneider und Fraunhofer in München, von Plößl in Wien, von Pistor und Schiek in Berlin hervorgehen, hat das Ausland nicht aufzuweisen.

R. W — r.

---

Reise auf dem Caspischen Meere und in den Caucasus, unternommen in den Jahren 1825 — 1826 von Dr. Eduard Eichwald. Erster Band. Stuttgart und Tübingen, in der J. G. Cotta'schen Buchhandlung, 1834 (471 S. 8. Mit einer Karte des Caspischen Meeres und 3 Kupfertafeln).

---

Der Verf. dieser sehr gehaltvollen Reisebeschreibung, früher Professor der Zoologie in Kasan, jetzt Professor in Wilna, ist den Freunden der Naturwissenschaft schon seit längerer Zeit als aufmerksamer Beobachter und gründlicher Forscher bekannt. Namentlich haben seine Arbeiten im Gebiete der Versteinerungskunde und Geognosie, über einen Theil des östlichen Europas Licht verbreitet, welcher in dieser Hinsicht nur sehr wenig gekannt war. Das endliche öffentliche Erscheinen des hier vor uns liegenden Werkes danken wir der Vermittelung Alexander von Humboldts, welcher hierdurch seinen vielen, großen Verdiensten um die Wissenschaft ein neues hinzufügte.



Schon seit Jahren hatte unser Verfasser den Beruf in sich gefühlt, durch eine Reise nach dem Caspischen Meere jene sehr merklichen Lücken auszufüllen, welche selbst die Forschungen eines Pallas, Gmelin, Güldenstädt in der Naturgeschichte jenes Gewässers und seiner Umgegend noch zurückgelassen hatten. Er sprach diesen Beruf auf eine sehr eindringliche Weise aus in seinem Programm: Introductio in historiam naturalem Caspii maris, Casani 1824. Endlich im Februar 1825 erlangte er die längst ersehnte Gewährung seines Wunsches vom Kaiserlichen Ministerium in Sct. Petersburg und zugleich wurde ihm eröffnet, daß dem General-Gouverneur von Astrachan der Befehl ertheilt sey, das beste Schiff für dieses wissenschaftliche Unternehmen auszurüsten und dasselbe auch sonst auf alle erforderliche Weise zu unterstützen. Es war jetzt keine Zeit zu verlieren; in Astrachan erwartete man den Verfasser schon in wenig Wochen; ja so gern er auch gewünscht hätte, noch einige Gehülfen zu dem Werke zu finden, das so vielseitige Vorkenntnisse und ein Zusammenwirken mehrerer Beobachter zu erfordern schien, mußte er jetzt dennoch auf solche Unterstützung verzichten, und nur ein alter Invalide, der zugleich als tatarischer Dollmetscher dienen sollte, konnte ihm von Kasan aus zur Bedienung mitgegeben werden. Da entschloß sich die treue Gemahlin, die Reise mitzumachen; ein Entschluß, der um so heldenmüthiger erscheint, da um jene Zeit Astrachan noch erfüllt war von dem Schrecken, den dort die Verheerungen der Cholera verbreitet hatten. Auch der Schwager des Verf., Herr Arnold Finke, welcher eben seine litterarischen Studien vollendet hatte, wollte mit seiner Schwester und ihrem Gemahl die Beschwerden der Reise theilen, und dem Letzteren so viel als möglich hülfreich an die Hand gehen. —

Schon am 8. März trat die kleine Gesellschaft ihre Reise zu Wagen, zunächst auf der noch beeisten Kasanka an. Jenseits der Kreisstadt Buinsk verschwand der Schnee, mit ihm zugleich aber auch Vieles von dem, was an europäische Art und Sitte erinnert; denn

von hier an führt der Weg schon durch armselig gebaute, tatarische Dörfer, untermischt mit Wohnstätten der Tschuwaschen und Tscheremissen. Die Gouvernementsstadt Ssimbirsk liegt auf einer Anhöhe des Muschelkalkes; von hier, vornämlich aber von Ssisran an, beginnt das waldreiche Wolgagebirge, das durch Räubereyen für Reisende sehr unsicher gemacht wird. Unter großen Beschwerden, welche die Jahreszeit mit sich führte, gelangte die kleine Gesellschaft am 14. März nach Ssaratoff, wo sie bis zum 17. verweilte. Jenseits Ssaratoff gewähren die reinlichen wohlgebauten Dörfer der deutschen, meist aus dem Badenschen eingewanderten Colonisten, einen überraschenden Anblick. Einige von diesen sind begütert, die meisten aber sehr arm, da der dürre, salpetrige Boden und der Holzmangel, welcher in einem großen Theil der Gegend herrscht, das Gedeihen der Colonien sehr erschwert. Doch gilt dieses zunächst nur von den Ansiedlern an der rechten Uferseite der Wolga, welche die Wiesenseite heißt, während dagegen am linken Ufer, an der sogenannten Bergseite des Stromes, Gebirge mit Waldungen nicht selten sind. Die Zahl der deutschen Colonien im Gouvernement Ssaratoff beläuft sich auf 102; die der männlichen Einwohner derselben schon auf 42,000. Unter ihnen leben nur noch wenige, welche als Kinder aus Deutschland hieher kamen; mit Thränen sprach zu Gräsnucha ein hochbetagter Greis von seiner Vaterstadt Worms am Rhein, an die er sich noch erinnerte; seine Frau, obwohl 65 Jahre alt, war hier in der Fremde geboren. Tabak- Senf- Waizen- Hafer- auch etwas Seidenbau und auf der Waldseite die Bienenzucht, an den Wolgaufern der Fischfang sind die gewöhnlichen Nahrungsquellen unserer dortigen Landsleute; ihre Leinwand und Kleider, so wie die meisten Geräthschaften fertigen sie sich selber; keiner kauft daher, so wohlfeil die Gegenstände sind, etwas vom Andern, daher denn auch in der sonst günstigsten Lage das Geld zu den etwa nöthigen Abgaben nur schwer aufzutreiben ist. — So weit die deutschen Colonien sich erstreckten, fanden unsere Reisenden die Einrichtung der Posten, so wie die Bewirthung sehr gut; da, wo dieselben aufhörten, begannen wieder die Entbehrungen aller Art. Vor Kamüschin fanden sie das Steppenland bereits ganz trocken, zugleich aber, ohngeachtet der warmen Witterung noch ohne Grün; hinter Zaritzyn begegnet man bereits einzelnen Horden der Kalmücken mit ihren Kamelen. Dazwischen gewährt das reinliche, von Herrnhutern bewohnte Ssarepta wieder einen Punct der Erholung und des Ausruhens. Die hier lebenden Deutschen zeichnen sich durch sehr große Arbeitsamkeit und durch gefälliges, dienstfertiges Benehmen aus; das Land um das Städtlein her ist durch ihren Fleiß in fruchtbare Gärten verwandelt; der Senf, welcher da gebaut, der Schnupftabak, der in Ssarepta gefertigt wird, sind durch ihre Güte so berühmt, daß man sie durch ganz Rußland verführt. Jenseits Ssarepta beginnt von neuem die weite, öde



Kalmückensteppe, unter deren zerstreut stehenden Kibitken nur selten ein russisches Dorf gesehen wird. Sehr wohlthätig für die Reisenden ist von hier an bis gen Astrachan die Einrichtung der Posthäuser, welche auf Kosten der russischen Regierung erbaut, mit den nöthigen Bequemlichkeiten versehen sind. Ein meublirtes, im Winter geheiztes Zimmer, steht da immer zu unentgeltlicher Aufnahme und zum Nachtlager der mit der Post Reisenden bereit. Hinter Tschernojar beginnt der Sand, der das Fortkommen der Wagen sehr erschwert; dennoch zeigt sich die Gegend des linken Wolga-Ufers, je näher man gegen Astrachan vorrückt, desto mehr angebaut; dort bewohnt auch der Fürst der Kalmücken, Tuman, ein ganz nach europäischer Weise erbautes und eingerichtetes Haus. Endlich fällt jenseits der hier fast eine Werste breiten, durch viele Fahrzeuge belebten Wolga das große Astrachan ins Auge, unter dessen vielen Gebäuden und Kirchen der majestätische Ssobar (die Hauptkirche) hervorragt. Noch vor wenig Wochen war hier, etwa in der Breite von Lyon, die Wolga so fest mit Eis belegt gewesen, daß man mit Schlitten sie passirte; während des Januars und Februars hatte man in der Stadt sehr beständige Schlittenbahn gehalt.

Astrachan umfaßt ein buntes Gemisch von Völkern aus beyden hier nachbarlich aneinander grenzenden Welttheilen; außer den Hauptbewohnern, den Russen, sieht man Franzosen, Deutsche und Engländer; Tataren, Armenier, Perser, Bucharen, Chivenser, Kirgisen, Truchmenen und Inder; um die Stadt her wohnen Kalmücken. — Eben feyerten die anwesenden Perser die Fasten des Monates Ramasan durch Kampfspiele, bey denen ein alter Choragus Stellen aus Ferdusi's Gedichten recitirte. Dennoch haben die Perser, weil sie nicht zu den beständigeren Bewohnern der Stadt gehören, keine Moscheh in Astrachan, deren dagegen die Tataren mehrere besitzen; selbst die Inder feyern hier, in einem Zimmer des großen, ihnen zugehörigen Gebäudes nach Sonnenuntergang ihren Gottesdienst, wobey zuerst unter dem Läuten der Glocken und Glöckchen, vom Priester das heilige Wasser bereitet, dann von den Anwesenden gebetet, und zuletzt von einem der Letzteren das Tritonshorn geblasen wird. Zu diesem Wischnudienste der Inder erhält der Fremde gern und leicht Zutritt; nicht so zu dem Götzendienste der Kalmücken, bey welchem das andächtige Verzehren von kleinen, meist aus Lehmen gemachten Götzenbildchen als eine Hauptsache erscheint. — Während nach Olearius Bericht noch im Jahr 1636 die Entfernung zwischen Astrachan und dem Meere nur 6 Meilen betrug, ist sie jetzt 10 Meilen groß; die Wolga führt immer mehr Sand gegen ihre Mündung hin und hiedurch verseichtet ihr Bett immer mehr.

(Fortsetzung folgt.)

# Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 30. August.

Nro. 173. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1836.


Gothicae Versionis Epistolarum Divi Pauli ad Galatas ad Philippenses ad Colossenses ad Thessalonicenses primae quae supersunt Ex Ambrosianae Bibliothecae Palimpsestis deprompta cum annotationibus edidit Carolus Octavius Castillionaeus. Mediolani Regiis typis MDCCCXXXV. 62. S. Text. 4.

---

Dieser neue Band gothischer Sprachüberreste aus der Ambrosianischen Bibliothek zu Mailand ermangelt, wie der des vorangegangenen Jahres 1834, aller Vorrede — ein Mitbeweis der Eile, mit welcher beyde sich folgten. Diese eben bezeichnete Eile ist aber im gegebenen Falle durchaus keine beklagenswerthe zu nennen, vielmehr nach so langen Wartejahren dem Herrn Grafen Castiglione in Wahrheit zu danken, da uns, kommt der kleine, leider nochmals verhaltene Rest im Verlaufe dieses Jahres nach, dann endlich der ganze uns zugängliche, durch die Entdeckung von 1817 ꝛc. so sehr vermehrte Schatz älteſtdeutscher Sprachdenkmäler übersehbar und verwendbar beysammen seyn wird; da ferner, was den Werth der castiglionischen Herausgaben betrifft, dem neuen Bande dasselbe ungetheilte Lob zuerkannt werden muß, wie den früheren. *) Vieljährige Vorarbeit gieng der Herausgabe vorher und achtungswerthe Kenntniß der gothischen Sprache bietet auch dießmal für Genauigkeit des Abdrucks eine Bürgschaft, die durch sorgfältige Angaben unter dem Texte erhöht, vor genauester Prüfung des Geleisteten besteht.

Bis zum Jahre 1817 umfaßte die gothische Sprachkunde außer der neapol. ravennatischen und der arezischen Urkunde mit gothischen Unterschriften fast nur die ehrwürdigen Trümmer des sogen. Codex Argenteus zu Upsala, der als er noch in der Abtey Werden lag, oder als er nach Prag geflüchtet, hier kurz vor dem westfälischen Friedensschluße erobert und nach Schweden entführt wurde, wohl schon die großen Lücken *) gehabt haben mag, als wie er durch Vossius in Junius Hände und Ausgaben kam. Die darin enthaltenen vier Evangelien litten (und leiden) dadurch an sehr bedeutenden Unterbrechungen, die wichtigen Briefe aber fehlten ganz und gar, **) bis ein Bruchstück des Briefes an die Römer in der zweyten Hälfte des vorigen Jahrhunderts Abt Knittel unter den Palimpsesten zu Wolfenbüttel entdeckte und herausgab. ***)

---

*) Ulphilae Partium ineditarum in Ambrosianis palimpsestis ab Angelo Majo repertarum Specimen. Mediolani Regiis typis. 1819. 4. Ulphilae Gothica versio Epistolarum Divi Pauli ad Corinthios secundae etc. Mediol. R. t. 1829. 4. — Gothicae versionis Epistol. D. Pauli ad Romanos ad Corinthios primae ad Ephesios etc. Mediol. R. t. 1834. 4. — Alle vier Bände vorräthig und zu beziehen bey Georg Franz in München.

*) Bis auf die 11 Blätter, die neuerdings (aus Markus) durch einen Bücherwurm verlustig gegangen.

**) Gleich der Apostelgeschichte und Offenbarung Johannis. Den Brief an die Hebräer glaubt man gar nicht übersetzt.

***) Hieran reihten sich neuerdings noch einige wenige

Da öffnete das Kloster Bobbio in seinen an die Ambrosiana zu Mailand längst abgegebenen Palimpsesten Schätze, welche unbegreiflich selbst einem Muratori, Maffei ꝛc. entgangen waren, *) dem ruhmbegierigen Auge Angelo Maj's aber nicht verborgen blieben; und es tauchten fast sämmtliche Briefe Pauli in gothischer Sprache hervor: ein unschätzbarer Fund, wenn man den Umfang und den inneren Begriffs-Reichthum der Briefe bedenkt, welche beyde der gothischen Sprachkunde grammatisch und lexikalisch zu Gute kommen sollten. Ja es fanden sich hier sogar Bruchstücke der Uebersetzung des Alten Bundes (Esdra und Nehemia) vor; nicht minder das Bruchstück eines gothischen Kalenders, das selbst für die neuerstandene deutsche Mythologie wichtig geworden ist, endlich eine bisher sogenannte Homilie, welche Unterzeichneter als eine fortlaufende **) Auslegung des Evangelii Johannis (durch den semiarianischen Bischof Theodorus von Heraklea in Thrakien) im J. 1834 in Auftrag Sr. Königl. Hohheit des Kronprinzen Marimilian von Bayern herausgab. ***) Aus ihren zu Mailand und Rom zerstreuten Blättern ergänzte sich zugleich ein Theil des Evangelii Johannis im silbernen Codex, wie sich denn unter den mailändischen Palimpsesten auch ein vervollständigendes Stück für das Evangelium Matthäi gefunden hatte, das Wolfenbütler Bruchstück aber merkwürdig in eine Lücke des mailändischen Römerbriefes eingriff.

Von den Briefen Pauli waren nunmehr gewonnen dieser Brief an die Römer, beyde Briefe an die Korinther, die an die Galater, Epheser, Philipper, Colosser, Timotheus I. u. II., Titus, Philemon, Thessalonicher I. u. II.; freylich hin und wieder nicht ohne gröfsere und kleinere Lücken, wofür sich aber von den meisten *) je zwey Handschriften vorfanden, welche erwünschte Bestätigungen oder noch erwünschtere Synonyma, und in ihnen noch nicht gelesene, wenn schon erwartete neue Wurzeln, Formen u. s. w. gewährten. Hiefür wurden auch einzelne Randglossen sehr wichtig, die zugleich in einer feineren und schrägeren Cursivschrift die ähnlichen aus dem Leben gegriffenen Züge der Eingangs genannten gothischen Urkunden oder Unterschriften, eben so der Wiener Alphabete erfreulich bestätigten.

Von allen diesen seit 1817 (eigentlich 1815 sogar) reichlich zugewonnenen Sprachüberresten erschien 1819 zuerst ein kleines Specimen, welches die Bruchstücke aus Esra, Nehemia, **) Matthäus, ferner Titus, Philemon, endlich das Kalender-Bruchstück und eine Seite der sog. Homilien enthielt. — Zehen Jahre nachher (1829) beschenkte uns Harrende Graf Castiglione endlich mit dem vollständigen II. Brief an die Korinther nebst dazu gehörigem fleißiggearbeiteten Wörterbuche; schneller alsdann, zufolge der mit des Unterzeichneten Reise nach Italien zusammenhangenden Anregung, 1834 in einem dritten Bande mit dem ganzen I. Brief an die Korinther, dazu an die Epheser und an die Römer. Letzter Band, wie schon gesagt, ohne alle lexicalische Zugabe und Einleitung, nur mit rechtfertigenden oder gelegentlichen Anmerkungen ausgestattet. — Es blieben hiernach noch zu erledigen die Briefe an die Galater, Philipper, Colosser, Timotheus I. II., Thessalonicher I. II., von welchen nunmehr im neu vorliegen-

---

in Deutschland (Wien ꝛc.) gefundene, bezeichnend mit Runenschrift vereinte gothische Alphabete, welche W. Grimm 1828 („Zur Literatur der Runen." Wien, Gerold. 8.) bekannt machte.

*) Vrgl. Jahrbb. für wissenschaftliche Kritik. 1830. Sp. 12 — 13.

**) In den übrig gebliebenen Blättern freylich unterbrochene.

***) Skeireins Aivaggêljôns thairh Iôhannên etc. München, Jaquet. 1834. 4.

*) I. u. II. Korinther, Galater, Philipper, Colosser, Timotheus I. II., Titus.

**) Doch fehlt hievon noch ein Blatt.

den Bande vor dem Schluß des verflossenen Jahres der Brief an die Galater (mit 140 Versen in 6 Hptst.), Philipper (4 Hptst. m. 104 V.), Colosser (4 H. m. 95 V.), Thessalonicher I. (3 Hpst. m. 89 V.), d. i. im Ganzen 428 Verse, jedoch auch diese wieder nicht ohne größere oder kleinere Lücken *) abgedruckt erscheinen.

Hienach bleibt von den reichen mailändischen Schätzen noch zu wünschen und zu erledigen der II. Brief an die Thessalonicher (mit 3 Hptst. von 47 V.), I. Timotheus (6 H. von 114 V.), und Timotheus II. (4 H. zu 83 V.) — im Ganzen 244 Verse, **) also etwa noch die Hälfte des vorliegenden Bandes, deren nochmalige Zurückhaltung sich fast nur aus der wahrscheinlichen Absicht des Herrn Herausgebers erklären läßt, dem kleinen Reste ein ausführliches Wörterbuch, wohl aller paulinischen Palimpsesten hinzuzufügen, welches der Unterzeichnete 1833 bereits im Manuscripte voll ausgearbeitet sah. —

Indem wir nach diesem, jetzt wohl nicht ungeeignet wiederholten Ueberblick zur näheren Prüfung des uns vorliegenden Bandes überzugehen gesonnen sind, drängt sich uns sogleich wieder die für jeden neu veröffentlichten Theil der gothischen Bibelübersetzung nothwendige Doppelfrage auf — um die neue Herausgabe nämlich und die alte Uebersetzung. Die Frage um die letztere beschäftigt und fesselt zugleich den Theologen wie den Sprachforscher, vorzugsweise den deutschen. Für die historische deutsche, wie für die vergleichende Sprachkunde ist ausgemacht Ulfilas Bibelübersetzung grammatisch und lexikalisch als unser ältestes Sprachdenkmal von unschätzbarem Werthe; aber auch der Theologe blickt neuerdings für die Kritik des Bibeltextes

*) Es fehlen Galat. I. 7 — 20. III. 6 — 27; Phil. I. 1 — 14 II. 8 — 22. IV. 17 — 23. (sammt der Schlußunterschrift u. hinüber in) Coloss. I. 1 — 16. II. 1 — 11; 1 Thessal. I. 1. — II. 10.

**) Nebst 1 Bl. des A. T.



mit erhöhter Aufmerksamkeit auf die gothische Uebersetzung, und es wird daher dem Unterzeichneten nicht verdacht werden, wenn er, wozu ihn die Abwägung sprachlicher Beziehungen nicht minder veranlaßt, als ursprünglicher Theologe auch jene Betrachtung des vorliegenden Werkes und zwar auch um jener sprachlichen Beziehungen willen, hier zuerst verfolgt.

I.

Es ist anerkannt und wohl beachtet, daß der Uebersetzer *) der heiligen Schrift in die Sprache der Gothen (ana Gutthiudái sagt der goth. Kalender) sich eines vom gewöhnlichen griechischen Texte nicht selten abweichenden bediente, so daß sich durch den gothischen Text öfter sogar Lesarten herausstellen, die, wenn auch nicht immer mehr durch Handschriften nachweisbar, doch vorhanden gewesen seyn müßen, weil der sonst meist richtig treffende Dolmetscher so oder anders gewiß nicht übertragen haben würde. **) — Der Herr Herausgeber hat auf das Verhältniß des gothischen zum griechischen Texte dieses Mal noch mehr Rücksicht genommen, als im vorausgegangenem Bande: er weist in den meisten Fällen nach, wo der gothische Text näher zu diesem, näher zu jenem griechischen Codex, bey Millius, oder zur altitalischen, oder zur hieronymischen, oder anderseits zur syrischen und äthiopischen Uebersetzung neigt, oder endlich von allen bekannten Beziehungen abweicht. —

(Fortsetzung folgt.)

*) Warum ließ Graf C. schon beym vorletzten Bande (1834) und eben so dieses Mal den Namen des Ulfilas weg, den er doch beym 2. Corinth. Briefe, gleich dem ersten Specimen, vorsetzte?

**) Wir erinnern hier blos an Fälle, wie I. Corinth. 13, 5. (wo zu ζητεῖ, sôkeith am Rande steht ïnalja nôth d. i. ἐηλοῖ, was kein griechischer Codex nachweist) und 13, 3 (wo zu καυθήσωμαι gabranjáidáu am Rande steht hvôp, wonach der Glossator die schon alte Nebenlesart καυχήσομαι gekannt haben muß.

## K. L. von Knebel's literarischer Nachlaß und Briefwechsel ꝛc.

(Fortsetzung)

Von der Mitte des April fieng die Hitze an fast unerträglich zu werden; eine erschlaffend warme Luft lähmte die Kräfte. Endlich am 7. May lichtete die große dreymastige Corvette, der Hercules genannt, welche zur Reise auf dem Caspischen Meere bestimmt war, ihre Anker. Aber in dieser Gegend vermögen weder Segel, noch Ruder die Hindernisse zu überwinden, welche die Seichtigkeit des Fahrwassers dem Vorwärtskommen entgegengestellt. Tagelang haftet das Fahrzeug in der Sandmasse des Flußbettes; nur wenn der ihm gerade entgegenstehende Wind vom Meere her das Wasser des Stromes anstaucht, gelingt es, das Schiff um einige Faden weiter zu ziehen, oder zu winden; so vergeht unseren Reisenden der May und der größere Theil des Juny, in der unerfreulichen Nachbarschaft des Sandes und Schlammes, und noch sind sie nicht im Meere, sondern zwischen den Sandbänken der Wolgamündung. Endlich am 22. Juny entläßt sie ein günstiger Wind ihrer lästigen Fesseln; sie gelangen in das eigenthümliche salzige Fahrwasser. Das gebirgige Tück-karagan am gegenüber gelegenen östlichen Ufer wird schon am andern Tage erreicht.

Dieser Theil der Küste wird vornämlich von den räuberischen Kirgis-Kaissaken, außer ihnen von Truchmenen bewohnt, beyde suchen dem russischen Verkehr auf jede Weise, zu Wasser und zu Lande, Abbruch zu thun; namentlich die Kirgisen, obgleich sie zum Scheine die russische Oberherrschaft anerkennen, rauben nicht blos Güter, sondern schleppen sogar Menschen in die Gefangenschaft fort, die sie als Sclaven nach Chiva und selbst nach Buchara verkaufen. Das Gebirge, aus welchem die Spitze von Tückkarragan besteht, ist ein Kalkstein der Tertianformation, der nach unten versteinerungsleer ist, nach oben ganz aus dicht zusammengedrängten Muschelversteinerungen besteht, welche von Arten herrühren, die zum Theil nur wenig von den jetzt noch im Caspischen Meere lebenden Formen abweichen, zum Theil aber solchen sich nähern, welche jetzt nur das schwarze Meer bewohnen. Auffallend erschien es, daß ganze Massen und Strecken des Kalksteines nur aus einer Art der Muscheln zusammengesetzt sind. Nach einem Berichte der Truchmenen stand einst da, wo jetzt die Bucht von Karagan ist, eine ansehnliche Stadt; sie versank bey einer Wasserfluth im Meere; auch 12 Tagereisen von hier, gegen Mankischlag hin, soll sich vormals eine bedeutend große Stadt befunden haben. —

Wanderungen ins Innere des Landes wurden unseren Reisenden durch die Gefahr drohende Zudringlichkeit der Kirgisen sehr erschwert, und zum Theil unmöglich gemacht; auch das Anknüpfen eines näheren Verhältnisses mit den Truchmenen verhinderte die voreilige Heftigkeit eines russischen Machmannes. Die eigentlichen Bewohner der Küste, mit Ausnahme einiger des Handels wegen herbeygekommener Truchmenen und Chivenser, hatten sich ins Gebirge geflüchtet, wo sie im Hinterhalte den Fremden auflauerten. — Die Insel Swatoi ist nur ein Aufenthaltsort der Seehunde und Möven; ihr öder Boden besteht nur aus Sand, mit Muscheln vermischt und ist so häufig mit einer Art von Sandwanze oder Zecke (Ipodas Caspius) bedeckt, die sich dem Wanderer alsbald tief in die Haut bohrt, überdieß auch von solchen Schwärmen der Stechmücken umschwebt, daß die Stunden des Verweilens auf dieser Insel unseren Reisenden Stunden der Qual waren. Vormals wurde Swatoi des Seehundsfanges wegen öfters von russischen Seeleuten besucht. Die Truchmenen haben jedoch durch ihre beständigen Angriffe auf die fremden Fahrzeuge jenem Fange ein Ende gemacht. Die Matrosen, welche mit in dem Boote waren, erlegten in wenig Stunden gegen 30 Seehunde, und eben so häufig wird dieses nutzbare Thier auf Kulai gefunden, wohin jetzt der russische Seehundsfang sich gezogen hat. —

Am 2ten July nahm das Schiff wieder seinen Lauf nach dem entgegengesetzten, westlichen Ufer des Meeres: nach Tarki, wo unsere Reisenden am 8. angelangten. Tarki ist ganz auf orientalische Weise erbaut, und umfasset gegen 1500 Häuser. Auf einem Bergzipfel oberhalb der Stadt wurde eben damals unter der Leitung des General Jermoloff eine neue russische Festung erbaut; ein Unternehmen, welches zur Abwehr der raub- und mordlustigen Umwohner von Terek nothwendig erschien; denn erst vor Kurzem hatten die Tschetschenzen eine der kleineren Linienfestungen durch Hinterlist genommen und die in ihr befindliche, russische Mannschaft ermordet; kurz nachher hatten sie, anscheinend im Begriff zu unterhandeln, zwey der tapfersten russischen Generäle meuchelmörderisch umgebracht. — Fünfzehn Werste von Tarki findet sich eine Quelle mit stark geschwefeltem Wasser; die Gebirgsart, aus welcher die Umgegend der Stadt besteht, gehört zu den tertiären Gebilden des Kalkes, welche an vielen Puncten mit Sandstein abwechseln. Die Muscheln, deren Ueberreste und Abdrücke in jenem Kalk und Sandstein sich finden, sind wenigstens der Gattung, wenn auch nicht der Art nach solche Formen, welche das Caspische Meer noch jetzt enthält. —

(Fortsetzung folgt.)

# Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 31. August.

Nro. 174. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1836.


Gothicae Versionis Epistolarum Divi Pauli ad Galatas ad Philippenses ad Colossenses ad Thessalonicenses primae quae supersunt Ex Ambrosianae Bibliothecae Palimpsestis deprompta cum annotationibus edidit Carolus Octavius Castillionaeus. Mediolani Regiis typis MDCCCXXXV. 62. S. Text. 4.

---

(Fortsetzung.)

Für eine solche vergleichende Untersuchung liefert unser vorliegender Band wieder sehr anziehende und lehrreiche Belege, vornehmlich auch dadurch, daß für die Briefe an die Galater, Philipper und Colosser wieder zwey Handschriften zu Gebote stehen, welche außer eigenthümlichen Abweichungen in mehrdeutigen Textstellen öfter auch synonymisch umschreibende Glossen darbieten, die zugleich auch für Erklärung seltener oder schwerer gothischer Ausdrücke im Texte willkommene Winke gewähren *) oder bisher nicht eingetretene Wurzeln und Wörter glücklich aufbewahren. **) —

Nicht ganz ohne Bedeutung für jenes Verhältniß des griechischen und gothischen Textes dürfte auch die am Rande der beyden Codices vorkommende eigenthümliche, von der gewöhnlichen abweichende Eintheilungsbezeichnung seyn. Zu Galater 2, 11. steht ein $\overline{\Gamma}$ d. i. 3; Galater 4, 21 in Cod. B. ein $\overline{\Phi}$ d. i. 9; Galater 5, 13. ein $\overline{\text{IA}}$ d. i. 11, letztres nach der alten Eintheilung in 12 Kapitel, wie solche bey Millius auch für jene andern Stellen vorkommt. Galater 3, 27. gewährt ein zweytes $\overline{\Gamma}$, nach der euthalianischen Theilung: Beweis doppelter Eintheilung in einem und demselben Codex. Gal. 6, 11 steht $\overline{\text{IB}}$ d. i. 12., Thess. 3, 11. ein $\overline{\Gamma}$ d. i. 3.

Außer diesen Zahlenbezeichnungen lesen wir abermals öfters das Lese-Abschnitte bemerkende ΛΔIKTCQ (lectio). ***) Die Gal. 5, 19. am unteren Rande stehende Zahl $\overline{\text{IA}}$ (14) deutet auf den Quaternio, wonach der ganze Codex der paulinischen Briefe (den an die Hebräer abgerechnet) XXI. Lagen v. 336 S. umfaßt haben müßte. Das Verhältniß beyder Handschriften zu einander betreffend beruhen manche Abweichungen sicher auf Schreibfehlern: z. B. Gal. 6, 9. wo A. sneitha (metam), B. mit dem Griechischen stimmend sneitham (θερίσομεν) darbietet, vairtháima vorhergeht und habam folgt.

---

*) Z. B. Gal. 2, 6. steht zu andsitith, (das schon 1, C. 10, 25. ἀνακρίνοντες eigen übersetzte), gemäß dem griechischen λαμβάνει am Rande nimith.

**) Z. B. Gal. 4, 3. wird zu uf stabim, (sub elementis) als Glosse gefügt uf tugglam von tuggl (astrum, sidus) ein Wort, das erst jüngst wieder von der Mythologie S. 339 erwünscht, in allen übrigen Mundarten vorkommend, dem Gothischen bisher hartnäckig abgieng.

*) Gal. 2, 1. steht im Cod. B: $\overline{\text{AI}}$ CЄRA statt $\overline{\text{IA}}$ d. i. 14 annos, was Cod. A. ausschreibt FIAVQRTAIhnN CЄRA.

**) Gal. 5, 25. Phil. 1, 21 (in B). 3, 1 (in B.) 4, 1.

Entweder ſtand dort SNEIΦΛ⁻ oder das folgende N, dem M in den gothiſchen Handſchriften ſehr ähnlich, ließ ein letzteres ausfallen. Ein ſolcher Schreibfehler ſteckt vielleicht auch in G. 2, 7., wo A. thata vithravairthô (τοὐνάντιον), B. nur thata vithra thô lieſt. — G. 1, 24. giebt B. ἐδόξαζον richtig durch mikilidêdun, magnificabant, während A. mêlidêdun, scripserunt hat, das höchſtens als mêridêdun (praedicabant, celebrabant) einen Sinn giebt. — Theſſ. 5, 27. fehlt in B. für πᾶσι das alláim tháim, was A. hat.

Aus Gloſſen in den Text gedrungen erſcheint G. 5, 4. qvithith ïzvis, was allen griechiſchen und lateiniſchen Texten fehlt. Eben ſo möchte Col. 2, 23. thuhtáus (sententiae) zu handugeins (sapientiae) eingedrungen ſeyn, was auch Graf C. S. 44 vermuthet. Verwandt iſt die Stelle Col. 3, 6., wo zu handugein das unmittelbar angereihte jah frôdein ahmeinái vielleicht aus dem Folgenden heraufgenommen wurde. Gloſſe ſind vielleicht auch Phil. 3, 16. zwiſchen ei und ſamô frathjáima die Worte ſamô hugjáima jah, *) wo der griechiſche und lateiniſche Text nur ut idem sapiemus (d. i. frathjáima) bieten. — 1. Theſſ. 2, 15. dürfte ſvêſáim, dem ein ïzvaráim kurz vorhergeht, auch wohl Gloſſe geweſen ſeyn.

Das Verhältniß des gothiſchen zum griechiſchen Texte näher ins Auge faßend, bemerken wir zunächſt von den zur Würdigung mancher Beziehungen bekanntlich nicht unwichtigen Unterſchriften der pauliniſchen Briefe, daß die unter dem Brief an die Philipper (mit dem vorhergehenden Schluß), eben ſo an die Theſſalonicher (in beyden Handſchriften) fehlt; dagegen vorhanden iſt an die Galater und Coloſſer. In beyden lautet ſie aber nur vom Schreiber ausgehend du Káuláuſſáim (oder

*) Coder B. fügt gar obenein hinzu: ſamôn gaggan garáideinái (eadem ire regula).



Káuláuſſáim) ustáuh und eben ſo einfach du Galatim ustáuh (explicit). *)

Im Texte ſelber beachten wir zuerſt mehrmalige Umſtellungen verbundener Wörter und Appoſitionen. Nicht nur der Namen Jeſus Chriſtus, **) ſondern Fälle wie Theſſ. 5, 11. theihsa jah mêla gegen χρόνους καὶ καιρούς; Col. 4, 12. allavaúrſtvans jah fullavitans, das beßer zur Vulgata pleni et perfecti als zu τέλειοι καὶ πεπληρωμένοι ſtimmt; Col. 4, 9. thamma liubin jah triggvin (ganz gleich der Vulgata) gegen τῷ πιστῷ καὶ ἀγαπητῷ; Th. 3, 7. náuthái jah aglôn (mit der Vulgata necessitate ac tribulatione) gegen θλίψει καὶ ἀνάγκῃ; Th. 5, 10. jaththê ſlêpáima jaththê vakáima (mit einigen griechiſchen Codd.) gegen εἴτε γρηγορῶμεν εἴτε καθεύδωμεν; Col. 1, 23. hat A. mit dem griechiſchen nnd lateiniſchen Text gatulgidái jah gathvaſtidái (τεθεμελωμένοι καὶ ἑδραῖοι), B. umgekehrt gath. j. gat. (stabiles et fundati).

Solche Stellen treten aber in den Hintergrund gegen eine große Menge anderer, in welchen weſentliche Abweichungen vom gewöhnlichen griechiſchen Bibeltexte unverkennbar ſind. Gewiß hatte Ulfilas Phil. 4, 8. einen andern Text zu Handen oder vor Augen, als er veih (d. i. ἅγιον) überſetzte, während wir jetzt ἅγνον leſen und er ſonſt ſtreng ſcheidet: Ph, 1, 17. ἁγνῶς (ſviknaba) und Th. II. 10. ἁγίως (veihaba). ***) Vielleicht gilt dieß auch von C. 1, 13. wo in A. ïzvis (ὑμᾶς ſtatt ἡμᾶς, Vulg. nos) oder umgekehrt C. 2, 13. uns (ἡμῖν ſt. ὑμῖν

*) Vergl. dagegen Bayeriſche Annalen 1834. S. 961.

**) Phil. 1, 19. (Ἰησοῦ Χριστοῦ) hat der Gothe mit der alten lateiniſchen Ueberſetzung bey Sabatier Chriſtaus Iêſuis; Phil. 3, 8. hat A. mit dem Griechiſchen Xriſtáus Iêſuis, B. Iêſuis Xriſtáus; Ph. 3, 9. A. mit dem Griechiſchen blos Xriſtáus.

***) Von hier an wird abgekürzt G. (Galater), Ph. (ilipper), Th. (eſſalonicher I.), C. (holoſſer), R. (ömer), I. II. C. (orinther) u. ſ. w.

Vulg. vobis) ſteht. Zwar könnten ſolche Stellen Fahrläßigkeits- oder Beziehungsfehler enthalten, doch reihen wir Verwandtes an: Th. 5, 1. thaúrbum gegen χρείαν ἔχετε, Vulg. indigetis; Th. 4, 9: ni thaúrbum, οὐ χρείαν ἔχετε, wo wirklich bey Millius ἔχομεν, in der Vulg. necesse habemus ſteht; Th. 4, 2. giebt die Vulg. ἐδώκαμεν (atgêbum) durch dederim.

In nicht wenigen Stellen fügt der gothiſche Text Wörter zu, welche im Griechiſchen wie in der Vulg. fehlen. Nicht nur, daß Ulfilas G. 4, 28. κατὰ Ἰσαακ durch bi Iſakis *gaháita* (ἐπαγγελίαν) wieder giebt, letzteres Wort hinüberziehend vom Folgenden, ſondern rein hinzugefügt ſind z. B. Ph. 2, 3: alláí, C. 2, 14: ſeináim, G. 6, 17: unſaris (das V. 18 erſt im Griechiſchen und Lateiniſchen ſteht); Th. 2, 15: ſvêſáim (14. geht ïzvaráim vorher), G. 2, 15: raihtis (γάρ, enim fehlt), Ph. 4, 1: nu, Ph. 4, 4: nu nu nu, G. 4, 12: aththan (13 fehlt im Griechiſchen δὲ), Th. 5, 25: uththan (autem); Th. 4, 16: ïn fráujin, G. 5, 20: birôdeinôs (γογγυσμοὶ, wie 2 C. 12, 20.), C. 1, 11: ſaei lathôda; Th. 3, 9: Gutha, G. 4, 6. Guths (bey Mill. θεοῦ), G. 4, 25: Guth (was wie Ph. 3, 3. Gutha ſeyn müßte, wenn es überhaupt Sinn hätte), Ph. 2, 8: attin (das bey Mill. ſteht), C. 3, 13: táujáith (bey Mill. und dem Ambroſiaſter), Ph. 1, 26: ïzvaráizôs (das die ſyriſche und äthiopiſche Ueberſetzung. haben).

Den letztgenannten Beyſpielen reihen ſich ſolche an, welche noch beſtimmter mit anderweitigen und ungewöhnlichen Codd. oder ferneren Ueberſetzungen übereinſtimmen. So giebt G. 5, 17. mit dem cod. Alexandr. nu, οὖν (ſt. δὲ), C. 3, 11. mit dem griechiſchen Cod. bey Mill. jah ... jah, C. 1, 21. m. gr. Cod. bey Mill., alten lat. Ueberſſ., Irenäus und Sedulius gafrithôdái, reconciliati ſtatt gafrithôda, reconciliavit, was Vulg. und griechiſcher Text (ἀποκατήλλαξεν) bieten; doch folgt dort ein ïn, vielleicht alſo wie G. 6, 10: ſvêſans galáubeináis ſái, wo in A. das erſte s mit Recht ausgekratzt wurde. — C. 3, 12. giebt bruſts, bleithein, wie d. Griech. bey Mill. οἰκτιρμὸν gleich den folgenden Wörtern ſtatt des gewöhnlichen οἰκτιρμοῦ; C. 2, 15. überſetzt leika, reikja jah valdufnja d. i. τὴν σάρκα etc., was in den griechiſchen Handſchriften meiſt fehlt, während wo es ſteht, τὰς ἀρχὰς fehlt, wohl wegen des ſchlecht hörenden Nachſchreibern naheliegenden Gleichklanges τὴν σάρκα und τὰ-ς ἀρχὰς; *) Ph. 4, 7. ſteht haírtôna jah leika, σώματα ſtatt νοήματα wie im Cod. Borner., altlateiniſche Ueberſetzungen und Victorinus, Th. 5, 16. ïn fráujin, wie in Cod. Borner. Ambroſiaſt.; Ph. 3, 10. mithkaúriths vas, συμφορτιζόμενος, congravatus, cooneratus mit Cod. Born., Ambroſiaſt., lateiniſch. Ueberſ. bey Mill., während der griech. Text συμμορφούμενος, configuratus lieſt; C. 3, 8. ni usgaggái, μὴ ἐμπορευέσθω, ne exeas mit Vigilius Thapſ., Ambroſiaſt. und den griechiſche Codd. bey Millius, der richtig bemerkt, daß jene Worte den Sinn ſtören und aus Eph. 4, 29. hierher gerathen ſeyn müßen; C. 2, 15. überſetzt der Gothe gatarhida *balthaba* gabláuthjands thô *baírhtaba* ïn ſis, woraus ſich ergiebt, daß nicht, wie Mill. glaubte, confidenter palam (libere in alten latein. Ueberſ.) für gloſſenmäßig verdoppelt zu halten ſey, ſondern zu trennen — confidenter, palam —; G. 5, 1. las der Gothe mit einigen griech. Codd. ἐνέχεσθε ſtatt ἀνέχεσθε, festinate, denn er überſetzte usthuláith; G. 1, 5. gibt er mit Chryſoſt. allein du áivam ſtatt αἰῶνας τῶν αἰώνων, V. secula seculorum; Ph. 2, 7. überſetzt er μορφὴν durch vlit, faciem wie Tertullian effigiem; C. 2, 18. καταβραβευέτω durch gajiukái, vincat, wie Hieronymus superet, C. 3, 10. ſtatt induentes — jah gahamôth, et induite wie Ambroſius, Auguſtinus ꝛc. sed induite geben.

(Fortſetzung folgt.)

*) Aehnlich (vielleicht) Lk. 3, 14. valdáith annôm ïzvaráim ſtatt ganôhidäi ſijuth: ἄρχετε, ἀρκεῖσθε.

## K. L. von Knebel's literarischer Nachlaß und Briefwechsel ꝛc.

(Fortsetzung)

Am 20. July gelangten unsere Reisenden nach Derbend, einer ziemlich gut gebauten Stadt, deren 1800 Häuser von 26,000, großentheils Tataren, Armeniern und Juden bewohnt sind, zu denen in neuerer Zeit eine nicht unbedeutende Anzahl von Russen gekommen ist. Das Klima von Derbend scheint aber namentlich für die letztern so ungesund, daß jährlich viele von ihnen ein Opfer der Ruhr und der bösartigen Fieber werden. — Unsere Reisenden hatten hier Gelegenheit, die Gebräuche bey einer Tatarenhochzeit zu beobachten; die Gemahlin des Hrn. Eichwald fand dabey ebenso leicht Zutritt bey dem weiblichen, als er selber bey dem männlichen Personal der Hochzeitgeiste, und die Beschreibung der Feyerlichkeiten ist sehr lebendig und anziehend. — Aus dem Hochzeitshause führt uns dann bald hernach der Verf. zu den Grabstätten einer, wie es scheint, noch jetzt nicht enträthselten Vorzeit der riesenhaften Helden: der sogenannten Kirchler oder Vierziger, von denen schon Olearius, Bruce, Hanway, Reineggs und Andere Bericht erstatteten. An den Inschriften der Grabsteine, welche ausgehöhlte Cylinder darstellen, in deren Innerem zum Theil Raum für Leichname von übermenschlicher Größe war, glaubte man bald altkufische, bald chaldäische Buchstaben, ja selbst persepolitanische Keilschrift zu erkennen. Der Aberglaube der Tataren, welcher dem abgeriebenen Staube dieser Grabsteine wunderbare Heilkräfte zuschreibt, hat zur Vertilgung oder zum Unkenntlichmachen dieser Inschriften nicht wenig beygetragen. Eine Sage des Volkes sieht in diesen Denksteinen Grabmähler alter, arabischer Helden, die in einem Gefecht gegen die Chasaren des Nordens sollten gefallen seyn; man hielt es in späterer Zeit für eine Ehre der Helden, wenn ihr Leichnam hier bey den Vierzigern, (übrigens sind der Grabsteine mehr denn vierzig) bestattet wurde; daher zeigt noch jetzt die leicht leserliche, arabische Inschrift das Grab eines Hadschi Ibrahim an, der sich vor 400 Jahren hier sein Grab bestellte. —

Merkwürdig für den Alterthumsforscher ist nächst diesem schon die uralte Mauer von Derbend, mit Inschriften, welche das jetzt dort wohnende Geschlecht nicht mehr zu lesen vermag. Diese Mauer hat eine Höhe von fast 30 Fuß; ihre Länge vom Ufer des Meeres an beträgt gegen 2 Werste. Nach älteren Berichten setzte sie vormals sich weit in's Meer hinein fort; daß jetzt selbst ihre äußersten Enden außer dem Wasser stehen, scheint auf ein Zurückweichen von diesem hinzudeuten. Ihre Bauart ist von solcher mächtiger Festigkeit, daß Derbend durch sie allerdings, wie dieß sein Name bedeutete, ein Dar- oder Thorband gegen die feindlichen Völker des Gebirges seyn konnte. Sie würde auch im Jahe 1796, so wie schon früher im Jahre 1722, als die Russen die Stadt eroberten, noch lange den Angriffen von Außen getrotzt haben, wenn der Muth der Vertheidiger eben so fest gewesen wäre, als die dicken Mauern mit ihren vielen eckigen Thürmen. Jenseits der Stadtmauern von Derbend zog sich noch weiter landeinwärts eine eben so feste und auf ähnliche Weise gebaute Mauer auf eine Strecke von 18 Werften fort. Aehnliche Spuren von langfortlaufenden Mauern finden sich an mehreren Stellen der Umgebung des Caspischen Meeres, namentlich auch an der Ostküste desselben, so daß hierdurch die ältere Sage von einer Caucasischen Mauer einige Wahrscheinlichkeit empfängt. — Die Gebirgsart der Anhöhen von Derbend gehört, wie die von Tükkaragan und Tarki zu den sogenannten tertiären Gebilden; nirgends, so weit auch die Küste von Tarki bis jenseits Baku untersucht ist, hat sich ein Ur- oder Uebergangsgebirge anstehend gezeigt; selbst die eigentlichen Formationen der Flötzzeit scheinen nach der Ansicht unseres Reisenden, dieser Gegend zu fehlen. Die Gebirge sind mit Eichen und Buchen bedeckt; tiefer hinabwärts gedeiht der Feigen- und Granatenbaum. Auch bey Derbend zeigt sich wie bey Tarki, eine schwefelreiche Quelle; im Westen der Stadt, in Dagestan, ist das durch seine Stahlfabrication so berühmte Dorf Kubitschi. Gegen 1200 Familien des uralten kaukasischen Stammes der Kuwätschi (Panzermacher) üben hier diese Kunst; sie zeichnen sich durch eine eigenthümliche Sprache aus und sind von allen Völkern der Umgegend sehr geachtet. Eine unverbürgte Sage, welche die Herrnhuter in Sarepta im Jahre 1782 bewog, Abgeordnete hieher zu senden, wollte in den Bewohnern von Kubitschi die Nachkommen einer Christenkolonie erkennen, welche in den früheren Jahrhunderten zu jenen verborgenen, und vielfach verfolgten Gemeinden gehört habe, von denen die Mährischen Brüder ihren Ursprung ableiten. Wirklich finden sich in Kubitschi die Gemäuer uralter, christlichen Kirchen, zum Theil mit Inschriften, welche weder den bisher hindurchreisenden Christen, noch den Mohamedanern lesbar waren, so daß selbst die Aussage, daß an einer dieser Inschriften die Jahreszahl 1215 sich zeige, nicht sehr sicher erscheint. Vor etwa 300 Jahren soll der Stamm der Kuwätschi, vorher christlich, zum Mohamedismus übergegangen seyn. —

(Fortsetzung folgt.)

# Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 1. September.

Nro. 175. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1836.


Gothicae Versionis Epistolarum Divi Pauli ad Galatas ad Philippenses ad Colossenses ad Thessalonicenses primae quae supersunt Ex Ambrosianae Bibliothecae Palimpsestis deprompta cum annotationibus edidit Carolus Octavius Castillionaeus. Mediolani Regiis typis MDCCCXXXV. 62. S. Text. 4.

---

(Fortsetzung.)

Gal. 6, 1. liest der griechische Text καταρτίζετε, instruite, der Gothe dagegen gathvaftjith, confirmate, wie die äthiopische Uebersetzung firmati; G. 4, 19. steht μορφωθῇ, der Gothe giebt gabairhtjáidáu d. i. φανερωθῇ, wie die äthiopische Uebersetzung appareat. — Ph. 1, 26. setzt Ulfilas mit der äthiopischen und syrischen Uebers. ïzvaráizôs hinzu; G. 6, 15. fehlt im Gothischen, wie in der syrischen und äthiopischen und hieronym. Uebers. ἐν Χριστῷ Ἰησοῦ, Th. 5, 12. sogar καὶ νουθετοῦντας ὑμᾶς, et qui monent vos, während C. 1, 28. 3, 16. νουθετοῦντες wohl mit talzjandans übersetzt ist.

Dem Gothen fehlt ferner Th. 6, 3. áuk, obschon γὰρ und Vulgata enim steht; C. 4, 17. fehlt ihm καὶ, Vulg. et, eben so Th. 5, 6. und C. 3, 17. wo es auch einigen griechischen Texten bey Mill. und der Vulg. fehlt; C. 2, 23. ist καὶ οὐκ, Vulg. et non nicht übersetzt; Th. 4, 17. οὕτω, G. 6, 4. 12. μόνον tantum; G. 5, 3. πάλιν, Vulg. rursus (wie in vielen griechischen und lateinischen Texten); C. 2, 20. οὖν, Vulg. ergo; G. 5, 11. ἔτι, Vulg. adhuc (welches zweymal im Satze steht, wovon die syrische und äthiopische Uebersetzung gerade das weglassen, das der Gothe durch thanamáis übersetzt); G. 4, 26. πάντων, welches auch in einigen griechischen Codd. und der Vulgata fehlt.

Es ist schon anderswo *) bemerkt und belegt worden, daß Ulfilas Uebersetzung mehrfach zu einem lateinischen Vorbilde neige. **) In unserm Bande stimmt der gothische Text mit der „Vulgata“ in Zusätzen gegen das Griechische in Ph. 2, 30. leinái, C. 3, 19: ïzvarôs, Ph. 3, 17: ïzvis, Ph. 3, 14. mik (Vulg. sogar me ipsum), Ph. 3, 15. lijáima (Vulg. sumus), C. 4, 6. lijái, Ph. 1, 21. 4, 3. ïst, C. 4, 11. lind, Ph. 5, 24. lein, Ph. 5, 19. hôrinassus, C. 3, 11. G. 3, 6. jah, Th. 4, 14. tháiei, C. 2, 20. thanaseiths, Gal. 4, 6. Guths.

Zur Vulgata neigend übersetzt der Gothe ferner Th. 4, 1. ὁπῶς δεῖ ὑμᾶς περιπατεῖν καὶ ἀρέσκειν θεῷ, ἵνα περισσεύητε μᾶλλον durch die Worte svaei jah gaggith *jah* gaáukáith máis —

---

*) Vrgl. Bayer. Annal. 1834, S. 961 b — 962 a und Castiglione zu Eph. 2, 3.

**) 1 Cor. 9, 26. 15, 5. 16, 13. Eph. u. s. w. — Manche bezeichnende Stellen sind unverkennbar und wieder nach dem gewöhnlichen griechischen Texte gegeben, z. B. G. 4, 1. ἀκούετε, háuslth, Vulg. legistis; Ph. 1, 29. fehlt dem Gothischen und Griechischen das quoniam der Vulg.; umgekehrt C. 3, 24. wo γὰρ und untê der Vulgata mangelt; Ph. 2, 23. liest der Gothe mit dem griechischen Text vênja sandjan (ἐλπίζω πέμπειν), die Vulg. füllt aus spero me mittere ad vos.

was die Auslaſſung betrifft, ähnlich der Vulgata sic et ambuletis ut abundetis magis. — C. 1, 27. überſetzt Ulfilas γνωρίσαι, τίς ὁ πλούσιος durch gakannjan *gabein*, ähnlich der Vulgata notas facere *divitias*; Th. 3, 11. garaihtjái, Vulg. dirigat; ſtatt des griechiſchen κατευθύναι; G. 2, 3. ſkalkinôndans, Vulg. servientes ſtatt des griechiſchen δεδουλομένοι, in servitutem redacti; G. 6, 12. überſetzt Ulfilas ſtatt καὶ οὕτως ἀναπληρώσατε τὸν νόμον τοῦ Χρίστου: ei hvêh vraka galgins Chriſtáus ni vinnáina ganz ähnlich der Vulg. (Tantum) ut persecutionem crucis Christi non patiantur; Th. 4, 1. *ei* ſvaſvê Vulgata ut quemadmodum, das Griechiſche bloß καθώς (ein ἵνα folgt nach); C. 2, 2: τοῖς δοκοῦσι, Vulgata qui videbantur, tháimei thûhta; Ph. 4, 12: ὑστερεῖσθαι, Vulg. penuriam pati, tharbôs thulan. In der Wortſtellung G. 1, 24. καὶ ἐδόξαζον ἐν ἐμοι, Vulg. et in me clarificabant deum, gothiſch jah *in mis* mikilidêdun Guth; Th. 2, 13. παραλαβόντες λόγον ἀκοῆς παρ' ἡμῶν τοῦ θεοῦ, Vulg. cum accepissetis a nobis verbum auditus Dei, gothiſch nimandans *at uns* vaúrd háuſeináis Guths; oder G. 4, 8. οὐ εἰδότες θεὸν ἐδουλεύσατε τοῖς μὴ φύσει οὖσι θεοῖς, Vulgata ignorantes deum iis, qui natura non sunt dii, serviebatis, gothiſch ni kunnandans Guth tháim, *thôei* viſtái ni ſind gutha, ſkalkinôdêduth; C. 1, 10: εἰς πᾶσαν ἀρέσκειαν, in alter lateiniſcher Ueberſetzung bey Sabatier in omni quod placet, gothiſch in allamma *thatei* galeikái; C. 2, 12. τῇ ἀποχρήσει, ipso usu — thairh *thatei* is brûkjáidáu; C. 1, 24. ἐν τοῖς παθήμασι — in *tháimei* vinna. Doch dieſe letzteren Stellen können in das Gebiet der dem gothiſchen Sprachgeiſt beliebigen, bald auflöſenden bald treuwiedergebenden Sätze fallen, wie folgende unſers Bandes, die mit dem Lateiniſchen der Vulgata meiſt wieder zuſammentreffen. Th. 5, 21. τὸ καλὸν, *thatei* gôth ſijái (Vulg. quod bonum est); Th. 4, 12. τοὺς ἔξω, du tháim *tháiei* ûta ſind (Vulg. ad eos, qui foris sunt), während C. 4, 5. daſſelbe τοῖς ἔξω wörtlich kurz mit tháim ûta wieder gegeben iſt, Vulgata auch hier iis, qui foris sunt, dagegen C. 3, 1. τὰ ἄνω wieder thôei ïupa ſind (Vulg. quae sursum sunt), C. 4, 9. τὰ ὧδε, thatei hêr iſt (Vulg. quae hic sunt); ähnlich Ph. 2, 23. τὰ περὶ ἐμοῦ, hva bi mik iſt, (Vulg. quae circa me sunt), C. 4, 7: thatei bi mik iſt, C. 4, 8: hva bi ïzvis iſt, τὰ περὶ ὑμῶν. — C. 4, 16: τὴν ἐκ Λαοδικείᾳ, *thôei* iſt us Laudeikáiôn, 4, 13: τῶν ἐν Λ. du *thans tháiei ſind* in L. (Vulg. iis, qui sunt in L.); dagegen 4, 15: thans in Laudeikáia brôthruns. — Verwandt ſind Th. 5, 24: πιστὸς ὁ καλῶν — triggvs, *ſaei* lathôda (Vulgata qui vocavit); C. 2, 13: θεοῦ ἐγείροντος — Guths, *ſaei* urráiſida; C. 3, 10: τοῦ κτίσαντος — this, *ſaei* gaſkôf. Dagegen Th. 3, 5: ὁ πειράζων — ſa fráiſands, V. is qui tentat; C. 4, 2: haftjandans, wie bey Millius προσκαρτεροῦντες, instantes, gegen den griechiſchen Text πρόσκαρτερεῖτε, instate.

Aus allen dieſen und weiter geführten genauen Textvergleichungen, wenn ſie in hinlänglichem Umfange über den ganzen ulfilaiſchen Bibeltext, ſo weit er uns zugänglich geblieben iſt, geführt ſeyn werden, muß ſich ein ziemlich klares Bild von der Ueberſetzungstreue Ulfilas ſowohl gegen den griechiſchen Urtext als gegen den Geiſt ſeiner Mutterſprache herausſtellen. Beyde übten gleich ſtarke, gleich ehrwürdige Anforderung. Luther dolmetſchte das Wort Gottes und ſeines Jahrhunderts Lebensſprache nicht in voſſiſche Erreichbarkeiten, auch Ulfilas konnte kein Ueberſetzungs-Kunſtſtück ſeinen Deutſchen liefern wollen, ſondern das Wort des Lebens in der noch morgenfriſchen Mutterſprache wiederklingen laſſen. Jenes Doppelverhältniß der Treue aber immer erneut, auch bey unſerm vorliegenden Bande wieder ins Auge zu faſſen, veranlaßt uns außer dem in der Sache liegenden Reize und dem

Einflusse der Ergebnisse auf die Würdigung des Sprachgeistes überhaupt, ein Aufsatz des Hrn. Prof. Ribbeck im Neuen Jahrbuche der Berlinischen Gesellschaft für deutsche Sprache und Alterthumskunde (1835. H. I. S. 38 — 56) über „die Syntax des Ulfilas," welcher Vortrag zwar 1824 schon gehalten, doch nach zehen Jahren stehen gelassen, wie er damals gehalten worden, *) wohl eine genaue Beurtheiluug über die Art und Weise verdiente, wie hier über „knechtische Uebersetzungs-Nachbildung" des Ulfilas **) aus schnell aufgestellten, aus vorherrschender griechischer Schulbildung und Anschauungs-Gewohnheit einseitig abgezogenen Grundsätzen, über das was logisch und deutsch sey oder war, abgeurtheilt wird; welches Urtheil sich aber dadurch selber straft, daß es genöthigt wird, plötzliche, das Ebengesagte über „ulfilanische Grăcismen, undeutsche Grăcismen, grăcisirende Unbehülflichkeit" — oft grell vernichtende Zugeständnisse über „großartige Klänge und Formen der ehrwürdigen Ulfilasprache, über die eigenthümliche und lebendige Kraft der alten Sprache, die sich aber noch nicht zu einer gewissen Freyheit erhoben habe, aber doch dann wieder über die echte Deutschheit gewisser Constructionen" in derselben zu machen; während der nüchterne allein stichhaltende Grundsatz für jede Bibelverdeutschung, daß es dem Uebersetzer nicht darauf ankam, die seiner Sprache minder geläufige Ausdrucksart (des Griechischen) durch eine übliche zu ersetzen" nur einmal und einseitig für nur gewisse Beyspiele am Schlusse geltend gemacht wird.

Ohne aber in solche Widerlegung hier eingehen zu können oder auch nur das bisher von J. Grimm, Graff, Grotefend, Hug und Andern über diesen Gegenstand Gesagte wiederholen zu wollen, möge zur Förderung des unbefangenen Endergebnisses hier nur das Platz greifen, was auch in dieser Beziehung unser neuestes Castiglionisches *Γοτθικὸν* darbietet, und zwar vorzugsweise was auf Bewährung des eigenthümlichen gothischen Sprachgeistes und die gelenke Freybeweglichkeit der ulfilaischen Verdeutschung Bezug hat.

(Fortsetzung folgt.)

*) Zum Vergleiche kamen aber nur Stellen aus Matthäus, Markus, Lukas und Joh. und den Wolfenbüttler Römerbruchstücken d. h. aus Zahn's Ausgabe, nach der wir auch S. 43 noch gôths (dei), S. 48 ôhtan lesen müssen.

**) Nothwendig muß Prof. Ribbeck auch Ph. 3, 8. dômja all fleitha visan (*ζημίαν εἶναι*) für einen dicken Grăcismus halten, und dômja fmarnôs visan allata (*σκύβαλα εἶναι*), und doch steht rahnida fleitha visan schon v. 7, wo *εἶναι* fehlt. Ob auch Ph. 2, 26: háusidêduth ïna siukan grăcisirt? Der Grieche hat *ὅτι ἠσθένησε*, die Vulgata audieratis illum infirmatum, wonach siukan für den Accusativ genommen werden könnte, wenn nicht siukana (wie Matthäus 25, 39. 44.) dann zu erwarten wäre, so daß siukan (althochd. siuhhen, siechen) der Infinitiv seyn muß, dessen Particip. C. 7, 2 (siukands) steht, wofür 1. C. 8, 10. siuks visan, J. 11, 2. siuks vas, 3. siuks ist.

## Reise auf dem Caspischen Meere und in den Caucasus.

(Fortsetzung)

Eichwald hält diese merkwürdigen Stahlarbeiter für Abkömmlinge alter, griechischer Christen, und für die Möglichkeit einer Entartung der Sprache bis zum gänzlichen Unverständlichwerden führt er ein Beyspiel auf, nach welchem jene Griechen, die vor etwa 50 Jahren unter dem Könige Heraclius aus Georgien nach den Achtalaschischen Kupferbergwerken am Kaukasus kamen, in Gegenwart unseres Verfassers einen eben bey ihnen angelangten, reisenden Griechen weder verstunden, noch von ihm verstanden wurden. Sie haben nämlich schon jetzt die väterliche Sprache mit der tatarischen vertauscht. —

Die Nähe von Baku, der merkwürdigen Erzeugungsstätte der Erdnaphta, kündigt sich den Schiffenden schon vor der großen Landzunge, bey der Insel Schiloi, durch den starken Geruch nach Bergöl an. Dem Boden dieser Insel, sowie dem des benachbarten Meeres entquillt häufig die Naphta, die sich auf dem

Gewässer nach allen Seiten zertheilt. Ein merkwürdiges Gemäuer, das zum Theil einer Stadtmauer mit runden Thürmen, zum Theil den Ueberresten großer Gebäude gleicht, zeigt sich gegen die Bucht von Backu hin an mehreren Stellen, und scheint die Sage der Perser von einer hier ins Meer versunkenen Stadt Schahbah zu rechfertigen. Die Anwohner dieser Küstengegend hegen überdieß die Meynung, daß vor alter Zeit ein Höhendamm von der Abscheranschen Küste durch die Inseln Swatoi, Schiloi, Nengin und durch einige jetzt untermarinische Felsenbänke, bis gegen die Ostküste des Meeres sich fortgezogen und dieses in 2 Hälften getheilt habe. Bemerkenswerth erscheint überhaupt die Veränderlichkeit des Meeresstandes in dieser Küstengegend. Die untere Mauer der Stadt soll nach Lerche's Bericht 30 Jahre vorher im Trockenen gestanden seyn, während sie zu seiner Zeit vom Wasser umgeben war; jetzt hat sich das Meer wieder von ihr zurückgezogen, so daß ein breiter Damm zwischen ihm und der Mauer hinläuft. Baku, wie ihr Name (Bad-Kuh) dies andeutet, die Stadt der Winde, macht schon von ferne gesehen, einen ganz eigenthümlichen Eindruck. Abgesondert von allen andern Gebäuden der Stadt stehet der mächtige, alte Thurm, auf der Höhe, den Gmelin nach der Benennung, die ihm das hiesige Volk giebt, den Mädchenthurm nennt. Der Bauart nach erscheint er aus derselben unbekannten Zeit herzustammen, aus welcher das vorhinerwähnte, untermarinische Gemäuer ist. Schon an Bekannteres erinnernd, fällt an dem höchsten Theile der Stadt die Burg Abbas des Großen ins Auge. Der Beschreibung nach muß diese gewaltige Ruine, in deren, vom Unrath der späteren Zeit entstelltem Inneren nur noch ein runder Saal wohl erhalten ist, sehr an die alten Burgen aus Theodorichs Zeiten erinnern. Außer jenem Fürstenschloß erscheinen mehrere Moschehen von sehr hohem Alter und zwischen den auf orientalische Weise aus Lehm erbauten Häusern zeigen sich auch noch andere, stattliche, steinerne Gebäude; selbst das Steinpflaster der Gassen erinnert an vormalige Pracht. Das jetzige Baku zählt in den 800 Häusern nur noch 4000 Einwohner, darunter etwa 400 Mann russisches Militär sich befindet. Dieses letztere hat, obgleich Baku im Ganzen als ein gesunder Ort gerühmt wird, von der ungewohnten Lebensweise und Witterung am meisten zu leiden, so daß man unter jener geringzähligen Garnison jährlich im Mittel gegen 50 Todte zählt. Doch soll auch unter den Persern selber im Winter und Frühling die Sterblichkeit groß seyn. Hiezu trägt nicht wenig schon die Einrichtung der Wohnungen und die Art ihrer Beheitzung bey. Denn die Luft dringt in diese leicht zusammengefügten Häuser von allen Seiten herein, so daß in ihnen ein beständiger Zugwind herrscht, der zwar in der heißen Zeit des Jahres erträglich und selbst wohlthuend, im Winter aber, während dessen nicht selten häufiger Schnee fällt, der schon nach wenig Stunden wieder hinwegschmilzt, durch den Zudrang der feuchten Luft desto unangenehmer ist. Außer dem Wind dringt dann auch durch die platten Dächer der Häuser, obwohl die Masse, woraus diese bestehen, (Lehm mit Naphta vermischt) bey sorgfältiger Aufsicht ziemlich wasserdicht könnte erhalten werden, die Feuchtigkeit herein, und statt der Oefen dient ein Kohlenfeuer, das mitten im Zimmer unter einem Tische angelegt wird, unter welchem die Bewohner des Hauses ihre Füße stecken und dann den Tisch mit dem herabhängenden Teppich bedecken. So mag der Winter mit seiner feuchten Kälte, der Frühling mit dem dann gewöhnlichen Genuß des unreifen Obstes, der Sommer mit seiner heißen, beständig mit kühlen Winden wechselnden Witterung nicht wenig zu jener Sterblichkeit des nordischen Militärs beytragen. Ueberdieß muß auch der an manche Bedürfnisse des Nordens gewöhnte, äußerlich begünstigtere Reisende in Baku viele Entbehrungen erdulden. Man zieht hier nirgends Gemüse; die tägliche Kost ist Hammel- oder Hühnerfleisch mit Reis; das ausgedorrte Brod ist von lederartiger Festigkeit; alle Colonialwaaren, wie Thee, Kaffee, Zucker sind schlecht und schwer zu haben; die Butter kommt gesalzen aus Astrachan hieher. Dagegen erzeugt das Land in den Sommermonaten eine Fülle der herrlichsten Früchte; der Wein ist wohlschmeckend und feurig, dabey überaus wohlfeil. — Nordwärts der Stadt, auf der Abscheronschen Halbinsel, sind jene Gasquellen, eine Stätte des ewigen Feuers, um die sich beständig ein Häuflein der Indischen Feueranbeter versammelt findet, und welches durch die Gaben der wohlhabenderen Inder erhalten wird. Eben durch diese Gaben ist den hier anbetenden Pilgrimen, von denen manche nur etliche Jahre, andere bis zu ihrem Lebensende da verweilen, ein geräumiges, klosterartiges Gebäude errichtet worden. Unsere Reisenden näherten sich der sonderbaren Feuerstätte bey Nacht. Schon von ferne bemerkt das Auge an ihren gerade und hoch emporwallenden Flammen, daß dieß ein anderes Feuer sey, als das gewöhnliche. Vier große Feuersäulen strahlen ihr helles, gleichmäßiges Licht über die öde Landschaft und das angränzende Meer aus; am Boden bemerkt man, so wie man näher kommt noch ganze Schaaren der kleineren Flämmchen. — Das Läuten der Glocke und das Blasen des Tritonshornes verkündigte eben den Anfang des nächtlichen Gebetes. Die Reisenden traten hinein durch das Portal des Hauptgebäudes in den Hofraum der Zellen.

(Fortsetzung folgt.)

# Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 2. September.

Nro. 176. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1836.


**Gothicae Versionis Epistolarum Divi Pauli ad Galatas ad Philippenses ad Colossenses ad Thessalonicenses primae quae supersunt Ex Ambrosianae Bibliothecae Palimpsestis deprompta cum annotationibus edidit Carolus Octavius Castillionaeus. Mediolani Regiis typis MDCCCXXXV. 62. S. Text. 4.**

(Fortsetzung.)

Th. 5, 4. setzt Ulfilas *sa* dags, nachdem er V. 2. bloß dags gesagt; C. 4, 1. redet er an *jus* fráujans, *jus* qvinôns, griechisch nur οἱ κύριοι, αἱ γυναῖκες, dagegen C. 3, 18. bloß barna; G. 3, 28. übersetzt er εἷς ἔστε durch *áin* sijuth, ähnlich Th. 2, 19. τίς·ἐλπίς durch *hva* (d. i. hvata) unsara vêns, Ph. 1, 25. ἡ τίς ἐστι durch *thatei* ist ustáikneins; *) Th. 5, 18. sogar *thata* ist vilja (V. haec est voluntas) durch τοῦτο θέλημα nur scheinbar gegeben; **) ganz wie Mk. 6, 3: niu *thata* ist sa timrja (οὐχ οὗτός ἐστιν ὁ τέκτων;), ja selbst J. 18, 38. *hva* ist *sô* sunja (τί ἐστιν ἀλήθεια). C. 2, 24. geht jenes *thatei* vas andaneithô sogar auf den vorhergehenden Pl. vadjabôkôs, und G. 4, 19. folgt auf barnilôna meina, *thanzei*, wie dieß jede Sprache kann und wir täglich ähnlich reden, obschon Castiglione ribbeckisch sagt: nulla habita ratione legum grammatices und doch hat hier das Griechische gleichfalls τέκνα μου, οὕς.

Nach dem Brauch seiner Sprache setzt Ulfilas Pluralis oder Singularis. Jenes χειρογράφον C. 2, 24. wird vadjabôkôs, βίβλῳ Ph. 4, 3. bôkôm. Λόγον G. 6, 6. übersetzt er vaúrda; Th. 3, 10: τὸ πρόσωπον (Vulg. facies) — andvairthja; *) Th. 5, 20: προφητείᾳ — práufêtjam; C. 4, 2. Ph. 4, 6: εὐχαριστίᾳ — aviliudam; G. 3, 20: κατ' ἐπαγγελίαν — bi gaháitam; Ph. 1, 18: παντί τρόπῳ — háidum; Ph. 1, 17: θλίψιν — aglôns, wie dort δεσμοῖς: bandjôm. **) Umgekehrt für κλίματα — sêra (sêrái? G. 1, 21.); ***) κέρδη — gavaúrki (Ph. 3, 7.); οὐρανοῖς — himina (C. 1, 23; und 16. in B, wo A: himinam); vielleicht auch das unter den vielen griechischen Pluralen stehende aljan für ζῆλοι, aber in ganz paralleler Stelle 2 C. 12, 20. steht eben so aljan. — Wechselnd im Adjektivo: bald Th. 2, 14. thata samô für τὰ αὐτὰ (Vulg. hoc ipsum); G. 5, 17. 21: thata galeikô für τὰ ὅμοια; G. 5, 21: thata svaleik für τὰ τοιαῦτα, dagegen 5, 25: thô svaleika. Wiederum G. 1, 4. für τοσαῦτα: sva filu, für πάντα oft all, selbst C. 3, 17: für πᾶν . . . πάντα — all . . . all.

Das Adverbium und Adjectivum ver-

*) Wie C. 2, 16: ἅ ἐστι — thatei ist, wodurch eine alte Uebersetzung bey Sabatier erklärt wird.

**) Wie auch nur scheinbar Th. 5, 22. at allamma vaihtê durch ἀπὸ παντὸς εἴδους, gerade wie Eh. 7, 1: af allamma bisáuleinô etc.

*) Hvôftulja habái (τὸ καύχημα) G. 6, 4. kann nicht Pl., muß da hvôstuli weibl. ist, Accus. seyn, ähnlich dem Vocat. (1. C. 15, 55.) und Accus. halja (Mtth. 11, 23. Lk. 10, 15.) zum Dat. haljái (L. 16, 23.).

**) Vgl. C. 2, 16: fullithê gegen νουμηνίας.

***) Umgekehrt E. 4, 16: fêrjô für μέρους.

wendet Ulfilas nach jedesmaligem Bedarf: Th. 2, 10. überſetzt er *ἀμέμπτως* durch unfairinôdaba, Th. 3, 13. 5, 23. durch unfairinôna (Vulg. sine querela), wie Ph. 1, 14: *ἀφοβῶς* durch unagandans*); Th. 5, 17: *ἀδιαλείπτως* durch unſveibandans, Th. 2, 13 durch unſveibandanei. Umgekehrt allandjô, wo der griechiſche Text jetzt *ὁλοτελεῖς* gewährt.

Wie wir oben aus C. 1, 10: *ἀρεσκεία* durch thatei galeikái, C. 2, 12: *ἀπόχρησις* in thatei ïs brûkjáidáu aufgelöſt ſahen, ſo Ph. 3, 2. gamáitanôn für *κατατομήν*; umgekehrt Ph. 3, 1. für *ἀσφαλὲς* — thvaſtitha, Th. 1, 13. (wie R. 3, 1. 12, 11. Tit. 1, 12.) latei für *ὀκνηρὸν*; G. 4, 30: thata gamêlidô für *γραφή*. Mit Ueberſetzerfreyheit gibt er *ἀκροβυστία* bald durch faúrafilli (G. 2, 2. 5, 6. 6, 15. C. 2, 13. 3, 11., bald durch das negierende unbimáit (C. 2, 13.) von bimáit *περιτομὴ* (Ph. 3, 3. 5). *Ἀλυπότερος* (G. 2, 28.) giebt er poſitiv hlaſôza (hilarior) Vulg. sine tristitia.

Zuſammenſetzungen des Griechiſchen löſt der Gothe nach Ermeſſen auf, und ſchafft ſich nach Ermächtigtheit ſolche, wo ſie das Griechiſche ihm nicht bot. *Υἱοθεσία* war R. 1, 5. fraſtiſibja, Eph. ſchon aufgelöſt ſunivê gadêds, hier G. 4, 5. erhalten wir ſunivê ſibja. Wie Mk. 9, 42. *μύλη ὀνικὸς* ſich ihm zu aſiluqvairnus verbindet und R. 11, 17. 24. *ἀγριέλαιος* ſich auflöſt in viltheis alêvabagms, ſo trennt ſich C. 3, 5. *Εἰδωλολατρία* in galiugagudê ſkalkinaſſus, *Ταπεινοφροσύνη* (Ph. 2, 3.) in háuneins gahugdis (V. humilitatem mentis) oder haírtins (C. 2, 23.), wofür E. 4, 2. háuneins allein ſtand. *Κληρονομεῖ* (G. 4, 30.) wird nimith arbi, wovon arbinumja, heres; *Καρποφοροῦντες* (C. 1, 10.) akran bairandans, Vulg. fructiferentes; *Ἀνθρωπαρέσκειν* (C. 2, 13.) mannam ſamjand; *Ὀρθοπέδουσι* (G. 2, 14.) raihtaba gaggand; *Θεοδίδακτοι* (Th. 4. 9.) at Gutha uslâiſidái; *Ζωοποιεῖν*, ſonſt liban gatáujan, C. 2, 13. einfach gaqviujan; *Εἰρηνοποιεῖν* (C. 2, 20.) gavairthi táujan, wie 2 Kor. 13, 11. Eben ſo löſen ſich die griechiſch einfachen *Εἰρηνεύετε* in gavairthi habáith, (Vulg. pacem habete (Th. 5, 13.); *Πρωτεύων* in frumadein habands, Vulg. principatum tenens (C. 1, 18.); *Εφανερώθη* in ſvikunths und gaſvikunthiths varth (C. 1, 26. 3, 4.) *) *Ἠλευθέρωσε* in frijans brahta (5, 1.); **) *Κερδήσω* gar in du gavaúrkja habáu, Vulg. lucrifaciam (Ph. 3, 8.), wie Lk. 17, 8. *δεῖπνειν*, du nahtái matjan; *Ἀθύμωμεν* in ni vairtháima ïn unluſtáu, Vulg. ut non pusillo animo fiant (C. 3, 21.)

Dagegen wird *τοῖς κατὰ σαρκὰ κυρίοις* (C. 3, 22.) ſchnell zuſammengezogen in leikafráujam (Vulg. dominis carnalibus); ***) *ἐν μορ-*

*) *Φοβούμενος* giebt er bald durch das Part. präſ. ôgands (C. 3, 22.), bald paſſ. ôgans (G. 2, 12.) Unagands auch 1 Cor. 16, 11.

*) Neben bairhtái vairthith; wie Ph. 4, 7: ufar ïst für *ὑπάρχει*, exsuperat, G. 4, 18. andvairths sijáu f. *παρεῖναι*; C. 3, 19: ſijáith báitrái, *πικραίνεσθε*, Vulg. nolite amari esse; G. 2, 16: vairthith garaíhts, *δικαιοῦται*; G. 5, 26. ïn neitha visandans, *φθονοῦντες*; G. 5, 2: nist du bôtái, *οὐδὲν ὠφελήσει*.

**) Vergleiche Ph. 4, 14. gamáinja briggandans, *συγκοινωνίσαντες*, communicantes.

***) Während die gothiſche Sprache ganz dem griechiſchen Worttexte gleich hätte ſagen können bi all tháim *bi* leika fráujam, wie C. 2, 14. wirklich blieb thôs anauns vadjabôkôs (*καθ' ἡμῶν χειρόγραφον*), C. 4, 15: thans ïn Laudeikáia brôthruns; wie L. 10, 9: thans ïn ïzái siukans; ſelbſt thizôs ïupa lathônáis (*τῆς ἄνω κλήσεως* Ph. 3, 14). Freylich hält Prof. Ribbeck Mk. 4, 19. thái bi thata anthar luſtjus für nicht verträglich mit deutſchem (neudeutſchem?) Sprachgeiſte; ſo daß ihm Th. 2, 19 ïn ïs qvuma, *ἐν τῇ αὐτοῦ παρουσίᾳ*, auch ſklaviſch vorkommen muß. Befremdlich findet er auch den doppelten Accuſativus bey láiſtjan (bey láisjan nicht) und ni kara ïſt, zumal (weil?) das Griechiſche den Dativ an die Hand gab. Der reiche Gebrauch des Genitivs erſcheint ihm dagegen (S. 47) urkräftig, ſo wie ſich ihm (S. 48)

φῇ θεοῦ (Ph. 2, 6.) wird zu guthaſkáunein; Σύμμορφον τῷ σώματι (Ph. 3, 21) wird wie G. 6, 2. frathjamarzeins, mentis offendiculum; Ph. 2, 1. ſamafrathjái, τὸ αὐτὸ φρονοῦντες, Vulg. id ipsum sapientes, zu σύμψυχοι, unanimes, ſamaſáivaláí.

Auch Zuſammenſetzungen mit Präpoſitionen löſen ſich auf: Καταβήσεται (Th. 4, 16.) wird zu dalath atſteigith. *) Der Gebrauch dieſer adverbialen Präpoſitionen iſt ein durchaus freyer, noch nicht genug beachteter: Thairh-viſan überſetzt G. 2, 5. δια-μένειν (das G. 3, 5. durch *ga*-ſtandan gegeben wird); Ph. 1, 25. συμ-παραμένειν, C. 1, 23: ἐπι-μένειν; *Us*-gildan iſt Th. 5, 15: ἀποδοῦναι, Th. 3, 9: ἀντ-αποδοῦναι, wie ἀντ-αναπληρεῖν (Vulg. ad-implere) C. 1, 24. durch *us*-fulljan gegeben wird, was Th. 2, 16. bloß ἀνα-πληρῶναι, Vulg. implere vertritt. — Col. 3, 24. muß ἀπό-λημψε mit *nimith* af fráujin, Th. 2, 13. παρα-λαμβάνοντες mit nimandans fürlieb nehmen, συμ-παραλαβών mit *ga*-nimands, dagegen 1. C. 4, 7. ἔλαβον erſt namt, dann *and*-namt iſt.), Ph. 2, 7. λαβών aber einfach nimands. — Γνόντες wird G. 2, 9. 4, 9. zu *uf*-kunnandans, wie γνῶναι (Th. 3, 5.) zu *uf*-kunnan; Kunthi dagegen vertritt neben γνῶσις (Ph. 3, 8.) auch ἐπί-γνωσις (C. 1, 9.), wofür ſonſt *uf*-kunthi (auch G. 1, 10). Ἤγγησε, accessit (Ph. 2, 30) wird *at*-nêhvida; Εἰρρύσατο (C. 1, 13.) iſt *us*-láuſida und *ga*-láuſida; wie ἀπ-έχεσθε, κατ-έχεσθε *af*-habáith (Th. 5, 22.) und *ga*-habáith (Th. 4, 3. 5, 21). Δια-μαρτυράμεθα Th. 4, 6.) iſt einfach veitvôdidêdun, dagegen giebt *ana-in*-ſôkan das προσάνέθεντο (G. 2, 6.) genau wieder und ἐν-ερ-

im Dualis das kräftige Leben der alten Sprache offenbart, weil hier das Griechiſche vorgewöhnt hatte.

*) At-steigan für καταβαίνειν auch Eph. 4, 9. 10; ἀνα-βαίνειν, ascendere (G. 2, 1.) usgaggan, R. 10, 6. E. 4, 8. 9: uſſteigan.



γούμενος (C. 1, 28) gar ïnnana vaúrkeith ïn mis, operatur in me.

Mehrfach wiederholt ſich die Präpoſition beym Verbum: Τῆς χάριτος ἐξ-επέσατε (G. 5, 4.) wird *us* anſtái *us*-druſuth; Εἰς τὴν ἐξ-ανάστασιν τῶν νεκρῶν (Ph. 3, 11.) lautet *us*-ſtaſſái *us* dáutháim. *) *Mith*-gaqvivida *mith* (C. 2, 13 in B), ähnlich *ga*-nimands *mith mis* (συμ-παραλαβὼν τὸν Τεῖτον: (G. 2, 1.); dagegen *mith*-ſkalkinôda *mis* (σὺν ἐμοι: Ph. 2, 22.); ſa *mith*-gahunthana *mis* (ὁ συναίχμάλωτός μου, Vulg. meus: C. 4, 10.); *mith*-ganaviſtrôdái ïmma (συνταφέντε αὐτῷ: C. 2, 12.); *mith*-urriſuth *Chriſtáu* (συνήγέρθητε τῷ Χριστῷ C. 3, 1.); *mith*-litidêdun ïmma (συν-υπεκρίθησαν: G. 2, 13). **)

Manche andere Erſcheinungen böte das Verbum dar, ſowohl in Betreff ſeiner Tempora (Th. 2, 23: galáubeith, Vulg. credidistis, griechiſch nur τοῖς πιστεύουσι), als in ſeinen Modis.

Aber ſowohl Dieſes, als vieles Andere, z. B. der verſchiedene Gebrauch des Comparatives und Superlatives in den beyden Sprachen, vrgl. Ph. 1, 14. managistans gegen πλείονες ***); eben ſo die feine Anwendung der griechiſchen Partikeln ****) treten ſchon ſämmtlich zu ſehr in das Gebiet der verſchiedenen Sprachſyntax oder Fälle wie C. 2, 23, wo vaúrd (ſt. rathjô) λόγον wiedergeben muß oder G. 2, 21. wo *áiththáu* jah das einfache griechiſche ἄρα (ergo) vertritt, in das lexikaliſche Bedeutungsgebiet hinüber, als daß auf ſie hier, wo es ſich zunächſt um das Textverhältniß handelte, näher eingegangen werden könnte. Manches, was tiefer

*) Dagegen 1. C. 15, 12: *us*-ſtaſs dáutháim.

**) Vrgl. Lk. 7, 11. 9, 30. 14, 10. 15, 2; Mth. 27, 44. Mk. 2, 15. 15, 3. 41. J. 18, 15.

***) Wie 1. Cor. 15, 6: managiſtans, πλείους, 1 C. 15, 19: armôſtái ſ. ἐλεεινοτέροι, 1. C. 12, 22: laſivôſtái ſ. ἀσθενεστέρα u. ſ. w.

****) Aiththáu (G. 2, 2. Ph. 2, 3. E. 2, 16. 17. Th. 2, 19.), áuk, ak, akei, alja, aththan

in den Geist der Sprache einblicken ließe, muß hier gleichfalls, schon des Raumes wegen, übergangen werden. Doch deuten wir nur noch auf Uebersetzungseigenthümlichkeiten oder glückliche Sprachgriffe, wie C. 3, 17: ïn *vaúrda* áiththáu ïn *vaúrſtva* (λόγῳ ἢ ἔργῳ) das spätere wërcum joh wortum der Abschwörungs-, Beicht- und Rechtsformeln; oder Ph. 2, 3. ni ïn láuſái *háuheinái*, ak ïn alláï *háuneinái* (οὐκ ἐν κενοδοξίᾳ, ἀλλὰ ταπεινοφροσύνῃ) oder Ph. 3, 15: hugjith und andhuljith; welche Schlagreime wohl eben so wenig ganz ohne sind, wie 1. Cor. 1, 20: hvar *bókareis*, hvar *sókareis* (ποῦ γραμματεὺς, ποῦ συζητητὴς) ****) oder N. 8, 38. der ähnliche Gegensatz von *ana*-vairths und *and*-vairths (praesens und futurus).

Diese Fälle leiten endlich noch auf vermeinte oder wahre Wohl- und Mislautsverhältnisse der Sprache, zu deren Abwägung wir auf der einen Seite Satzglieder vorführen, wie veitvôdjandans (Th. 4, 6), veitvôdidêdum (G. 4, 9), gavandidêduth (G. 2, 4), gadáuthnôdêduth (C. 3, 3), ïnſandidêdun, nêhvundja, ſniumundôs (Ph. 2, 28) ïbnaſkáunjamma leika (Ph. 3, 21), habandôna, ſkalkinôndans, ſildaleikjandans (Sk. 51, 15.) gaſvikunthjandôna, mithganaviſtrôdái (C. 2, 12); gathiváidêdeina (G. 2, 4. Th. 2, 12), anaſáiſlêpun (Th. 4, 14.), geſvultuth (C. 2, 20), ufflupun (G. 2, 3.), ïnſvinthida (Ph. 4, 13); auf der andern Seite Formen, wie vaúrſtvjans (Ph. 3, 2), thraſſtjái (C. 4, 8.), thvaſtitha (Ph. 3, 1.), usthrôthiths (Ph. 4, 12) thlahſnan, talzjan (C. 1, 28. 3, 16), ſvignjan, thlaſqvs, hnaſqvs, glaggvs, hvilſtrjôm, aſſnarpjan (C. 2, 21.) u. ſ. w. Bekanntlich häuft die griechische Sprache auch Consonanzen, die unserm deutschen Ohre Dissonanzen

G. 4, 12.), uththan, ïth, jábai (εἴ γε καὶ G. 3, 4.), ïba, ïbái, niba, jái (P. 1, 18), jáu, ju, jah, ni, nih, niththan, náuh, nu, thannu, thannunu, than, thandê, thathrô, tháu, thê, bithê, duthê, jaththê, u (G. 4, 22. Th. 2. 19), uz–u–(G. 3, 1.), hvan, hváiva (πῶς: P. 3, 1), ſvaei, ſvalvê, váinei, váitei u. ſ. w. für μὲν-δὲ vrgl. ïth: G. 2, 9; Ph. 1, 16. 17; οὐδὲ, nith than: G. 6. 13.

****) Vrgl. 12, 28: bôkarjê .... ſôkjandanê: γραμματῶν .... συζητούντων.



seyn würden. Fälle aber, wie C. 4, 3: *haúrd vaúrdis* oder C. 1, 17. 18. (2mal) jah *ïs ïſt* kommen uns nicht gerade übeltönender vor als etwa das horaziſche jam sa|*tis* ter|*ris* ni|*vis*...

(2ter Artikel folgt.)

## Reiſe auf dem Caspiſchen Meere und in den Caucaſus.

(Fortſetzung)

Das Feuer, mit Tageshelle, beleuchtete da die üppig blühenden Gebüsche, die Rosen, und die letzten, dem Ersterben nahen Ueberbleibsel eines längst verblüheten Cultus der Vorzeit. Die Mönche beteten auch unter anderem sehr andächtig für die Erhaltung des Herrschers von Rußland. Unter ihrer Zahl war einer, der zum großen Mißvergnügen des Oberpriesters, eine Inderin zum Weibe genommen hatte. Unser Reisender war neugierig, diese unter den Pilgrimen einsam wohnende Frau zu sehen; sie aber verhüllte sich so sehr, daß unter der Decke der Schleier kaum eine Gestalt zu erkennen war. —

Beachtungswerth ist an diesen Gasquellen, so wie an dem nicht ferne von ihnen befindlichen Naphthaquellen der Umstand, daß sich ihr Ausströmen vermindert, wenn der Nordwind, und vermehrt, wenn der Südwind weht. Bey anhaltendem Nordwind verlischt sogar nicht selten das Feuer ganz. — Auf mehreren Inseln in der Nähe des Golfes von Baku erzeugt das Aufsteigen von Gasarten zahlreiche Schlammvulkane. Aus mehreren Höhen am Fluße Pissagat, unfern Baku, soll zu Zeiten Feuer ausgebrochen seyn; auch Erdstöße, die mit einem unterirdischen Knall verbunden waren, hat man beobachtet. — Die Gasquellen von Abscheron dringen aus den Spalten eines Kalksteines hervor, in welchem Eichwald abermals ein tertiäres Gebilde anerkannte; die nördlich hievon gelegenen Naphthaquellen finden sich in einem schwärzlichen, thonigen Grunde, dessen Erdmasse als wasserdichtes Baumaterial benutzt wird. Die weiße Naphtha wird nur aus 16 Brunnen gewonnen, die im Mittel jährlich gegen 320 Zentner ausgeben; die schwarze aus 109 Brunnen, die jährlich gegen 100,000 Zentner liefern. Außer diesem wird eine ganz von Naphtha durchdrungene, asphaltische Erde gegraben, deren man sich als Feuerungsmaterial bedient. Die Brunnen müssen, wenn ihre Ergiebigkeit nicht bald aufhören soll, von Zeit zu Zeit gereinigt werden; ein Geschäft, bey welchem sich die Arbeiter immer nach wenigen Minuten ablösen müssen, wenn sie nicht ersticken sollen.

(Fortsetzung folgt.)

# Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 3. September.

Nro. 177. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1836.


Regesta sive Rerum Boicarum autographa e Regni Scriniis fideliter in Summas contracta. Opus cura C. H. de Lang inceptum nunc autem cura Maximil. Bar. de Freyberg. ordin. equestr. Scti Georgii commendatoris et Archivi regii directoris etc. continuatum. Volumen V. (continuationis I.) Monaci impensis regiis 1836.

---

Ehe wir von dem vorliegenden Regestenbande sprechen, erlauben wir uns einen Rückblick auf die vier früheren Bände dieses schätzbaren Geschichts-Werkes, dessen Beginnen und Fortsetzen der bayerischen Regierung jedenfalls zur Ehre gereicht.

In Beziehung auf die bayerische Geschichte waren, wie bekannt, bereits Aventin, Hund, Oefele ꝛc. mit dem Beyspiele von Regesten und Excerpten vorausgegangen, welche sie aus verschiedenen im Lande zerstreuten Manuskripten und Urkunden-Sammlungen geschöpft, und theils gedruckt, theils ungedruckt hinterlassen hatten.

Der sorgsame Attenkofer, der in den herzoglichen Archiven und Registraturen viel ordnete und sammelte, hatte ein ähnliches Unternehmen im Werke. Als vor dreyßig Jahren Hr. Carl Heinrich Franz, Bischof zu Freysing, und durch ihn Meichelbek, ferner von Lang, früher Regierungs-Direktor zu Ansbach und bereits als historisch-publicistischer Schriftsteller bekannt, nach München gekommen und als geheimer Referendär auch Vorstand der k. Archive geworden war; glaubte er, unter den neuen Verhältnissen des bayerischen Gesammtstaates, und von den Motiven seiner Individualität getrieben, nicht schnell genug einen ganz neuen Boden der historischen Disciplinen legen zu können. Vorzüglich suchte er zu dem Behufe der historischen Classe der k. Akademie der Wissenschaften einen viel lebhaftern Umschwung zu geben.

Unstreitig standen dem Hrn. von Lang bey diesem mehrseitig anstoßenden Beginnen ein hervorragendes Talent und ein durchgreifender Eigenwille zu Gebote; und es wird dereinst für seinen Biographen eine wohl und reif zu erwägende Aufgabe seyn, nach den mannigfaltigen Rücksichten des wissenschaftlichen Materials und Betriebs und der damit verbundenen Fnnctionen speciell herauszustellen, in wie fern Hr. v. Lang die Geschichtsforschung und Schreibung wirklich gefördert, oder manche einmal errungene Höhen- und Lichtpunkte wieder getrübt und wankend gemacht habe?

„Die Vereinigung des bayerischen Staates aus den einzelnen Bestandtheilen der ältesten Stämme, Gauen und Gebiete, historisch entwickelt," und den akademischen Denkschriften der Jahre 1811 und 1812 einverleibt — zwey Abhandlungen, aus welchen in der Folge eine dritte, die Grafschaften ꝛc. hervorging, und die, bey all' den mit untergelaufenen Uebereilungen, Mängeln, Mißverständnissen und gesuchten Originalitäten, von einer ausserordentlichen Erudition und Fassungskraft zeigen, und, gleich den Donnerwettern in der Athmosphäre, heilsam auf den historischen Boden des Gesammtstaates einwirkten, haben ihren bleibenden Werth; auch darum, weil sie eine Reihe von zum

Theil sehr gediegenen Berichtigungen und weitern Erörterungen hervorriefen.

Einerseits die gedruckten Werke Rymers, Muratori's, Goldast's, Lünig's, Schöttgen's, Kreysig's, Martene's, Brequigay's, Georgisch', Adelung's und Gatterers, theoretisch und praktisch gleich lehrreiches Hülfsbuch als leitendes Attribut zur Hand; andererseits einen früher und später aus Bayern, Franken, Schwaben, Oesterreich, Tyrol ꝛc. zusammengeflossenen Reichthum von Autographis und Apographis als zu verarbeitendes Material unter und um sich; — konnte Hr. von Lang nicht anstehen, vorerst die kritische Ausarbeitung und Herausgabe von chronologisch geordneten bayerischen Regesten zu unternehmen, und gleichwohl den allmähligen Abdruck der Urkunden selbst den fortzusetzenden Monumentis boicis anheim zu geben.

Die Anhaltspunkte und Normalien, welche sich Hr. von Lang hierbey selbst vorzeichnete (von Seite des Staats-Ministeriums waren hiezu die pecuniären Mittel mit Munificenz gewährt worden) sind in der lateinischen Vorrede zum ersten Bande umständlich besprochen. Das ganze Werk sollte aus vier Quartbänden bestehen, wovon der erste, mit dem Jahre 773 beginnend, bis zum Jahre 1200 reichen, der zweyte bis zum Jahre 1250 fortlaufen, der dritte mit dem Jahre 1275 abschliessen, und endlich der vierte Band mit dem Jahre 1300 endigen würde.

Man erräth wohl, daß der Hr. Verfasser bey dieser etwas seltsamen Distribution mehr eine gewisse gleiche Vertheilung der aufgeschichteten Masse, als innere und wissenschaftliche Ab- und Ausscheidungen berücksichtigte. Hierbey wollte er sich bezüglich auf die Materie streng innerhalb der heutigen Gränzen des Königreichs und ausschließlich an die Autographa des Reichsarchivs und seiner Filialarchive halten, und übrigens die vorkommenden Zeugen, das Actum und Datum, die transitorischen Hofhaltungen der Könige und Fürsten, insbesondere Behufs der schon von Gatterer empfohlenen Itinerarien, u. s. w. gehörig bemerken. Aber gegen die von den Hochstiftern und Abteyen zahlreich zum k. Reichsarchiv übergegangenen Apographa und Codices traditionum „quos ex dissimilibus foliis ita inspeximus consarcinatos, rursus interscriptos, emendatos, in Monumentis ipsis boicis autem ex ordine suo sic disjectos, leceratos, mixtos, et nominibus et temporibus ex arbitrio suppletos, ut etc.“ sollte unerbittlich verfahren werden.

Zu Anfang des Jahres 1822 war der erste Band dieser Regesten erschienen. Hr. von Lang hatte sich als Redacteur indessen nach Ansbach zurückgezogen; das arbeitende Personale war zu München; der Abdruck geschah zu Nürnberg; die Correctur zum Theil dort, zum Theil zu Ansbach. Bey Unternehmungen der Art, deren Werth und Brauchbarkeit von der genauesten und gleichzeitigen Uebereinstimmung aller mitwirkenden Organe abhängt, kann eine solche Dislocation und Dismembration nur nachtheilig einwirken. Und doch blieb es dabey, und später traten auch einige Bände der Monumenta boica unter einer andern Redaction, aber unter ähnlichen Umständen ans Licht. Die Folgen waren dieselben; die Vermehrung der Kosten, Versäumnisse und Hemmungen aller Art noch nicht die schlimmsten. Es dürfte fürder streng darauf gehalten werden, daß diplomatische und akademische Werke nur am Sitze der Archive und der Akademie der Wissenschaften gedruckt würden.

Hr. von Lang hatte seine Regesta synchronistisch in Bavarica, Alemanica und Francica eingetheilt; allenfalls hätte er auch noch eine Rubrik; Flavica, beyfügen können. Aber diese Eintheilung war überhaupt nicht praktisch, fast die Hälfte eines jeden Bandes besteht nun, übrigens auf starkem geleimten Papier, aus leeren Seiten. Rücksichtlich anderer ziemlich laut gerügter Mängel suchte sich

der Verfasser in der Vorrede zum zweyten, im Jahre 1823 erschienenen Bande, zu rechtfertigen. Er hatte sich nun einmal selbst in geographischer Beziehung allzu enge Gränzen gesteckt, (nur Altbayern und Franken waren mehr bedacht) und in wissenschaftlicher Hinsicht einer Art von Hyperkritik hingegeben, welche an Diplomenstürmerey mahnte, wie es einst Bilderstürmer gab. Für den praktischen Geschichtsforscher und Geschichtsschreiber, für den die Regesten ein vorzügliches Hülfsmittel seyn sollten, ist ein solcher Rigor nicht fördernd; die Männer von Beruf und vom Fache wissen sich, wenn es darauf ankommt, das Substrat einer Regeste gehörig zu prüfen, mittels der Graphik, Semiotik und Formelkunde schon selbst zu helfen. Gar manche Urkunde ist der Thatsache nach wahr, der Form nach aber anstössig; indessen war es den Mönchen nicht zu verargen, wenn sie, um das kostbare Pergament zu sparen, gar oft auf rasirte und schon benützte Blätter schrieben. Daß Hr. von Lang die Apographa ganz unbeachtet zur Seite legte, das wurde bey einem so umfassend bezielten und großartig unterstützten Werke hart gefühlt. Waren in der oft allerdings schwierigen Reduction von Jahr und Tag, und in der topographischen und genealogischen Deutung Mängel untergelaufen, so wurde das willkührliche Verfahren mit den Zeugen, „clariores tantum et notatu digniores relegimus“ heißt es in dieser Beziehung sich verwahren (in der Vorrede zum ersten Bande) doch noch mehr beklagt. Der dritte Band erschien zu Anfang des Jahres 1825, der vierte, begreiflich der stärkste, mit einigen Supplementen vom Jahre 777 an, zu Anfang des Jahres 1828. In jedem der drey spätern Bände suchte der Redakteur durch mehr und mehr sich vervollständigende Mantissa Emendandorum et Explendorum, alle vier Bände umfassend, nachzuhelfen; wer weiß jedoch nicht, wie wenig man sich bey dem praktischen Gebrauche von solchen Summarien mit dergleichen Nachzüglern, und mit noch so gelehrten Zurechtweisungen in den Vorreden behülft? Wie gesagt — an diesen Mängeln war die Dislocation der Redaction und der Mitarbeiter viel Schuld. Auf die Hauptsache, auf die, gegen Erwartung, geringerer Ausbeute an Regesten aus den Autographis hatte aber auch der Umstand Einfluß, daß, als Hr. von Lang die vorräthigen Urkunden Behufs von Regesten durchmusterte und durchmustern ließ, in den äussern und neuerworbenen Provinzen dieser Aufsammlungs- und Läuterungs-Prozeß noch kaum angefangen, und daher auch der Zufluß zum Haupt-Archiv nur ganz ungenügend war. Ref. selbst, unter andern mit der Auswechslung der Archivalien zwischen Bayern und Oesterreich, in Folge der neuen Staatsverträge, beauftragt, hatte erst in den Jahren 1824 und 1825 eine beträchtliche Anzahl von wichtigen Original-Urkunden an das Reichsarchiv einsenden können; wovon in diesen Regesten nur wenig vorkommt. Man vergleiche damit die später herausgegebenen Kaiserurkunden ꝛc.

Der aus dem XII. Jahrhundert stammende libellus vetustissimus berthescadmensis, auf 47 Folioblättern, und die Urkunden des aufgelösten Bisthums Chiemsee allein hätten aus Ober- und Niederbayern, aus Franken und Oesterreich, einen reichlichen Beytrag von Regesten liefern können. Aber von solchen Quellen wollte Hr. von Lang jedenfalls Umgang nehmen. Wohl im Gefühle einer schweren und oft undankbaren Aufgabe schloß derselbe die Vorrede des vierten Bandes (J. 1828) mit den Worten: „Ea enim nobis semper insedit sententia (doctissimi viri Autiffreti), eum, qui Indicem scribere ingreditur, posse quidem in multorum reprehensionem incurrere, in approbationem non item; quam a perpancis vix extorquebit, ubi omne studium et diligentiam in rem contulerit.“ Und so verdient Hr. von Lang auch für das, was er aus ungefähr 10000, zum Theil sehr wichtigen Urkunden durch seine Regesten leisten wollte und geleistet hat, den aufrich-

tigen Dank der Geschichtforscher. Die Nachfolger lernen immerhin von den Vorgängern.

(Fortsetzung folgt.)

## Reise auf dem Caspischen Meere und in den Caucasus.

(Fortsetzung)

Auch ein tägliches Ausschöpfen vermehrt oder erleichtert vielmehr den Zufluß der Naphtha, der, wie schon erwähnt, bey herrschenden Südwinden verstärkt wird. — So wie in anderen Gegenden der Erde zeigt sich auch um Baku das Vorkommen der Naphtha und des brennbaren Gases in Gesellschaft mit dem des Salzes, das als reiche Soole aus der Erde hervorquillt und Salzseen bildet, deren häufiger Gehalt von selber sich zur krystallinischkörnigen Masse ansetzt, von welcher mit Leichtigkeit jährlich mehrere hunderttausend Zentner gewonnen werden könnten. Das Salz, wie die Naphtha, am meisten aber die letztere, werden häufig von Baku nach einem großen Theil von Persien ausgeführt; denn die Naphtha ist das gewöhnliche Beleuchtungsmitel der Häuser, daher Talglichter in Baku selten und theuer sind, weil sie aus Astrachan geholt werden. Außer der Naphtha und dem Salze reicht die Umgegend von Baku dem auswärtigen Handel einen Ueberfluß an Safran dar, welcher in dem sandigen Boden trefflich gedeiht. Die Menge des Safrans, welche Baku erzeugt und zum allergrößten Theil nach Persien, einigen selbst bis nach Indien verkauft, wird jährlich auf 1200 Zentner geschätzt, deren einer im Mittel gegen 100 Rubel werth ist. —

In den ersten Tagen des Septembers segelten unsere Reisenden nach dem Balchanischen Meerbusen. Hier zeigten sich an der Küste schroff ansteigende Felsenmassen von Granit und Porphyr; der letztere hat zum Theil eine Pechsteinartige Hauptmasse und ist stellenweise nach oben von Porphyr-Conglomerat bedeckt. Auf dem Granit ist an manchen Orten ein versteinerungsleerer, dichter Kalk; auf diesem ein feinkörniger, fester Sandstein aufgelagert. Tiefer hinein in den Meerbusen verflacht sich das Land zur Sandsteppe; weiterhin erhebt sich wieder eine aus Kalkstein und Conglomerat gebildete Höhenkette. — Nach der Sage der hier wohnenden Truchmenen soll das Meer in dem Balchanischen Golf abwechselnd zu, dann wieder abnehmen. Eine Fahrt in den jetzt salziges Wasser führenden Akhdani oder Amurdaja, einen alten Arm des Oxus, der aus einem Salzsee hervorkommt, konnte wegen der Schwierigkeiten und Gefahren, die sich ihr entgegenstellten, nicht weit fortgesetzt werden. Es zeigt sich hier der Balchanberg, den die Truchmenen als überreich an Waldungen und Quellen schildern. Mit diesen Schilderungen verhält es sich jedoch wie mit ihren andern Sagen von alten Festungen, eingestürzten Städten und den Wunderwerken einer vormaligen Heldenzeit; das, wovon sie reden, ist längst von den Höhen und aus den Thälern der Gebirge verschwunden, hat sich aber erhalten im Wort und im Geist des Menschen; zum Zeichen, daß dieser von unvergänglicherer Art und Dauer sey, als die Höhen und ihre Thäler. —



Freundlich war die Aufnahme, welche unsere Reisenden auf der Insel Tschelekän, bey dem alten Fürsten derselben, dem Chiat Aga und seinem russisch sprechenden ganz auf europäische Weise gebildeten Sohne fanden. Der Wunsch, eine europäische Frau zu sehen, lockte die Bewohner der Insel in Schaaren herbey, welche ruhig auf ihren untergeschlagenen Beinen sitzend, ihre Neugier befriedigten. Der alte Chiat-Aga hat in seiner treuen Anhänglichkeit gegen Rußland schon bedeutende Opfer gebracht, hat unter anderem seinen früheren, besseren Wohnsitz mit dieser öden Insel vertauscht, wohin ein großer Theil seiner frühern Unterthanen, die ihn sehr lieben, ihm gefolgt ist Die hiesigen Naphthaquellen und Salzsoolen gewähren nur sehr unzureichenden Ersatz für das, was Chiat Aga bey seinem Tausch verloren. Der Greis beklagte sich sehr, daß der russische General Jermoloff, sein ehemaliger Gönner, nicht wenigstens einmal jährlich zu ihm schicke und nach seinem Befinden sich erkundigen lasse. — Der sandig-thonige, stellenweise von Gyps durchzogene Boden trägt hier nur äußerst wenig für Menschen Genießbares. Der alte Fürst begnügte sich zu seinem Mittagessen mit einer Melone und einem Stück Brotes, das der beygemengte Sand für den Europäer ungenießbar gemacht hätte, während er seine russischen Gäste täglich mit Hammel- und Hünerbraten, mit Pilov und astrabatischem Honige bewirthen ließ. Die andern Bewohner der armen Insel verzehrten selbst die Schalen der Melonen mit Begierde. Ihr Hauptgeschäft ist das Einsammeln der Naphta, welche, wie man sagt, wohl aus tausend Punkten dem thonigsandigen Boden entquillt und des Salzes, das sich hier, wie bey Baku, aus den Salzseen ansetzt. Sie sind sämmtlich Truchmenen; von etwas angenehmerer Gesichtsbildung, als die andern Tataren; ihr Körper ist nicht sehr stark; sie rühmen sich vor andern Truchmenen ihrer reineren, besseren Aussprache des kumückisch-tatarischen Dialectes.

(Fortsetzung folgt.)

# Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 6. September.

Nro. 178. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1836.


**Regesta sive Rerum Boicarum autographa e Regni Scriniis fideliter in Summas contracta. Opus cura C. H. de Lang etb.**

(Fortsetzung.)

Seither sind auch in Berlin durch v. Raumer und Höfer, und auch im benachbarten Frankfurt und in Oesterreich ähnliche Arbeiten unternommen und ihre sehr schätzbaren Resultate zum Drucke befördert worden. Von Raumers brandenburgische Regesten, aus Autographis, Apographis und Chronisten, scheinen auf Hrn. von Lang vermittelnd eingewirkt zu haben. Im Jahre 1831 erschienen zu Frankfurt am Mayn vom Herrn Dr. Böhmer, nunmehr dortigen Stadtbibliothekar, Regesta chronologica diplomatica Regum atque Imperatorum Romanorum, a Conrado I. ad Henricum VII. a. 911 — 1313: ein großes Unternehmen; aber hier nur ein Quartband von 5400 Numern. Von demselben im Jahre 1833 Regesta chronologica-diplomatica Carolorum; auch ein Quartband von 2093 Numern. Gleichzeitig (1834) hatte Hr. Jos. Chmel, Capitular des Stifts St. Florian, und Archivar im k. k. Staats- und Hausarchive, ebenfalls zu Frankfurt herausgegeben: Regesta chronologico-diplomatica Ruperti Regis Romanorum a. 1400 — 1410, ein Quartband. (Von demselben Hrn. Archivar Chmel waren im Jahre 1832 zu Linz erschienen: Materialien zur österreichischen Geschichte aus Archiven und Bibliotheken.)

Zu Anfang des Jahres 1833 hatte Hr. von Lang, von seinem Landsitze zum Heimwege aus, an Hrn. Dr. Böhmer in Frankfurt ein Sendschreiben gerichtet, und demselben zu seinen Königs- und Kaiserregesten auf 74 enggedruckten Quartseiten (Nürnberg bey Riegel und Wiesner 1833) nebst kritischen, meistens die Richtigstellung der Chronologie betreffenden Bemerkungen, einen sehr starken Succurs von Regesten übermacht. Nach Hrn. von Langs Berechnung wären alljährlich mindestens 8000 Urkunden aus einer kaiserlichen Kanzley hervorgegangen. Nach Hrn. Dr. Böhmers bisheriger Ausgabe hätten nur 13 jährlich getroffen.

Inzwischen versäumte es dieser selbst nicht, in der Vorrede zu den Karolingischen Regesten (Juny 1833), eine baldige Vervollständigung seiner Kaiserregesten mit wenigstens ein Tausend neuen, zum Theil aus ungedruckten Urkunden geschöpften Artikeln zuzusichern und die Fortsetzung und Vollendung derselben in Verbindung mit den Herren Perz und Chmel ꝛc. anzukündigen. In der That war es für Hrn. Dr. Böhmer auch ein sehr günstiger Umstand, daß er, persönlich, eben zu jener Zeit nach München kam, als man da, im k. Reichsarchive, mit Zusammenstellung der Kaiserurkunden beschäftigt war; zu dem Unternehmen des Hrn. Dr. Böhmer ward hier bereitwilligst die Hand geboten. Vielleicht erhielt derselbe bey dieser Gelegenheit auch von einigen historischen Werken Kenntniß, worin, ihm bisher entgangene, wichtige Kaiser-Urkunden enthalten sind: z. B. von den zwischen Bayern und Salzburg (1761 ꝛc. gedruckt) gewechselten sogenannten Salz-Compromiß-Schriften; von der „kurzen Geschichte und aktenmäßigen Anzeige, was dem Erzstifte Salzburg auf erfolgten Todesfall des Churfürsten Maxi-

milian III. ꝛc. (gedruckt 1779) gebühre," u. s. w. Aus diesen Quellen und auch aus handschriftlichen Sammlungen hat Ref. in seinen „Beyträgen zur teutschen Länder-, Völker-, Sitten- und Staaten-Kunde, (1825—1833 III. Bde.)" die Hrn. Dr. Böhmer gleichfalls noch nicht bekannt geworden zu seyn scheinen, eine Reihe von Kaiser-Urkunden theils registrirt, theils umständlich commentirt, und theils zum erstenmal ans Licht gestellt; hieher gehören auch: K. Friedrich I. große Handveste vom Jahre 1156, für das Reichsstift Berchtesgaden (s. Salzburg und Berchtesgaden; II. Bd. 1810); K. Rudolphs Schankung der Güter des gerichteten Bürgermeisters Baltram Vezzo von Wien an das Bisthum Chiemsee ꝛc. (Jahr 1278 II. Bd. S. 288 unserer Beytr. München 1826;) u. s. w. Oft liegt es in der Art des südteutschen Buchhandels, daß solche Provinzialquellen kaum im nächsten Bereich angezeigt, viel weniger im entfernteren verkehrt werden.

Diese gelegenheitliche Einschaltung glaubten wir, Behufs so großer und verdienstlicher Unternehmungen, an der Zeit; und wir gehen nun zum Eingangs aufgeführten V. bayerischen Regestenband über. Nach Allem, was wir gesehen, verglichen und als zweckmäßig erkannt haben, ist das Verfassen stichhaltiger, brauchbarer und einigermassen erschöpfender Regesten keine mechanische Arbeit; die Festhaltung des Totalbegriffes einer Urkunde und ihrer authentischen Merkmale erfordert klar sehende, erprobte und ausdauernde Funktionäre. Der nun zu Anfang dieses Jahres erschienene fünfte Quart-Band bayerischer Regesten enthält auf 420 eng, doch sehr gefällig gedruckten Seiten die Auszüge vom Jahre 1300 an bis zum Schlusse des Jahres 1319. Es mögen an die 4000 zum Theil sehr speciell bearbeitete Artikel seyn, die, nachdem die Eintheilung in Bavarica, Francica und Alemanica beseitigt, und lediglich die genaueste Ordnung nach Jahr und Tag innegehalten ist, nicht nur das Königreich Bayern in seinem heutigen Umfang, die Rheinprovinz mit einbegriffen, umfassen, sondern auch vielfältig die rund um angränzenden Territorien, öfter bis tief in ihr Inneres reichend, berühren. Nassau, Elsaß, Ober- und Niederösterreich; Krayn, Kärnthen, Fulda und Hessen; Würtemberg, St. Gallen und Böhmen; Thüringen, Steyermark, Italien und Tyrol ꝛc. — von allen diesen Ländern kommen mannigfaltige Notizen vor; Notizen über wichtige Ereignisse, Verträge, und Belehrungen; Behufs der Chronologie, Topographie und Genealogie, über Erbtheilungen, Rechte, Sitten, Gebräuche und Stiftungen; über Handel und Wandel, aus der Land- und Hauswirthschaft und Gewerbskunde; zur Bereicherung der Sprachkunde u. s. w. — Denn nicht nur die in den k. Archiven aufgesammelten Autographa der neueren, ohnehin immer stärker anschwellenden Zeiträume; sondern auch die Apographa, die Codices probationum et traditionum; und insbesondere und mit Recht, die Copial- und Conceptbücher und die Rapularia aus den fürstlichen Kanzleyen wurden zu diesen Regesten benützt; unter Hinweisung auf jene Druckwerke, worin bereits die vollständigen Urkunden gegeben sind. Und so mögen denn auch die Nachbarstaaten ihren guten Theil an unsern Regesten haben; wie wir an den ihrigen; was eben der Preis der höheren Civilisation, im geistigen Verkehr ist, der dem materiellen überall die Bahn bricht. Man hat sich bey Bearbeitung dieser Regesten, die eben in den Zeitraum fallen, da in den öffentlichen, wie in den Privaturkunden die teutsche Sprache gegen die lateinische allgemach mehr Terrain gewann, ziemlich getreu an den Grundtext, an die urkundliche Topologie, und Terminologie gehalten; und mit Weglassung der Formeln, die handelnden Personen, die Zeugen, Bürgen und Mitsiegler, gehörig hervorgestellt. Dennoch dürfte die laconische Reduction auf unsern Kalender, anstatt nach altem Gebrauch die Indictionen und Feste des Tages anzugeben, manchem Forscher nicht ge-

nügen, und mancher Artikel, in dieser und anderer Hinsicht, als nicht vollendet erscheinen. Eine verschiedene Art der Behandlung ist hier nicht zu verkennen. Aber wer kann eine solche Masse überschauen? Bekanntlich fällt in diese Regestenperiode (vom J. 1314 an) schon ein Theil der Reichsregierung von Ludwig dem Bayer, worüber Hr. Dr. Böhmer eine besondere Abtheilung bildet, die dem Vernehmen nach, bereits 2000 Numern enthalten soll. Nur approximative kann bey solchen Werken von einer Vollständigkeit die Rede seyn. Ob es gelungen und ferner gelingt, alle Urkunden Ludwigs selbst in diesen bayerischen Regesten verfänglich zu machen, möchten wir sehr bezweifeln; wir haben deren in manchen städtischen Archiven Bayerns mehrere gesehen, die wir dort nicht vermuthet hatten. Auch bey Aufhebung der Abteyen sind, wir können es bezeugen, manche dieser Urkunden als Maculatur in die Krämerläden gerathen. Der Umstand, daß in dem vorliegendem Regesten-Bande von den vielfältigen Belehnungs-, Tausch-, Kauf- und Wechselhandlungen, den adelichen Berg- und Salzbergwerken, Siedherren, z. B. zu Reichenhall, nichts vorkömmt; läßt schließen, daß viele derley Urkunden noch in besonderen Repositorien verwahrt liegen; worauf auch schon die Herrn v. Lari und Flurl hindeuteten. Erfreulich ist es, nur gar wenige „Errata“ diesem Bande beygefügt zu sehen: aber es möchten deren wohl noch mehrere als latent oder intra latus obwalten. So dürfte es z. B. p. 19. vacaria, eigentlich vaccaria, anstatt vicaria, und p. 30: Ekelino de Abiete (von der Thann, ein zahlreiches Edelgeschlecht in Franken, s. p. 22. ꝛc.) anstatt de Ariete etc. heissen? Auch sind es wohl nur singuläre Ansichten und Lieblings-Ideen irgend eines Mitarbeiters, wenn man in diesen Regesten z. B. p. 66, 70, 84 und 125 schon Alteich und Bertoldsgaden, neben Altach und Berthersgaden geschrieben sieht, als ob die Mährleins von der Wodanseiche und von einem nie da gewesenen Bertold nimmer aufgegeben werden könnten, während die Urkunden durchaus nur, der Natur der Sache getreu, die erstere Bezeichnung festhalten. Wohin soll es denn am Ende mit der längst benöthigten und bezielten topograpischen Einheit unserer urkundlichen Matrikeln kommen, wenn man sich in den Direktorien und Regesten des Reichsarchivs selbst dergleichen Ideen- und Wortspiele erlauben darf? Ist es doch für den pragmatischen Forscher peinlich genug, schon aus sehr alten Annalisten vielfältig den heraldischen und onomastischen Aberwitz in den Prädicaten: Herbipolis, Quercilocus, Caesurea etc. urkundlich: Wierzburg, Eystät und Hehistät; Kaozesheim etc. wo von Gewürz, Eichen und Kailern ꝛc. nie die Rede war, verdauen zu müssen. Doch sind Abweichungen der Art in diesen Regesten nur seltene Erscheinungen.— Den mannigfaltigen Inhalt dieser Notizen hier näher zu besprechen, würde zu weit führen; wo und wie man auch das Buch aufschlägt, überall bietet sich Stoff zu Vergleichungen zwischen der Vergangenheit und Gegenwart. S. 104. J. 1306: Herzog Rudolph pregt den Amtleuten im großen Forst Türenbuch, um die Gemeinden von Vohburg, Sigenburg und Neustadt zu sichern, eine bessere Wirthschaft ein; und bekanntlich beklagte man auch im XVIII. Jahrhundert die Uebergriffe der Beamten und Holzlieferanten auf der Donau in diesem Forste. S. 47. J. 1303, May: Abt und Convent zu Ebrach propter terrae tam in bludo, quam in vino, sterilitatem debitorum oneribus taliter praegravati etc. entschlossen sich lieber zum Verkauf einiger Höfe und Häuser, um ihre Grundholden zu schonen. S. 181. J. 1310, Aug. König Heinrich verordnet, daß die strenui et providi viri, die Hörauf, Stromeir (Stromer) Ott, ceterique forestarii et Zeidlarii des Reichsforsts bey Nürnberg alle Jahre öffentlich auf die heiligen Reliquien schwören sollten, daß sie

diesen vor 50 Jahren zu Ackerland umgerodeten Forst wieder in silvam et in arbores redigunt. S. 158. v. J. 1309. Jul. Streit zwischen der Abtey Waldsassen und Ekard dem Sohn domini militis de Valkenau dicti Nothaft wegen der Burg Bubenstein ꝛc. Falkenau liegt in Böhmen an der Eger bey Maria Culm, und man könnte fragen, ob Falkenau oder Nothhaft der ältere Geschlechtsname sey? Doch wohl der letztere, wenn man die weitverbreiteten Nothhafte in Bayern und Schwaben aufsucht. Auch in Böhmen hatten sie die Villa Nothaftesgrune angebaut.

(Schluß folgt.)

## Reise auf dem Caspischen Meere und in den Caucasus.

(Fortsetzung)

Ueber das alte festungsartige Bauwerk am Silberhügel, das nicht von sehr hohem Alter erscheint, wiederholt unser Verfasser Muravjeffs Bericht. Von einigen Punkten der südlichsten Küste des kaspischen Meeres gibt er uns, aus eigener Anschauung, eine sehr liebliche Schilderung. Namentlich gehören die Gegenden am Ufer des Bobul zu den fruchtbarsten und reichsten, welche jenes Meer umgränzen. Es wechseln hier schattige Laubwälder und Baumgruppen mit den grünenden Auen und Gärten; Citronen- und Granatbäume stehen im bunten Gemisch mit den Arten des Ahorns und der Erle; unter ihnen zeigt sich am häufigsten der Weinstock, dessen Stämme, von der Stärke eines Mannsschenkels, nach allen Richtungen sich verzweigen, so daß der Wanderer nur mit Mühe durch das Labyrinth der Reben, deren Früchte zum großen Theil unbenützt vertrockneten, sich hindurchwinden kann. In den Gärten zeigt sich die Fülle der Melonen, Arbusen, Kürbisse und Gurken und die Bäume der süßen Citrone, der herben Aiva und der sauren Peloviabiru; auf den Feldern Baumwollen-, am Flußufer Zuckerrohr-Pflanzungen. Die Häuser liegen in kleinen Gruppen von zweyen bis dreyen, im Schatten des Gehölzes oder am Flußufer, sind von Holz erbaut und luftig; fein gewobene Netze verwehren im Sommer den Insekten, statt der Fenster, den Zutritt. Die Umwohner am Babul sind bey aller Fruchtbarkeit ihres Bodens nur arm; sie scheinen selber die Ruhe zu lieben und gönnen ihrem Boden die Ruhe, indem



sie diesen, statt zu ackern, nur flüchtig aufhacken und dennoch mit Leichtigkeit das, was sie bedürfen, erbauen. Der Abscheu gegen die Christen ist hier größer, als man ihn sonst in diesem Lande bemerkt; ein altes Mütterchen, welche Reisbrode im Freyen auf einem kleinen, in die Erde gemauerten Ofen buck, rief sogleich Knaben herbey und erhub mit diesen ein furchtbares Geschrey, als unser Reisender ihrer Arbeit zusehen wollte, weil sie meinte, das Gebäck könne schon durch den Blick eines Christen verunreinigt werden. Das Wasser, das die Matrosen zum Trinken begehrten, reichte man ihnen nicht in den Gefäßen, die das Berühren von Christenhänden entweiht hätte, sondern goß es ihnen in die Hände oder Mützen. — Auch bey einem Spazierritt hinauf nach der eigentlichen Stadt Baltrusch, die mit ihren, bis hinab zum Meere und weit landeinwärts zerstreuten Wohnungen gegen 6000 Häuser mit 70000 Einwohnern umfassen soll, fanden die Reisenden eben keine große Ursache, die Höflichkeit und Gastfreyheit der Perser zu rühmen. Die Begleiter von geringerem Range wurden von den Gassenbuben beschimpft und selbst geschlagen; der alte Chan, der aus Eigennutz freundlich war, weil er hoffte, mit Hülfe der russischen Matrosen eine am Strande versunkene Schiffsladung von Kupferblechen wieder heraufördern zu können, bewirthete zwar die Fremden mit zweyen von jenen 60 alten, für die Hühnerhöfe nicht mehr tauglichen Hähnen, welche er in einem besonderen Raum des Hofes eingesperrt hielt, und gab ihnen ein Nachtlager, suchte sich ihrer aber am andern Morgen sehr bald unter vielen Höflichkeitsbezeigungen zu entledigen. Die Stadt mit ihrer Umgegend gewährt noch dasselbe Bild der großen Fruchtbarkeit, wie die Mündung des Flusses; Cypressen beschatten einen Theil der Häuser; Waldungen von Wallnußbäumen, Platanen und Gleditschien, untermischt mit Feigenbäumen und wildwachsenden Reben, wechseln mit ganzen, großen Flächenräumen, auf denen die unzähligen Gesträuche der Rosen Ferdusis Vers bestätigen, welcher Masendaran das Land der Rosen nennt. Weiter gegen Süden lehnt sich die fruchtbare Ebene an die Gebirgskette, aus welcher sich der mit ewigem Schnee bedeckte Demawend erhebt, und die mit dem Ararat in Verbindung stehet. Der Verfasser theilt über dieses Gebirge einige Notizen mit aus Fraser's travels (Lond. 1826. p. 336).

Am 16. Oktober verließen unsere Reisenden die Mündung des Bobul. Vergebens war ihr Bemühen, die Küste von Ghilan etwas näher kennen zu lernen; man erlaubte ihnen nicht in Enselli einzulaufen. Die Gegend ist hier reich an malerischen Schönheiten; die Bewohner nähren und beschäftigen sich mit dem Bau der Seide, des Reis und der Südfrüchte. Ghilan führt alljährlich 900000 englische Pfund Seide aus. —

(Schluß folgt.)

# Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 7. September.

Nro. 179. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1836.


## Uebersicht der neuesten Leistungen in der Mineralogie zur Bezeichnung ihres Standpunctes im Jahre 1835.

Wenn man die neuesten Leistungen in der Mineralogie und ihre gegenwärtige Richtung verfolgt, so läßt sich ein fortschreitendes Gedeihen derselben nicht verkennen. Es beurkundet sich ein solches zunächst dadurch, daß nicht nur die allgemeinen Umrisse und Abgränzungen derselben ein Gegenstand der Aufmerksamkeit der Gelehrten sind, sondern ganz vorzüglich auch die untergeordneten Details, und daß Untersuchungen jeder Art wieder neu aufgenommen werden, welche aus Mangel an Hülfsmitteln oder ihrer Schwierigkeit wegen, längere Zeit auf sich beruht hatten und nur als ständige Probleme mitgeführt wurden. Man hat einsehen gelernt, daß das Einzelnstudium und das genaue Sammeln von Fakten zur Zeit wichtiger sey, als das Aufbauen von Systemen, man hat damit die Reife der Wissenschaft nicht überschätzt und es ist, wie in der Geognosie, Besonnenheit einem gewissen Schwindel früherer Jahre entgegengetreten. Es ist deßhalb nicht zu verwundern, wenn die Fragen um das System nicht den erwarteten Anklang finden, es ist auch nicht zu verwundern, daß wir bis jetzt kein allgemein genügendes haben, daß fast jeder ein eigenes sich fertigt, und die Gemäßigten wenig darum in Streit gerathen. Glücklicher Weise aber ist das Gedeihen der Wissenschaft davon nicht abhängig und diese Erfahruug ist sehr beruhigend und aufmunternd. —

Wenn sich gegen die sogenannte naturhistorische Ansicht von Mohs und seinen Schülern speciell auch nur einzelne Stimmen erhoben haben, so zeigt doch das allgemeine Treiben der Mineralogie, daß der Ruf dieser Ansicht zu erlöschen beginnt und mit jedem Tage gewinnt man mehr die Ueberzeugung, die man schon längst hätte haben können, daß die Natur die Mineralien nicht nach dem Stempel der Organismen gemodelt hat, daß ihre Wissenschaft einer anderen Behandlung und anderer Mittel bedarf, als Botanik und Zoologie, und daß es nur ein Vorurtheil ist, die anders behandelte nicht als Naturwissenschaft anerkennen zu wollen. — Daß es für Einige Kampf und Mühe kostet, sich von diesem Vorurtheil loszureißen, ist begreiflich, und die Nothwendigkeit, mit dem Aufgeben der alten Ansicht ein bisher wenig beachtetes Feld des Studiums betreten zu müßen, mag auch einigen Einfluß auf die Meynungen ausüben. —

Die naturhistorischen Mineralogen haben zwar die chemischen Verhältnisse der Mineralien von jeher für interessant und wichtig gehalten, aber sie haben dieselben als ihrer Wissenschaft fremdartig angesehen, ihrer nur als einer nützlichen Zugabe erwähnt, wie man ungefähr bey der Porcellanerde auch erwähnt, daß daraus das Porcellan gemacht wird. Diese Ansicht mußte aufhören, sobald man auf einige Untersuchungen Gewicht legte, welche ohne Rücksicht auf die chemischen Verhältnisse nicht auszuführen waren, obschon an sich keineswegs chemische.

Es waren vorzüglich die Untersuchungen über den Isomorphismus und Homöomorphismus, welchen

sich dann auch die über den Dimorphismus anschloßen. — Doch wir brechen ab, und die folgende Skizze wird manche Belege für das Gesagte darbieten.

Wir beginnen mit dem allgemein Krystallographischen.

Bekanntlich sind die Mineralogen darüber noch nicht einig, ob man allen Krystallsystemen ein rechtwinklichtes Axenkreuz zum Grunde legen könne, oder ob bey einigen ein schiefwinkliches angenommen werden müße. Den Werth der ersten Annahme hat vorzüglich Weiß kennen gelehrt, während sich Mohs, Naumann u. a. für die letztere entschieden haben. Daß man zur Lösung der Aufgabe auch das optische Verhalten zu berücksichtigen habe, ist seit der Entdeckung der Lichtpolarisation mehrfach erkannt worden, und mit Berücksichtigung dieses und des thermischen Verhaltens hat Neumann [1]) zu zeigen gesucht, daß es in allen Krystallen ein rechtwinklichtes krystallographisches Axensystem gebe, welches identisch sey mit den thermischen und den Hauptdruckaxen, ferner mit dem optischen und dem Axensystem der Cohäsionskräfte. Das thermische Axensystem sey übrigens das einzige, welches als bleibend und wirklich vorhanden behandelt werden könne, jedes andere rechtwinkliche höre auf dieses zu seyn mit dem veränderten Druck der umgebenden Atmosphäre, mit der veränderten Temperatur der Krystalle. Es wird also auf vielfache genaue Winkelmessungen und geeignete Correctionen ankommen, die den bekannten krystallographischen Gesetzen entgegenstehenden Anomalien, welche die schiefen Systeme bey Anwendung eines rechtwinklichen Axenkreuzes bis jetzt gezeigt haben, zu entfernen, oder die Wahl eines solchen Kreutzes zu leiten, eine Aufgabe, deren vollkommne Lösung noch ziemlich fern liegen dürfte, da Brewster [2]) gleichzeitig die Beobachtung gemacht hat, daß die Neigung der optischen Axen bey jedem Individuum eines und desselben Minerals eine andere zu seyn scheine.

G. Rose [3]) hat gegen seine frühere Ansicht ein schiefwinklichtes Axenkreuz für das klinorhombische und klinorhomboidische System angenommen. — Ref. [4]) hat nachzuweisen gesucht, daß diese Systeme auf rechtwinklichte Axen zurückführbar seyen, wenn sie, mathematisch wenigstens, als die hemiedrischen und tetartoedrischen Gestalten des rhombischen Systems angesehen werden, und daß die Anomalien des klinorhombischen und klinorhomboidischen Systems durch das von Mitscherlich aufgefundene zwischenliegende System des unterschwefligsauern Kalk's vermittelt und ausgeglichen werden.

(Fortsetzung folgt.)

1) Poggendorffs Ann. B. XXVII. St. 2.

2) Ebendas.

3) Elemente der Krystallographie 1833.

4) Schweigger Seidel n. Jahrb. der Ch. B. VII. 1833 S. 153. f.

## Regesta sive Rerum Boicarum autographa e Regni Scriniis fideliter in Summas contracta. Opus cura C. H. de Lang etb.

(Schluß.)

Noch, bereits in das XIV. Jahrhundert vorgerückt, suchen sich die Grundherrlichkeit, die Dynasten, die Abteyen, die Edelleute, als Obereigenthümer, gegenseitig sorgfältig die gleiche Theilung der Kinder ihrer Nutzeigenthümer zu sichern; während heutzutage die Grundherren über eine zahlreiche Nachkommenschaft ihrer Holden und Hintersassen, in eine wahrhaft peinliche Verlegenheit gerathen. Nichts zeugt schlagender, als diese Thatsache, von der gänzlich verrückten Parallaxe im modernen Staatsleben und in der Nationalwirthschaft. Denn nun, nachdem das Geldprincip alle Lebens- und Arbeits- und Erwerbs-Fähigkeit, launig und zufällig, bedingt, gilt der Mensch nicht mehr, was er werth, wie er zu den Lebenskreisen in der Societät und

zum heimathlichen Boden hörig ist. Die Kinder waren sonst ein integrirender Bestandtheil jener ständigen Größen, jener Gebundenheit der Güter, deren ein gesunder und wohlgeordneter Staatskörper in der Landwirthschaft eben so wenig entbehren kann, wie in der Societät überhaupt und in der Verwaltung insbesondere. War doch von jeher wenigstens der fünfte Theil des Bodens zum beliebigen Arrondiren und Austauschen, als walzender Boden, nebenbey zur Hand. Es ist aber merkwürdig genug, nun die Bayerischen Annalen und die Gelehrten Anzeigen der Akademie der W. wegen Anerkenntniß jenes unabweislichen historischen Resultats oder Erfahrungssatzes in der Lebens- und Wirthschafts-Arithmetik des bayerischen Volkes förmlich vor die Assisen — des Octoberfestes geladen zu sehen. *)

S. 174. J. 1310, April: ein reicher Bürger zu Regensburg, Namens Conrad Chrâzar kaufte zu dem dortigen Spital mehrere Höfe, damit von den Renten derselben wöchentlich den Siechen in der Zechstube ein Pfund Pfen. verabreicht würde. Bischof Conrad bestätigte diese Stiftung mit der ausdrücklich verhängten Poen, daß die allfällig zuwider handelnden Administratoren (die sich wahrscheinlich mit Bier- und Weindeputaten güthlich thaten), Wasser trinken müßten. Auch in spätern Zeiten würde dieses conservative Princip in vielen Stiftungen seine Wirkung nicht verfehlt haben. Doch, wir wollen den denkenden Lesern und Forschern nicht vorgreifen. Der Vorrede dieses Regestenbandes zufolge (dem Vernehmen nach hat auch schon der Druck des VI. Bandes begonnen, und an Materialien zu noch mehreren Bänden, bis etwa in die Mitte des XVI. Jahrhunderts, fehlt es natürlich nicht) soll zu seiner Zeit ein schon weit vorgerücktes Directorium generale über alle bisher in Druck erschienenen bayerischen Documenten, ausgegeben werden, mit sorgfältiger Nachholung der Formulae Acti et Dati ex Originalibus etc. Nach allem dem, was schon gedruckt vorliegt, dürfte jedoch ein solches General-Directorium allzuweit führen.

*) M. s. das Aprilheft des Centralblatts des landwirthschaftlichen Vereins in Bayern 1836. S. 223 ꝛc.



Mag sich auch Hr. Baron von Freyberg durch ein sehr tüchtiges Hülfspersonale unterstützt sehen; so kann seine vielseitige Hingebung zur Förderung der bayerischen und teutschen Geschichte, indem er als Vorstand des Reichs-Archivs, als Mitglied und Secretär der historischen Classe der Akad. d. W., als Historiograph des XVII. Jahrhunderts d. h. Max I. und der gesammten bayerischen Territorien, als Fortsetzer der Regesten, als Herausgeber der historischen Denkschriften, und besonderer Sammlungen, archivalischer Schriften, der Mon. h. u. s. w. in Anspruch genommen ist, nur bewundert werden: möge es ihm an Muth und Kraft dazu ferner nicht gebrechen!

v. Koch-Sternfeld.

## Reise auf dem Caspischen Meere und in den Caucasus.

(Schluß.)

Am 30. Oct. lief das Schiff wieder in Baku ein. Hier erwartete unsere Reisenden zuerst eine persische Trauerscene. Ihr alter Wirth, ein reicher Perser, starb, mehr vielleicht an der üblen Behandlung seines mohamedanischen Arztes, als an der Heftigkeit seiner Krankheit. Bis zum 6ten Tage dauerte das laute Heulen der Weiber, zum Theil untermischt mit lieblich tönenden Klage-Gesängen; 50 bis 80 männliche Gäste wurden dabey täglich aufs Reichlichste gespeist, so daß der beym Kochen der Gerichte aufsteigende Rauch auch die Nachbarhäuser erfüllte. Hierauf bis zum 40ten Tage kommen wöchentlich einmal die Weiber zum Heulen, die Männer zum Essen zusammen; am Tage des Todes im nächsten Jahr endet die Trauer.

Am 12. December fiel in Baku der erste Schnee;

in der Nacht gefror es. Der Schnee, mit welchem von jetzt an am Morgen öfters die Dächer bedeckt waren, schmolz meist noch vor Mittag in den warmen Strahlen der Sonne; des Nachmittags stellte sich dann Regen und Nebel ein. Am Neujahrstage war es so trocken und warm, daß man ohne Mantel spazieren gehen konnte; bald kam wieder Regen, der in diesem Monat sich öfters wiederholte und zuletzt von neuem in Schneegestöber mit Frost überging. Die Bewohner von Baku beeiferten sich jetzt, ihre Keller mit Eis oder Schnee zu füllen; hierzu gab aber von neuem und in höherem Grade jene Kälte Gelegenheit, welche plötzlich am 11. Februar mit dem Vollmonde eintrat und welche bis 8° unter dem Gefrierpunkt anwuchs. Um dieselbe Zeit war in Astrachan die Kälte 28° gewesen. Im Februar entwich der Winter aus der Umgegend von Baku; mit dem Anfang des März war der Frühling da.

Interessant sind die Züge, in denen unser Verfasser die Sitten und Gebräuche der Perser beschreibt. Namentlich lernt man, wie das Christenthum erst dem Weibe seine gebührende Ehre, dem häuslichen Glück seine rechte Festigkeit gab. Seit einigen Jahren erst ist jedoch unter den Persern von Baku die Sitte eingerissen, Ehen selbst nur auf etliche Monate, gleichwie Miethen zu schließen, ein Gebrauch, der in den östlicheren Nachbarländern zu den althergebrachten gehört. Nach der Wiederauflösung eines solchen Contractes darf das zu den Ihrigen zurückgekehrte Weib sich von neuem vermählen. Die erste Ehe wird gewöhnlich ohne Mitwirken des Bräutigams durch den Vater von diesem geschlossen, die zweyte durch eigene Neigung geknüpft; doch ist in jener wie in dieser eine solche Neigung so unbeständig, daß die Wahl des Persers bald wieder auf Sklavinnen fällt, weil er selbst ein Sklave der niedrigsten Lust geworden. Für das so zur käuflichen Waare erniedrigte zartere Geschlecht ist die Eifersucht der Männer kein zureichender Schirm der Sittlichkeit; Baku ist ein Wohnsitz der Untreue und Laster, wie etwa die größeren europäischen Städte es sind.

Im Anfange des März 1826 begann unser Reisender seine Wanderungen in die Nachbarschaft der Stadt. Das Dorf Emirhadschan, wo die Bakuschen-Teppiche verfertiget werden, darf sich mit Recht vor vielen andern Orten des Fleißes und der Geschicklichkeit seiner Bewohnerinen rühmen. Diese sind es allein, welche



jene dauerhaften und in der Eintönigkeit ihrer tatarischen Muster dennoch schöne Teppiche weben; so schnell, daß kaum das beobachtende Auge den Bewegungen der geübten Hände folgen kann. Es war jetzt die Zeit gekommen, da bey Ssallian am Kurfluß der Störfang beginnt. Ein Indianer, Olundschon, hat diesen um jährlich 21000 Dukaten gepachtet; ein wohlwollender Mann, der die bedürftigen Reisenden freundlich bewirthet und sie noch mit Caviar auf den Weg versorgt. Das schlechte mit Erde verunreinigte Salz, das ihm die Umgegend liefert, gewährt dem gutmüthigen Mann die Sicherheit der Aufbewahrung für seine Fische, nur auf sehr unzureichende Weise; ein großer Theil der überreichen Beute verdirbt bey der eintretenden Hitze; ein Geschäft, das in Europa mit europäischer Vorsicht betrieben, seinem Unternehmer einen übergroßen Gewinn bringen würde, läßt unsern indischen Pächter kaum auf seine Kosten kommen. Während man in Astrachan im ganzen Jahre nur 20000 Störe fängt, wird in Ssallian in der eigentlichen Zeit des Fanges, die vom März bis in die Mitte May dauert, dann von neuem im August und September sich einstellt, öfters in einem einzigen Tage eine eben so große Menge gefangen. Am vortheilhaftesten ist zur Versendung in die Ferne die Zubereitung des Caviars. Im Spätherbst kommen statt der Störe die Schaaren der Lachse. Unser Verfasser lehrt uns neben der Art des Fanges und der Zubereitung der Fische den merkwürdigen Mann, den schon vorhin genannten indischen Pächter kennen, der jeden besuchenden Fremden so freundlich in sein Haus und in sein Geschäft hineinsehen läßt. Zweymal etwa im Jahre muß diesem Mann sein indischer Koch das Bild einer Kuh und eine hundartige Figur bereiten, welche mit vier brennenden Wachslichtern auf einen Teller gesetzt werden. Der Mann legt Geld hinzu, betet lange vor ihnen, dann wirft er sie ins Wasser. Einmal wenigstens, zuweilen aber auch sechsmal in einer Woche, fastet er so streng, daß er am ganzen Tage nur ein Glas Milch genießt; überhaupt lebt er sehr mäßig. — So möchte sich der Drang unserer Seele nach der Freyheit des Geistes auf alle Art Luft machen; jener Drang zeigt sich überall, wo er nicht durch den Lärmen des Tages übertäubt und gelähmt wird.

Mit dieser Beschreibung des Fischfanges zu Ssallian endigt der erste Band dieser vielfach belehrenden Reisebeschreibung. Möge uns ein baldiges Erscheinen des zweyten Bandes Gelegenheit, nicht bloß zur Fortsetzung dieser Anzeige, sondern zur freudigen Theilnahme an einem für die Wissenschaft gewiß folgenreichen, wohlgelungenen Werke geben.

# Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 8. September.

Nro. 180. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1836.


## Uebersicht der neuesten Leistungen in der Mineralogie zur Bezeichnung ihres Standpunctes im Jahre 1835.

(Fortsetzung.)

Auch Breithaupt scheint der Ansicht zu seyn, daß bey diesen Systemen rechtwinkliche Axen beybehalten werden können. —

Was die Zahl und Abtheilungen der Krystallsysteme betrifft, so sind im Allgemeinen die bekannten unverändert beybehalten worden, doch nimmt Breithaupt [5]) mehrere neue Abtheilungen im rhomboedrischen und quadratischen System an, indem er gefunden hat, daß die Neigung der Flächen an der Quarzpyramide, an den Rhomboedern des Turmalins uud den Pyramiden des Kupferkieses, Vesuvians und Anatas nicht alle gleiche Neigung zur Axe haben, sondern in den verschiedenen Fällen sich wie nachstehende Buchstaben verhalten.

Quarz.

A
B B
A A
B

Turmalin.

A A
B C C B

Kupferkies.

A
B B
A

Vesuvian.

A A C
D D
B B
E

Anatas.

A B
C D

5) Schweigger Seidel Jahrb. 1830. H. 12. und 1831 H. 6. Ferner Charakteristik des Mineralsystems. 3te Auflage 1832.

Die Progressionstheorie, wonach alle Primärformen aus thessaralen Gestalten nach der Progressionszahl abgeleitet werden, hat Breithaupt durch Berechnung sämmtlicher Grundgestalten theils näher zu begründen, theils auszuführen versucht und gezeigt, daß die Berechnung mit den directen Messungen sehr wohl übereinstimmt. Wir haben schon bey einer andern Gelegenheit erwähnt, daß sich nach den angenommenen Principien dieser Theorie immer eine solche Uebereinstimmung und also ein passendes Gesetz wird finden lassen, die Winkel mögen seyn, welche sie wollen, daß also damit für die genaue Kenntniß der Krystallformen wenig gewonnen ist.

Für die Bezeichnung der Krystallformen sind wieder einige neue Vorschläge gemacht worden, wovon hier zunächst die des bekannten Krystallographen Kupffer [6]) erwähnt werden soll. Sie besteht hauptsächlich darin, daß in den Zeichen einer Combination nicht die Veränderungen, welche das zum Grunde liegende Axenkreuz erleidet, angegeben werden, wie z. B. bey Weiß, Nauman u. A., sondern, daß die Tangenten der verschiedenen Neigungswinkel der Flächen zunächst verglichen und die Werthe in den sich ergebenden rationalen Zahlen angeschrieben werden. Dazu ist natürlich nothwendig, daß die Kanten der Grundgestalt, an welchen eine Zuschärfung oder Abstumpfung eintritt, besonders bezeichnet werden. Wenn z. B. ein Rhomboeder mit P bezeichnet wird, die Scheitelkanten mit x, die Randkanten mit z und Px für die halbe

6) Handbuch der rechnenden Krystallonomie. St. Petersburg 1831.

Tangente der Neigung der Rhomboederfläche an der Kante x gesetzt wird, so ist mPx die Fläche eines Skalenoeders, die ebenfalls durch die Kante x geht, und deren Neigung gegen eine durch x und die Axe gelegte Ebene eine m mal so große Tangente hat, als die Neigung der Fläche P gegen dieselbe Ebene. Ebenso sind die Flächen eines Skalenoeders, welches die Randkanten von P zuschärft, mit nPz zu bezeichnen, so daß die Tangente des halben Neigungswinkels dieser Flächen an den Kanten z, n mal so groß ist, als die der Flächen P an denselben Kanten. Daher wird $_{\infty}$Px die Fläche des nächst stumpferen diagonalen Rhomboders, $_{\infty}$Pz das normale hexagonale Prisma bedeuten. — Diese Methode hat vor andern den Vortheil voraus, daß man unmittelbar aus dem Zeichen ersehen kann, welche Kanten eine Grundgestalt durch eine secundäre verändert, und wie sie verändert werden, sie hat aber den Nachtheil, daß die Veränderung des Axenkreuzes der Grundgestalt nicht daraus ersehen wird und giebt daher bey weitem nicht das schöne Bild des Zusammenhangs der Formen, wie die bekannten Krystallbezeichnungen. Auch bekommt eine Gestalt fast immer ein anderes Zeichen, wenn sie in einer andern Combination auftritt, wenn nicht wieder besondere Reductionen auf die eine Grundform statt finden.

Einige andere, von Nitgen[7]) vorgeschlagene Bezeichnungen geben nur annähernd das Verhältniß an, in welchem combinirte Gestalten gegenseitig stehen. So ist z. B. im quadratischen System die Grundgestalt mit $\overset{\times}{P}$ bezeichnet, die Pyramiden mit kürzerer Axe bey gleicher Basis in der parallelen Stellung mit $\overset{\cup}{P}$, die mit längerer Axe mit $\bar{P}$, das Dioctaeder mit $P^{\cup}$, weil die Basis desselben aus der Quadratpyramide durch Hervortreten, der sogenannten Mittelkantenzwischenaxenenden (!) mit „schwacher Erhebung“ construirt wird. Wird diese „Erhebung eine hohe,“ so entstehen die Quadratpyramiden von diagonaler Stellung, welche mit $P^{-}$ bezeichnet werden. So entsteht folgendes Schema für die vollflächigen Gestalten dieses Systems:

$\overset{o}{P}$ . . . . $\overset{\cup}{P}$. . . . $\overset{\times}{P}$ . . . . $\bar{P}$ . . . . $P^{\infty}$

$\overset{o}{P^{\cup}}$ . . . $\overset{\cup}{P^{\cup}}$. . . . $\overset{\times}{P^{\cup}}$ . . . . $\bar{P}^{\cup}$ . . . . $P^{\infty\cup}$

$\overset{o}{P^{-}}$ . . . $\overset{\cup}{P^{-}}$. . . . $\overset{\times}{P^{-}}$ . . . . $\bar{P}^{-}$ . . . . $P^{\infty-}$

Die ganze Bezeichnung fällt größtentheils mit der Naumann'schen zusammen, ohne der diese auszeichnenden wissenschaftlichen Strenge und Eleganz theilhaftig zu seyn. Uebrigens ist die Entwicklung schon wegen der gebrauchten Terminologie einem Anfänger gewiß sehr unverständlich. So wird z. B. die Quadratpyramide von abnormer Flächenstellung eine hoch hohl halb aufgesetzte Tetragonalpyramide genannt, welche durch Hervortreten der Mittelkantenbeyachsenenden mit abwechselnder Uebersprungung je eines der Enden aus der Grundgestalt entsteht. Das Rhomboeder erscheint nach der Ableitung als eine niedrig hohl halb aufgesetzte Hexagonalpyramide ꝛc.

Zur genauern Kenntniß der Krystallisation einzelner Mineralien haben Beyträge geliefert: Zippe[8]) die Hemiedrie an Krystallen des Wernerits und Molybdänbleyspaths nachweisend; G. Rose[9]) über die Form der Mesotype, welche nicht zum rhombischen, sondern zum klinorhombischen System gehört, über die Krystalle des Silberkupferglanzes, des Plagionits, des gediegenen Silbers, Kupferantimonglanzes und Osmiridiums; Naumann[10]) über Hemiedrie und Hemimorphie des molybdänsauern Bleyoxyds. Es wird ein auffallendes Beyspiel von Hemimorphie angeführt, wo an den verschiedenen En-

7) Leonhards und Bronns Jahrb. f. Min. und Geogn. 1833. S. 266.

8) Isis 1833 S. 389.

9) Elemente der Krystallographie, Poggendorffs Ann. B. 28. p. 421. B. 29. p. 452. B. 23. St. 2.

10) Poggendorffs Ann. B. 34, 24 u. 31.

den eines Krystalls verschiedene Pyramiden auftreten; über die Krystallform des Goldes und Speißkobalts; Weiß [11]) über die Ableitbarkeit der Krystallisation des Stauroliths aus dem thesseralen System; Kaiser [12]) über einen Cyklus von 12 Zwillingsgesetzen der Krystalle der 1 u. 1gliedrigen Feldspathe; ferner Breithaupt, dessen Beobachtungen zum Theil in seiner Charakteristik des Mineralsystems 3te Auflage 1832 gesammelt sind, Neumann, Nordenskiöld, Haidinger, Quenstedt, Senff, Sukow u. a.

Für die Theorie der Kristallbildung sind dynamische Ansichten von Uhde [13]) und Weiß [14]) aufgestellt worden. Nach dem ersteren erzeugen die Axenthätigkeiten der Cohäsionskräfte, indem sie, wie die bewegende Kraft, nach dem Gesetze des sogenanuten Parallelogramms der Kräfte wirken, mittlere Kräfte oder abgeleitete Axenthätigkeiten; diese nach demselben Gesetze wieder andre u. s. f. Das Gesammtresultat derselben sind die mannigfaltigen Flächenbildungen der Krystallsysteme. In der Weiß'schen Theorie scheint etwas diesem Widersprechendes zu liegen, weil von krystallonomisch mittleren Richtungen, als den Resultaten zweyer zusammensetzenden, gesprochen wird, welche, wenn man letztere als bewegende Kräfte denkt, nicht in die Diagonale des Parallelogramms fallen, sondern auf der Hypothenuse rechtwinklicht stehen, womit diese, von einem gemeinschaftlichen Puncte aus wirkend, verbunden werden können. Für diesen Satz ist übrigens kein Beweis beygefügt. Der krystallinische Zustand besteht nach Weiß darin, daß die Masse verschieden wirkt nach verschiedenen Richtungen im

11) Abhandl. der Berliner Akad. 1831.

12) Poggendorfs Ann. B. 34.

13) Versuch einer genetischen Entwicklung der mechanischen Krystallisationsgesetze ꝛc. Bremen 1833.

14) Abhandl. der Berl. Akad. v. Jahre 1832. Vorbegriffe zu einer Cohäsionslehre. Phys. Classe S. 57. ff, Berlin 1834.



Raume; und zwar mit einem bleibenden bestimmten Unterschiede, welcher an die verschiedenen Richtungen gebunden ist. Das Flüßige kommt aber mit dem Zustande überein, wo die Masse nach allen Richtungen im Raume gleichförmig sich verhält und wirkt. — Für das verschiedene Wirken der krystallinischen Masse nach verschiedenen Richtungen (für die verschiedene Stärke ihres Cohärirens) liegt ein evidenter Beweis in der blättrigen Struktur und Art der Spaltbarkeit der Krystalle. —

Uebrigens müßen wir auf die Arbeiten selbst verweisen. —

Einige interessante Erscheinungen, welche sich auf Krystallbildung beziehen, sind von Richter [15]) beobachtet werden. Er führt mehrere Fälle an, wo an einem und demselben Krystall der innere Theil anders gefärbt war, als der äußere, und zwar so, daß die Farbe bald dünnern, bald dickern Lagen angehörte, welche als zusammengehörige Flächen erscheinen. So fand er z. B. an einem weingelben Flußspathwürfel im Innern violblaue Quadrate, an einem andern war der Kern weingelb und die Oberfläche pflaumenblau gefärbt. Er erwähnt solcher Krystalle, wo Hexaeder von grüner Farbe rosenrothe Oktaeder einschließen, oder Dodecaeder von schwärzlichblauer Farbe ihren Kern bilden, und einen Pyramidenwürfel von blaulichgrauem Flußspath, mit einem cuboctaedrischen Kern von dunkel violblauer Farbe. Diese Krystalle lassen sich nicht anders erklären, als durch ungleichzeitige Bildung, und diese ist besonders da merkwürdig, wo die Fortentwicklung zu einer andern, als der anfänglichen Gestalt führte. Aehnliche Erscheinungen, wie sie der Flußspath darbietet, zeigen auch Kalkspath, Apatit, Gyps, Eisenspath, Manganspath, Quarz, Feldspath, Korund, Topas, Axinit, Turmalin, Zinnstein u. m. a.

(Fortsetzung folgt.)

15) Baumgartners Zeitschrift für Physik B. II. S. 111. Leonhards Jahrb. 1834. S. 548 ff.

**Mémoires présentés à l'Académie Impériale des Sciences de St. Petersbourg par divers savans; et lus dans ses assembleés. Tome II. 1835. 4. 608. S. (6 Hefte).**

Aus gleichem Grunde, wie bey den oben angezeigten Abhandlungen der kaiserlich russischen Akademie d. W. zu St. Petersburg selbst geben wir nur von den letzten zwey Heften des vorliegenden Bandes ausführlichere Anzeigen. Die ersten vier enthalten nachstehende Aufsätze:

Ueber einige noch unbeschriebene Vögel von der Insel Luzon, den Carolinen und den Marianen; par M. de Kittlitz (mit 10 col. Tafeln) p. 1—10. — Bemerkungen über die Vulkane der Halbinsel Kamtschatka, gesammelt auf einer Reise um die Welt in den Jahren 1826 bis 1829 auf der Brigg Senjawin unter der Leitung des Russisch-Kaiserlichen Flottkapitäns und Ritters Friedrich von Lütke; par M. Postels. (mit 7 Steindrücken) p. 11 — 28. — Beantwortung der von der kaiserl. Akademie d. W. in St. Petersburg i. J. 1829 aufgestellten technologischen Preisfrage, die Sodafabrication betreffend; par. M. Prückner; p. 29 — 48. — Déduction des équations de l'équilibre des fils élastiques au moyen d'une méthode nouvelle; par M. de Schulten. p. 49 — 74. — Enumeratio plantarum, anno 1831 in China boreali collectarum; par M. Bunge. p. 75 — 148. — Perothis, ein neues Genus der Cephalopoden; par M. Rathke, p. 149 — 176. — Beschreibung der Anchinia, einer neuen Gattung der Mollusken; par le même (zu letztern beyden Abhandlungen 2 Tafeln); p. 177 — 180. — Ueber die Ameisensäure. Beyträge zur analytischen Chemie; par M. Göbel. p. 181 — 198. — Ueber die Geflechte, in welche sich einige größere Schlagadern der Säugethiere früh auflösen; par M. Baer. (Mit 1. kol. Tafel). p. 199 — 212. Mémoire sur les machines à vapeur; par M. Bozaine (mit 3 Tafeln). p, 213 — 268. — Mémoire sur l'évaluation de la force expansive de la vapeur, et sur les avantages qu'on peut en tirer, pour augmenter la puissance des machines dans lesquelles on la fait agir comme moteur; par M. Bazaine. p. 269 — 288. — In quaestionem de collisione corporum solidorum latissimo sensu acceptam disquisitio; par M. Schultén (mit 1 Tafel), p. 289 — 312. — Note sur la manière la plus convenable de déterminer la signification géométrique des équations du second degré à trois variables; par le meme p. 313 — 321.

Die letzten 2 Hefte enthalten:

I. Zoologische Abhandlungen.

1) Beschreibung der Oceania Blumenbachii, einer bey Sevastopol gefundenen leuchtenden Meduse, von Dr. H. Rathke. (S. 321 — 329 mit 1 Tafel).

In der tief in das Land eindringenden, geräumigen und von felsigten Ufern umgebenen Bay, welche in der Krym den Kriegshafen von Sevastopol bildet, bemerkt man nicht selten am Abende und in der Nacht, wenn das Wasser durch irgend etwas, z. B. durch den Schlag der Ruder eines Bootes, stark bewegt wird, in der bewegten Masse ein Leuchten von ungemein grosser Stärke. Als der Verf. sich im April 1833 in Sevastopol aufhielt, suchte er sich solches leuchtendes Wasser zu verschaffen, in welchem jedoch Dr. Kutorga, der es untersuchte, weiter Nichts als ein einziges Cyclops ähnliches Thierchen fand. Später kam der Verf. der Ursache des Leuchtens näher auf die Spur. Dieses nämlich zeigte sich im Meere, so wie eingefüllt in einem Glase, nur dann, wenn das Wasser in Bewegung gebracht war, in der Ruhe kam es nicht zum Vorschein. Wurde das Wasser aber in Bewegung gesetzt, so sprühten viele helleuchtende Kugeln von weißlichgelber Farbe und einem Durchmesser von 2 — 3 Linien auf, die wenige Secunden nach ihrem Sichtbarwerden wieder erloschen. Bey genauer Durchsuchung einer mit nach Hause genommenen Quantität dieses Wassers fand sich außer 2 Cyclopen und mehreren sehr kleinen Infusorien eine beträchtliche Anzahl Medusen von geringer Größe, aber zierlicher Form. Diesen schrieb der Verfasser das Leuchten zu, da sie einerseits mit dem am Abend vorher wahrgenommenen lenchtenden Körpern eine ziemlich gleiche Größe und Form hatten, anderntheils auch in beträchtlicher Anzahl vorhanden waren. Ob auch die cyclopenähnlichen Thierchen zum Leuchten beygetragen haben, läßt er unentschieden; die Infusorien schließt er jedoch davon aus. Die Meduse selbst gehört zur Gattung Oceania, und scheint, wenn sie nicht mit der ungenügend beschriebenen O. flavidula von Péron identisch ist, eine neue Art zu seyn, welcher der Verf. den Namen O. Blumenbachii giebt, und folgende Diagnose entwirft: O. campanulata, margine integerrimo, tentaculis 24 filiformibus ad peripheriam.

(Fortsetzung folgt.)

# Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 9. September.

Nro. 181. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1836.


## Uebersicht der neuesten Leistungen in der Mineralogie zur Bezeichnung ihres Standpunctes im Jahre 1835.

(Fortsetzung.)

Auf galvanischen Wege hat Bequerel [16]) Krystalle von Silberglanz, Kupferglanz, Zinkblende, Schwefelkies und Vivianit hervorgebracht. —

Zur Kenntniß der Pseudomorphosen sind von Zippe [17]) Beyträge geliefert worden. In den Przibramer Gängen fand er Eisenkies, Quarz und Brauneisenerz nach Formen von Baryt, Braunspath nach Formen von Kalkspath; in den Gängen von Mies Pyromorphit nach Formen von Bleyglanz (das Umgekehrte von den bekannten Bleyglanzkrystallen nach Formen des Pyromorphits), Quarz nach Formen von Kalkspath und nach hemiprismatischen Krystallen eines noch unbekannten Minerals; in den Gängen von Joachimsthal Eisenkies nach Formen von Sprödglaserz und Rothgült gerz. Glocker [18]) beobachtete Brauneisenerz in Formen von rhombischem Eisenkies (Tarnowitz in Schlesien), und Quenstedt [19]) Serpentin von Snarum in deutlichen Afterkrystallen von Olivin.

Auf einen bisher wenig beachteten Zustand des Starren hat Fuchs [20]) aufmerksam gemacht. Man war bisher gewohnt, die sogenannten dichten Mineralien als Aggregate unendlich kleiner Krystallindividuen anzusehen und bey sehr vielen ist auch diese Ansicht die richtige, indem sich die Uebergänge derselben zu den Krystallen in den zwischenliegenden krystallinischen Massen, welche aus erkennbaren Individuen zusammengesetzt sind, nachweisen lassen. Es giebt aber nach Fuchs auch dichte Massen, welche sich in dem vollkommen unkrystallinischen Zustande befinden, welchen er amorphen nennt. Dahin gehören z. B. der Opal, Obsidian, Pechstein, Bimsstein und Perlstein, Allophan, Pslomelan, Thraulit, Uranpecherz, und viele andere; unter den chemischen Erzeugnissen der Mineralkermes, lange geschmolzener und in Wasser gegossener Schwefel, glasige arsenichte Säure, Queckstlbermohr und alle schleimigen und gallertartigen Niederschläge. — Der amorphe Zustand ist von wesentlichem Einfluß auf das chemische Verhalten und begünstigt im Allgemeinen die Einwirkung chemischer Agentien auf nassem Wege. So ist der Opal (die amorphe Kieselerde) in Kalilauge ziemlich leicht auflöslich, während der Quarz (die krystallisirte Kieselerde) nur schwer angegriffen wird, so werden geschmolzener (amorpher) Granat und Vesuvian von Säuern leicht zu Gallerte aufgelöst, während sie denselben im krystallisirten Zustande hartnäckig widerstehen. Daraus geht neuerdings hervor, was die Chemiker schon oft

16) Annal. de Chim. T. LIII 1833. p. 105. L'Institut T. I. 1833. p. 274. Glockers Jahreshefte 3.

17) Verhandlungen der Gesellschaft des Vaterländischen Museums in Böhmen. Prag 1832. S. 43. Leonhards Jahrb. 1834. p. 553.

18) Jahreshefte 1 u. 2. S. 42.

19) Poggendorffs Ann. B. 36. 1835. S. 370.

20) Bayerische Annalen 1833. Nr. 51. Schweigger Seidel N. Jahrb. d. Chem. u. Phys. B. VII. H. 7 u. 8. Poggendorffs Ann. B. 31. p. 577 ff.

beobachtet haben, daß die Krystallisation, wie eine repulsive Kraft, der chemischen Verbindung der Körper entgegenwirke, und Fuchs gelangt weiter zu dem wichtigen Schluße, daß jeder chemischen Verbindung die Entstaltung oder Deformation der Mischungstheile vorausgehen müße. Der amorphe Zustand kann aber, wie der krystallinische, ebensowohl auf trocknem, wie auf nassem Wege hervorgebracht werden, und man kann die Entstehung auf dem erstern die Verglasung (Vitrificatio), die auf dem letztern aber die Gerinnung (Coagulatio) nennen. — Amorphe Körper zeigen sehr häufig einen schnelleren oder langsameren Uebergang in den krystallinischen Zustand und Fuchs hält namentlich das Erglühen gewisser Körper in einer bestimmten Temperatur, mit welchem sie ihre frühere Auflöslichkeit ganz oder großentheils verlieren, für eine Erscheinung, welche in dem Uebergang vom amorphen zum gestalteten Zustande ihren Grund hat. Der amorphe Zustand bedingt aber nicht nur ein verschiedenes, chemisches Verhalten, auch wesentliche Veränderungen im spec. Gewicht, in der Härte, Strahlenbrechung u. a. physischen Eigenschaften werden dadurch hervorgerufen. Fuchs ist demnach der Ansicht, daß man amorphe und krystallisirte Mischungen nicht als derselben Species angehörig betrachten könne, und schlägt vor, die ersteren Afterspecien zu nennen, weil die Gestaltlosigkeit keine positive Eigenschaft sey und, da also den gestaltlosen Körpern ein Merkmal der specifischen Differenz fehle, sie mit den gestalteten nicht in gleichen Rang gesetzt werden könnten.

In Beziehung auf die übrigen physischen Eigenschaften sind die Verhältnisse der Härte Gegenstand der nähern Untersuchung geworden. Das vorzüglichste Resultat der darüber von Frankenheim [21]) angestellten Versuche ist, daß alle krystallographisch gleichartigen Flächen einerley Härte haben, daß aber auf jeder Fläche die Härte in verschiedenen Richtungen ungleich ist, und sich vorzüglich in der Richtung der Diagonalen anders verhält, als in der Richtung der Seiten, und daß unter ungleichartigen Flächen die geringste Härte immer derjenigen zukommt, welcher der vollkommenste Blätterdurchgang entspricht. So sind z. B. am Flußspath die Oktaederflächen weicher, als die Würfelflächen, am Kalkspath die des Prisma's härter, als die des Spaltungsrhomboeders ꝛc. Die mittlere Härte eines Krystalls ist also immer größer, als die auf Spaltungsflächen beobachtete. — Das specifische Gewicht der meisten Mineralien ist durch Breithaupt [22]) neu bestimmt worden.

Ueber den Einfluß der Electricität auf die Phosphorescenz der Mineralien sind von Pearsall [23]) Versuche angestellt worden. Er fand, daß durch elektrische Schläge Mineralien in der Wärme phosphorescirend wurden, welche es für sich nicht waren, und daß Flußspath, welcher durch Glühen seine Eigenschaft zu phosphoresciren verloren hatte, diese durch Elektrisiren wieder erhielt. Dabey zeigte sich auch die auffallende Erscheinung, daß von der Zahl der elektrischen Schläge verschiedene Farben des phosphorischen Lichtes hervorgerufen wurden, und daß einige Flußspathe, deren Farbe durch Erhitzen verschwunden war, dieselbe auf einige Zeit durch Elektrisiren wieder erhielten.

---

Den wichtigen Verhältnissen des Isomorphismus und Dimorphismus hat man besondere Aufmerksamkeit geschenkt und die Erfahrung hat dabey manchen schönen Beweis geliefert, wie durch umfassende Vergleichung und zweckmäßige Experimente

21) Die Lehre von der Cohäsion. Breslau, 1835.

22) Schweigger-Seidel. Neue Jahrbücher für Chemie und Physik. 1833. H. 16 und 18. Erdmanns und Schweiggers J. IV. 272.

23) Baumgartners Zeitschrift Bd. IX. 1831. S. 234. Glockers Jahreshefte 1 u. 2. S. 61 ff.

manche anomale Erscheinungen der Krystallisation in Beziehung auf die Mischung in Einklang gebracht werden können. Betreffend den Isomorphismus, so hat G. Rose in seiner Krystallographie einen Ueberblick der bis jetzt bekannten isomorphen Mineralien gegeben.

Es sind folgende Gruppen erkannt worden:

I. Im thesseralen System: 1. Kupfer, Silber, Gold, Goldsilber, Platin, Amalgam. 2. Bleyglanz, Selenbley, Selenkobaltbley, Selenqueckfilberbley, Selensilberbley. 3. Spinell, Zeilanit, Gahnit, Magneteisenerz, Franklinit, Chromeisenerz. 4. Almandin, Kanelstein, Grossular, gemeiner Granat, Melanit, Managangranat, Rothhoffit. 5. Lasurstein, Hauyn, Nosin. 6. Kupferfahlerz, Silberfahlerz. 7. Kobaltglanz, Nickelglanz, Nickelantimonglanz.

II. Im quadratischen System: 1. Zinnstein, Rutil. 2. Uranit, Chalkolith. 3. Scheelit, Scheelbleyerz, Molybdänbleyerz.

III. Im hexagonalen System: 1. Apatit, Pyromorphit, arsenikfaures Bleyoxyd. 2. Nephelin, Dauyn. 3. Tellur, Antimon, Arsenik. 4. Antimonsilberblende, Arsenikfilberblende. 5. Corund, Eisenglanz, Titaneisen von Arendal, Ilmenit. 6. Kalkspath, Bitterkalk, Talkspath, Mesitinspath, Manganspath, Eisenspath, Zinkspath.

IV. Im rhombischen System. 1. Antimonglanz, Operment. 2. Witherit, Strontianit, Arragonit, kohlensaures Bleyoxyd. 3. Olivenit, Libethenit. 4. Kaliharmotom; Barytharmoton. 5. Baryt, Cölestin, Bleyvitriol. 6. Bittersalz, Zinkvitriol.

V. Im klinorhombischen System: 1. Vivianit, Kobaltblüthe. 2. Zoisit, Pistazit, Mangan-epidot, Buklandit. 3. Diopsid, Sahlit, Hedenbergit, Augit, Rothbraunsteinerz, Akmit, Diallage, Broncit, Hypersthen, Uralit, Tremolit, Anthophyllit, Strahlstein, Hornblende. 4. Natrolith, Mesolith, Skolezit.



VI. Im klinorhomboidischen System: Albit und Periklin.

Vergleicht man die Krystallisation der in jeder Gruppe befindlichen Mineralien, so ersieht man, daß sie nicht nur gleich, d. h. auf gleiche Stammform bezüglich ist, sondern man erkennt auch, daß dabey dieselben Verhältnisse der Blätterdurchgänge vorkommen. Es scheint daher das Gesetz zu bestehen, daß vicarirende Verbindungen nicht nur relativ gleiche äußere, sondern auch gleiche innere, d. h. Spaltungsform besitzen.

Außer diesen isomorphen und analog zusammengesetzten Mischungen hat man noch mehrere andere gefunden, welche zwar auch isomorph sind, aber sonst keine chemische Aehnlichkeit besitzen, die auf ein gegenseitiges Vertreten derselben schließen lassen könnte. Seit längerer Zeit kennt man hinlängliche Beyspiele im thesseralen System. Ref. hat deren auch mehrere in den monoaxen Systemen nachgewiesen, wie Apophyllit und Anatas; Eisenglanz, Kalkspath, Kubdelophom und Kupferglimmer; Kupferkies und Braunit; Kupferglanz und Cordierit, Tinkal und Augit ꝛc.; Breithaupt hat noch einige dazu gefügt und das neueste Beyspiel liefert der Oerstedtit Forchhammers, [24]) welcher mit dem Zirkon isomorph ist, ohne damit die geringste chemische Aehnlichkeit zu haben.

(Fortsetzung folgt.)

---

**Mémoires présentés à l'Académie Impériale des Sciences de St. Petersbourg par divers savans; et lus dans ses assembleés. Tome II. 1835. 4. 608. S. (6 Hefte).**

(Fortsetzung.)

2) Ueber einige auf der Halbinsel Taman gefundene fossile Knochen, von Dr. H. Rathke. S. 331 — 336 mit 1 Tafel.

Als der Verf. zu Kertsch das Museum für Alterthümer besuchte, bemerkte er daselbst mehrere fossile Knochen, die auf dem gegenüber liegenden Theile von

24) Karstens Archiv für Miner. Band VIII. H. 1. 1834. S. 229.

Asien, der Halbinsel Taman, gefunden wrdeon. Das Wichtigste darunter ist ein Schädel von einem Thiere aus der Familie der Walle, an dem nur der Unterkiefer, der Zwischenkiefer und der vordere größere Theil der Oberkieferbeine fehlen. Am ähnlichsten findet der Verf. dieses Fragment dem Schädel der jetzigen Balaenopteren, insbesondere aber, theils wegen der nur ganz allmähligen Verschmälerung von hinten nach vorne, theils wegen der großen Flachheit des Hinterhauptes, dem der B. boops und B. rostrata. Doch kommen an ihm Verhältnisse der Form und des Maaßes vor, wie sie weder bey dieser noch bey einer andern Art der jetzt lebenden Balaenopteren statt zu haben scheinen.

Die übrigen fossilen Knochen im erwähnten Museum stammen fast alle vom Elephanten her.

3) **Coleopterorum ab illustrissimo Bungio in China boreali, Mongolia et montibus Altaicis collectorum, nec non ab ill. Turczaninoffio et Stchukino e provincia Irkutzk missorum illustrationes. Auctore Fr. Faldermann (S. 337 — 464 mit 5 kolorirten Steindrucktafeln).**

Unter den in der Provinz Irkutzk, der Mongoley, dem nördlichen China und dem Altaigebirge von den oben genannten Sammlern zusammengebrachten Coleopteren hat Faldermann 101 Arten aufgefunden, welche er für neu ansieht und in dieser Abhandlung beschreibt. Darunter sind

1) Pentamera, und zwar:
   a) Carabici mit 11 Arten.
   b) Sternoxi „ 3 „
   c) Nerophagi „ 3 „
   d) Lamellicornes mit 16 „
2) Heteromera mit 31 „
3) Tetramera und zwar
   a) Curculionides mit 11 „
   b) Capricornes „ 5 „
   c) Chrysomelinae mit 11 „
4) Trimeria „ 10 „

Fünf neue Gattungen sind durch diese Arbeit zugleich dem Verzeichnisse der Coleopteren hinzugekommen, nämlich Trematodes, Idiocnema und Estenomenus bey den Pentameren, Leptomorpha bey den Heteromeren, und Cyrtognathus bey den Tetrameren. Auf den gutgearbeiteten 5 Tafeln sind diese neuen Gattungen mit den Analysen, außerdem noch mehrere von den neuen Arten dargestellt.



4) **Ueber einige Vögel von Chili, beobachtet im März und Anfang April 1827, durch F. H. v. Kittlitz. Fortsetzung (S. 465 — 572) mit 5 kolorirten Tafeln.)**

Als 5 neue Vogelarten aus Chili werden aufgeführt: Tamnophilus lividus, Sturnus aterrimus, Alauda fissirostris, Fringilla arvensis und Anas chalcoptera.

II. Botanische Abhandlungen.

1) **Verzeichniß der im Jahre 1832 im östlichen Theile des Altai-Gebirges gesammelten Pflanzen. Ein Supplement zur Flora altaica von Al. v. Bunge. (p. 523 — 608.)**

Der gelehrte Hr. Verf., rühmlichst bekannt durch seine früheren Reisen mit Ledebour im Altaigebirge und mit der Karawane in China, besuchte den östlichen Theil der eben erwähnten Gebirgskette zum zweyten Male im Sommer 1832 und giebt hier die Resultate seiner Ausbeute, als Nachtrag zur Flora altaica. Unter den 366 aufgeführten Arten sind viele neue aufgezählt. Natürlich ist die Arbeit keines Auszugs fähig, nur was der Herr Verf. über die Gattung Potentilla äussert, erlauben wir uns kurz zu erwähnen. Er glaubt nämlich, sich durch vielfache Beobachtungen an lebenden wildwachsenden Pflanzen überzeugt zu haben, daß namentlich in der Abtheilung mit gefiedert zerschnittenen Blättern von einigen Autoren neuerer Zeit viel zu viele Arten gesondert worden seyen. Von Potentilla viscosa fänden sich durch die pensylvanica, strigosa, conferta, approximata, sericea, dasyphylla, songarica, multifida bis zur verticillaris alle Uebergänge, mediantibus varietatibus nec non innumeris a cel. Lehmann, in hac re facillimo, sic dictis speciebus novis americanis. Durch Vergleichung der Prescott'schen Sammlung, welche alle in Nordamerika neuerlichst entdeckte Arten enthalte, sey er nämlich auch zur Gewißheit gelangt, species hujus categoriae, ab auctoribus, inter quos cel. Lehmann excellit, constitutas, maxima ex parte factitias esse. Wir stimmen im Allgemeinen vollkommen der Mennung bey, daß in der Gattung Potentilla gegenwärtig zu viele Arten aufgestellt seyen, ob aber die Vereinigung derselben so gar weit getrieben werden dürfe, und ob des Hrn. Verfassers vorgeschlagene Kennzeichen, insofern sie auf Gestalt des Kelches und der Deckblättchen und der Farbe der Blumenkrone beruhen, sich konstanter bewähren möchten, als die bisher angewandten, wagen wir doch nicht zu entscheiden. Die artenreichsten Familien sind auch in diesem Nachtrage, wie früher in der Flora altaica selbst, Caryophyllaceae, Cruciferae, Labiatae, Leguminosae, Ranunculaceae, Rosaceae, Scrofularinae, Synanthereae, Umbelliferae.

(Schluß folgt.)

# Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 10. September.

Nro. 182. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1836.


## Uebersicht der neuesten Leistungen in der Mineralogie zur Bezeichnung ihres Standpunctes im Jahre 1835.

(Fortsetzung.)

Daraus ergiebt sich ein richtiger Satz, nämlich:

> daß die Krystallreihen verschiedener nicht vicarirender Specien in vielen Fällen gegenseitig ableitbar sind, auch wenn sie zu den monoaxen Systemen gehören;

(bisher hatte man das Gegentheil angenommen) und daß daher in diesen Systemen Isomorphismus nicht zu dem Schlusse auf chemische Aehnlichkeit berechtigen kann.

Es wird deshalb für die Zukunft nothwendig einen Unterschied zwischen isomorph und vicarirend zu machen. Vicarirende Mischungen und Mischungstheile sind immer isomorph, (oder isodimorph) — isomorphe (d. h. gleichgestaltete) aber sind nicht immer vicarirend.

Daß gleiche und vicarirende Mischungen dimorph vorkommen können, haben wieder mehrere Erfahrungen gelehrt, während andere gezeigt haben, daß bisher beobachtete Mischungen solcher Art von verschiedener Form, auch isomorph vorkommen.

Hr. Rose hat durch genaue Analysen der Fahlerze gezeigt, daß die silberhaltigen stöchiometrisch dieselbe Zusammensetzung haben, wie die nichtsilberhaltigen, wenn man die Verbindung $\dot{A}g$ mit $\dot{C}u$ vicarirend annimmt. Dieser Annahme stand aber vorzüglich die verschiedene Krystallisation des Glaserzes und des Kupferglanzes entgegen, da ersteres thesseral, das letztere aber rhombisch krystallisirt. Ausserdem mußte der Analogie wegen das Mischungsgewicht des Silbers nur halb so groß genommen werden, als bisher geschah. Nun haben aber Versuche von Mitscherlich [25]) und G. Rose gezeigt, daß man durch Schmelzen von Kupferglanz auch Oktaeder erhalten könne, wie sie natürlich im Glaserz vorkommen und G. Rose hat erkannt, daß der Silberkupferglanz $\dot{C}u \dot{A}g$ mit dem Kupferglanz $\dot{C}u$ isomorph sey. Durch diese Beobachtungen erklärt sich nun vollkommen das Vicariren von Schwefelkupfer und Schwefelsilber in den Fahlerzen und es wird deshalb das Atomengewicht des Silbers nur halb so groß angenommen, als früher. Daß gediegen Antimon und Arsenik isomorph sind, hat Breithaupt gezeigt und daß ihre Verbindungen mit Schwefel als $\dddot{R}$ vicariren, haben viele Analysen erwiesen, wenn auch wirkliche Isomorphie von Antimonglanz und Operment bis jetzt nicht genau auszumitteln war. Entgegenstehend waren aber die Krystallisationen der analogen Verbindungen von $\ddot{A}s$, arsenichte Säure, und $\ddot{S}b$, Antimonoxyd, weil man die erstere nur in thesseralen, letztere nur in Formen des rhombischen Systems kannte. Nun hat Wöhler [26]) diese Anomalie ausgeglichen, indem er Krystalle von arsenichter Säure beobachtete, welche nach Mitscher-

25) Poggendorffs An. B. 28. 1833. S. 427.

26) Poggendorffs An. 1832. B. 26. Nro. 9.

lich mit denen des Antimonoxyds sehr nahe übereinstimmen. Umgekehrt haben G. Rose und Mitscherlich auch das Antimonoxyd in oktaedrischen Krystallen beobachtet.

Solche Erfahrungen zeigen, wie die Wissenschaft gefördert wird, wenn man nicht einseitig zu Werke geht, und liefern immer neue Beweise, wie Krystallographie und Chemie sich die Hand bieten müssen, wenn die Mineralogie vorwärts kommen soll. Hierher gehört ferner die interessante am Junkerit gemachte Beobachtung Dufrenoy's, [27]) daß das kohlensaure Eisenoxydul, welches gewöhnlich rhomboedrisch krystallisirt, auch in Formen des rhombischen Systems vorkommt, und zwar in solchen, welche mit der Krystallisation des Arragonits isomorph sind. Man hat also ein zweytes Beyspiel, welches die Isomorphie dieser Carbonate in zwey Krystallsystemen bestätigt, und ein drittes liefert der Plumbocalcit Johnston's, [28]) welcher rhomboedrisch in der Form des Kalkspaths krystallisirt und aus kohlensaurem Kalk und kohlensaurem Bleyoxyd zusammengesetzt ist.

Mehrere noch nicht erklärte Anomalien der Krystallisation vicarirender Mischungen dürften ebenfalls im Dimorphismus ihren Grund haben. Dahin gehört die Krystallisation des Braunit $= \ddot{\dot{M}}n$, welcher nicht rhomboedrisch, wie das Eisenoxyd krystallisirt, sondern in Formen des quadratischen Systems. Ferner die Krystallisation des Hausmannit $= \dot{M}n + \ddot{\dot{M}}n$. welche nicht thesseral, wie das analoge Magneteisenerz, der Spinell ꝛc. sondern auch quadratisch krystallisirt. Auch der Kupferantimonglanz zeigt nicht den Isomorphismus mit dem Myargyrit, welcher der Mischung gemäß statt finden sollte. Er ist $\dot{C}u \dddot{S}b$ und krystallisirt rhombisch; der Myargyrit ist $\dot{A}g \dddot{S}b$, krystallisirt aber klinorhombisch. Aehnlich verhält es sich mit dem Scheelit $\dot{C}a \ddot{\ddot{W}}$ und dem Wolfram $\left.\begin{matrix}\dot{F}\\ \dot{M}n\end{matrix}\right\} \ddot{\ddot{W}}$, der erstere krystallisirt quadratisch, das letztere klinorhombisch.

Die Schlüsse, welche Breithaupt [29]) aus dem Vorkommen der Thonerde in den Amphibolen folgert, daß Thonerde und Eisenoxyd mit Talkerde, Kalkerde, Eisenoxydul ꝛc. vicariren und isomorph seyn können, sind unrichtig, da wohl ein Vicariren der Thonerde mit der Kieselerde in diesen Verbindungen indicirt ist, bey der Annahme eines Vicarirens derselben mit der Kalkerde ꝛc. aber eine ganz verschiedene Mischung entstehen würde. Seine Annahme, daß Schwefel, Arsenik und Antimon isomorph seyen, und trimorph vorkommen, bedarf einer näheren Untersuchung. So weit die Winkel vom Arsenikkies und rhombischen Eisenkies bekannt sind, zeigen sie zu merkliche Abweichungen, um für isomorph oder homöomorph im engern Sinne gehalten werden zu können. Breithaupt führt selbst an: Eine große Differenz unter den Prismen besteht allerdings, man hat sich jedoch hiebey mehrerer Umstände zu erinnern. So können bey andern Krystallisationssystemen die Prismen gar nicht für Homöormophie in Betracht kommen. Es weichen ferner die Domen der Brachydiagonale nur wenig von einander ab ꝛc. — Was aber Breithaupt Prismen nennt, können eben so gut Domen seyn und umgekehrt. Es kommt nur auf die Stellung an, die man dem Krystall geben will. Auch erkennt er den Isomorphismus von Magnetkies, Haarkies, Arsenikkikel und Antimonnikel vorzüglich aus den hexagonalen Prismen, welche nach dem Obigen eigentlich nicht in Betracht kommen sollten (der Arsenikkikel wurde früher von Breithaupt für rhom-

27) Ann. de Chim. et de Phys. T. LVI. Juin 1834. S. 198. ff.

28) Schweigger Seidel. Neue Jahrbücher. Band IV. S. 434.

29) Erdmanns Journal Bd. IV. 1835. S. 249 ff.

bisch gehalten, nach den neuesten Messungen ist aber seine Krystallisation rhomboedrisch).

Die weiter entwickelte Annahme einer Isomorphie der Tantalsäure und der Scheelsäure und einer Dimorphie derselben, gründet sich auf Vergleichung von Mischungen, die nicht analog zusammengesetzt sind, denn vertauscht man im Yttertantal oder Fergusonit die Tantalsäure mit der Scheelsäure, so werden ihre Mischungen $\dot{Y}^3 \dddot{W}$ und $\dot{Y}^6 \dddot{W}$, wenn wir die übrigen Basen nicht beyfügen wollen; der Scheelit aber ist $\dot{Ca} \dddot{W}$. Der angeführte Isomorphismus von Fergusonit (haplotyper Synaphin) und Scheelkalk gehört daher zu den oben angeführten Erscheinungen gleicher Gestalten ohne Vicariren. — Breithaupt basirt auf die angeführten Beobachtungen die Annahme, daß unter gewißen Bedingungen jede chemische Substanz eines jeden Krystallsystemes fähig sey und daß also auch ein Nexus dieser Systeme bestehen müße, welcher anders nicht, als durch eine krystallographische Ableitung aller Systeme aus einem gedacht werden könne. — Wir wollen das Letztere nicht verwerfen, glauben aber, daß eine andere als die gegenwärtige Breithaupt'sche Progressionstheorie die Erklärung davon wird geben müssen.

(Fortsetzung folgt.)

---

Mémoires présentés à l'Académie Impériale des Sciences de St. Petersbourg par divers savans; et lus dans ses assembleés. Tome II. 1835. 4. 608. S. (6 Hefte).

(Fortsetzung.)

III. Physikalische Abhandlungen.

Sur la dilatation de l'alcool absolu et de la carbure de soufre par la chaleur; par G. W. Muncke. Professeur de physique à Heidelberg, Membre honoraire pensionné de l'Academie. (lue le 5. Septembre 1834.)

Der Herr Verf. liefert in oben angezeigter Abhandlung die Bestimmung der Ausdehnung von 12 Flüßigkeiten durch die Wärme. Zehn derselben, nämlich: Wasser, Meerwasser, Alkohol, Schwefeläther, Steinöl, Ammoniak, Salzsäure, Salpetersäure, Schwefelsäure und Mandelöl sind schon in einer frühern Abhandlung in dem ersten Bande der „Mémoires présentés à l'Academie de St. Petersbourg p. 249 — 413 durch ihn mitgetheilt und hier nur in Resultaten kurz zusammengestellt. Diesen fügt er jetzt noch zwey ähnliche Bestimmungen für absoluten Alkohol und Schwefel-Alkohol bey.



Die Beobachtungen sind sämmtlich angestellt mit zwey thermometerähnlichen Glasgefäßen, in welche so viel Queckfilber zu der zu untersuchenden Flüßigkeit zugegossen wurde, als die Compensation der Ausdehnung des Glasgefäßes erforderte. Die Glasröhrchen der Apparate wurden mit einer in 200 Theile getheilten Scala versehen. Sie sind als die besten d. h. an allen Stellen gleich weiten unter einer großen Anzahl derselben ausgesucht.

Die Temperaturen der Flüßigkeit, in welche sie zu den Beobachtungen versenkt wurden, gab ein gleichzeitig mit eingetauchtes Greiner'sches Thermometer von 1/5 zu 1/5 Grad getheilt, dessen Nullpunct sehr nahe richtig war. Zur Ausgleichung der Temperatur mußte die Flüßigkeit während der Beobachtungen beständig umgerührt werden. Der Hr. Verf. erwähnt der thätigen Beyhülfe zweyer junger Männer von welchen der Eine vorzugsweise die Beobachtungen, der Andere die Rechnungen übernahm. Außer diesem findet man noch manche detaillirte Angaben den Apparat und die Beobachtungen betreffend. Letztere sind dann mit der von Young gegegebenen Differenzialformel, welche nach Potenzen der Temperatur die Volumänderung giebt, bis zu den 4ten Potenzen inclusive verglichen. Die Coefficienten-Bestimmungen ergaben sich aus je 4 Bedingungsgleichungen, in welche die Beobachtungen verwandelt wurden. Aus diesen Interpolationsformeln, die der Herr Verf. für das in aller Schärfe statt findende Gesetz der Ausdehnungen hält, sind dann nach der Methode der maxima die Puncte der größten Dichtigkeit abgeleitet, und anderweitige Folgerungen gezogen.

So weit im Allgemeinen der Gang der Untersuchung.

Es ist nicht zu verkennen, daß durch die ganze Arbeit, die mit vielem Fleiße durchgeführt ist, das Bestreben geht, unübertreffliche Resultate zu liefern.

Aber wir können, ohne dem Verdienste zu nahe zu treten, welches jede mit Wahrheitsliebe und Sorgfalt angestellte Beobachtungsreihe hat, nachweisen, daß zum wenigsten dieses Ziel nicht erreicht sey.

Um möglichst genaue Resultate aus Beobachtungen abzuleiten, ist vor Allem eine sorgfältige Untersuchung

der konstanten Fehlerquellen nöthig. Diese haben ihren Grund meistens in der Natur des benutzten Instrumentes. Soll daher eine Bestimmung innerhalb gewisser Gränzen zuverläßig seyn, so ist es nicht ausreichend, durch Wiederholung der Beobachtungen den zufälligen Beobachtungsfehler im Vergleiche mit der einmaligen Bestimmung zu vermindern, sondern man muß auch die Ueberzeugung geben, daß die auf alle Beobachtungen gemeinsam nachtheilig einwirkenden Umstände bis zu dieser beabsichtigten Grenze entfernt sind.

Dieses ist der bekannte Weg, den jede gründliche Erforschung der numerischen Verhältnisse irgend einer Erscheinung einzuschlagen hat, und unsre Zeit ist reicher an solchen gediegenen Forschungen im Gebiete der Physik als irgend eine frühere.

Um so mehr muß es befremden, wenn wir in vorliegender Arbeit, die Ansprüche auf möglichst große Genauigkeit macht, geradezu all dieß vermissen. Nirgends finden wir numerische Verbesserungen wegen kleiner noch in den Apparaten liegender Fehler. Nirgends eine aus Beobachtungen abgeleitete Grenze der Sicherheit der Bestimmungen.

Der Herr Verf. hat sich vielmehr durch eine irrige Ansicht dessen, was Reduction und Rechnung bey Beobachtungen soll, von dem rechten Wege ableiten lassen.

Er glaubt nämlich, daß die kleinen Fehler, die in den einzelnen Bestimmungen noch liegen mögen, durch die Gesetzmäßigkeit im Fortgange der von ihm benutzten Interpolationsformel eliminirt werden, und die Bestimmung so einen weit höheren Grad von Genauigkeit erhalte, als die ursprüngliche Beobachtung besitzt. Er spricht dieses in seinen ersten mémoires p. 295 ganz deutlich folgendermaßen aus, wo er sagt: „Allein wenn die Beobachtungen die gesuchten Größen bis zur 5ten Decimalstelle mit völliger Sicherheit gäben, so bedürfte es überall keiner Rechnung, indem diese eben die unvermeidlichen Fehler der Beobachtungen ausgleichen soll.“

Daraus erklärt es sich also, warum der Hr. Verf. bey Vergleichung der Rechnung und Beobachtung öfters 10 Zifferstellen ansetzt, während schon Abweichungen in der 4ten Zifferstelle vorkommen. Diese irrige Ansicht bedarf, wenn auch nicht vor den Augen des Sachkenners, doch deshalb einer Berichtigung, weil sie der Grundgedanke der vorliegenden Arbeit ist.

Wäre die angenommene Function der Volumänderungen durch die Temperatur das in der Natur existirende Gesetz, so würde allerdings dadurch, daß die Coeffizienten-Bestimmung auf einer großen Anzahl von Beobachtungen beruht, jeder durch die Rechnung gegebene Punct genauer seyn, als die unmittelbare Beobachtung desselben.



Aber wir dürfen nicht vergessen, daß es eine rein willkührliche Function ist, mit welcher der Herr Verfasser seine Beobachtungen vergleicht, eine Function, die sich nur durch den Erfolg als nahe zu übereinstimmend mit der in den Beobachtungen liegenden Gesetzmäßigkeit rechtfertigen soll, also zur genaueren Erkenntniß des Gesetzes nichts beytragen kann, sondern nur das, was durch die Beobachtungen erreicht ist, zur übersichtlichen Anschauung bringt. Dadurch wird es, wie wir glauben, deutlich, warum der Herr Verf. den Grad der Genauigkeit seiner Beobachtungen selbst so sehr überschätzt hat, wie er z. B. bey der Bestimmung der Ausdehnung des Wassers sagen konnte, er habe die Rechnung auf 10 Zifferstellen geführt, weil schon sehr schätzbare Bestimmungen vorhanden seyen, und er daher größere Genauigkeit als in jenen erreichen mußte. Ferner warum er seine Bestimmung des Punctes der größten Dichtigkeit des Wassers den sehr gründlichen Untersuchungen des Hr. Prof. Stampfer in Wien **) vorziehen konnte, und so noch manches Andere.

Bey der Untersuchung des absoluten Alkohols und des Schwefelalkohols hat der Herr Verf. die Glieder der 4ten Potenzen der Temperatur nicht mehr berücksichtigt. Dadurch entsteht für ersteren ein periodisch fortschreitender Unterschied zwischen Rechnung und Beobachtung. Die von ihm abgeleitete Differenzial-Gleichung stellt also seine Beobachtung noch nicht genügend dar. Zum Schluße der Abhandlung hat er vergleichende Beobachtungen über Brauchbarkeit des Alkohol, des Schwefel-Alkohol und Aether zu Thermometern, welche sehr niedere Temperaturen zeigen sollen, angestellt, nnd sich für den Schwefel-Alkohol entschieden. Auch hat er Scalen von 10 zu 10° berechnet, welche bey Thermometern von obigen Substanzen anzubringen sind, damit sie den Angaben der Lufttemperaturen proportional werden. Doch möchten für sehr niedere Temperaturen Metall-Thermometer noch immer vorzuziehen seyn.

Aus obiger Berichterstattung geht hervor, daß der Herr Verf. den Werth seiner Forschungen bedeutend überschätzt habe, daß aber doch manche seiner Bestimmungen den Physikern willkommen seyn werden, bis genauere, oder mit größerer Umsicht angestellte Untersuchungen dieselben ersetzen.

---

*) Er berechnet sie 3°. 78046 und sagt, daß sie nicht niedriger als 3. 6 und nicht höher als 3. 9 liegen könne. (S pag. 306.

**) Welcher fand 3. 75 mit dem wahrscheinlichen Fehler ± 0. 05).

# Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 13. September.

Nro. 183. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1836.


## Uebersicht der neuesten Leistungen in der Mineralogie zur Bezeichnung ihres Standpunctes im Jahre 1835.

(Fortsetzung.)

Ein Beyspiel von Trimorphie scheint der Barytocalcit zu geben. Dieses Mineral krystallisirt nämlich klinorhombisch und da es aus gleichen Mischungsgewichten von kohlensauerm Kalk und kohlensauerm Baryt besteht, so wäre damit das Vorkommen des kohlensauern Kalk's in einer dritten Form angezeigt, wie das des Mitherits in einer zweyten. Als ein Verbindungsglied zeigt sich nach den Beobachtungen von Johnston ein Barytocalcit von Fallowfield in Northumberland und von Alston Moor, welcher nicht klinorhombisch, sondern rhombisch krystallisirt und nach Miller die Form des Arragonits hat. Indessen fehlen bis jetzt Winkelangaben, welche diese Annahme ganz zuverläßig machen.

---

Auf die Kenntniß der chemischen Zusammensetzung der Mineralien haben die Hülfsmittel einen wesentlichen Einfluß gehabt, welche der analytischen Chemie durch die Arbeiten von H. Rose, Berzelius, Fuchs, Mitscherlich, Berthier u. a. in der neuern Zeit geworden sind. Das Werk von Hrn. Rose über analytische Chemie (3te Auflage Berlin 1833 und 1834) verdient hier einer besondern Erwähnung.— Durch genaue Analysen sind viele bekannte Mineralspecien erst vollkommen bestimmt und viele neue erkannt worden. Auch hat die Chemie wieder manche unhaltbar gemacht und damit einen neuen Beweis geliefert, wie leicht man durch die physischen Eigenschaften, wo diese nicht ganz unzweydeutig erscheinen, getäuscht werden kann, und wie nothwendig es ist, besonders bey nicht krystallisirten Mineralien auf die Mischung zu achten, wenn nicht ephemere Species entstehen und Unsicherheit in die Wissenschaft bringen sollen.

Zu den größeren chemischen Arbeiten über die Zusammensetzung der Mineralien gehören in den letzten Jahren:

1. die analytischen Untersuchungen von Abich [30]) über den Spinell, Pleonast, Automolit, Chromeisenstein und Franklinit. Er weist nach, daß die früheren Analysen der ersten drey von Klaproth, Vauquelin, Berzelius, Collet-Descotils, Laugier, Ekeberg u. a. mehr oder weniger unrichtig sind, und daß diese Mineralien, wie auch Chromeisenerz, Franklinit und Magneteisenerz eine ihren Isomorphismus entsprechende analoge Zusammensetzung haben, welche man allgemein durch die Formel $\dot{R}\,\dddot{R}$ ausdrücken kann, wo für $\dot{R}$ in den verschiedenen Specien Talkerde, Eisenoxydul, Manganoxydul und Zinkoxyd, für $\dddot{R}$ aber Thonerde, Eisenoxyd und Chromoxydul zu setzen ist.

2. Die chemischen Untersuchungen von Herrn Rose [31]) über die Verbindungen des Schwefelantimons und Schwefelarseniks mit basischen Schwefel-

---

30) Poggendorffs Annalen. B. 23. S. 305.

31) Ebendas. B. 28. S. 435 und B. 30. S. 357 ff.

metallen. Die Resultate der ausführlichen und schwierigen Analysen dieser Verbindungen geben folgende Formeln:

1. Zinkenit = $\dot{Pb}\ \dddot{Sb}$
2. Miargyrit = $\dot{Ag}\ \dddot{Sb}$
3. Kupferantimonglanz = $\dot{Cu}\ \dddot{Sb}$
4. Plagionit = $\dot{Pb}^4\ \dddot{Sb}^3$
5. Jamesonit = $\dot{Pb}^3\ \dddot{Sb}^2$
6. Berthierit = $\dot{Fe}^3\ \dddot{Sb}^2$
7. Federerz = $\dot{Pb}^2\ \dddot{Sb}$
8. Pyrargyrit = $\dot{Ag}^3 \begin{cases} \dddot{Sb} \\ \ddot{As} \end{cases}$
9. Bournonit = $\dot{Cu}^3\ \dddot{Sb} + 2\dot{Pb}^3\ \dddot{Sb}$
10. Fahlerze = $\begin{matrix} \dot{Zn}^4 \\ \dot{Fe}^4 \end{matrix} \Big\} \begin{matrix} \dddot{Sb} \\ \dddot{As} \end{matrix} + 2\ \begin{matrix} \dot{Ag}^4 \\ \dot{Cu}^4 \end{matrix} \Big\} \begin{matrix} \dddot{Sb} \\ \dddot{As} \end{matrix}$
11. Sprödglaserz = $\dot{Ag}^6\ \dddot{Sb}$
12. Polybasite = $\begin{matrix} \dot{Ag}^9 \\ \dot{Cu}^9 \end{matrix} \Big\} \begin{matrix} \dddot{Sb} \\ \dddot{As} \end{matrix}$

3. Die Untersuchungen von Karsten [32]) über die Pyromorphite. Das Resultat ist, daß diese Bleyerze dieselbe Zusammensetzung haben, wie der isomorphe Apatit, wenn man Kalkerde mit Bleyoxyd vertauscht. Ihre Formel ist nämlich:

$$\begin{matrix} Pb\ Cl \\ \\ Ca\ F \end{matrix} \Big\} + 3\ \begin{matrix} \dot{Pb}^3 \\ \\ \dot{Ca}^3 \end{matrix} \Big\} \begin{matrix} \ddot{\ddot{P}} \\ \\ \ddot{\ddot{P}} \end{matrix}$$

Die übrigen Analysen bekannter Mineralien anzuführen, würde die Gränzen dieses Aufsatzes überschreiten, doch wollen wir kurz solcher erwähnen, welche durch die verbesserten chemischen Hülfsmittel zu einer von der frühern verschiedenen und richtigern

32) Schweigger-Seidel Jahrb. 1831. B. II. S. 1 ff.



Ansicht geführt haben, oder welche zum erstenmale angestellt wurden.

Arsenikkies von Schneeberg und von der Hasselhäue am Harz ist nach Hoffmann $Ni\ As^2$, so daß wir jetzt zwey Species dieser Verbindung kennen. Poggendorffs Annalen. 1832. Band 25. Stück 3.

Arotomer Arsenikkies ist nach demselben $Fe\ As^2$. Ebendas.

Bolus von der Halsbrücke ist nach Karsten $FSi^3 + 3$ Aq. Schweigger-Seidel. Jahrb. VI. S. 1 ff.

Disthen. Nach Beudant ist der weiße aus dem Zillerthal $A^2\ Si$, der sogenannte Sillimannit aber ASi. Letztere Formel findet auch Thomson für den Buchholzit von Chester am Delaware. Vanuxem giebt eine abweichende Analyse. Beudant Traité 2. ed. — Ann. des Mines t. 1. 1832. S. 175.

Göthit. Nach meiner Analyse ist dieses Mineral $\dddot{Fe}\ \dot{H}$. Wesentlich kommen damit überein Pyrosiderit, Lepidokrokit, Nadeleisenerz und alle Brauneisenerze in Formen von Eisenkies. Erdmanns J. 1834. Bd. 1. S. 186.

Kupfermanganerz. Berzelius berechnet aus Karstens Analyse die Formel $\dot{Cu}\ \ddot{Mn}^3 + 6\ \dddot{Mn}\ \dot{H}^3$. Jahresb. 13. S. 163.

Kollyrit von Weißenfels nach Kersten = $\ddot{M}^3\ \dddot{Si}^2 + 5\ \dot{H}$. Schweigger-Seidel. Jahrb. Band VI.

Krokydolith (Blaueisenstein) die Analysen von Stromeyer gaben: Kieselerde 50,81 — 51,64, Eisenoxydul 33,83 — 34,38, Manganoxydul 0,17 — 0,02, Talkerde 2,32 — 2,64, Kalkerde 0,02 — 0,05, Natrum 7,03 — 7,11, Wasser 5,58 — 4,01. Poggendorffs Ann. B, 23. St. 1.

Linsenerz. Nach Trolle Wachtmeister = $\dot{\dot{\dot{A}}}l\,\dot{H}^3 + 3\,Cu^4\,\dot{\dot{A}}s\,\dot{H}^8$ Berzelius. Jahrb. Bd. 13. S. 177.

Magnesia- und Mangan-Alaun aus Südafrika nach der Analyse von Stromeyer

$\left.\begin{matrix}\dot{Mg}\\ \dot{Mn}\end{matrix}\right\}\ \dot{\dot{S}} + \dot{\dot{A}}l\,\dot{\dot{S}} + 24\,\dot{H}$. Schweiger-Seidel. Jahrb. 1833. B. IX.

Nadelerz nach Frick = $\acute{C}u\,\acute{B}i + 2\acute{P}b\,\acute{B}i$. Poggendorff. Ann. 1834. B. 1.

Osmiridium. Nach Berzelius kommen in der Natur 3 verschiedene Verbindungen von Osmiridium vor, welche dieselbe Krystallisation haben. Sie sind Ir Os, Ir $Os^3$ und Ir $Os^4$. Die Krystallisation ist hexagonal. Jahresbericht 14. S. 179.

Nach Erdmanns Analysen ist der Striegisan Breithaupts nichts anders als Wavellit und und sein Pseudoapit wirklicher Apatit; nach Kersten gehören Breithaupts Polysphärit und Hedyphan zum Pyromophit. Nach Mitscherlich ist der Davyn und Cavolinit Monticelli's und Covelli's nichts anders als Nephelin. Der Pyrosmin Nordenskiölds ist der Triphilin von Fuchs, der Dysklasit Connel's unser Okenit. Der Pelokonit Richter's ergab sich als ein Gemeng. —

Die Analysen und Formeln der neu entdeckten Mineralien werden am Schluße dieser Uebersicht angeführt werden.

Die Grundsätze der Systematik hat Mohs ausführlich in seinem Werke: Leichtfaßliche Anfangsgründe der Naturgeschichte des Mineralreichs. Wien 1832 — abgehandelt. Die Arbeit ist vortrefflich, wenn man das ergänzt und beyzieht, was Mohs als nicht naturhistorisch unberücksichtigt läßt, nämlich die chemische Zusammensetzung der Mineralien.

Nach Glocker [33]) sind bey der Aufstellung eines natürlichen Systems nicht blos die physischen oder sogenannten naturhistorischen sondern auch die chemischen Eigenschaften zu berücksichtigen, und die Hauptaufgabe ist, die natürlichen Verwandtschaften aufzufinden. — Die physischen Eigenschaften werden bey den krystallisirten Mineralien, die chemischen bey den nichtkrystallisirten als von der größern Wichtigkeit angesehen. Die Berücksichtigung des chemischen Charakters muß in allen Fällen wieder eine Einschränkung erleiden, wo der physische Collectivcharakter (Habitus) mit dem isolirt dastehenden chemischen contrastirt, oder nach dem Standpuncte unserer Kenntnisse zu contrastiren scheint; in solchen Fällen gebührt dem physischen Charakter der Vorzug und er bestimmt die Entscheidung über die Stelle im System. — Diese Exception beym sogenannten Contrastiren ist die Brücke zu jeder Willkühr. Wenn wir von daher die Stellung des Diamants beym Korund, Spinell und ähnlichen rechtfertigen wollen, so müßen wir auch die des Graphit, Pyrosmalith, Vivianit, der Kobaltblüthe u. a. bey den Glimmern rechtfertigen u. s. w. In hundert Fällen gestattet die Natur bey den Mineralien keinen Schluß vom Aeußern auf das Innere; die sonderbarsten Contraste sind ihr wesentlich, sie liegen nicht allenfalls in unserm unvollkommenen Wissen, besonders dem chemischen, oder es müßte dieses für so mangelhaft geachtet werden, daß man darauf gar nicht Rücksicht zu nehmen hätte, was wohl Niemand behaupten wird. —

Ref. ist allerdings der Meynung, daß wenn ein System neben wissenschaftlicher Strenge so construirt ist, daß es dem Auffinden der Species möglichst wenige Schwierigkeiten entgegengestellt, es um so besser ist, aber dieser letztern Rücksicht darf man auf Kosten der wissenschaftlichen Strenge keine solchen Opfer bringen, daß man den Diamant neben dem Korund stellt, den Kohlenstoff neben die Thonerde. Die Natur hat uns gerade dadurch, daß sie den verschiedensten Mischungen häufig denselben Ha-

33) Isis 1834. S. 592.

bitus verliehen, darauf hingewiesen, vorzüglich in der Mischung nach Gleichartigkeit oder Ungleichartigkeit zu suchen.

Der Begriff von der sogenannten natürlichen Verwandtschaft kann nur durch Aehnlichkeiten begründet werden. Wo diese physische und chemische zugleich sind, da läßt sich von Verwandtschaft sprechen, in keinem andern Falle, oder man bezieht den Begriff auf specialia, welche zum Diffusen führen.

Diamant und Korund haben fast keine andere Aehnlichkeit, als daß beyde sehr hart sind, und das Licht so brechen, daß sie geschliffen wohl von Manchen für einerley gehalten werden mögen. Sollen nun wegen dieser Aehnlichkeit Kohlenstoff und Thonerde ähnlich seyn, oder soll man deßhalb zweifeln, daß der Diamant aus Kohlenstoff und der Korund aus Thonerde bestehe? — Wenn man zugesteht, daß die Mineralogie alle Verhältnisse und Eigenschaften, die physischen wie die chemischen an Mineralien zu würdigen habe, so muß man durchaus aufgeben, bey der Classification ein der Botanik und Zoologie analoges Verfahren befolgen zu wollen, man muß sich gewöhnen, den Diamant ebenso gut neben den Graphit zu stellen, wie man sich längst gewöhnt hat, die Form des Octaeders neben der ganz verschieden erscheinenden des Würfels zu sehen, man muß das Physische und Chemische, wo möglich in Verbindung und Abhängigkeit, zugleich sehen. Thut man dieses nicht, so trennt man das nächst Aehnliche, und vereinigt das entfernt Aehnliche, denn freylich läßt sich am Ende überall ein Grund für Aehnlichkeiten finden. — Das hier Gesagte gilt nur allgemein oder in Beziehung auf Glocker's älteres System. Die Details des neuesten sind noch nicht bekannt gemacht. —

Necker [34]) stellt ebenfalls den Grundsatz auf, daß die physischen und chemischen Verhältnisse der Mineralien auf gleiche Weise beachtet werden müßen, beschränkt aber mit einer eigenthümlichen Aengstlichkeit die Zulassung chemischer Versuche. Eine nicht zu rechtfertigende Ansicht desselben ist, daß jeder Species nur eine Krystallform zukommen soll und es also beym Kalkspath allein gegen 700 Specien giebt. Das Nähere hierüber hat Ref. in der Kritik des Werkes angeführt. —

Die neuen Mineralsysteme, welche von Weiß, Necker, Shepard, Presl, Sukuw, u. a. aufgestellt worden sind, beweisen, einmal, daß sich immer gewiße bemerkenswerthe Relationen unter den Naturproducten finden lassen, auch wenn man sie von den verschiedensten Gesichtspuncten aus betrachtet, und dann, daß unter den Mineralogen gegenwärtig wenig Einheit in den Classificationsprincipien statt findet, wie wir am Eingang dieser Uebersicht bemerkt haben. — Bey einigen dieser Systeme ist das, was daran gut ist, schon da gewesen. — S. über die Quellen Glocker's Jahreshefte I. B., worinn von den meisten das Skelett enthalten ist.

---

Was die Nomenklatur betrifft, so haben sich die Synonyma wieder bedeutend vermehrt. Es ist dieses auch ganz natürlich, weil, wie gesagt, fast jeder Mineralog sein eigenes System hat, und weil diejenigen, welche auf das System Alles halten, die bekannten Namen größtentheils unpaßend finden und also neue erschaffen. Man kann sich wirklich nichts Bunteres denken, als die gegenwärtigen Mineralnamen. Deutsche, griechische und manchmal auch lateinische Worte setzen sie auf das Mannigfaltigste zusammen. Ihre Bedeutung ist auch zuweilen eine sehr sonderbare. Wir wollen nur einige Beyspiele anführen. Das rhombische phosphorsaure Kupferoxyd, Werners Phosphorkupfererz, heißt bey G. Rose Libethenit, bey Mohs diprismatischer Oliven malachit, bey Glocker Phosphorocalcit, bey Breithaupt phosphatischer Oliven = Chalcit und bey Beudant Aphérèse von ἀφαιρεσις Subtraction, in Beziehung auf die Trennung vom klinorhombischen Kupferphosphat, welches also dann übrig bleibt, und deshalb Ypoleime, von ὑπόλειμμα Rest, Ueberbleibsel genannt wird!

(Fortsetzung folgt.)

---

34) Le Règne Minéral ramené aux méthodes de l'Histoire Naturelle. Paris 1835. I. II.

# Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 14. September.

Nro. 184. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1836.


## Uebersicht der neuesten Leistungen in der Mineralogie zur Bezeichnung ihres Standpunctes im Jahre 1835.

(Fortsetzung.)

Der Prismatoidische Bleybaryt Haidingers ist den Dioxylith Breithaupts; der Lanarkit Beudant's. Der Bleyvitriol ist der prismatische Bleybaryt von Mohs, der Bleiische Thiodinspath von Breithaupt und der Anglesit von Beudant. Der axotome Bleybaryt von Mohs heißt bey Breithaupt hemidomatischer Phyllinspath, bey Beudant Leadhillit. Das molybdänsaure Bleyoxyd, Pyramidaler Bleybaryt von Mohs, wird von Beudant Mellinose, von Breithaupt hystatischer Xanthin-Spath genannt u. s. f.

Wir müssen bey Beudants Namen anerkennen, daß er zum Zweck hatte, sie allgemein gangbar nnd brauchbar zu machen, was bey den Breithaupt'schen nicht der Fall ist, und einen kurzen und guten Namen zu geben, hat allerdings viele Schwierigkeiten. Indessen hätten sich doch manche bessere finden lassen, als er gewählt hat und mehrere derselben, wie z. B. Discrase von δύσκρασις, schlechte Mischung, für das Antimonsilber, Zinconise von Zinc und κόνις, Staub, für die Zinkblüthe, Ziguéline von Ziegelerz für das Rothkupfererz ꝛc. sind gewiß nicht annehmbar.

Wenn schon durch diese vielen Synonymen und das Durchschleppen derselben durch alle Handbücher das Studium der Mineralogie erschwert wird, so entsteht in mehreren Fällen noch größere Verwirrung dadurch, daß mit demselben Namen ganz verschiedene Mineralien belegt werden. So gab Turner den Namen Haidingerit einem wasserhaltigen Kalkarseniat, (Haidingers diatomes Gypshaloid, Breithaupts prismatoidischer Holotyp), Beudant giebt diesen Namen der von Berthier entdeckten Verbindung $Fe^3 \overset{'''}{Sb^2}$. Diese Verbindung heißt bey Haidinger und anderen Mineralogen Berthierit (Kies-Glanz Brtpt.), dagegen wird der Name Berthierit von Beudant einem gelatinirenden Eisensilicat beygelegt. Der Gmelinit ist nach Vauquelin und Berzelius ein ganz anderes Mineral als nach Thomson, welcher es auch Hydrolith nennt. Der Sarkolith Vauquelins ist nach Breithaupt mit dem Gmelinit identisch, dagegen ist der Sarkolith Tomson's und Brooke's ein von dem Gmelinit verschiedenes Mineral. [35])

Den Namen Phillipsit gab Levy einem Kalicharmotom. Dasselbe Mineral hat noch folgende Namen: Zeagonit, Gismondin, Zurlit, Abracit, Aricit, Normalin und Kalikreuzstein, bey Mohs und Haidinger staurotyper Kupferspath. Beudant giebt nun den Namen Phillipsit dem Bunt-Kupfererz. Breithaupt nimmt dem Zeagonit, welchen andere, namentlich Brooke, mit dem Philipsit vereinigen, als eine eigene Species an, vereinigt aber

35) Nach einigen soll auch Jakson's und Hayes Lederit (nach dem österreichischen Gesandten in den vereinigten Staaten, Herrn von Loderer benannt) mit dem Gmelinit übereinkommen.

damit den Zurlit. Dagegen ist der Zurlit oder Zurlonit nach Brooke Wollastonit.

Den Namen Berzeline giebt Necker einem gelatinirenden Silicat, von Beudant wird das Selenkupfer so genannt. Der Beudantit Monticelli's ist Nephelin, der Beudantine Levy's eine Verbindung von Eisenoxyd und Bleyoxyd.

Der Humboldtit oder Humboldtilith Monticellis's ist ein eigenthümliches Silicat, Levy gab diesen Namen dem Datholit von Sonthofen, Beudant dem Eisenoxalat. —

Wir könnten noch viele ähnliche Beyspiele anführen. Allerdings ist die Entstehung solcher Verwirrungen manchmal durch den Zufall herbeygeführt, indem bey gleichzeitiger Entdeckung dieselben Specien verschieden benannt, oder dieselben Namen verschiedenen Specien ertheilt wurden, noch öfter aber haben sie ihren Grund in einem oberflächlichen Entwerfen der Charakteristik, in ungenügender Vergleichung und am meisten in der Nichtbeachtung des chemischen Verhaltens und der Zusammensetzung.

Auch lateinische, griechisch-lateinische und latinisirte Namen sind von Schubert[36]) und Necker[37]) in Vorschlag gebracht worden.

So zweckdienlich diese Nomenklatur auch ist, so wäre doch wünschenswerth, daß sie nicht von Einzelnen eingeführt würde, denn so kann der Verschiedenheit der Ansichten zu Folge die Synonymik nur vermehrt werden, ohne daß dem Bedürfnisse einer allgemeinen Verständigung abgeholfen wird. Nach des Ref. Meynung wäre eine solche Reformation und eine neue Generaltaufe ein Gegenstand der Bearbeitung für einen Verein von Mineralogen. — Die Initiative dürfte vielleicht bey einer Versammlung der deutschen Naturforscher gegeben werden.

36) Geschichte der Natur. (Allgem. Nat. Gesch. 2te Aufl.)

37) Le Règne Minérale etc.



Die Namen Schubert's sind in vieler Beziehung von denen Necker's verschieden. So heißt z. B. um einige bekannte Species anzuführen:

| | bey Schubert: | bey Necker: |
|---|---|---|
| Anchydrit: | Theiochalix anydros, | Karstenia |
| Schwefelsaurer Strontian: | Theioxenos, | Celetina. |
| Witherit: | Deleterion Witherites, | Witheria. |
| Cryolith: | Coagulum nitrosum, | Cryolithos. |
| Blättererz: | Plumbum parachryseum, | Elasmosis. |
| Kupferglanz: | Cuprum sulfuratum, | Chalkosina. |
| Eisenspath: | Ferrum Menui, | Ferrispathum. |
| Lievrit: | Ferrum Aethalium, | Ilvaites. |
| Bleyvitriol: | Plumbum chalcanthicum, | Anglesites. |
| Bleycarbonat: | Plb. Psimmythium, | Cerussa. |
| Bleyscheelat: | Plb. Lycochalcum, | Scheelitina etc. |

Schuberts Namen beziehen sich, wo möglich, auf die von Plinius gegebenen. Da aber die Mineralogie der Alten höchst unvollkommen war, so wissen wir auch gar häufig nicht, welches Mineral bey ihrer Beschreibung gemeynt ist. Die von Plinius entlehnten Namen haben daher oft nur dunkle historische Bedeutung, wie z. B. Oritis (alcalinus und nitrodes) für Leucit und Analcim; man erfährt bey Plinius nur, daß Oritis ein kuglich gestalteter Stein war; Anteros für Arragonit, Limoniatis für Euklas, Eupetalos Iris für Wavellit, Taos (chalcoides) für Schillerspath, Argyrodamas für Flußspath ꝛc. Den Feldspath nennt Schubert Astrios, obwohl Güthe in einer mühseligen und weitläufigen Abhandlung bewiesen hat, daß damit der Sternsapphir gemeynt sey. — Unverändert hätten bleiben können Cerium, wofür Demetrium; Cobaltum, wofür Glaucochalcos; Bismuthum, wofür Thecochalcos; Tellurium, wofür Parachrysos etc.

Eine nicht unbedeutende Menge neuer Namen enthält Breithaupts Charakteristik des Universalsystems 3te Auflage.

Bevor wir, zum Schluße dieses Aufsatzes, die neu entdeckten Mineralien anführen, haben wir noch einige Verhältnisse zu berühren, welche von Einfluß sind auf die Bestimmung und Aufstellung von Specien überhaupt. Mehrere Mineralogen sind der Meynung, daß ganz kleine Winkeldifferenzen oder auch kleine chemische Differenzen für wesentlich genug gehalten werden müssen, um Specien dadurch zu charakterisiren und zu sondern, andere geben dieses in gewissen Fällen nicht zu, indem sie auf die unumstößliche Erfahrung hinweisen, daß Winkeldifferenzen sehr häufig in einer gestörten Krystallbildung, in der Aggregation von Individuen und vorzüglich in dem Auftreten vicarirender Mischungstheile begründet sind, und daß gewiße chemische Differenzen theils durch letztere, theils durch unwesentliche Einmengungen sich erklären.

Es entsteht aber die wichtige Frage, wie weit ein Vicariren von Mischungstheilen und die damit verbundene Winkelabweichung statt finden dürfe, ohne die Nothwendigkeit der Unterscheidung verschiedener Specien herbeyzuführen. — Kann Talkerde bey einer Species einen Theil der Kalkerde ersetzen, so kann sie wohl auch alle Kalkerde ersetzen, und dann wird z. B. der Kalkspath zum Magnesit. Giebt man nicht zu, daß diese Mineralien einer Species angehören, so frägt sich, wo die Gränze zwischenliegender Mischungen, über welche hinaus die eine oder die andere Species geltend wird. Das Mittel ist der Bitterkalk als CaC + MgC und seine Eigenschaften, sowie sein Vorkommen in der Natur (als Dolomit) geben alle Gründe, ihn als Species anzusehen. Nach dieser Annahme muß aber das Mittelglied zwischen Kalkspath und Bitterkalk auch Species seyn. Es ist:

(CaC + MgC) + CaC = MgC + 2 CaC; das Mittelglied von CaC und dieser Verbindung ist MgC + 3CaC und so bekommen wir eine Reihe, welche bis MgC + 12 CaC gehen kann, wenn wir sie auch nicht weiter führen wollen. Auf der andern Seite giebt es eben so viele Specien von CaC + MgC angefangen bis CaC + 12 MgC ꝛc. So wird es sich mit den andern Carbonaten, dem Eisenspath, Manganspath und Zinkspath, ja auch mit dem Bleyspath, Witherit und Strontianit verhalten. Die rhomboedrischen Carbonate allein könnten auf diese Weise 235 Specien liefern, welche nur zweygliedrig wären; sie könnten aber auch zwey und zweygliedrig seyn z. B. (CaC + MgC) + (f. C + MnC) und noch mehrgliedrig und das Ende der Reihe wäre kaum abzusehen. Wie hier verhielte es sich mit den Granaten, Epidoten, Amphibolen, Augiten ꝛc.

Nimmt man im Gegentheil an, daß das Vicariren zu keiner Absonderung von Specien berechtige, und daß, weil die Gränze eines partiellen Vicarirens nicht zu bestimmen ist, ein totales zugegeben werden muß, so gehören Kalkspath, Magnesit, Eisenspath, Manganspath und Zinkspath zu einer und derselben Species und gehen durch unzählige Zwischenglieder in einander über. [38])

Die Betrachtungen, welche wir hier auf die Mischungen angewendet haben, lassen sich vollkommen auch auf die Krystallisation anwenden (in so ferne diese damit zusammenhängt), nur ist dabey noch die große Schwierigkeit, daß wir bey kleinen Winkeldifferenzen gar nicht wissen können, ob sie wesentlich oder zufällig sind, da dergleichen sehr häufig verschiedene Individuen zeigen, welche wirklich zu derselben Species gehören. — Mit dem spec. Gewicht und andern Eigenschaften verhält es sich ähnlich, wenigstens nach unsern gegenwärtigen Bestimmungsmitteln.

---

38) Dieses Uebergehen, was auch statt findet, wenn man die genannten Mineralien als Specien betrachtet, ist wohl von dem zu unterscheiden, welches zu Werners Zeit angenommen wurde, wo z. B. das Glaserz durch das Sprödglaserz ins dunkle Rothgiltigerz und dieses weiter in's lichte Rothgiltigerz und dadurch in den Realgar übergehen konnte.

Man könnte zwar anführen, daß es sich mit Mischungen, wie CaC und MgC nicht viel anders verhalte, als mit den Formen Oktaeder und Hexaeder und daß der Bitterkalk dem Cuboktaeder vergleichbar sey, wie dann jede zwischenliegende Mischung ein Analogon wäre von der größern oder geringern Ausbildnng des Oktaeders oder Hexaeders in ihren Combinationen, man könnte die Mischungen eben so in Reihen bringen, wie es der geistreiche Mohs mit den Formen gethan hat, mit dem spec. Gewicht, der Farbe ꝛc., in Reihen, mittelst welcher eine Einheit erschaffen wird, in Beziehung auf welche keine Verschiedenheit statt findet. —

Damit würden allerdings die angeführten Schwierigkeiten aufgehoben, und einige Mineralogen haben auch nicht Anstand genommen, in dieser Weise die verschiedenen Granaten, Amphibole, Epidote ꝛc. zu vereinigen, bey den Carbonaten aber und den meisten übrigen relativ identischen Mischungen ist es bisher nicht geschehen. — Fuchs vereinigt dergleichen Mineralien in Gruppen, welche er Formationen nennt; diese Vereinigung ist gewiß zweckmäßig und hebt gewiße natürliche Verwandtschaften hervor; sie entscheidet aber nicht in der eben erwähnten Aufgabe über die Feststellung der Species.

Es ist hier nicht der Ort, weiter in diesen Gegenstand einzugehen, wir wollten nur seiner Wichtigkeit wegen darauf aufmerksam machen und sehen genaueren Erörterungen entgegen in den von Breithaupt und G. Rose versprochenen Handbüchern der Mineralogie.

Daß die erwähnten Schwierigkeiten nicht durch eine Vermehrung der Species, wie sie Breithaupt vorgenommen hat, gehoben werden, geht schon daraus hervor, daß dabey auf mögliche Zufälligkeit, als Grund von Winkeldifferenzen, wie oben angeführt wurde, so wie auf die Mischung keine oder zu wenig Rücksicht genommen wurde. Indem wir dabey auf dessen öfteres citirtes Werk verweisen, wollen wir nur einige Beyspiele anführen, welche zeigen sollen, auf welche Verschiedenheiten Breithaupt neue Species gründet.



Der oligone und siderische Carbonspath unterscheiden sich als Species durch eine Differenz von $0^{o}\ 3^{1}$ am Scheitelkantenwinkel des Rhomboeders und durch eine Differenz von 0,03 im specifischen Gewicht. Der histatische und brachytype Karbonspath unterscheiden sich durch eine Differenz von $0^{o}\ 2'\ 47''$ im Winkel und 0,06 im specifischen Gewicht. Der eumetrische und tautokline Karbonspath unterscheiden sich nicht im Winkel, aber durch etwas Perlmutterglanz des letztern und 0,05 im specifischen Gewicht. Der polymorphe und syngenetische Karbonspath unterscheiden sich fast nur durch eine Gewichtsdifferenz von 0,03, der epithematische und eugnostische nur durch eine Gewichtsdifferenz von 0,015. Da nun Breithaupt bey derselben Species öfters das specifische Gewicht innerhalb der Gränzen einiger Decimalen wechselnd annimmt, und ebenso die Differenz der Härte um einen halben Grad als unwesentlich erkennt, wie z. B. beym siderischen Karbonspath, wo das specifische Gewicht 3,775 — 3,911 und die Härte $4\frac{3}{4}$ — $5\frac{1}{4}$, so ist um so unbegreiflicher, warum ein anderesmal so kleine Differenzen wesentlich genug seyn sollen, um eigene Species aufzustellen. Indessen geben wir zu, daß wirklich verschiedene Species existiren können, welche in Krystallisation, Härte und specifischem Gewicht sehr nahe übereinkommen, dann ist aber ihre Differenz durch die chemische Zusammensetzung begründet und nur durch chemische Kennzeichen nachweisbar. Eine Characteristik, welche, wie die von Breithaupt, Mohs u. a. hierauf nicht eingeht, ist deshalb eine mangelhafte.

(Schluß folgt.)

# Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 15. September.

Nro. 185. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1836.


## Uebersicht der neuesten Leistungen in der Mineralogie zur Bezeichnung ihres Standpunctes im Jahre 1835.

(Schluß.)

Unter den in dem betrachteten Zeitraume entdeckten neuen Mineralien sind ziemlich viele noch nicht von chemischer Seite untersucht worden, oder wir kennen wenigstens keine vollständige Analyse davon. Da sich voraussehen läßt, daß manche derselben, wenn sie einmal analysirt sind, eine andere Bedeutung bekommen werden, als man ihnen gegenwärtig beylegt, so sollen sie hier nur namentlich aufgezählt werden. Es sind folgende [39]): Antrimolit Thomson, Atelestit Breithaupt, Batrachit Breithaupt, Chrysophan Brth., Chalilit Thoms., Galapektit und Gummit Brth. (Halloysit?), Harringtonit Thoms., Hepatinerz und Hyposklerit Brth., Johannit Haidinger (ein Uranvitriol), Kirwanit Thomson, Kimatin Breithaupt, Leelit Clarke, Lehuntit Thomson, Lincolnit Hitchcock, Metaxit Breith., Mikroklin Brth., Mornit Thomson, Monticellit Brooke, Nertschinskit Rasoumovski, Oosit Marx, Peponit, Pegmatolith, Pyknotrop und Plusinglanz Breithaupt, Poonhalit Brooke, Rhodizit G. Rose, Tephroit und Thuringit Breith., Uwarowit Heß, Valencianit Breith., Willemit Levy, Xanthit Thomson.

Zu den noch problematischen Specien gehören ferner der Danait Hayes, Gökomit Thomsons, der Hypochlorit Schülers und der Nakrit Thomsons. Den letztern Namen gab man früher einer Varietät von erdigem Talk. Die Analyse von Thomson gab: Kieselerde 64,44, Thonerde 28,84, Eisenoxyd 4,43, Wasser 1,00 (Fundort Brunswick in Nordamerika. $\left\{ \begin{matrix} A \\ F \end{matrix} \right\} Si^2 \Big\}$? — Der Phyllit Thomsons ist vielleicht ein einaxiger Glimmer; die Analyse gab: Kieselerde 38,40, Thonerde 23,68, Eisenoxyd 17,52, Talkerde 8,96, Kali 6,80, Wasser 4,80. Sehr zweifelhaft ist die Art der Zusammensetzung beym Seybertit und Wolchonskoit. Der Seybertit besteht nach Clemsons Analyse: aus Kieselerde 17,0 (?), Thonerde 37,6, Talkerde 24,3, Kalkerde 10,7, Eisenoxydul 5,0, Wasser 3,6; der Wolchonskoit Kämmerers nach Berthier's Analyse aus: Grünem Chromoxyd 34,0, Eisenoxyd 7,2, Talkerde 7,2, Kieselerde 27,2, Wasser 23,2. Scheint ein Gemeng von wasserhaltigen Silicaten von Talkerde, Eisenoxyd und Chromoxydul zu seyn.

Zum Augit gehören der Euchysiderit von Boyce und der Maclurit Nuttal's; zum Apophyllit der Oxahverit, zum Allophan der Elbuyarit von Sack.

Die übrigen, quantitativ analysirten Mineralspecien sind folgende: [40])

Aedelforsit, nach den Analysen von Hisinger und Beudant nahezu $C\,Si^3$. Schließt sich an

39) Vergl. Glockers Jahreshefte und Breithaupts Charakteristik. 3. Aufl.

40) Die neuen von Hrn. Rose anal. Schwefelverbindungen wurden schon oben angeführt.

den Wollastonit an, welcher C Si². (Beudant Min. 2. edit.)

Alumocalcit Breithaupt. Besteht nach Kersten aus: Kieselerde 86,60, Kalkerde 6,25, Thonerde 2,23, Wasser 4,00. Theilweise gelatinirend. (Jahrb. für Ch. B. VI. H. 1. u. 2.)

Amphodelit Nordenskiöld. Krystallisation rhombisch. $\left.\begin{matrix} C \\ f \\ mg \end{matrix}\right\}$ Si + 3 A Si (Berzelius Jahresbericht. 12.).

Antimonnikel Hausmann und Stromeyer. Krystallisation rhomboedrisch. Nach Stromeyers Analyse Ni Sb (Jahrbücher der Chemie. B. IX. 77.)

Brevicit. Berzelius. Nach der Analyse von Sondén $\left.\begin{matrix} N \\ C \end{matrix}\right\}$ Si² + 3 ASi + 2 Aq (Berzelius. Jahresb. 14.)

Cancrinit. G. Rose. Krystallisation thesseral. Anal. v. Hofmann: Kieselerde 38,40, Thonerde 32,04, Natrum 24,47, Kalkerde 0,32, Verl. 4,77. Rose Krystallographie. S. 156.

Chloritspath. Fiedler. Nach der Anal. von Erdmann $\dddot{Al}^3$ $\dddot{Si}$ + $\dot{Fe}^3$ $\dddot{Si}$. Journal für Chem. Bd. VI. H. 1. u. 2.

Chonikrit. Nach meiner Anal. nahezu $A^2$ Si + 3 $\left.\begin{matrix} Mg \\ c \\ f \end{matrix}\right\}$ Si + 2 Aq. (Erdmanns Journ.) Bd. II. S. 51.

Dermatin. Breithaupt. Nach der Anal. von Ficinus: Kieselerde 35,8 — 40,16, Talkerde 23,70 — 19,33, Eisenoxydul 11,33 — 14,00, Manganoxydul 2,25 — 1,16, Thonerde 0,41 — 0,83, Kalkerde 0,83, Natrum 0,50 — 1,33, Kohlensäure und Wasser 25,20 — 22,00. Glockers Jahreshefte 1. u. 2. S. 132.



Deweylit. Emmons. Nach Shepard: Kieselerde 40, Talkerde 40, Wasser 20. Vielleicht Mg $Aq^2$ + Mg $Si^3$. Ebend. H. 4. 445.

Dréelit. Dufrénoy. Krystallisation rhomboedrisch. Nach dessen Analyse: Schwefelsaurer Baryt 61,731, schwefelsaurer Kalk 14,274, kohlensaurer Kalk 8,050, Kieselerde 9,712, Thonerde 2,404, Wasser 2,308, Ueberschuß an Kalk 1,521. (Ca $\dddot{S}$ + 2 Ba $\dddot{S}$?) Annal. des Mines. 1835. T. VIII. 239.

Eisensulphate. H. Rose hat folgende von Meyen aus Chili mitgebrachte Eisensulphate analysirt:

1) $\dddot{Fe}$ $\dddot{S}^3$ + 9 $\dot{H}$ in hexagonalen Krystallformen.

2) $\dddot{Fe}^2$ $\dddot{S}^5$ + 18 $\dot{H}$ und

3) 2$\dddot{Fe}$ $\dddot{S}^2$ + 21$\dot{H}$.

Die beyden letztern Verbindungen sind nach Berzelius wahrscheinlich Gemenge verschiedener Salze und die Formeln daher unrichtig, wenn sie auch der Analyse mehr oder weniger entsprechen. Jahresbericht. 14. S. 200.

Fettbol. Freiesleben. Nach Kerstens Anal. Fe $Si^3$ + 3 Aq. Schwgg. J. B. VI. S. 31.

Hyazinthrothes Pechuran. Opalartig. Nach der Anal. von Kersten: Uranoxyd 72,00, Kalkerde 6,00, Phosphorsäure 2,30, Wasser 14,75, Kieselerde 4,26, Spuren von Mangan, Arsenikſäure und Flußsäure,

$\dot{Ca}^3$ $\ddot{\dddot{P}}$ + 2 $\ddot{\dddot{U}}$ $\dot{H}^9$ (?) Schweigger's Jahrb. 1832. Bd. VI. H. 1 u. 2.

Hydroboracit. Heß. Nach dessen Anal. = $\dot{C}^3$ $\dddot{B}^4$ $\dot{H}^9$ + $\dot{Mg}^3$ $\dddot{B}^4$ $\dot{H}^9$ Poggendff. Ann. 1834. B. XXXI.

Hypostilbit. Beudant. $\dot{Ca}^3$ $\dddot{Si}$ + 2 $\dot{M}$

$\dddot{Si}^3 + 18\ \dot{H}$ nicht gelatinirend. Beudant's Min. 2. ed. II. 119.

Iridium. Breithaupt fand das spec. Gewicht eines für gediegen Iridium gehaltenen Minerals 23,646. Nach Svanbergs Anal. enthält es: Iridium 76,85, Platin 19,64, Palladium 0,80, Kupfer 1,78. Poggendffs Ann. B. 34. S. 377.

Junkerit. Dufrénoy. fC in Arragonitform Ebenda. 661.

Kieselmalachit. Eine neue Spec. hat Berthier analysirt. Sie ist Ca $Si^2$ + 4 Aq. — Ann. de Chim. et de Phys. LI. 395.

Manganhyperoxydhydrat. Nach Berthier wesentlich $\ddot{Mn} + \dot{H}$. bräunlichschwarz, Pulver hell chokoladefarben. Ann. de Chim. 1832. Sept.

Marcelline. Nach den Anal. von Berthier (Var. v. Tinzen) und Berzelius $Mn^3$ Si. Beudant Min. 2 ed. 188. Ann. de Chim. 1832 Sept.

Melanochroit. Hermann. Krystallis. rhombisch $\dot{Pb}^3 \dddot{Cr}^2$. Pggdff. Ann. B. 28. 1833.

Michaelit. Webster. Nach dessen Anal. Kieselerde 83,65, Wasser 16,35 $\dddot{Si}\ \dot{H}^3$ (?) Glocker Jahresb. Bd. I. 431.

Ochran. Breithaupt. Nach Kerstens Anal. nahezu ASi + Aq. Jahrb. d. Ch. VI. 1 ff.

Onkosin. Nach meiner Analyse =

$$2\ \dot{K}a\ \dddot{Si}^2 + 3\ \left.\begin{matrix}\dot{M}g\\ \dot{f}\end{matrix}\right\}\dddot{Si} + 10\ \ddot{Al}\ \dddot{Si} + 8\ \dot{H}.$$

Erdm. J. B. II. 295.

Phenakit. Nordenskiöld. Krystallis. rhomboedrisch = G $Si^2$. Berzel. Jahresb. 13.156.

Pinguit. Breithaupt. Nach Kerstens An.

$$\left.\begin{matrix}F\\ A\end{matrix}\right\}Si^2 + 2\ Aq.\ (f\,Si^2)$$ Schwgg. J. 1832. B. VI. H. 1 u. 2. Berzel. Jahrsb. 13. 175.

Pissophan. Breithaupt. Nach der Anal. von Erdmann: Thonerde 35, 155, Schwefelsäure 12,700, Wasser 41,690, Eisenoxyd 9,738 ($\dddot{Al}^2\ \dddot{S} + 12\ \dot{H}^2$ gemengt mit Eisenoxydhydrat). N. Jahrb. B. II. 104.

Plumbocalcit. Johnston. Krystallis. rhomboedrisch. Schtlktw. nahe 105°. Kohlens. Kalk 92,2, kohlens. Bleyoxyd 7, 8. Berz. J. 12 172.

Pyrargyllit. Nordenskiöld. Nach dessen Anal.

$$\left.\begin{matrix}f\\ Mg\\ N\\ K\end{matrix}\right\}Si^3 + 4\ ASi + 4\ Aq.$$ Berz. Jhb. 12. 174

Pyrosklerit. Nach meiner Analyse =

$$\left.\begin{matrix}A\\ Ch\end{matrix}\right\}Si + 2\ \left.\begin{matrix}Mg\\ f\end{matrix}\right\}Si + 1\tfrac{1}{2}\ Aq.$$ Erdm. J. B. II. H. 1.

Ryakolith. G. Rose. Krystallis. der des Orthokas sehr ähnlich:

$$\left.\begin{matrix}\dot{N}a\\ \dot{K}a\end{matrix}\right\}\dddot{Si} + \ddot{Al}\ \dddot{Si}$$ Poggdff. Ann. B. 28. 151.

Sternbergit. Haidinger. Krystallis. rhomb. Nach der Anal. von Zippe: Silber 33,2, Eisen 36,0, Schwefel 30,0. Nach Berz. nahezu $\dddot{Ag}\ \dddot{Fe}$. Poggdffs Ann. B. 27.690.

Sphärostilbit = $\dot{Ca}^3\ \dddot{Si} + 3\ \ddot{At}\ \dddot{Si}^3 + 18\ \dot{H}$ gelatinirend. Beudant Min. 2 ed. II. 120.

Talksteinmark. Breithaupt. Nach Kerst. Anal. = $\ddot{Al}^3\ Si^2$. Schwggr. Jahrb. VI. 1 ff.

Tetradymit. Haidinger. Krystallis. rhomboedr. Nach Wehrle's Anal. Tellur 35, 24, Wismuth 59, 84, Schwefel 4, 92, woraus Berzelius die Formel $\dddot{Bi} + 2\ Bi\ Te^3$ berechnet. Poggdffs. Ann. B. 21. 595. Berz. Jhb. 12. 178.

Triphylin. Fuchs. Krystallis. klinorhomb. Nach dessen Anal. $\dot{L}^3\ \ddot{\dddot{P}} + 6\ \left.\begin{matrix}\dot{Fe}^3\\ \dot{M}^3\end{matrix}\right\}\ddot{\dddot{P}}$ Erdmann Jahrb. B. III. 98.

Vanadinsaures Bleyoxyd. Nach Berzelius Anal. $\dot{Pb}^2 \dddot{V}$ mit basischem Chlorbley. Poggendorff. Ann. B. 22. 60.

Voltzin. Fournet. Nach dessen Anal. $\dot{Zn}. + 4\,Zn$, übereinstimmend mit dem Freyberger Ofenbruch, welcher beym Verschmelzen von Zinkerzen sich bildet und nach Kersten dieselbe Zusammensetzung hat. Ann. des Mines 1833 III. 519.

Wismuthblende. Breithaupt. Krystallsystem. Nach Kerstens Analyse $= \dddot{Bi}^2 \dddot{Si}^3$. mit etwas Eisenphosphat und Fluorwismuth gemengt. Poggdffs. Ann. B. 27. St. 1.

Wörthit. Heß. $A\,Aq + 5\,ASi$. Berz. J. 12. 174.

Xanthit. Thomson. Krystallsystem klinorhombisch. Sehr nahe:

$$2\left\{\begin{matrix}C\\mg\\f\end{matrix}\right\}Si + \left\{\begin{matrix}A^2\\F^2\end{matrix}\right\}Si.$$ Berz. J. 12. 173.

Bibliotheca commentariorum in scriptores tam Graecos quam Latinos. Vol. I. Opera C. Sallustii Crispi cura Ernesti Julii Richter. Pars I. Conjuratio Catilinaria. Monachii imp. E. A. Fleischmann. 1836. VIII. und 504; oder unter dem Titel:

In C. Sallustii Crispi opera praeter fragmenta omnia commentarios virorum eruditorum cum variis lectionibus librorum tam manu scriptorum quam editorum praesertim codicis Erlangensis collegit, vitam auctoris et notitiam literariam praemisit, suasque notas et indices adjecit Ernestus Julius Richter, a. a. l. l. mag., philosoph. Doct., socc. litt. compl. sod., in universitate Erlang. professor. Pars I. Commentarius in C. Sallustii Crispi conjurationem Catilinariam. Monachii impr. E. A. Fleischmann. 1836.

---

Bey der Herausgabe einer Sammlung von Commentaren kann ein doppelter Weg eingeschlagen werden. Entweder wird es die Absicht des Herausgebers seyn, alles Wichtige, was bis zu einem gewissen Zeitpunkte zur Erläuterung eines Schriftstellers beygebracht worden ist, vollständig zusammenzustellen, um auf diese Weise den Leser in den Stand zu setzen, die früheren Leistungen zu überschauen und ihm den Besitz der einzelnen Ausgaben entbehrlich zu machen; oder er wird sich begnügen, eine Auswahl dessen zu geben, was für das Bedürfniß einer gewißen Klasse von Lesern, die er vorzugsweise ins Auge faßt, am geeignetsten erscheint. Das erstere Verfahren ist von vielen berühmten Philologen des vorigen Jahrhunderts angewendet worden, indem sie die Commentare der vorzüglichsten Interpreten vollständig mittheilten und auch aus den anderen das für Kritik und Erklärung Wichtige aushoben. In Folge dessen haben ihre Ausgaben, auch abgesehen von den mehr oder minder bedeutenden Beyträgen, welche die Herausgeber selbst zur Ergänzung des Mangelhaften lieferten, einen bleibenden Werth bis auf unsere Zeit behauptet. Der Verfasser des oben angeführten Buches geht von dem anderen Gesichtspunkte aus. Seine Absicht ist, Lehrern sowohl als Schülern ein brauchbares Buch zu geben, und er glaubt, für ihre Bedürfnisse am besten zu sorgen, wenn er bey jeder der Erläuterung bedürfenden Stelle bloß das Treffendste, was zu derselben von irgend einem Erklärer bemerkt worden ist, aushebt und durch eigene Beyträge die Interpretation vervollständigt. Für die Lehrer insbesondere will er noch eine vollständige Variantensammlung beyfügen. Mit Sallust habe er aber, sagt er in der Vorrede, den Anfang seiner bibliotheca commentariorum gemacht, weil von diesem Schriftsteller in neuester Zeit viele treffliche Ausgaben erschienen seyen, so daß es schwer werde, unter so vielem Guten das Beste herauszufinden, und er, indem er diese Mühe übernehme, einem Bedürfnisse zu Hülfe zu kommen glaube. Wir wollen die Frage, ob es löblich sey, vorzugsweise die Ergebnisse des Fleißes noch lebender Herausgeber auf solche Weise sich anzueignen, dahin gestellt seyn lassen und nur durch eine Prüfung des Einzelnen darzulegen suchen, wie der Verf. seine Aufgabe gelöst, und ob er durch sein Buch einem Bedürfnisse abgeholfen oder auch die Wissenschaft selbst gefördert hat.

(Fortsetzung folgt.)

# Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 16. September.

Nro. 186. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1836.


Prolegomena ad librum epistolarum quas mutuo sibi scripsisse Plinium juniorem et Trajanum Caesarem viri docti credunt. Scripsit Dr. Julius Held, Rector Gymnasii Suidnicensis. 1835. 28 S. 4.

---

Das zehnte Buch der Briefe des Plinius enthält, mit wenig Ausnahmen, nichts, das nicht nach dem heutigen Sprachgebrauche Bericht oder Rescript zu nennen wäre. Plinius, der gern die Feder führte, mag seine Berichte zum Theil selbst entworfen, oder wenigstens revidirt haben; von Trajanus war höchst wahrscheinlich an den Rescripten, die in seinem Namen ausgingen, nichts als die Unterschrift oder ein anderes Handzeichen. Die zwey merkwürdigsten Stücke dieser Sammlung, das Verfahren gegen die Christen betreffend, hielt Semler für unterschoben. Dieser Verdacht wird nun durch Hrn. H. auf die ganze Sammlung ausgedehnt. Unterschobene Briefe giebt es bekanntlich viele aus alter und neuer Zeit; von Berichten und Rescripten aber, die nicht etwa als Beweismittel, sondern bloß als Kunststücke wären unterschoben worden, hat man wohl noch kein Beyspiel; warum, ist nicht schwer zu errathen. Um so viel stärker aber müßten, um einen solchen Verdacht zu rechtfertigen, die Gründe dafür seyn.

Hr. H. setzt voraus, Plinius sey höchstens anderthalb Jahre Statthalter in Bithynien gewesen. Nothwendig ist dieß nicht, und theils die Absicht seiner Sendung, Vieles in dieser Provinz zu bessern, theils eine Stelle in dem Berichte über die Christen läßt einen längeren Aufenthalt vermuthen. Beschränkt indessen, wie Hr. H. diesen annimmt, scheint er ihm für die Menge der Schreiben und der Antworten doch zu kurz. Der ersteren sind nach ihm 55, der letzteren 45. Auf 18 Monate nur 55 Berichte und 45 Rescripte; das ist so wenig, nicht nur nach dem heutigen Maßstabe, sondern auch nach dem damaligen, der jenem nicht sehr ungleich ist, eigentlich ihm zum Muster gedient hat, daß wir vielmehr werden annehmen müssen, die Sammlung sey bey weitem nicht vollständig. Ob, was wir haben, auserlesene oder nur zufällig allein erhaltene Stücke seyen, muß dahin gestellt bleiben. Die entgegengesetzte Meynung, es sey die Zahl zu groß, hegt Hr. H. darum, weil er einerseits annimmt, die Gelegenheiten aus Bithynien nach Rom seyen gar nicht häufig gewesen; andererseits auch unwahrscheinlich findet, daß mit Einer Gelegenheit mehrere Berichte seyen abgeschickt worden. Jenes beruht auf der Voraussetzung, Plinius habe sich der kaiserlichen Postanstalt (cursus publicus) überhaupt selten bedient. Dieß geht aber aus seinen Berichten nicht hervor, sondern nur, daß er zu nicht amtlichen Reisen und Sendungen die Postfreyheit nicht benützt habe. (Ep. 121.) Letzteres wird von Hrn. H. theils daraus geschlossen, daß, wenn mehrere Berichte zugleich abgeschickt worden wären, Plinius wohl ein alle aufzählendes Verzeichniß beygefügt haben würde; (gar unwahrscheinlich, da selbst die schreibseligste Zeit, die unsere, mit so etwas die Bedürfnisse des Geschäftsganges nicht vermehrt hat;) theils

daraus, daß der Statthalter, anstatt mehrere abgesonderte Berichte zu erstatten, mehrerley Gegenstände in Einen hätte fassen können; (dieß nur, wie in dem angeführten Beyspiele, Ep. 48, wo die Gegenstände Einer Geschäftsabtheilung, — hier der Bau-Section — angehörten;) theils endlich aus der Verschiedenheit der Schreibart, besonders der Anreden; (die sich wohl aus dem Unterschiede erklären lassen dürfte, der ohne Zweifel auch damals zwischen dem Geschäfts-Protokolle des Kabinets und der Kanzley war.)

Dieß sind die äußeren Gründe des Verdachts; die inneren hält Hr. H. für stärker. Er findet solche in der Schreibart, wie in der Anrede: Domine, die, nach einer Stelle im Panegyricus, von Trajanus abgelehnt worden sey. (Diese Ablehnung hat sich aber vermuthlich auf die mündliche Anrede allein bezogen, keine Aenderung in dem hergebrachten Kanzleystyle bewirkt. Man redet auch jetzt einen König schriftlich anders an als mündlich). Ferner in der hie und da vorkommenden Nachläßigkeit oder Gezwungenheit des Ausdrucks. (Diese liegt aber in der Natur des Kanzleystyles, der gleichwohl hier reiner und feiner ist, als vielleicht in irgend einer andern Sammlung von Acten-Stücken. Unter den Beyspielen führt Hr. H. mit Unrecht aus Ep. 86 an: Potuisti non haerere und übersetzt: Du konntest nicht in Verlegenheit seyn, gleich als hieße es: non potuisti.) Den Haupt-Einwurf gegen die Aechtheit nimmt aber Hr. H. aus dem Inhalte selbst. Wie sollte doch ein Mann wie Plinius, der hochbetraute Statthalter einer Provinz, so gar unnütze Fragen gestellt haben, die er bey eigenem Nachdenken, bey mäßiger Kenntniß der Gesetze, bey leidlicher Geschäftskunde, sich selbst genügend beantworten konnte? Wie ein Beherrscher des römischen Weltreiches zur Beantwortung solcher Anfragen sich herabgelassen und diese Antworten zum Theil so unbestimmt und seicht ertheilt haben? Unter den vielen Beyspielen, womit Hr. H. diesen Zweifel belegt,



ist keines, das den Verdacht der Unächtheit begründen kann, wofern man nur Folgendes im Auge behält. Was wir jetzt, (billig mit einem französischen Worte, weil es uns aus Frankreich kam,) Centralisation nennen, hat, wie es scheint, noch nicht unter den ersten Cäsaren, aber doch unter den Flaviern begonnen, und durch die Schreckensherrschaft des Domitianus schon einen sehr großen Bereich erlangt. Die guten, fast könnte man sagen, freysinnigen Fürsten, welche folgten, brachten zwar einen bessern Geist in die Staatsverwaltung, ließen aber die Formen unverändert, (die überhaupt im wesentlichen zu verändern weit schwerer ist, als man gemeiniglich glaubt.) Mochte Trajanus persönlich Statthaltern und Körperschaften die freyeste Bewegung gönnen, oder selbst wünschen: diese blieben gewohnt, auf Befehl zu warten, weil die Kanzley und das Kabinet des Kaisers gewohnt blieben, Befehle zu ertheilen, mithin Berichte zu erwarten. Nicht aus Unkunde fragt Plinius so oft an; was er etwa nicht wußte, darin half ihm der geschickte Mann, den er zum Adjutanten hatte, Nymphidius Lupus, dessen Beystand ihm Hr. H. mit Unrecht zum Vorwurfe macht. Die Anfragen sind in Gemäßheit des zur Gewohnheit gewordenen Geschäftsganges gestellt; aus eben diesem gehen die Antworten hervor, die allerdings oft sehr wenig sagen, weil damals der Gebrauch, „ad acta zu signiren“ oder „beruhend“ zu erklären, vermuthlich noch nicht aufgekommen war.

## Bibliotheca commentariorum in scriptores tam Graecos quam Latinos. etc.

(Fortsetzung.)

In dieser Hinsicht ist die Vorrede, mit welcher der Verf. das Buch eröffnet, nicht eben geeignet, günstige Erwartungen zu erregen. Derjenige, welcher es unternimmt, bey einem lateinischen Schriftsteller die Leistungen Anderer in Kritik und Interpretation zu prüfen und unter der Fülle des sich darbietenden Stoffs das Vorzüglichste aufzufinden und zu würdigen, muß doch wohl

selbst vor Allem mit einer tüchtigen Kenntniß der lateinischen Sprache ausgerüstet seyn. Daß dieß aber bey Hrn. R. nicht der Fall ist, zeigen schon die wenigen Seiten der Vorrede zur Genüge, da man hier sogar auf Fehler stößt, wie sie bey den besseren Schülern oberer Gymnasialklassen wenigstens in wohleingerichteten Lehranstalten nicht mehr vorzukommen pflegen. Wollte man auch über sonderbare Wortstellungen und Wendungen oder über Ausdrücke wie huc usque für adhuc, solum modo für solum; non haurire posse für haurire non posse; prava religio als Synonymum von negligentia; praeterlabi von der Zeit und dergleichen hinwegsehen, so muß es doch höchst befremdlich erscheinen, wenn man hier solche Barbarismen liest wie das öfters vorkommende singulus quisque, oder singulus quidam, oder nunc temporis, oder auch Constructionen, die Verstöße gegen die gewöhnlichsten Regeln der Grammatik enthalten, wie: Neque id negamus, nos pro certo habuisse proque certo habendum esse censere, quod etc.; oder si reputamus — bibliopolam — sperare, fore ut conciliaretur, oder Ita, qui exemplum afferamus, conjicere se ait Kritzius etc., oder Quum de consilio bibliothecae comm. — in prospectu, quem vocant, publico egimus, eo officio nunc recte supersedere nobis videmur etc. Kann man wohl erwarten, daß ein Herausgeber, der so wenig Sicherheit im lateinischen Ausdrucke zeigt, geeignet seyn werde, bey einem Schriftsteller wie Sallust das Beste, was bis jetzt zur Erklärung desselben vorhanden ist, auszuwählen oder etwa Fehlendes selbst zu ergänzen?

Auf diese Vorrede folgt: 1. S. 1 — 39 die auf dem Titel angekündigte Lebensbeschreibung Sallust's, die aber nicht, wie man aus den Worten: vitam auctoris praemisit, vermuthen könnte, von dem Herausgeber verfaßt ist, sondern auctore Fr. Doroth. Gerlach, d. h. aus Gerlach's Ausgabe abgedruckt, hin und wieder mit einer Note des Herausgebers oder eines andern Interpreten;

2. S. 40 — 92 ein recensus librorum manu scriptorum aus Gerlach's Ausgabe abgedruckt. Angehängt ist eine Note aus Kritzen's Vorrede über die von ihm zu Rathe gezogenen Handschriften und eine Beschreibung des früher von Hufnagel, jetzt vollständiger vom Herausgeber verglichenen Cod. Erlangensis.

3. S. 93 — 115 Recensus librorum editorum, quibus usi sumus, Aufzählung und zum Theil Beschreibung der Ausgaben, welche dem Herausgeber zur Hand waren.

4. S. 116 — 130 de fide atque auctoritate Sallustii in conjuratione Catilinae enarranda. Wörtlicher Abdruck aus Gerlach's Ausgabe.

5. S. 131 — 142 quomodo in belli Jugurthini historia versatus sit Sallustius. Wiederum wörtlicher Abdruck aus Gerlach's Ausgabe.

6. S. 143 — 174 de proprietate sermonis Sallustiani. Wörtlicher Abdruck aus Gerlach's Ausgabe.

Nachdem der Herausgeber auf diese Weise ungefähr ein Drittheil seines Buches aus Gerlachs Ausgabe zusammengesetzt hat, folgen seine Commentarii. Bey diesen hat er die Einrichtung getroffen, daß bey jedem Kapitel zuerst die variae lectiones angeführt werden, dann die erläuternden Anmerkungen folgen. Was die ersteren betrifft, so wäre es ohne Zweifel für den Zweck, den der Herausgeber hatte, hinreichend gewesen, die bedeutendsten anzugeben, da dem Lehrer im Allgemeinen nicht daran gelegen seyn kann, den ganzen Schwall von Fehlern der Abschreiber kennen zu lernen, und derjenige, welcher sich speciell mit der Kritik der Werke Sallust's beschäftigt, die Ausgaben von Gerlach u. a., in denen die Varianten verzeichnet sind, doch nicht entbehren kann. Indessen der Verf. will die Varianten vollständig geben, und wenn wir dieß auch aus dem eben erwähnten Grunde nicht passend finden, so könnte doch sein Buch mehreren Gelehrten durch den Vortheil größerer Bequemlichkeit willkommen seyn, wenn er hierbey gewissenhaft verfahren wäre und namentlich das bey Gerlach an vielen Orten Zerstreute vollständig zusammengestellt hätte. Dieß können wir aber nicht von ihm rühmen. So versichert der Verf. S. 78 in einer Note zu Gerlach's Beschreibung der Pariser Handschriften: Quibus e libris Parisinis quas lectiones variantes Gerlachius excerpsit, eas integras apparatui nostro critico s. l. adscripsimus, und eben so bey Gerlach's Erwähnung des Cod. Einsidelensis: Recepimus Einsidelensis quoque codicis varias lectiones, quas exscripsit Gerlachius in comm. Was soll man nun sagen, wenn man findet, daß der Herausgeber trotz dieser ausdrücklichen Versicherung nirgends die Lesarten der erwähnten Pariser Handschriften, nirgends die des Einsidler Codex eingetragen hat, ungeachtet der letztere so wie der Cod. Paris. Z. zu den ältesten und besten gehört? Aber auch in Hinsicht auf andere Handschriften finden wir oft Nachläßigkeit und Inconsequenz. Während hin und wieder selbst solche Schreibfehler wie nichil für nihil, oder michi für mihi mit namentlicher Angabe eines Cod. angeführt werden, muß der Leser sich anderwärts bey wichtigen Verschiedenheiten öfters mit einem vagen libri plurimi oder libri alii u. dgl. abfinden lassen, wie z. B. Kap. 11. extr. bey einer für den Sprachgebrauch wichtigen Stelle die Varianten folgendermassen angegeben werden: edd. vett. f. oo. it. med. aevi, sec. codd. magnam partem, etiam Erlang., exhh. nedum — (male iis accens. Gerl. cod. Erl., in qbs est ne) —; sq. e recentt. Kritzius, q. cf. ad h. l.; alii plerique, et scripti et editi, ne. Wer weiß nun, wenn er dieß gelesen hat, wofür die codd. entscheiden? Höchst auffallend ist es auch, daß der Herausgeber Gerlach's Ausgabe vom Jahre 1832, die insbesondere eine genauere von Orelli besorgte Kol-

lation des für die Kritik sehr wichtigen Cod. Einsid. und Turic. I. enthält, gar nicht benützt hat. Wie demnach dieser Theil der Commentare keineswegs befriedigt, so können wir auch das Verfahren des Herausgebers bey der Auswahl der erläuternden Anmerkungen oft nicht beyfallswerth finden. Wir geben als Beleg eine Uebersicht und Prüfung des gleich im ersten Kapitel Enthaltenen:

1) Lateinische Note über omnis nach Gerlach, Herzog und Kritz; 2) lateinische Note von Gruter; 3) lateinische Note von Müller; 4) deutsche Note von Herzog; 5) eine Stelle aus Seneka; 6) lateinische Note von Kortte; 7) deutsche von Herzog; 8) lateinische von Teller; 9) lateinische mit der Angabe viri docti; 10) lateinische von Kortte; 11) lateinische von Kunhardt; 12) lateinische von Kritz; 13) deutsche von Herzog; 14) deutsche von Herzog; 15) lateinische von Kritz; 16) lateinische von Valla; 17) lateinische von Kortte; 18) lateinische von Ascensius; 19) deutsche von Herzog; 20) lateinische von Kortte; 21) deutsche von Fabri; 22) deutsche von Herzog; 23) deutsche von Herzog; 24) lateinische von Gerlach; 25) lateinische von Kritz; 26) lateinische von Kortte; 27) lat. von Kortte; 28) lat. von Teller; 29) lat. von Kritz.

Prüfen wir dieses Gemengsel von Noten, so finden wir die Wiederholung des ganz unbegründeten Einfalls Gruter's, im ersten Satz animalibus wegzulassen, völlig unpassend; überflüßig die Stelle Senekas als Beleg zu veluti pecora; eben so die umschreibende Note Kortte's zu ventri obedientia; unrichtig die Note Teller's zu in animo et corpore: in animo cum corpore conjuncto, da hier vielmehr Geist und Körper getrennt gedacht werden; unrichtig die Note Kortte's zu animi imperio magis utimur, da dieß nicht bedeutet: animus justius imperat; bey der Note von Kritz zu vita ipsa ist gerade die Hauptsache, nämlich wie ipsa hier zu nehmen ist, von dem Herausgeber weggelassen worden; unpassend ist es, daß zu vita, qua fruimur, zwey Erklärungen angeführt werden, da sonst in viel wichtigeren Stellen nur eine Ansicht gegeben wird; die Erklärung von Ascensius zu memoria nostri ist selbst für Schüler überflüssig, da die Schulbücher jetzt darüber bessere Auskunft geben; die bey Gelegenheit des Wortes aeternus gegebene Note Herzog's über den Unterschied von aeternus, sempiternus, perpetuus und continuus gehört nicht hieher; unpassend ist es, daß zu mortales die Noten dreyer Herausgeber gegeben sind. Erklärungen wie zu procederet aus Kortte's Note prospere cederet, perficeretur sind ganz unöthig, da jedes Wörterbuch hier genügende Auskunft giebt. Es erhellt hieraus, daß selbst in diesem Kapitel, in welchem sich keine Schwierigkeiten vorfanden, die Wahl der Noten oft nicht befriedigend ist. Und während der Herausgeber in der Menge von Anmerkungen, die er zu den wenigen Zeilen dieses Kapitels excerpirt hat, viel Ueberflüssiges und Ungeeignetes mittheilt, findet doch der Ungeübte keine Erläuterung über das auf animus bezogene Neutrum alterum; oder über den Ausdruck virium opes, an dem selbst ein gelehrter Interpret Anstoß nahm; oder über die Hendiadys in clara aeternaque: oder über die auffallende Zusammenstellung utrumque – alterum alterius auxilio eget.

Wir wollen den Leser nicht mit einer ähnlichen Prüfung mehrerer Kapitel, die dasselbe Ergebniß gewähren würde, ermüden, sondern lieber an einigen Stellen, wo die Lesart streitig ist, zeigen, wie Hr. R. öfters in solchen Fällen bey der Auswahl der Noten verfahren ist. Kap. 9, 4. war bey der Stelle: Quarum rerum ego maxima documenta haec habeo, quod in bello saepius vindicatum est in eos, qui contra imperium in hostem pugnaverant, quique tardius, revocati, bello excesserant, quam qui signa relinquere, aut pulsi loco cedere ausi erant; von Kritz empfohlen worden, loco mit pulsi, nicht mit cedere zu verbinden, weil loco cedere keine entehrende und strafbare Handlung bezeichnen könne. Daß dieser Grund unrichtig sey, war seither durch viele Beyspiele nachgewiesen worden, wo loco cedere ausdrücklich als schimpfliche und strafbare Handlung erwähnt wird; eben so, daß der Sprachgebrauch für die letztere Verbindung entscheidet. Dasselbe zeigt auf's deutlichste die Gegenüberstellung der einzelnen Satzglieder. Denn wie die Worte qui contra imperium in hostem pugnaverant ihren Gegensatz haben in: qui signa relinquere ausi erant, so hat ihn revocati in pulsi und bello excesserant in loco cedere. Dennoch wiederholt der Herausg. bloß Kritzen's Note mit einer Sicherheit, als ob über die Richtigkeit derselben gar kein Zweifel sey.

Kap. 11. extr. geben einige Ausgaben: nedum illi corruptis moribus victoriae temperarent, andere: ne illi etc. Die Codd., die der Herausgeber hier freylich erstaunlich nachläßig behandelt hat (s. oben), entscheiden für ne; Priscian führt, wovon Hr. R. auch kein Wort sagt, die Stelle unter ne, aber auch bey nedum an. Ein Mal muß er sich also geirrt haben und nach aller Wahrscheinlichkeit da, wo er die Stelle überhaupt unvollständiger giebt, was an dem Orte der Fall ist, wo er sie bey nedum mittheilt. Ungeachtet also alle Gründe für ne sind, begnügt sich der Verf., bey den Varianten auf Kritz'ens Ausgabe, die nedum hat, zu verweisen, als ob diese in den Händen der Besitzer seines Buches nothwendig seyn müßte, und im Kommentar giebt er nedum-temperarent blos mit einer Note Herzog's über den Conjunctiv nach nedum.

(Schluß folgt.)

# Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 17. September.

Nro. 187. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1836.


Gothicae Versionis Epistolarum Divi Pauli ad Galatas ad Philippenses ad Colossenses ad Thessalonicenses primae quae supersunt. Ex Ambrosianae Bibliothecae Palimpsestis deprompta cum annotationibus edidit Carolus Octavius Castillionaeus. Mediolani Regiis typis MDCCCXXXV. 62. S. Text. 4.

---

(Fortsetzung)

## II. Artikel.

Durch die bisherigen Betrachtungen übergeleitet, wenden wir uns nunmehr zum zweyten Haupttheile unserer Anzeige, zur Prüfung dessen, was der gothischen oder ältest deutschen Sprachkunde durch den neuen castiglionischen Band grammatisch und lexikalisch, sey es als Bestätigung und Ergänzung, sey es als Berichtigung und Neues zugewonnen werde.

Wir glauben aber in diese Erörterung um so mehr ausführlicher eingehen zu dürfen, als auf dem Gebiete eines für die allgemeine Linguistik und Philologie äußerst wichtigen Sprachidioms die genaueste Prüfung des Einzelnen, wie die wohlumgränzte Ausbeute des neu Dargebotenen überblicklich zusammengestellt willkommen seyn muß.

Auch hier beginnt die Untersuchung wieder mit der Frage um die Sicherheit des Textes, so fern derselbe vom alten Schreiber herrührt. Dieser ist in den auch äußerlich nicht ohne Sorgfalt geschriebenen mailändischen Palimpsesten (man vergleiche die Nachbildungen hinter des Unterzeichneten Skeireins) im Ganzen sehr genau zu nennen, und wo, sey es durch Erlöschen der Schrift, sey es durch auffallende Vorkommnisse Zweifel entstehen, dienen die meist wieder, wie wir S. 340 sahen, doppelten Texte zur Berichtigung oder Bestätigung. Die oben S. 341 angedeuteten Lücken unsers vorliegenden Bandes entspringen fast sämmtlich aus dem Fehlen ganzer Zwischenblätter. Wenige kleinere mögen der Fahrläßigkeit des alten Schreibers zur Last fallen. Gal. 4, 7. fiel vor thandê sunus (*εἰ δὲ υἱός*) aus ak sunus, ïth (*ἀλλ' υἱός ... δὲ*), ähnlich wie R. 9, 15. nach gableithja fehlt thanei gableithja (*ὃν ἂν οἰκτείρω*). Vergleiche Mk. 10, 39.; J. 10, 18. 2. C. 3, 5. 4, 10. 13, 11. E. 5, 4. ꝛc. — Col. 1, 29. fehlt nach bi vaúrstv, vielleicht weil am Ende der Zeile gestanden, ein ïs; C. 2, 13. steht in B. obschon nicht am Ende der Zeile (doch vielleicht im Uroriginale) unfreidei statt des richtigen unfreidei|nái in A., während R. 9, 30. in A. galáubei (statt - nái) steht. G. 2, 5. vielleicht ähnlich ufhnáivein statt - ái. Es folgt ei. Th. 3, 27. fehlt in B. das nöthige alláim tháim (in A. ist Lücke für alláim sichtbar). Ph. 1, 29. steht hvêh nicht im griechischen Texte, doch ähnlich G. 6, 12. ei hvêh (ut modo). G. 4, 12. scheint aththan von V. 13, wo es fehlt, dem alten Schreiber hinaufgerathen.

Andere offenbare Schreibfehler sind im Ganzen unerheblich, auch meist vom Herausgeber, obschon in den Text mitaufgenommen, als solche in den Anmerkungen gekennzeichnet, aber immer lehrreich für anderweitige Wahrscheinlichkeiten. So G.

3, 29. in A. abrjans ſtatt arbjans (haeredes), woraus ſich vielleicht das Mtth. 5, 23. wirklich ſtehende und ſeltſame Unicum áibr (δῶρον, neben giba) ſtatt arbi erklären ließe, während Diez in ſeiner jüngſt erſchienenen ſchätzbaren Grammatik der romaniſchen Sprachen Th. I. S. 56 das im Portugieſiſchen ſtehen gebliebene aib (Gabe) dafür zum Belege in Anſchlag bringt. G. 5, 8. B. ſteht lathôdin ſtatt lathôndin (G. 1, 6. richtig), vielleicht aus ΛΔΦϘ⁀|ΔIN erklärlich. Aehnlich am Ende der Zeile geſtanden vielleicht C. 3, 5. A. luſtu ubila| ſtatt ubila*na* in B. — Beitis G. 5, 9. B. (ſtatt beiſtis) iſt wohl kaum mundartlich von einem Neutr. beit von beitan (mordere), wovon jenes bei'ſt (δυμή) auch kommt. Beitis iſt Schreibfehler wie Ph. 1, 15. B. háiftáis (ſtatt háifſtáis), entgegengeſetzt E. 5, 6. uslustô (ſtatt uslutô). G. 5, 15. ſteht verdoppelt fairrinôth, eben ſo Th. 5, 8. naſſeináis, Ph. 2, 15. B. áinnôhun áikklêsjônô; wie wir ſchon 1. C. 7, 18. kannt, 2. C. 9, 2. Makidônnim, 2. C. 11, 14. aggilláu, C. 2, 46. allh laſen, dagegen fullnan oft eines ſeiner l einbüßt (C. 2, 21. 9, 51. 14, 23. E. 3, 19. A. ꝛc.).

Anderweitige Lautauslaſſungen in Th. 2, 13. B. vaúrkei(th), wie 2. C. 8, 11. A. habái(th); *) wichtiger für weitere Fälle und Schlüſſe Th. 5, 5. nah(t)s, C. 1, 14. B. fravaúr(h)tê, wie Tit. 1, 3. atbairh(t)ida, 2. C. 2, 14. gabairh(t)jandin; die ſich fortan aus C. 4, 4. (ΓΔΒΔIRĦϘΔN) und Skeireins 29, 3. (MΔϞΔN) erklären werden. Vielleicht auch Matth. 13, 18. thlaúhs (ſtatt thlaúhts wie ſlaúhts, daúhts, draúhts etc.). Hiemit erſchließt ſich ein weiter Einblick in mancherley gewiß ſchon bey den alten wie bey den neueren Schreibern vorgekommene Buchſtaben-Verwechslungen. Wer die gothiſchen Handſchriften kennt und der leicht erloſchenen feinen Bindeſtriche der an ſich derben und breiten Buchſtabenſäulen gedenkt, beſonders aber in den flüchtiger geſchriebenen ſchrägliegenden Zügen einiger Handſchriften, der Gloſſen und der urkundlichen Unterſchriften, dem werden die leichten Verwechſelungen von Π und TL ΓI, von N und U, von N und Π, N und h, N und N, N und H, B und K, von B, K und R, von Λ und Δ, von Q, C und S u. ſ. w. nur zu nahe treten. Caſtiglione las Ph. 4, 3. gewiß nur irrthümlich, obſchon in beyden Handſchriften, Klêmáintaii ſtatt Klêmáintáu; ſo wie der Unterzeichnete in der Skeir. 11, 25. gewiß falſch tháu ſtatt than. Das ſonderbare ΠΛΔΠϘQ G. pl. Mth. 6, 5. leider ein Unicum für πλατείων iſt ſicherlich nur dieſes (ΠΛΔTIϘQ), wofür Ulfila ſonſt faúradaúri (L. 10, 10.) gaggs (Mk. 6, 56. 11, 4. E. 2, 18. 3, 11.) gatvô (C. 14, 21.) hat. Verwechslung des N u. h, vielleicht mit aus ſchon leiſer Ausſprache des h *) in Mth. 5, 15. liu(h)teith, L. 6, 17. hiuma neben hiuhma (L. 8, 4. ꝛc. niuhſjan (G. 2, 4.) neben dem angelſ. neoſian. Verwechslungen des h und N (alt oder neu?) erſcheinen in R. 10, 19. wo ïnuh thiudôm ſteht ſtatt ïn unthiudôm; 1. C. 16, 12. wo ſtatt des unerhörten bithê *uhtiug* zu leſen ſeyn wird bithêuh til ï(mma) oder bithê gatil ï|mma. Man verſinnliche ſich nur die gothiſchen Buchſtaben der Handſchriften ſelber. Nicht minder iſt R. 7, 23. ſtatt váinans (infelix) gewiß váinahs (ahd. wênac) zu leſen. Offenbare Schreibfehler unſers Bandes finden ſich Ph. 2, 5. B. fraithjáidáu, Ph. 2, 29. B. haibáith, C. 3, 25. B. viljahaltheiⁿ, C. 4, 16.

*) Doch letzteres mit der koptiſchen Ueberſetzung. C. 1, 10. dagegen iſt galeikái Conjunctivus, wie Th. 5, 21. J. 9, 18. 6, 68. 16, 18. Mth. 15, 47. ꝛc. — Auffallend ſind G. 5, 10. B. bairáith, C. 3, 15. ſvignjáith, Th. 4, 14. tiuháith, wo th aber ſchwerlich gleich als eine neue Form des Conjunctivus auftreten darf.

*) Hiefür ſpricht nach Liquiden als (ſtatt alhs) Mk. 15, 38.; thaír(h)vakands (L. 6, 12.), drausnôs (J. 6, 12. 4.), neben draúhsnôs; doch ſcheint jenes durchaus von driuſan (dráusna driuſandei L. 16, 21.).

B. Laudêkáiôm (wie E. 3, 16. ïnnuna verlesen wurde statt ïnnuma); C. 2, 14. B. usman (statt usnam, wie 2. C. 7, 1. biláuseinô st. biſáuleinô), Ph. 3, 15. B. andhugjith (statt andhuljith) aus dem vorhergehenden hugjith; G. 2, 18. A. millatáujandin (statt -an, wie E. 1, 13. thana matjandin), C. 4, 16. jus (statt ïzvis, wenn nicht anders gelesen werden muß); Ph. 1, 23. fehlt zu dishabáiths wohl ïm (wegen des unmittelbar folgenden us tháim tváim?), Ph. 3, 14. ſigisláuna (oder Dativus?), G. 5, 21. faúrqvitha neben faúraqvath im selben Vers und faúraqvêthum (Th. 3, 4. 4, 6. gleich Mth. 11, 13.), während faúrqvitha G. 5, 21. mit Fug und Recht steht.

Wir wenden nach diesem nicht unwichtigen Vorspiele zu der eigentlichen Lautlehre, heben jedoch nur solche Vocal- und Consonanten-Verhältnisse heraus, welche wegen ihres mehr gesetzlichen oder auch mehr mundartlichen Wechsels das Augenmerk des deutschen Grammatikers vorzugsweise auf sich ziehen. Auch hier wieder im vorliegenden Bande nicht selten Fälle der Vokalverwechslung in den Casus der dritten starken Deklination: Th. 3, 6. Teimáuthái(á)u; *) C. 3, 5. B. hôrinaſſ[a]u; Ph. 3, 19. A. vulth[a]us; G. 4, 19. B. Chriſt[a]us; G. 5, 6. Chriſt(á)u (wo nichts bemerkt ist), G. 2, 20. ſun(á)us; G. 6, 14. fairhv[a]us, dessen richtiger Genitiv fairhváus V. 3. vorhergieng. Vielleicht gehört dazu auch Ph. 4, 12. ufaraſſu haban dicht neben ufaraſſáu haban (letzteres auch L. 15, 17. 2. C. 2, 4.), welcher Dativ häufig ist, auch hier Th. 2, 17. 3, 10. 5, 13. Ph. 4, 12; der Accusativ allein nur noch E. 2, 7. (ohne sic); der Nominativ (ufaraſſus) allein E. 1, 19.: der Genitiv zum ersten Male jetzt Ph. 3, 8. (ufaraſſáus). Manche jener obigen Fälle ließen vielleicht wegen ihrer Häufigkeit noch eine wirklich gesprochene Lautmischung denken.

Von Vokalen heben wir noch heraus a) das relativierende Suffix -ei, das G. 1, 5. 2, 12. Ph. 2, 26. 3, 8. 20. Th. 3, 1. richtig steht, dagegen statt des einfachen genitivischen ê: G. 2, 10. 3, 4. Umgekehrt ê statt jenes ei Ph. 2, 26. 3, 19. (A. gar thizêiei!). Statt ïs (ille) steht G. 1, 1. ïzé, der Form nach statt ïzei (wie G. 1, 4.). Statt des gewöhnlichen akei steht G. 2, 14. aké. Neben thatáinei (solum) G. 2, 10. erscheint that'áin (hoc unum G. 3, 2.), wie miththan neben miththanei.

(Fortsetzung folgt.)

*) Der vermißte Buchstabe steht in runden Klammern, der überflüssige in eckigen.

## Bibliotheca commentariorum in scriptores tam Graecos quam Latinos. etc.

(Schluß.)

Kap. 29 in. Rem ad Senatum refert, jam antea volgi rumoribus exagitatam. Hier haben Kritz, Ref. u. A. bemerkt, daß die Bedeutung, welche viele Ausleger dem Worte exagitare, beylegen, nämlich: verbreiten, besprechen, im Sprachgebrauche nicht begründet ist, und sich daher für Cortte's Konjektur exagitatum entschieden. Dessen ungeachtet findet man bey dem Herausg. unter den Varianten die sehr überzeugenden Worte: Cortius male exagitatum, und im Kommentar bloß: exagitatam i. e. tractatam, excussam, divulgatam, nostrum vielbesprochen cet. Vv. dd. Mit gleicher Oberflächlichkeit fertigt er in demselben Kap. §. 3. die Variante nullius ab, als ob gar kein Zweifel über die Richtigkeit der andern Lesart nulli sey, während ein scharfsinniger Kritiker (Selling in seinen Emendd. Sall. 1835 p. 19) vor kurzem bemerkte, letztere sey bereits so vollständig widerlegt, ut in posterum ab nullo, qui sana mente sit, et qui, quae ante eum recte facta sunt, noverit, denus induci possit.

Doch vielleicht hat der Herausgeber, wenn er auch in der Auswahl fremder Noten oft nicht glücklich war, durch die eignen Kommentare, welche der Titel seines Buches ankündigt, Kritik und Erklärung wesentlich gefördert? Wir haben allerdings hie und da unter

der Menge des Excerpirten eine erklärende oder kritische Note von dem Herausgeber selbst entdeckt. Die erklärenden bestehen meistens aus einem oder ein Paar unbedeutenden Citaten, wiewohl nicht alle Citate, bey denen kein Interpret genannt ist, von dem Herausgeber herrühren, manchmal auch aus einer Note in der weiland beliebten Manier des Johannes Minellius; bey den kritischen trifft es sich nicht selten, daß der Verf. gar nicht weiß, um was es sich eigentlich handelt. Wir geben ein Paar Proben seiner Kritik. Kap. 12 extr. bemerkt er zu den Worten: quae fortissumi viri victores hostibus reliquerant: „Multus est ad h. l. in defendenda voce hostibus v. d. Kritzius, quam cur in textum recipias, certe nihil est. Eos enim, quibus sociis Sallustiani temporis Romani bona adimebant, tum ubi haec a veteribus Romanis acceperant, eorundem hostes, vel potius ab iisdem victos fuisse ideoque vocem hostibus praegressae vocis sociis meram interpretationem esse, facile videbis. Was der Verf. hier gegen Kritz anführt, war schon längst nicht mehr streitig. Kritz selbst sagt: luce clarius est, hostes eosdem intelligi atque socios; qui victi quidem essent, et in Romanorum potestatem redacti, sed nondum socii Romani facti essent; aber er behauptete, die Ordnung und Regelmäßigkeit der Gegensätze mache das Wort hostibus nothwendig. Wollte der Verf. ihn widerlegen, so mußte er also Letzteres bestreiten, woran er aber gar nicht gedacht zu haben scheint.

Kap. 14. in. geben bisher die meisten Ausgaben: In tanta tamque corrupta civitate Catilina etc. Dagegen tritt der Herausgeber mit folgenden Worten auf: Solus, ut scimus (eine bey dem Verf. beliebte Redeweise, welche dasselbe bedeuten soll, wie quod sciam) Cod. Erlang. exhibet itaque in tanta et tam corrupta. cujus auctoritatem quin sequeremur ut non dubitaremus, fecit reliquorum librorum inconstantia, tum usus scribendi Sallustianus. Ex antegress. cf. cap. II., 1, IV, 1. 3. VI, 4. VII, 5. IX, 1. X, 3. XI, 7. XII, 2. Da der Verf. sich über den usus scribendi, der hier nöthigen soll, auf das Zeugniß einer einzigen nicht sehr bedeutenden Handschrift hin itaque am Anfang des Kap. aufzunehmen, nicht näher erklärt hat, so wird der Leser begierig die angeführten Stellen nachschlagen, zu seinem Erstaunen aber in keiner einzigen derselben itaque, sondern überall igitur am Anfang des Satzes finden. Die äußerst bündige Argumentation des Herausg. ist also diese: Weil bey Sallust oft igitur am Anfang eines Satzes steht, und



ein Cod. hier itaque in dieser Stellung giebt, so muß letzteres aufgenommen werden. Denn die inconstantia codd., die der Herausgeber noch anführt, bezieht sich nicht auf das erste Wort des Satzes, sondern auf die folgenden. Kap. 34. in. lesen wir folgende Note des Verf. zu den Worten: Ad haec Q. Marcius respondit: Si quid ab senatu petere vellent, ab armis discedant etc. „Notant ad h. l. vv. dd. (d. h. Lange) respondit esse i. q. respondet ideoque sequi discedant. Nihil dementius. Pertinet respondit ad antegressa, quapropter male a Cortio omissum est, cumque insequenti discedant solum et modo conjungendum est, quo id, quod e sententia scriptoris profluit, cum eo, quod tanquam effectum narratur. Neminem igitur praesens discedant unquam offendet, qui epistolae (?) verba oratione indirecta posita prae (!) oculis habere meminerit. (!)“ Also weil respondit zum Vorhergehenden gehört, konnte es nicht weggelassen werden! Demnach hat wohl Livius sich unrichtig ausgedrückt, wenn er z. B. XXXVII, 52 med. nach Erwähnung einer vom römischen Senate an den König Eumenes gestellten Frage fortfährt: Ad ea rex: Si ab aliis sibi praemiorum optio deferetur etc., und so in zahlreichen anderen Stellen, wo überall respondit, wenn es beygefügt wäre, eben sowohl zum Vorhergehenden gehörte, als an obiger Stelle. Was den übrigen Theil der Note betrifft, so gestehen wir offenherzig, den Sinn derselben nicht enträthseln zu können.

Wir glauben nicht nöthig zu haben, weitere Nachweisungen über das Verfahren des Herausgebers und über die Resultate desselben zu geben. Es wird aus dem Bisherigen zur Genüge erhellen, daß mit einem solchen Buche der Wissenschaft kein Dienst geleistet und kein Bedürfniß irgend einer Klasse von Lesern befriedigt worden ist. Denn eigene Beyträge von Bedeutung hat der Verf. nirgends geliefert, die Kommentare Anderer, so groß auch die Masse des aus denselben, namentlich aus den neuesten, von ihm Excerpirten ist, Niemanden entbehrlich gemacht. Der Gelehrte wie der Ungelehrte wird unendlich viel für ihn Ueberflüßiges finden, dagegen aber sehr Vieles vermissen, so daß er genöthigt ist, andere Hülfsmittel zu Rathe zu ziehen. Daß der Herausgeber den Erlanger Cod. nochmals und zwar genauer als es früher geschehen war, verglichen hat, ist löblich, rechtfertigt aber nicht die Herausgabe eines dickleibigen Buchs von mehr als 500 Seiten. Wir können demnach eine Fortsetzung dieser Sammlung von Kommentaren, sofern sie nicht von ganz andrer Art als dieser erste Theil seyn würde, nicht für wünschenswerth halten.

E. W. Fabri.

# Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 20. September.

Nro. 188. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1836.


Gothicae Versionis Epistolarum Divi Pauli ad Galatas ad Philippenses ad Colossenses ad Thessalonicenses primae quae supersunt. Ex Ambrosianae Bibliothecae Palimpsestis deprompta cum annotationibus edidit Carolus Octavius Castillionaeus. Mediolani Regiis typis MDCCCXXXV. 62. S. Text. 4.

---

(Fortsetzung)

Für den sonstigen Wechsel des ê und ei erscheint C. 2, 21. teikeis von tékan (tangere). Für den Wechsel des ê und i merken wir an, außer hvileiks (G. 2, 6. 6, 11.), qvênins (C. 3, 19.) und qvinôns (C. 3, 18.) *) das, obschon wahrscheinlich weniger richtige, doch nicht weniger häufige leikeis (C. 4, 4.) und neben dem gewöhnlichen thivi (οἰκέτης: C. 6, 13.), gathivan (δουλεύειν: G. 2, 4.) und dem neu hinzutretenden thivadv (δουλεία: G. 4, 24.) nun ein seine Verwandtschaft damit nicht verleugnendes Neutrum thévis (δοῦλος, mancipium C. 3, 22. u. 4, 1.). Vielleicht haben wir hier ein thivan, thav (tháu), thêvum zu denken, wie uns Ph. 3, 16. gasnévum zu einem gleich qviman conjugierenden snivan, snav (snáu), snêvum statt sniuan, snáu, snuvum nöthigt, so daß snáu und thius für snav und thiv's stände (gleich sáiv's, snáiv's). Vrgl. kniu, triu. Wie snivan und thivan möchte auch ein „tivan“ anzusetzen kommen, wovon 1) Tiu's, Tivis*) 2) táujan (st. tavjan, daher gatavida) 3) têvs, têvis u. gatêvjan 1 C. 15, 6.) 23. 2 C. 8, 19). Für den noch nicht genug verfolgten Wechsel des ô und û (fôn, fûnis, fûnisks; aljakónis, laúhmóni etc. auch wohl thätig in súnja, ahd. suona etc.) merken wir noch an außer dem gewöhnlichen fairguni (G. 6, 24. 25): gairuni (Th. 4, 5) und geiróni (C. 3, 5).

Für die Consonanten schließen wir an das eben besprochene snáu an, wofür wir nämlich Th. 2, 16. anasnáuh (pervenit) lesen: ob aus Verwechslung von n und h? oder wirkte die Halbconsonanz des auslautenden v? — Das Suffix -uh sonst G. 4, 29. svah jah für οὕτω καί, G. 2, 1. A. im Satzanfange thathrô'h (B. thathrô); Ph. 1, 23. thanuh nu; regelmäßig G. 5, 17. hva'h u. s. w.

Die sonst beym verwachsenen nisljái (μὴ γένοιτο, absit) gewöhnliche Verdoppelung des s (vgl. R. 9, 14. 11, 1. 11. 20, 16. L. 20, 16) auch hier G. 2, 17., fehlt G. 6, 14, wie in den andersbedeutigen ni sijum (G. 4, 31), ni sijuth (Th. 5, 4. 18), ni sind (G. 4, 8). — Assimilation sonst in niththan (G. 6, 13, wo B. nih-than), und jath-thô (C. 1, 16, wo B. jah thô) Diese Assimilation des h, besonders in jah (vrgl. Bayer. Ann. 1834 S. 963b und Skeir. S. 60) erscheint hier in jassilban (G. 2, 17.), jam-mundôth (Ph. 3, 17. A), jan-ni (Ph. 3, 3. G. 4, 18, wo B. jah ni, wie

*) Mth. 14, 21. Skeir. 49, 15 ꝛc. auch qvinôns, aber 1. C. 7, 16. qvênôn.

*) Vergl. Uhland Mythische Forschungen. 1836. I.

K. 1, 23), jab-bi (G. 3, 2). Aehnliches in ur-rêdith (K. 2, 20.) außer den gewöhnlichen ur-riſan (K. 2, 12. 3, 1.), ur-ráiſjan (G. 1, 1. Ph. 1, 17. K. 2, 12) und ur riqviza (2 Cor. 4, 6).

Die Schreibung des z im Paſſiv und vor -ei, -uh und -u regelmäßig; wir führen nur an fráiſáizáu (G. 6, 1), ïzvizei (G. 3, 1), juzei (Th. 2, 13. G. 5, 4.), juzu (G. 3, 2. 5), máiz-uth than (G. 1, 9); und neben faúrthizei (G. 2, 12) wohl begründet faúr this ei (Th. 3, 1.) gleich Skeir. 39, 15. ïn this ei; 44, 20: ïn this thatáinei *ei*. Zu bemerken noch anaſáiſlêpun (Th. 4, 14. wie L. 8, 13: anasáiſlêp) neben gaſáizlêp (J. 11,11) gaſáizlêpun (1 K. 15, 6).

Für das Ç: sijum (G. 4, 31) u. ſium (Ph. 3, 3. A; G. 4, 28), ſijuth (Th. 2, 20) und ſiuth (Th. 2, 20), ſijái (G. 6, 14) und ſiái (K. 4, 6. B); eben ſo ſáiith (Ph. 2, 29. B) neben ſáijith (G. 6, 7. B); neben freihals (G. 5, 23. B, G. 2, 4) auch freijhals (G. 5, 23. A); fri*a*thva oft.

Für die übrigen Gaumbuchſtaben: a*i*hum (G. 2, 4), vrgl. ái*h* (J. 6, 47. 10, 10. 16), áig (1 Ç. 7, 13), áigi (J. 6, 40).

Für die wichtige Scheidung und Miſchung des ƕ und ƀ, deren Lehre nicht ſo klar ſchon ſteht, noch ſo gleichgültig iſt, als daß Caſtiglione S. 27. in den Worten ſagen könnte: in Codice A. nullam habeant librarii rationem mutationis literarum finalium, quae fit ob literam sequentem; contra id faciunt nulla certa lege, heben wir nur, außer den vielen regelmäßig beobachteten Vorkommniſſen im Participio und ſeinen Caſſ. obliqq., das Abweichende heraus.

So leſen wir Th. 2, 19. 20. gewöhnlich fahêths, G. 2, 22 A. aber ſchon fahêds (wie der Dat. fahêdái Ph. 1, 25. 2, 29. K. 1, 11. Th. 3, 9. und Accuſ. fahêd Ph. 2, 1. A.), neben friathva (wie fija*th*va) das neue Neutr. thivadv (G. 4, 24). Frama*th*s (alienus) behält *th* in K. obliq. frama*th*jana (R. 14, 4) und Verb. frama*th*idans (K. 1, 21), würde es im Subſt. framadei (ahd. vremedî) wohl verlieren, wie das neue frumadei (principutus: K. 1, 18.) von einem nach jenem anzuſetzenden „frumaths“, und wie naqvadei (nuditas: R. 8, 35 u. 2 K. 11, 27) von naqvaths! ähnlich wie von liuha*th*, liuhadis (auch Th. 5, 5), liuhada (K. 1, 12) das Subſt. u. Adj. liuhadeins (2 K. 4, 4. 6.) vom nicht geleſenen liuha*th*jan (ſcheinbar ähnlich wie laúhatjan), das ſelbſt ſchon bis zu liuhtjan fortgeſchritten iſt, gleich mahts, anamahtjan u. ſ. w. Frôds (G. 3, 1. 3), frôdei (K. 3, 16) von fra*th*is (Ph. 2, 1. Th. 5, 14), fra*th*i (K. 2, 18. G. 6, 2), fra*th*jan (Ph. 4, 2, 10. K. 3, 2) — zeigt unfrôdans (G. 3, 1), aber auch unfrôthans (G. 3, 3. in beyden Handſchr.). Saths oder lads (Ph. 4, 12) bietet neu den Subſt. Dativus lôtha (K. 3, 1), wovon das ſchon bekannte gaſôthjan-Gôths (καλός, ἀγαθός) hietet das n. gôth (Th. 5, 21) und gôd (Th. 3, 6), wie thata gôdô (G. 6, 9), die Caſ. obl. Ph. 1, 15. G. 4, 18. K. 1, 10. G. 6, 6. und gôdei (virtus Ph. 4, 8). Guth (deus) als idolum (n) galiuga-gudê (K. 3, 5) u. gutha (θεοὶ: G. 4, 8.) und in Compoſ. gutha-ſkáunei (Ph. 4, 6). Dagegen behalten thiuth (τὸ ἀγαθὸν auch G. 6, 10. Th. 5, 15), thiuda, ſkathis (damnum: 2 K. 12, 13; ſkathan, skôth: auch K. 3, 25. G. 4, 12; ſkathâila: K. 3, 25), ſkadus (umbra: auch K. 2, 17), ſkadvjan, (umbrare) ſtets ihren gleichen Laut.

Von größter Wichtigkeit für die lebendige Ausſprache und rhythmiſche Währung der gothiſchen Selbſtlaute iſt bekanntlich die Schreibung der in der hl. Schrift vorkommenden hebräiſchen und griechiſchen Eigennamen, von Menſchen, Völkern, Ländern und Städten. Auch hiefür bietet unſer Band reiche Bemerkungen dar. Langes ô (ſt. griechiſches o) in Aiôdia (Ph. 4, 2),*) Antiôkja (G. 2, 11), Maki-

*) Hierin fehlt zugleich das Υ (das in áivcharistia,

dónái (Ph. 4, 15. Th. 4, 10); dagegen áu (für o) in *Au*niſimáu (C. 4, 9), Tháiſſal*áu*neika (Ph. 4, 16), Jair*áu*páulein (C. 4, 13 wie im Kalend.) neben Iair*u*ſalêm (G. 4, 25. 26) u. Jair*u*ſáulyma (G. 2, 1.). — In Laudikáia (C. 4, 13) für *Λαοδικαία* iſt erſtlich a-u zu trennen (ſt. a-áu) und ei vertritt das griech ι; daneben Laudékáia (ebd.), wie Tykékus (*Τύχικος*: C. 4, 7.), Arêſtarkus (C. 4, 10 B.; wo A gar Ari*a*ſtarkus, ſt. -âi-?). Dagegen Aun*i*ſimus (*Ονήσιμος*: C. 4, 8) Filippiſius (*Φιλιππήσιος* Ph. 4, 15), noch mehr in Athe*i*nim (*Ἀθήναις*: C. 4, 5) bezeichnend für den frühen Itacismus. Aehnlich Kle*i*máintáu (Ph. 4, 3) für *Κλήμεντι*, doch hat hier A. Kl*á*imáintáu, wie *Συντυχην* zu Syntyk*á*in wird (Ph. 4, 2): Kurzes ε durch i wiedergegeben, wie früher, in Makidônái (Ph. 4, 15. Th. 4, 10); urſprünglich oder accentiſch langes ι durch ei, wie früher, Te*i*tus (G. 2, 11), Aipafráude*i*tu (Ph. 2, 15), Thêſſaláune*i*kái (Ph. 4, 16). Se*i*na (*Σινᾶ*) G. 4, 24, 25. E für ε in Aivaggéljô, áivaggéli, aggélu (*ἄγγελον* G. 4, 14) neben aggilê (*ἀγγέλων*: C. 2, 18) und arkaggiláus (Th. 4, 16), ſonſt aggilus (1 C. 4, 9) und gar aggi*ll*us (2 C. 11, 14). — In Báine*i*ameins (Ph. 3, 5. A) oder Báini*a*meins (in B wie *Βενιαμιν*) kein j, wie auch nicht in Filippiſius (Ph. 4, 15), Kaúrinthius (2 C. 6, 11. 1 C. 16, 24) neben Kaúrinthái*u*s (2 C. 13, 13).

Aehnlich Arab*i*a (G. 4, 25), Kilei*k*ia (G. 1. 21), Galat*i*a (G. 1, 2), Syr*i*as (C. 2, 2 neben Saúráis G. 1, 21), Aiôd*i*a (Ph. 4, 2), aber Antiôk*j*a (G. 2, 11). — Der ſchon beachtete Wechſel des Ï u. Ç in *I*udáia (G. 1, 12. Th. 2. 14), *I*udáius (G. 2, 13, 15. Th. 2, 14) neben *J*udáius (G. 2, 24. 3, 28. C. 3, 19). — Für das griechiſche χ tritt faſt regelmäßig (außer *X*riſtus, Aiv*ch*ariſtia etc.) K ein: Arêſtar*k*us (C. 4, 10), Syntyk*á*in (Ph. 4, 2), Tyk*ê*kus (Th. 4, 7), Antiô*k*ja (G. 2, 11), Ar*k*ippáu (C, 4, 17), Ar*k*aggêlus (Th. 4, 16) und Krê*k*s (G. 3, 3. 7. 28. C. 3, 11).

Wie die Lautbezeichnung der Fremdwörter iſt auch ihre Declinationsweiſe bey Ulfila ſehr lehrreich. Von den Ortsnamen heben wir in dieſer Beziehung heraus: du Atheinim (*Ἀθήναις*: Th. 3, 1), von Völkernamen du Galat*i*m (von Galat*ei*s, *Γαλαται*: G. 3, 1) du Saúrim (*Συροις*: C. 2, 2) von Saúr (*Σύριος*: C. 4, 21), du Káuláuſſ*á*im (C. 4, 18.), du Hêbr*á*ium von Hêbr*á*ius (Ph. 3, 5), du Iudáium (G. 2, 14) von Iudáius (G. 2, 24, 3, 28. C. 3, 19), Pl. Iudáie*i*s (*Ἰουδαῖοι*: G. 2, 13. 15). — *Σατανᾶς* wird Satana (Th. 2, 18. wie Mk. 8, 33. 1. Cor. 7, 5. 2 C. 14, 14.). *Λούκας* bleibt Lukas (C. 4, 14), *Βάρναβας* Barnabas (G. 2, 13. wie Mtth. 15, 7. 1 C. 8, 7, doch Barabba J. 19, 1. wie Kajafa J. 18. 14; D. Kajafin: 13), G. Barnabins (C. 4, 10), D. Barnabin (G. 2, 1. 9, wie 2, C. 2, 1.) wie auch Zakarias (L. 1, 5 ꝛc.), Zakariins (L. 1, 40). Eben ſo Aipafras (*Ἐπαφρᾶς*: C. 4, 12) D. Aipafrin (*ἀπὸ Ἐπαφρᾶ*: C. 1, 7). Dieſe wie Sunjáifrithas im goth. Kalender, vielleicht auch *Οὐλφιλας*. *Ἄγαρ* iſt Agar (G. 4, 24); Isak dekliniert Iſakis (*Ἰσαακ*: G. 4, 28), Iſraêl (*Ἰσραὴλ*) Iſraêlis (Ph. 3, 5), Iſraêla (G. 4, 16); *Βενιαμιν* dekl. Báiniamins (Ph. 3, 5); *Σινᾶ* iſt Seina (G. 4, 25) D. Seinái (G. 4, 24. 25: *Σινᾶ*). *Κλήμεντι* wird Klêmáint*áu*. Wie dieſes dekl. Teitus (G. 3, 3), Markus (C. 4, 10), Páitrus (G. 2, 9. 11), Pavlus (G. 1, 1. 5, 2. C. 1, 23. 2, 18) Arêſtarkus (C. 4, 10), Arkippus (C. 4, 17), Auneiſimus (C. 4, 9), Aipafráudeitus (Ph. 2, 23), Iakôbus (G. 2, 12), und auch Barbarus (C. 3, 11), dem ſich auch (ebdſ). *Σκύθης*, Scytha zur 3. ſt. Dekl. fügt: Skyth*us*. Dieſe Dekl. bietet auch hier in den fremden Eigennamen, wie oben, befremdlichen Wechſel des u und áu dar. Th. 3, 6 A. Teimáuthái-(á)u (Th. 3, 2. der richtige Accuſ.), Ph. 3, 8

---

áivláugia, paraſkáivvê ſteht), in beyden Codd. während Victorinus ſelbſt Euchodiam gewährt.

Christ[a]u. Der Dativus Iêsu sehr oft, wie der gleichlautende Accus. Daneben zum Gen. Iêsuis auch der D. Iêsua wieder (G. 2, 16. Th. 2, 15. 4, 1.), der auch sonst vielfach erscheint, und nur in G. 2, 16 wie R. 13, 14. mit Christáu vereint, bey welchem sonst meist nur Iêsu steht, da Ersteres schon Casuskennzeichen hat; doch auch Iêsu allein (Mk. 10, 50). Eigenthümlich fügen sich in die Deklination auch anderweitig aufgenommene Fremdwörter. Am Rande erscheint wieder öfter (und zwar stets ohne das *s*, das in kavtsjô) láiktjô (G. 5, 25, Ph. 1, 21. 3, 1. 4, 1.); eben so dekl. psalmô (auch C. 3, 16), skaúrpjô, áikklêsjô, áivaggêljô, neben dem zu E. 1, 13. 1 C. 9, 23. 15, 1. auch wieder vorkommenden n. áivaggêli (G. 1, 7. 2, 2; 1, 6), wovon sich ableitet áivaggêljan (*εὐαγγελίζειν*: G. 4, 13) *) wie práufêtjan von práufêti (*προφητεία*), das sich hier im D. pl. práufêtjam (Th. 5, 20) wiederholt, der freylich auch zum masc. Acc. práufêtjans (1 C. 13, 2.) gehören könnte, von práufêtja, wie áivláugjan ïzvarana (2. C. 9, 5), áivcharistian (2 C. 9, 11), drakman (C. 15, 7. 8), ugkjanê (arezz. Urk.) ꝛc. Ein weibliches práufêtei ließe sich denken, wie apáustáulei (*ἀποστολή*: G. 2, 8. Ph. 2, 25 zu 1 C. 9, 2.). Aipistáulê (C. 2, 16. Th. 5, 27) wie früher E. 1, 1. 2 C. 3, 2. 3. 7, 8; der D. u. A. aber áipistáulein (R. 16, 22. 1. C. 5, 9.). — *Aἱρέσεις* sind beybehalten als haireiseis (als wenn die verketzerten Gothavianer dafür kein Wort in ihrer unbefangenen Muttersprache gefunden hätten). Fareisáius (Ph. 3, 5.), Apáustáulus (C. 3, 11) nnd Práufêtus (Th. 2, 15) gehen nach ihrer gewohnten Dekl.; eben so aggilus (G. 4, 14. Th. 4, 16.), doch aggilê (C. 2, 18). wie brôthrê (1 C. 15, 6. Mth. 25, 40. Ph. 1, 14). Nach derselben Deklination erscheint neben dem gewohnten Sabbatê der Dativ Sabbatum (C. 2, 16), sonst sabbatim (Mk. 3, 4 ꝛc.).

*) Dafür bisher spillôn, thiuthspillôn, mêrjan, váilamêrjan, gakannjan.



Durch diese Deklinationsverhältnisse der Fremdwörter zu dem für die Formenlehre in unserm Bande Bemerkenswerthen hinübergeleitet, fassen wir zunächst die Deklination weiter ins Auge. Von der zuletzt besprochenen 3. st. Dekl. auf -us erscheinen außer den schon betrauten Masc. dáuthus, fairhvus, lithus, luftus (Th. 4, 17), lustus (G. 5, 16. Th. 4, 5. 2. 17. G. 5, 24. C. 3, 5), unlustus (C. 3, 21), skadus (C. 2, 17), sunus, vahstus (C. 2, 19), vulthus, fráujinassus (N. pl. C. 1, 16. z. Gen. E. 1. 21), hôrinassus, kalkinassus, skalkinassus, blôtinassus, ufarassus und den Fem. handus u. thûhtus (C. 2, 23. zu 1 C. 10, 28. 29.) auch das wahrscheinlich weibl. háidus (háidum, Pl. für *τρόπῳ*: Ph. 1. 18), das im ahd. heiti, heit zu andrer Dekl. übertritt. Das unregelm. mênôths liefert den D. mênôthum (G. 4, 10), wie bajôths, bajôthum ꝛc. Für die 2 st. sächs. Dekl. erscheinen kuni, kunthi (C. 1, 9), ufkunthi, andi (Th. 2, 16. daneben andeis: Ph. 3, 19), frathi, reiki, faúrafilli, fairguni, gairuni, geirôni, valdufni, gavaúrki, gavairthi, gabindi (C. 2, 19. 3, 14), gaskalki (*σύνδουλος*: C. 4, 7. 1, 7), andbahti, andaláuni, andáugi, andvairthi, unsar gôd gaminthi (memoriam: Th. 3. 6. wie im Kalender) Fráistubni (G. 4, 14.) ist weiblich Gramm. I. 604. — Von Genitiven jener sächs. Dekl. außer den kurzen kunjis (Ps. 3, 5), kunthjis (C. 1, 9; sogar auch Ph. 3, 8), faúra-filljis (G. 2, 2.), gavairthjis (Th. 5, 23 wie schon früher), auch gavairtheis (Ph. 4, 9. wie schon früher), der im Diphthong scheinbar verwandte Genitiv this hafteis (Th. 5, 3) wird sich uns in eine andere Lesart verwandeln.

(Fortsetzung folgt.)

# Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 21. September.

Nro. 189. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1836.


Gothicae Versionis Epistolarum Divi Pauli ad Galatas ad Philippenses ad Colossenses ad Thessalonicenses primae quae supersunt. Ex Ambrosianae Bibliothecae Palimpsestis deprompta cum annotationibus edidit Carolus Octavius Castillionaeus. Mediolani Regiis typis MDCCCXXXV. 62. S. Text. 4.

---

(Fortsetzung)

Das räthselhafte niuklahs' (oder niuklah's?) worüber Grimm, Bopp, Holzmann und J. H. Halbertsma in Deventer *) verhandelt haben, tritt hier wieder im Nom. Sing. auf (G. 4, 1). Das von Grimm für Skeir. 46, 13. adjectivisch verlangte von Unterz. dort als Subst. baúrs angesetzte (Skr. 46, 13: als D. áinabaúra sunáu, L. 2, 7. als Accs. frumabaúr) erscheint nun G. 15, 18 im Nom. schon ohne *s* (frumabaúr, *πρωτότοκος*), wonach es zu den Subst. Guth, fadar (G. 4, 6.), brôthar, svistar, daúhtar, vair (u. káisar) tritt und der U. den Gedanken nicht unterdrücken kann, daß jenes baúr einer jener ursprünglichen, in die mythische Zeit der Sprache hinaufgehörigen Ausdrücke sey, bey denen Grimm neuerdings (Mythol. S. 10) aus solcher ihrer Natur den Mangel des nominativischen s zu deuten versucht hat, und daß hier an den wurzelverwandten Buri (gothisch Baúra?) der Mythologie zu denken sey, den Erstgebornen (Fruma-Baúr), welchen Audhumla aus dem Felsen leckte (Myth. S, 204. 207).

Zu verwandter mythischer Anknüpfung reizt der an sich schon formeigne Gen. pl. fullithê, welcher C. 2, 16. der Gen. Sing. *νουμενίας* übersetzt, aber erstlich nicht Neumond, sondern ganz wie das ags. fullt tûngl Vollmond, plenilunium heißt, sodann willkommene Zugabe zu dem ist, was Grimm Myth. S. 404 bis 407 zu entwickeln bemüht gewesen ist. Die Form des G. fullithé müßte von fulliths (wie magaths, mênôths) kommen; fullitha wäre gewöhnlicher, und selbst fullêths, das im Accs. fulleith Mk. 4, 28 (wie faheiths neben fahêths), ist noch verdächtig (vielleicht fullein), da dort der upsalische Text jetzt fehlt. Ein G. fullithê aber zum N. fullitha würde die Mischung der 1. und 4. Dekl. bestätigen, wofür außer andern Gr. I. 605. aufgeführten Beyspielen allein schon der Doppel-Gen. dáilô (2 C. 6, 14) und dailé (2 C. 6, 15), eben so der N. vêgôs (Mk. 4, 37) neben dem D. vêgim Mk. 8, 24) spricht; während saggvam C. 3, 16. in das E. 5, 19. richtig stehende laggvim wird verändert werden müssen. Für solche Mischungen oder allmählige Verwischungen der Deklinationen zeugt noch mehr der Gen. pl. der Verbalsubstantiva auf – eins (st. 4. D.), welche nicht – eiņé, sondern aus der 1 st. D. -einô entnehmen, so daß Ph. 4, 8. neben gôdeinô (von gôdei, schw. 3. Dkl. die im G. pl. mit st. 1. D. zusammenfällt) hazeinô steht, und Ph. 2, 1. gableitheinô (wie 2 C. 1, 3. und gathraflteinô; wie 2 C. 7, 1 (biláuleinô)

*) De Overblijfselen der gothische taal, zoo verre zij tegenwoordig bekend zijn. März, 1835. 8. S. 12 — 13. Dieser leitet es von „Klihan," Grimm von „Klakan, klôk (glocire)," wovon das nord. ny-kläkinn (neuausgebrütet).

10, 5 (ufarháuseinô) 12, 7 (andhuleinô). Mk. 1, 27 (laiſeinô), Sk. 41, 14 (hráineinô). Eben ſo der Nom. pl., welcher mit ſt. 1., nicht 4 ſchw. ſtimmt, birôdeinôs (G. 5, 20. wie 2 C. 12, 20), náiteinôs (Mk. 3, 28).

Manche andere Vorkommniſſe vergewiſſern über die Dekl. und zum Theil über das Geſchlecht dieſes oder jenes Wortes. So háiffteis (G. 5, 20. zu 2 C. 12, 20), fraluſtáis (Ph. 1. 28), ſtabim (G. 4, 3. 9. C. 2, 20), stakins (G. 6, 13), hundans (Ph. 3, 2), gaviſsins (C. 2, 19), du ſôtha leikis (C. 3, 1.), gáidva (C. 1, 24) ꝛc. Zu ſcheiden kommt künftig aus G. 5, 21: gabaúrôs (comessationes) zu gabaúram (R. 13, 13) ein männliches gabaúrs (commessatio, voluptas von einem ſachlichen gabaúr (tributum, collecta: 2 C. 16, 1. 2. R. 1. 3, 7). — Ueberaus wichtig wird der D. athnam (ἐνιαυτοῖς, G. 4. 10), was auf den erſten Anſchein wie vat'nam, nam'na (und die Maſc. ab'nê, aúhſ'nê) auf ein athô (oder atha?) ſchließen laſſen könnte, doch würde daraus das n im Neutr. 2 ſt. D. at-athni (J. 18, 15. this atathnjis) ſich nicht erklären; ſo daß athn angeſetzt werden muß, oder beſſer athns, dem lat. annus, (als Aſſimilation aus atnus, ἐνιαυτὸς aus ἔτνος? von ἔτος, das trefflich in der Lautverſchiebung ſteht,) ganz entſprechend. Bemerkenswerth auch noch der zweyte Beleg, (C. 4, 1) zu der bisher nur einmal (Mk. 16, 5) erſchienenen ſtarken Form taihsvái neben der ſonſt nur ſchwach erſcheinenden taihsvôn ꝛc., welches ſchwache Adj. zu Hand (Mth. 5, 30. mit handus, ohne h: Mth. 6, 3. Mk. 15, 27), Auge (Mth. 5, 29), Ohr (J. 18, 10), Säule (G. 2, 9) Waffen (2 C. 6, 7) gefügt wird. Man könnte, da taihſva in jenen beyden Stellen von der Seite (zur rechten Hand: C. 3, 1. Chriſtus iſt in taihsvái Guths ſitands, Mk. 16, 5: ſitandan in taihsvái) gebraucht wird, einen feinen Unterſchied vermuthen, doch ſteht R. 6, 34. dafür: ſaei iſt in taihsvôn Guths. — Endlich merken wir noch an die Vocative thuk gajukô (σύζυγε) und valisô (γνήσιε) C. 4, 3.

Auch die Deklination des Pronomen's bietet einige beachtenswerthe Anſtände. G. 5, 3. hvammê mannê muß hvamma oder hvammêh heißen. Auffallender iſt Th. 4, 2. das als „lectio certa“ und kaum für ΘQS erleſene ΘΛIZQS (τίνες, quales, weibl.) ſt. hvôs! Doch las oder ſchrieb Caſtiglione 1. C. 4, 5. auch irrthümlich hvarjizummah ſtatt des handſchriftlich richtigen hvarjammêh. — Das Ph. 2, 25. B. ſtehende ïzvana (ſt. ïzvarana), rhythmiſch vielleicht herbeygezogen durch das verbundene jah meinana, dürfte vielleicht als ein merkwürdig frühes Vorſpiel der ſchon im Ahd. hervortretenden Nebenform des Pron. poſſeſſivi nicht ganz verworfen worden. Die Möglichkeit des ſpäteren Verſchreibens (ïzvaſna) fällt natürlich für das Gothiſche fort. Das Ahd. zeigt bekanntlich neben der organiſchen Form iwerêr auch ſchon iwêr, neben unſerêr ſchon unſêr (anders noch das goth. unſar' ſt. unſars, unſrs), altſ. unk, ûs; ink, iu (ſt. unker, ûser — inker, iuwer), ahd. iuwaz, unſaz, unſên (Otfr. 4, 5. 60), mhd. unſen, unſem.

Die Conjugation bietet für Reduplication Th. 3, 5. (fáifráiſi) 4, 14 (anaſáiſlêpum), für Imperative G. 4, 27, Participia fem. G. 4, 10. 27. Th. 3, 13. 2, 14; Paſſiva 3 P. S.: Ph. 1, 18. 20. G. 6, 6. (ſa háitada, obſchon ὁ λεγόμενος, neben ebdſ. ſa láiſida, κατηχόμενος), 6, 7; 1 P. S.: G. 5, 11; Plur. -anda, 1 P: Th. 4, 17; 2 P: G. 5, 18; Conjunct. 2 P: S. G. 6, 1. 3 P: Ph. 2, 5. G. 4, 19, 6. 1. Th. 3, 3. 5, 27. C. 4, 6.; 1 P: Ph. 3, 9; Plur. -áindáu: 2 P: G. 2, 17. Th. 3, 3; 3 P. G. 5, 12. 2, 17. — Arbáidêdidjáu (G. 4, 11 A. laboraverim) muß mit B. arbáididêdjáu heißen; das C. 2, 22 durch thairh thatei ïs brûkjáidáu umſchriebene τῇ ἀποχρήσει (ipſo uſu Vulg.) heißt nicht wie Caſtiglione über-

ſetzt, per quod (quis) eo *utatur*, ſondern per quod id (ejus) adhibeatur. Oder man müßte brûkjadáu leſen wollen, wie láuſjadáu, atſteigadáu (Mth. 27, 42. 43. Mk. 15, 32), bey denen ſtets nu folgt. Der Conjunctivus wäre C. 2, 22. ganz angemeſſen. Usſiggváidjáu (C. 4, 16.) neben dem richtigern usſiggváidáu (das auch Th. 5, 27) muß vielleicht inusſiggváid jah verwandelt werden, wovon ſpäter.

Intranſitiva erſcheinen: áuknan (C. 2, 19. Th. 4, 10. Ph. 1, 26), gadáuthnan (C. 3, 3), fullnan (C. 1, 9), andlêtnan (Ph. 1, 23), aflifnan (Th. 4, 17), ganôhnan (Th. 3, 2). Die meiſten dieſer Intranſitiva werden bekanntlich vom Präterito Plur. des Participii gebildet, ſo von nahan, náuh, nôhum — ganôhnau; leiban, láif, libum, libans — aflifnan; giutan, gáut, gutum, gutans — usgutnan; taíran tar, têrum, taúrans — distaúrnan; brikan, brak, brêkum, brukans — usbruknan; tindan, tand, tundum, tundans — ïntundnan; liuſan, láus, luſum — fraluſnan u. ſ. w. Doch kann ganôhnan (durch ganôhjan) zunächſt vom Adj. ganôhs gebildet ſeyn, wie gabignan (L. 1, 53) von gabigjan (2 C. 6, 10), wie mikilnan (2 C. 10, 15) von mikiljan (R. 11, 13 u. auch G. 1, 24. Ph. 1, 20). Hiebey ſey des noch nirgends geltend gemachten, aber wahrſcheinlichen Grundes gedacht, warum jene Intranſitiva ihr Präteritum nach der 3. ſchwachen Conjugation bilden, weshalb früher die Infinitiva irrthümlich auf -nôn angeſetzt wurden. Ließe ſich von niman, nam ein Tranſitivum namjan und davon wieder ein Intranſit. namnan denken, ſo würde namnida zuſammengefallen ſeyn mit ganamnida von namnjan (nennen) *) von namô: ſo ſchied die Sprache alle jene paſſiviſchen Intranſitiva von den Tranſitiven, welche das n ſchon zu ihrer ſchwachen Conjug. ſtammhaft mitbrachten (ïbnjan, namnian, rehnjan, rign(an, ſvignjan). Eine nicht ſo ſinnige Unterſcheidung tritt bey der 2. ſchw. Conjug. ein, welche ſo wenig wie Indic. und Conjunct. Präſ. (J. 17, 23: ei frijôs ïns, ſvaſvê frijôs mik), ſo auch Activum und Paſſivum nicht ſcheiden kann ((frijôda: J. 14, 21), während die erſte (-ida, -ada) ſich wohl zu helfen weiß. — Eigen gebildet iſt gaáinanáidái (ἀπορφανισθέντες, deſolati: Th. 2, 17), ſo daß gaáinanan (nach der 3. ſchw. Conjug.) ſich vom Accuſativus áinan (áina: ſolus, deſolatus) bildet, ganz wie gaſtôthan-an (R. 14, 4,) von einem Adjectiv. gaſtôths, gebildet von ſtathan, (neben anda-ſtathis, (wie gadôbs von daban,*) unandſôks von ſakan), ſôths, ſôthjan von ſaths, ſads, und gatêm(i)s von timan, andaſêts von ſitan u. ſ. w. oder doch unwahrſcheinlicher vom Particip. gaſtôthanái (1 C. 4, 11), von einem Verb. ſtôthan. — Des auffallenden bairáith (Conj. βαστάσει G. 5, 10. während es auch βαστάζετε G. 6, 2 vertritt) neben bairith (βαστασει: G. 6, 5) iſt oben S. 451 Anm. ſchon Erwähnung geſchehen.

*) Sollte nicht auch binamnidêdun ſtatt bimamindêdun (L. 16, 14) zu leſen ſeyn? — Binamnjan (Beynamengeben) wie biláikan, birôdjan, birûnan, biſpeivan, bikukjan, bihlôhjan u. ſ. w.



Wir eilen zur Wortbildung und bezeichnen hier 1) außer den ſchon bekannten Neutris hat-is (C. 3, 8), ſig-is (Ph. 3, 14) und theih-s (Th. 5. 1) neu und unerhört für den D. ζυγῷ. (G. 5, 1.) jukuzja. Usthulan verlangt den goth. Accuſativus, ſo daß im Nom. jukuzja (weibl.) anzuſetzen wäre, wozu, Timotheus 6, 1. den D. jukuzjái (ζυγῷ) beybringt, wonach eine etwaige Vermuthung von jukuz ja*h* oder gar juk uz-jah-thuláith *) weg-

*) So daß gadôbanan etwas ganz anderes wäre (aptare, aptum reddere) als gadôbnan (obmutescere).

*) Jah iſt noch nicht ſo zwiſchentretend erſchienen, wie uh: (at-uh-gaf: C. 4, 9), an-uh-kumbei: L. 17, 7), an-uththan-niujáith. C. 4, 23, at-uth than-gaggand: 1 C. 14, 23, ub-uh-hvôpida: L. 18, 38; vgl. J. 7, 32. 11, 41. 16, 28. 17, 1.

fallen muß. Jukuzja iſt willkommene Beſtätigung zum Plur. bêruſjôs (parentes), wobey der Wechſel des s u. z nicht bedenklicher iſt, als in hláivasna (ſepulcrum) und arhv-azna (telum: E. 3, 16), und wieder filu-sna. — 2) auf -itha erſcheinen aggvitha (θλῖψις: Th. 3, 3. 4. B., in A. aglitha), unhráinutha Th. 4, 4. G. 5, 19. neben unhráinei: C. 3, 5.), kaúritha (onus: G. 6, 2), milditha (largitas: Ph. 2, 1), tulgitha (ſecuritas: C. 1, 23), thvaſtitha (ἀσφαλὲς: Ph. 3, 1), vargitha (judicium: G. 5, 10), veihitha (ſanctitas: Th. 3, 13. 4, 3) Ueber Fullithê war oben S. 466. die Rede. 3) Weitere Bildungen mit *th*: die gewöhnlichen liuha*th*, háubi*th*, vitô*th*; mênô*ths* (G. 4, 10), fahê*ths*, gamáin-du*ths* (Ph. 2, 1. 3, 10), dulths (C. 2, 14), gamin*thi* (Th. 3, 6), baúr*thei* (onus: G. 6, 1). — 4) mit *d*: thivad*v* (G. 4, 24), gakun*ds* (G. 5, 8.)**) von kunnan, wie gamunds, ſkulds, gafaúrds (Mk. 14, 35. 15, 1), gahugds (auch Ph. 2, 3. C. 1, 21), während liuhtjan, mahts, faúrbaúhts (C. 1, 14), thuhtus, framgahts (Ph. 1, 25), fravaúrhts, friſahts (C. 1, 15. 3, 10. Ph. 3, 17), ïnſahts (G. 2, 2), ustaúhts (C. 3, 14), gathlaíths (Ph. 2, 1. 4, 11), gaſkafts (G. 6, 15. C. 1, 15. 22), thaúrfts (Ph. 2, 25. 1, 24) ꝛc. zum t vorſchreiten — 5) mit – t: ſitls (θρόνος: C. 1, 16), nagls (clavis: C. 2, 14), tuggl (ſidus: G. 4, 3), aglô (θλῖψις: Ph. 1, 17. 4, 14. Th. 3, 7), ïnilô (πρόφασις: Ph. 1, 18. zu J. 15, 22); hvôft-uli, ſáiv ala. Ueber ſkath-aila (C. 3, 25) und den D. manaulja (habitu: Ph. 2, 8) weiter unten. — 6) Zu usbeisns (patientia, exſpectatio, wovon der D. usbeisnái auch C. 1, 11. Ph. 1, 20), geſellt ſich die Nebenform usbeisn-ei (G. 5, 22) mit gleicher Bedeutung, wo-

2 C. 2, 2.) und nu (us-nu-gibith: L. 20, 25) und ni (mith-ni-qvam: J. 6, 22) und u (ga-u-hva-ſêhvi). Doch könnte man in dem oben S. 463 aus 1 C. 13, 1. beſprochenen praufêtjans vitjáu gleichfalls ein praufêtja. us-jahvit-jau vermuthen.

**) Doch gakunths (L. 3, 23).



von C. 3, 12. ſogar der Acc. usbeisnein erſcheint. Letztres ſchwerlich von usbeisneins, was ein Verbum usbeisnjan und dieſes immer wieder ein Adject. usbeisn's vorausſetzte, (wie unbeiſtei 2 C. 5, 8. ein Adject. beiſteis, beiſija, wovon gabeiſtjôn 1 C. 5, 6. 7.), das neben dem Subſt. hergienge, wie fravaúrhts (peccatum und peccator), gaqviſs (consensus und consentiens), mahts (vis u. potens), ſtaſs (in uſtaſsreſurrectio, afſtass repudium, tviſtaſs dissensio und Adj. faúrſtaſsis: Th. 5, 12). 7) Zu ſkill-iggs (solidus in den Quittungen) *) tritt nunmehr gadiliggs (consobrinus C. 4, 10), ahd. katulinc. mhd. getelinc, altſ. gaduling, agſ. cydhling, cognatus. Außerdem im adjectiv- adverb. unvêniggô (repente oder repentinus sc. interitus: Th. 5, 3), von vêns (spes), vêniggs (sperans).

Von den aus Adjectiven der 1. u. 2. Dekl. gebildeten Subſtantiven auf –ei erſcheinen, außer áithei (mater: G. 4, 26), folgende: agláitei (ἀσελγεία: G. 5, 19), áudagei (beatitudo: G. 4, 13), baúrthei (φόρτιον, onus: G. 6, 5.), usbeisnei (patientia: G. 5, 22. C. 3, 22), bleithei (miseratio: G. 5, 22. C. 3, 12), áinfalthei (simplicitas: 1 C. 3, 22), frôdei (prudentia: C. 1, 9. 3, 16), frumadei (principatus: C. 1, 18), gabei (divitiae: C. 1, 27), gaúrei (tristitia: Ph. 2, 27), gôdei (virtus: Ph. 4, 8. in gaſtigôdei ſchon R. 12, 13), armahairtei (misericordia: C. 3, 12), haudûgei (sapientia: C. 1, 9. 2, 23, viljahalthei (προσωπολημψία: C. 3, 25), unhráinei (immunditia: C. 3, 5), latei (pigritas: Th. 1, 13. wie Tit. 3, 1. 12, 11), lubjaleiſei (veneficium: G. 5, 20), gamáinei (societas: G. 2, 9), mundrei (σκοπὸς, destinatus: Ph. 3, 14), qvaírrei (modestia: C. 3, 12. G. 5, 22. 6, 1), garaíhtei (justitia, oft), riurei (corruptio, interitus: C. 2, 22. G. 6, 8), ſêlei (benignitas: C. 3, 12. G. 5, 22), unſêlei (malitia: C. 3, 8) ſiukei (infirmitas: G. 4, 13), guthaſkáunei (μορφὴ θεοῦ: Ph. 2, 6), ſviknei (castitas: G. 5, 22), thvaírhei (iracundia: C. 3, 21), agláitivaúrdei (αἰσχρολογία: C. 3, 8).

(Fortſetzung folgt.)

*) Und Azdingi, Theruingi, Thuringi, Othingi ꝛc.

# Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 22. September.

Nro. 190. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1836.


Gothicae Versionis Epistolarum Divi Pauli ad Galatas ad Philippenses ad Colossenses ad Thessalonicenses primae quae supersunt. Ex Ambrosianae Bibliothecae Palimpsestis deprompta cum annotationibus edidit Carolus Octavius Castillionaeus. Mediolani Regiis typis MDCCCXXXV. 62. S. Text. 4.

---

(Fortsetzung)

Endlich vom adjectivisch gebrauchten Particip: drugkans (1 C. 11, 21), *) — drugkan*ei* (ebrietas: G. 5, 21.), wie auch R. 13, 13. drugkaneim st. des gedruckten dr*a*gkam*e*im zu lesen kommen wird.

Von den Verbalsubstantiven auf -eins, -áins, -ôns kommen hier vor: 1) Gableitheins (*οἰκτιρμὸς*: Ph. 2, 1), dáupeins (*βάπτισμα*: C. 2, 12), gafreideins (*περιποίησις*, acquisitio: Th. 5, 9), gôleins (*ἀσπασμὸς*: C. 4, 18), háuheins (Ph. 2, 11), háuneins (Ph. 2, 1. C. 2, 23. E. 4, 2), gaháusеins (*ἀκοὴ*: G. 3, 25), háusеins (Th. 2, 13), hazeins (*ἔπαινος*: Ph. 4, 8), ufhnáiveins (*ὑποταγὴ*: G. 2, 5. zu 1 C. 15, 26. 27. 28. E. 1, 22), andhuleins (*ἀποκάλυψις*: G. 2, 1. 2), láiseins (*διδασκαλία*: C. 2, 22), galáubeins (*πίστις*: oft), ungaláubeins (*ἀπιστία*: C. 3, 6), garáideins (*κάνων*, regula: G. 6, 16. Ph. 3, 16.), birôdeins (*γογγυσμὸς*: G. 5, 20), anastôdeins (*ἀρχὴ*, principium: Ph. 4, 15), ustáikneins (*ἔνδειξις*, causa: Ph. 1, 28), gathrafsteins (*παράκλησις*: Ph. 2, 1); — 2) Báuáins (*πολίτευμα*, conversatio: Ph. 3, 20), gahôbáins (*ἐγκρατεία*, continentia: G. 5, 22 zu 1 C. 7. 5), libáins (vita: G. 6, 8. Ph. 1, 20), tráuáins (fiducia: Ph. 1, 20), thuláins (*πάθημα*: Ph. 3, 10); — 3) Aihtrôns (*δέησις*: Ph. 4, 6), lathôns (*κλῆσις*, vocatio: Ph. 3, 14), sunjôns (*ἀπολογία*, defensio: Ph. 1, 16). Das letzte Wort tritt fortan sicher, wie Gr. III, 513. bereits vermuthet worden war, zu jenen hinüber (vom Verbum sunjôn: 2 C. 12, 19. L. 7, 35); die bisher angesetzte Form sunjô war aus dem bis jetzt allein vorgekommenen Accus. sunjôn (2 C. 7, 11; neben unvêrei'n, gairnei'n) gefolgert worden. Nun erscheint dort der D. sunjônái. Umgekehrt wird die auch in Skeir. unter deis angesetzte Form filudeiseins (neben filudeisei) aus dem in E. 4, 14. von Castiglione aufgeführten D. filudeiseinái durch berichtigte Lesart in jene alte verwandelt. Es heißt dort nämlich fortan: in filudeisein *du* listeigôn us vandjái airzeins.

Von den Wörtern der 3. Dekl. auf -assus, ausser den oben S. 464. angeführten noch ïbnassus (C. 4, 1).

Von Adjectiv-Bildungssylben: 1) auf -L: außer ubils (oft) das auffallende sa skath*a*ila (*οἱ ἀδικῶν*: C. 3, 25), dem ahd. skadal (noxius) entsprechend: das *ái* der Bildungssylbe wird in der

*) Das ähnlich erscheinende váinans (infelix: R. 7, 24) ist oben als váinahs gedeutet worden, steht übrigens mit vain-ei (utinam: auch G. 5, 12) wohl in Wurzelbeziehung.

Anmerk. wiederholt. — 2) auf -R: mundrs (wie ſundrs, hlûtrs, ſnutrs, báitrs, fagrs, abrs, láusqvithrs, vielleicht auch aihtrs in aihtrôn aus áigan, aihts, zu haben begehrlich), aus mundrei (σκοπὸς, deſtinatus: Ph. 3, 14) entnommen; gewiß das ſpätere muntar (vigil, citus), das ſich ſomit zu dem ganz nahe (Ph. 3, 17) vorkommenden mundôn (σκοπεῖν, obſervare) geſellt, von munds (conſilium, cura, tutela) ahd. thiu munt, agſ. mund. *) Und gewiß wie gamunds (memoria) von gamunan, ſo jenes von munan, muns ſinnen, Sinn. Alſo munan, muns, munds (putatus: L. 3, 23. und Subſt.), munôn, mundrs; gamunan,**) gamunds; — 3) auf -aths: framaths (C. 1, 21), und „frumaths“ in frumadei (C. 1, 18); — 4) auf -is: ganz neu erſcheinend gavalis in C. 3, 12 (gavaliſái, ἐκλεκτοί, electi) gewiß von valjan (eligere: Phil. 1, 22), weshalb man leicht gavalidái vermuthen könnte, was Mk. 12, 20. L. 18, 7. Th. 1, 4. Tit. 1, 1. ſteht, wenn nicht C. 3, 12. für γνησιοὶ (germani), wo Vulg. dilecti (ἠγαπητοὶ) hat, wiederum valisans ſtünde und für dasſelbe γνησιὲ, germane Ph. 4, 3. valiſô. Die Grammatik (II. 271. 274) führte bisher nur ahd. die Nebenform vizis zu vizus (callidus) auf. Wie zu den vorher angeführten Adjectiven auf -r die Subſtantiva áibr, fôdr, hairthr, maúrthr, ſmairthr u. aviſtr, huliſtr, naviſtr und akrs ꝛc., ſo ſtehen zu jenen Adjectiven auf -is, die Subſtantiva agis, ſigis, riqvis, hatis, baris, gadikis ꝛc. und hat's ꝛc. Ueber die verwandten ſtaſs, hvaſs, viſs, veis weiter unten.

Andere Ableitungsſylben der Adjectiva: 1) auf -ags: manags (davon managjan: G. 4, 25), áudags (G. 4, 1), grêdags (Ph. 4, 12.); — 2) auf -eigs: usbeisneigs (patiens: Th. 5, 14.), mahteigs (G. 4, 15), unmahteigs (G. 4, 9), vaúrſtveigs (G. 2, 8. 5, 6) und -igs in gabigaba (πλουσίως: C. 3, 16), wie 2 C. 8, 9 A. gabiga, Mth. 27, 57: gabigs, Mk. 10, 25: gabigamma, 1 C. 4, 8.: gabigái, L. 1, 53: gabignans, 2 C. 6, 10: gabigjan; dagegen gabeigam: L. 6, 24, gabeigs: E. 2, 4., ähnlich wie ſilubrinaizê (Mth. 27, 4) dicht neben ſilubreináizê (Mtth. 27, 9) ſteht. — 2) Von dieſen auf -eins erſcheinen: ahmeins (G. 6, 1. C. 3, 16), áiveins (G. 6, 8) und zu fadreins (fadreináis: L. 2, 4, fadreinis: E. 3, 15., fadrein: L. 8, 56. 18, 29. J. 9, 2. 3. 18. 20. 22.) der D. fadreinam C. 3, 20 (zu 1 C. 12, 14); — 3) auf -iſks: barniſks (νήπιος, parvulus: G. 4, 3. Davon barniſkei τὰ τοῦ νηπίου: 1 C. 13, 11 u. barniſki, παιδία: Mk. 9, 21), áiviſks (in áiviſkôn: Ph. 1, 20), judáiviſks (G. 2, 14, wovon judáiviſkôn, ἰουδάζειν: G. 2, 14), thiudiſks (Th. 2, 14). Letzteres, für ἐθνικὸς, gentilis, popularis iſt zweifelsohne das ſpäter diutiſk (thëudiſcus), deutſch; — 3) zum erſten Male treten zu den adjectiviſchen auf -leiks denen hier auch liuba-*leiks* (πρόσφιλος, amabilis Ph. 4, 8.) ahd. liepliih, liebſam, ſich anreiht, die bisher nicht erſchienenen auf — *sama* in luſtuſamans (ἐπιπόθητοι, desideratissimi: Ph. 4, 1), das ſpätere luſſam. Umgekehrt bildet ſama die Adjectiva ſamafrathis (τὸ ἓν φρονῶν) und ſamaſáivals (σύμψυχος): Ph. 2, 1.

Von Comparation der Adjectiva: 1) auf i: batizô (κρεῖσσον: Ph. 1. 23), thaúrftizô (ἀναγκαιότερον: Ph. 1, 24) und das ſpäter zu beſprechende iuſiza (G. 4, 1); 2) auf ô: hlaſôza (ἀλυπότερος: Ph. 2, 25), woran ſich die adverbialen Neutra ſniumundôs (σπουδαιότερως: Ph. 2, 28) und aljaleikôs (ἑτέρως, comparativiſch verſtanden: Ph. 3, 15) reihen, denen ſich bekanntlich die auf -is: airis, framis, háuhis, nêhvis, haldis, andvairthis, halis, ſun's, ſeith's, anak's gleichſtellen. Das G. 2, 6. hinzukommende vulthris wird

*) Verſchieden natürlich von munth's, ahd. munt, isl. muntr, agſ. mudh (der Mund).

**) Wie baíran und gabaíran.

unten zur Sprache kommen. Bopp (Vergleichende Gramm. S. 416.) fügte jenen raihtis (γαρ) mit Recht (zu Gr. III., 591) hinzu, vielleicht auch allis (ὅλως). Aus Skeir. glaube ich fortan auch raihtis (40, 15), skeirs 43, 19, missaleiks (48, 6), anthars (44, 25) comparativisch aufstellen zu dürfen, und an letzteres reihe ich gewiß sicher das bisher unerklärte andis in L. 16, 13. (andizuh: et alias, alioquin) von and, wie framis von fram, nêhvis von nêhva. Der Form nach ist bijandzuh (Philem. 22.) bereits Gr. III, an jenes andizuh gehalten worden. Mir scheint aber jenes BIGANAZNH fortan ganz klar zu werden, wenn man bij-and'z-uh gehörig trennt: and's ist wie sun's, seith's, jaind vairth's u. s. w. BIG aber (man denke nur an die Cursivschrift, wo *K*, *B*, *G* sich so sehr ähnlich sehen) deute ich als KB d. i. 22, nämlich Vers 22, welcher dann mit ANAZNH beginnt. Freylich muß dieß and'zuh ἄμα δὲ καὶ vertreten, doch ist vielleicht Th. 4, 17. sun's mith ïm für ἅμα ähnlich. Andiz, andis *) übrigens ist das ahd. alder, ald, oder (Gr. III. 274. Schmeller I. 137.), „anders."

Anderweitiger Adverbia erscheinen in unserm Bande 1) prâpositional aftra, faúra, ïupa (G. 4, 26.), ïupana (G. 4, 9.), ûta (C. 4, 5. Th. 4, 12.) und ein in der Anmerkung bestätigtes *afta* (ὀπίσω, retro: Ph. 3, 14.), wofür L. 9, 62. aftra steht, mit dem es durch aftana, so wie aftarô, aftuma verwandt bleibt; — 2) adjectivisch ꝛc.: aljathrô (Ph. 1, 27), dalath (Th. 4, 16.), accusativisch: a) schwach masc. suman (πότε, aliquando: G. 1, 23. zu Sk. 48, 7. R. 1, 10. 1. 10. 1 C. 13, 9. E. 2, 3. vergl. Gr. III. 25, 95.); b) schwach sächl. áuftô (Th. 3, 5.), sprâutô (G. 1, 6.), sundrô (G. 2, 2.), sinteinô (πάντοτε. C. 4, 6.), gaaggvô (stricte: T. 5, 3.), allandjô (ὁλοτελῶς. Th. 5, 23.), unvêniggô (repente: Th. 5, 3. wenn nicht repentina), judáivisкô (hebraice: G. 2, 14.), thiudisкô (ἐθνικῶς, gentiliter: G. 2, 14.); endlich c) auf – aba: bairhtaba und balthaba (C. 2, 15.), unfairinôdaba (ἀμέμπτως: Th. 2, 10), gafêhaba (honeste: Th. 4, 12.), gabigaba (abundanter: C. 3, 16.), mikilaba (μεγάλως: Ph. 4, 10.), raihtaba (recte; G. 2, 14.), garaihtaba (Th. 2, 10.), sviknaba (ἀγνῶς: sincere: Ph. 1, 17.), sunjaba (ἀληθῶς: Th. 2, 13.), triggvaba (πεποιθῶς: Ph. 1, 25.), vairthaba (ἀξίως: C. 1, 10. 2, 12. Ph. 1, 27. Th. 2, 12.), veihaba (ἁγίως: Th. 2, 10.). Aus sunjaba und allandjô werden dem Wörterbuche die Adjectiva sun(j)is (verus), wovon sich sunja (veritas), sunjeins (verax), sunjôn (defendere q. veritatem), sunjôns (defensio, apologia) verzweigen, und [all-]andeis, (was man L. 1, 33. denken könnte, wenn thiudinassus stünde) zum Substantiv andeis, andi gewonnen.

Von Zusammensetzungen: a) viele prâpositionale z. B. *dis*-haban (Ph. 1, 23.), distairan (G. 5, 9.), *in*-svinthjan (Ph. 4, 13.), ïn-vandjan (G. 1, 7.), ïn-sahts (G. 2, 2.), ïnkunja (Th. 2, 14., wie ïn-gardja: 1. C. 16, 19.); *fram*-gahts (Ph. 1, 25.); *vithra*-vairthô (G. 2, 7.), *anda*-vizn, anda-láuni (C. 3, 24.), andaneithô (C. 2, 14. Th. 2, 15.), andastathis, andáugi, andbahts, andvairths, andvairthi, andniman, andhuleins, andspivan (G. 4, 14.),

---

*) Das z in andizuh wie in alizu hôrs áiththáu (E. 4, 5.) wo B. al'zu d. i. wohl nur allzu hat. Man lese allzu(h) hôrs (quisque, omnis). Das eine h fiel entweder wegen des vorhergehenden u (u. h) fort oder wie in sla(h)hals. In uz-uh-hôf etc. bleibt es. In 1. C. 8, 13. steht auch mimz (statt mims) wegen des folgenden áiv, wie áinz-u (1. C. 8, 6.), maiz-uh u. s. w. Da es einen Comparativus gilt, so sey hier noch ein bisher unerklärtes Wort, nämlich talzjan gedeutet; ich halt' es (wie minznan) für tal's-jan, klüger machen, aptiorem reddere: untals, untala ist ἀφειδής, ineptus, indoctus (L. 1, 17.), talzidái (2. C. 6, 9. docti, ἐπιστατοι), talzjands (doctor: L. 5, 5. 8, 45. 9, 33. 49.), talzjan jah láisjan (C. 1, 28. Th. 5, 14.). Zu tils, gagatilan, andtilôn gehörig.

andſtaldan (G. 3, 5.), andſtandan, andhafjan, andhamôn (C. 2, 15.), andlêtnan (Ph. 1, 23.), in dieſem Reichthum weiter. Auch Decompoſita: ana - ïnſakan (G. 2, 6.), ïnn - uffliupan (subintroire: G. 2, 3, 4.); — b) mit *un-*: un - kunths (G. 1, 22.), unlêda (pauper: G. 2, 20.), unmahts (G. 4, 13.), unmahteigs (G. 4, 9.), unvamms (immaculatus: C. 1, 22.), unveis (ignorans: Th. 4, 13.), unvêniggô (inopinate: Th. 5, 3.), ungataſsans (Th. 5, 14.), wovon nachher, unfairinans (irreprehensibiles: C. 1, 22.), unfairinôdaba (Th. 2, 10.), unagands (Ph. 1, 14.), unvunands (moestus: Ph. 2, 26.), unſveibands (Th. 2, 13.), unhráinei (C. 3, 5.), unhráinitha (Th. 4, 7.), unſêlei (malitia: C. 3, 8.), ungaláubeins (C. 3, 6.), unbimáit (praeputium: C. 2, 13.), unluſtus (taedium: C. 3, 21.), ſô unbairandei (ἡ οὐ τίκτουσα) und ſô *ni* fitandei (ὠδίνουσα) Ph. 2, 26. Vergl. Sk. 40, 1. ni kunnands (auch G. 4, 8. Th. 4, 5.) und unkunnands etc. — c) Reine ſubſtantiviſche und adjectiviſche Zuſammenſetzungen 1) mit -a-: viljahalthei (προσωπολημψία: C. 3, 25.), grindafrathjans (ὀλιγοψύχους: Th. 5, 12.), ſamafrathjái (τὸ ἓν φρονοῦντες) und ſamáſáivalái (σύμψυχοι: Ph. 2, 1.), frumabaúr (primogenitus: C. 1, 15. 18.), armahairtei (misericordia: C. 3, 12.), fullavitans (τέλειοι, perfecti: Ph. 3, 15. C. 1, 25. 4, 12.), vailagaleikan (C. 3, 20.), vailamêreis (Ph. 4, 8.), liubaleiks (πρόσφιλος: Ph. 4, 18.), qvinakund (θῆλυ) und gumakund (ἄρσεν: G. 3, 28.), ïbna–ſkáuneis (σύμμορφος, aequiformis: Ph. 3, 21.), guthaſkáunei (μορφὴ θεοῦ: Ph. 2, 6.), galiugaguda (idola: G. 5, 19.), leikafráuja. 2) mit -i-: agláitivaúrdei (turpis sermo: C. 3, 8.); 3) mit -u-: brôthrulubôn (φιλαδελφία: Th. 4, 9.), *) faihugaírôni (πλεονεκτία: C. 3, 5.), luſtuſama (ἐπιποθητος: Ph. 4, 1.), qvithuhaftô (wovon ſpäter).

*) Ob R. 12, 10.: brothralubôn wirklich ſteht?

Die Form- und Wortbildungslehre, obſchon noch Vieles anzumerken wäre (z. B. die wichtigen Compoſitionen oder Bildungen mit ga-, ſowohl verbal, als adjectiviſch und ſubſtantiviſch) verlaſſend, thun wir noch einen Blick in das Gebiet der Syntax, in welche mehreres oben bereits in Betreff der Ueberſetzungsweiſe Ulfilas Angeführte einſchlägt. Hier käme unter Anderm weſentlich in Betracht der Gebrauch des Artikels ſammt der ſtarken und ſchwachen Adjectivdeclination, worüber Graff jüngſt eine zu frühe Unterſuchung angeſtellt hat; *) eben ſo des Conjunctives gegenüber dem griechiſchen Texte nach Conjunctionen, vergl. G. 6, 4. habái gegen ἐστι; Ph. 4, 17. jabái galôkjáu, ak galôkja (ὅτι ἐπιζητῶ, ἀλλ' ἐπιζητῶ) u. ſ. w.; ferner die conjunctionelle Satzbildung: fram *thamma* daga *ei* (ἐφ' ἧς ἡμέρας: C. 1, 9.), oder *tháimei* ïupa ſind (abhängig von frathjan C. 3, 1. 2.) neben *thôei* ïupa ſind und ni tháim *thôei* ana airthái ſind. Wir merken hier bloß das Regimen der Verba, meiſt gegen den griechiſchen Gebrauch an, vorzüglich mit dem Dativ, Prof. Nibbeck (a. a. O. S. 46) eine ſchwer erklärliche Eigenheit. So frathjan (C. 3, 2. Ph. 3, 19.), ïnmáidjan (Ph. 3, 21.), gahamôn (Th. 5, 8. G. 3, 27.), ufbrikan (Th. 4, 8.), usvairpan (G. 4, 30. wie Mtth. 5, 40. L. 9, 35.), wie usqviman, fraqviman; gamôtjan (Th. 4, 17.), atkunnan (παρέχειν: C. 4, 1.), wodurch ſich Skeir. 46, 14. (Gutha andſatjan ſvêritha jah ſunáu Guths *kunnan*) erklärt; vitan (obſervare: G. 4, 10.), maúrnan (Ph. 4, 6.). Mit dem Accuſativo: vrikan (G. 4, 29.), arman (miſereri: Ph. 2, 27. αὐτὸν), gôljan (C. 4, 10.) u. ſ. w.

(Fortſetzung folgt.)

*) Ueber die deutſche ſchwache Declination im neuen Jahrbuch der Berliner Geſellſchaft für deutſche Sprache und Alterthumskunde. 1836. Band II. 1. S. 1 — 58. — Vergl. A. Wellmann: das gothiſche Adjectivum. Stettin, 1835.

# Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 23. September.

Nro. 191. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1836.


Gothicae Versionis Epistolarum Divi Pauli ad Galatas ad Philippenses ad Colossenses ad Thessalonicenses primae quae supersunt. Ex Ambrosianae Bibliothecae Palimpsestis deprompta cum annotationibus edidit Carolus Octavius Castillionaeus. Mediolani Regiis typis MDCCCXXXV. 62. S. Text. 4.

---

(Fortsetzung)

Mit dem Genitivo: brûkjan (C. 2, 22.), fullnan (Col. 1, 9.), beidan (Gal. 5, 5.), gairnjan (Ph. 2, 26.), thaúrban (Th. 4, 12.). Ufháusjan hat stets den Dativ (G. 3, 1. 5, 7. Ph. 2, 8. C. 3, 18. 20. 22.), háusjan kann Accus., Dat., Gen. bey sich haben. C. 1, 23. wird οὗ (εὐαγγελίου) ἀκούσατε durch *thôei* (áivaggêljôn) háusidêduth gegeben. Galáubjan Gutha (Θεῷ G. 3, 6.), *du* ïmma (Ph. 1, 29.), im Althochdeutsch. *in* kot etc. Bisvara ïzvis *ïn* fráujin (Th. 5, 27: ὁρκίζω ὑμᾶς τὸν κύριον, per deum) sonst auch *bi*. — Κηρύσσειν ἐν τοῖς ἔθνεσι (G. 2, 2.) giebt B. mêrjan ïn thiudôm, A. ïn thiudós, (wie G. 2, 8. und C. 1. 23. ἐν πάσῃ τῇ κτίσει: mêrida ïst ïn alla gaskaft. — Bileiban *ïn* c. D. (εἰς: Th. 4, 15.). Qviman *at*, *du* bekanntlich stets mit dem Dativ; doch ana fêra (G. 1, 21.); gaggan *ïn* c. D. (C. 1, 10. εἰς; G. 2, 1: usïddja ïn Jairusáulyma); ähnlich vairtháina ïn unlustáu (C. 3, 21. ut fiant animo pusillo), wie im Altsächs. uuësan an lustun (Hel. 84, 5.). Lathôn ïn anstái (G. 1, 6.) schon im Griechischen καλεῖν ἐν χάριτι, (vocare in gratiam: Vulg.). Die Participial-Construction des Dativus, entsprechend den lat. Abl., den griech. Gen. absol., Th. 3, 6: *at* qvimandin Teimáutháiáu at unsis (ἐλθόντος Τιμοθέου).

Für das Regimen der Präpositionen bemerken wir außer *afar* sigisláuna (Ph. 3, 14.), den Accusativus bey *du* in du thanei (C. 4, 10.), was Castiglione bestätigt, leider aber nicht das V. 13. folgende du thans, ähnlich dem mit *ina* ꝛc. im Althd. *In* m. D. u. A. dicht beysammen G. 5, 10. (*ïn* ïzvis *ïn* fráujin). — Für den Bedeutungsgebrauch der Präpositionen: *fram* ïzvis für ἐφ' ὑμῖν (Th. 3, 7.), für ἐν ὑμῖν (G. 3, 2. wo V. 1. *ïn* ïzvis); *us* für ἐξ (Ph. 1, 17.), wofür V. 16. *ïn* steht. Andniman *at* (Th. 4, 1.), παρά. Ph. 1, 23. steht für πολλοῦ γὰρ μᾶλλον: *und* filu máis, wie L. 18, 39. — G. 4, 1: steht nï *und* vaíht (οὐδὲν); Th. 2, 16: *und* andi die verwandten Wurzeln bey einander.

Barnilôna meina, thanzei (G. 4, 19.) ist Seite 361 besprochen worden. Eben so bereits ïzvarôs missô kaúrithôs (G. 6, 2: ἀλλήλων τὰ βάρη). Th. 2, 18. und Ph. 4, 6. wird ἅπαξ καὶ δὶς decliniert: *allamma* sintha jah *tváim*.

Eigenthümlich der transitive Gebrauch von afhugjan (G. 3, 1. fascinare). Dieß leitet auf den passiven des Infinitivus, der bekanntlich Mth. 10, 45. (ni qvam *at* andbahtjam ak andbahtjan: οὐκ ἦλθε διακονηθῆναι ἀλλὰ διακονῆναι) lange sonderbar erschienen ist, aber seine einfache Erklärung findet, wenn man at andbahtjam *) für ad ser-

*) Qviman at: G. 4, 20. C. 4, 10. Th. 2, 18. 3, 6. und sonst sehr oft.

vitia (oder ad miniſtros??) nimmt, ähnlich wie Mth. 27, 7. du usfilham, wo aber das Griechiſche gleichſteht. — Ph. 4, 12. wird ταπεινοῦσθαι (humiliari) mit háunjan mik überſetzt; G. 6, 12. 13. περιτέμνεσθαι, circumcidi mit náuthjand ïzvis *bimáitan*; G. 2, 3. ἠναγκάσθη περιτμηθῆναι, (compulſus erat circumcidi): báidiths vas *bimáitan*. Wie báidiths, ſo die participialen mahts (poſsibilis), ſkulds (ſkuliths, wie munds), deren paſſiven Gebrauch Holzmann (Hdelb. Jhrb. 1835. Nr. 54 – 56.) klar nachgewieſen hat, wonach der zweymal Skeir. 39, 17. 40, 6. geleſene Satz (J. 3, 4.): hváiva *mahts* ïſt manna gabairan (πῶς δύναται ἀ. γεννηθήναι) altheis viſands? ïbái *mag* ïn vamba áitheins ſeináizôs aftra galeithan (εἰσελθεῖν!) jag *gabairáidáu* (καὶ γεννηθῆναι!!). Das letztere γεννηθῆναι konnte wegen des vorhergehenden activen *mag* (mag galeithan, vergl. L. 16, 3. Mk. 10, 38. Sk. 47, 20. 22.) nicht abermals durch gabairan gegeben werden: daher der paſſive Conjunctivus. — Für den Gebrauch des Infinitives mit du gegenüber dem griechiſchen Inf. simplex oder mit τό, εἰς τό, τοῦ; oder Auflöſung desſelben durch ei, oder endlich Umſchreibung des griechiſchen εἰ, ἵνα durch jenen viele Fälle.

Der einfache griechiſche Inf. durch du wiedergegeben: Th. 4, 10. 11. (du atſatjan, παραστῆσαι). C. 4, 3. 1, 15. 28. Th. 3, 4; der griechiſche Inf. mit τό: Ph. 4, 10. (τὸ ὑπὲρ ἐμοῦ φρονεῖν, du faúr mik frathjan). Ph. 1, 24. (τὸ ἐπιμένειν, du viſan, bey C. fälſchlich duviſan; wie 1 C. 11, 6 dukapillôn, 2 C. 9, 1. duméljan, 2 C. 11, 2. duusgiban, Mth. 27, 7. duusfilhan); der gr. Inf. mit εἰς τό: Th. 2, 16 (εἰς τὸ ἀναπληρῆσαι: du usfulljan). Th. 2, 12. 3, 5. 13. 4, 9. 17. Ph. 3, 21. Dagegen Ph. 1, 23. εἰς τὸ ἀναθέσαι allein andlêtnan. Der gr. Inf. mit τοῦ: Ph. 3, 10. (τοῦ γνῶναι: du kunnan), dagegen τοῦ δύνασθαι Ph. 3, 21. aufgelöſt in untê mag. In *ei* aufgelöſt: a) ἐν τῷ παρεῖναί με πρὸς ὑμᾶς (G. 4, 18) ïn thammei ïk ſijáu at ïzvis; τῷ μηδένα σαίνεσθαι (Th. 3, 3) ei ni áinshun afagjáidáu; b) Εἰς τὸ ἰδεῖν, ei gaſaihveima (Th. 3, 10.); εἰς τὸ στηρίξαι, ei ïzvis gatulgjái (Th. 3, 2; dagegen du tulgjan: Th. 3, 13); c) Εἰδέναι, ei viteith (C. 4, 6), ei viti (Th. 4, 4); περιπατῆσαι, ei gaggáith. Endlich der paſſive (und mediale) Infinitivus καταλειφθῆναι, ei bilithanái vêſeima (Th. 3, 1); γράφεσθαι, ei (Th. 5, 1); δικαιοθῆναι, ei (G. 2, 17); ἀπέχεσθαι, ei (Th. 5, 27). Phil. 3, 12 εἰ καὶ καταλάβω — ei gaſahan (A. gaſahau) oder ei jah (ga)ſahau (εἰ καὶ)?*)

Für das Futurum, das ſonſt, außer dem Präſens, mit haban und auch viſan (vrgl. G. 1, 23. und auch J. 12, 26) ſo wie mit ſkulan, munan ausgedrückt wird,**) erſcheint hier Th. 3, 4. (μέλλομεν θλίβεσθαι) thatei *anavairth* vas uns *du* vinnan; Ph. 1, 18. für gaudebo: faginôn duginna; nicht minder paſſiviſch für αἰσχυνθήσομαι (Ph. 1, 20) gaáiviſkôths *vairtha*; vrgl. Ph. 4, 12. Viele Beyſpiele für die präteritalen Hilfsverba vairthan,***) viſan †) ſijan, ††).

Wir ſchreiten zum Gewinn des Wörterbuches und der Wurzeln vor, und bemerken 1) für die Bedeutung: áinái (μόνοι :Th. 3, 1.), friſahts (εἰκῶς: C. 1, 15. 3, 10. zu 2. C. 3, 8. 4, 4. 15, 59; τύπος: Ph. 3, 17; ὑπόδειμα: J. 13, 15; αἴνιγμα: 1 C. 13, 12. 48.), uſliggvan (ἀναγνωσθῆναι: Th. 5, 27. C. 4, 16. wie E. 3, 4. ſiggvan;

*) Stets *ga*fahan: Ph. 3, 12. 13. G. 6, 1. Th. 5, 4. ꝛc.

**) Vrgl. Schmellers Aufſatz in den Denkſchriften der Akad. d. Wiſſenſch. in München 1833.

***) Vrgl. Ph. 3, 12. 4, 10. G. 2, 13. C. 1, 16. G. 2, 20.

†) G. 2, 3. 4, 23. 3, 1. Ph. 3, 10. C. 1, 26. 3, 3. G. 3, 27. C. 3, 15.

††) G. 4, 20. Ph. 3, 8. C. 4, 3. Ph. 4, 11. 2, 16. G. 6 14. 4, 22. 27. 5, 11. G. 6, 3. Ph. 3, 12. G. 5, 13. 3, 27. Th. 5, 8. G, 2, 17. Vrgl. G. 6, 16. Ph. 2, 27. G. 5, 4.

ſonſt anakunnan), fraqviman (consumere: G. 5, 15. zu usqviman der Uebergang), ushafjan (ἐμβατεύειν, ambulare: C. 2, 18) andſitan (G. 2, 6. zu 1. C. 10, 25. Sk. 51, 14. Tit. 1, 16. L. 16, 15), vaihts (εἶδος, species: Th. 5, 22; wodurch es der wahrſcheinlichen Urbedeutung — Mythолog. S. 246 — näher tritt), usgildan (ἀνταποδοῦναι: Th. 3, 9; ἀποδοῦναι: Th. 5, 15), ragineis (ἐπίτροπος, tutor: G. 4, 2), biſvaran in (ὁρκίζειν: Th. 5, 27), welche gleichfalls der Mythologie zu Gute kommen; Und andi (Th. 2, 16) wie and andeis (R. 10, 18) dem Wurzelzuſammenhange der Partikeln, wie áuk, áukan. Sniumunds (Ph. 2, 28) ſniumjan (Th. 2, 17) von ſniuma (ahd. ſniumo, ſliumo, ſleunig) kommen wohl von ſnivan, ſnau (ire, pervenire). *)

2) Auch der vorliegende Band iſt wieder reich an Beſtätigungen bisher ſelten erſchienener Wörter, reich an neuen, bisher kaum erhörten Wurzeln wie Wortbildungen: a) Von jenen ſelteneren führen wir hier auf als Belege: inilô (πρόφασις: Ph. 1, 18. zu J. 15, 22) vgl. Gr. III. 666; bôta (ὄφελος: G. 5, 2. zu 1 C. 13, 3), ſôtha (πλησμονῇ: C. 2, 23) D. von ſôths oder ſôth; ſibja (ſunivê ſibja, νιοθεσία: G. 4, 5) zu fraſtiſibja (R. 9, 3); garêhſns (G. 4, 1. vrgl. Skeir.), niuklahs (G. 4, 1), ragineis (G. 4, 2.), guthaſkáunei (Ph. 2, 6). und ibnaſkáuneis (aequiformis, σύμμορφος: Ph. 3, 21.) zu ſkáuneis (ὁραῖος, spetiosus: R. 10, 15.) ahd. scôni, mhd. ſchoene, von ſkiunan, ſkáun neben ſkeinan, wie ſleithan (Ph. 3, 8.) neben ſliuthan, wovon ſláuthjan (G. 4, 20); Mithganaviſtrôdái (C. 2, 11. zu 1 C. 15, 4.); thuthaúrn (Th. 4, 16. zu 1. C. 15, 52.); affvaírban (C. 2, 14), vamms C. 1, 22), gaſugqvôn (condire: C. 4, 6). neben gaſupôn (Mk. 9, 50. L. 14, 34), gamarkô fairguni (conjunctus mons: G. 4, 25). zu marka. Zu niuhſeins (visitatio: L. 19, 44.) tritt biniuhſjan (κατασκοπεῖν, explorare: G. 2, 4), das agſ. neoſian, altſ. niuſien (visitare, tentare.) *) Von ſama bildet ſich neu ſamjan (placere: C. 3, 22. similem fieri: G. 6, 12.). Neben bifaihôn (auch Th. 4, 6) und faihugeirôni (auch C. 3, 5) und faihufrikei, faihuſkula, faihuthraihns, endlich filufáihu (πολυποικίλος: E. 3, 11) tritt gafêhaba (εὐσχημονῶς: Th. 4, 12). Zu jenem fáihus (ποίκιλος) ſtimmt das ahd. vêh, agſ. fâh beſſer. Eigenthümlich tritt zu 1 C. 15, 34. uſkavjith (evigilate, cavete, ἐκνήψατε) in Th. 5, 8: unſkavái ſijáima (νηφῶμεν, ſobrii ſimus, V. 6. durch vakáima gegeben), wofür Caſtiglione auch hier *uſ*kavái leſen möchte; doch erſcheinen unvêns und usvêns ꝛc. neben einander, und dann iſt noch Frage, ob nicht vielleicht unſlavái, usſlavith (von *ſlavs*, agſ. ſlav, engl. slow, piger; *ſlavan*) geleſen werden dürfte. – b) Neue Wörter: 1) *Bliſſôth* (φανήσεται, apparebit: Th. 5, 3. C. Born.), doch „locus a recentiori ſcriptura plene obliteratus" ſagt C. Ich vermuthe, es muß heißen ins *bligqvith* fraluſts, oder biqvimith. — Das dicht dabey ſtehende *qváisu this hafteis*, obſchon „lectio *certa* in loco obliterato", verwandelt ſich ſicher in *ſair* qvithuhaftôns (dolor praegnantis: zu Mk. 13, 17.), wodurch ſtatt der altn. Kolik qvaiſa, das bisher ſtets ausgebliebene ſair (ahd. sêr, dolor) gewonnen wird. Eine gleich irrige Lesart hat ſich Th. 5, 14 eingeſchlichen, wo ſtatt ungatliſans (für ἀτάκτους, inquietos, inopportunos) ungata*ſſ*ans geleſen werden muß, das 2 Theſſ. 3, 6. 11. noch zweymal als Adv. ungata*ſſ*aba erſcheint und von deſſen Bildung ſpäter; 2) Af-*máindái* (ἐκλυόμενοι, deficientes: G. 5, 9); 3) *Nagls* (clavis) in nagljan (affigere cruci: C. 2, 14); 4) *Gansjái* mik arbáidê (παρ-

*) So daß bey ſniumunds, ſtünde ſniuma nicht zwiſchen, man verſucht werden könnte an ſniu – munds (munan) zu denken, wie niu–, thiu – etc. — Vrgl. ahd. hliumunt, liumunt (fama) zum goth. hliuma (ἀκοή) von „hlivan".

*) Vrgl. im Hildebr. Liede niuse und fürnieß, g'neißen in Schmeller's Wtb. II. 709.

ἐχέτω, praebeat: G. 6, 17.; die Vulg. hat moleſtus mihi ſit); 5) *Fitan* in ni fitandei, ὠδινοῦσα parturiens (G. 4, 27) und fita, ὠδίνω (G. 4, 19), kreiße; 6) *Thêvis* (δοῦλος: C. 3, 22. 4, 1.) ſ. oben S. 457; 7) *Gadiliggs* (ἀνέψιος, conſobrinus, C. 4, 10) ſ. oben S. 472 u. Gr. II. 352; 8) *Grinda*-frathis (ὀλιγοψύχος: Th. 5, 14); 9) *Háidus* (τρόπος: Ph. 1, 18); 10) *Iuſiza* iſt ſkalka (οὐδὲν διαφέρει δούλου, nihil differt a ſervo: G. 4, 1). Es liegt nahe, das 2 C. 8, 13. erſchienene iuſila (ἄνεσις, remiſſio, Erleichterung) damit in Verbindung zu ſetzen, ſo daß man den Comparativ iusiza deuten könnte leichter. Es ſoll aber gerade ſchwerer, melior (ſvêriza) heißen und ich glaube deshalb, daß hier wegen des vorhergehenden ni und vaiht zu leſen ſey (arbinumja) ni und vaiht (t)iuſiza iſt ſkalka. Ich habe Skeir. S. 59. Fälle genug zuſammengeſtellt, wo einer von zweyen gleichen zuſammenſtoßenden Conſonanten nicht geſchrieben wurde. *) Und zwar nicht nur im ſelben (componirten) Worte (uſáunein, uſtôth), ſondern auch zwiſchen zwey getrennten: managans (s)áun (Mk. 10, 45) und vorher V. 44.: frumiſt(s)ſijái, invisandin(s)ſabbatê dagis (Mk. 16, 1.), jus(s)ijuth (2 C. 3, 2), und nicht nur mit *s*, **) ſondern auch vair*th*(*th*)izê ſáivê (Quitt.). Das anzuſetzende *tius'* (oder tiuzis), dem althochd. zior, ziori entſprechend, iſt Mythol. Seite 132 vermuthet, und gewünſcht worden. ***) Aber ganz wie jener Comparativus (t)iuſiza iſt, gebraucht z. B. Notker im Boet. 77. lâ wëder iſt *tiurero* (quod eorum potius). 11) Ein ganz ähnliches, dasſelbe griechiſche Wort (οὐδέν μοι διαφέρει) überſetzender Comparativus erſcheint G. 2, 6: ni vaiht mis *vulthris* iſt, wofür A leſen ſoll vulthráis. Letzteres würde ein von ni abhängiger *) Genitivus Subſtant. (vulthrs), Vulthris aber entweder eben ſolcher Genitiv Neutr. (vulthr) oder ein Neutr. Comparat. ſeyn (ſ. oben S. 476). Immer aber bleibt ein ſubſtantiviſcher oder adjectiviſcher Stamm vulthr' übrig, der ſich gewiß zu vulthus ſtellt, welches im Ahd. woldar, (Eigenn. Woldargôza, Woldarhilt, Wuldarniu), agſ. vuldor wird. Schwerlich gehört vulthr' zu wuntar, etwa wie vunds (vundufni) zu vulnus. Sicher aber iſt durch Vulthris für Mtth. 6, 26, wo man bisher ſinnlos máis vê *a*thrizans (Λ u. Α verwechſelt) las, die richtige Lesart niu jus máis v*ul*thrizans ſijuth tháim (nonne vos multo s. magis praeſtantiores s. potiores eſtis his?). Máis beym Comparat. auch Mk. 5, 26 (máis vairs: magis deterius) und 2 C. 8., 22 (filáus máis usdáudôzan). — 12) *Lubjaleiſei* (φαρμακεία, veneficium: G. 5, 20) ein doppelt neues Wort, deſſen erſten Theil Caſtiglione S. 17. genügend nachwies, leiſei aber fälſchlich von liſan ableiten will; eher könnte man verſucht ſeyn lubjalei*k*ei, von leiks oder ſelbſt leikeis (medicus) zu leſen. Lubja ſetzt ein lubi (ſt. 2 ſächl.) voraus, das im ahd. luppi, mhd. lüppe (Gift) und noch ſpät „geluppte Pfeile" u. ſ. w. ſich erhalten hat (ſiehe Schmellers Wörterbuch II. 487 und Grimms Mythologie. 584).

(Schluß folgt.)

---

*) Unſer Band gewährt richtig us/iggváidáu (C. 4, 16. Th. 5, 27.), us/tandand (Th. 4, 16.), us/tôth (Th. 4, 14.), us/taſs (Ph. 3, 10.), ſelbſt tvis/taſs (G. 5, 20.), wo aber A. tvi/tats, während A. in 2 C. 2, 3. gerade tvis/tandands giebt.

**) Ain ſijuth (εἷς ἐστι) G. 3, 28. darf hier nicht hergezogen werden.

***) Die Gr. II. 266. durch dihs (ſt. dius, diuzis) angeſetzte Form taihs iſt mit Recht gefallen.

*) Vrgl. ni vaiht bôtôs: 1, C. 13, 3. u. Mk. 4, 6. 17. L. 8, 13. 10, 4. J. 15, 22.

# Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 24. September.

Nro. 192. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1836.


**Gothicae Versionis Epistolarum Divi Pauli ad Galatas ad Philippenses ad Colossenses ad Thessalonicenses primae quae supersunt. Ex Ambrosianae Bibliothecae Palimpsestis deprompta cum annotationibus edidit Carolus Octavius Castillionaeus. Mediolani Regiis typis MDCCCXXXV. 62. S. Text. 4.**

---

(Fortsetzung)

Lubja - *leisei* steht wie filu - *deisei* und balva - *ve(i)sei* und setzt, wie diese von Adjektiven deis (Mythol. Seite 66. 189.) und veis kommen, ein Adj. leis' voraus, von dem ein Verbum leisan zu folgern ist, um davon 13) das höchst merkwürdige Präteritum *láis* zu leiten, welches Ph. 4, 12. zweymal für οἶδα vorkommt (*láis* jah háunjan mik, — *láis* jah ufarassu haban) und wie dieses und sein bisheriger Uebersetzer váis Präsensbedeutung (ich weiß) hat. Von diesem willkommenen Präteritum láis leitet sich fortan höchst sicher galáisjan (sapientem reddere, docere), welches denn auch dicht in der Nähe (V. 11. ïk galáisida mik) und 9. (galáisidêduth ïzvis) *) erscheint, wie es denn überhaupt eine der sinnigen Eigenheiten Ulfilas ist, die etymologisch oder auch nur klangverwandten, oft alliterierenden Wörter nahe zu bringen, obgleich der griechische Text verschiedene Wörter hat. So steht Ph. 3, 11. mundôn (σκοπεῖν) und 3, 14. mundrei (σκοπός); dráusna driusandei (L. 16, 21.); so gaúrjan und kaúrjan (2 C. 2, 5.), vrak und brak (2. C. 1, 24.), háuhjan und háunjan (2. C. 11, 7.), libandans und biláibidans und aflifnandans (Th. 4, 15.), fravardjan, *) gavaúrdja und fravaúrkjan (1. C. 15, 34.), vaúrda jah vaúrstva (Sk. 38., der jahrhundertliche Schlagreim mid uuordum endi mid uuercum: Hel. 1, 3; Abrenunc. u. s. w.); ïn unvitjis this *vis*andins und ïn us*viss*ja (E. 4, 18.), vargjan und vrakjan (Gal. 5, 10.), ufarassus — ïbnassus (2. Col. 8, 13. 14.). Die Gegensätze sôkareis — bôkareis u. s. w. wurden oben S. 367 besprochen. Gleich gern setzt er dieselbe Wurzel mit Präpositionen gefärbt neben einander: visan — thairhvisan (Ph. 1, 25.), ufmunan — ufarmunnan (Ph. 2, 28. 20.); faúrqviss — faúraqviss (G. 5, 21.), usfulliths — ufarfulliths (2 C. 7, 4.), ana - und afkunnan (2. C. 1, 13.), ana - und afhamôn (2. C. 5, 4.), ana - und afháimis (2. C. 5, 8. 9.), ana - und andvairths (R. 8, 39.), vaila - und vajamêrjan (2. C. 6, 9.), oder fullaveisjan und fullafrathjan (2. C. 5, 11. 13.), andabeit und andaneithô (2. C. 2, 6. 7.) u. s. w. Zu láisjan, láis, leis zurückkehrend beachten wir die merkwürdige Gleichheit der drey auch gleichbedeutigen Adjectiva leis', deis', veis', bey deren letzterem wir die Herkunft kennen, die auch bey den anderen auf ähnliche schließen läßt. Láists (vestigium) aber zu láisjan fernerhin zu stellen, scheint mir so

*) Wie Sk. 45, 7.: ei galáisjáina sik bi (ut discerent) etc.

*) So ist zu lesen, nicht fravaúrdjan: nicht von vaúrthans, sondern von vardja etc. kommt es. Vergl. faruuardon (Heliand 152, 5.).

verfehlt, wie liſts zu liſan. Doch davon weiter unten. — 14) Ga-*riud* (σεμνόν, pudicum, verecundum: Ph. 4, 8. und nach Anmerk. S. 34 öfter in den Briefen an Timotheus), gänzlich verſchieden von „hriud“, angelſ. hrëód, althd. hriot, riot (arundo) u. ſ. w. Vergl. Schmeller III. 158. 163. Vielmehr erklärt einmal riuds die Rëudigni (*Riudiggôs*), in dem ſo gut e-u geſprochen werden muß als in thëudegisclus, lëudos ꝛc. weshalb Thëodericus u. ſ. w.; ſodann tritt gewiß im Präteritallaut ráuds (rubicundus) altn. riódr, angel. rëod, reád, althd. rôt hinzu, ſey es die Farbe der Wangen, ſey es das gottesdienſtliche Blut bezeichnend. Im altn. iſt rióda (cruentare, illinere). — 15) *Sáuleis* (στύλοι: G. 2, 9.). Gewiß gehören zuſammen „ſiulan,“ ſául (davon *ſáuls*, columna, und bi*ſául*jan, contaminare, inquinare, den Boden berühren, bi*ſául*nan, am Boden ſich wälzen?), ſulum (davon ga-*ſul*jan, fundare und *ſuljô*, planta). — 16) Von „ſliupan“ (althd. ſliopan, clam et ſubito intrare. Gr. II. S. 18. n. 203.), erſcheint uf-*ſláup* (ὑπέστελλε, ſubtrahebat: G. 2, 12.) und ïnnuf*ſliupan* (παρεισάγειν, ſubintroire: G. 2, 4.) und af*ſláupj*andans ïzvis (ἀπεδωσάμενοι: C. 3, 9.), wie ſláuthjan (confundere) G. 4, 20. wiederkehrend (zu 2. C. 4, 8.) von ſliuthan. Altſ. ſlôpjan (condere), althd. intſluphan (elabi), ſlupf (latebrae), armſlouft (indumentum) ꝛc. — 17) *Skanda* (αἰσχύνη, turpitudo, confusio: Ph. 3, 19.), althd. ſcanta. Ob aus Skamida?? — 18) *Smarna* (ſtercus: Ph. 3, 8.). — 18) *Snarp*jan von „ſnaírpan“, in ni atſnarpjáis (ne adedas: C. 2, 21.). — 19) *Tarm*jan (erumpere: G. 4, 27.). — 20) *Tuggl* (ſidus: G. 4, 3. 9.), angelſ. tungol, altn. tungal, althd. zunkal. — 21) *Varái* ſijáima (νηφῶμεν, ſobrii ſimus: Th. 5, 6.) ſ. oben S. 486 unſkavái, uſkavjan. Mit *vars* (wach, aſtutus, cautus), althd. giwar, alt. varr hängt jedenfalls varei (aſtutia, Sinnenwachheit: 2. C. 4, 2.), und ferner ab varjan (praecavere, defendere, prohibere) und vardja (cuſtos), fravardjan zuſammen. Zu Vêrs (certus), unvêrs (incertus, commotus), unvêrei (indignatio), unvêrjan (indignari) gehört gewiß auch tuz-vêrjan aus tvis-vêrjan vom comparativiſchen *tvis* (tviz wie minz, talzjan ꝛc.) wie tvis-ſtandan, tvis-ſtaſs. — 22) *Valis'*, *gavalis'* (dilectus, electus) ſ. oben S. 475.

Wir ſchließen dieſe lexikaliſche Ausbeute und unſern zweyten Artikel mit einem Hinblick auf die von Ulfila ſo reichlich, man könnte ſagen, ſo bewußt geübte Synonymik, ſo weit unſer Band dazu Anlaß giebt. Andern Orts (Bayer. Ann. 1834. N. 121 ꝛc.) iſt bemerkt worden, daß Ulfila gewiſſe griechiſche Synonyma unabweichlich auseinanderhält: valdufni iſt ihm ſtets ἐξουσία, mahts δύναμις; vitôth νόμος, anabuſns meiſt ἐντολή (auch παραγγελία, ἔνταγμα); vaúrkjan und táujan (ἐργάζειν, πράσσειν und ποιεῖν: vergl. G. 4, 11. dazu C. 3, 23. Th. 4, 11. C. 1, 11. 29. Ph. 3, 10. G. 3, 5.); miſſadêds (παράπτωμα) und fravaúrhts (ἁμαρτία, ἁμαρτωλή). Eine andere Eigenthümlichkeit iſt das faſt durchgängige Abwechſeln von Synonymen, während das griechiſche Wort ſich wiederholt. So giba und áibr (Mth. 5, 23. 24.), vaír, aba, guma, manna (R. 7, 1. E. 4, 13.), gatulgjan ſik und thaírhviſan (ἐπιμένειν: (R. 11, 23. 24.), atíſt und atligith (παρακεῖται: R. 7, 18.). Dagegen φωτίσει und φανέρωσεν im ſelben Vers beydes nur galiuhteith. Ufháuſjan vertritt ὑπακούειν (C. 3, 18.) und ὑποτάσσειν; halks πτωχός (G. 4, 9.) und κενός; leik iſt σῶμα und σάρξ (ſ. unten Art. III.). Dagegen wechſelt Ulfila wieder bey ſeinem Reichthume je nach dem Bedürfniſſe. Υἱοθεσία iſt ihm fraſtiſibja (R. 9, 4.), ſunivê ſibja (G. 4, 6.), und ſunivê gadêds (E. 1, 5.). Er ſetzt us luſtum (Philem. 14.) und gabaúrjaba (2. C. 12, 25.) und lathaleikô; Gloſſen geben häufig das Synonymon: ſo hnûtô und gaíru (2. C. 5, 12. 12, 7.), fijan und hatjan

(L. 6, 27.); láugnjan und afáikan (Mth. 26, 72.), ïnvidan und afáikan (Mth. 26, 75.), fravardjan und riurjan (1. C. 15, 33.). Die ſchon R. 12, 5. E. 4, 25. hervorgetretene Abwechslung von anthar antharis gegen miſſô (ἀλλήλους, ἀλλήλων) kehrt Ph. 2, 3. (anthar antharamma) und Th. 5, 11. (anthar antharana) wieder. *Ποτὲ* iſt bald ſuman (G. 1, 23. ꝛc.), bald ſimlê; *πάντοτε* ſinteinô (Ph. 4, 4. C. 4, 6. 12. Th. 2, 16. 3, 6. 5, 15. 16.) und framvigis Th. 4, 17.); *ἅμα* iſt ſamana mith und ſuns mith (Th. 4, 17). *Περισσεύειν* iſt bald ufaraſſu haban (Ph. 4, 12.), bald gaáukan (Th. 4, 1.), biáuknan (Th. 4, 10. Ph. 1, 26.), ganôhnan (Th. 3, 12.); *ἔχειν*: haban und áigan (G. 6, 10.), haban auch *κρατεῖν* (C. 2, 19., wie E. 6, 12.). *Ἀναγιγνώσκειν* iſt anakunnan und uſſiggvan (C. 4, 16. Th. 5, 27.). *Μόρφη* iſt vlit und ſkáunei (Ph. 2, 6.); *πρόσωπον* andvairthi (Th. 2, 17.) und andáugi (G. 1, 22.), ludi (Mth. 6, 17.). *Νήπιος* iſt barniſks (G. 4, 3.), niuklahs (G. 4, 1.), grindafrathjis (Th. 5, 14.). *Νήφωμεν* iſt varái ſijáima (Th. 5, 6.) und unſkavái ſijáima Th. 5, 8.).

Man vergleiche weiter: bida (*αἴτημα*: Ph. 4, 6.; *προσευχή*: G. 4, 6. C. 4, 2., 12. Th. 4, 1.; *δέησις*: Ph. 1, 19.), aihtrôns (*δέησις*: Ph. 4, 6.); bidjan (*προσεύχεσθαι*: C. 1, 9. 4, 3. *δέεσθαι* G. 4, 12. Th. 3, 10.; *ἐρωτᾶν*: Ph. 4, 3.; *παρακαλεῖν*: Ph. 4, 2. G. 2, 11.), aihtrôn (*αἰτεῖν*; C. 1, 9.), anaháitan bidjái jah ïzvis bidjam (*ἐρωτῶμεν καὶ παρακαλοῦμεν*: Th. 4, 1.). — Dôms (judicium; dômjan: Ph. 3, 12. C. 2, 16.) und vargitha (G. 5, 10.); Dômjan (*ἡγεῖσθαι*, existimare: Ph. 3, 8.), munan (*οἴεσθαι*: Ph. 1, 17.; *ἡγεῖσθαι*: Ph. 2, 25.; *λογίζεσθαι*: Ph. 3, 13.), thugkjan (*δοκεῖν*: oft), hugjan und frathjan (*φρονεῖν*, *στοίχειν*: Ph. 3, 16.); Gahugds (mens, sensus: Ph. 2, 3. C. 1, 21.), thuhtus: C. 2, 23. (conscientia: 1. C. 10, 28. 29 = mithviſſei); gaminthi (memoria: Th. 3, 6.) — Galeikan (*ἀρέσκειν*, *εὐδοκεῖν*: C. 1, 10. 19. Th. 2, 15. 3, 1.), ſamjan (*εὐπροσωπεῖν*, placere: G. 5, 12; *ἀρέσκειν*: C. 3, 22.). — Mundôn (*σκοπεῖν*: Ph. 3, 17.), biniuhſjan (*κατασκοπεῖν*: G. 2, 4.). — Gabairhtjan (G. 4, 19. C. 4, 4.), gaſvikunthjan (C. 1, 26.), gakannjan (C. 1, 7. 4, 7.): manifestare. — Vinnô (*πάθημα*, *πάθος*: Th. 3, 4. C. 3, 5. G. 5, 24.), aglitha (Th. 3, 4.), aglô (Ph. 4, 14. Th. 3, 7. C. 1, 24. Ph. 1, 17.); vinnôn (*θλίβεσθαι*: Th. 3, 4; *πάσχειν*: Ph. 3, 29. G. 6, 12. C. 1, 24.), thulan (pati), usthulan (sustinere); thuláins (*πάθημα*: Ph. 3, 10; *ὑπομονή*: C. 1, 11.), usbeisns (G. 5, 22. C. 3, 22; Ph. 1, 20; C. 1, 11.); vêns, vênjan; beidan (G. 5, 5. Ph. 3, 20.): — Milditha (Ph. 2, 1.), qvairrei (G. 5, 22. 6, 1. C. 3, 12.), mukamôdei; anavilje (Ph. 4, 5. 1 Th. 3, 4.), ſviknei (G. 5, 22.); ſvikns, hráins, hlûtrs, bairhts. — Thius, ſkalks, gaſkalki (C. 1, 7. 4, 7.), thêvis (C. 3, 22. 4, 1.); gathivan (*δουλεύειν*: G. 2, 4.), ſkalkinôn (*δουλεύειν*, *λατρεύειν*); ſkalkinaſſus (*δουλεία*), thivadv (*δουλεία*: G. 4, 24.). — Gathraffſteins (*παράκλησις*: Ph. 2, 1; *παρηγορία*: C. 4, 11.), gathlaíhts (*παραμύθιον*: G. 4, 11. Ph. 2, 1.); thrafſtjan (*παραμυθεῖσθαι*: Th, 5, 4.; *παρακαλεῖν*: L. 4, 8. Th. 3, 7. 4, 18. 5, 11.); gathlaíhan (*παραμυθεῖσθαι*: Th. 2, 11.). — Thvairhei (*θυμός*: C. 3, 8. 21.), hatis (*ὀργή*: C. 3, 6. 8. Th. 2, 16. 5, 9; *θυμός*: G. 5, 20.); biháit (*ἐριθεία*: 2. Cor. 12, 20. Tit. 1. 7.), môths. — Spráutô (G. 1, 6. Ph. 2, 24.), ſniumundôs (Ph. 2, 28.): cito, festinantius. — Snivan (ire, pervenire), gaggan, leithan, vratôn. – Gôths (*καλός*: G. 4, 10. 18. 6, 9. Th. 5, 21; *ἀγαθός*: C. 1, 10. G. 6, 6. Th. 3, 6.), thiuth (*τὸ ἀγαθὸν*: G. 6, 10. Th. 5, 15.). — Ustiuhan (finire), usfulljan (implere). — Unmahts (G. 4, 13.), ſiukei (G. 4, 13.), ſiuks (Ph. 2, 27. Th. 5, 14.), unmahteigs (G. 4, 9.). — Kalkinaſſus (*πορνεία*: G. 5, 19. Th. 4, 3.), hôrinaſſus (*πορνεία*: C. 3, 5;

μοιχεῖα: G. 5, 19. 29.). — Biudan, háitan, lathôn. — Kuni (φυλή, tribus) und knôda (γενός): Ph. 3, 5. — Vaninaſſus (Th. 3, 16.), gáidv (Ph. 2, 30. C. 1, 24. 2. C. 9, 12.) ὑστέρημα. — Jêr (G. 2, 1.), athn (G. 4, 10.), atathni (J. 18, 13.). — Mêl (χρόνος, καιρός), theihs (χρόνος Th. 5, 1. R. 13, 11. Myth. 457.), hveila (ὥρα: G. 2, 5. Th. 2, 7.), du mêla hveilô (πρὸς καιρὸν ὥρας: Th. 2, 17). — Aukandô jah theihandô vahſeith (C. 2, 19.). — Handugei (σοφία C. 2, 23. C. 1, 9. 28. 3, 16. 4, 5.), ſnutrei (sapientia), vitubni (γνῶσις), kunthi (γνῶσις), ufkunthi (ἐπίγνωσις), frôdei (prudentia), frathi. — Ushramjan, nagljan (crucifigere: C. 2, 14.), galga (σταυρός). — Saggvs (ᾠδή), hazeins (ὕμνος), pſalmô (C. 3, 16.), liuth, aviliud. — Vulthus (gloria, δόξια), hvôftuli (καύχησις, gloriatio). — Bindan, vithan, gabindôs (συνδεσμούς), gaviſsins (ἀφάς: C. 2, 19. E. 4, 16.), kunavedôm (catenis, ἁλύσει: E. 6, 20). — Gavaírthi táujan (C. 1, 20.), gagavaírthjan (1. C. 7, 11. 2. C. 5, 20.), gafrithôn (C. 1, 20. 21.), gaſibjan. — Dáuthus, ſvults; dáuths (G. 1, 1. ꝛc.), navis; dáuthnan, gaſviltan; dáuthjan, maúrthrjan; Ganaviſtrôn (sepelire: C. 2, 12.), usfilhan; naviſtr, hláivasna ꝛc. — Ingardja (C. 4, 15.), inkunja (Th. 2, 14.), ſvês. — Gavaúrki (κέρδος: Ph. 1, 21. 3, 7. 8.), andaláuni (retributio: C. 3, 24.). — Qvithan, rôdjan, ſiggvan, mêrjan, gateihan (Th. 3, 6. C. 1, 28. G. 4, 16.), áivaggêljôn (G. 4, 13.), hrôpjan, hvôpan. — Gaarman, bleithjan. — Ganiſts, naſeins (Th. 5, 9.). U. ſ. w.

Dieſe Beyſpiele ſind nur unſerm Bande entnommen, *) werden aber hinlänglich den Reichthum, die Ausgebildetheit und Freybeweglichkeit der barbariſchen Sprache würdigen laſſen. Mit dem Wunſche nach einer vollſtändigen, allſeitigen, auf Vergleich mit dem griechiſchen Bibeltexte beruhenden Synonymik der gothiſchen Sprache (wozu Schreiber dieſes viel geſammelt hat), ſchließt er dieſen zweyten Abſchnitt, einem dritten vorbehaltend, die Leiſtungen des Herrn Herausgebers, ſo wie die zweifelhaft gebliebenen Stellen zu beſprechen, über welche letztere Graf Caſtiglione uns gewiß in ſeinem letzten bevorſtehenden Bande nochmals prüfende Auskunft nicht vorenthalten wird.

(Dritter Artikel folgt.)

---

*) Von anderweitigen Reihen hier nur folgende: guma, vaír, aba, manna — thiudanôn, reikinôn, fráujinôn, valdan — valdufni, mahts — vratôdus, gaggs, ſinths — gaſinthja, gahláiba, gajuka, gadauka — freis, láus, fralêts — uslâuseins, usſáuneins, faúrbaúhts, fralêts — freihals, balthei — háuns, hnáivs — vêns, lubáins — vilja, luſtus — luſtôn, gaírnjan — viſan, bileiban — afháimis, framaths — fralêtan, usláubjan — aflêtan, aflinnan, bileithan — andahafts, andvaúrdi — munths, mûl — tagl, ſkufts — gras, háui — tveifljan, tuzvêrjan; faúrhtjan; faúrhts, usfilmei — háils, hráins, ſvikns — unhráins, gamáinis, vamms — hôrinaſſus, kalkinaſſus — unſêls, ubils — fravaúrhts, faírina — thiubs, hliftus — kas, katils, mês — gavaſjan, gahamôn, gapáidôn — mêl, hveila, theihs — haírus, mêkeis — dius, unbiari — halja, afgrunditha — grêdus, huhrus — haírda, vrithus, avêthi; hansa, hiuhma, ïumjô, draúhts, thiuda, kuni, ſibja — gaſakan, gatarhjan, vrôhjan, dômjan, vargjan — usgildan, usgiban — láisjan, talzjan — váit, láis — ſáivala, hugs, muns, frathi — matjan, fraïtan — finthan, bigitan — gáumjan, vardjan — gards, hûs; alhs; hlija, hleithra — ſtubjus, malmô, mulda, aírtha; land, gavi; marka, fêra — midjungards, manaſêths, faírhvus — háuheins, hazeins, ſvêritha — ſkáidan, disſkreitan, ſneithan, bimáitan, gamaúrgjan — ufaraſſus, ufarfullei; gabei; ganaúha — laúhatjan, glitmunjan, liuhtjan u. ſ. w.

# Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 27. September.

Nro. 193. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1836.


A Treatise on the Geography and Classification of animals by William Swainson. London 1835. 8. 367 p.

Diese Schrift bildet ein Bändchen von Lardner's Cabinet-Cyclopädia und ist eigentlich das erste einer Reihe von kleinen Lehrbüchern, welche Swainson über die verschiedenen Abtheilungen der Zoologie für dieses in England geschätzte encyklopädische Werk unternommen hat. Es ist hier die geographische Zoologie zum erstenmale für sich und im Zusammenhange abgehandelt und, so unvollkommen und lückenhaft auch ein solcher Versuch nothwendig ausfallen mußte, so ist doch das ganze Unternehmen sehr verdienstlich. An die geographische Zoologie, wie an die Geographie der Pflanzen, knüpfen sich die interessantesten Beziehungen der allgemeinen Naturgeschichte und der physikalischen Erdbeschreibung.

Es ist daher eine ächt wissenschaftliche Aufgabe, nachzuweisen und in ein großes Bild zusammen zu fassen, wie der Mensch und die lebendigen Wesen über den Erdkreis verbreitet sind, wie sich Thiere und Pflanzen in den verschiedenen Klimaten, auf Land und Meer, in Höhen und Niederungen vertheilen. Es knüpfen sich hieran Fragen vom höchsten Interesse für die Geschichte des Menschen und der Erde überhaupt. Finden sich bestimmte Gesetze, nach welchen die organischen Wesen an bestimmte Längen und Breiten, an gewisse Höhengrenzen gebunden sind? Läßt sich ein fester und durchgreifender Plan erkennen, nach welchem die mannigfaltigen organischen Körper sich über die Erdoberfläche vertheilen und zieht durch alle ihre unendlichen Formenverhältnisse, durch ihre bunten Farbennüancen, durch ihren Größenwechsel und durch ihr ganzes Leben und Weben auf dem Erdboden ein bestimmter, erkennbarer Faden? Stehen Thier- und Pflanzen-Vertheilung in directem Bezug zur Vertheilung des Menschengeschlechts in Racen und Völker? Sind die weiten Räume der Erde von bestimmten Puncten aus bevölkert und giebt es einen oder viele solche Schöpfungscentra für die Thiere und Pflanzen, von welchen aus sie sich radienförmig verbreiteten? Vermag die Naturforschung das Dunkel der ältesten Geschichte zu lösen, welches sich an die Schöpfung und Verbreitung der Thier- und Pflanzenwelt, wie des Menschengeschlechts, knüpft?

An Versuchen hat es nicht gefehlt, diese anziehenden und ernsten wissenschaftlichen Fragen zu beantworten. In der Art und Weise jedoch, diese Aufgaben durch die Forschung zu lösen, hat man die verschiedensten Wege eingeschlagen. Auch unser Verfasser hat sich im ersten Kapitel der vorliegenden Schrift, noch ausführlicher aber in seinen, die geographische Zoologie betreffenden Beyträgen zu Murray's Encyclopaedia of Geography, wovon in unsern Gelehrten Anzeigen bereits die Rede gewesen ist, hierüber ausgesprochen. *) Da der Verfasser

*) Diese Beyträge zu Murray sind in vielen einzelnen Abschnitten eigentlich weitere Ausführungen des vorliegenden Abrißes der geographischen Zoologie und verdienten wohl, zusammengearbeitet mit dieser Schrift und mit den nöthigen Verbesserungen ver-

den Menschen mit völligem Rechte vom Thierreiche ausschließt, die Schrift selbst nur von der Vertheilung der Thiere handelt, so wird vom Ursprung und der Vertheilung der Menschenracen hier nur kurz in der Einleitung gesprochen, weitläufiger bey Murray. Der Vf. geht überall von einem festen Offenbarungsglauben aus, und die ernste und würdige Gesinnung, mit welcher der Verf. sich ausspricht und die er auch erfreulicher Weise mit seinen berühmtesten Landsleuten theilt, geben der ganzen Darstellung und der folgenden wissenschaftlichen Beweisführung eine so schöne Grundlage und einen so ruhigen, klaren Gang, daß gewiß jeder ernstgesinnte Leser sich in eine wohlthuende Stimmung versetzt fühlt. Es ist nicht — was allerdings manchen seiner Landsleute vorgeworfen werden kann — das Erbauliche mit Gewalt herbeygezogen, und die Erzählung mit breiten moralischen Betrachtungen unterbrochen, sondern Swainson geht von der ihm unerschütterlichen Ueberzeugung aus, daß wir über die letzten Fragen des Schöpfungsgeheimnisses eben nichts wissen können, als was uns der Herr selbst für gut gefunden hat in der heiligen Schrift alten und neuen Bundes zu enthüllen. In der wissenschaftlichen Untersuchung selbst will er die Methode befolgen, alle vorgefaßten Theorien bey Seite zu lassen und mit der Betrachtung beginnen, daß die ersten Ursachen der geographischen Verbreitung der lebendigen Wesen uns völlig unbekannt sind. Er will zuerst eine allgemeine Uebersicht über die Verbreitung der gegenwärtig lebenden und bereits entdeckten Thiere geben und, von dem thatsächlichen Material ausgehend, später allgemeine Schlüße, so weit sich solche aus den Factis von selbst herausstellen, ziehen. Und so streben wir, sagt der Verfasser:

To obtain a glimpse of that stupendous

---

sehen, eine deutsche Bearbeitung, da unserer Litteratur ein solcher Versuch doch eigentlich noch völlig fehlt.



plan, which can never be fully understood by fallible and imperfect morals. *)

---

*) Ref. kann leider hier nicht ausführlicher auf die Differenzen eingehen, in welchen die Ansichten vieler Naturforscher sich mit den Lehren der Offenbarung befinden. Es wird sich hiezu eine andere schickliche Gelegenheit finden. Einige Stellen des Verf. mögen jedoch in seiner eigenen Sprache hier Platz finden: The geographic distribution of man is connected in our survey with that of animals; not so much in compliance with the popular nation, by which the noblest work of God is classed as genus next to the brute, but because we may fairly presume, from the great diversity observed among the human species, that their variation and dispersion is regulated by some general plan; and that such a plan may be analogous to that, which is apparent in the distribution of animals. It may be urged, indeed, that such a remarkable coincidence, if proved, might tend to sanction the modern theory of classing man and brutes together; but the only legitimate construction which we think, could be fairly drawn from such a fact would be, that there is but one plan of geographic distribution and of creation throughout nature; und an einem andern Ort: in regard to the first origin of the human race, there have not been wanting those, who, disbelieving the evidences of the Mosaic history, have attempted to establish the hypothesis, that these races have each sprung form different stocks; or, that they are, in fact so many species. Now this at the beſt, is but an assumption perfectly gratuitous; not only because every record from which it could receive any support is expressly opposed to it, but because it is in direct violation of a primary and universal law of nature, a law by which the lowest being of the animal creation shrinks instinctively from intermixing its species with that of another. It has, moreover, been fully ascertained that, however great the variations of the human form may be, such variations among different breeds of the same species are even greater. Unless, therefore, it can be proved, that the laws of nature with respect to man and animals are contradictory, we shall, by attaching the least weight to the above theory, openly violate every prin-

Wir wollen zuerst eine Uebersicht des Inhalts geben und dann unsere Bemerkungen darüber mittheilen.

1tes Kapitel. Hier giebt der Verf. eine Uebersicht über die älteren Ansichten von der Verbreitungsweise der Thiere nach Linné, Fabricius, Latreille, Flemming, Prichard.

Der Verfasser selbst hat die Ansicht, daß die von den 5 Varietäten der menschlichen Species bevölkerten Gegenden auch von verschiedenen Thierformationen bewohnt werden; diese Regionen sind die fünf zoologischen Hauptprovinzen, wovon jede einen eigenthümlichen Charakter hat, die aber an ihren Grenzen ineinander übergehen. Die Begrenzung der menschlichen Racen und also auch der Thierprovinzen stellt sich so:

1) Europäische Provinz, begreift ganz Europa, Kleinasien und die Küsten des Mittelmeeres; der eigenthümliche Character verliert sich in Nord-Afrika und östlich vom Kaukasus; jene Eigenthümlichkeit vermischt sich im Norden mit dem asiatischen und amerikanischen Character.
2) Die asiatische Provinz begreift ganz Asien östlich vom Ural, der eine sehr natürliche Gränze abgiebt; der Charakter mischt sich mit den übrigen Provinzen durch Kleinasien, Nord-Ost-Afrika, Nord-Europa und -Nord Amerika. In Sumatra und Java ist der australische Charakter merklich.
3) Amerikanische Provinz; nördlich mit Europa und Asien verbunden, südlich unbekannt.
4) Afrikanische Provinz beginnt südlich von der großen Wüste; Süd-Afrika und Madagascar gehen in den australischen Charakter über.
5) Australische Provinz, wovon Neuholland der Hauptsitz ist; der Charakter mischt sich deutlich mit dem asiatischen und afrikanischen; unbekannt ist es, wo er mit dem europäischen und amerikanischen zusammenhängt.
6) Eine gemeinschaftliche Provinz bildet der Norden von Amerika, Asien und Europa, jedoch ohne besondern Welttheilcharakter.

2tes Kapitel. Europa. Die Charakteristik Europa's als einer eigenen Provinz ist schwer. Die Zahl der Säugethiere ist zu gering und ihre ursprüngliche Vertheilung ist zu sehr durch die Fortschritte der Civilisation verwischt; die Insekten sind zu zahlreich, die Reptilien zu unbezeichnend, die Seethiere im Studium zu sehr vernachläßigt; es scheint deshalb am geeignetsten die Vögel zu wählen.

Die arktische Region von Europa hat nur wenige eigenthümliche Vögel (22 Arten), meist Wasservögel. Man kennt im Ganzen nur 60 Wasservögel, wovon nur 2 in allen 4 Viertheilen der Erde entdeckt wurden, 3 finden sich in Europa, Asien und Südafrika, 27 in Europa und Nord-Amerika; 27, also fast die Hälfte, gehören Europa ausschließlich. — Die Sumpfvögel zeigen im Allgemeinen eine weitere Verbreitung als die Wasservögel. Unter 65 Europäischen Arten finden sich 13 in Amerika, und nur 2 sind rein arktisch, 4 finden sich zugleich in Asien, 2 in Asien und Afrika, 4 in Asien und Amerika, 7 in Asien, Afrika und Amerika. Numenius phaeopus soll in allen 5 Welttheilen vorkommen. Im Allgemeinen ist die Zahl der eigenthümlichen Arten Europa's größer als bey den Wasservögeln. — Unter den Landvögeln sind die Raubvögel am weitesten verbreitet; vorzüglich gilt dieß von den Nachtraubvögeln. Von 13 europäischen Eulen sind nur 6 eigenthümlich, und 2 bewohnen fast ausschließlich die arktischen Gegen-

---

ciple of philosophic reasoning, as well as renounce all belief in revealed religion. On this head the Mosaic records are clear and explicit; and however the sceptic may deny their inspiration, he cannot bring forward, on his side, any testimony of such remote antiquity, or of such generally admitted credibility.

den. Vier finden sich in Amerika, 2 in Südafrika, 1 in Asien und Amerika. — Die Falken sind mehr beschränkt, unter 4 Adlern ist einer vorzüglich arktisch, 3 sind afrikanisch, einer lebt zugleich in Amerika; von 8 ächten Falken, die Europa und Nord-Afrika angehören, sind nur 2 zugleich amerikanisch; der Wanderfalke Australiens soll ganz mit dem europäischen übereinkommen. Unter 44 Raubvögeln sind 3 vorzüglich arktisch, 11 amerikanisch, 2 asiatisch und afrikanisch, 1 kommt zugleich in Asien und Amerika vor; 27 Arten, also über die Hälfte, charakterisiren Europa.

(Fortsetzung folgt.)

**Memorie della Reale Accademia delle Scienze di Torino. Tomo XXXVIII. Torino dalla Stamperia Reale. 1835. 4.**

I. Anatomische Abhandlungen.

1) Memoria intorno la natura mucosa della membrana interna del sistema vasale d. D. Filippo De-Michelis. Prof. di anatomia nella R. Universita di Torino. (p. 93 — 110).

Die Natur der inneren Haut der Gefäße, zu welchen auch die Ausführungsgänge der Drüsen gerechnet sind, hält der Verf. für bis jetzt noch nicht erkannt. Nach ihm ist sie eine Schleimhaut. Denn erstens müße man der Analogie nach sie für eine solche halten, da alle Kanäle, welche mit fremden Substanzen in Verbindung sind, eine Schleimhaut besitzen, und die in den Adern circulirenden Säfte auch etwas für die Faser Aeußeres seyen und ohnehin auch nie sonst ein Kanal im Körper mit einer serösen Haut ausgekleidet sey; auch habe die innere Gefäßhaut ähnliche Runzeln und Klappen, wie andere Schleimhäute, und vollends die Ausführungsgänge setzten sich offenbar in Schleimhäute fort; auch sey es zweytens kein Einwurf gegen diese angenommene Analogie, daß die innere Aderhaut in manchen Eigenschaften, wie Farbe, Dichtigkeit und Zusammenhalt als verschieden von den Schleimhäuten sich zu erkennen gebe, da selbst innerhalb des Adersystems sich diese Haut nicht gleich bleibe, nnd überhaupt die organischen Gebilde derselben Art auf verschiedene Weise und unter mancherley Modificationen im menschlichen Körper vorzukommen pflegen; so sey denn auch drittens die Art, wie die innere Aderhaut an die übrigen Membranen der Gefäße befestiget sey, ganz gleich jener, womit sonst die Schleimmembranen an die aufliegenden Häute geheftet werden. Es geschehe nämlich diese Anheftung durch eine Schichte eines weißen, straffen und filamentösen Zellengewebes bey allen Schleimhäuten und besonders seyen es diese, welche auf solche Weise an muskulöses Fasergewebe gebunden würden, wogegen die serösen Häute nie etwas mit Muskulosität zu schaffen hätten; viertens bey einer Vergrößerung von 20mal sähe man an der innern Fläche der Aorta viele zarte, wenn auch sehr kurze Flocken, welche dicht aneinander stünden, und sich mit ihrer Spitze frey erheben; dazwischen seyen deutliche größere und kleinere Vertiefungen, und überhaupt sey die innere Gefäßhaut weich, aufgelockert und von einem dünnen Schleimüberzug befeuchtet; die Entzündung mache die Villosität der inneren Aderhaut noch deutlicher; die Befeuchtung durch Schleim sey aber sicher keinem Ausschwitzen von Feuchtigkeit nach dem Tode zuzuschreiben, und so sey es ja auch nach den Erfahrungen Mehrerer ein dicker, plastischer Schleim, welcher einige Stunden nach der Unterbindung einer Arterie an der Unterbindungsstelle beobachtet werde, und welcher nach und nach sich organisire; fünftens besitze die fragliche Membran wirklich zahlreiche Blutäderchen und Nerven, und die von mehreren Beobachtern beschriebene fungöse Degeneration an den Klappen der Arterien und am Herzen, wie man sie auch öfters an Leichnamen in den Arterien findet, beweise hinlänglich eben so die Gegenwart der dieser Haut eigenthümlichen Blutadern als ihre mucöse Natur. Sechsstens stimmten in einer sehr ausgezeichneten Beschaffenheit die inneren Aderhäute mit den allgemein bekannten Schleimhäuten überein, nähmlich in der Ausdehnbarkeit nach allen Richtungen, ohne zu zerreißen; dieß finde man bey den Venen, den Lymphadern und bey den Ausführungsgängen z. B. den Gallengängen; dagegen reiße die innere Arterienhaut sehr leicht ein und eigentlich immer, wenn die Arterie mit einer Schnur fest umstrickt werde; diese Fragilität der inneren Arterienhaut soll nun nach dem Verf. nicht dieser Haut ursprünglich eigenthümlich seyn, denn wenn man die faserige Arterienhaut abpräparire, so zeige sich die freygelegte innere Arterienhaut biegsam und ausdehnbar genug; es rühre also das Zerreißen bey der Umschnürung wohl nur von der straffen Anheftung der inneren Haut an die Faserhaut her; endlich verhielte sich gegen verschiedene Reagentien z. B. siedendes Wasser, trockne Hitze und verschiedene Säuren beym Austrocknen, so wie beym Maceriren die innere Aderhaut und die übrigen Schleimhäute ganz gleich.

(Fortsetzung folgt.)

# Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 28. September.

Nro. 194. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1836.


A Treatise on the Geography and Classification of animals by William Swainson. London 1835. 8. 367 p.

(Fortsetzung.)

Die Hühnervögel zählen wenig Gattungen; diese, wie alle Vögel mit schwerem Leib und kurzen Schwingen sind mehr begrenzt, dieß gilt z. B. auch von den indischen Papageyen, wovon manche nur einzelnen Inseln eigen sind. Wir haben in Europa 27 Hühner-Arten; 5 sind auch in West-Asien, 5 in der nordafrikanischen Wüste, 2 über Central-Asien und Afrika verbreitet; während nur 2 sich auch in Nord-Amerika finden.

Unter den Singvögeln gehört Europa eine große Zahl eigenthümlich an; unter 41 Finken-Arten sind 30 auf Europa beschränkt, 7 bewohnen zugleich Nordamerika, 3 finden sich auch in Asien und Afrika, Von 85 Sängern (Turdus, Sylvia, Muscicapa) sind 82 noch nirgends anders entdeckt, doch wandern die meisten derselben nach Nord-Afrika und Westasien aus; 3 nur bewohnen zugleich Amerika. Von den Omnivoren (Corvus, Sturnus) sind 21 Arten bekannt, wovon 13 rein europäisch, 4 auch afrikanisch, 3 amerikanisch und 1 (Pastor roseus) bewohnt Asien und Afrika.

Es giebt, mit Ausnahme einige rein zufälligen Vögel, in Europa 388 Arten; $\frac{1}{13}$ d. h. 13 gehören der arktischen Region; 68 (wovon 40 Wasservögel) kommen gleichzeitig im gemäßigten Asien und Amerika vor; 9 sind über die 4 Welttheile, mit Ausnahme von Australien verbreitet; nur 1 oder 2 sind auch australisch; 250 (also $\frac{2}{3}$) kommen der europäischen Fauna (nämlich Europa, Westasien und Nord-Afrika) zu.

Merkwürdig ist die Anzahl generischer Typen in Europa; 108 Gattungen (genera) finden sich in Europa, wobey die nicht allgemein angenommenen ausgeschlossen sind; es verhält sich die Zahl der Gattungen zu den Arten wie 2 zu 7; nirgends sind diese typischen Formen so zahlreich als in Europa, denn die Zahl aller bekannten Vogelgattungen beläuft sich nur auf 380, wovon also weit über ein Viertheil auf Europa kommen. Europa ist daher eine der schönsten zoologischen Provinzen.

Europa zerfällt wieder in 3 Abtheilungen. Das arktische Europa begreift Grönland, Lappland, Spitzbergen, Island, einen beträchtlichen Theil von Norwegen, Schweden und das nördliche Rußland. Diese Länderstrecken haben besonders viele Mollusken und Wasservögel, im Ganzen aber wenig Arten. Auf Grönland zählt Fabricius 32 Säugethiere, wovon 9 Seehunde; unter den 52 Vögeln sind 7 Raub- und nur 5 Singvögel. Mittel-Europa begreift die zweyte Abtheilung; die ersten Anzeigen der centraleuropäischen Fauna beginnen gegen den 60ten Breitengrad, wo sich die Vegetation hebt; die Landvögel nehmen zu, während die Wasservögel der Individuenzahl nach (nicht den Arten nach) abnehmen. Die Hausthiere vermehren sich, woran England schon viel reicher als Schottland ist; einige Geflügelarten kommen z. B. schon in Schottland schwer fort. Während in Dänemark nur zwey Arten jagdbarer Vierfüßer vorkommen, finden sich in

England 7, in Frankreich 13. Der Vf. vergleicht nun den jetzigen Stand mit dem frühern, wo noch weniger Thiere ausgerottet wurden; die Hauptcharakteristik Mittel-Europa's geschieht wieder nach den Vögeln.

Die dritte zoologische Gruppe von Europa begreift das südliche Frankreich, ganz Spanien, Italien, die Türkey, die Inseln des Mittelmeeres, Klein-Asien, Nord-Afrika. Für Säugethiere sind die vorhandenen Materialien sparsam; große Ruminanten, wie Elenn, Rennthier, Hirsch, Reh, fehlen; nur eine kleine Art findet sich in Kalabrien und auf den sizilischen Gebirgen; dagegen sind eigenthümlich: das Stachelschwein, das Mufflon, der Büffel, letzterer aber blos im Hausstande.

Die Ornithologie des Mittelmeerbeckens zeigt mehrere interessante Thatsachen; die Geyer werden häufiger, je wärmer das Klima wird; sie folgen dem Zug der Gebirge, gehen über die Apenninen und die höheren Gebirge von Spanien und Griechenland. Dagegen sind die gigantischen Eulen, so bezeichnend für Nord-Europa, hier unbekannt; 2 oder 3 kleinere geöhrte Arten folgen den Wanderungen der Singvögel. Der Verf. geht auf die einzelnen Arten ein.

Die Insectenfauna des südlichen Europa's ist sehr verschieden von derjenigen der mittleren und nördlichen Breiten; Laufkäfer (Carabidae) finden sich kaum ein fünftel von denjenigen, welche Britannien allein beherbergt; andere Genera, z. B. Scarabaeus erscheinen dagegen in zahlreicheren Repräsentanten; Ameisen werden sehr häufig; von Termiten kommt schon eine Art im südlichen Frankreich vor, eine andere hat Swainson in Sicilien gefunden. Die Schmetterlinge sind weniger eigenthümlich; die Hälfte der brittischen Tagschmetterlinge findet sich in Sicilien, untermischt mit mitteleuropäischen und 2 oder 3 nordafrikanischen; Sesien scheinen in Italien nicht vorzukommen; Skorpionen häufig.



Europäische Reptilien giebt es wenige, sie nehmen gegen Süden zu. Fische hat Süd-Europa manche charakteristische (Sardelle, Thunfisch); der Häring ist kaum bekannt. Von 150 Fischen, welche der Vf. an der Küste von Sicilien gesammelte, gehört kaum ein Drittheil zur Ichthyologie von Brittannien und Nord-Europa. Ueber die übrigen wirbellosen Thiere giebt der Verf. wenig an; rothe Korallen vorzüglich an den Küsten von Sicilien. Poli führt 180 Mollusken auf. Süßwassermuscheln finden sich vorzüglich in Mittel-Europa.

Am Schluße dieses Kapitel specielle Aufzählung der Gattungen und Untergattungen europäischer Säugethiere und Vögel.

Drittes Kapitel. Asien. Bey der beträchtlichen Ausdehnung dieser Provinz ist eine Schilderung schwer. Am merkwürdigsten und eigenthümlichsten bleibt die große Zahl von Hausthieren, welche Asien geliefert hat. Das Pferd stammt aus der Tartarey, die Ochsen sind wahrscheinlich zuerst in West-Asien gezähmt gewesen; alles unser Hausgeflügel stammt aus Südasien.

Die asiatische Fauna kann in 3 Sectionen oder Provinzen getheilt werden. Die erste beginnt vom Pol und begreift das ganze asiatische Rußland, begrenzt im Westen vom Ural, im Süden vom Altai; es ist die Wiege der mongolischen Racen. Die zweyte Unterprovinz begreift China, Japan, Thibet, die Tartarey gegen Persien und die Ostküste des kaspischen Meeres — also Mittel-Asien. Die dritte Provinz begreift den Süden des Kontinents mit Java, Sumatra ꝛc. und die westlich von Neu-Guinea gelegenen Eilande. — Klein-Asien hat keinen bestimmten Charakter, sondern vereinigt die Faunen von Europa, Asien und Afrika; gleiches gilt von Persien, doch verschwindet hier der afrikanische Charakter fast ganz.

Die nordasiatische Fauna bietet wenig besonderes dar; die Gattungen der Vierfüsser ähneln de-

nen von Europa und von den Polargegenden überhaupt, aber weniger Arten kommen an der Westseite des Urals vor, da die öden und sandigen Steppen von Sibirien größeren Thieren nur wenig Nahrung bieten, die aber hinreichend für die hier sehr entwickelte Ordnung der Nagethiere ist; besonders finden sich hier Feldmäuse, Mäuse und Hamster; diese generischen Gruppen sind meist beschränkt auf die kalten oder temperirten Breiten von Europa, Asien und Amerika, haben aber innerhalb dieser Grenzen eine sehr weite Verbreitung, vorzüglich in den Gegenden mit strengem Winter, wir finden sie dagegen nicht in tropischen Gegenden, wo ihre eigenthümlichen Instinkte, Baue, Vorrathskammern u. s. w. überflüßig seyn würden. — Die Vögel gehören, so weit bekannt, zu den europäischen Gattungen. —

Mittel-Asien ist wenig bekannt; wir finden hier jedoch größere Thiere: Equus hemionus, Ovis ammon, wahrscheinlich Bos arni, den tartarischen Ochsen (Bos Poephagus H. Smith.) der bis Bhotan geht. Auch die Springmaus (Dipus) gehört mehr den Centraltheilen von Asien und den wärmeren Breiten von Sibirien an; sie erstreckt sich bis Egypten und wird in der neuen Welt von Meriones vertreten. — Die Vögel von Centralasien sind wenig bekannt; viele eigenthümliche Hühner-Arten scheinen vorzukommen.

In Süd-Asien erscheint die tropische Fauna; viele Affen (23 Arten), die langarmigen Gibbons vorzüglich in Malacca, während die Orangs mehr den Inseln angehören; es zeigt sich hier eine große Analogie mit Afrika unter gleichen Breitegraden, doch ist hier die Zahl noch größer; beyde Kontinente haben jedoch nur eine Art gemeinschaftlich; als Analogieen treten auch der Orang Utang und der Chimpanse, so wie die beyden Elephanten-Arten auf; die Nager Nord-Asiens sind hier unbekannt; die südasiatischen Bären (Ursus labiatus, malayanus, thibetanus) bewohnen alle die Berge; der asiatische und afrikanische Löwe sind verschieden, während die Schakals von Indien und Afrika identisch zu seyn scheinen; die Tigerkatzen scheinen beschränkt auf die großen Eilande.

Der ornithologische Charakter von Asien scheint im südlichen Indien, besonders in Malacca und auf den großen Inseln am stärksten entwickelt. Oefters zeigt sich eine große Aehnlichkeit mit dem tropischen Afrika, in andern Fällen nicht; manche südasiatische Vögelfamilien sind hier durch andere Arten repräsentirt und mehrere Gattungen kommen auch in Australien vor. Die Hühnervögel zeigen die schönsten Gattungen (Pavo, Polyplectron, Argus Lophophorus). -- Die Fische sind in geographischer Hinsicht nicht genauer untersucht. Das Meer ist aber ausnehmend reich an Molusken mit schön gefärbten Schalen, viel reicher als bey Afrika und Amerika; unter 200 Conus-Arten kommen nur 10, unter 62 Oliva-Arten nur 5 anderwärts vor. Ganz eigenthümlich ist dagegen die Armuth an Süßwassermuscheln, während Nordamerika hieran so auffallend reich ist; Land-Conchylien sind viel häufiger. Unter den Insecten giebt es, wiewohl selten, europäische Arten, so unter den Schmetterlingen von Nepaul z. B. P. Podalirius, Vanessa, Atalanta; an Schmetterlingen ist besonders Amboina reich.

Folgt die Aufzählung der Säugethiere und Vögelgattungen Asiens.

(Fortsetzung folgt.)

---

Memorie della Reale Accademia delle Scienze di Torino. Tomo XXXVIII. Torino dalla Stamperia Reale. 1835. 4.

(Fortsetzung.)

## II. Botanische Abhandlungen.

### 1. Jos. Moris, plantae sardoae novae aut minus cognitae.

Die Abhandlung wurde in der Sitzung der physikalischen Klasse vom 13. July 1834 vorgelesen und ist deßhalb in dem Jahresbericht p. XXVI — XXXIV. abgedruckt. Der durch seine Arbeiten über die Flora von Sardinien bereits rühmlichst bekannte Verfasser läßt jetzt ein größeres Werk über die Vegetation der Insel erscheinen,

und giebt hier vorläufig einige der darin aufzuführenden neuen oder wenig bekannten Arten. Sie heißen: Asperula pumila †, Oenanthe Lisaea †, Cerastium palustre †, Erodium albiflorum †, Medicago polycycla †, Ranunculus procerus †, Erodium cinerascens †.

2. Plantae rariores in regionibus chilensibus a clarrissimo M. D. Bertero nuper detectae et ab A. Colla in lucem editae. Fasc. IV. V. (p. 1 — 43 u. Tab. 21 — 34).

Fortsetzung der im vorigen Bande begonnenen Arbeit über die von dem verewigten Bertero in Chili gesammelten Pflanzen. Die aufgeführten Arten sind:

a) im vierten Fascikel 48) Lythrum divaricatum. 49) Valeriana samolifolia, (Betkea samolifolia Del.), welche der Verf. kaum mit Recht wieder zu Valeriana zieht. 50) Val. Berterii (Tab. 21). 51) Centaurea chilensis Miers (Tab. 22). 52) Eupatorium chilense Bert. nec Molina. 53) E. Salvia. 54) Terranea Colla. Neue Gattung aus der Familie der Compositae, Abtheilung Eupatorinae genuinae Cass. Die einzige Art, T. fernandeziana (Tab. 23) ist ein Strauch aus Juan Fernandez. 55) Bidens valparadisiaca (Tab. 24) 56) Baccharis asterioides (Tab. 25. F. 1.) und 57) B. confertiflora (Tab. 25. bis.) 58) Gnaphalium chilense. Hr. Colla bemerkt bey dieser Gelegenheit, daß Gn. Viravira Mol. von Gn. luteoalbum L. nicht verschieden sey, so daß diese Art bey uns in Europa, in Aegypten, auf den Kanarien und in Chili vorkömmt. 59) Gn. paniculatum (Tab. 27. F. 1). 60) Onoseris linifolia Bert. 61) Chaetantera Berteriana Colla. 62 — 65). Chabraea viscida (Tab. 27. F. 2.), abbreviata, elongata, tenuior. 66) Triptilion euphrasioides Bert.

b) Im fünften Fascikel: 67) Erigeron fasciculatus Colla. 68) Danaa Colla. Neue Gattung von Compositis. Die einzige Art ist D. Yegua (Tab. 28.) 69 — 74) Senecio linearifolius Colla (T. 29), plantagineus Bert., Berterianus Colla, valparisidiacus Colla, viscosissimus Colla, cinereus Colla. 75) Tagetes Feuillei Bert. (Tab. 30). 76) Diomedea thurifera Bert. (Tab. 31). Diese von Cassini aufgestellte Gattung muß anders benannt werden, weil schon längst eine Vogelgattung gleiches Namens besteht. 77) Unxia anthemifolia (Tab. 32). 78) Hypochaeris Berteri Colla (T. 33). 79) Bellardia Colla. Nov. gen. e fam Synanth. Die einzige Art, B. pusilla (T. 34) ist die in unsern Gärten bereits unter dem Namen Kriegia chilensis kultivirte Pflanze.

3. Plantae chilenses novae aut minus cognitae auctore Professore Josepho Moris (p. 43 — 49. u. Tab. I. III.).

Drey im Turiner Garten aus von Bertero eingeschickten chilesischen Samen erzogene Pflanzen. 1) Lobelia nereifolia. 2) Eryngium frutescens (T. I.). 3) Rumex chrysocarpos (T. II.).

4. Plantae rariores etc. ab A. Colla in lucem editae fasc. VI. (p. 118 — 141. und Tab. 35 — 47).

80. Campanula Larraini Bert. (T. 35), 81. C. gracilis Bert., 82. Lobelia rupincola Bert., 83. Arbutus rigida Bert., (T. 36.). Gehört aller Wahrscheinlichkeit nach zu der zwischen Arctostaphylos und Gualtheria mitten inne stehenden Gattung Pernethia, zu welcher ausserdem auch Gaultheria myrsinoides Kunth, und die kleinen Forsterschen Arbutusarten aus Terra del fuego, A. mucronata und pumila zu rechnen sind. 84. Gonolobus obliquifolius Colla (T. 37.), 85. G. Voquicillo Colla. 86. Phlox unidentata Bert. (T. 39.). Herr Colla zweifelt selbst, ob die Pflanze zu Phlox, oder nicht viel eher zu Collomia gehöre, und Letzteres ist auch gewiß der Fall. 87. Lithospermum chilense Colla (T. 40.). 88. Myosotis alba (T. 41.) Colla. 89. M. Linearis Colla (T. 42.). 90. M. procumbens Colla. Diese drey Arten sind mit den vom Eßlinger Reiseverein in den Bertero'schen Sammlungen gegebenen Species zu vergleichen. 91. Cynoglossum Berterii Colla (T. 43.). 92. Lycium chilense Bert. (T. 44.). 93. Petunia viscosa Miers. (T. 45.). Nach Abbildung und Beschreibung nichts anders als Nicotiana micrantha hort. Paris. 94. Calceolaria ferruginea Colla nec Cavan. (T. 46.). 95. C. Berterii Colla. 96. C. nitida Colla. 97. C. salicifolia Colla. Bey Aufstellung neuer Arten in dieser Gattung dürfte große Vorsicht nothwendig seyn, da wir wissen, daß sämmtliche Species im kultivirten Zustande sehr leicht Bastarde hervorbringen, was dann, wie bey den Pelargonien am Kap, auch in der Heimath bey den wildwachsenden Pflanzen der Fall seyn wird. 98. Cuminia Colla. Neue Gattung von Labiaten (?) aus Juan Fernandez, dem italienischen Mykologen Hugo Cumini zu Ehren benannt. Die einzige Art C. Fernandezia ist T. 47. abgebildet, Beschreibung und Abbildung sind aber unvollständig.

(Fortsetzung folgt.)

# Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 29. September.

Nro. 195. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1836.


A Treatise on the Geography and Classification of animals by William Swainson. London 1835. 8. 367 p.

(Fortsetzung.)

Viertes Kapitel. Amerika. Diese dritte zoologische Provinz hat wieder ihre Uebergänge. So ist die Uebergangsbildung, welche von Australien nach Asien statt findet, auch hier deutlich und noch mehr in die Augen springend; von Kamtschatka aus erfolgt eine Verbindung des Charakters mit Kalifornien. Die arktisch-amerikanische Fauna stimmt mit der Borealfauna überhaupt überein; viele Säugethiere Nordamerikas kommen auch in Europa vor: manche jedoch bleiben in ihren Originalgrenzen; die Wasservögel sind meist über mehrere Continente verbreitet. Die ächt typischen Formen der neuen Welt sind aber von denen der alten Welt eben so verschieden, wie die australischen; es liegt hierin eine merkwürdige Aehnlichkeit zwischen den beyden insularen Continenten (Neuholland und Amerika).

Der Vf. unterscheidet 3 Unter-Provinzen, vielleicht selbst 4; die arktische, die gemäßigte, die südliche oder tropische, und vielleicht eine 4te, freylich sehr wenig bekannte, welche gegen das Kap Horn liegt.

Die boreale Fauna erstreckt sich vom 50ten zum 60ten Grad, ist aber vielleicht selbst in noch engere Grenzen einzuschließen; hier sind die großen Grasstrecken, der Haupt-Aufenthalt der großen Vierfüßer und Hühner. Dieß ist die sogenannte Pelzgegend, von wo die Hudsons-Compagnie jährlich jene ungeheure Menge Felle ausführt; es leben hier viele Fleischfresser, 3 Arten Bären, zahlreiche Arten von Wölfen, Füchsen, eine Menge Nager, besonders Eichhörnchen, Murmelthiere, Hasen, Mäuse viele Hirscharten, Bisamochsen, wilde Schafe.

Die Land- und Sumpfvögel Amerika's sind hier sehr von den europäischen verschieden, wenig dagegen die Wasservögel. Ueber die übrigen Thierklassen läßt sich wenig sagen.

Die Fauna des gemäßigten Amerika's begreift die vereinigten Staaten bis zum Golf von Mexiko; die Säugethiere sind hier zu wenig bekannt, sehr gut die Vögel. Der ornithologische Charakter dieser Unter-Provinz wird bey den Landvögeln um so eigenthümlicher, je südlicher man kömmt; die Raubvögel haben die allgemeinste Verbreitung, viel begrenzter sind die Singvögel, welche wie bey uns wandern, im May ankommen und im Herbst an die Küsten der Bay von Mexiko, und die Westindischen Inseln ziehen; Hühnervögel giebt es wenige; Sumpfvögel sind meist sehr verschieden von den europäischen. Fische und Amphibien kommen viele eigenthümliche vor; die Klapperschlangen sind der neuen Welt eigen, die nordamerikanischen Arten aber verschieden von den brasilianischen.

Die dritte Unter-Provinz geht vom Mexikanischen Golf bis an die südlichen Grenzen von Paraguay; auf den Antillen verschmelzen die beyden Hauptfaunen Amerika's. Mexiko ist das Hauptland; seine Säugethiere sind wenig, besser die Vögel bekannt; unter 114 Arten von Landvögeln sind 67 nirgends weiter beobachtet, 11 theilt Mexiko mit Süd-Amerika, 36 andere mit den vereinigten Staaten. Mexiko zeigt überhaupt dieselbe Manchfaltigkeit im Thierreich, wie im Pflanzenreich; beydes bedingt durch die Manchfaltigkeit der Klimate dieses Isthmus. Wasservögel sind im Allgemeinen zahlreicher in kalten, als in warmen Klimaten; Mexiko macht jedoch hier eine merkwürdige Ausnahme. Nach übereinstimmenden Angaben sind die Seen und Sümpfe dieses Plateaus voller Vögel, aber diese Vögel haben wenig eigenthümliches, und scheinen Wander-

vögel zu seyn, die auch in Nordamerika vorkommen, und deren südliche Grenze Mexiko zu seyn scheint; je näher dem Aequator, um so größer ist die Manchfaltigkeit; aber Amerika ist am reichsten unter allen tropischen Weltgegenden; die große Feuchtigkeit der atmosphärischen Luft scheint der Grund zu seyn. Brasilien hat eine eigenthümliche Fauna, mitbedingt durch seine eigenthümlichen Verhältnisse: große Flüße, Urwälder, weite Gras-Ebenen. Die Wälder sind von zahlreichen Affen bevölkert, vorzüglich von solchen mit Greifschwänzen, was bey afrikanischen und indischen Arten viel weniger der Fall ist; herrliche Vögel und sehr schöne Insecten, besonders an den Küsten, wo mit zunehmender Vegetation auch die Abwechslung in der Thierwelt viel größer ist. Die niederen, trockenen Ebenen sind weniger bewohnt. Wieder andere Formen in den inneren Tafelländern; die Insecten sind hier sehr sparsam, man kann stundenlang reisen ohne einem Schmetterling zu begegnen; die Vegetation hat ihren Luxus verloren und damit die Kraft zahlreiche Insecten zu nähren. Die niedrigen, beerentragen-Gesträuche liefern den Tanagras, den Finken und kleineren Papageyen Nahrung; die Kolibris lieben die offenen blumenreichen Gegenden. Verglichen mit anderen Welttheilen sind die Affen des neuen Kontinents kleiner, weniger Pavian- oder Orang-artig; sie haben keine Backentaschen und Gefäßschwielen; 65 Arten Affen sind von Süd-Amerika beschrieben worden. Die Fledermäuse sind sehr manchfaltig und höchst zahlreich; es giebt Insecten fressende, von Früchten lebende und Blut saugende; die Fleisch fressenden Thiere sind meist klein und furchtsam, die Edentaten (Faulthiere, Ameisenfresser, Panzerthiere) zahlreich. Die Lamas und andere wolltragende Thiere scheinen mehr den hohen Anden eigen. In ornithologischer Hinsicht ist Brasilien das reichste Land; wir kennen 500 Arten und erst $\frac{1}{5}$ des Landes ist genauer durchsucht. Raubvögel sind sehr eigenthümlich, besonders die Geyer; die Eulen klein, Singvögel sehr zahlreich, Sumpfvögel mehr an den grossen Strömen als an der Seeküste. Sehr wenig spricht der Verf. von Amphibien und Fischen; Schildkröten und Schlangen sind sehr zahlreich. Merkwürdig sind die vielen eigenthümlichen Landkrabben; die Scorpionen sind, mit Ausnahme des von Surinam, nicht größer, als die südeuropäischen.



Unter den Käfern sind vorzüglich diejenigen häufig, deren Larven von Holz leben; sie verhalten sich zu denen in Europa wie 9 zu 1, während das Verhältniß bey den Fleisch fressenden Käfern gerade umgekehrt ist. Die vielen Blumen rufen zahlreiche Schmetterlinge hervor, die fast alle einen eigenthümlichen Habitus haben. Die Zweyflügler sind merkwürdiger Weise im Allgemeinen nicht zahlreich. An Weichthieren ist besonders die Ostküste des tropischen Amerika's arm; viel reicher daran ist Peru und Chili; Die Flüße sind im Allgemeinen nicht so reich an Muscheln als die nordamerikanischen. Jamaika ist besonders reich an Landconchylien.

Fünftes Kapitel. Afrika. Afrika ist verhältnißmäßig arm an Thieren; die Mannigfaltigkeit der Form ist nicht groß; dieß rührt vom wüsten Boden her; an den feuchten Küsten des Westens und Südens ist die Manchfaltigkeit größer. Die Unterprovinzen sind: 1) Die Sahara mit den Grenzen bis zum Mittel- und rothen Meere. 2) West-Afrika und die tropischen Gegenden. 3) Süd-Afrika und Madagaskar.

Im Norden von Afrika finden sich mehrere in Europa nicht vorkommende oder längst ausgerottete Thiere z. B. der Löwe; es mischen sich hier westasiatische Formen; nur 5 Arten Fledermäuse; einige eigenthümliche Fuchs- Hunde- und Katzenarten. Die Vögelfauna Nordafrika's ist nicht reich; viele unserer Zugvögel überwintern hier.

Den Tropen näher, südlich von der Wüste, verändert sich die Form; leider sind unsere Kenntniße über die Westküste wegen des tödtlichen Klima's sehr unvollständig und beschränken sich auf einige Nachrichten von Sierra Leone und vom Senegal. Hier ist die Region der afrikanischen Affen; der Chimpanse, die Paviane und andrer charakteristische Formen kommen vor. Tief im Innern ungeheure Heerden von Antilopen, verschieden von denen Nord-Afrikas. Die Raubthiere, (Löwe, Hyäne, u. s. w.) haben immer die größte Verbreitung und gehen von dem einen Ende des Kontinents zum andern. Die Ostküste hat eine von der Westküste verschiedene Fauna. — Die ornithologischen Eigenthümlichkeiten des tropischen Afrikas sind treffend; die Vögel werden zahlreicher, bunter, haben mehr merkwürdige und eigenthümliche Gattungen, besonders unter den Singvögeln; die schön gefärbten Nacken, Bienen-

fresser, die Musophaga u. s. w. — Die Hühnervögel, so reich im tropischen Indien und Amerika sind hier sparsam; der Strauß repräsentirt die Giraffe unter den Vögeln der Wüsten. — Unter den Amphibien: Schlangen, Alligatoren, Eidechsen. — Unter den Insecten ziehen vorzüglich die Myriaden von Ameisen und Termiten die Aufmerksamkeit auf sich. Sonst sind die Insecten fast alle verschieden von denen des nördlichen Afrika's; die Scorpionen sind außerordentlich groß; die Landkrabben werden in eingeschlossenen Höfen gehalten, wie bey uns das Geflügel. — Die Molluskenfauna der Westküste ist viel reicher als an der Ostküste Amerika's, kann sich aber nicht mit der von Asien vergleichen; die Gattungen unterscheiden sich nicht wesentlich von denen des rothen Meeres und persischen Golfs. Die größten bisher bekannten Landconchylien kommen hier vor (Achatina); Flußmuscheln scheinen selten, vielleicht auch nicht recht bekannt.

Die dritte Unter-Provinz beginnt südlich von Angola; keine Gegend der Welt ist so reich an großen Vierfüßern. Die gewaltigen Katzenarten, Hyänen, Elephanten, Nashörner, Flußpferde, an 30 Arten Antilopen, mehrere Zebra's, aber nur 2 Affen. — Die Vögel sind nicht so manchfaltig, als in West-Afrika; doch sind die großen Raubvögel zahlreich, besonders die Geyer. Unter den kleinern Raubvögeln merkwürdige Mischung mit Europäischen Formen. Unter Singvögeln manches Eigenthümliche, nicht so unter den Wasservögeln. — Die Insekten der Wälder gegen die Algoa-Bay sehr manchfaltig; doch stehen sie in Zahl und Schönheit denen von West-Afrika nach; wenige Schmetterlinge sind beyden Regionen gemeinschaftlich. Die Mollusken der See nicht zahlreich; Süßwassermuscheln wurden bis jetzt wenige nach Europa geschickt.

Die Fauna Madagaskar's hat sehr eigenthümliche Züge und differirt mehr von der Südafrikanischen, als letztere von der tropischen; sie nähert sich mehr der Fauna der asiatischen Inseln und Neuhollands. Man behauptet, daß nicht ein einziger der großen Vierfüßer, wie Elephant, Löwe, Hyäne, auf Madagaskar vorkommen. Affen fehlen völlig; dagegen fand man 17 Arten Makis (Cemur), eine Familie, welche in Afrika fast, in Neuholland völlig unbekannt ist; 2 oder 3 Arten finden sich in Ceylon. Ob die uns unbekannte afrikanische Ostküste mehr Verwandschaft mit Madagaskar hat, ist zweifelhaft. Die Ornithologie ist sehr verschieden von der Kap'schen. — Isle de France ist, im Gegensatz zum Kap, um so reicher an Mollusken; die Oliva's Harpa's u. s. w. sind selbst größer und schöner als die indischen.

(Schluß folgt.)



Memorie della Reale Academia delle Scienze di Torino. Tome XXXVIII. Torino dalla Stamperia Reale. 1835. 4.

(Fortsetzung.)

5. Memoria del Cavaliere Gaetano Savi, Professore di Botanica nell' J. E. R. Universitá di Pisa, sull Origanum Majorana, creticum e syriacum (p. 163 — 179 und Tab. I — III).

Eine gründliche Auseinandersetzung der drey erwähnten Arten, welche unter den Namen Persia bianca oder gentile, P. nera und P. verde in Italien als Küchengewürz kultivirt werden, und in warmen Gegenden sämmtlich perennirend sind. Sodann berichtigt der Hr. Verf. noch eine Pflanze, die in den italienischen Gärten fälschlich unter den Namen Phyllanthus (Xylophila, Ventilago) maderaspatanus und Elaeodendron australe geht, als Celastrus heterorhylla Savi und schließlich beschreibt er den Phaseolus Ricciardianus Tenore und empfiehlt ihn als ausgezeichnete Zierpflanze. Er verweiset hierbey auf seine Monographie der Bohnenarten im Giornale letterario di Pisa, welche uns leider noch nicht zu Gesicht gekommen ist, und giebt verbesserte Definitionen seiner ersten Abtheilung „carina sinistrorsum falcata et cornuta."

6) Osservazioni sugli organi sessuali del genere Stapelia del Dottore Pietro Savi Ajuto del Direttore del giardino botanico nell' Universitá di Pisa. (p. 189 — 208 cum Tab.)

Eine fleißige Arbeit, welche Rob. Browns Ansichten über die Befruchtungsweise der Asklepiadeen im Allgemeinen zu Grunde legend die bey der Gattung Stapelia in dieser Beziehung sich ergebenden Eigenthümlichkeiten auseinandersetzt.

III. Mineralogische und chemische Abhandlungen.

1. Biographische Notiz über den kürzlich verstorbenen Chemiker, Prof. Giov. Ant. Giobert, mit einer Anzeige seiner Schriften. (Jahresbericht p. VIII — XVIII.)

2. Prof. Lavini: Découverte du sulfate de magnésie dans la chaux sulfatée de Piobesi, près de Guarène, en Piémont. (Jahresbericht p. XVIII — XX.)

Eine Efflorescenz veranlaßte die Untersuchung des Gypses von dem genannten Fundorte, welche ergab, daß dieser Gyps schwefelsaure Magnesia, wahrscheinlich nur eingemengt enthalte, da sie mit Wasser schon bey gewöhnlicher Temperatur ausgezogen werden kann.

3. C. Sobrero theilt (p. XXIII — XXVI.) eine Notiz mit über eine in den Manganerzen von S. Marcello prov. Aosta enthaltene problematische Substanz. Die Untersuchung ist zu wenig ausgeführt, als daß ein sicherer Schluß daraus entnommen werden könnte.

4. Observations géologiques sur les deux Iles Baléares, Majorque et Minorque par le chevalier Albert de la Marmora. (p. 51 — 74 mit einer Karte).

Die nordwestliche Küste von Majorka gehört nach dem Verfasser der obern Liasformation an, wie dieses auch schon de Beaumont angenommen hat. An diese schließt sich eine Formation an, analog den untern Kreidegebilden der Provence. Ein schmaler Streifen von Wacke und Mandelstein zieht sich von Soller bis Puig Major.

In der Mitte der Insel erscheint in kleinern und größern Parthien tertiäre Formation. Sie bildet den Berg von Ronda und erstreckt sich auch nördlich nach Muro und gegen Palma.

Der südliche Theil der Insel ist quaternäres Terrain, ganz analog dem von Sardinien und Sicilien, größtentheils bestehend aus einem Kalk- und Thonhaltigen Sandstein. Aus ihm besteht auch das Cap Enderocat.

Auf Minorka zeigt sich tertiäre Formation in der Gegend von Ciutadela in ziemlicher Erstreckung. Die Gegend von Mercodal besteht aus Grauwacke und Thonschiefer (Macigno, Ardoise), der Monte Toro und Monte Sant' Agada aus einem eigenthümlichen auf diesen gelagerten Kalkstein, welchen der Verf. calcaire à fucoides nennt.

Die quaternäre Formation zeigt sich häufig im nördlichen und westlichen Theile der Insel. Der Verf. schließt mit Bemerkungen über den quaternären Sandstein und entwirft eine Charakteristik seiner Lagerungs-Verhältnisse.

Der Abhandlung ist eine illuminirte geognostische Karte der beyden Inseln beygegeben.

5. Essai chimique sur le Byssus de la Pinna nobilis par le Prof. Lavini (p. 111 — 115).

Der Verf. erhielt den zur Analyse angewendeten Byssus aus Sardinien und reinigte denselben von dem adhärirenden Meerwasser durch wiederholtes Waschen.

Die verschiedenen angestellten chemischen Versuche zeigten außer den gewöhnlichen Bestandtheilen animalischer Substanzen, nämlich Kohlenstoff, Wasserstoff, Sauerstoff und Stickstoff, noch folgende Elemente: 1) Jod, 2) Chlor, 3) Brom, 4) Phosphor, 5) Sodium, 6) Kalium, 7) Magnesium, 8) Silicium, 9) Calcium, 10) Aluminium, 11) Mangan, 12) Eisen, theils unter sich, theils verschiedentlich mit dem Sauerstoff, Wasserstoff ꝛc. verbunden.

6. Osservazioni Geologiche sulla Valle di Susa et sul Monte cenisio del Prof. A. Sismonda (p. 143 — 162 mit einer Tafel).

Die Abhandlung zerfällt in zwey Theile, wovon der erste die Beschreibung der gesammten Felsarten enthält, der zweyte Bemerkungen über ihre Lagerungsverhältnisse. Die Berge von Susa zur Linken und Rechten der Dora bestehen aus Serpentin, welcher auf dem heil. Berge von S. Michele und auf dem von Mussinetto Diallage enthält nnd in Brongniart's Ofiolite diallagica übergeht. Weiter findet sich Talkschiefer, der gegen Frassineto mit Gneiß wechselt. Der letztere wird an manchen Stellen durch Feldspathkrystalle porphyrartig und geht in der Nähe des Dorfes S. Didero in Glimmerschiefer über. Es folgen dann körnige Kalksteine bey Cianocco, Bussolino ꝛc., welchen sich Dolomit anschließt. Wo sie aneinander gränzen, bemerkt man eine Veränderung der Structur des Kalksteins und er wird etwas Talkerdehaltig. In N. N. O. von Bussolino wird der Kalk Serpentinhaltig — der sogenannte Marmo verde di Susa. Die Ebene von St. Nicolao ist von Schieferbergen umgeben, welche sich mit blättrigem Kalk und Kalkschiefer verbinden. Der Scisto lucenti Brongniarts bildet die Ebene von Montecenisio. Hier kommt Gyps vor, mit welchem sich Quarz, Eisenkies, Kalkspath, aber kein Schwefel zusammen findet. —

Was die Lagerungsverhältnisse betrifft, so ist die Unterlage der Schiefer von Susa der Ophiolit. Der Gneiß ruht auf dem Talkschiefer. Der Kalkstein ist in der Nähe des Ophioltis und in Berührung mit Glimmerschiefer mannigfaltig verändert. Von dem vorkommenden Gyps glaubt der Verf., daß er vulkanisch oder aus kohlensauerem Kalk durch schwefelsaure Dämpfe gebildet worden sey. Er ruht auf Serpentin und wird von einem Conglomerat überdeckt, welches der Verf. Cargniolo nennt. Auf diesem ruht Alluvium.

Eine beygegebene Tafel mit Durchschnitten giebt eine deutliche Darstellung der Lagerungsverhältnisse. —

K.

(Schluß folgt.)

# Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 30. September.

Nro. 196. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1836.


A Treatise on the Geography and Classification of animals by William Swainson. London 1835. 8. 367 p.

(Schluß.)

Sechstes Kapitel. Australien. Hiezu gehören nach Swainson Neuholland, Neu-Guinea, Neu-Seeland, Van Diemens-Land und auch die großen Inselzüge von Polynesien.

Die ersten Anzeigen der australischen Zoologie scheinen mit einigen Eilanden nordwestlich von Neu-Guinea anzufangen. Timor und die zunächst liegenden Inseln sind noch nicht bekannt genug, um zu wissen, ob sie hieher gehören, sie haben mit Australien den Mangel großer Säugethiere gemein, welche in Java und Sumatra noch zahlreich vorkommen. Auch die kleineren Vierfüßer sind in Australien selten und meist sehr anomal. Zwey Drittheile der Säugethiere Australiens sind Beutelthiere. Der ornithologische Hauptcharakter dieser Gruppe ist das große Vorherrschen der saugenden Vögel, welche mit langen Schnäbeln und Saugezungen versehen, den Nektar aus den Blüthen ziehen. Diese Bildung ist in Afrika, Asien und Amerika nur auf die kleinsten Vögel der Schöpfung (Kolibris) beschränkt; hier finden sich aber Arten wie unsere Drosseln. Ein Viertheil aller neuholländischen Singvögel sind so gebaut; ja es scheint sich dieser Bau selbst auf die Papageyen auszudehnen, denn die Trichoglossus sollen bürstenförmige Zungen haben und ihr Futter mehr lecken oder saugen, als kauen. Alle Paradiesvögel gehören dieser zoologischen Provinz an und ihre Zungen sollen ähnlich gebaut seyn. Man kann übrigens diese Provinz in 3 Regionen theilen.

Die erste Region oder Unter-Provinz begreift Neu-Guinea, Neu-Irland, Neu-Kaledonien und die umgebenden Inseln — die entfernte und wenig bekannte Region der Paradiesvögel, von denen noch keiner außerhalb Neuguineas entdeckt wurde, obwohl es bekannt ist, daß sie jährlich für einige Monate auf die benachbarten Inseln wandern. Die neuholländische Gattung Ptiloris ist aber nahe verwandt. Manche Vögelgattungen kommen auch auf Neuholland vor.

Die große Insel Neuholland bildet eine sehr abgeschlossene Provinz; Schnabelthiere kommen nur hier und in Van Diemensland vor. Sehr eigenthümliche Vögel-Gattungen finden sich, z. B. der Kasuar, der Leyervogel. — Die Conchylien Neuhollands und Neu-Irlands sind sich sehr ähnlich, stimmen generisch zum Theil auch mit den indischen See-Muscheln überein.

Die dritte Region oder die Inseln der Südsee sind nur wenig bekannt. Die Säugethiere scheinen sparsam vorzukommen, die Känguruhs, so charakteristisch für Neuholland, ganz zu fehlen. Die Papageyen gehören zu Trichoglossus — einer Gruppe, welche über Neuholland und alle ozeanischen Inseln ausgebreitet ist.

Zum Schluß giebt der Verf., wie bey jedem Welttheil, ein numerisches Verzeichniß der Säugethiere und Vögel Australiens.

Wir haben es versucht, mit möglichster Hin-

weglassung alles Details den Lesern eine Uebersicht über den Inhalt des Buchs und die Behandlungsweise des Verfassers zu geben. Unverkennbar ist die geistreiche und oft scharfsinnige Auffassung charakteristischer Züge der zoologischen Physiognomie der Länder des Erdkreises; anziehend ist die Darstellung und vielleicht gerade da am meisten, wo es auf einzelne Unterscheidungs-Momente ankömmt. Neu und eigenthümlich ist im Ganzen die Haupteintheilungsweise, welche mit der allgemeinsten geographischen Eintheilung meist zusammenfällt.

Unverkennbar sind jedoch auch die Mängel, auf welche wir nun aufmerksam machen wollen. Das Ganze ist eigentlich nur ein Bruchstück; etwas Vollständiges über zoologische Geographie zu geben ist dermalen unmöglich, aber doch hätte der Vf. etwas Vollständigeres geben können, wenn er das vorhandene Material besser benützt hätte. Es ist eigentlich nur die ornithologische Fauna, von welcher uns der Verf. eine genügende Uebersicht giebt; zunächst werden dann auch die Säugethiere berücksichtigt, die Amphibien und Fische so gut als gar nicht, von den wirbellosen Thieren die Insekten und Mollusken nur sehr dürftig; die übrigen Klassen übergeht er völlig. Dieß kommt daher: Swainson ist, wie die Mehrzahl der englischen Naturforscher, Dilettant; kein Amt nöthigt ihn, sich systematisch mit dem gesammten Thierreich zu beschäftigen; er betreibt das Studium als Lieblingssache; die Vögel ziehen ihn am meisten an, nächstdem die Säugethiere, unter den Insekten die Schmetterlinge und allenfalls die Conchylien; dieß ist aus des Verf. übrigen Schriften bekannt und erweist sich hier deutlich. In der Ornithologie ist Swainson sehr zu Hause und hat sich als Systematiker hier bewährt. Mit einiger Anstrengung wäre es schon möglich gewesen auch über die andern Thierklassen etwas mehr zu sagen, so z. B. über die Fische, wo von Cuvier's und Valencienne's Werk fast die Hälfte vollendet ist. Ueber Amphibien ist es freylich kaum möglich, jetzt schon etwas zu geben; doch werden die Arbeiten von Wiegmann, Schlegel, Bibron, so bald sie etwas weiter gediehen sind, genug Anhaltspuncte darbieten. Ueber Insekten hätte sich durch die Benützung der vielen Specialfaunen und Verzeichnisse, der Monographien u. s. w. ebenfalls etwas Vollständigeres, Uebersichtlicheres herausstellen müssen. Auch über die übrigen wirbellosen Thiere haben wir theils durch die großen Reisewerke, theils durch eine Reihe von systematischen Werken, die dem Verfasser zugänglich seyn mußten, wie z. B. die Schriften von Blainville, Ehrenberg, schon mancherley Material, das, selbst auf die Gefahr hin, manches Unrichtige aufzunehmen, recht wohl zu etwas Allgemeinem verarbeitet werden kann.

Leider kennt der Verf. die Litteratur mit Ausnahme der englischen und französischen sehr wenig. So hätte er über Europa viel mehr sagen und manches Unrichtige vermeiden können, wenn ihm nur die ornithologischen Arbeiten des Continents und die Litteratur über Säugethiere bekannt gewesen wären; denn was sich hier nicht in Temminck findet, kennt er kaum, nnd wie wichtig sind nicht die ornithologischen Arbeiten von Nilsson für Skandinavien, Naumann, Gloger für Deutschland, Savi, Bonaparte für Italien u. s. w.! — Ueber Europa ließe sich jetzt oder vielleicht nach einigen Jahren schon eine sehr interessante und über alle Thierklassen sich ausbreitende geographisch-zoologische Uebersicht geben; ja wer bey einigem Fleiße nur eine mittelmäßige Sammlung, aber eine recht vollständige Bibliothek, mit allen Reisewerken, Zeit- und Gesellschaftsschriften benützen kann, würde immer eine sehr dankenswerthe Kompilation zu liefern im Stande seyn, und man muß sich wundern, daß die Zoologen hierin so wenig gethan haben, während die Botaniker so fleißig gewesen sind, die physikalische Erdbeschreibung von ihrer Seite her auszubilden.

Der zweyte Abschnitt des Buches ist der Theorie

der Klassifikation gewidmet, worin der Verf. sehr viel Eigenthümliches hat; ob immer empfehlenswerth, darüber wollen wir bey Gelegenheit der Anzeige der folgenden Bändchen der Cabinet Cyclopädia, wovon ein bereits erschienenes die Säugethiere behandelt, umständlicher berichten.

R. Wagner.

---

**Memorie della Reale Accademia delle Scienze di Torino. Tomo XXXVIII. Torino dalla Stamperia Reale. 1835. 4.**

(Fortsetzung.)

IV. Mathematische und physikalische Abhandlungen.

1) Bericht der Hrn. Plana und Bidone über die Verbesserung eines geodätischen Instrumentes von Hrn. B. Birbanti. (Jahresbericht S. I. — IV. 1 Tafel).

Es ist dieß ein in horizontaler Richtung sich bewegendes Fernrohr, mit einem der optischen Axe parallelen Niveau versehen, und die Verbesserung besteht in der Einrichtung des Niveau, wodurch die Schwierigkeiten beseitigt werden, welche Puissant in seinem Traité de Topographie etc. S. 343 hervorgehoben hat. Es ist eine Beschreibung und Zeichnung des Instrumentes beygefügt.

2) Mémoire sur le mouvement d'un Pendule dans un milieu résistant. Par J. Plana (S. 209 — 375).

Daß die Bewegung eines Pendels in einer Flüßigkeit durch die gleichzeitig hervorgebrachte Bewegung der umgebenden Theile der Flüßigkeit selbst eine sehr merkliche Modification erleide, hatte schon vor einem halben Jahrhundert Dubuat nachgewiesen; allein seine Resultate waren in Vergessenheit gefallen, bis der verdienstvolle Bessel bey seinen Versuchen über die Länge des Sekundenpendels die Nothwendigkeit einer richtigeren Reduction auf den leeren Raum erkannte, und dabey auf eine ähnliche Betrachtungsweise geführt wurde, wie sie



der vorgenannte Physiker in seiner Hydraulik ohne alle Rücksicht auf Pendelmessungen mehr angedeutet als entwickelt hatte. Bessel hat nur die Form der Reduction auf den leeren Raum durch theoretische Entwickelung, die Größe des Coefficienten dagegen durch Versuche bestimmt: nach ihm unternahm Hr. Poisson im XI. Bde. der Abhandlungen der französischen Academie die schwierige Aufgabe, sowohl die Form als die Größe der erwähnten Reduction einzig aus den Gesetzen elastischer Flüßigkeiten abzuleiten. Diese letztere mit die eigenthümlichen analytischen Gewandtheit des Verf. durchgeführte Arbeit hat die gegenwärtige Abhandlung des Herrn Plana veranlaßt, deren Titel jedoch in so ferne dem Inhalte nicht genau entspricht, als sie neben der Pendelbewegung in einem widerstehenden Mittel noch mehrere und verschiedenartige Gegenstände berührt.

Die Abhandlung ist übrigens gleich mehreren früheren Aufsätzen des Herrn Verf. nicht ganz frey von einer wenig ersprießlichen polemischen Tendenz, welche berücksichtiget werden muß, wenn man die Urtheile insbesondere über die Arbeiten des Hrn. Poisson gehörig würdigen soll. Wir fügen den Inhalt der Abhandlung, welche aus vier Kapiteln und einem Anhange besteht, hier in Kürze bey.

Kap. I. Differentialgleichung der Pendelbewegung mit Rücksicht auf den Stoß und Druck einer umgebenden unelastischen Flüßigkeit. Der Herr Verf. entwickelt zuerst nach den bekannten Grundsätzen der Dynamik die Gleichung für die Oscillationen eines Pendels unter der Voraussetzung, daß es durch das Zusammentreffen mit den Theilchen eines umgebenden ruhigen Fluidums einen immerwährenden Stoß, d. h. einen Widerstand erleide, der als Function der Geschwindigkeit anzusehen ist. Die Form der Gleichung ist in Beziehung auf die zwey ersten Glieder identisch mit derjenigen, die man für die Schwingungen im leeren Raume erhalten haben würde; im vorliegenden Falle aber kommt ein neues Glied hinzu, welches sich einzig auf den Widerstand und die Gestalt des Pendels bezieht. Der Herr Verf. wendet die erhaltene Gleichung auf die Bewegung des von Robins zum Messen der Initialgeschwindigkeiten der Kanonenkugeln erfundenen Pendels an: auch führt er zur Erleichterung der im neuen Gliede vorkommenden und auf die ganze Oberfläche des Pendels auszudehnen-

den Integration einige Transformationen ein, die in analytischer Beziehung nicht ohne Interesse sind. Ist der Widerstand der Geschwindigkeit proportional, so erhält man eine lineäre Differentialgleichung, deren Integration unter bestimmten Verhältnissen, wie Hr. Poisson schon angegeben hat, die Zeit nur als negativen Exponenten einführt: man hätte hier demnach den Fall, daß sich das Pendel immer der senkrechten Lage näherte, ohne diese in einer endlichen Zeit erreichen zu können; ein Erfolg, den Euler (Mechanica II. 295) irriger Weise ausschließlich an die Bedingung eines constanten Widerstandes geknüpft hat.

Transformirt man die rechtwinkligen Coordonaten in Polarcoordonaten, so läßt sich das Glied, welches den Widerstand der Flüßigkeit ausdrückt, in eine Reihe entwickeln nach der Form, die Laplace zur Bestimmung der Anziehung eines Sphäroids gebraucht hat, und deren so häufige Anwendung in verschiedenen Problemen der Physik die Beylegung eines eigenen Namens (etwa sphäroidische Reihe) längst hätte veranlassen sollen.

Die Betrachtung eines Widerstandes der Flüßigkeit nach der bisher erwähnten Weise scheint wohl nur der analytischen Entwickelung wegen vom Hrn. Verf. angeführt zu seyn, denn daß hiemit keine naturgemäße Wirkungsweise dargelegt sey, ist nun hinlänglich entschieden. In der Wirklichkeit äußert eine unelastische Flüßigkeit auf die Pendelbewegung ihren Einfluß durch dreyerley Wirkung, erstens durch den hydrostatischen Druck, dann durch ihre gleichzeitige Bewegung, endlich durch ihre Friction gegen die Oberfläche des Pendels. Diese drey Wirkungen werden vom Hrn. Verf. der Reihe nach dem Calcul unterworfen, und es zeigt sich, daß der hydrostatische Druck die Masse des Pendels um das Gewicht der verdrängten Flüßigkeit vermindern würde, dieser Erfolg aber durch die Bewegung der Flüßigkeit modificirt und als Endresultat für eine pendelartig aufgehängte Kugel — denn die Integration im allgemeinen Falle übersteigt die Kräfte der Analyse — die sonst erforderliche Reduction auf den leeren Raum um die Hälfte vermehrt wird, endlich die Friction der Flüßigkeit ein der Geschwindigkeit proportionales Glied in die ursprüngliche Differential-Gleichung einführt. Das Letztere veranlaßt die allmählige Abnahme des Schwingungsbogens, während die andern Wirkungen die Oscillationszeit vergrößern.



Kap. II. Differential-Gleichungen für die Oscillationen einer homogenen Flüßigkeit, mit Berücksichtigung der Schwere und Elasticität. Die Entwicklung dieser Gleichungen ist nach der Mécanique Analytique von Lagrange geführt und umfaßt sowohl den Fall, wo die Dichtigkeit für die ganze Masse constant bleibt, als auch den allgemeineren Fall, wo die Dichtigkeit durch irgend eine Function der Coordonaten und der Zeit vorgestellt wird. Der Hr. Verf. macht dabey auf eine Berichtigung aufmerksam, welche an den von Lagrange im II. Bd. der Misscellanea Taurinensia aufgestellten Gleichungen anzubringen ist.

Kap. III. Differential-Gleichungen der Bewegung eines Pendels in einer elastischen Flüßigkeit mit Rücksicht auf den Stoß und Druck der Flüßigkeit gegen seine Oberfläche. Dieselben Betrachtungen, die der Hr. Verf. im Kap. I. dargelegt, führen ihn hier zu Gleichungen von derselben Form, wie er sie für eine unelastische Flüßigkeit erhalten hatte: die Oscillationen der Flüßigkeit selbst unterliegen aber einem eigenen Gesetze, dessen Ausdruck im Kap. II. gegeben ist. So sehr aber auch die erhaltenen Gleichungen durch Weglassung der minder bedeutenden Glieder vereinfacht werden mögen, so findet man die Auflösung in den meisten Fällen unausführbar: nur für den Fall, daß das Pendel aus einer an einem dünnen Faden aufgehängten Kugel besteht, wird die Integration vom Hrn. Verf. näherungsweise bewerkstelligt. Er erhält dasselbe Resultat, zu welchem schon Hr. Poisson gelangt war, und wornach der Coefficient der Reduction, welchen die Bessel'schen Versuche $= 1{,}9459$ und jene von Capt. Sabine in verdünnter Luft $= 1{,}655$ gegeben haben, nur $\frac{5}{2}$ betragen dürfte. Uebrigens behält der Hr. Verf. auch hier noch das Glied bey, welches den durch den Stoß des Pendels gegen die Lufttheilchen hervorgebrachten Widerstand ausdrückt, ohne jedoch anzudeuten, in welcher Weise er diese in der Natur wohl unstatthafte Wirkung bey Reduction der Pendelversuche berücksichtigt haben wollte.

(Schluß folgt.)

# Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 1. October.

Nro. 197. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1836.


**Herodot und Ktesias, die frühesten Geschichtsforscher des Orients, von Dr. K. C. Blum, Collegienrath und Professor an der Universität zu Dorpat. Heidelberg bey C. F. Winter 1836. XXIII. u. 321 S. 8.**

Ein frisches, angenehmes Büchlein voll Geist und Leben. Möchte man nur auch beyfügen können: ein durchweg gründliches! — Eben darum, und weil der Verf. ein Mann in den besten Jahren ist, in welchen durch Fleiß im Quellenstudium sich noch das Meiste nachholen läßt; auch weil es für einen solchen Geist doppelte Pflicht ist, dem Auslande, das er zu erleuchten berufen worden, ein Beyspiel deutscher Gründlichkeit zu geben; — aus diesen Ursachen will ich nicht sowohl von dem Inhalte der einzelnen Kapitel dieser interessanten Schrift, der ohnehin aus andern Anzeigen dem Publikum bekannt ist, einen Auszug geben, als vielmehr zuerst über den engen Kreis von Schriftstellern sprechen, auf welchen Herr Blum seine Untersuchung beschränkt hat; zweytens den Geist und die Grundsätze seiner Kritik bezeichnen, und zuletzt gegen einzelne Sätze bescheidene Einreden vorbringen. Irre ich nicht, so werden ihm solche Epikrisen willkommener seyn, als Beyfallsbezeugungen über gute Gedanken und witzige Einfälle, woran sein Büchlein reich ist.

Zuvörderst also wäre es der ganzen Untersuchung zuträglich gewesen, wenn der Verf. bey seinem Vorsatz, über die Geschichte des Orients Licht zu verbreiten, mehrere griechische Schriftsteller in seinen Kreis hereingezogen hätte. Zwar führt er gelegentlich mehrere an; vorerst (§. 125) den Plato (de Legg. III. p. 685 sqq.), wo die Vermuthung geäußert wird, daß Mehreres von Herodots und Xenophons Berichten Abweichende, aus den *Περσικὰ* des Ktesias genommen sey. — Gelegentlich bemerke ich nachträglich zu Herodot. III. 86, daß Valkenaers Aenderung der Worte Plato's de Legg. III. p. 605. pg. 315. Bekk. unnöthig ist; *διὰ Δαρείου καὶ τῶν ἑπτὰ* heißt: durch Darius als Anführer der sechs übrigen: s. Wyttenb. ad Plutarchi Moral. II. l. p. 15. Ich bemerke noch: wäre der erste Alkibiades vom Plato selbst geschrieben, so könnte man die Blum'sche Vermuthung wohl auch auf das dort (p. 122. p. 341. Bekk.) über die Perser Vorkommende ausdehnen. Jedenfalls ist es charakteristisch genug, besonders, wenn man noch etwas hinzufügt, was Olympiodor (p. 154) dazu bemerkt, und was er nicht aus seinen Fingern gesogen haben kann. — Von Aristoteles ist einigemal die Rede. Besonders hätte Metaphys. XIV. 4. (verbunden mit Kleuker's *Περσικὰ* zum Zendavesta III. p. 39. u. IV. p. 44. sqq.) wegen der wichtigen Sätze aus der Theologie der Magier berücksichtigt werden sollen. Ferner wird unter den Logographen des Dionysius von Milet nicht gedacht, von welchem nicht nur *Περσικὰ* angeführt werden, sondern auch *τὰ μετὰ Δαρεῖον* (Meurs. ad Helladii Chrestom. p. 38 und Heyne ad Apollodor. p. 355. ed. alter.); welches letztere Buch also eine, und wahrscheinlich unter den Griechen die erste, Geschichte seiner eigenen Zeit gewesen seyn muß. Die *Περσικὰ* des Charon von Lampsakos setzt unser Ver-

fasser sehr herab. S. 46. heißt es: „Führt man weiter aus Plutarch (de malign. Herodoti. C. 20. 24) als Beweis, daß Herodot die Schriften des Charon von Lampsakos als Quellen benutzt habe, die bekannten Stellen dieses Schriftstellers an, so deuten sie geradezu auf das Gegentheil, (Tertullian de Anima C. 46.) Charons Worte nehmen sich wie lockere und zugleich falsche Auszüge aus Herodots lebendigen Erzählungen aus.“ Daß Charon in den persischen Geschichten oft kürzer als Herodotus ist, hat schon Sevin bemerkt, daß er aber auch von diesem Geschichtschreiber unabhängig erzählen kann, ist zu den Historicorum Graecor. antiquiss. Fragmm. p. 103 bemerkt worden. Er, so wie Herodot, konnten oft aus Unkunde orientalischer Dinge mißverstanden werden, wie z. B. in der Erzählung von dem Abscheu der Perser gegen weiße Tauben (s. die angeführten Fragm. pg. 105. sqq. und Bähr ad Herodot I. 138, wo aus v. Hammer erwiesen wird, daß die weiße Farbe bey den Persern hochheilig war). Daß Charon namentlich auch in chronologischen Angaben oft genauer als andere Schriftsteller war, und in einem sehr abweichend erzählten Factum allein mit dem kritischen Thucydides übereinstimmt, geht aus einigen merkwürdigen Stellen des Plutarch (in Themistocle Cap. 27. Vrgl. die Fragmente p. 93 u. Marx ad Ephori Fragg. p. 223) unwidersprechlich hervor. Mit dem Urtheil über die Persica des Dinon kann man schon zufriedener seyn. S. 265. sagt Hr. Blum: „des Stoffes, welchen Ktesias mitgetheilt hatte, bemächtigte sich sogleich Geschichtschreibung und Kunst, nach ächt griechischer Art. Dinon verwendete ihn in seine Persica, über die wir bekanntlich eben so wenig etwas Näheres wissen, als über des Verf. Leben. (Clinton. Fast. Hellen. ed. Krüger. Append. XXI. p. 387).“ Was das Letztere betrifft, so ist durch die Bemühungen der Kritiker über das Werk des Dinon weit mehr ausgemittelt worden, als man diesem nach denken sollte. Es sind Bruchstücke desselben hergestellt, und manche Erzählungen in den Alten mit hoher Wahrscheinlichkeit als Dinonisch bezeichnet worden. Ich nenne im Allgemeinen nur Muret, G. J. Vossius, Jonsius, Fabricius, Moyses du Soul, Perizonius, Wesseling, Heyne, Sainte Croix, Schweighaüser, und mache den Verf. vorzüglich auf die gehaltreiche Anmerkung Valkenaers (ad Theocriti Adoniaz. p. 304. p. 299. ed. Lugd. Bat. 1810., II. p. 134, ed. Heindorf) aufmerksam. In ächtgriechischer Art mochte wohl Dinon die persische Geschichte erzählt und sich dadurch das Lob Griechischer und Römischer Schriftsteller erworben haben, (s. Krüger a. a. O.) aber auch in solcher Weise griechisch, daß er orientalische Dinge zuweilen ganz falsch aufgefaßt und dargestellt hatte, wie ein auffallendes Beyspiel (bey Plutarch. Artax. X. p. 288. ed. Coray), wo das heilige Feldzeichen der Perser, der goldne Hahn, (s. v. Hammer in den Wiener Jahrb. IX. S. 64.) in eine halbkomische Geschichte umgekleidet worden, unwidersprechlich beweiset. Dieß hat Kleuker (*Περσικά* (S. 123) unbeachtet gelassen, der auch S. 122) das Fragment aus dem 3. Buche des Dinon über die Rhabdomantie der Magier (beym Scholiasten des Nikander V. 613. p. 94. Schneider) hätte beybringen sollen.

Unser Verf. eröffnet den ersten Abschnitt, überschrieben: Griechenlands älteste Geschichtschreiber, mit folgenden Sätzen: „Breitet sich hinter der geschichtlichen Zeit eines Volkes der wunderbare Hintergrund der Sagen und Dichtungen aus, so ist dieß vorzugsweise der Fall beym Volke der Griechen. Bey andern sind jener Hintergrund und die geschichtliche Zeit meist scharf von einander abgeschnitten, wie dieß besonders auffallend an den Völkern des Orients hervortritt. Diese fassen was jenseits ihrer Geschichte liegt, in astronomische Zeiträme ein, an die das wahrhaft Geschichtliche sich anreiht, durch einfache Zeitbestimmungen und andere Beglaubigung leicht erkennbar als ein durchaus Ver-

schiedenes.“ Aber, frage ich, haben denn die Orientalen es nicht besonders an der Art alles, was die Vorzeit über Gott und die Welt gedacht hat, und was der wissenschaftliche Geist später als Θεολογούμενα und als φιλοσοφούμενα von dem in der Zeit Geschehenen sondert, als Geschichte aufzufassen, und vorzutragen, und dem gemäß von successiv an einander sich anreihenden Götterdynastien (βασιλείαις θεῶν) zu erzählen? und wird hiernach nicht gerade bey den morgenländischen Völkern die Scheidung des Geschichtlichen und des Gedachten, der Facten und der Dogmen, dem Geschichtforscher außerordentlich erschwert? In solcher Form erscheint die Theologie der Magier in wichtigen Bruchstücken des Theopompus (beym Plutarch de Iside et Osiride p. 369 sq. p. 514. sq. Wyttenbachii). Aber, obschon Theopompus zu den ältern Schriftstellern gerechnet werden muß, welche Persische Dinge berührten, wenn er auch erst Olymp. 100. 3. oder selbst noch etwas später geboren war (Clinton mit Krüger p. 335. Wichers ad Teopompi fragmm. p. 8. sqq.); so hat dieser Geschichtschreiber doch Quellen gebraucht, die recht ins Innere der Zoroastrischen Religion zurückgehen. Aber die Religions-Urkunden der Morgenländer hat Hr. Bl. überhaupt zu wenig in den Kreis seiner Untersuchungen gezogen. Wenn der Obriste J. Tod, in seinen Annals and Antiquities of Rajastan, London 1829 auf die Wichtigkeit des Studiums der Götterlehre, als der Mutter der Historie dringt, und sein Landsmann Clarke in der Verwandtschaft religiöser Gebräuche eben so belehrende Fingerzeige für die Abkunft der Völker findet, als in der Verwandtschaft der Sprachen, so will ich so allgemeine Sätze jetzt auf sich beruhen lassen; dafür aber aus einem bereits 1833 erschienenen Commentar über den Yaçna (Izeschne) einige geographische Data beybringen, welche unser Verfasser, als in seinen Forschungskreis gehörig, wohl hätte benutzen sollen. Die Hauptflüsse des persischen Reiches; zuerst der Euphrat ist ohne Zweifel der Phrat des Bundehesch; der Véh ist der Oxus; der Arg nicht der Tigris, sondern vielmehr der Jaxartes; der Bordj (d. h. der hohe Berg), der Imaus der Alten, ist nicht der Medische Elburz, sondern der westliche Theil der Himmelsgebirge der Chinesen und der Himelaya. (Commentaire sur le Yaçna par E. Burnouf p. CLXXXIV. sq.) Derselbe gelehrte Orientalist weiset p. 430. not. 285.) mit vieler Wahrscheinlichkeit in dem Τουριούαν des Strabo (XI. 11. p. 513. Tzsch.) das Land Thuran der Zendbücher nach.

Und hiemit sind wir schon bey den Grundsätzen der Kritik unsers Verfassers angelangt, Hier kann Ref. nun sein großes Befremden nicht bergen, und muß unverholen aussprechen, wie ihm dabey zu Muthe ist.

(Fortsetzung folgt.)

---

Memorie della Reale Accademia delle Scienze di Torino. Tome XXXVIII. Torino dalla Stamperia Reale. 1835. 4.

(Schluß.)

Kap. IV. Integration der Gleichung

$$\frac{d^2\vartheta}{dt^2} + \frac{g}{L}\sin\vartheta = \tfrac{1}{2}\mu\left(\frac{d\vartheta}{dt}\right)^2.$$

Diese Gleichung drückt die Pendelbewegung aus unter der Voraussetzung eines ihrer Quadrate der Geschwindigkeit proportionalen Widerstandes. Der Hr. Verf. leitet daraus die Verminderung des Schwingungs-Bogens auf dieselbe Art ab, wie dieß in Poissons Traité de Mécanique geschieht: die Bestimmung der Oscillationsdauer aber führt er auf die elliptischen Functionen erster und zweyter Art von Legendre zurück. Der Gültigkeit des von Hrn. Poisson aufgestellten Beweises, daß die Schwingungszeit von dem Widerstande unabhängig sey, wenn man die Correction wegen der Abnahme des Schwingungsbogens vernachläßige, wird hier aus dem Grunde in Zweifel gezogen, weil die Integration in Beziehung auf die dritte und die höhern Potenzen des Schwingungsbogens nicht — periodische Glieder der Zeit

einführe: zur Rechtfertigung des Beweises ist es aber nur nothwendig zu bemerken, daß nach Poissons Voraussetzung der Bogen klein genug seyn müsse, um die Vernachläßigung der dritten und höhern Potenzen zu gestatten. Der Hr. Verf. hebt den bemerkenswerthen Unterschied zwischen der Cycloidal- und Kreisbewegung hervor, daß nämlich bey der erstern der Widerstands-Coefficient im Ausdrucke der Schwingungszeit nur im Quadrate vorkommt, während er bey der letztern in der ersten Potenz steht; weßhalb auch dann, wenn die Schwingungen klein sind, die Substitution des Bogens für den Sinus — denn dieß würde die Differentialgleichungen beyder Bewegungen identisch machen, — bey Bestimmung des Widerstandes nicht zuläßig ist.

Die Berechnung der Bewegung in einer Cycloide führt den Hrn. Verf. auf die Oscillationen einer Flüssigkeit in einer Röhre mit zwey aufwärts gebogenen Schenkeln, und ferner auf die durch die Torseonskraft eines elastischen Fadens hervorgebrachten Oscillationen eines daran aufgehängten Körpers: alle diese Bewegungen werden durch dieselbe Differenzialgleichung dargestellt.

Um die in der Aufschrift dieses Kapitels angegebene Differenzialgleichung auf das Pendel von Robins anzuwenden, ist es nothwendig, auf anderm Wege die Integration zu bewerkstelligen, weil hier das Pendel eine Initialgeschwindigkeit erhält, welche die gesuchte Größe des Problemes ist. Der Hr. Verf. führt die Integration durch, und knüpft daran eine neue Ableitung des Eulerischen Ausdruckes für die Initialgeschwindigkeiten der Kanonenkugeln als Function der Ladung, des Kalibers und des Gewichtes der Kugel; er gelangt dazu durch Vergleichung mit der gleichzeitigen Bewegung zweyer Körper, die durch eine dazwischen sich entwickelnde elastische Flüßigkeit von einander entfernt werden. Endlich wird noch der Fall in Betrachtung gezogen, wo die Initialgeschwindigkeit groß genug ist, um eine rotirende Bewegung um die Schwingungsaxe hervorzubringen.

Im Anhange giebt der Hr. Vrf. die Uebersetzung eines in der Abhandlung früher erwähnten Artikels von Hrn. Challis im London and Edinburgh Philosophical Magazine et Journal of Science Nro. 15., wornach der Coefficient der Reduction, den der gegenwärtigen Theorie $= \frac{3}{2}$ giebt, größer, und zwar $= 2$ gefunden wird. Dieß war die Folge einer unrichtigen Voraussetzung des Hrn. Challis hinsichtlich der Geschwindigkeit der in Bewegung gesetzten Lufttheilchen.



Der Anhang enthält ferner eine Note über die Integration der Gleichung $\frac{d^2\varphi}{dt^2} = a^2\left(\frac{d^2\varphi}{dx^2} + \frac{d^2\varphi}{dy^2} + \frac{d^2\varphi}{dz^2}\right)$ welche die Oscillationen einer elastischen Flüßigkeit ausdrückt, wenn keine äußeren Kräfte darauf einwirken. Nachdem der Hr. Verf. die nur mit theilweisem Erfolge begleiteten Integrationsversuche von Euler und Lagrange und D'Alambert erwähnt hat, zeigt er, wie man aus der von Euler gefundenen Form, verbunden mit einem Theorem von Legendre über die Transformation eines Integrals von zwey veränderlichen Größen, das vollständige Integral der oben geschriebenen Gleichung erhalten könne, so zwar, daß sich dadurch jeder gegebene Initialzustand darstellen läßt. Bekanntlich gebührt Hrn. Poisson das unbestreitbare Verdienst, die allgemeine Integration der fraglichen Gleichung zuerst und auf eigenthümlichem Wege bewerkstelliget zu haben: und wenn der Hr. Verf. indem er dieses Verdienst anerkennt, gleichwohl hinzufügt, daß Hrn. Poisson's Entdeckung aus dem Euler'schen Integrale und dem Lehrsatze von Legendre hervorgehe, so muß bemerkt werden, daß keine engere Verbindung hier wahrzunehmen sey, als man bey jeder Entdeckung in der Mathematik mit den vorausbekannten Grundsätzen der Wissenschaft nachweisen könnte. Zuletzt giebt der Hr. Verf. die Gleichung für die Oscillationen einer Flüßigkeit in einer conoidischen Röhre, uud zeigt, daß man hiebey auf denselben Ausdruck geführt wird, der die Bewegung einer unbegrenzten Flüßigkeit darstellt.

Berücksichtiget man die Mannigfaltigkeit des Inhaltes gegenwärtiger Abhandlung, so möchte man versucht werden, sie blos als eine Uebung des Integral-Calculs anzusehen. Keine Idee ist methodisch durchgeführt, kein Resultat von Bedeutung entwickelt, wozu man nicht früher auf anderm Wege gelangt war. Aus dem Erfolge würde man schließen, daß der Hr. Verf. die Absicht gehabt hätte, zu zeigen, wie man auf verschiedenen Wegen zu demselben Resultate, und wie man durch dieselben Methoden verschiedene Probleme auflösen könne; eine nähere Verbindung ist in den beständigen Abschweifungen nicht wahrzunehmen. Uebrigens läßt sich die Gewandtheit des durch sonstige Arbeiten bewährten Analytikers und seine umfassende Literatur in der Abhandlung nicht verkennen, und man wird sie nicht ohne Nutzen lesen, wäre es nur, um verschiedenartige ältere und neuere Methoden uad Ansichten neben einandergestellt, ihren Zusammenhang nachgewiesen und das stufenweise Fortschreiten der Analyse entwickelt zu sehen.

# Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 4. October.

Nro. 198. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1836.


Herodot und Ktesias, die frühesten Geschichtsforscher des Orients, von Dr. K. C. Blum, Collegienrath und Professor an der Universität zu Dorpat. Heidelberg bey C. F. Winter 1836. XXIII. u. 321 S. 8.

(Fortsetzung.)

Herr Blum hat schon früher Opposition gegen Hauptsätze Niebuhr's gemacht. Jetzt lesen wir (Seite 196). „Dennoch erklärt ein Schriftsteller ersten Ranges (Niebuhr über Eusebius Chronik, Kleine Schriften I. S. 191). „„Er seines Theiles halte die Darstellung der babylonischen und assyrischen Periode, in wie hohen Zeiten sie auch noch verweile, wo sie aus den Bestimmungen nach astronomischen Perioden hervortrete, für wirklich historisch und werth als positive eigentliche Geschichte jener uralten Völker betrachtet zu werden.““ Wenn man einer so entschiedenen Ansicht Niebuhr's widerspricht, so verlangt das Ansehen des großen Mannes, daß der Widerspruch sich auf haltbare Gründe stütze.“ Ref. bekennt sich unumwunden zu dieser Ansicht Niebuhr's, hat die Gegengründe des Verf. nichts weniger als haltbar gefunden, will sich die eigentliche Geschichte des Orients nicht durch die Aera des Nabonassar (724 v. Christo) beschneiden lassen, und wird sich nimmermehr mit Sätzen vertragen, wie folgender ist (S. 192): „Geschichtlich läßt sich kein großes Reich, zumal keine Weltherrschaft früher nachweisen, als die von Cyrus gegründete.“ Ja, noch mehr, ich behaupte rundweg, Herr Blum verläßt den Niebuhr, wo er ihm anhangen sollte, und hängt ihm an, wo er ihn verlassen sollte. Wer kennt nicht Niebuhr's Erklärung der ältern Geschichte Roms als einer Umschreibung aus alten Liedern und Saturnischen Versen? Auf den Flügeln einer ähnlichen Hypothese erhebt sich denn auch unser Verfasser über den Weltkreis des Orients und läßt den Ktesias die älteren Geschichten des Morgenlandes aus Liedern erzählen. „Dieser (Ktesias, so erklärt H. Bl. s. 119 sq. die Worte des Diodorus II. 32) nun sagt, er habe aus den Königsbüchern, worin die Perser die alten Thaten in einer gewißen Sangweise dargestellt besaßen, ein jedes einzeln erforscht, die Geschichte dargestellt und unter den Griechen bekannt gemacht.“ Hier lasse ich nun vorerst die Uebersetzung der Worte κατά τινα νόμον bey Seite, kann mich aber mit seiner Erklärung des ἐκ τῶν βασιλικῶν διφθερῶν eben so wenig befreunden, als Heeren (Götting. gel. Anz. 1836 Nr. 80. S. 790) es gekonnt hat. Wer wird das Daseyn alter Heldenlieder bey den Persern läugnen wollen? Wir brauchen nicht erst aus dem Schanameh auf das Daseyn solcher Gesänge zu schließen. Dinon (beym Athenaeus XIV. p. 633. d. e. p. 296. sq. Schwgh.) hat uns eine sehr poetische Stelle eines Liedes auf den Cyrus aufbewahrt; und beym Xenophon (Cyrop. I. 2, 1) lesen wir: φῦναι δὲ ὁ Κῦρος λέγεται καὶ ᾄδεται ἔτι καὶ νῦν ὑπὸ τῶν βαρβάρων εἶδος μὲν κάλλιστος κ. τ. λ., so daß man annehmen kann, Xenophon habe die Perser noch selbst solche Lieder absingen hören. Man wird erwarten, daß Hr. Bl. die Stelle zu seineu Gunsten gebraucht hat. Aber

auf das λέγεται ist kein Gewicht gelegt. Man höre also, was Strabo (XV. p. 228. Tzsch.) von den Lehrmeistern der Persischen Jünglinge erzählt: καὶ μέλους χωρὶς καὶ μετ' ᾠδῆς ἔργα θεῶν καὶ ἀνδρῶν τῶν ἀρίστων ἀναδιδόντες, „indem sie ihnen ohne Lied und mit Gesang die Thaten der Götter und der trefflichsten Männer angeben (vortragen)." Also neben Liedern kannten die alten Perser auch prosaische Erzählungen von den Thaten ihrer großen Männer. Letztere standen aufgezeichnet in den βασιλικαῖς διφθέραις κατά τινα νόμον συντεταγμέναις, d. i. in chronicis publica auctoritate conscriptis, wie G. J. Vossius und Wesseling die Worte des Diodorus ganz richtig übersetzt haben. Der Verf. mag nun selbst zusehen, wie er so manche ähnliche unerwiesen hingeworfene Sätze beweisen will, z. B. den folgenden (S. 193): „Daher läßt sich erklären, wie sie (die Israeliten) noch nach Jahrhunderten das Andenken an den Auszug aus Aegypten, so wie an den ersten Tempelbau bewahren konnten. Dagegen bey ihren nächsten Stammverwandten, den Phöniziern, entsprach der Zerrissenheit des Glaubens die Zersplitterung des Volkes, das sein zertheiltes Hordenleben mit in die Städte brachte, die meist nebeneinander und nur selten unter einander standen." Eben so werden die Aegyptier aus dem Kreise der geschichtschreibenden Völker ausgeschlossen. S. 184 sagt der Verf. „Nun ist manches Volk, so gebildet es sonst seyn mochte, in eine eigentliche Bewegung nie eingetreten, wie dieß der Fall namentlich mit den Aegyptiern war, bevor sie wenigstens von den Griechen in größere Verhältnisse hereingezogen wurden. So viel daher auch die mißlichen Entzifferungsversuche, die sich seit längerer Zeit vielfach an den schriftlichen Denkmalen der Aegypter abarbeiten, von wahrer Geschichte entdeckt zu haben vermeinen, möchte doch niemals für ihre ältern Zeiten eine historische Chronologie sich begründen lassen." (Vrgl. auch die Stelle S. 182, welche den alten Aegyptiern alle Wissenschaftlichkeit abspricht.) Hier möchte ich den Verf. um den Begriff von Geschichte befragen: — Wenn nichts Geschichte seyn soll, als was nach unsern heutigen Forderungen durch eine fixe normale Zeitrechnung geordnet erscheint, dann möchte es mit so vielen Nachrichten selbst des Vaters der Geschichte, Herodotus, mißlich stehen. — Aber sollen wir deßwegen den Aegyptiern das Aufzeichnen geschichtlicher Begebenheiten absprechen? Sie schrieben zuvörderst auf Säulen in Tempeln Denkwürdigkeiten aller Art, und gemachte Erfindungen auf (Proclus in Platonis Tim. I. p. 31). Sie schrieben auf Papyrusrollen, und die Priester zu Memphis lasen vom Papyrus (ἐκ βύβλου) die Namenreihe ihrer Pharaonen vor (II. 100). In Theben läßt sich noch heut zu Tage eine Folge von Architecturmonumenten nachweisen von der 18ten Pharaonendynastie durch die persische, griechische bis zur römischen Herrschaft herab. Sind diese Gebäude nicht großen Theils mit Skulpturen bedeckt, welche die Thaten der Könige vorstellen, Kriegsscenen, Triumphzüge u. s. w.? Lassen wir hier die Hieroglyphen bey Seite; aber sehe man doch diese Bilderwerke an, und frage sich, ob das nicht auch Geschichten sind? Schaue doch Hr. Bl. z. B. das Bild in Rosellini's Monumenti dell' Egitto an, welches uns die Ziegelstreichenden Ebräer vor Augen stellt, und frage sich selbst, ob wir hier nicht in Zeichnung und Farbe vor uns haben, was uns die Exodus in Worten erzählet, und ob das Pharaonen-Volk, das alle möglichen Schreibemittel im Gebrauch hatte, diese Begebenheiten nicht auch in Schriftcharakteren dem Gedächtniß aufbewahrt haben werde?

Muß man nach solchen Thatsachen nicht über Sätze erstaunen wie diese: „Die Aegyptier wären nie in eine eigentliche Bewegung eingetreten," und „erst die Griechen hätten dieses Volk in größere Verhältnisse hereingezogen?" — Leider müssen wir unsern geistreichen Verfasser, gleich so manchen unserer jüngern Philologen und Historiker, in einer

Alles zersetzenden Hyperkritik befangen sehen, welche die Zeugnisse der bewährtesten Geschichtschreiber nur in so weit gelten läßt, als sie in ihren Kram taugen, und sich nur alsdann Genüge thut, wenn sie uns glaubt mit glänzenden Hypothesen blenden zu können. Wir hegen zu dem klaren Geiste und Männersinne des Verf. das feste Vertrauen, daß er auf seinen ferneren historischen Bahnen diese Irrwege verlassen, und den Richtweg der Altmeister der Historie einschlagen werde.

Die Abschnitte über Herodot und Ktesias sind angenehm zu lesen, enthalten aber wenig Neues. Von früheren Forschern nicht zu reden, so war fast alles von Herrn Bähr (in Ctesiae Cnidii operum reliquiae; Francof. ad M. 1824) vorgearbeitet, womit man jetzt dessen Commentatio de vita et scriptis Herodoti (in Herodoti Musae ed. Baehr Vol. IV.) besonders §. 16. p. 426. sq. vergleichen muß. Ref. stimmt mit dem Verf. im Ganzen in dem Satze überein, daß Ktesias die Dinge und Personalitäten des Morgenlandes mehrentheils getreuer im Orientalischen Geiste aufgefaßt hat, als Herodotus. Auch ist in Betreff des Inhalts ersterer reicher an Kunde ferner Länder und Dinge; wovon unser ehrwürdiger Heeren neuerlich wieder einige auffallende Belege geliefert hat, (in den Gött. gel. Anz. 1834. S. 206 — 208). — Um so mehr sollten die Philologen und Geschichtforscher sich vereinigen, in den compilirenden Schriftstellern die Spuren des Ktesias mit der größten Aufmerksamkeit zu verfolgen. Der Kritik möchte hier noch manches gelingen, z. B. die Jonismen des Ktesias (worüber Bähr ad Ctesiae Reliqq. p. 22. 201. 351) verrathen hier Manches, wo sie in Erzählungen persischer, medischer, indischer Dinge durch die κοινὴ λέξις hindurch schimmern. Man s. G. Jos. Bekkeri Specimen de Philostrati vita Apollonii p. 29. mit der Anmerkung). Freylich Auffindungen ungedruckter Geschichtsquellen versprechen reichere Ausbeute. Ich hoffe hier Manches von den, dem gelehrten Herrn Oberbibliothekar Feder in Darmstadt in Spanien aufgefundenen neuen Titel der Excerpta Constantini Porphyrog., nämlich den: περὶ ἐπιβουλῶν, von den Revolutionen; wenigstens enthält dieser Titel ganz neue Nachrichten über orientalische ältere Geschichte, namentlich aus den Werken des Nicolaus von Damascus. Möchte unser Verf. nach Bekanntmachung dieses Ineditum bald Aufforderung erhalten, seine Forschungen über alte Geschichte ausführlicher und sorgfältiger auszuarbeiten!

(Schluß folgt.)

1) Praefatio de Taciti vita et scriptis (in G. A. Ruperti's Ausgabe des Tacitus. Vol. I. 1834.)

2) De vita, scriptis ac stilo Corn. Taciti, adjecta emendatione recensionis Bekkerianae perpetua, scholarum maxime in usum scripsit Guil. Boetticher. Berol. 1834. 88 S. 8.

---

Zu den Zeichen der Zeit, und zwar ohne Zweifel zu den guten, gehört der, man darf wohl sagen, zunehmende Geschmack an den Werken des Tacitus. Das Höchste darin ist nicht, wie der geistreichste und doch ungeschickteste seiner deutschen Uebersetzer meynte, die darstellende Kraft; es ist die, seitdem von keinem andern Geschichtschreiber erreichte, Klarheit der Einsicht und Hoheit der Gesinnung: Vorzüge, die auch denen, welche nicht die meiste Zuneigung dazu tragen, wenigstens Bewunderung abnöthigen, und desto mehr, je ärmer daran die Gegenwart erscheint.

Von einem Schriftsteller, dessen Persönlichkeit man sich so groß denken muß, wünscht man natürlich die Lebensumstände genau zu kennen. Allein was man davon weiß, ist ungefähr so viel oder so wenig, als von Shakspeare's. Die Vita Taciti von Lipsius, der wohl am begierigsten geforscht hat, ist so dürftig als die Nachrichten von Rhetoren und Grammatikern bey dem Suetonius. Die zwey neuen Ausarbeitungen der HH. Ruperti und Böttricher sind nicht reichhaltiger; nur hat Er-

sterer die seinige durch Verbindung mit dem Leben des Agricola ohne Nutzen gedehnt. Mehr Thatsachen sind zu wünschen, nicht aber zu fordern. Wenn indessen auf die Lebensgeschichte eines Mannes, wie auf die Geschichte eines Staates, die im Eingange der Historien aufgestellte Forderung anwendbar ist: ut non modo casus eventusque rerum, qui plerumque fortuiti sunt, sed ratio etiam causaeque noscantur; so kann das Leben des Tacitus aus den Stellen, vornehmlich der Annalen, wo er seine Gegenwart berücksichtigt, einigermaßen ergänzt werden. Eine Sammlung und Verknüpfung dieser Stellen ist bis jetzt, so viel Ref. weiß, nicht unternommen worden; sie würde, in der angegebenen Beziehung wenigstens, lohnend seyn. Das Schweigen da, wo eine Erwähnung der Gegenwart fast nur absichtlich zu unterlassen war, dürfte dabey nicht unbemerkt bleiben. Irrt Ref. nicht sehr, so würde das Ergebniß nicht mit der Vermuthung zusammenstimmen, womit der oben erwähnte Uebersetzer sein erstes Buch: Ueber Leben, Geist und Werke des Tacitus, beschließt: daß dieser gewiß unter den heitersten Aussichten für die Römerwelt von dem Leben geschieden sey. In einer Zeit, wo man zwar viel vor sich hat, aber nichts mehr werden sieht, kann heitere Aussichten ein träger Geist haben, ein feuriger nicht. Aus jenem Ergebniß dürfte auch die Beantwortung der Frage fliessen: warum wohl Tacitus das Vorhaben, die Geschichten des Nerva und des Trajanus zu schreiben, nicht ausgeführt, sondern in seinen Arbeiten und weitern Planen sich an die Vergangenheit gehalten habe?

In der Beylage über die Schriften des Tacitus, die sonderbarerweise am ausführlichsten über den Dialog ist, läßt Hr. R. die Frage nicht unberührt: ob die Annalen erst nach den Historien herausgegeben worden seyen? und bejaht sie, aber nur wegen Ann. XI. 11. Es giebt indessen der Beweise mehr. Ref. meynt, wer die beyden Geschichtswerke recht ergründe, könne nicht in Zweifel seyn, daß ein ungleich jüngerer Mann die Historien verfaßt habe. Doch mag das subjectiv seyn. Allein es findet sich in den Historien mehr als eine Anführung, die zuverläßig anders lauten würde, wenn dieses Werk den Annalen gleichzeitig wäre. So wird H. IV. 15. von den Friesen bemerkt: transrhenana gens est; ganz unnöthig für Leser, welche die Annalen vor sich haben. H. IV. 5. heißt es von Helvidius Priscus, er werde hier zum andern male erwähnt, und dieß bezieht sich auf H. II. 91; in den letzten Büchern der Annalen kommt er aber mehrmals vor. H. I. 13 wird das Verhältniß Otho's zu Poppäa ganz anders angegeben, als in den Annalen, bey deren Ausarbeitung Tacitus, weil hier auf jenes Weib viel ankam, genauere Forschungen darüber angestellt haben wird. — Gegen Niebuhrs Vermuthung, daß die Historien allein dreißig Bücher ausgemacht haben, erklärt sich Herr R., wie dem Ref. scheint, mit Recht. Es läßt sich vermuthen, daß einem und dem andern Jahre des Vespasianus nicht viel mehr Raum gegönnt worden sey, als dem zweyten Consulate des Nero (Ann. XIII. 31 — 33), das in drey Capiteln abläuft. Man kann nicht einwenden, die Historien seyen überhaupt ausführlicher. Ganz im Verhältniß ist die Ausführlichkeit in dem ersten Buche der Annalen, das nur zwey Jahre umfaßt. Dieß ist eben eines der Dinge, die den Geschichtschreiber von dem Buchmacher, der sich auch so nennt, unterscheiden: daß jener nur, was Gehalt hat, aufnimmt; wofür ihm zu Theil wird, daß seine Werke durch alle Jahrhunderte frisch und geehrt bleiben, während die Machwerke des andern, bey denen, die darauf zufällig stoßen, nichts als Ekel erregen.



Hr. R. hat eine reichhaltige Litteratur und daraus Mittheilungen beygefügt, die Ref. nicht sparsamer, jedoch ausgewählter wünschte. Um nur zweyer vorzüglicher Schriften zu gedenken, möchte wohl den meisten Lesern mit einem vollständigen Abdrucke der vortrefflichen Abhandlung Meierotto's de moribus Taciti und mit reichlichen Auszügen aus Walch's Zugaben zu seiner Bearbeitung des Agricola, (in welcher man vielleicht die beste aller Anleitungen zum Studium des Tacitus findet), mehr gedient gewesen seyn, als mit dem meisten, was hier vorliegt. Dieses wurde gleichwohl von einem gewißen Beurtheiler nicht vollständig befunden, weil Hr. R. einen Ausspruch des Verf. der „Reisebilder“ über Tacitus nicht aufgenommen hat. War diese Unterlassung absichtlich, so gereicht sie Hrn. R. zur Ehre. Ein zusammentragender Schriftsteller thut wohl, wenn er dem Beyspiele einer weisen Königin, (der Gemahlin Georgs III.) folgt, welche mit unerbittlicher Strenge alles Unsaubere und Anrüchige, so beliebt es bey der schönen Welt seyn mochte, von ihrem Hofe ausschloß.

Hr. B. hat sich mit einer Abhandlung de stilo Taciti, woran nur varietas, brevitas und color poëticus ausgehoben sind, eine wo nicht undankbare, doch wie dem Ref. dünkt, nicht eben fruchtbare Mühe gegeben.

# Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 5. October.

Nro. 199. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1836.


Albii Tibulli Carmina ex recensione Car. Lachmanni passim mutata explicuit Ludolphus Dissenius societat. Reg. Gotting. sodalis Academ. Reg. Bavar. respondens per epistolas. Pars prior, Disquisitiones de vita et Poesi Tibulli. Carmina. Accedunt lectiones editionis Pinellianae nunc primum collatae. Gottingae, MDCCCXXXV. Typis et impensis librariae Dieterichianae. CXCII. 128. Pars posterior, commentarium continens. 476 S.

---

Schon vor mehr als fünfzehn Jahren hatte Hr. Dissen interessante Beyträge zur Ausgabe des Tibullus von Heyne und Wunderlich geliefert; jetzt ist er mit einer besondern Bearbeitung desselben Dichters hervorgetreten, und verstehen wir anders die Bemerkung CXL. richtig, so haben wir die Gedichte des Propertius in gleicher Gestalt von ihm zu erwarten. Hr. D. vereinigt alle Vorzüge der Heynischen Methode, hält sich aber von dem Schwankenden und Unnützen ferne und eröffnet ein grammatisch und ästhetisch erschöpfendes Verständniß des Dichters. Diese Erscheinung ist um so erfreulicher, als man nach den neuesten Bearbeitungen des Catullus und Horatius die Interpretation der lateinischen Dichter eher im Rückschritt, als im Fortschritt glauben möchte; wie wenig Dörings Erläuterungen dem jetzigen Standpuncte der Literatur entsprechen, wurde auch in diesen Blättern nachgewiesen; Hofman Peerlkamp's Horatius wird durch seine Eigenthümlichkeit wenigstens zum weitern Nachdenken auffordern, wenn er auch nirgends genügen sollte. Hätte dieser Herausgeber, wie Hr. D. im Tibullus, aus den einzelnen Sätzen den Gedanken, aus diesen dann die Tendenz des ganzen Liedes, wie sie nothwendig hervorgehen muß, erforschet, so würde er zwar auch viele Schwierigkeiten und manches Unerklärliche gefunden haben, aber doch die großen Abwege und Verirrungen bey allem redlichen Eifer und Streben vermieden haben. Um nur ein Beyspiel anzuführen, hätte er bedacht, was der Zusammenhang nothwendig und von selbst lehrt, daß Carm. IV. 8, 15 mit den Worten

non celeres fugae]
Rejectaeque retrorsum Hannibalis minae,

bey dem Gegensatze der Dichtung und der Kunst und der Theilung dieser in Bildhauerey und Malerey nach Erwähnung der Plastik ein damals berühmtes, uns aber nicht bekanntes Gemälde bezeichnet seyn müsse, er würde nicht drey Verse (14–16), die er nicht verstanden, als falsch und untergeschoben verworfen haben. Jetzt erst nach dieser Constitution von Peerlkamp würde Horatius allen Tadel verdienen, weil er im Anfange der Poesie die bildende Kunst (Scopas) und die Malerey (Parrhasius) entgegenstellt, in der Ausführung aber nur erstere nennt, letztere übergeht, und so den Einwurf unbeachtet läßt, daß was die: incisa notis marmora publicis nicht vermögen, vielleicht der Malerey gelinge; Concinnität, die hier arg verletzt würde, ist eines der ersten Gesetze der alten Dichter.

Nicht die große Gelehrsamkeit ist es, welche diesen Commentar auszeichnet, — Hr. D. hat meist das von Frühern gesammelte Material geschickt benutzt und giebt nie mehr als die Sache unmittelbar

fordert, nur ein besonderes Studium des Ovidius und Propertius glauben wir bemerkt zu haben, — auch nicht kritischer Scharfsinn in Herstellung des Textes, nur einmal finden wir eine bedeutend abweichende Emendation, und der Herausgeber weist, ohne jedoch Vorzügliches zu verkennen, deutlich nach, wie seine Vorgänger gewöhnlich unnöthig, und öfter noch falsch, die Ueberlieferung aufgegeben haben. Der Vorzug liegt in dem wichtigen Auffassen des Einzelnen, wie des Ganzen, in der Nachweisung, wie jedes Gedicht einen bestimmten Gedanken ausdrückt, auf den sich Alles bezieht, von dem aus Alles klar und deutlich wird, dessen Verkennen auch die Irrthümer der Vorgänger herbeygeführt hat, die durch Umstellung ganzer Parthien oder Annahme von Lücken zu helfen suchten. Darum ist auch nicht die Erklärung einzelner Worte und Ausdrücke in der Art, wie die holländische Schule dieses durchgeführt hat, Zweck des Herausgebers; dabey darf es eine richtige und genügende Interpretation nicht beruhen lassen; sie muß das Ganze, die Kunst und den Charakter des Dichters erfassen (VI. XLIII. 56.) jedoch nicht eine gewöhnliche ästhetische Erklärung wird hier gegeben; Hr. D. erklärt selbst, (Comm. p. 119), daß man nicht mit modernen, sondern mit antiken Sinne die alten Dichter erkennen müße; dieß ist die höhere, aber nothwendige Erklärung, für welche noch wenig geleistet ist.

Die beyden Abhandlungen über das Leben des Dichters (XII.–XXVI.) und dessen Poesie (XXVII. – XLII) enthalten beachtungswerthe Ergebnisse, von denen wir das Wichtigste hier kurz mittheilen. Besonders nothwendig wird die Zeitbestimmung der Gedichte, denn diese enthalten die vorzüglichsten Ereignisse aus dem Leben des Dichters, und einzelne zuverläßige Aussagen, so wie der unmittelbare Zusammenhang der Gedichte untereinander können manchen sichern Schluß herbeyführen; dieß ist, da schon viele, zuletzt Passow darüber gesprochen haben, im Allgemeinen nach diesen, aber mit manchen einzelnen Berichtigungen, so weit es möglich war, zur Vollendung gebracht und wir haben nirgends Ursache gehabt, von den fest bestimmten und gewonnenen Resultaten abzugehen. Das unzulängliche, was andere bis jetzt über die Poesie des Dichters theils gelegentlich, theils absichtlich gesprochen hatten, bewog Hrn. D. zu einer genaueren Untersuchung über Inhalt, Form und Kunststyl dieser Gedichte.

(Fortsetzung folgt.)

---

Herodot und Ktesias, die frühesten Geschichtsforscher des Orients, von Dr. K. C. Blum, Collegienrath und Professor an der Universität zu Dorpat. Heidelberg bey C. F. Winter 1836. XXIII. u. 321 S. 8.

(Schluß.)

Einer der werthvollsten Abschnitte der ganzen Schrift ist der letzte des ersten Buches, überschrieben Mar-Ibas Katina. Hier werden die Leser sich durch wirklich neue Aufschlüsse belehrt finden. Die Nachrichten von diesem syrischen Schriftsteller aus dem zweyten Jahrhundert v. Christi Geb., so wie die Bruchstücke der altmorgenländischen Geschichte sind von Hrn. Blum mit vielem Fleiße aus der Geschichte Armeniens des Moses von Chorene zusammengestellt. — Das für die genauere Kenntniß und Würdigung der Werke des Ktesias wichtige Ergebniß dieser Untersuchung glaubt Ref. am Besten mit den eigenen Worten unsers Verfassers mitzutheilen: „Mar-Ibas (sagt er S. 161.) hatte seine Kenntnisse des Alterthums aus chaldäischen Werken geholt, oder wenigstens aus deren Uebersetzungen. Da nun seine Erzählungen mit denen des Ktesias auf eine auffallende Art übereinkommen, so giebt dieß die Ueberzeugung, daß beyde aus denselben Quellen geschöpft haben, also nicht die Rede davon seyn könne, als habe Ktesias seine Darstellung z. B. von den Kriegszügen der Semiramis, dem eigenen Hirn entnommen (— wie Herr A. W. v. Schlegel in der Indischen Bibliothek I. S. 155.

vermeynt: derselbige, setzt Referent hinzu, der uns eben daselbst II. S. 309. auch von Herodotus eine so großartige und würdige Vorstellung beyzubringen gesucht hat — damit nämlich Deutschland im neunzehnten Jahrhunderte auch seinen Voltaire habe). Oder wollte man behaupten, dem Mar-Ibas habe das Werk des Ktesias zur Grundlage seiner Geschichte gedient? Aber Mar-Ibas sagt ja selbst das Gegentheil, und hatte doch, wenn er den Ktesias benutzt hätte, keinen Grund, es zu läugnen," u. s. w. In dem lesenswerthen Abschnitte des zweyten Buches über Semiramis werden desselben Moses von Chorene Auszüge aus dem Mar-Ibas benutzt, um die Annahme zu erhärten, daß Ktesias die Geschichte der Semiramis nicht erdichtet, sondern aus assyrischen Quellen, aber denen der spätesten Zeit, entnommen habe, so wie Mar-Ibas seiner eigenen Aussage gemäß dieselbe Geschichte aus Chaldäischen Büchern entlehnt hatte (S. 266 — 270). Hierbey wird vermuthet, daß der Maler Echion die Darstellung der Semiramis aus der rhetorisirenden Erzählung des Dinon entnommen, und daß dieser Geschichtschreiber zwischen der Blüthezeit des Echion und der Sendung des Antalkidas nach Persien gelebt habe — eine Annahme, wofür Referent eine festere Begründung erwartet. Ueber die mythologische Ausdeutung der Semiramis enthält sich Referent hier weiterer Erläuterungen. Nur das Eine sey gesagt: Alle Hauptzüge der Semiramis können aus den Naturkulten jener Länder entnommen seyn, aus See- und Fischdienst, aus Verehrung heiliger, der asiatischen Naturgöttin geweihter Tauben (oder aus den Culten der Atergatis, Derketo, Semirama u. s. w. — worüber, gelegentlich bemerkt, jetzt Herrn Hitzigs Commentar über Jesaias S. 205 nachgelesen zu werden verdient) — ohne daß ich wenigstens mich berechtigt glauben möchte, zu behaupten, die ganze Semiramis sey eben nichts weiter, als eine „ursprüngliche Liebesgöttin" (Seite 255) gewesen. Wer die durch das höhere Alterthum herrschende Sitte kennt, Königen und Königinnen, Priestern und Priesterinnen Attribute, Handlungen und Leiden, wie auch die Namen der von jenen vornehmen Personen bey den scenischen Vorstellungen der Jahresfeste repräsentirten Landesgottheiten beyzulegen: (man denke nur an den pontischen Mondsgott Pharnakes, bey dem die Könige den sogenannten königlichen Eid schwuren, *Μῆνα Φαρνάκου*, Strabo XII. 31. p. 128. Tzsch., und an die pontischen Könige, die mit demselben Namen *Φαρνάκης* vorkommen) —; wer, sage ich, dies Alles erwägt, der wird oftmals Bedenken tragen, solchen im Nimbus der Religion erscheinenden Personalitäten darum ihr wirkliches historisches Leben abzusprechen.

Es bleiben mir nur noch einige Bemerkungen über einzelne Stellen übrig.

S. 77 war zu Thucyd. VIII. 28. über den Amorges Hrn. Krügers Commentatio VI. de Persarum cum Graecis rationibus (ad Dionysii Halic. Historiograph. p. 353) zu vergleichen, wo es unter Anderm heißt: „Obscurius de Amorge loquitur Thucydides." S. 132 lesen wir: „Denn daß Baktra dafür (für die altheilige Hauptstadt des großen Reiches) noch später galt, beweist das Gerücht, das in des jungen Cyrus Heere sich verbreitete. (Diodor XIV. 20.)" Ich habe diese Stelle in der Wesselingischen Ausgabe (p. 656) selbst nachgelesen, aber nichts gefunden, was den Glauben an jene alte Heiligkeit einer Reichs-Metropole bestätigte. Des jüngern Cyrus Soldaten wurden unruhig und meuterisch, weil sich das Gerücht verbreitet hatte, der König habe in Baktrien eine ungeheure Kriegsmacht gegen seinen Bruder versammelt. S. 243: „Es ist bekannt, daß, wo Götterzeugungen vorkommen, in der Regel auf eine Mischung von Stämmen zu schließen ist, die ihre eigenthümlichen Gottheiten einander zubrachten, oder sie mit einander austauschten" (?). —

Druck, Papier und die ganze äußere Ausstattung ist sehr lobenswerth; auch die Correctur. Zu

den unbemerkten Druckfehlern gehört S. 272 Z. 3, wo Eudoxus gelesen werden muß.

Möge dem geistreichen Verfasser eine solche Theilnahme zu Theil werden, daß er sich veranlaßt sehe, recht bald eine erweiterte und berichtigte Ausgabe seines so angenehmen Büchleins zu bearbeiten.

F. Creuzer.

---

Das Thierreich in seinen Hauptformen systematisch beschrieben von Dr. J. J. Kaup. Erster Band. Naturgeschichte der Menschen und der Säugethiere. Darmstadt 1835. XXXV. und 452 Seiten in groß Oktav mit 180 in den Text eingedruckten Abbildungen.

---

Der Verf. beabsichtigt in drey Bänden die Hauptformen des Thierreichs zu beschreiben und in bildlichen Darstellungen zu veranschaulichen, und liefert im Vorliegenden den ersten Band, welcher die Naturgeschichte des Menschen und der Säugethiere enthält. Ueber die Zusammenstellung dieser beyden äußert er sich selbst folgendermassen (S. XIX): „Die Menschen gehören, wie schon in der Einleitung bemerkt ist, nicht zu dem Thierreich, was schon der vergleichende Anatom Wagner und Professor Ehrenberg richtig bemerkt haben; aber meine frühere Anlage dieses Buches zwingt mich, den Fehler noch einmal zu begehen, welchen alle Systematiker bis hierher sich zu Schulden kommen ließen. Der Geist des Menschen, ein unmittelbares Geschenk Gottes, stellt ihn über die ganze irdische Schöpfung und macht ihn zum Herrn derselben. Nur in körperlicher Hinsicht zeigt er Verwandtschaft mit den Thieren und namentlich mit den Affen; aber von diesen die vollkommensten zu den Menschen zu versetzen, kann nur Liebe zum Paradoxen entschuldigen.“ Und in der angeführten Einleitung bemerkt der Verf., daß der Mensch weder als Familie noch als Ordnung, noch als Klasse über die Affen zu setzen, sondern als eignes Reich über das ganze Thierreich zu stellen sey.

Indem der Verfasser auf diese Weise seine frühere Anordnung selbst berichtiget, können wir es nur billigen, daß er den Weg gewandelt ist, den ihm R. Wagner und Ehrenberg gezeigt haben, und da es ebenfalls unsere Ueberzeugung ist, daß nur toller Aberwitz, oder



Lust am Haschen nach Paradoxien, oder doch wenigstens Verkennung oder Nichtbeachtung der dem Menschen ausschließlich eigenthümlichen Wesenheit es ist, welche auf den ungeheueren Mißgriff führen konnte, ihn mit den unvernünftigen Thieren des Feldes in eine und dieselbe Abtheilung zusammenzustellen, so brauchen wir hierüber kein Wort weiter zu verlieren. Nur bemerken müssen wir noch hiebey, daß keineswegs alle früheren Systematiker denselben Fehler in der Klassifikation sich haben zu Schulden kommen lassen, denn weder Schubert in seiner „Allgemeinen Naturgeschichte,“ noch Ref. in seiner „Naturgeschichte des Thierreichs,“ noch K. von Raumer in seinem „Lehrbuch der allgemeinen Geographie“ haben diesem Irrthume unserer Zeit gehuldigt, sondern ihn auf das entschiedenste zurückgewiesen.

Wenn wir also in Bezug auf die Darstellung des Menschen mit dem Verf. in einem Punkte vollkommen einverstanden sind, so sind wir es dagegen nicht in einem andern, der ebenfalls zu den großen Grundirrthümern der modernen Wissenschaft gehört: es ist dieß die Annahme von mehreren Menschenarten. „Alle Naturforscher,“ sagt der Verf. S. XX. „geben zu, daß kein einziges Faktum vorhanden ist, daß eine Rasse durch klimatische Verhältnisse sich in die andere umgewandelt habe, und trotz diesem können die meisten sich von dem verjährten Glauben der Abstammung von einem Menschenpaare nicht losreissen. Die entgegengesetzte Ansicht, daß jede Menschenart ihre eigene und wahrscheinlich viele Stammeltern gehabt habe, gewinnt in neuerer Zeit immer mehr Annahme und hat nicht nöthig zu wunderbaren Erklärungen ihre Zuflucht zu nehmen. Die Hauptstütze, worauf alle Verfechter der Einheit der Menschenarten sich fußen, ist die, daß alle Menschen sich fruchtbar vermischen und daß die Zeit der Ausbildung des Fötus bey allen Völkern dieselbe ist. Diese Fakta beweisen jedoch nichts weiter, als daß alle Menschenarten in geschlechtlicher Hinsicht auf gleicher Stufe der Ausbildung stehen. Einzelne Thiere, z. B. Baum- und Steinmarder, gemeine und Nebelkrähen u. s. w. können ebenfalls fruchtbare Junge erzeugen, ohne daß deßhalb die Verschiedenheit der Arten wegfällt. Das Zurückfallen in der vierten oder fünften Generation auf die Seite väterlicher oder mütterlicher Stammart beweist jedoch augenscheinlich die Verschiedenheiten der Arten.“

Es hält nicht schwer, hier dem Verf. nachzuweisen, daß er Wahres und Falsches aufgegriffen hat, um seinen Nachweis von der Mehrheit der Menschenarten zu liefern; insbesondere auch, daß er nicht auf die historische Grundlage gefußt hat.

(Fortsetzung folgt.)

# Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 6. October.

Nro. 200. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1836.


**Albii Tibulli Carmina ex recensione Car. Lachmanni passim mutata explicuit Ludolphus Dissenius societat. Reg. Gotting.**

(Fortsetzung.)

1. De Argumento poeseos Tibullianae. Dem geschäftigen Treiben der Menge abgeneigt, und mit empfänglichem Sinne für Einfachheit, war es vorzüglich das ländliche Leben, welches den Dichter anzog; zwar hatte er die vorgeschriebene Dienstzeit (712 — 722) vollendet, war auch bald nachher dem Messala zu Liebe (723) nach Aquitanien gezogen und wollte im nächsten Jahre denselben in den Orient begleiten, eine Krankheit hielt ihn in in Corcyra zurück und der Kriegsdienst war für immer aufgegeben. Das Unglück, nicht die Freude des erlangten Genusses ist es, was ihn zur Dichtkunst führt, und wenn Horatius sagt:

Versibus impariter junctis querimonia primum,
Post etiam inclusa est voti sententia compos —

so hat Tibullus Poesie nur den ersten Vers, die Klage, zu ihrem Gegenstande, der zweyte, Ausdruck der Freude, verschwindet bey ihm gänzlich. Ländliches Leben und Liebe bilden den Gegenstand seiner Dichtungen, er will seine Tage im Schoße der einfachen Natur auf seinem ererbten Landgute enden, nicht allein, sondern mit den Seinen, liebend und geliebt; dieß idealische Leben ist der Inhalt seiner schönsten Elegien. So drückt das früheste Gedicht (I. 10) die Klage über den zu leistenden Kriegsdienst und den Wunsch aus, im Besitze eines liebenswürdigen Mädchens ländliche Ruhe zu genießen; dieses Mädchen erscheint in andern Elegien des ersten Buches, Delia (oder nach dem wahren Namen Plania), nicht vornehmen Standes, aber sanften und milden Sinnes und ihm ergeben; er frent sich ihrer Gunst und wünscht diese dauernd I. 1, 57.

Non ego laudari curo; mea Delia, tecum
Dum modo sim, quaeso segnis inersque vocer;
Te spectem, suprema mihi cum venerit hora,
Te teneam moriens deficiente manu.

Die erstern Gedichte zeichnen sich durch Anmuth und Zartheit vor den übrigen aus, und sie bilden die glückliche Periode ihres Verfassers; aber nicht lange dauert dieser Zustand, einem reichern wird der Vorzug gegeben, obschon Delia auch nach ihrer Verbindung dem Tibullus gewogen war, und er sie nur durch Täuschung sich entrissen glaubte. Auf keinen Fall wirkte sie nachtheilig und verderblich auf den Dichter; nicht so Nemesis, die vornehm, stolz, habsüchtig und für Reichthum zugänglich, das Verderben des Tibullus geworden. Ihre Gesinnung ist unzweydeutig genug in den Worten bezeichnet II. 4, 13:

Nec prosunt elegi nec carminis auctor Apollo:
Illa cava pretium flagitat usque manu.

Darf man der wehmüthigen Stimmung und der vielfachen Andeutungen der drey Elegien (II, 3. 4. 6.) welche ihr geschrieben sind und einen auffallenden Gegensatz zu den Gedichten des ersten Buches bilden, trauen, so war sie der Ruin des Geistes und des Körpers von Tibullus; einige Stellen mögen dieses beweisen: II. 4, 6.

Uror io: remove, saeva puella, faces.
O ego ne possim tales sentire dolores

Quam mallem in gelidis montibus esse lapis,
Stare vel insanis cautes obnoxia ventis,
Naufraga quam vasti tunderet unda maris!
Nunc et amara dies et noctis amarior umbra est:
Omnia nam tristi tempora felle madent.

Wie sehr Herz und Verstand bey ihm im Kampfe lagen, lehren die Worte II. 6, 13:

Iuravi quotiens rediturum ad limina nunquam!
Cum bene juravi, pes tamen ipse redit.

Ganz verändert erscheint in diesen Elegien die Gesinnung des Dichters; er, der Feind des beutesüchtigen Kriegers, will, um die Verschwendung der Nemesis zu befriedigen, selbst in den Krieg ziehen (II. 3, 49.):

Heu heu divitibus video gaudere puellas,
Iam veniant praedae, si Venus optat opes;
Ut mea luxuria Nemesis fluat utque per urbem
Incedat donis conspicienda meis.

Noch stärker drückt sich die folgende Elegie aus v. 21. 53.:

At mihi per caedem et facinus sunt dona paranda —
Aut rapiam suspensa sacris insignia fanis. —
Quin etiam sedes jubeat si vendere avitas,
Ite sub imperium sub titulumque, Lares.

Daher sagt H. D. p. LI. Profecto insanabile vulnus prodit singulus quisque versus in his duabus elegiis, ac patet periturum hoc malo, qui sic laborat; quod factum — ultima nihil flebilius, parum nunc abest quin de finienda vita cogitet.

Diese Andeutungen zeigen, wenn wir anders in den Elegien den treuen Ausdruck der Gesinnung und des Gefühls haben, ein ganz dem reinen Leben der Natur und der Liebe gewidmetes Herz, das empfänglich und reizbar, getäuscht, der innern Kraft, sich selbst zu helfen, entbehrt, zuletzt durch eine unwürdige Liebe angezogen, das Theuerste vergebens opfert und aller Hoffnung beraubt gebrochen wird. Einen solch' unmännlichen schwachen Charakter in einem so gebildeten, dichterischen Geiste zu finden,



fällt auf, kaum sollte man einem Römer, einem innigen Freunde des Horatius, solche Verzagtheit und Schwäche zutrauen und J. H. Voß' männlich kräftiger Sinn, jedem Sentimentalen abhold, ist auch weit entfernt, obige Aussagen des Dichters für Ernst und Wahrheit zu halten; er sieht unter dem Scheine von Ernst nur Scherz und Spiel, und das bildet einen merklichen Unterschied der Erklärung von Voß und Dissen. Gewiß hat Letzterer hier nicht, wie er glaubt, die Sache für die Zukunft entschieden, das Urtheil wird vielmehr von dem psychischen Zustande des Lesers abhängig seyn; das aber hat H. D. wohl mit Recht bemerkt, daß der Inhalt der Gedichte nicht bloße Fiction sey, sondern auf Thatsachen beruhe (LVI. sq. Comment. p. 36); jede Klage des Dichters aber in wörtlicher Bedeutung zu fassen, wagen wir nicht, der Herausgeber selbst muß für die Gedichte auf den Marathus eine Ausnahme machen, am wenigsten möchten wir Nemesis mit H. D. für die Ursache seines Todes halten und im Tibullus ein Vorbild unserer romantischen Zeiten sehen. Wie kommt es, daß Ovidius, der doch die Gedichte so gut wie wir kannte und dem Dichter selbst so nahe stand, in seinem Trauerliede auf Tibullus (Amor III. 9.) nicht das geringste davon andeutet? wie ganz anders erscheint dort Nemesis? Ovidius freut sich wenigstens, daß Tibullus nicht unbekannt in fremdem Lande gestorben v. 47.

Sed tamen hoc melius, quam si Phaeacia tellus
Ignotum vili supposuisset humo. —

(dieß ist Beziehung auf des Dichters eigene Furcht, als er krank in Corcyra darnieder lag. I. 3.) sondern im häuslichen Kreise der Seinen verschieden sey:

Hinc certe madidos fugientis pressit ocellos
Mater, et in cineres ultima dona tulit.
Hinc soror in partem misera cum matre doloris
Venit, inornatas dilaniata comas.
Cumque tuis sua junxerunt Nemesisque priorque
Oscula, nec solos destituere rogos.

Delia discedens, Felicius, inquit, amata
Sum tibi: vixisti, dum tuus ignis eram.
Cui Nemesis, Quid ais? tibi sint mea damna dolori?
Me tenuit moriens deficiente manu.

Den letzten Vers spricht Nemesis triumphirend mit Rücksicht auf den einstigen Wunsch des Dichters (I. 1, 60), daß Delia es seyn möge, die aber treulos ihn verlassen, und deren Stelle sie, als eine würdigere, eingenommen habe. Wäre Nemesis die Ursache seines Todes gewesen, unmöglich könnte Ovidius sie so liebenswürdig einführen und die Wahrheit im ganzen Gedichte umgehen.

Auch Ovidius kennt nur die Delia und Nemesis v. 31.

Sic Nemesis longum, sic Delia, nomen habebunt
Altera cura recens, altera primus amor.

Aus Horatius Versen I. 33., welche zugleich den Charakter unsers Dichters schön bezeichnen, lernen wir eine dritte kennen:

Albi, ne doleas plus nimio memor
Immitis Glycerae, neu miserabiles

---

Decantes elegos, cur tibi junior
Laesa praeniteat fide.

Kein Wunder also, daß man diese Glycera für die eine oder die andere hielt; H. D. glaubt mit Heyne und Voß, daß Horatius Angabe auf eine Verschiedenheit hinweise, und nur die Annahme einer dritten Geliebten übrig lasse; Ovidius aber könne ihrer nicht erwähnen, weil sein Zweck ist, darzuthun, daß die Gedichte den Dichter lange überleben, und er nur die zwey Bücher, welche wir haben, kannte; wahrscheinlich habe Tibullus jene Elegien absichtlich unterdrückt: auf die Glycera könnten IV. 13. 14. bezogen werden.

Daß das dritte Buch, in welchem der Dichter unter dem Namen Lygdamus seine Geliebte unter dem der Neaera erscheint, nicht von Tibullus seyn könne, und bey allem Aehnlichen doch äußere und innere Verschiedenheit in sich trage, dieß zuerst gesehen und erkannt zu haben, ist J. H. Voß' Verdienst, der bereits schon im Musenalmanache 1786 dieß angedeutet, ausführlich darüber in seiner Uebersetzung des Tibullus 1810 gesprochen hat; aber Voß hatte doch zu unbillig und ungünstig gegen den Verf. des dritten Buches geurtheilt, so daß wir die genauern Untersuchungen Dissens über den innern Gehalt dieser Lieder, ihren Werth an sich und ihr Verhältniß zu denen des Tibullus den schönsten Erscheinungen, welche philologische Kritik zu leisten vermag, beyzählen; Voß' Urtheil, dem schon Eichstädt, Passow, Lachmann und Jacob beygestimmt hatten, ist durch ihn für die Zukunft zu einer Wahrheit erhoben worden. Im Lygdamus herrscht eine Reinheit des Herzens und der Gesinnung, wie bey keinem lateinischen Dichter, Tibullus nicht ausgenommen; auch er ist verschmäht, und so ist die Klage beyder gemein, aber Lygdamus bringt der Neaera nach vergeblichen Bitten ein Lebewohl und sucht mit seinen Freunden im Weine Erquickung; nicht so Tibullus; jener ist kein Freund des Landlebens, des wahren Ideals unsers Dichters. Noch weit mehr zeigen Anlage, Ausführung und Sprache, obwohl er den Tibullus zum Vorbild genommen zu haben scheint, Abweichung und weisen auf einen jüngern Verfasser hin, der nach III, 5, 17

Natalem primo nostrum videre parentes,
Cum cedidit fato consul uterque pari.

im Jahre 711 geboren worden, zu einer Zeit, wo Tibullus schon ungefähr 16 Jahre alt war.

Auch das epische Gedicht auf Messala (IV, 1) ist des Tibullus unwürdig, aber gleichzeitig, geschrieben 723; es ist nicht anzunehmen, daß der so besonnene Dichter (qui nil molitur inepte), welcher in der Elegie die Gesetze der Poesie streng beachtet, in der epischen Dichtung sie gänzlich vernachläßigt hat. Die Sprache ist rein und schön, der Verf. nicht ohne Talent, das einzelne auszuschmücken, aber unfähig das Maaß zu halten und ein Ganzes zu bilden; an Catullus erinnern die Be-

schreibungen v. 161–4 und 169–74. Uebrigens haben wir hier vielleicht das älteste Beyspiel von ungemessener poetischer Schmeicheley bey den Römern. Dagegen sind die übrigen Gedichte des vierten Buches (2—14) entschieden Schöpfungen unsers Dichters.

(Fortsetzung folgt.)

## Das Thierreich in seinen Hauptformen systematisch beschrieben von Dr. J. J. Kaup ꝛc.

(Fortsetzung.)

Wahr ist seine Behauptung, daß kein einziges Factum vorhanden ist, aus welchem bewiesen werden könnte, daß eine Rasse durch klimatische Verhältnisse sich in eine andere umgewandelt habe. Ein sehr genaues Studium der Menschen- und Thierrassen hat Referenten selbst überzeugt, daß alle Angaben über solche Umwandlungen der historischen Glaubwürdigkeit gänzlich entbehren, daß in den ächten Rassen ein permanenter Typus ausgeprägt sey, der unter ungünstigen localen Verhältnissen in seiner Entwicklung zwar gehemmt, beschränkt und verkrüppelt, aber niemals in einen andern Rassentypus hiedurch umgeändert werden könne. Falsch ist jedoch schon gleich die Behauptung des Verfassers, daß, wie bey Baum- und Steinmardern, oder bey gemeinen und Nebelkrähen es möglich wäre, daß zwey wirklich verschiedene Arten ohne Beschränkung fruchtbare Junge miteinander erzeugen könnten. Hiegegen ist zu bemerken, daß alle andern Zoologen, seitdem es ihnen bekannt ist, daß Nebel- und gemeine Krähen miteinander Junge erzeugen, die nicht nur durch Anpaarung mit den elterlichen Stämmen, sondern auch unter sich selbst, fruchtbar sind, gerade das Gegentheil von dem, was der Verfasser will, behaupten, indem sie nämlich aus diesem Umstande den Beweis führen, daß beyderley Krähen nicht verschiedene Arten, sondern blose Abänderungen einer und derselben Art seyn können. Welches andere Merkmal könnte auch mit Sicherheit zur Festsetzung von Arten aufgeführt werden, als das: daß unter dem Artsbegriff alle jene Individuen zusammen zu fassen sind, welche miteinander eine andauernd fruchtbare Nachkommenschaft zu erzeugen im Stande sind. Daß die Taxirung körperlicher Verschiedenheiten zur Festsetzung der Arten nicht ausreiche, ist leicht darzulegen. Wer z. B. eine Sylvia Philomela, palustris und Fitis nur in ausgestopften Exemplaren gesehen hat, kann sich allerdings nicht wohl überzeugen, daß sie von Sylvia Luscinia, arundinacea und rufa spezifisch verschieden seyn soll, und doch wird man, trotz der Geringfügigkeit äußerlicher Differenzen, leicht hievon überführt, wenn man diese Thiere im Leben beobachtet. Während also hier in einigen geringen äußeren Merkmalen bereits die spezifische Verschiedenheit ausgesprochen ist, beweist dagegen bey andern Arten, z. B. beym Kampfhahn, beym Fuchs, beym Cay und vor allen bey Schildkröten, eine große Mannigfaltigkeit von Differenzen noch keineswegs für spezifische Sonderungen; d. h. mit andern Worten: der Kreis von Variationen, welchen eine jede Art durchlaufen kann, hat nicht bey allen einen gleichen Umfang; er ist bey einigen weiter, bey einigen enger gezogen, und das in vielerley Abstufungen. Wo also die Bestimmung der Arten blos auf der Taxirung der leiblichen Merkmale beruht, wird dieselbe in vielen Fällen eine schwankende, willkührliche und unrichtige seyn, da sie bloß von dem subjectiven Ermessen des Zoologen abhängt. Wo aber nachgewiesen werden kann, daß Individuen, trotz großer körperlicher Differenzen, eine unbeschränkt und permanent fruchtbare Nachkommenschaft miteinander erzeugen können, da hat man das sicherste Criterium ihrer Artsidentität vor sich. Denn nur das in seiner eigentlichen Wesenheit Gleichartige kann sich so zusammenarten, daß es eben diese Wesenheit unbeschränkt auf die Zukunft übertragen und in fernern Generationen fortleben kann; das Ungleichartige aber, wenn es ja des Gleichartigen noch so viel in sich vorfindet, daß es ein Erzeugniß zu Stande bringt, kann doch seinen Zwiespalt in demselben nicht ausgleichen und ihm eine permanente Wesenheit aufdrücken; die Bastarde sind entweder steril, oder wo sie bei Anpaarung mit den elterlichen Stämmen ebenfalls fruchtbar werden, stirbt doch ihre Nachkommenschaft als unfruchtbar aus. Der Artsbegriff kann mithin nur dadurch eine wissenschaftliche Haltung erlangen, daß seine Festsetzung nicht von der subjectiven Willkühr des Naturforschers, sondern von einem constanten Gesetze der Natur abhängig gemacht wird. Wir wiederholen es, alle Individuen, welche eine unbeschränkt fruchtbare Nachkommenschaft miteinander erzeugen können, beurkunden eben hiedurch, daß sie einer und derselben Art angehören.

(Fortsetzung folgt.)

# Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 7. October.

Nro. 201. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1836.


**Albii Tibulli Carmina ex recensione Car. Lachmanni passim mutata explicuit Ludolphus Dissenius societat. Reg. Gotting.**

(Fortsetzung.)

2) De forma et compositione elegiarum Tibulli. LXII–CXVIII. Form, Anlage und Ausführung dieser Gedichte richtig zu erkennen ist wichtig, weil niemand darüber nachgedacht hat und das Verkennen dieser Ursache vieler Irrthümer, wie von vermeinten Lücken, von Trennungen der Elegien gewesen ist; gerade bey Tibullus tritt Absicht und Plan deutlicher hervor, als bey den übrigen Dichtern dieser Gattung und zeigt die Kunst in einem weit vollendeteren Grade.

Anfang. Da die Elegie die Gefühle je nach der Stimmung des Gemüthes bald stärker, bald gemilderter ausdrückt und damit den eigentlichen Gedanken andeutet, so darf hier nichts was dem Zweke des Gedichtes entgegen ist, angegeben werden; dieß Hervortreten der Idee bildet den Anfang, die völlige Entwicklung die Mitte, der ausgleichende und beruhigende Schluß das Ende eines jeden Liedes. Der Anfang, die Einleitung, ist bey unserm Dichter ausgedehnter, als bey Propertius und Ovidius, welche gewöhnlich nur einen kurzen Gedanken geben und mit dem folgenden so enge verbunden, daß es schwer wird, das Ende des Anfangs und den Anfang des Endes zu bestimmen; nicht so Tibullus, die Stimmung des Herzens erscheint sogleich in aller Heftigkeit; da er alles was er fühlt, aus innerster Seele fühlt, so zeichnet den Anfang besondere Lebendigkeit aus; Schmerz, Furcht, Sehnsucht, alles, was sich seiner bemächtigt, spricht sich unmittelbar in ganzer Fülle aus; daher folgt bey ihm nach solch leidenschaftlichem Ungestüm die plötzliche Aenderung seines Gedankens, gleichsam ein besonnen werden und zu sich kommen; eine unserm Dichter ganz eigene Wendung z. B. I. 2 in dem παρακλαυσίθυρον v. 7:

Ianua difficilis dominae, te verberet imber,
Te Jovis imperio fulmina missa petant.

Aber sogleich lenkt er ein und der Drohung und Verwünschung folgt eine demüthige Bitte:

Janua, jam pateas uni mihi, victa querelis,
Neu furtim verso cardine aperta sones.
Et mala si qua tibi dixit dementia nostra,
Ignoscas; capiti sint precor illa meo.

Mitte. Der Glanzpunct der Poesie des Tibullus ist in den mahlerischen Schilderungen; alle zeichnen sich, so abwechselnd sie auch sind, durch einfache und natürliche Erfindung, wie durch sorgfältige Zergliederung aus; in ihnen ist die eigentliche Absicht und der Zweck des Dichters, wenn auch nicht die äußere Veranlassung enthalten. Das erste Gedicht ist eine Entschuldigung an Messala, der ihn zum Kriegsdienste aufgefordert hatte; die Beschwerden des Kriegs überlasse er andern, und wünsche sich den ruhigen Genuß des geringen Besitzes, aber diese Veranlassung verschwindet in der Entwicklung und geht nicht ohne stete Beziehung auf den Krieg in eine Beschreibung des ländlichen Lebens über. Was das stark hervortretende Gefühl im Anfange geklagt hat, sucht die Entwicklung durch Aufzählung von Grün-

den zu lindern und zu heben und führt dadurch den beruhigenden Schluß herbey; darum ist bey Tibullus jede Elegie für sich ein vollendetes Ganzes und duldet keinen Zusatz und Aenderungen wie die Gedichte des Propertius und Ovidius. Diese Beschreibungen, welche den Inhalt der Entwicklung bilden, sind aber verschiedener Art, am einfachsten durch Nebeneinanderstellung oder Coordination, wie wenn äußere Gestalt durch Aufzählung der verschiedenen Theile des Körpers geschildert wird; besonders häufig aber durch Gegensätze; z. B. dem einen Distichon steht ein zweytes entgegen, dem dritten ein viertes entgegen; das fünfte bildet den Inhalt der gesammten acht Verse, oder das zweyte steht dem ersten, das dritte dem zweyten, das vierte dem dritten entgegen. In der Beschreibung des goldenen Zeitalters unter Saturnus, wo Habsucht noch keine Kriege erregte (I. 3, 35.) schildert das erste Distichon im allgemeinen die damalige Glückseligkeit.

Quam bene Saturno vivebant rege prius quam
Tellus in longas est patefacta vias!

die zwey folgenden bezeichnen den Mangel des auswärtigen Treibens;

Nondum caeruleas pinus contempserat undas,
Effusum ventis praebueratque sinum,
Nec vagus ignotis repetens compendia terris
Presserat externa navita merce ratem.

Diesen entgegen stehen zwey andere negative, welche den häuslichen Zustand angeben:

Illo non validus subiit juga tempora taurus,
Non domito fraenos ore momordit equus,
Non domus ulla fores habuit, non fixus in agris,
Qui regeret certis finibus arva, lapis.

Diesen negativeu Sätzen folgt nur ein positiver, da des Dichters Absicht ist, den Mangel und das Entferntseyn von Habsucht und Geiz zu schildern:

Ipsae mella dabant quercus, ultraque ferebant
Obvia securis ubera lactis oves.

Aus diesem ergiebt sich von selbst der Schluß, daß



auch keine Kriege waren, wie sie Jupiters Zeitalter erzeugt, was der Dichter eigentlich wollte:

Non acies, non ira fuit, non bella, nec ensem
Inmiti saevus duxerat arte faber.
Nunc jove sub domino caedes et vulnera semper,
Nunc mare, nunc leti mille repente viae.

So ist vollständige Symmetrie des Ganzen. Eben so gebräuchlich ist bey Tibullus die Gradation, wenn die Glieder eines Gedankens mit gesteigerter Kraft angereiht werden; von welcher Bedeutung diese Form in diesen Gedichten ist und wie sie von einzelnen Versen bis zum größten Umfange gehoben werden kann, mag man aus den von H. D. gesammelten Beyspielen (p. LXXVII. sqq.) kennen lernen. Manchmal wird nach dem Gegensatze zu demselben Gedanken zurückgekehrt und es entsteht die Form A B A; so treten II. 3 Anfang und Ende in ein ähnliches Verhältniß, die Entwicklung selbst trägt in der Mitte die Spitze, die beyden sie umgebenden Enden entsprechen sich strophisch und antistrophisch und das ganze Gedicht erscheint in der Gestalt von A B C B A.

Schluß. Hier tritt, nachdem sich alle Leidenschaft in der Entwicklung entfaltet hat, eine Beruhigung ein, sey es durch Hoffen auf bessere Zukunft, oder durch Betrachtung des allgemeinen Schicksals, durch Gelübde, Drohungen von göttlichen Strafen; so ein Ende fehlt nie bey Tibullus und es war ein gänzliches Verkennen der Poesie unsers Dichters, wenn J. H. Voß die zweyte Elegie des ersten Buches mit Vers 66 schließt, das Uebrige als ein selbstständiges Gedicht betrachtet, und der Elegie den ihr eigenthümlichen Schluß entfernt hat. Auch am Ende kann ähnlich dem Anfange eine plötzliche Umwandlung der Gesinnung vorkommen. Das Herz hat sich erschöpft, die Leidenschaft hat die Gränze der Klugheit überschritten und der Verstand tritt wieder in seine Rechte; so wird II, 6, 41 nach vielen Klagen über die Nemesis unerwartet sie von aller Schuld frey gesprochen und diese der Verführerin zur Last gelegt; IV. 13 hat er der Geliebten ewige Treue gelobt, aber plötzlich folgt eine ge-

wisse Reue, weil sie jetzt seiner gewiß sey und dadurch sorglos werde:

Quid facio demens? heu heu mea pignora cedo.
Juravi stulte; proderat iste timor.
Nunc tu fortis eris, nunc tu me audacius ures;
Hoc peperit misero garrula lingua malum.

3. De elocutione Tibulli. CXVIII–CXCII. Die Sprache des Tibullus, welche Kraft und Lebendigkeit sucht, meidet die abstracten Begriffe mehr als andere Dichter und es ist ihr eigen solche der Anschauung entbehrende Verstandesgedanken in zwey concrete Begriffe, welche als coordinirte Glieder den Inhalt jenes abstracten geben, aufzulösen; diese zwey coordinirten Glieder füllen ein Distichon und geben dadurch eine Concinnität wie man sie bey keinem andern Dichter in der Art findet; die weibliche Modesucht, ihre Verschwendung bedeuten die Worte:

O pereat quicunque legit viridesque smaragdos
Et niveam Tyrio murice tinguit ovem.

Das graue Alter:

Tollere tum cura est albos a stirpe capillos,
Et faciem dempta pelle referre novam.

Die Kraft der Liebe:

Acer Amor fractas utinam tua tela sagittas,
Si licet, exstinctas adspiciamque faces.

Die erste Elegie besteht fast ganz aus solchen zweytheiligen Zergliederungen, wie die ersten Verse.

Divitias alius fulvo sibi congerat auro
Et teneat culti jugera multa soli.

Ein anderes Mittel poetischer Sprache ist, denselben Gedanken in anderer Wendung zu wiederholen, was zuerst positiv ausgedrückt ist, durch Negation des Entgegengesetzten hervorzuheben und dieß ist den griechischen Elegikern ganz gewöhnlich, wie:

Ὦ νέοι, ἀλλὰ μάχεσθε παρ' ἀλλήλοισι μένοντες,
μηδὲ φυγῆς αἰσχρᾶς ἄρχετε μηδὲ φόβου,
Ἀλλὰ μέγαν ποιεῖτε καὶ ἄλκιμον ἐν φρεσὶ θυμόν,
μηδὲ φιλοψυχεῖτ' ἀνδράσι μαρνάμενοι.

Unserm Dichter ist besonders geläufig, eine näher bestimmende Erklärung nachfolgen zu lassen, z. B.



Fictilia antiquus primus sibi fecit agrestis
Pocula, de facili composuitque luto.

---

Parva seges satis est, satis est requiescere lecto
Si licet et solito membra levare toro.

Was der Hexameter im eigentlichen Sinne enthält, kann der Pentameter metaphorisch wieder geben, und umgekehrt, oder es folgt dem allgemeinen Gedanken ein specieller, diesem jener; daher der häufige Gebrauch von Figuren, welche diese Darstellung begünstigen, wie vorzüglich der Anaphora. Diese Bemerkungen über Composition und Kunststyl der Gedichte des Tibullus mögen die Wichtigkeit der Abhandlungen bezeugen, sehr vieles Einzelne was auf Anordnung, Ausdruck, Stellung u. s. w. gleichen Einfluß übt, muß hier übergangen werden.

Den Einleitungen folgt der Text mit Angabe der bedeutendsten Varianten; Lachmanns Ausgabe bildet, wie billig, die Grundlage und ist nur selten geändert, neue Hilfsmittel sind außer den Excerpta Frisingensia, die dem Herausger durch Lachmann mitgetheilt worden waren, nicht benutzt. Während die Handschriften des Tibullus nicht über das fünfzehnte Jahrhundert hinausgehen, und fast sämmtlich die Interpolationen der gelehrten Italiener jener Zeit an sich tragen, findet sich in einem Freysinger, jetzt Münchner Codex des eilften Jahrhunderts unter Auszügen aus Horatius, Juvenalis, Persius, Claudianus, Lucanus auch ein Blatt, welches einzelne Gedanken und Ausdrücke aus den Gedichten des Tibullus enthält; durch das hohe Alter werden diese Excerpte für Critik so bedeutend, daß es wünschenswerth war, sie in ihrer Vollständigkeit kennen zu lernen; H. D. hat nur das vorzüglichste, keineswegs alle Abweichungen bekannt gemacht; so lesen wir dort colu. Stamina. aus I. 3, 86:

Deducat plene stamina longa colo.

die Form colu findet sich auch bey spätern in vorzüglichen Handschriften wie bey Plinius, wo sie Sillig aufgenommen hat und erscheint gewiß nicht

durch Zufall in diesen Excerpten, wird vielmehr durch das Fömininum longa völlig geboten. I. 9, 45 steht dort O miser für Tum miser und so einiges andere; besonders auffallend aber ist die Verwirrung in welcher die Auszüge einander folgen, woraus jedoch auf eine von der unsrigen verschiedene Anordnung der Gedichte zu schließen, eine genauere Betrachtung verbietet.

(Schluß folgt.)

## Das Thierreich in seinen Hauptformen systematisch beschrieben von Dr. J. J. Kaup ꝛc.

(Fortsetzung.)

So wenig aber eine unbeschränkt fruchtbare Nachkommenschaft die Annahme von einer spezifischen Differenz zwischen den beyden Stammeltern gestattet, eben so wenig wird diese durch das Zurückgehen der späteren Generationen auf die Seite des väterlichen oder mütterlichen Stammes erwiesen, und dieß ist ein anderer Fehlgriff des Verf., den wir hier zu rügen haben. Es hält nämlich nicht nur die Art, sondern, wie schon vorhin bemerkt, auch die Rasse einen constanten Typus ein, so daß wenn verschiedene Rassen miteinander sich paaren, die Mittelschläge in spätern Generationen leicht wieder in ihre Stammrassen zurückkehren. Wenn man z. B. Merinosschafe mit unserm gemeinen Landschaf paart, die Nachkommenschaft aber nicht weiter mit jenem veredelt, sondern wieder von dem Landschafe belegen läßt, so geht allerdings dieser Mittelschlag bald in die Stammrasse des letztern zurück, wie dieß nachlässige Landwirthe oft genug erfahren haben, daraus folgt aber keineswegs, daß Merinos und unsere Landschafe zwey verschiedene Arten, sondern nur, daß es constante Rassen sind.

Es ist daher — im Widerspruche mit den Ansichten des Verf. — allerdings eine Hauptstütze für die Annahme der Einheit der Menschenart, daß selbst die verschiedenartigsten Formen unter den Menschen eine unbeschränkt fruchtbare Nachkommenschaft miteinander erzeugen können; deßhalb darf auch hier nicht die Rede von Menschenarten, sondern nur von Menschenrassen seyn. Indeß ist diese Stütze, so fest und nachhaltig sie auch ist, doch nicht die einzige, welche für die Einheit der Menschenspezies spricht. Es steht ihr, die



aus der Beobachtung der Gegenwart genommen ist, auch die historische Beglaubigung uralter Zeiten als ein nicht minder fester, und wohl noch nachhaltigerer Pfeiler zur Seite. Um nicht bey den Mythologieen heidnischer Völker zu verweilen, in welcher sich genug Belege für die Abstammung aller Menschen von Einem Paare auffinden lassen, gehen wir lieber gleich an die älteste und untrüglichste schriftliche Ueberlieferung, die unser Geschlecht aufbewahrt, an die heilige Schrift. Aus ihr erfahren wir mit evidenter Gewißheit, daß nicht 15 Menschenarten, wie der Verf. will, als Stammeltern des Menschengeschlechtes seyen erschaffen worden, sondern ein einziges Paar, die also, um die Terminologie der Naturforscher zu gebrauchen, nur eine einzige Art ausmachen konnten.

Der Verf. weiß freylich diesen Beweis leicht zu beseitigen, indem er die historische Gewißheit von der Abstammung aller Menschen von einem Paare einen verjährten Glauben nennt, von dem man sich loßreißen müsse. Wir hoffen daß er selbst nicht reiflich erwogen hat, welche heillose Consequenzen sich aus einer solchen Behauptung ergeben. Nicht daß wir uns erst an das gehässige Geschäft machen wollten solche Consequenzen aufzusuchen, sie sind bereits vor mehreren Jahren schon von einem der Verfechter des modernen Unglaubens, von Bretschneider in seinem berüchtigten Sendschreiben, abgeleitet worden. Derselbe will nämlich den Abfall vieler Theologen von dem Glauben an das untrügliche Wort der heiligen Schrift damit bemänteln, daß die Wissenschaft, namentlich die Naturwissenschaften, zu Resultaten gelangt sey, die im vollkommenen Widerspruche mit den Angaben der Bibel stünden, und die also die neuere Theologie nicht ignoriren könne, sondern in ihren Bereich aufnehmen müsse. Zu diesen Resultaten rechnet Bretschneider auch das, daß es jetzt erwiesen wäre, daß es nicht eine, sondern mehrere Menschenarten gäbe. Daß indessen alle Naturforscher von Bedeutung, wie Haller, Linné, Blumenbach, Cuvier, Steffens, Schubert, Prichard, Swainson u. s. w. das direkte Gegentheil hievon erwiesen haben, kümmert ihn nicht; er ist zufrieden, wenn er sich im Nothfall auf Autoritäten wie Pfarrer Ballenstedt und Oberst Bory berufen kann, leider freylich Autoritäten, die sich eine Art Celebrität erworben haben, um die sie keineswegs zu beneiden sind, denn es ist in der That nicht leicht möglich eine größere Unwissenheit und Seichtigkeit aufzufinden, als sie in den Schriften dieser Beyden niedergelegt ist. Aus diesem vorgeblichen Resultate der Naturforscher nun weiß Bretschneider Folgerungen abzuleiten, die allerdings dem frechsten Unglauben zur Stütze dienen mußten.

(Fortsetzung folgt.)

# Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 8. October.

Nro. 202. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1836.


C. Horatii Flacci Carmina recensuit P. Hofman Peerlkamp, phil. theor. Gam. lit. hum. doctor et prof. ordin. in academia Leidensi, instituti regii Nederlandici sodalis. Harlemi apud Vincentium Loosjes. MDCCCXXXIV. 551 S. 8.

Es sind gegenwärtig 125 Jahre, daß Richard Bentley die gelehrte Welt mit einem neuen an mehr als 800 Stellen geänderten Horatius überraschte, und theils erfreute, theils ärgerte. Seitdem ist viel Aehnliches im Gebiete der philologischen Kritik geschehen, aber die Bearbeitung des Horatius beschränkte sich auf Einzelnes, auf Widerlegungen oder auf Ergänzungen des Bentleyischen Verfahrens, oder auf grammatische, historische, ästhetische Interpretation.

Hr. Peerlkamp, ein Veteran der heutigen holländischen Schule der Philologie, muß durch seine neue Bearbeitung der Horazischen Oden ihrer Tendenz nach wieder eine neue Epoche in der kritischen Behandlung dieses Dichters bezeichnen, vorausgesetzt, daß seine Resultate sich probehaltig erweisen; und diese Resultate werden in dem Grade gewaltiger als die Bentleyischen seyn, als er sich nicht wie Bentley auf die Wortkritik beschränkt, sondern hauptsächlich die sogenannte höhere Kritik übt, und meistens, wo Bentley mit Arzneyen oder Salben auszureichen meynte, lieber wie ein energischer Chirurg gleich zu Amputationen schreitet. In Folge dieses Verfahrens dürften von den 121 Oden und Epoden, welche wir bisher zu besitzen glaubten, künftig nur noch 57 als eigentlich ächte gelten; unter den übrigen befinden sich 7, welche ganz unächt, 17, in welchen die größere Hälfte, 40, in welchen wenigstens eine Strophe oder ein Vers von fremder Hand eingeschoben ist.

Der splendid gedruckte Text ist mit reichen Noten versehen, welche jedoch so wenig, als die Bentleyischen, den Namen eines Commentars ansprechen. Zwar haben sie nicht so ausschließlich eine kritische Tendenz wie jene, aber sie beschränken sich auch in der Interpretation auf Bestreitung oder auf Ergänzung des bisher Geleisteten und lassen auch schwierige Stellen unberührt, welche entweder schon von Andern genügend erläutert sind, oder wo Hr. P. etwas Genügenderes geben zu können sich nicht bewußt war. Bey weitem die Mehrzahl der Bemerkungen sind jedoch kritisch und beschäftigen sich theils mit Besserung des Textes, theils mit Säuberung desselben durch Nachweisung von Interpolationen.

Daß dieses letzte Verfahren der richtigste Weg zu einer Herstellung des ursprünglichen Horatius sey, ist eine gut und klar geschriebene Vorrede auf XXXII Seiten darzuthun bestimmt. Nach einem Vorwort über die allmähliche Ausbildung seiner Ansicht, welche eigentlich nur das ausführe, was Markland und Valckenaer im Allgemeinen geahndet und ausgesprochen hätten, macht Hr. P. folgende Hauptmomente geltend.

Horatius hat seine Gedichtsammlungen Sermones, Epodas, Carmina, Epistolas einzeln zu verschiedenen Zeiten herausgegeben, ist vom Tode ereilt worden, ehe er eine Gesammtausgabe von letzter Hand veranstalten und somit seine Werke selbst ab-

schließen konnte. Seine Freunde vermehrten nach seinem Tode die vorhandenen Sammlungen mit dem, was sich in seinen Papieren vorfand.

Für diese wichtige Behauptung vermißt Ref. den historischen Beweis; man wußte bisher von keinen postumis Horatianis.

Hiedurch war der Willkühr aller Art auch für die Zukunft Thür und Thor geöffnet. Eine Spür davon findet sich in der Verschiedenheit der Ordnung, in welcher die einzelnen Sammlungen in den MSS. erscheinen, wo die Oden bald den ersten, bald den letzten Platz einnehmen.

Nun folgt eine, manches Bekannte enthaltende, Nachweisung, wie früh schon, zu Ciceros Zeit nach Ep. ad Qu. Fr. III, 5. alle Bücher durch die Abschreiber verderbt und verfälscht wurden; ein Schicksal, welchem Horatius besonders unterworfen seyn mußte, da er 1) in einer ganz neuen Gattung, 2) in grăcisirendem Latein, 3) mit philosophischem Tiefsinn und 4) in ungewöhnlich kühner Dichtersprache schrieb; daß aber die Abschreiber sich zu ändern erlaubten, was sie nicht verstanden, bezeugt Gellius.

Daß Horaz mehr, als seine Vorgänger grăcisire, und seine Philosophie durch ihre Dunkelheit zu Verderbnissen Anlaß gegeben, läßt sich in Abrede stellen.

Auch die Unsitte der Interpolation ist in Rom verhältnißmäßig so alt, wie in Griechenland; die gelesensten Autoren waren ihr am meisten ausgesetzt.

Nun folgt der Beweis, daß Horaz in den verschiedensten Zeiten Lieblingsdichter des Publikums war und schon unter August's Regierung selbst in den Schulen gelesen wurde.

Nicht vielleicht selbst schon zu Horazens Zeit? nach Epist. 1, 20, 17.

Schon Suetonius kannte untergeschobene Elegien und Briefe des Horatius. Die Hand zu solchem Unterschleife bot der Eigennutz der Buchhändler, welche die Dichtungen wenig gelesener Lyriker den Gedichten des Horatius einlegen ließen, mit Wissen der Verfasser selbst, deren Eitelkeit sich dadurch geschmeichelt fühlte. Als Beyspiel nennt Hr. P. die an sich schöne, aber unhorazische, Rede der Europa Od. III, 27. 33. Ein solcher Dichter möchte Passienus Paulus gewesen seyn, nach Plin. Epist. IX, 22. ein höchst glücklicher Nachahmer wie des Propertius, so auch des Horatius. Aus dieser Zeit stammen die b e s t e n Interpolationen.

Hier spricht H. P. eine Vermuthung aus, welche zweckmäßiger weiter oben Platz gefunden hätte, daß nämlich Horaz manche seiner Gedichtsammlungen selbst revidirt habe, mithin eine doppelte Ausgabe im Publicum vorhanden gewesen sey, woraus sich z. B. die Variante Od. II. 18. Mea renidet in domo lacunar und Meis in aedibus nitet lacunar herschreibe.

(Fortsetzung folgt.)

---

**Albii Tibulli Carmina ex recensione Car. Lachmanni passim mutata explicuit Ludolphus Dissenius societat. Reg. Gotting etc.**

(Schluß.)

Bey der lobenswerthen Vorsicht des Herausgebers, zuerst jede mögliche Erklärung zu versuchen, ehe die Zuflucht zur Verbesserung genommen wird, ist er nicht genöthigt, kühne Versuche zu wagen und bereitwillig, das Richtige und gediegene anderer anzuerkennen; nur einmal (I. 1, 25) wird für die entschieden falsche Lesart der Handschriften:

Iam modo non possum contentus vivere parvo
Nec semper longae deditus esse viae.

die Vermuthung geäußert, es habe, da der zweyte Vers, das Reisen in der Ferne, einen Gegensatz bilde, hier der Begriff der Heimath gestanden und der Dichter geschrieben:

Iam modico possum contentus vivere in arvo

vrgl. XVI. Gerade hier geben unsere alten Excerpta Frising. die wichtigste Abweichung und den erforderlichen Sinn:

Iam modo, jam possum contentus vivere parvo

was bereits Guet gefunden und Voß gebilligt hatte; was aber der Herausgeber aus dem vermeintlichen Gegensatze der nächsten Worte geschlossen hat, billigen wir nicht; denn die innige Beziehung jenes Verses auf das unmittelbar Vorausgehende ist nicht zu verkennen: einst reich und begütert, jetzt unvermögend, sey ihm doch gegönnt, das Wenige in Ruhe zu genießen:

Vos quoque, felicis quondam nunc pauperis agri
Custodes, fertis munera vestra, Lares.
Tunc vitula innumeros lustrabat caesa juvencos
Nunc agna exigui est hostia parva soli.
Iam modo, jam possum contentus vivere parvo
Nec semper longae deditus esse viae,
Sed Canis aestivos ortus vitare sub umbra
Arboris ad rivos praetereuntis aquae.

Daher glauben wir, der Gedanke der Genügsamkeit (contentus vivere parvo), während der herumwandernde Krieger sich Reichthum erbeutet, werde durch den Zusammenhang weit mehr hervorgehoben und geboten, als der des Aufenthaltes auf väterlichem Boden, den die letzten Verse deutlich genug bezeichnen.

Der Commentar, welcher ohne Indices 466 eng gedruckte Seiten einnimmt, gibt auch im Tibullus zuerst eine Introductio, dann die Explicatio; daß er sich bey aller Ausdehnung doch nie vom Ziele entfernt (die Bemerkung S. 387 über Pindar gegen Hermann steht einzeln), und daß H. D. stets mit Anstand von Andern spricht, macht die Erklärung auch von vielem bekannten leicht erträglich, zumal dieser Commentar mit sichtbarer Liebe ausgearbeitet ist; die Poesie begeistert auch ihn, er folgt dem Dichter und was dieser nur andeutet, wird vollständig auseinandergesetzt; dieses Zerlegen zeigt, daß der wahre Dichter auch da seine Gesetze befolge, wo der gewöhnliche Leser nur freye Willkühr sieht, wie bey Anführung von Beyspielen, welche nicht nur der Sache angemessen seyn müssen, sondern bey ungleichem Inhalte auch in steigender Folge zu ordnen sind, S. 91; daher auch viele zerstreute Bemerkungen über Interpretation S. 22. 140. 150, über Wortstellung S. 17. 54. 96. 105. u. a., was von Allen gewürdigt werden wird; nicht so können wir in der Eintheilung mancher Gedichte der entschiedenen Sprache des Herausgebers das Wort reden. Da die Poesie nicht, wie die Rhetorik der Alten die Anwendung ihrer Theorie so sichtbar zur Schau trägt, so ist es in den Gedichten, besonders den kleinen, oft eben so schwer, als in den Reden leicht, die Uebergänge nachzuweisen und jede vermeintliche, aber unrichtige Trennung wird dem Verständnisse des Ganzen nachtheilig. So ist nichts dafür, doch alles dagegen, in dem Gebete des kranken Dichters (III. 5) an Persephone und die andern unterirdischen Götter mit der Bitte an jene den ersten Theil des Liedes zu schließen und mit der Anrufung an die übrigen den zweyten Theil zu beginnen, wo schon die Wiederholung desselben Wortes V. 6. immerito juveni parce nocere, dea. v. 21. Parcite, pallentes undas quicunque tenetis, den untrennbaren Zusammenhang andeutet, und was zuerst von der höchsten Göttin der Unterwelt, jetzt von allen insgesammt erfleht wird. Dennoch legt H. D. einen großen Werth auf diese Theilung. Dieses und weniges andere kann dem vorzüglichen Werthe des Ganzen keinen Eintrag thun und wir glauben, diese Bearbeitung des Tibullus von H. Dissen als ein Muster der Behandlung römischer Dichter jedem, der zu ihrem richtigen Verständnisse dringen will, empfehlen zu dürfen.

## Das Thierreich in seinen Hauptformen systematisch beschrieben von Dr. J. J. Kaup ꝛc.

(Fortsetzung.)

Hören wir ihn selbst, was er auf S. 68. seines Sendschreibens sagt:

„Die Naturforscher und Reisebeschreiber berichteten ganz unbedenklich die Resultate ihrer ausgezeichneten Forschungen über das Menschengeschlecht und die Völker in allen Theilen und Winkeln der Erde; sie schilderten die Verschiedenheit der Rassen an Gestalt, Farbe und geistigen Kräften, durch die Vermischung der Rassen entstehende Spielarten, und wiesen die großen und bleibenden Unterschiede unter ihnen nach, indem sie zeigten, daß diese Differenzen nicht auf Rechnung des Klimas und der Nahrung, sondern auf Verschiedenheit der Grundabstammung sich gründen müsse. Blumenbach *) sammelte die Schädel in allen Welttheilen, und brachte die Ansicht hievon in ein System. In welche Verlegenheit gerieth nun der Theologe? Wenn es nun nicht mehr einen Adam für alle Menschen, sondern einen Adam für die Kaukasier, einen andern für die Neger, einen dritten für die Amerikaner, einen vierten für die Malayen, einen fünften für die Mongolen u. s. w. gegeben hat; wo blieb nun die Dogmatik mit dem einen Adam der Bibel, mit der Lehre vom Sündenfalle und von der durch Adam auf alle Menschen gebrachten Schuld, wo nun mit der ganzen Lehre von der Erbsünde als Folge des Falles und einer von Adam aus durch Zeugung an alle Menschen gekommenen Schwäche? Und ging diese verloren, wie stand nun die Nothwendigkeit der stellvertretenden Genugthuung Christi, des zweyten Adams, um die Schuld des ersten Adams aufzuheben, zu erweisen? Wo blieb nun der Grund der Verdammniß der Heiden, die nicht von Adam abstammen?“

Hätte Bretschneider Recht, so wären wir allerdings bey dem Zugeständnisse von der Verschiedenheit der Grundabstammung der Menschen, d. h. bey dem Zulassen von mehreren Menschenarten, durch consequente Folgerungen zu einem Resultate gelangt, das nothwendiger Weise das Christenthum in allen seinen Grundlagen zertrümmern müßte. Indeß Gottlob es ist kein solches Zugeständniß zu machen. Es ist durchaus unwahr, daß sich mehrere Menschenarten vorfänden; schon die Naturforschung kann es mit leichter Mühe und evidenter Sicherheit nachweisen, daß es nur eine einzige Menschenart giebt, und alle großen Naturforscher, denen ein Urtheil in der Sache zusteht, haben sich dafür ausgesprochen. Es hätte sich daher der Verf. vorliegenden Werkes hüten sollen, auf Autoritäten, wie Bory sich zu stützen, dessen Untüchtigkeit für wissenschaftliche Forschungen in Deutschland schon längst anerkannt und dessen Schrift über den Menschen als ein Schandfleck der Literatur seit Jahren nachgewiesen ist. Konnte er über die Menschenrassen nicht selbst eigenthümliche Untersuchungen anstellen, so hätte er sich deshalb in den gründlichen Arbeiten von Blumenbach, Prichard und R. Wagner belehren, und nicht in die Fußstapfen eines Bory, Ballerstedt und Voltaire treten sollen. In der gegenwärtigen Zeit, wo der Unglaube von allen Seiten an den Grundsäulen der christlichen Kirche rüttelt, haben wir Naturforscher uns doppelt vorzusehen, daß wir nicht leichtfertig durch Aufstellung und Verbreitung falscher Lehrmeinungen aus dem Gebiete unserer Wissenschaft, den ungläubigen Theologen Waffen in die Hände geben. Wollen sie denn durchaus nicht ablassen, das Christenthum zu bestreiten, so sollen sie wenigstens unsere Naturwissenschaft nicht zum Deckmantel ihrer Schalkheit nehmen, sondern auf ihrem eigenen Gebiete ihre Strohwaffen sich suchen. Wir wollen ihnen auf jeden Fall wehren, daß sie die Offenbarung Gottes in der Natur nicht mit gleichem Frevel mißbrauchen dürfen, wie sie es mit seiner Offenbarung in der Bibel gethan haben; sie sollen nur unsere Wissenschaft nicht entweihen.

Naturforschung und Bibel stimmen also in der Anerkennung einer einzigen Menschenart miteinander überein, daß aber diese nur von einem einzigen Paare abstamme, darüber kann, wie sich dieß von selbst versteht, die Naturforschung keine Auskunft geben, sondern diese ist lediglich auf historischem Wege zu suchen, und hat unter allen schriftlichen Ueberlieferungen ihre Hauptbegründung in der Bibel. Dadurch aber, daß Der und Jener, wie der Verf. anführt, einer historischen Wahrheit nicht glaubt, dadurch ist sie noch nicht um ihren Kredit gebracht, so wenig das Licht aufhört, Licht zu seyn, weil es der Blinde nicht sieht, oder das Reich der Töne nicht existirt, weil es der Taube abläugnet. Der Glaube an die Abstammung aller Menschen von Einem Paare ist allerdings ein verjährter d. h. ein uralter, aber wir wollen nicht mit dem Verf. uns von ihm losreissen, sondern an ihm als an einer Grundwahrheit festhalten.

(Fortsetzung folgt.)

*) Wer nur einigermassen mit der Naturgeschichte bekannt ist, weis übrigens, daß Blumenbach gerade das Gegentheil von dem gelehrt hat, was ihm hier Bretschneider ansinnt.

# Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 11. October.

Nro. 203. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1836.


## C. Horatii Flacci Carmina recensuit P. Hofman Peerlkamp, etc.

(Fortsetzung.)

Dieser wichtige Satz ist zwar nur als Wahrscheinlichkeit (neque a vero abhorret) ausgesprochen, aber selbst dafür nicht hinlänglich begründet; denn an eine gesonderte Emission erst der einzelnen Gedichte und dann der einzelnen Gedichtsammlungen scheint H. P. nicht zu glauben. Eben so gehört das, was H. P. weiter vermuthet, daß manches anonyme Epigramm in der Anthologie dem Horaz angehöre, und andererseits manches Gedicht von ihm verloren gegangen sey, in das weite Reich der bloßen Möglichkeit, wo noch unendlich viel anderes Platz hat. Wenn H. P. S. XV. es kaum glaublich findet, daß Horaz, der auf die Abreise seines geliebten Virgils ein so schönes Gedicht gemacht, den Tod desselben nicht besungen haben sollte, so wollen wir die Würdigung dieses Beweisgrundes den Dichtern überlassen; dem Ref. schmeckt er etwas nach doctrina umbratica: wovon das Herz recht voll ist, davon geht es bey den tiefsten Gemüthern oft nicht über. Uebrigens ist H. P. gewissenhaft genug, den seiner Hypothese kräftig widersprechenden Umstand ausdrücklich anzumerken, daß es kein einziges Fragment eines horazischen Gedichtes giebt; die Worte eines Horatius bey Beda de Orthogr. p. 2345: Soles meos omni ecclesiae vestrae commendo würde auch ohne seine Warnung kein vernünftiger Mensch unserm Dichter zugeschrieben haben.

Die werthloseren Interpolationen schreiben sich aus den Schulen der Grammatiker und Rhetoren her. Das Bekannte hierüber vermehrt und erläutert H. P. mit weniger bekannten Notizen und wendet es mit großer Anschaulichkeit auf den Horaz an.

Der Lehrer ließ nämlich die Dichter durch seine Schüler amplificiren (das sey unter enarrare zu verstehen), nachahmen, umarbeiten, und gab dann nach der Kritik der Schülerversuche seine eigenen Musterarbeiten, welche die Zuhörer eifrig an den Rand ihres Exemplars nachschrieben.

In gleichem Grade, in welchem Rom von solchen solchergestalt verderbten und interpolirten Exemplaren überschwemmt wurde, machten sich die ältern reinern Abschriften selten, in Folge der häufigen Feuersbrünste in Rom, (sollten diese wirklich in solchem Grade gegen Bücherrollen gewüthet haben?) so daß ein hundertjähriges Exemplar bey Gellius II. 3, als mirandae vetustatis bezeichnet wird.

So trübe Quellen standen nun den Diaskeuasten des Horatius, Mavortius und Felix Magister zu Gebote, welche im Jahre 530 zusammen den Horaz emendirten, und deren Recension, wie schon Bentley anerkennt, unsern Hdschr. zu Grunde liegt.

Dieß sind die Hauptgedanken der Vorrede, denen sich im Ganzen nichts entgegensetzen läßt. Gleichwohl erhellt nichts daraus, als daß Horaz so gut wie andere, oder noch häufiger als andere interpolirt seyn kann; daß er es wirklich ist — dafür giebt es weder ausdrückliche Zeugnisse, noch deutliche Spuren in den Hdschr., und der Kritiker ist auf innere Kennzeichen beschränkt, wenn er auf die allgemeine Wahrscheinlichkeit, daß Interpolationen vorhanden

sind, fussend im Einzelnen aufspüren will, wo sie vorhanden seyen. H. P. verfolgt dieses Ziel mit allseitigem Blick und findet seine Beweise für die Unächtheit sowohl ganzer Oden, als einzelner Strophen, bald in Abweichungen von der Sprache, Prosodie, Verskunst des horazischen Zeitalters, bald in historischen Verstössen oder Widersprüchen, bald in ästhetischen Fehlern, die sich theils auf vermeintlich geschmacklose und unhorazische Bilder beschränken, bald den Gedankengang betreffen, theils sich als Amplificationen und Tautologieen kund geben. In allen diesen Bemerkungen zeigt H. P. eine Gelehrsamkeit und Belesenheit und einen Scharfsinn und eine Präcision in der Darstellung welche ihn wohl detractis detrahendis mit Bentley zu vergleichen erlaubt.

Zugleich sucht er den Leser mit den fast erschreckenden Resultaten seiner Kritik zu versöhnen durch die Nachweisung, wie wenig er der erste ist, welcher Interpolationen im Horaz erkenne.

Außer dem französischen Abbé Franz Guiet, der eben, weil er ziemlich gleich weit gieng wie Hr. P., nicht als Autorität zählen kann, glauben auch die besonnensten und namhaftesten Kritiker (und mehr noch als H. P. aufzählt), an einzelne Interpolationen im Horaz. So sind über die Unächtheit von Od. IV. 8. 17.

Non incendia Carthaginis impiae

Buttmann und Hermann (Doctr. metr. p. 170) mit Bentley einig; die schleppenden Parentheſen Od. III. 17. 2–5, über des Aelius Lamia Abkunft und IV. 4. 18, über die Amazonen hält schwerlich noch jemand, außer Döring, für ächt; vrgl. Heindorf zu Sat. II. 1. 35. Auch die matte Digression über Od. III. 11. 17 20. hat noch niemand unseres Wissens gegen Näkes Angriffe in Schutz zu nehmen gewagt.

Was nun mehrmals anerkannter Weise geschehen ist, das kann auch noch öfters und oft geschehen seyn, und H. P. unterscheidet sich von diesen Erklärern nur dadurch, daß, was diesen als letztes und außerordentliches Mittel galt, ihm das erste und natürlichste scheint. Aber je weniger er dabey die Tradition auf seiner Seite hat, desto mehr ist es Pflicht, ihm jeden Fuß breit streitig zu machen und zu prüfen, in welchem Grade sein grammatisches und poetisches Gefühl die historischen Beweise zu ersetzen vermögend sey.

Ref. wird nun die Behandlungsart des H. P. an einigen Beyspielen zeigen und prüfen, und ihm erst auf dem Gebiet der höhern Kritik folgen, dann den Werth seiner Conjecturalkritik ins Auge fassen und zuletzt nachweisen, was auch für die Interpretation geleistet sey.

Für ganz unächt hält Hr. P. die Oden I. 20. Vile potabis. 30. O Venus regina. II. 11 Quid bellicosus Cantaber. 15. Jam pauca aratro III. 8. Martiis caelebs quid agam Calendis 14. Herculis ritu und 17, Aeli vetusto. Hier hat uns H. P. Kritik nirgend überzeugt. Wir wollen einige seiner Bedenklichkeiten beleuchten.

Hören wir also die Klagpuncte über Od. I. 20. Vile potabis modicis Sabinum cantharis:

1) „Der Anfang hat Aehnlichkeit mit Epist. I., 5. Si potes Archaicis conviva recumbere lectis.“ Doch nicht weiter, als der gleiche Anlaß und Stoff es nothwendig machte.
2) „Die canthari wurden nicht gewöhnlich als Trinkbecher gebraucht, nur von multibibis.“ Eben deßhalb setzt ja der Dichter modicis dazu.
3) „Graeca testa für Cumana ist dunkel.“ Wer behauptet denn, daß das Gefäß aus Cuma war? Es ist kürzlich, (wir meinen von Müllinen) dargethan worden, daß auch aus Alt-Griechenland dergleichen häufig in Rom eingeführt wurden.
4) „Jener ausgezeichnete Ausbruch von Popularität, der dem Mäcenas einmal im Theater zu Theil geworden sey (datus in theatro plausus) ist

ein lepide fictum, weil kein Historiker das Factum erwähnt.“ Schade, daß dem so ist. Gelegenheiten wo es geschehen konnte z. B. nach seiner Genesung haben die Ausleger namhaft gemacht nach der Parallelstelle II. 17, die H. P. gar keiner Erwähnung würdigt, weil auch sie mit ihrer Umgebung für ihn unächt ist. Sind wir aber etwa so reich über die Regierungsperiode des Augustus, daß wir jedes Factum, welches nur Einen Gewährsmann hat, eo ipso verdächtigen dürfen? Aber wenn H. P. dasselbe darum unwahrscheinlich findet, weil Augustus solche Gunstbezeugungen des Volkes seiner Person vorbehalten habe, neque valde amasse si aliis daretur, so ist das völlig grundlos. Die angeführte Stelle aus Sueton. Aug. 56. Filiis suis praetextatis adhuc assurrectum ab universis in theatro et a stantibus plausum, gravissime questus est — ist durchaus mißbraucht und mißdeutet: Sueton spricht in jenem ganzen Capitel von des Augustus bürgerlicher Gesinnung und Abneigung gegen übertriebene Höflichkeiten, die man hie und da dem Kaiserhaus bewies, wie z. B. wen das Publikum sogar vor den kaiserlichen Prinzen die noch Kinder waren ehrfurchtsvoll aufstand; von Eifersucht gegen verdiente Männer ist keine leise Spur und sie würde im schreyenden Widerspruch stehen mit der Erzählung bey Tac. Dial. 13, Populus auditis in theatro versibus Virgilii surrexit universus et forte praesentem spectantemque Virgilium veneratus est sic ut Augustum eine Stelle, welche H. P. nicht übersehen durfte.

5) Vaticani montis imago giebt ihm Anstoß, obgleich „etiam Ecchо (so schreibt H. P. wiederholt, wir wissen nicht aus welchem Grund) simpliciter vocatur imago, illius nempe soni, qui ex addito verbo intelligitur.



Hor. I, 12. Cujus recinet jocosa nomen imago.“ So ein additum verbum wäre hier, dächten wir, auch laudes. Wenn übrigens H. P. dieses Citat nicht zugleich als Beweisgrund für die Unächtheit der von ihm angefochtenen Ode benutzt, so charakterisirt ihn das als einen reichen Kritiker, der wie Bentley nicht alles sagt, was er denkt und weiß und dem Leser manches nahe liegende und leichte selbst hinzuzufügen überläßt.

6) „Vaticani sey ein prosodischer Fehler.“ Es ist wahr, Juvenal und Martial gebrauchen es mit langem i. Wir möchten die Freyheit, die sich Horaz im Vertrauen auf die Kraft des Accentes genommen habe, zunächst durch Od. III, 4, 9 und 10 stützen, wo er über die Quantität von Appŭlo und Apūliae mit gleicher Willkühr nach dem Bedürfniß des Verses schalte; aber auch diese Strophe ist nach H. P. unächt. Wogegen er mit mehr Inconsequenz, als er dem Dichter gestattet, Italo als Anapäst in Od. II. 7, 4. ungerügt gelassen, ungeachtet diese Form in den Oden jederzeit als Creticus erscheint; II, 13, 13. III, 30, 13. IV, 4, 42. IV, 15, 13. Aber was wäre am Ende wohl glaublicher: daß ein genialer Dichter, wie Horaz, der die Dichtersprache schaffen half, eine solche Freyheit sich erlaubt, oder daß ein studirter und ängstlich nachahmender Rhetor einen solchen Schnitzer begangen habe?

7) Dagegen wird die Schwierigkeit der letzten Strophe von H. P. sehr gut ins Licht gesetzt:

Caecubum et prelo domitam Caleno
Tu bibes uvam.

würde zu erklären seyn durch: Apud me Sabinum bibes quamvis bibere soleas Caecubum apud te, hinzufügend: Non tam obscurus est Horatius. Ja, es ist noch mehr als Obscuritas. Denn selbst wenn das la-

teinische Futurum, was nicht der Fall ist, die potentiale Bedeutung mit dem Deutschen theilte: Du wirst wohl gewöhnlich Cäcuber trinken, selbst dann wäre es unnatürlich, den Gegensatz apud te domi ganz zu unterdrücken.

(Fortsetzung folgt.)

## Das Thierreich in seinen Hauptformen systematisch beschrieben von Dr. J. J. Kaup ꝛc.

(Fortsetzung.)

Der Verf. ist auch der Meinung, daß man bey der Annahme von mehreren Stammeltern nicht nöthig hätte, zu wunderbaren Erklärungen seine Zuflucht zu nehmen. Indeß des Wunders kann er doch nicht los werden, da er wenigstens die Erschaffung dieser Stammeltern als solcher anerkennen muß. Auch mag einmal Steffens für uns sprechen, der bey einer ähnlichen Veranlassung seine Meinung, wenn gleich etwas derb, an den Tag legt. Er sagt nämlich in seiner Anthropologie (II. S. 388):

„Rudolphi behauptet neuerdings: „„die Möglichkeit, daß fünfhundert Millionen Menschen von einem Menschenpaare abstammen können, ist nicht zu läugnen; allein nur durch eine Kette von Wundern hätte sie zur Wirklichkeit werden können. Zufälle allerley Art, Krankheiten, Verletzungen u. s. w. könnten die ersten Menschen so gut treffen, wie die folgenden, und eine so wichtige Sache, als die Bevölkerung der Erde, war dem Zufall überlassen. So geht die Natur nie zu Werke ꝛc.““ Ein seichteres Gerede ist kaum denkbar. Es ist die absolute Unfähigkeit, eine wahre geschichtliche Entwickelung der Natur, die dem Zufall nicht preisgegeben ist, sondern in Gottes Hand steht, auch nur zu denken; die grenzenlose Beschränktheit, die nicht einsieht, daß eine Zeit, die an die Entstehung des Geschlechts grenzt und mit dieser in Verbindung steht, eine andere seyn müße, als diejenige, in welcher diese Entstehung, diese völlige neue Schöpfung, durch ein unabänderliches Naturgesetz an das schon bestehende Geschlecht, an die Begattung geknüpft ist; der Starrsinn, der nicht begreifen will, daß die Krankheiten, Verletzungen ꝛc. sich erst entwickelt haben aus den mancherley Verhältnissen des Menschen zu einander und zur Natur. — — Kann der Mensch auch nur irgend etwas Vernünftiges sich denken, wenn



er, von der Entwicklungsgeschichte, richtiger von der Schöpfungsgeschichte der Erde redend, vom Zufall spricht?“

Um zum Schluße dieser Betrachtungen über den Menschen zu kommen, haben wir also den Namen von Arten, den Bory und Kaup ihren Abtheilungen des Menschengeschlechts beilegen, mit dem von Rassen zu vertauschen. Da der Verfasser unbedingt seinem selbst in der Finsterniß herumtappenden Vorgänger nachfolgt, so stürzt er mit demselben auch in alle Gruben hinein, die sich auf ihrem Wege in Menge vorfinden, und begeht mit ihm gemeinschaftlich dieselben Fehler. Schon die Annahme von 15 Klassen ist zu viel, da der Homo japeticus, indicus und arabicus zusammengehören; dasselbe ist der Fall mit dem Homo columbicus, americanus und patagonus ꝛc. Mit welchem Leichtsinn Bory Abtheilungen, die nicht einmal als eigentliche Rassen anzuerkennen sind, als Arten aufgestellt hat, geht schon aus den eben angeführten Namen hervor. Dagegen werden von dem Verf., ebenfalls wie bey Bory, unter den Malaien auch die Südsee-Insulaner und sogar die Papus mitbegriffen, von denen die letzteren durchaus zu den Negern, die Südsee-Insulaner aber (mit geringer Ausnahme) zu den Kaukasiern gerechnet werden müssen.

Wir gehen nun zur andern und Hauptabtheilung des Buches, nämlich zu der Darstellung der Säugthiere über. Von diesen finden wir (S. I.) folgende Definition: „Ihr Blut ist roth und warm, und die vorderen Extremitäten sind an ihren Enden in Finger getheilt, zwischen denen, wenn sie zum Fluge dienen, eine dünne Haut ausgespannt ist.“

Diese Definition ist allerdings neu, wird aber doch sich nicht empfehlen, da sie nicht allgemein gehalten, die Bildungsweise der vordern Extremitäten kein Merkmal des ersten Ranges ist, und, mit Ausnahme der Fledermäuse, keine scharfe Trennung von den Vögeln abgiebt. Auf diese geschraubte Definition, welche das Kennzeichen des Säugens beseitigt, ist der Verf. dadurch gekommen, daß er es vermeiden wollte, über den strittigen Punkt des Gebährens und Aufziehens der Jungen bey den Schnabelthieren sich bestimmt auszusprechen. Seitdem indessen die Milchdrüsen und die Milch selbst bey dieser Gattung nachgewiesen ist, findet sicherlich auch ein Säugen der Jungen Statt, so daß es gewiß kein Irrthum seyn wird, wenn man das Merkmal des Säugens, das der ganzen Klasse, den Namen gegeben hat, auch ferner noch in die Definition aufnimmt.

(Fortsetzung folgt.)

# Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 12. October.

Nro. 204. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1836.


## C. Horatii Flacci Carmina recensuit P. Hofman Peerlkamp, etc.

(Fortsetzung.)

Dann die Fortsetzung:

mea nec Falernae
Temperant vites neque Formiani
Pocula colles.

Non intelligo vim hujus oppositionis: Tu quotidie bibis Caecubum et Calenum, ego habeo nec Falernum nec Formianum. Man erwartet entweder die Wiederholung desselben Begriffs eae vites, oder den Gattungsbegriff: tales vites, tam pretiosa vina: wenn der Dichter dafür einen neuen Ortsbegriff substituirt Falernum vel Formianum, so läßt es sich wohl allenfalls errathen, was er will, aber unnatürlich ist und bleibt es. Um dieser beyden Schwierigkeiten willen muß man jedoch nicht gleich das Kind mit dem Bad ausschütten. Sie lassen sich durch Zusatz eines Buchstabens in dem ohnehin alles Gegensatzes entbehrenden Tu beyde heben: Liest man:

Caecubam et prelo domitam Caleno
Tum bibes uvam

so gewinnt überdieß das Ganze eine andere Gestalt: die Ode ist nicht eine Entschuldigung des schlechten Weins, mit dem sein Gönner sich bey ihm begnügen müsse, sondern eine Einladung auf einen selbstgezogenen Tischwein, welcher eine besondere Beziehung auf Mäcenas hatte, weil ihn der Wirth in einem Ehrenjahre seines hohen Gastes eingelegt hatte. Diesem geringen Weine soll Mäcenas die Ehre anthun, ihn zu versuchen modicis cantharis, dann soll es auch an besserem Weine, der sich einem Mäcenas vorsetzen ließ, nicht fehlen. Dabey nennt Horaz die Sorten, die sein Keller besitzt, Cäcuber und Calener, und die er nicht besitze, Falerner und Formianer. Vrgl. Sat. II, 8. 16.

Od. I. 36. ist „ein exile et jejunum carmen.“ Wenigstens ein kleines und nicht bedeutendes, wie manches der größten Dichter, aber darum weder unächt, noch selbst des Horaz unwürdig. H. P. verlangt, Horaz sollte expliciren, wozu diese Göttergesellschaft zur Glycera beschieden werde. Ja, dann wäre es wahrhaft jejunum! Die Namen der Gottheiten sprechen deutlich genug: Horaz bescheidet solche Gottheiten in Glyceras Haus, welche das Mädchen für ihn und ihn für das Mädchen möglichst liebenswürdig machen können. Zu diesen gehört auch Mercur, propter facundiam et vim persuasivam amoris, wie Mitscherlich es richtig erklärt. H. P. dagegen, diese Erklärung ignorirend, findet die Erwähnung des Mercur unbegreiflich und betrachtet sie wie die meisten Schwierigkeiten nicht als Problem, sondern als Beweis der Unächtheit. Das Metrum soll den armen Grammatikus zu diesem Zusatz veranlaßt haben. Warum sah Hr. P. nach seinen Grundsätzen nicht lieber darin eine Nachahmung von III, 11, 1. Mercuri .... dic modos, Lyde quibus obstinatas applicet aures?

Auch Od. II, 15. Tam pauca aratro jugera regiae moles relinquent zählt Hr. P. zu den unächten, quia universa ratio dispositio sententia

et exitus ejusmodi sunt, ut Horatio indignum putem; uns schien sie von jeher nach Stoff und Form zu den schönsten zu gehören. Aber der zweyte Theil soll dem ersten nicht entsprechen: Res rustica brevi plane erit deserta. Non ita faciebant majores nostri, publice divites, privatim pauperes.“ So freylich nicht! aber wie konnte H. P. den wirklichen, so höchst einfachen Gedankenzusammenhang verkennen? Der natürliche und altrömische Gebrauch des Landes zum Feldbau wird ganz verdrängt durch den neumodischen Luxus und die Prachtliebe, die sich ehemals auf öffentliche Bauten beschränkte, jetzt aber auf das Privatleben ausgedehnt hat. Die grammatischen Anstösse, die er an dieser Ode nimmt, machen vollends den Eindruck einer fast grämlichen, kränklichen Kritteley. „Moles sey ein zweydeutiger Ausdruck, weil es sowohl aedificia, als aggeres mari opposito bedeuten könne.“ Nicht ein zweydeutiger sondern absichtlich allgemeiner Ausdruck, wie Bauten. „Regiae sollte vielmehr regales heißen.“ Dürfte wirklich Horaz die königsähnlichen Bauten nicht königliche nennen, weil es in Rom keine wirklichen Könige gab? „Platanus caelebs ohne vitium sey undeutlich:“ Ja, so undeutlich, wie marita ulmus in der angeführten Stelle Quintilians! „Evincet ulmos ein unpassendes Verbum.“ Allerdings, wenn man es mit H. P. erklärt: platanus tam frequens et late crescit, ut propter diffusas radices et ramos ulmi opprimantur et moriantur. Es heißt aber verdrängen, nicht durch physische Kraft, sondern durch den Willen des Besitzers, der die Ulmen und Weinstöcke entfernt, um für Platanen Platz zu gewinnen. „In Tum violaria und Tum spissa laurea soll die Partikel müßig seyn, weil das die Ode beginnende jam für die ganze Periode genüge.“ Hätte Horaz nach dieser Weise gedichtet, so würde Hr. P. vielleicht selbst über die Länge und Einförmigkeit der Periode geklagt haben. Um dieß zu vermeiden, giebt der Dichter nach der übersichtlichen Prophezeihung, daß bald Steinmassen, Weiher, Lustwälder alles Land bedecken würden, einen wohlthätigen Ruhepunkt und geht zu einer ausführlichern Schilderung des einen dritten Punktes über, die mit Hinweisung auf den im vorigen fixirten Zeitpunkt nicht passender als durch tum angeknüpft werden konnte. Wie mag sich aber Hr. P. wundern „cur si notat luxuriem sui temporis utitur futuro tempore spargent, excludet? Es ist ja die Rede nur von den extremen Folgen des gegenwärtigen Luxus; denn Jam seq. Futur. bedeutet ja nur bald und undique muß ja keine Hyperbel seyn. „Niemand habe die Sonnenstrahlen ictus genannt sine addito nomine solis Phoebi, caeteris.“ Das glaubt Ref. gleichfalls; es steht ja aber auch wirklich und deutlich genug fervidos dabey. „Auspiciis Romuli nihil praescribi potuit.“ Warum nicht? nur muß man auspiciis nicht ebenso wie norma als Instrumentalablativ fassen.

Auf ähnliche Weise liessen sich die Zweifel hinsichtlich der übrigen Oden unschwer beseitigen, wie wenn er zu III, 14. nicht begreift, warum Augustus aus Spanien zurückkommend mit Hercules verglichen wird, oder warum die plebs und nicht wenigstens populus auf die Strasse geladen werde, um den heimkehrenden Fürsten durch Zuruf zu bewillkommnen; oder wenn er in dem unico gaudens mulier marito eine rustica laudatio pudicitiae findet, als wenn ihm unbekannt wäre, daß unicus fast immer die Bedeutung von egregius, selten die des einzigen aber nie die von unus ein einziger hat.

Weit glücklicher oder wenigstens weit verführerischer ist H. P., wo er Interpolationen nachweist. Das ungünstige Vorurtheil, mit welchem Ref. nach dem ersten Anblick die Prüfung unternahm, erregte in ihm die geheime Hoffnung, beweisen zu können, daß durch Hrn. Ps. Verfahren dem Dichter geschadet und der Organismus seiner vermeintlich gesäuberten Producte gestört werde. Das ist jedoch

nur in verhältnißmäßig wenigen Fällen möglich; meistens muß sich die Kritik auf die reine Defensive beschränken und eingestehen, daß wenn die in Anspruch genommenen Theile fehlten, niemand etwas vermisse, oft dagegen das Ganze an Präcision und Kraft gewinnen würde.

Mit Uebergehung derjenigen Stellen, deren Aechtheit schon vor H. P. zweifelhaft schien, empfiehlt Ref. besonders folgende neue Vermuthungen als aller Aufmerksamkeit werth:

Die Ode 1, 6. an Agrippa ist bloß bis zu culpa deterere ingeni ächt. Auch 1, 24. läßt Hr. P. gleich mit

Ergo Quintilium perpetuus sopor urget

beginnen. Ref. wünscht in der That, Horaz möchte so geschrieben haben. Die erste Strophe hat durchaus den Charakter eines Rhapsodenproömiums und stimmt nicht zu der Innigkeit der folgenden Klage, welche sich mit ergo nicht einmal gut an ein prooemium anschließt, desto schöner aber damit beginnt, wie Propert. III, 22. 1. Ergo tam doctae nobis periere tabellae und III, 7, 1. Ovid. Trist. II, 1. Dieses Gefühl drängte sich dem Ref. auf, sobald er diese Worte cursiv (denn so, nicht durch uncinos, macht Hr. P. die Interpolationen kenntlich) gedruckt sah. Hr. P. erhebt noch speciellere Zweifel: das Gedicht sey für solch einen pompösen Eingang zu kurz. Ferner sey ein Widerspruch zwischen dem Anfangsgedanken, Non cessabimus flere und dem Schlußgedanken: desine flere (aber keines von beyden besagen die Worte; denn desiderium steht bloß dem Vergessen und Verschmerzen und patientia der trostlosen Verzweiflung entgegen). Drittens bestreitet Hr. P. die grammatische Richtigkeit des Dativs desiderio. — Auch I, 30. Quid dedicatum ist weit abgerundeter ohne die dritte und vierte Strophe. II, 17. an Mäcenas schließt mit der dritten Strophe. Wirklich weht in diesen 3 einfachen und sinnigen Strophen ein ganz anderer Geist, als in dem folgenden mit gelehrten Anspielungen fast überladenen Theil. Zugleich ist es, wie H. P. bemerkt, auffallend, daß der Schol. Cruq. in seiner Inhaltsangabe diesen größern Theil des Gedichtes gar nicht berücksichtigt. Auch III, 11. mag die letzte Strophe wirklich untergeschoben seyn. Man erwartet nach jenem Surge und falle V. 40 keine nochmalige Ermunterung zur Flucht, und hätte sie der Dichter dennoch wiederholen wollen, so würde er sie zweckmäßiger durch einen Gegensatz gegen das zweymalige me angeknüpft haben, etwa so:

Tu, pedes quo te rapiunt et aurae
Dum favet nox et Venus, i secundo etc.

Aber auch so blieben die Zweifel, die H. P. erhebt, unbeseitigt. Eben so gewinnt offenbar der Anfang von IV, 4. durch die Abkürzung

Qualem ministrum fulminis alitem
Olim juventas et patrius vigor
Vernique jam nimbis remotis
Insolitos docuere nisus
Venti paventem.

In diesen und manchen andern Entdeckungen erkennen wir einen scharfen Blick und feinen Sinn; und fühlten uns gewonnen, noch ehe wir die Beweisführung im Einzelnen kannten. Anderwärts sind wir der Kritik des H. P. wenigstens Dank schuldig, indem sie uns auf Schwierigkeiten aufmerksam machte, die wir anerkennen, aber auf gelindere Art zu heben vermögen; z. B. in der Ode II, 1 hält Hr. P. die zweyte Strophe Paulum severae Musa tragoediae desit theatris für untergeschoben. Sie ist allerdings störend, aber nicht sowohl, weil sie den Gedankengang unterbricht, als vielmehr, weil sie die Nennung des Pollio über die Gebühr aufhält, denn es ist unnatürlich und ohne Beyspiel, daß, während die erste Periode schon eine Anrede (tractas et incedis) enthält, doch erst die zweyte den erläuternden Vocativus nachliefere (denn in Od. 1, 6, wo ein ähnlicher Fall

ist, bilden die beyden ersten Strophen nur einen durch μὲν und δὲ stillschweigend verbundenen Gedanken; was durch die fehlerhaft allzu starke Interpunction nach gesserit verdunkelt wird.). Nach unserer Meynung muß die vierte Strophe der dritten vorhergehen und die erforderliche Apposition zu tractas et incedis bilden.

(Fortsetzung folgt.)

## Das Thierreich in seinen Hauptformen systematisch beschrieben von Dr. J. J. Kaup ꝛc.

(Fortsetzung.)

Bey den Säugethieren hat der Verf. eine neue, ihm eigenthümliche Anordnung zu Grunde gelegt. Er sagt hierüber S. VII:

„Indem mir schon vor vielen Jahren keine Anordnung genügte und von der Unmöglichkeit alle Thiere und so auch die Säugethiere in einer Reihe abzuhandeln fest überzeugt, konnte ich mich nicht entschliessen, das Cuvier'sche System zu Grunde dieses Buches zu legen. Da ich die Säugethiere in 5 parallel stehende Stämme zerfällte, von welchen jeder Stamm wieder in 3 Ordnungen getheilt ist, war es mir ein Leichtes, alle Vorzüge der vorhandenen Systeme zu benützen und die aus den Fehlern der Einen Reihe hervorgegangenen Irrthümer zu vermeiden. Jeder dieser 5 Stämme zeigt seine niedrigste Form in der dritten, seine mehr ausgebildete in der mittleren, und seine Blüthe in der ersten Ordnung.“

Das Schema des Verf. sieht so aus:

| 1. Stamm. | 2. Stamm. | 3. Stamm. |
|---|---|---|
| 1. Affen. | 1. Affen. | 1. Beutelthiere. |
| 2. Nager. | 2. Fledermäuse. | 2. Schnabelthiere. |
| 3. Wiederkäuer. | 3. Insektenfresser. | 3. Zahnarme. |
| Vögel. | | Amphibien. |

| 4. Stamm. | 5. Stamm. |
|---|---|
| 1. Raubthiere. | 1. Dickhäuter. |
| 2. Seehunde. | 2. Sirenen. |
| 3. Delphine. | 3. Wale. |
| Fische. | Weichthiere. |

Als Erläuterung ist noch Folgendes beyzufügen:
„Die Stellung dieser Stämme ist keineswegs willkührlich, sondern sie folgen in strenger Reihenfolge, je nachdem sie höhere oder niedere Thierklassen in dem großen Reiche der Thiere mehr oder minder deutlich darstellen. So geben im ersten Stamm die Affen, mit denen nur der Mensch verglichen werden kann, zu erkennen, daß dieser die Säugethiere in ihrer höchsten Vollendung darstelle; im zweyten durch die Fledermäuse die Andeutung zur Klasse der Vögel; die wahrscheinlich Eyerlegenden Schnabelthiere, die Gürtel- und Schuppenthiere des dritten Stamms zeigen eine Verwandtschaft zu den Amphibien. Deutlich ist in den Seehunden und sprechend in den Delphinen die Fischähnlichkeit, und im ganzen fünften Stamm sieht man die Repräsentation der Weichthiere.“

Nur einige Worte über diese Anordnung. Es ist allerdings richtig, daß eine Aneinanderfügung der Ordnungen in einer einzigen Reihe nicht durchgängig die höher entwickelten über die minder ausgebildeten stellen kann. Indeß ist dieß auch nicht die eigentliche Absicht bey einer solchen Aufstellung, sondern unsers Bedünkens nach, kann es ihr nicht einmal zum Vorwurf gereichen, wenn sie tiefern Ordnungen wieder höhere folgen läßt, sobald nur die letzteren als potenzirte Entwicklungen der ersteren angesehen werden können. So ist es z. B. bey Cuvier allerdings ein großer Uebelstand, daß er die Walle auf die Wiederkauer folgen läßt, mit welchen sie in keiner natürlichen Verbindung stehen; eben so ist er zu tadeln, daß die Nager den Hufthieren bloß deßhalb vorangehen, um einer eigentlich doch nur künstlichen Eintheilung zu genügen. Indeß alle diese Uebelstände lassen sich beseitigen, und gleichwohl doch die Aufstellung in einer Reihe festhalten, wenn man dem von Schubert aufgestellten Schema folgt. Derselbe beginnt mit den Affen, schließt dann die Fledermäuse und Raubthiere an, und geht durch die Ottern, Seehunde und Wallrosse in einer natürlichen Stufenfolge zu den Wallen herab. Indem er nun diese letzte, in ihrer organischen Ausbildung allerdings sehr verkürzte, Ordnung als eine Art von Durchgangspunkt bezeichnet, aus welcher wieder höhere Ordnungen auftauchen, reiht er auf eine ganz ungezwungene Weise die Dickhäuter an, welche durch die Einhufer in die Wiederkäuer übergehen. An diese schließen sich die Nager an, welche an Vollkommenheit den Hufthieren nachstehen, und durch die Beutelthiere zu den Zahnlückigen übergehend, endigt sich diese Reihe, die einem Wellenzuge zu vergleichen ist, in welchem zwar Höhen und Tiefen miteinander abwechseln, aber alle in einer fortlaufenden Verbindung stehen.

(Schluß folgt.)

# Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 13. October.

Nro. 205. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1836.


## C. Horatii Flacci Carmina recensuit P. Hofman Peerlkamp, etc.

(Fortsetzung.)

Wir wollen nicht behaupten, daß die fragliche Strophe unentbehrlich sey, aber die Verdammungsgründe fallen hinweg, sobald man nur desit nicht als eine Ermahnung an Pollio mißdeutet, während der Sinn doch so klar vor Augen liegt: „Du willst jetzt Geschichte schreiben; nun wohl, so mag die tragische Bühne deines Talents eine Zeitlang entbehren; später wenn du den Ansprüchen, die das öffentliche Leben an Dich macht (eben die treue Aufzeichnung der vaterländischen Zeitgeschichte), genügt hast, wirst Du zu der erhabenen Kunst zurückkehren.“ Mit dieser Paraphrase hofft der Ref. zugleich die einzelnen Zweifel des Kritikers beseitigt zu haben.

An vielen andern Stellen aber vermissen wir diese Macht der Divination und sehen nur einen lusus ingenii doctrinaeque. Das letztere ist besonders der Fall, wo H. P. Anstoß an dem lateinischen Ausdruck nimmt, und darauf hin nicht das Einzelne verbessert, sondern das Ganze verwirft. Hr. P. giebt in der Vorrede selbst zu, daß Horaz ungewöhnlich kühn und neu im Ausdruck gewesen: wo hört nun die Kühnheit des Dichters auf und wo fängt die Unmöglichkeit der Latinität an? In Od. III, 3, 33. wird redonabo für condonabo, II, 3. retractes für tractes; II, 11, 3. remittas quaerere für omittas für unlateinisch, mithin die ganze Stelle (freylich nicht blos allein aus diesem Grund) für unhorazisch erklärt. Wir wollen nicht die alte Lehre Compositum pro simplici! entgegenhalten, welcher Ref. so wenig, als H. P. p. 128 hold ist, aber eine genauere Betrachtung hätte Hrn. P. belehrt, daß in allen drey Stellen die Präposition nicht keine, sondern nur eine freyere Beziehung hat: redonabo ist in remittens donabo aufzulösen, remittas quaerere weist auf den bekannten Gegensatz remisse und intente agere hin und retractes bezieht sich auf den Vorgang des Simonides. —

Besonders sind die ἅπαξ εἰρημένα, mögen sie noch so sprachrichtig gebildet seyn, dem Hrn. P. ein Grund zur Verdächtigung: So heißt belluosus Od. IV, 14. p. 435 vox dubiae autoritatis, quae nunquam nisi apud Avienum inveniatur; mit der weitern Anklage: Et Romani melius noverant Oceanum, quam ut tempore Horatii etiam appellarent belluosum. Warum hat H. P. dann den scatentem belluis pontum Od. III, 27, 28. durchschlüpfen lassen? So impermissus in Od. III, 6, 27: vox nusquam alibi lecta. Natürlich findet das schon von Andern angezweifelte cunque Od. I. 32. keine Gnade und muß dieses ganz analoge und verständliche ἅπαξ εἰρημένον einem syntactischen Räthsel weichen: mihi tuque salve, welches bedeute: tu etiam mihi salve, als ob es ausgemacht wäre, daß que auch außer in hodieque für quoque gebraucht werde und vollends gar sich von dem Wort, zu dem es gehört, trennen lasse! Bisweilen verfährt Hr. P. in der Würdigung der Latinität auf eine Weise, die wir nicht

anders als leichtsinnig nennen können. Od. III, 29, 6. bittet Horaz den Mäcenas:

Fastidiosam desere copiam. —

wozu H. P. bemerkt, Pro eopia, magis Latinum esset copiae, weil Symmachus Epist. VII. 36. fastidio fugis copias sage. Fände man im Text Fastidiosas desere copias: so hätte H. P. mit weit mehr Fug behaupten können: Horaz pflege in diesem Sinn den Singular copia zu gebrauchen: z. B. Od. I. 17, 14. Carm. Saec. 60; Der späte Grammatiker aber ziehe copias vor, wie sein Zeitgenosse Symmachus. — Daß aesculetum nirgend als Od. I. 22 stehe, wird p. 104 zur Verdächtigung der Strophe angeführt mit dem sonderbaren Zusatz, wenn Horaz dieß schöne Wort wirklich gebildet habe, so hätten es andere Schriftsteller gewiß ihm nachgebraucht. Ja er wiederholt denselben Grund in Beziehung auf inaudax p. 321. Weiter kann die Hyperkritik kaum gehen!

Bisweilen aber macht H. P. aus der Sprache ein Bett des Prokrustes. Wie ihm ein kühner Ausdruck die Unächtheit beweist, weil er isolirt steht, und ihm den späten Lateiner verräth, so ein anderer darum, weil er ein Analogon im Horaz findet, und ihm somit den Nachahmer des Horaz verräth. So erscheint ihm der eine Ausdruck unächt, weil er unhorazisch, der andere, weil er horazisch, nämlich allzu horazisch ist. Die entfernteste Aehnlichkeit mit einer andern Stelle erregt ihm Verdacht. Das ganze Gedichtchen I. 30. ist ihm ein cento aus horazischen Lappen, oder wie er sich fälschlich ausdrückt, carmen ex centonibus Horatianis compositum. Warum? Sperne Cypron soll aus I, 19. Venus Cypron deseruit, und die Verbindung von Gratiae aus I, 4. Junctaeque nymphis Gratiae entlehnt seyn. Als ob es gar keine positiven und darum wiederkehrenden mythologischen Vorstellungen gäbe! Und vollends in thure te vocantis und in Glycerae in domum erkennt er eine Nachahmung von IV, 1. Quo juvenum te revocant preces und von in domum Pauli.“ Demnach darf ein Dichter kaum ein Wort, kaum einen Begriff zweymal in seinem Leben gebrauchen. Ref. muß sich wundern, daß Hr. P. die mater saeva cupidinum, wie Horaz die Venus zweymal nennt, an beyden Stellen Od. I, 19, 1. u. IV, 1, 5. unangefochten gelassen hat.

Nicht selten verkennt aber auch H. P. Horazens Humor und Ironie. Ein Baum auf des Dichters Gut hätte ihm durch seinen Umsturz fast den Tod gebracht. Hätte er den Pflanzer dieses Baums einfach und vollen Ernstes deshalb als einen Vatermörder ꝛc. angeklagt (Od, II. 13). so wäre das arge Wesen, welches er aus dem an sich unbedeutenden Vorfall machte, und der hohe Werth, den er auf seine Person und sein Leben legte, mißfällig, fast lächerlich. Dieß paralysirt er durch die bombastische Uebertreibung, indem er eben diesen Gedanken durch zwey Strophen hindurch führt, und ihm dadurch den Charakter der Ironie verleiht. Hr. P. dagegen sieht daran nur die Weitläufigkeit und Tautologie und streicht die erste Strophe. Die Bedenken Bentley's an der Construction, welche Buttmann und H. P. wiederholt haben, hat Ref. niemals theilen können, so einfach und natürlich schien ihm jederzeit die Brachylogie in: Quicunque primum, scil. te posuit.

Die nämliche Verkennung des horazischen Humors hat bey der Behandlung von III, 14, welche dem Hrn. P. ganz unwürdig erscheint, und III, 19, welche unter ihm auf die ersten 8 Verse zusammenschmilzt, nachtheilig mitgewirkt.

Gleich die erste Ode, welche Guiet für ganz untergeschoben erklärte, enthält nach H. P. eine vierfache Interpolation. Ihr Anfang lautet nach ihm folgendermassen:

Maecenas atavis edite regibus
O et praesidium et dulce decus meum!
Hunc si mobilium turba Quiritium
Certat tergeminis tollere honoribus

Terrarum dominos evehit ad deos.
Gaudentem patrios findere sarculo
Agros Attalicis conditionibus caet.

Hier, fürchten wir, hat er dem Dichter keinen guten Dienst geleistet. Erstens ist terrarum dominos als vorangestellte Apposition zu deos (von der Doppelsinnigkeit abgesehen, die anderswo Hrn. P. über die Massen anstössig ist) unerträglich kraftlos, wie schon Galiani und Fr. Jacobs (Vermehrte Schr. Thl. V. S. 372) bemerkt. Zweytens aber entsteht dadurch in der Aufzählung der menschlichen Steckenpferde eine förmliche Lücke. In der bisherigen Form nämlich fand man nacheinander aufgeführt: Die Sehnsucht nach Ruhm, nach Macht, nach Reichthum; nach genügsamer Häuslichkeit, nach industrieller Thätigkeit, nach behaglichem Lebensgenuß, endlich nach Krieg und Jagd. In dieser Reihe kann unserem Gefühle nach die Erwähnung der Ruhmliebe und der Geldliebe, (die doch Hrn. Ps. Kritik beyde entfernt) am wenigsten fehlen. Was er gegen Illum si proprio condidit horreo einwendet: Qui frumenta totius Africae congessit, jam sat dives est. Hic non desiderat conditiones Attalicas, ist dem Ref. völlig unverständlich. Sollte man nicht meynen, H. P. habe diesen Gedanken, der den unersättlichen Domänenbesitzer schildert, mit dem folgenden, der diesem den genügsamen Landmann, der nur von seinem heimathlichen Gut ärndten will, entgegensetzt, zu Einem Gedanken vermengt? Ein solches Mißverständniß wird noch wahrscheinlicher durch seine Wortkritik: er nimmt nunquam demoveas auf mit der Bemerkung: Librarii non intelligebant, aliquem dimoveri exiguo tempore inde quo mox redit, demoveri in perpetuum. Die synonymische Bemerkung ist fein und richtig, aber wer sollte nach ihr nicht dimoveas vorziehen, da der Kaufmann doch gewiß von seinen Handelsreisen zurückzukehren gedenkt? Die berühmt gewordene Frage über v. 28 u. 29 umgeht Hr. P. nach seinem Grundsatze zum Theil dadurch, daß er den Vers:

Dis miscent superis Me gelidum nemus

streicht. Fr. A. Wolfs ausführliche Vertheidigung der broukhuysischen Conjectur Te doctarum in den Literar. Anall. Fasc. II. (nicht I.) S. 261 bis 276 wird kurz abgefertigt mit dem Grund: Sed laus Maecenatis non adeo cernebatur ipsa poesios exercitatione quam favore. War denn Wolfs historischer Beweis, daß Mäcenas selbst ein geachteter Dichter war, S. 268, keiner andern Widerlegung werth? Ref. hält die Wolfische Lesart, aber nicht seine Erklärung, für die richtige, und ist überzeugt, daß unter praemia die Belohnungen, die Mäcenas ertheilt, unter doctae frontes die gekrönten Dichter, die den Mäcenas umgeben, gemeynt sind; darauf führt schon der Plural frontium, wenn gleich frontes wie cervices auch bisweilen für den Singular gebraucht wird. Dieß scheint uns der passendste Schluß der Ode: Dich beglückt Dein Beruf Dichter zu krönen: mich schon die Zurückgezogenheit (das ist offenbar Secernunt populo) im stillen Umgang mit den Musen; seh' ich mich dann dnrch Dich auch noch anerkannt, dann fühl ich mich überglücklich. H. P. dagegen tilgt als viertes Einschiebsel auch noch den vorletzten Vers:

Quod si me lyricis vatibus inseris

so daß der ganze Ode gar keine Beziehung mehr auf den anfangs angesprochenen Mäcenas bleibt.

Mehrere der berühmtesten Oden des 3ten Buches theilen miteinander die Eigenheit, daß bey aller Vortrefflichkeit und Klarheit der einzelnen Theile doch der Grundgedanke des ganzen Gedichts und der Gedankengang vielen Erklärern dunkel schien. So gleich die erste Ode. Allerdings läßt sich auch hier eine Gedankenfolge festhalten.

(Fortsetzung folgt.)

## Das Thierreich in seinen Hauptformen systematisch beschrieben von Dr. J. J. Kaup ꝛc.

(Schluß.)

Diese Anordnung scheint uns viel natürlicher, als die, welche der Verf. aufgestellt hat, indem bey ihm die Stämme abgerissen nebeneinander stehen, und weil er bey den Ordnungen eine vorher bestimmte Zahl, nämlich 3 × 5, haben muß, so ist er gedrungen, sie ohne Noth zu vermehren. So halten wir es durchaus für fehlerhaft, Delphine und Wallfische in zwey Ordnungen zu sondern; eben so sind nicht hinlängliche Gründe vorhanden, um die pflanzenfressenden Walle von ihnen loszureißen. So spricht es ebenfalls nicht zu Gunsten einer natürlichen Anordnung, wenn Affen und Maki's, wenn Dickhäuter und Widerkäuer weit voneinander gestellt sind. Die Vergleichung der fünf Stämme mit andern Thierklassen darf ohnedieß nicht ernstlich genommen werden, und mithin scheint es also nicht, daß der Verfasser der eigentlichen innern Anordnung, welche die Natur bey der Klasse der Säugthiere eingehalten hat, näher auf die Spur gekommen ist, als seine Vorgänger.

Trotz dieser mancherley Ausstellungen, die ohnedieß nur die an Umfang geringste Partie des Werkes betreffen, erklären wir gleichwohl die vorliegende Naturgeschichte der Säugethiere für eine der gelungensten Arbeiten dieser Art. Sie hat sich nicht zur Aufgabe gesteckt, alle Arten abzuhandeln, sondern nur die interessantesten unter denselben, diese aber in allen ihren merkwürdigen Verhältnissen auf eine genaue und angenehme Weise geschildert, so daß dieses Buch zur vielseitigen Belehrung über eine der wichtigsten Klassen des Thierreiches dienen kann. Auch die hauptsächlichsten anatomischen Merkmale sind bey der Charakteristik der Gattungen und Ordnungen zugefügt worden, was sehr zu loben ist, da ein Verständniß der thierischen Oekonomie ohne Kenntniß jener Merkmale nicht möglich ist. Sehr erleichtert wird dem Leser die Benützung dieses Werkes durch die vielen bildlichen Darstellungen, die dem Texte eingedruckt sind. Es sind dieß Holzschnitte, welche zwar nicht alle gleich gelungen sind, indem bey manchen die einzelnen Partieen noch nicht recht auseinander gehen, die aber gleichwohl zu dem Besten gehören, was uns in Deutschland hierüber bekannt geworden. Wenn auch bey uns diese Kunst auf dem Gebiete der Zoologie solche Fortschritte macht wie in England, so könnte es wohl bald dahin kommen, daß wir uns in vielen Fällen, statt der Stein- und Kupferstiche, der Holzschnitte bedienen würden, in welchen sich mit der Weichheit der ersteren die Schärfe der letztern verbinden läßt.

Andreas Wagner.

## Die Farben der Blüthen. Eine chemisch-physiologische Abhandlung von Dr. L. Clamer Marquart, Apotheker ꝛc. Bonn, 1835. Verlag von T. Habicht. (92 S. in gr. 8.)

Die Aufgabe der Naturforschung, die Mannigfaltigkeit der Erscheinungen auf wenige Gesetze und Elemente zurückzuführen, scheint in Beziehung auf den bunten Farbenschmuck der Blüthen des Pflanzenreiches bisher noch nicht beachtet worden zu seyn, obgleich es an vielen einzelnen, jedoch unter sich wenig zusammenhängenden, chemischen Versuchen darüber durchaus nicht gebricht. Die Lösung dieser Aufgabe wurde nun von dem Verfasser der vorliegenden Abhandlung auf chemisch-physiologischem Wege versucht, und zwar so, daß wir vorläufig mit den Resultaten seiner Forschungen zufrieden seyn dürfen, obgleich die Aufgabe bey weitem noch nicht erschöpft ist.

Wir müssen es als einen Beweis von Gründlichkeit ansehen, daß der Verf. seine Untersuchungen auf eine geschichtliche Basis stützt, indem er von den bisherigen physiologischen und chemischen Untersuchungen der Blüthenfarben von Paracelsus anfangend bis auf Voigt, Glocker, Lemaire-Lisamourt, Macaire-Princep, Link, Schübler, Frank, Wernle, Pieper, Schulz, Meyen u. v. a. ausgeht, um auf das bisher Bekannte und kritisch Beleuchtete seine eigene Arbeit zu bauen.

Die vorliegende Abhandlung zerfällt demnach in zwey Hauptabschnitte, nämlich 1) in die Geschichte und Literatur der früheren Untersuchungen, und 2) in die Mittheilung der eigenen Versuche und deren Resultate, welche hauptsächlich folgende sind.

Die Farbe der Blüthen ist ein modificirtes Blattgrün (Chlorophyll), weil die künftig gelben Blumenblätter unmittelbar aus Grün in Gelb übergehen, und die Uebrigen vor ihrer vollständigen Entwickelung eine mehr oder minder blaße, weiße oder weißlichgrüne Farbe zeigen.

(Schluß folgt.)

# Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 14. October.

Nro. 206. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1836.


## C. Horatii Flacci Carmina recensuit P. Hofman Peerlkamp, etc.

(Fortsetzung.)

Jupiter ist allein ein König, alles Sterbliche, vornehm und gering, ist ein Sclave des Schicksals des Todes, und lebt in beständigem Bangen: nur der Genügsame findet Ruhe: so will auch ich mir genügen lassen. — Allein man mag sich wenden wie man will, so sind das zwey Grundgedanken, welche schwer unter Einen zu subsumiren sind. Und wie paßt hiezu die anspruchsvolle erste Strophe? In der 2ten Ode ist dieselbe Erscheinung noch allgemeiner anerkannt. Der Zweck der dritten Ode und der Zusammenhang des Justum ac tenacem mit Juno's Rede ist ein bekanntes Problem, an dessen Lösung sich zuletzt unseres Wissens F. W. Struve auf eine geistvolle Weise versucht hat in den historischen Abhandlungen der Königsberger Gesellschaft, indem er sie einen Versuch des Dichters nennt, das Thema, welches sein Freund Virgil als Epos ausführte, seinerseits in lyrischem Geiste zu behandeln.

Auf diese und ähnliche Beobachtungen gestützt, stellt H. P. die überraschende Hypothese auf, daß die Hauptbestandtheile der Oden III, 1. 3. 5. 6. 16, welche sämmtlich einer Dedication entbehren, nichts als Bruchstücke eines großen gnomischen Gedichtes seyen, zu dem die erste Strophe von III, 1 das Proömium bilde, welches deßhalb carmina nicht carmen verspreche und sie (was wir hinzusetzen würden) wegen seines verschiedenartigen und durchaus moralisirenden Inhalts virginibus puerisque widmet. Diese discerpta membra ordnet H. P. hinter dem carmen saeculare selbst so, wie sie nach seiner Ansicht ein ursprüngliches Ganze gebildet haben, mit der Aufschrift carmen gnomicum, 51 Strophen aus den bezeichneten Oden. Um einen Begriff zu geben nur Folgendes: Von III, 3. sind nur die 4 ersten Strophen ächt; aber Justum ac tenacem bis ferient ruinae bilden eine eigene Gnome. Hac arte (oder nach H. P. ante) bis Acheronta fugit schließt sich an III, 2. 17—24, an Virtus repulsae . . . fugiente penna an. Ref. hat nicht den Muth fassen können, dieser Hypothese beyzutreten und doch muß er ihr nicht nur ausgezeichneten Scharfsinn, sondern auch einige innere Wahrscheinlichkeit im Allgemeinen zugestehn; die nähere Prüfung des Einzelnen muß er jedoch einer andern Gelegenheit vorbehalten. Wenn aber H. P. die Verse aus III. 1:

Quodsi dolentem nec Phrygius lapis

p. 520. als eine selbstständige Gnome (ut sola ac separata consistat et cum novo praecepto incipiat novum carmen nach p. 241) hinstellt, so theilt er den bey vielen neuern Latinisten herrschenden Irrthum, daß quodsi, welches doch immer in si igitur aufzulösen ist, mit si einerley sey, und ein Gedicht oder einen Aufsatz beginnen könne.

Von Hrn. Ps. Conjecturen werden nicht gar viele Eingang in den Text finden. Sie sind in der Regel mit Scharfsinn ausgedacht und mit Gelehrsamkeit unterstützt, aber eben diesen Charakter, demnach sie mehr factae als natae sind, tragen sie noch weit unverkennbarer an der Stirn, als die Vent-

leyischen. Freylich ist für solche Conjecturen von überraschender Evidenz in dem vielgelesenen, vielbearbeiteten Schriftsteller kein ergiebiger Boden mehr.

Ref. hebt einige der Conjecturen des Hrn. P. als Probe aus, und beginnt mit Empfehlung der, wie uns scheint, glücklichen Verbesserung der schwierigen Stelle Od. I, 4.:

Jam te premet nox fabulaeque manes

wo H. P. fabulam atque manes zu lesen vorschlägt, was offenbar in des Persius Codex stand, der auf diese Stelle anspielt Sat. V. 152: Cinis et manes et fabula fies. Weniger Beyfall verdient die Aenderung des folgenden Et domus exilis Plutonia in exilium, so daß es einen eignen Satz bildet. Den Tod noch ein Exil zu nennen (noch dazu ohne den Zusatz aeternum II, 3.) nimmt sich nach dem, was vorausgeht, überaus matt aus. H. Ps. Frage aber an domus, in qua quis habitet, recte dicatur eum premere, ist leicht zu beantworten durch Erinnerung an Virg. A. VIII, 473: Hinc Rutulus premit, als unübersteigliche Gränze, wie unten der Styx.

In Od. II. 35, 30 emendirt H. P. die bekannte Stelle so:

Te spes et albo rara Fides colit
Velata panno; sed (Mss. nec) comitem abnegat

mit der Erklärung: sed quum eosdem homines relinquis, Spes et Fides te non comitantur, sed apud infelices manent. Diesen schönen und passenden Sinn können wir aber aus der Conjectur des Hrn. P. so wenig, als aus der Vulgata herausconstruiren; wohl aber aus dem Vorschlag, den Ref. in seiner Heptas Lectt. Horatt. 1830. gemacht hat:

Te Spes et albo rara Fides colit
Velata panno: nec comitem abnegas etc.

Zu den unnöthigen Conjecturen gehören folgende: Od. II. 1.



Sed ne relictis Musa procax jocis
Cea retractes munera naenia

weil an der Lesart der Handschriften Ceae retractes munera naeniae sowohl retractes für tractes als munera naeniae für munera Simonidis unstatthaft sey. Was für leichte Gründe! Stände Ceae nicht da, so würde es tractes heißen müssen; aber wenn Horaz Klaggesänge, die schon Simonides gedichtet hatte, gleichfalls auch dichtet, so nennt er sich in seiner Bescheidenheit retractans, gleichsam den Dichter einer Ilias post Homerum. Und wenn er munera naeniae sagt, so ist das ein objectiver Genitivus, so unanstößig, wie munus vigiliarum bey Livius.

Mehr als blos unnöthig ist die Veränderung I, 3, 6.

Navis quae tibi creditum
Debes Virgilium in finibus Atticis
Reddas incolumem.

Nämlich, weil das Schiff den Virgil in Italien an Bord genommen hatte, soll reddere kein richtiger Ausdruck für das Ausschiffen in Attika seyn. Wir dächten so gut, wie ein Schuldner, der eine in London aufgenommene Summe nach Ordre des Gläubigers an ein Haus in Paris auszahlt, seine Schuld zurückzahlt. Wenn solche Schwierigkeiten gefunden, und solche Conjecturen gemacht werden, sollte man meynen, die philologische Kritik habe sich erschöpft.

In Od. III. 2, 18.

Virtus repulsae nescia sordidae
Intaminatis fulget coronibus

schlägt er interminatis d. h. minis et vi negatis wie Epod. V. 39 vor, erträglich wenn die Stelle verderbt wäre: aber was Horaz mit intaminati honores meynt, commentirt Sallust. Iug. 3. quoniam neque virtuti honos datur, neque illi quibus per fraudem jus fuit, tuti aut eo magis honesti sunt.

Von gleichem Werth ist der Vorschlag zu Od. IV. 7. 7.

Immortalia ne spires

ſtatt speres, weil nemo tam ineptus est, ut immortalitatem speret, neque ut non speret admonitore opus est anno et hora. Aber ſo würde Horaz ſeinen Freund vor großartigen Gedanken und Planen, aber nicht vor Verſäumniß oder Aufſchub des Lebensgenuſſes warnen, was eben ſo gegen den Gang des Gedichts, als gegen Horazens Geſinnung ſtreiten würde.

Beyſpiele von eigentlich fehlerhaften Conjecturen wird man bey einem Gelehrten von H. Ps. Ruf nicht erwarten. Deſto mehr hat uns der Vorſchlag überraſcht in Epod. 2, 25 für

Labuntur altis interim rivis (oder ripis) aquae

zu leſen. Einen ſo genauen Kenner des Dichters hätte ſchon ſein Ohr warnen ſollen, von

Haec ubi locutus foenerator Alphius

auf die Zuläßigkeit des nämlichen Dactylus auch im fünften Fuß einen Schluß zu machen. Uebrigens iſt rivis das ächte; es ſteht in abſtrakter Bedeutung wie Virg. Aen. V. 200. Sudor fluit undique rivis.

Für die Erklärung iſt nach dem ganzen Plan der Ausgabe am wenigſten geſchehn. Oft beſchränkt ſie ſich nach holländiſcher Sitte auf Vergleichung von Parallelſtellen, entweder ſolcher, die Horaz vor Augen hatte, z. B. zu IV. 15, 12; oder ſolcher, deren Verfaſſer den Horaz nachahmten oder auf ihn anſpielten z. B. zu I, 3. 38., bald ſolcher, in welchen nur eine zufällige Aehnlichkeit ſichtbar iſt; die erſte Art gehört allerdings zum vollſtändigen Verſtändniß, die letztern ſind Beywerke, und haben ein unmittelbares Intereſſe für das Studium des Autors nur dann, wenn ſie der etwaigen Bezweiflung einer ungewöhnlichen Sprachfügung vorbauen wollen; ſonſt ſind ſie bloße documenta eruditionis, welche die deutſche Philologie zu ſchätzen bereits aufgehört hat. Zu dieſen letztern muß Ref.



gleich die erſte Note dieſer Ausgabe zählen. Ein (uns unbekannter) interpres ad Soph. Trach. 743 citirt den 2ten Vers vielleicht in Folge eines Gedächtnißfehlers ſo: O desiderium et dulce decus meum. Dieß giebt dem Hrn. P., wie es ſcheint, nicht unerwünſchte Gelegenheit durch Aufführung von nicht weniger als ſechs Parallelſtellen zu beweiſen, daß praesidium und decus bald als Synonyma bald als Appoſita, verbunden werden können. Wer mag das im Ernſte bezweifelt haben? — Und was nützen vollends zu Od. IV. 1. 1. Intermissa bella die Vergleichung von Stat. III. Silv. 1. Intermissa tibi renovat Tirynthia sacra.

Eigentlich beyfallswerthen Erklärungen von anerkannt ſchwierigen Stellen iſt Ref. nicht begegnet; in der Regel verzweifelt H. P. von vornherein an der Möglichkeit und giebt eine Conjectur, oder er verſchont die Worte, und verweiſt die ganze Stelle einem Gloſſator, welchem er ſo dunkel und fehlerhaft als er will, zu dichten geſtattet.

Wo er aber von dem bisherigen Verſtändniß abweicht, giebt er nicht immer Beſſeres. Sublimi flagello Od. III. 26. 11. erklärt Mitſcherlich in sublime educto, quo gravior plaga sedeat. Umgekehrt H. P. Leviter tange sublime, summa parte flagelli, non toto flagello. Levis ictus sufficiebat, ohne auch nur Ein Beyſpiel beyzubringen für einen ähnlichen Gebrauch von sublimis, deſſen Begriff doch bekanntlich immer das Schwebende iſt.

Von überraſchendem Intereſſe aber iſt H. Ps. Deutung der Ode II, 20. Non usitata, non tenui ferar. Er hält ſie für Horazens Schwanengeſang, und bald nach des Mäcenas Tod im Gefühl ſeines eignen nahen Todes gedichtet. So gewinnt das ganze Gedicht erſt Bedeutung und beſonders die ſchwierige Stelle

non ego, quem vocas,
dilecte Maecenas, obibo

von H. P. ſehr ſinnvoll ſo verſtanden, daß der vor-

ausgegangene Freund ihm rufe, eine Vorstellung, die er als antik nachweist, z. B. durch Vergleichung von Senec. Phoen. 37 Genitor. vocat. Sequor, sequor! und anderer Stellen, denen er die Erscheinung des Varus bey Tac. Ann. 1, 65 hätte beyfügen können.

(Schluß folgt.)

## Das Thierreich in seinen Hauptformen systematisch beschrieben von Dr. J. J. Kaup ꝛc.

(Schluß.)

Ob die Veränderung des Blattgrüns in die Blumenfarbe ein Oxydations- oder Desoxydations-Proceß sey, ob sie durch Wirkung von Säuren und Alkalien hervorgebracht werde, oder ob gar die Farbenveränderung durch ein Zerfallen des Grün in Gelb und Blau entstehe, hat noch nicht bewiesen werden können.

Der Verf. zeigt, daß das Blattgrün durch Einwirkung von Wasser, Kohlensäure, Essigsäure u. s. w. leicht in Gelb umgebildet werden könne, und daß es durch concentrirte Schwefelsäure und Alkohol ins Dunkelblaue übergehe. Er glaubt, diese blaue Farbenänderung gründe sich auf Wasser-Entziehung, so wie umgekehrt das Gelbwerden des Blattgrüns bey Behandlung mit Wasser von chemischer Bindung des letztern herrühre, was freylich nur eine Meinung ist. Daß zur Bildung des Blattgrüns nur eine ungestörte Lebensthätigkeit, keineswegs aber der Einfluß der directen Sonnenstrahlen auf die Pflanze nöthig sey, unterliegt keinem Zweifel. Der Verf. sieht die Kohlensäure und das Wasser als die elementären Bestandtheile des Blattgrüns an; was vorläufig auch nur eine Hypothese ist, denn nur durch chemische Elementar-Analysen könnte diese Behauptung bewiesen werden.

Durch Behandlung der Blumenblätter von sehr verschiedenen Pflanzen mit Wasser und mit Weingeist von verschiedener Stärke kam der Verf. zu dem Resultate, daß der gelbe Blumen-Färbestoff in der Regel harzhaltig, der blaue und rothe oder violette hingegen extractiv, d. h. nicht nur in Weingeist, sondern auch in Wasser löslich, und begleitet von einem gelblichen oder grünlichgelben Harze sey. Den extractiven blauen, violetten, oder rothen Farbestoff, welcher auch in den braunen und pomeranzenfarbigen Blumen vorhanden ist, nennt der Verf. Anthokyan (von ἄνθος Blume und κυάνωσις blaue Farbe); er ist in Wasser und Weingeist



von 50 bis 60 Procent löslich, aber unlöslich in absolutem Alkohol, Aether und Oelen; von Säuren wird dieser Farbestoff roth, daher reagirt der Saft der rothen Blumenblätter durchaus sauer, durch Alkalien verändert sich das Roth in Blau, Grün, auch Braun. Durch Einwirkung des Wassers und der Luft wird das Anthokyan allmählig harzartig, mithin in Wasser unauflöslich, wie dieses z. B. bey dem Carthmin des Saflors und bey Buchners Hypericumroth aus den getrockneten Blumen von Hypericum perforatum der Fall ist.

Den harzartigen gelben Färbestoff nennt der Verf. Anthoxanthin (von ἄνθος Blume und ξάνθισμα gelbe Farbe); dieser Farbestoff ist weit beständiger als das Anthokyan, und durch chemische Reagentien weniger veränderlich; im reinen Zustande ist er nur in Alkohol, Aether und Oelen löslich, er kömmt aber in einigen Blumen auch zum Theil in solchen Verbindungen vor, welche in Wasser löslich sind. Zu dem Hauptcharakter des Anthoxanthins gehört, daß es durch concentrirte Schwefelsäure dunkel indigblau und später, indem die Säure Wasser anzieht, purpurroth wird.

Clamor Marquart glaubt aus seinen Versuchen schließen zu dürfen, daß das Anthoxanthin, so wie das Anthokyan der Blumen überall identisch sey, und daß die mannigfaltigen Modificationen, unter welchen die beyden Farbestoffe auftreten, nur von verschiedenen Verbindungen derselben herrühren, in welche sie die Natur gebracht hat, oder in welche wir sie durch unsere Auflösungs- und Scheidungsmittel bringen.

In den Blumen mit weißen Blumenblättern entdeckte der Verf. einen farblosen extractiven Bestandtheil, welcher darin stets vorhanden ist, und mit Alkalien gelb wird, auch in anderstfarbigen Blumen mit Anthoxanthin und Anthokyan zugleich vorkommen kann. Außer diesem eigenthümlichen Stoffe, welchen wir Antholeucin nennen wollen, enthalten die weißen Blumen auch ein hellgelbliches, unter gewissen Umständen ganz weisses Harz, das sich weniger leicht in ätherischen und fetten Oelen, als in Alkohol und Aether löst, und auch in verschiedenen farbigen Blumen vorkömmt. Zum Hauptcharakter dieses Blumenharzes gehört die Eigenschaft von conc. Schwefelsäure mit blauer Farbe, welche an der Luft ins Dunkelpurpurrothe übergeht, gelöst zu werden.

Wer immer für Pflanzen-Physiologie und Chemie Interesse hat, wird die Abhandlung des Hrn. Cl. M. gewiß mit Vergnügen und Belehrung lesen; interessant sind auch seine Untersuchungen über den innern Bau der Blumenblätter in Bezug auf ihre Färbung und über die Veränderungen der Blüthenfarben unter verschiedenen Umständen und Lebensperioden.

# Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 15. October.

Nro. 207. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1836.


C. Kirchneri Quaestiones Horatianae. I. De Bentlejana temporum quibus Horatius poematum suorum libros scripserit constitutione. II. De utroque Tigellio. III. De satirae libri primi secundae et tertiae temporibus. IV. De itinere Brundusino. Praemittitur vita Horatii adhuc inedita e codice Ms. Subjungitur tabula chronologica Horatiana. Numburgi typis C. A. Klaffenbachii. MDCCCXXXIV. 60 Seiten 4.

---

Als Ref. im Jahre 1822 den verewigten Prof. Spohn in Leipzig besuchte, vernahm er aus seinem Munde die Aeusserung, „es sey ihm ziemlich gelungen, die Anlässe zu fast jedem der horazischen Gedichte aufzufinden, so daß die chronologische Anordnung derselben eine Biographie des Dichters bilden könne.“ Wenn sich, wie es scheint, in dem Nachlaß des gelehrten und gründlichen Mannes nichts der Art vorgefunden hat, so ist das um so mehr zu bedauern, je mehr seine homogenen Untersuchungen über Tibull die befriedigendsten Ergebnisse auch auf jenem Gebiete hoffen ließen.

Desto erfreulicher ist es nun, daß ein Mann, welcher den Freunden des Dichters schon durch einzelne Monographien über Ofellus und eine begonnene Uebersetzung der Satiren im Geist von Fr. A. Wolf bekannt war, Hr. Kirchner, gegenwärtig Director der Schulpforte, eine ähnliche Aufgabe übernommen hat, nämlich eine zusammenhängende Untersuchung über die Zeit und Gelegenheit, welcher jedes Gedicht des Horatius seine Entstehung verdanke; eine höchst verdienstliche Aufgabe, nicht blos in geschichtlicher Hinsicht, sondern ausgezeichnet ersprießlich für das ästhetische Verständniß des Schriftstellers, und bey ihm mehr, als bey vielen andern Dichtern. Denn auf ihn findet besonders Anwendung, was Göthe zur Ehre der Gelegenheitsdichter sagt:

Willst Du dich als Dichter beweisen,
Must Du nicht Helden noch Hirten preisen;
Hier ist Rhodus, hier tanze, du Wicht,
Und zur Gelegenheit schaff ein Gedicht.

Herr Kirchner tritt in dem ersten der vier auf dem Titel namhaft gemachten Kapitel besonders gegen Bentley in die Schranken, dessen Autorität und Ansicht sich bisher im Allgemeinen auch hier behauptet hatte, obgleich im Einzelnen von Jani, Vanderbourg u. a. viel Widerspruch eingelegt worden war.

Vor allem bestreitet Hr. K. Bentley's Behauptung, daß Horatius sich immer nur mit Einer Art Poesie beschäftigt habe, erst blos mit der satirischen, dann blos mit der lyrischen, zuletzt ausschließlich mit der didactischen, oder poetischen Epistel; eine an sich und, wenn nicht bestimmte Zeugnisse für das Gegentheil vorliegen, unnatürliche Annahme von der Gewohnheit des Gelehrten, der sich nicht durch Mannigfaltigkeit zerstreuen will, irrig übergetragen auf die ganz heterogene Productionsweise des Dichters. Hr. K. hat es verschmäht, durch Ausführung dieses allgemeinen Gesichtspunctes die Ansicht Bentley's zu widerlegen und geht ihm auf rein historischem Wege entgegen, was allerdings dem Geist einer philologischen Untersuchung angemessen ist. Wir wüß-

ten Herrn Kirchner hier nichts Wesentliches entgegen zu halten, nur wenn er gelegentlich (p. 4) behauptet, daß Horaz non tam propter imbecillitatem ingenii, (wie er selbst angiebt,) quam longioris morae et laboris impatientia auf die epische Poesie verzichtet habe, so kann ihm Ref. nicht beystimmen. Was A. W. Schlegel von den Römern überhaupt gegen Niebuhr geltend zu machen suchte, daß schon ihr Nationalcharakter die Anlage zur Epopöe ausgeschlossen habe, das läßt sich auf Horaz wenigstens anwenden; das Talent des Witzes und der Satire, welches er im hohen Grade besaß, ist mit dem epischen Talent fast unverträglich; und er selbst spricht sich, bey allem sonstigen Gefühl seines Dichterwerthes, so oft und so bestimmt über seine dießfallsige Unfähigkeit aus, daß man diese Aeußerungen, zu seiner Ehre, für Ernst nehmen und in ihnen sein richtiges Gefühl und Bewußtseyn erkennen darf.

Der zweyte Paragraph enthält den Beweis, daß Horaz seine Dichtungen erst einzeln, gleich nach ihrer Abfassung bekannt machte und erst später als Sammlungen herausgab. Auch hier wollen wir nicht dem Resultat widersprechen, sondern nur einem einzelnen Beweisgrund: Quem enim in finem carmina praesertim ad publicas res P. R. spectantia omnino componeret, nisi ut publici juris fierent nec fortasse post aliquot annos suis voluminibus inclusa cum propriam suam vim perdidissent, sed suo ipso tempore apud vulgus innotescerent? Es läßt sich darüber streiten, ob Horaz ein eigentlich poetischer Geist war; aber eine poetische Natur muß er unstreitig heißen, wenigstens darin, daß er, wie jeder wahre Dichter, nicht dichtete, um zu wirken, oder irgend einen Zweck zu erreichen, sondern zunächst nur für sich in dem Bedürfniß, seinen Gefühlen Gestalt zu verleihen. Man erinnere sich nur an Göthe's Bekenntnisse über die Entstehung seines Werther. Darum wäre es allerdings denkbar, daß er seine Productionen im



Schranke liegen ließ, bis sich eine äußere Veranlassung zu ihrer öffentlichen Mittheilung fand.

(Schluß folgt.)

## C. Horatii Flacci Carmina recensuit P. Hofman Peerlkamp, etc.

(Schluß.)

Aber wenn Hr. P. sagt: Eam mortem sibi ipse conscivit, fortasse veneno, qui Maecenati jam mortuo superesse nollet nec posset, so geht er nach seiner Gewohnheit wieder offenbar zu weit. Hätte auch nur eine dunkle Fama in Rom von einem Selbstmord des Horatius gesprochen, der Biograph hätte sie uns sicherlich nicht vorenthalten; aber er nennt nur urgentem vim valetudinis. Daß Horazens Tod mit dem des Mäcenas zusammenhing, glauben wir darum doch gern, aber nur nicht anders, als wie Zelter nach 14 Tagen seinem Göthe folgte, er, den ein ähnliches Vorgefühl begleitet hatte, als er 1818 an den kranken Göthe schrieb: „Wenn Du gehst, nimm mich mit; nimm den treuen Bruder mit!“ wie den Horaz in seinem ibimus, ibimus supremum carpere iter pariter parati.

Auch das Urtheil der dritten Strophe hat viel Ansprechendes; sie scheint durch das Beywort biformis v. 2 veranlaßt. Aber darum kann doch v. 21 Absint inani corpore naeniae, wofür Hr. P. inanes vorschlägt, beybehalten werden. Horaz spricht in gleichem Geiste von seinem scheinbaren und wahren Ich, wie Sokrates am Schlusse von Platons Phädon p. 115. c. Aber so ansprechend auch der ganze Gedanke ist, so hat doch Hr. P. mehrere Schwierigkeiten übersehen oder ignorirt. Wir wollen nicht fragen, wie denn dieses letzte Gedicht des Horaz zum Epilogus des zweyten Buches geworden sey, da H. P. eine willkührliche Anordnung der Oden durch die librarios annimmt; aber was soll das Beywort non usitata zu penna? Ref. darf sich

unter biformis in H. Ps. Sinne eine Schilderung der entkörperten Seele denken, welche ihrem Wesen nach dem Menschengeschlecht, nach ihrer Erscheinung und Bewegung aber, in so fern sie sich in die Luft erhebt, dem Geschlecht der Vögel angehört. Nun ist jedoch weder im Vergleich mit den Menschen- noch mit den Vogelflügeln non usitata passend. Aber dem ließe sich durch eine leichte Aenderung non visitata d. h. unsichtbar (vergl. Vitruv. IX, 4.) und allenfalls durch Aufnahme der Variante nec, und doch nicht, abhelfen. Allein an wen richten sich denn am Schlusse die Imperative compesce und mitte? An den todten Mäcenas doch wohl nicht; und doch ist dieser die einzige Person, welche angeredet wird. Wenn es nur wenigstens compescite, mittite hieße, damit man die Hinterbleibenden im allgemeinen verstehen dürfte!

Soll Ref. nach diesen einzelnen Proben noch ein allgemeines Urtheil über den Werth dieser Ausgabe fällen, so trägt er kein Bedenken, sie als eine keineswegs unbedeutende Erscheinung in der philologischen Litteratur zu bezeichnen, und erkennt mit Vergnügen an, daß er ihr vielfache Belehrung und noch mehr Anregungen verdanke; denn nicht leicht ist eine Behauptung des H. P. ganz ohne Schein und Halt. Wie oft jedoch seine Zweifel ihren Grund in vorgefaßten Meynungen, manchmal wohl auch in allzu individuellen und beschränkten Ansichten von lateinischer und von poetischer Correctheit haben, glauben wir durch die gegebenen Beyspiele zur Genüge gezeigt zu haben. Die Wortkritik und Interpretation hat uns wie gesagt am wenigstens befriedigt; die Nachweisung von Interpolationen ist mit Kühnheit und Genialität versucht, und verdient alle Achtung und Beachtung; daß er zu weit geht, liegt in der Neuheit wo nicht des Gedankens, doch seiner energischen Anwendung und Ausführung. Man wird ihm nicht ungern die Voraussetzung zugeben, daß Horaz nichts seiner Unwürdiges gedichtet haben könne. Aber wenn H. P. bey Prüfung dessen, was würdig oder unwürdig sey, nicht blos alle Stellen, in denen der Ausdruck zu prosaisch, das Metrum fehlerhaft, der Gedankengang inconsequent ist, für unächt erklärt, sondern auch alles, wo er eine entbehrliche Ausschmückung, eine leicht angeknüpfte Episode, eine scheinbare Indecenz, einen nicht klar genug ausgedrückten Gedanken findet, in die gleiche Verdammniß wirft, und diesen Argwohn seines subjectiven Gefühls durch eine nicht blos subtile, sondern oft despotische Kritik der Worte, Bestreitung aller von Horaz neu gewagter Wortfügungen und nur im Horaz vorkommender Ausdrücke und nur aus Horaz bekannter Thatsachen der Geschichte oder Antiquitäten oder Mythologie unterstützt, — so wird er sich schwerlich allgemeinen Beyfall und Glauben versprechen dürfen.

Hr. Ps. Verfahren erinnert an die Maxime eines berühmten Staatsmannes: „Gebt mir eine eigenhändige Zeile des unschuldigsten Menschen, und ich müßte ein Stümper seyn, wenn ich ihn nicht auf den Grund derselben auf das Schaffot bringen könnte.“

L. Döderlein.

---

Complément des oeuvres de Buffon, ou histoire naturelle des animaux rares découverts par les naturalistes et les voyageurs depuis la mort de Buffon. Par R. P. Lesson. Tom. V. et X. Paris, 1836.

Auch unter dem Titel: Histoire générale et particulière des mammifères et des oiseaux découverts depuis la mort de Buffon. Par R. P. Lesson etc. 512 und 414 Seiten in 8. mit 2 Heften Abbild. (9. et 10. livrais).

---

Seit dem Jahre 1828 hat es Lesson unternommen, alle Säugethiere und Vögel, welche seit Buffon's Tode

entdeckt wurden, in einer besondern Reihe von Bänden zu beschreiben, und auf solche Weise das große Werk dieses berühmten Naturforschers fortzusetzen, um ihm, wie es wenigstens beabsichtigt ist, eine Vollständigkeit zu geben, wie sie der Stand der Wissenschaft gegenwärtig herzustellen vermag. Bis zum Jahre 1830 waren bereits 5 Bände, nämlich der 1. 2. 3. 4 und 6. mit 8 Heften Abbildungen erschienen, als die Julyrevolution, die so manche litterärische Unternehmung in Frankreich gestört und gestürzt hat, auch diesem Beginne hemmend entgegen trat, so daß erst im laufenden Jahre Fortsetzungen davon, nämlich der 5. und 10. Band, nebst dem 9. und 10. Heft des Atlas erschienen sind. Nur über die beyden letztern Bände soll hier Bericht erstattet werden, und da der 5. Band ausschließlich und der 10. zur Hälfte mit Säugthieren sich befaßt, so sollen im Nachfolgenden auch bloß diese berücksichtigt werden: während die ornithologische Partie später, bey größerer Anhäufung von Material gewürdigt werden wird.

Eine Zusammenstellung der neuern Leistungen im Gebiete der Säugthierkunde ist, wenn sie mit Umsicht und Kritik ausgeführt wird, allerdings eine sehr verdienstliche Arbeit, da die hieher gehörige Litteratur in so verschiedenen Schriften und Sprachen zerstreut ist, daß nicht Jeder, wenn er auch Lust und Zeit hätte, den Stoff sich zusammentragen kann. Viel Verdienst in dieser Beziehung hat deßhalb Fischers Synopsis mammalium; allein ihr fehlt die kritische Würdigung der Autoritäten, und noch mehr die Autopsie der Gegenstände selber. Diese letztere hatte dagegen Hamilton Smith im reichen Maaße, und so weit seine Beyträge in Griffith's animal Kingdom reichen, theilen sie überaus viel Neues mit, indeß es ist an diesem Werke überhaupt nicht zu billigen, daß es die Litteratur zu wenig gewürdigt hat, und daß die Beschreibungen öfters nicht vollständig und namentlich die Diagnosen nicht scharf genug sind. Wie viel die neuen Fortsetzungen von Schreber's Säugethier-Werke hinsichtlich der Zusammenfassung der Litteratur leisten werden, wird sich erst nach Erscheinung des Supplementsbandes gehörig beurtheilen lassen.

Um indessen auf die vorliegenden Bände von Lesson zu kommen, so freut es uns, sagen zu können, daß dieselben mit größerem Fleiße und insbesondere mit besserer Berücksichtigung der ausländischen Arbeiten verfaßt sind als die früheren, gleichwohl gilt dieß mehr von den englischen als von den übrigen Schriften. So z. B. scheint Lesson von den deutschen Zeit- und Denkschriften nicht viel mehr als die Isis zu kennen; Ehrenberg's Symbolae physicae und Lichtenstein's Darstellungen sind ihm erst gegen das Ende seiner Arbeit bekannt geworden. Rengger ist nicht erwähnt, eben so wenig die Fortsetzungen von Schreber (seit 1834); man vermißt ferner Rüppell's abyssinische Wirbelthiere (seit 1835), Brand und Wiegmanns Abbildung und Beschreibung merkwürdiger Säugthiere (seit 1831), Bonaparte's Fauna italica, die neuesten Bände von der Turiner Akademie u. s. w. Man darf nur einige Gattungen durchgehen, um die großen Lücken zu sehen, welche er aus Unbekanntschaft mit der deutschen Litteratur gelassen hat; so z. B. bey den Lamas, weil er Brandt's und Meyen's Monographie derselben nicht benützte; bey den Stinkthieren, wo ihm Lichtenstein's Monographie noch nicht bekannt war, bey den Nashörnern, wo ihm die Fortsetzungen von Schreber's Säugthierwerke Dienste hätten leisten können u. s. w. Daß kleinere Schriften oder vom Auslande nicht immer das Neueste benützt ist, kann Ref. nicht rügen, da er selbst zu gut weiß, wie schwer es öfters hält, eine zeitige Einsicht oder selbst nur eine Notiz von ihrer Existenz zu erlangen. Tadelnd muß er es aber noch erwähnen, daß Lesson hier, wie in andern seiner Werke, viele unnöthige Gattungen bildet, auch der französischen Unart, deutsche Namen zu maltraitiren, freyen Spielraum läßt, indem er z. B. durchgängig Screber statt Schreber, Fisher statt Fischer, Lichsteinstein statt Lichtenstein schreibt.

Trotz dieser nicht unbedeutenden Mängel sind gleichwohl Lesson's Ergänzungen des Buffon'schen Werkes von vielem Werthe, da sie wenigstens das in Frankreich und zum großen Theile auch das in England aufgehäufte Material aus diesem Theile der Zoologie zusammenstellen und viele eigene Beobachtungen mittheilen. Zu wünschen wäre es, wenn Lesson sich mehr die Gründlichkeit Daubentons, als die prunkende, dafür aber auch oft oberflächliche und nicht selten thatsächlich unhaltbare Eloquenz Buffons zum Muster vorhalten würde, oder noch besser, wenn er die Vorzüge Beyder in sich zu vereinigen suchte.

Die Abbildungen zu diesen und den früheren Bänden sind, gleich diesen, im Oktavformate und haben nur einen mittelmäßigen Werth.

# Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 18. October.

Nro. 208. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1836.


## C. Kirchneri Quaestiones Horatianae etc.

(Schluß.)

Hierauf die Nachweisung, daß Horaz die beyden Bücher der Satiren zusammen und eben so später die ersten drey Bücher der Oden zusammen herausgegeben. Für den letzteren Satz spreche der Charakter der Ode I, 1, und III, 30. von denen jene an Mäcenas ein eigentlicher Prolog, diese Exegi monumentum, ein eigentlicher Epilog sey, und die deshalb die jüngsten Oden dieser drey Bücher seyen, gedichtet im Jahr 736. Vanderbourg findet zwar auch in Od. II, 20. non usitata und III, 1. Odi profanum den Charakter eines Epilogs und Prologs, allein es sind nach H. K. nur Gedichte, die sich eigneten, ein einzelnes volumen zu beginnen und zu schließen.

Nun folgt von p. 14 an der bey weitem wichtigste Theil, in welchem den einzelnen Dichtungen das muthmaßliche Jahr ihrer Entstehung angewiesen wird, um auf diesem Wege darzuthun, daß Bentlejana annorum distributio, intra quos singula eclogarum volumina perfecta statuit, a veritate abhorret. Bey dem reichen Inhalt und der gedrängten Darstellungsweise des Verfassers ist ein vollständiger Auszug der Ergebnisse hier nicht möglich, daher nur Einzelnes als Probe.

Für den ältesten dichterischen Versuch des Horaz hält H. K. die 16te Epode: Altera jam teritur. In bündiger Darstellung und mit triftigen Beweisgründen bestreitet er Acrons von den meisten Auslegern adoptirte Angabe, daß die Abfassung in die Zeit der Schlacht bey Actium falle. In dieser Periode, wo Rom unter Octavians Verwaltung bereits einen Vorschmack seiner demnächst zu hoffenden festen Ruhe genoß, konnte keinem einfallen, die Römer zu einer Art der äußersten Verzweiflung, zur Auswanderung aufzufordern. Hr. K. bestimmt mit großer Wahrscheinlichkeit den Anfang des perusinischen Kriegs, im Jahr 713, als Horaz 24 Jahre alt war, als den Zeitpunct, auf den sich jenes Gedicht beziehe, und in den natürlich auch seine Abfassung falle.

Eine gleich überzeugende Kraft darf man freylich nicht von der Zeitbestimmung auch der übrigen Gedichte erwarten, am wenigsten von denen, welche aller politischen Beziehungen entbehren. Doch greift Hr. K. mit ausgezeichneter Combinationsgabe jedes Moment auf, welches über das Alter der einzelnen Gedichte irgend ein Licht verbreiten möchte; z. B. die zweyte Epode: Beatus ille, hält Hr. K. für veranlaßt durch die Erscheinung des zweyten Theils der Georgica im Jahr 724, und nennt das Gedicht eine gutmüthige und unschuldige Parodie auf Virgils idyllische Schilderung des Landlebens (Georg. II. 458). Daß Horaz an diese berühmte Stelle erinnern wollte, glauben wir gern, aber wenn eine parodische Tendenz darin liegt, so verlangt das Gesetz der Einheit eine kleine Modification der Kirchnerischen Ansicht. Die Parodie galt dann nicht der Sentimentalität der Schilderung, sondern ihrem pragmatischen Zweck, den man ihr wenigstens unterschieben konnte, als hoffe Virgil im Ernst,

durch seinen Enthusiasmus die Römer von ihrem üppigen Stadtleben zu bekehren und zu der Lebensweise ihrer Ahnen zurückzuführen.

Der zweyte Aufsatz de utroque Tigellio (warum nicht de duobus Tigelliis?) ist von speciellerem Interesse; er soll darthun, daß Horaz zweyerley Tigellios erwähnt, die wohl von einander zu unterscheiden seyen; der ältere, Tigellius Sardus, dessen Horaz in seinem ältesten Gedichte Sat. I. 2. im Jahre 714 als eines jüngst verstorbenen Musikers und I. 3. als eines Günstlings von Cäsar und Octavian erwähnt, und der jüngere M. Tigellius Hermogenes, wahrscheinlich Adoptivsohn des vorigen, der bald unter dem ersten, bald unter dem zweyten, bald unter beyden Namen (Sat. III. 129. IV. 72. IX. 25. und X. 18.) als Horazens Zeitgenosse und Feind auftritt.

Diese Untersuchung dient zugleich als Eingang zu der dritten Hauptfrage, der nähern Erörterung über die Zeit der zweyten und dritten Satire. Die zweyte muß, wie nach des Tigellius Tod, so vor Horazens Bekanntschaft mit Mäcen gedichtet seyn, weil v. 24

Malthinus tunicis demissis ambulat

eine feindselige Anspielung auf Mäcenas enthält, also im Jahre 714; die dritte, die als Apologie seiner schon bestehenden Freundschaft mit demselben Mäcenas anzusehen ist, muß zwey Jahre später geschrieben seyn.

Viertes Kapitel: Die Reise nach Brundusium, welche zu der launigen Reisebeschreibung, Satire V, Stoff gab, setzt Hr. K. in die Zeit des Bündnisses, welches 717 Octavian mit Antonius in Tarent schloß.

Eine zweckmäßig eingerichtete Tabelle am Schluß enthält eine sehr dankenswerthe Uebersicht der Resultate. Man ersieht auf ihr mit einem Blick, in welches Jahr Roms, und in welches Lebensjahr des Dichters jede seiner Productionen fällt, wobey jede der verschiedenen Gattungen, Satire, Epode, Ode, Episteln auch ihre verschiedenen Rubriken haben.

So wird es anschaulich, wie Horaz im ersten Stadium seiner poetischen Laufbahn vorzugsweise in der satirischen Poesie, Satire und Epode, lebte, und sie im 37ten Jahr mit der ersten Satire des zweyten Buchs an Trebatius Sunt, quibus in satira abschloß, und wie in die nächsten Jahre die Abfassung der meisten Oden fällt, auch schon einiger Episteln, unter welchen I, 2. Trojani belli die älteste scheint. Für das letzte Werk hält auch Hr. Kirchner die Ars poetica, über deren Zweck und Inhalt Hr. K. eine ausführlichere Abhandlung verspricht, welche nach dem Vielen, was darüber schon vorhanden, aus seiner Feder immer noch willkommen seyn wird.

Auch einige parerga verdienen Erwähnung. Voran eine noch unbekannte vita Horatü aus einem Berliner Codex, welche freylich nicht viel Ausbeute giebt. Die Notiz carminum suorum elimator fuit Tharsus ille poeta et Tibullus scheint auf den ersten Anblick bemerkenswerth durch den unbekannten Namen Tharsus, und wenn man diesen auch nach Herrn K's. richtigen Blick in tersus emendirt, so gewinnt man wenigstens die bisher unbekannte Thatsache, daß Ovidius an Horazens Gedichte mitgefeilt habe, denn auf der 6 Zeilen früher erwähnten amicissimus Ovidius würde sich jedenfalls tersus ille poeta zurückbeziehen. Aber auch das ist Täuschung. Hr. K. hätte neben seiner Emendation auch das et vor Tibullus streichen sollen; den Tibull machte der Grammatiker aus einem sermonum judex nach (Epist. I. 4. 1.) zu einem carminum elimator, und nennt ihn tersus nach Quintilians bekanntem Urtheil. X, I, 39.

Gelegentlich giebt Hr. K. unter dem Text auch Beyträge zur Erklärung des Dichters, unter denen wir jene S. 15. auszeichnen über Ep. II. 2, 47, in welchem Sinn und Geist Horatius sich in seiner frühern Lust nnd jetzigen Unlust zur Poesie

mit jenen Soldaten unter Lucull vergleiche. Das tertium comparationis liege nicht darin, daß Noth und Hunger, sondern, daß üble Laune und Zorn beyde zur Thätigkeit angetrieben habe; wie den Soldaten sein verlorner Geldsack, so den Horaz sein confiscirtes Erbtheil; faciente indignatione versus nämlich contumeliosos.

Wie sich die Arbeit des oben beurtheilten holländischen Gelehrten durch kühne und oft geniale Kritik auszeichnet, so ist die des Deutschen ein Muster von besonnener und vorsichtiger Kritik; wie Hr. Peerlkamp niederreißt, so sucht Hr. Kirchner aufzubauen; und wenn Hr. P. viel unbesprochenes angeregt hat, so ist durch Hrn. K. manches oft besprochene aufs Reine gebracht.

L. Döderlein.

---

Philosophical Transactions of the royal society of London. For the year 1835. Part. I. and II. 4.

---

I. Anatomisch-physiologische Abhandlungen.

1. Charles Bell Continuation of the Paper on the Relations between the Nerves of Motion and of Sensation, and the Brain; more particularly on the structure of the Medulla oblongata and the Spinal Marrow. p. 255 — 262.

Da dieser Aufsatz des berühmten Entdeckers der sensitiven und motorischen Wurzeln der Rückenmarks-Nerven mit den früheren Abhandlungen der Gesellschafts-Schrift im innigsten Zusammenhange steht, so müßten wir zu weit ausholen, wenn wir ausführlicher darauf eingehen wollten. Der Verf. nennt auch hier die vorderen Rückenmarksstränge motorische, die hinteren sensitive, was sich auf dem Wege des Experiments nicht vollkommen beweisen läßt. Als neue anatomische Ergebnisse stellt der Verf. folgende hin. Die oberflächlichen Straten des Rückenmarks scheinen in die oberen Rückenmarksnerven einzugehen, die tieferen successiv in die weiter gegen die Cauda equina entspringenden Nervenpaare. Der Verf. verwirft ganz die Ansicht, als wären die Wurzeln der Rückenmarksnerven bis auf die mittlere graue Substanz (vordere und hintere graue Stränge der neueren deutschen Terminologie) zu verfolgen. Die graue Substanz liegt den Strängen und Nervenursprüngen immer nur an (is superimposed), geht nie in sie ein, was man bis zum vierten und siebenten Paar verfolgen kann. Die hinteren Rückenmarksstränge gehen ins kleine Gehirn (crura cerebelli ad medullam oblongatam); vordere und Seitenstränge ins große. Die graue Substanz des Rückenmarks (also grauer Kernstrang mit den vorderen und hinteren grauen Strängen) bilden von der Cauda equina an bis zu den Hör-Nervenwurzeln eine Scheidewand zwischen vorderen und Seitensträngen, die dem großen Gehirn angehören, einerseits, und den hinteren für das kleine Gehirn bestimmten Strängen andererseits. Oberhalb des verlängerten Marks, gegen das Gehirn, geben die Seitenstränge theils die Wurzeln des fünften Paares ab, theils kreuzen sie sich. Zuletzt kommen einige allgemeine Ansichten des Verfassers, die sich auf seine Darstellung der Physiologie des Nervensystems beziehen. Die beygegebene Tafel ist sehr mittelmäßig.

2. Remarks on the difficulty of distinguishing certain Genera of Testaceous Mollusca by their Shells alone and on the Anomalies in regard to Habitation observed in certain Species by John Edward Gray. p. 301 — 310.

In dieser klaren und umsichtigen Abhandlung sucht der Verf. aus fremden und zahlreichen eigenen Erfahrungen nachzuweisen, wie schwierig es oft ist, aus dem bloßen Gehäuse und selbst aus der äußern Kenntniß des Bewohners zu bestimmen, ob man ein im Meere oder im süßen Wasser lebendes Thier vor sich hat, und wie groß die Irrthümer sind, in welche diejenigen Geologen fallen, die ohne die strengste Vorsicht fossile Konchylien als Hauptanhaltspuncte zur Unterscheidung der sogenannten marinen und Süßwassergebilde gebrauchen. Die Verwirrung kann hier durch die vielen Dilettanten, welche sich jetzt so häufig mit geologischen Forschungen beschäftigen, einen sehr hohen Grad erreichen. Der Verfasser theilt die Abhandlung in zwey Theile:

1) Von denjenigen Muscheln, welche sich sehr ähnlich sind, aber, nach der Vergleichung der Thiere zu verschiedenen Geschlechtern gehören. Der Verf. giebt hier zahlreiche Beyspiele der Verwechslung von Patella und Lottia, Pupa und Vertigo, Vi-

trina und Nanina, Rissoa und Truncatella, Siphonaria und Ancylus, Littorina und Assiminia Leach. (syn. mit Syncera, einer vom Verfasser entdeckten Gattung), Iridina und Anodonta etc.

2) Arten, welche ganz zu einem natürlichen Geschlechte gehören, aber ein gänzlich verschiedenes Vorkommen zeigen.

Hier giebt der Verf. vorzüglich Auszüge aus den Werken von Nilsson, Say, Lesson, Quoy, Rang. So leben manche Arten von Auricula, Lymnaeus, Neritina, Melania, Melanopsis, Cyrena u. s. w. im süßen Wasser, in Seen oder Strömen, andre im Meere. Der Verf. führt eine Menge Beyspiele auf.

3. On the supposed existence of Metamorphoses in the Crustacea. by J. O. Westwood. p. 311 — 327.

Diese sehr gründliche Abhandlung kommt gerade noch zeitig, die Weiterverbreitung einer irrigen Annahme in der Zoologie und Entwicklungsgeschichte zu verhindern. Bekanntlich hat Thompson in seinen, namentlich für die Naturgeschichte der Cirripedien höchst wichtigen Zoological Researches, die Behauptung aufgestellt, daß alle Krustazeen, namentlich auch die Dekapoden, nachdem sie aus dem Ey geschlüpft sind, noch eine Verwandlung eingehen. Dieß bestreitet nun Westwood nach eigenen Beobachtungen und mit Hinweisung auf die Angaben anderer Forscher, vorzüglich Rathke's. Ganz neuerlich hat sich Rathke selbst, der kompetenteste Richter über alle Arbeiten in der Entwickelungsgeschichte, in Müller's Archiv (Jahrg. 1836 Hft. 2.) gegen jene Angaben Thompsons ausgesprochen. Rathke reducirt, gewiß mit Recht, alle Veränderungen junger dem Ey entschlüpfter zehnfüßiger Krebse blos auf Verschiedenheiten in der Proportion äußerer Theile, während die Theile selbst alle schon entwickelt sind. Mit demselben Rechte könnte man dann auch eine Metamorphose bey Vögeln und Säugethieren annehmen, was, im Vergleich zur Insectenverwandlung, jedem unthunlich erscheinen wird. Was die Einzelnheiten betrifft, so müssen wir auf die eines Auszugs nicht wohl fähige Abhandlung selbst verweisen. Eine Tafel begleitet die Abhandlung.

4. Observations on the Theory of Respiration. By William Stevens. p. 345 — 354.

Man weiß, daß die Bildung der Kohlensäure im Blute und ihre Ausscheidung in den Lungen noch immer ein physiologisches Räthsel ist. Die Mehrzahl der Physiologen nimmt an (und muß dieß nach den bisher



vorliegenden Untersuchungen), daß beym Respirationsproceß das Blut Kohlenstoff abgebe, welcher mit dem Sauerstoff der atmosphärischen Luft die entlassene Kohlensäure bilde. Stevens dagegen behauptet, daß die Kohlensäure schon als solche im Venenblut vorhanden sey, daß sie dasselbe dunkel mache und daß die Kohlensäure im Kapillargefäßsysteme gebildet werde. Gegen diese schon früher von Stevens vorgetragene Ansicht hat man eingewendet, daß auf keine Weise aus dem venösen Blute Kohlensäure ausgeschieden werden könne; dieß ist in England geschehen, in Deutschland durch Müller und Bergemann (was dem Vf. unbekannt blieb). Stevens nimmt nun seine Ansicht wieder auf und will durch neue Versuche beweisen: 1) daß das venöse Blut wirklich Kohlensäure enthalte; 2) daß die bloße Wirkung eines verminderten Luftdrucks auf die Oberfläche des Bluts nicht nothwendig mit Entwicklung von Kohlensäure ans letzterem begleitet sey und daß daher jene Beobachtungen, nach welchen man durch die Luftpumpe kein Blut erhalten habe, nicht conclusiv seyen. Nun folgt wieder die ganze, früher schon von Stevens ausgesprochene Theorie, wornach nicht der Sauerstoff, sondern die im Serum enthaltenen Salze das Blut hellroth, die im Kapillargefäßsystem aber sich entwickelnde Kohlensäure dasselbe dunkelroth machen. Der Verf. huldigt dabey der Ansicht „daß im Kapillargefäßsystem das Blut nicht in wirklichen Gefäßen, sondern in Zellen, die vom Parenchym gebildet würden, enthalten sey, wie man durch ein gutes Mikroscop sehe.“

5. Discovery of the Metamorphosis in the second type of the Cirripedes, viz. the Lepades. By J. V. Thompson p. 355 — 358. Mit. Abb.

Ref. wird auf diese kleine Abhandlung bey der Anzeige der neuen Schrift von Martin St. Ange über Cirripedien zurückkommen.

6. On the Double Metamorphosis in the Decapodous Crustacea, exempliefied in Cancer Maenas, Linn. By J. V. Thompson. p. 359 — 362. Mit Abb.

Gerade wie Thompson früher bewiesen zu haben glaubt, daß die Gattung Zoea ein Jugendzustand von Cancer pagurus sey, so will er jetzt entdeckt haben, daß die Gattung Megalopa Leach eine frühere Entwickelungsstufe von Cancer Maenas darstelle. Ref. bezieht sich auf die oben angeführte Abhandlung von Westwood.

R. W.

# Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 19. October.

Nro. 209. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1836.


V. Hugo's Geschichte des Kaisers Napoleon. Nach Dictaten und eigenhändigen Notizen des Kaisers, so wie nach den Schriften, Memoiren, Berichten, militärischen Werken ꝛc. von Las-Cases, Bertrand, Montholon, Gourgaud, Antomarchi, Lavalette, Rapp, Savary, Meneval, Fain, Bourienne, Thibaudeau, Real, Bignon, Fleury de Chaboulon; der Marschälle Berthier, Soult, Macdonald, Davoust, Gouvion St. Cyr, Süchet, Grouchy; der Generale Mathieu-Dümas, Jomini, Pelet, Belliard, Reynier, Miot, Chambray, Ségur, Marbot u. a. Aus dem Französischen übersetzt von A. Schäfer. Dritte Auflage, gänzlich umgearbeitet von Dr. Heinrich Elsner. Stuttgart, 1836. J. Scheible's Buchhandlung.

---

Jemand sagte, um die Pflanzen im Gegensatz von den Thieren zu charakterisiren, die Pflanzen haben die Eingeweide nach außen. Liest man den vorstehenden langen Titel, so wird man versucht, jene Charakteristik der Pflanzen auf Hugo's Buch anzuwenden. Nach Verhältniß dieses langen Titels ist das Buch sehr kurz; nicht etwa kurz und reich bey gedrängter Darstellung, sondern kurz und arm; sehr arm und dürftig, trotz der 31 aufgeführten Männer, welche zu demselben beygesteuert haben sollen und der andern ungenannten Wohlthäter. Ein solcher Titel nimmt sich aus, wie die Aufschrift manches pariser Ladenschildes, welche durch Länge und grelle Farben der Buchstaben gern alle überbieten, durch solch Fortissime vor allen andern in die Augen fallen möchte. — Daß Hugo's Buch in Frankreich Glück machte, darf uns nicht wundern. Die Worte Napoleons an seinen Sohn: „Alles für das französische Volk“ sind das Motto des französischen Originals; die maaßloseste, unglaublichste Vergötterung Napoleons charakterisirt es; eine Vergötterung, durch welche sich zuletzt jeder Franzose vergöttert fühlt, als ein lebendiges Glied des Leibes, dessen Haupt der Kaiser war. Hören wir nur den Anfang des Buches.

„Die berühmtesten Namen alter und neuer Zeit erbleichen vor dem Namen Napoleon. Kann wohl irgend einer der großen Männer, welche bis jetzt bey allen Vergleichungen genannt wurden, mit dem Manne des 19ten Jahrhunderts parallelisirt werden? Alexander, Hannibal, Cäsar, Mahomet, Karl der Große, Heinrich IV. und Cromwell, was sind sie im Vergleich mit dem General der Armee Italiens, dem Eroberer Aegyptens, dem Gründer des französischen Kaiserreichs, dem Besieger des civilisirten Europa? Napoleon, jedem einzelnen dieser Männer durch die Eigenschaft selbst überlegen, welche dessen Ruhm macht, übertrifft sie noch dadurch, daß er in seiner Person die andern großen Eigenschaften vereinigt, welche ihnen fehlten. Er kann es bey einer Vergleichung mit allen diesen berühmten Königen, diesen gefeyerten Feldherren, diesen weisen Gesetzgebern zusammen aufnehmen; er allein verdunkelt alle.“ *)

*) Es ist nöthig diese Stelle nach dem Original mitzutheilen, um so mehr, als sie in Schäfers Uebersetzung fehlt. „Les noms les plus illustres des temps anciens et des temps modernes pâlissent devant celui de Napoléon. Aucun des grands hommes qui jusqu'à présent ont été le sujet de toutes les comparaisons, peut-il être mis en parallèle avec l'homme du XIX. siècle? Alexandre, Annibal, Cesar, Mahomet, Charlemagne, Henri IV. et Cromwell, que sont-ils auprès du général de l'ar-

Dieser brillanten Ouvertüre entspricht die ganze Composition; nach Hugo war nicht der kleinste Flecken an Napoleon. Man hat ihm, sagt er, einen unmäßigen Ehrgeiz vorgeworfen. „Sein Ehrgeiz, antwortet er, war immer, Frankreich größer, mächtiger, es zur ersten Nation der Welt zu machen. Ich will, so hat er selbst gesagt, daß der Titel: Franzose, der schönste, wünschenswertheste und geachtetste auf der Erde sey.“ Wie sollte ein Franzose dem Kaiser einen Ehrgeiz der Art zum Vorwurfe machen? Eben so weist Hugo die Anklage: Napoleon sey ein Despot gewesen, zurück; ja er will sogar die Behauptung nicht gelten lassen, daß derselbe eine Vorliebe für den Krieg gehabt, und sagt: „Hören wir hierüber einen Bruder des Kaisers, den, welchen er am meisten liebte ... Joseph Napoleon.“ Der Verfasser verzeihe, wenn wir ihn hier unterbrechen. Napoleon selbst erzählt von sich dieses: „In meiner Kindheit war ich äußerst eigensinnig. Ich war streitsüchtig, störrisch, fürchtete niemanden; ich schlug den, kratzte jenen, machte mich der ganzen Familie furchtbar. Mit meinem Bruder Joseph lebte ich am öftersten im Unfrieden, ich schlug, biß, schimpfte ihn.“ *) Also dieser Joseph, welchen Napoleon vor allen seinen Brüdern liebte, bezeugt dessen Friedensliebe und sagt: „Alle Documente, welche ich in Händen habe, beweisen, daß Napoleon immer den Frieden gewollt. Zuweilen mußte Napoleon angreifen, um sich zu vertheidigen.“ (!) Auch die leibliche Schönheit Napoleons preist Hugo. „Er hatte, sagt er, Hände und Füsse von ausserordentlicher Feinheit.“ Wer den Kaiser Napoleon nicht sah, hätte wohl eher gemeint, er habe eiserne Fäuste und Cäsars die Welt beschreitende Colossusbeine gehabt. Früher mager, ward er in späteren Jahren stärker. „Diese Beleibtheit (embonpoint), sagt der Verfasser, nahm in der Folge auf St. Helena zu, was sich ohne Zweifel durch den Mangel an Bewegung und Freyheit erklärt. Doch konnte auch das Bewußtseyn seiner reinen Absichten und der Frieden seiner Erinnerungen dazu beytragen.“ *) „Sein Lob, fährt Hugo fort, ist gegenwärtig in aller Mund. — Endlich ist seinem Charakter, seinem Genie und seinen Handlungen eine so volle Gerechtigkeit zu Theil geworden, daß wir geglaubt haben, auf dem Titel dieser Geschichte den Beynamen „der Große“ unterdrücken zu können, welcher ihm längst durch die Erkenntlichkeit und die Bewunderung der Völker zuerkannt wurde. Bedarf der glorreiche Name Napoleon irgend eines Epithets?“ —

Diese Characteristik Napoleons characterisirt das ganze Werk Hugo's: es ist eine Apotheose Napoleons — und des französischen Volks. Was irgend die Glorie der Franzosen und ihres Kaisers verdunkelt, ist im Verfolg der Geschichte theils mit Stillschweigen übergangen, theils so dargestellt, daß auch aus Finsterniß Licht wird.

Was bewog aber eine deutsche Buchhandlung Hugo's französisches Original abdrucken zu lassen; was bewog Hrn. Schäfer, dasselbe zu übersetzen, und was lockte so viele Deutsche, dieses Buch zu kaufen, wiewohl es den Napoleon und Frankreich ausschweifend erhebt und in gleichem Maaße Deutschland und seine Fürsten herabwürdigt und verläumdet? Wenn jemand etwa eine deutsche Lebensgeschichte Blüchers ins Französische übersetzte, würde seine Arbeit wohl in Frankreich solches Glück

mée d'Italie, du conquérant de l'Egypte, du fondateur de l'empire français, du vainqueur de l'Europe civilisée? Napoléon, supérieur à chacun d'eux, par la qualité même qui fait leur gloire, l'emporte encore par la réunion en sa personne des autres grandes qualités qui leur ont manqué. Il pourrait soutenir la comparaison avec ces rois fameux, ces illustres capitaines, ces sages législateurs, tous réunis; à lui seul il les éclipse tous.“

*) Geschichte Napoleons von Hazlitt. 1, 4.

*) Cependant la conscience des intentions pures et le calme des souvenirs ont pu aussi y contribuer.

machen? So gewiß nicht, daß es keinem Franzosen je einfallen würde, eine solche Arbeit zu unternehmen, er müßte denn durch Anmerkungen den Text seines Originals widerlegen wollen.

Aber ist das nicht vielleicht gerade die Absicht des deutschen Uebersetzers und Bearbeiters? Tritt doch Hr. Schäfer in einer, seiner Uebersetzung vorgesetzten Abhandlung „über Hugo's Geschichte Napoleons" gegen das übersetzte Werk auf. Er nennt den Verfasser einen einseitigen Lobredner Napoleons und eifert gegen die, auf militärische Großthaten stolze französische Nationalgesinnung. Darauf wendet er sich gegen Napoleon selbst, und will hierdurch das von Hugo bestochene Urtheil der Leser berichtigen.

„Die französische Revolution, sagt er, war eine der großartigsten Erscheinungen der Weltgeschichte, die segensreiche Morgenröthe einer bessern politischen Zukunft Europas, ein glorreicher Anfang der politischen Welterlösung." Anstatt daß nun Napoleon „nach keiner andern Ehre hätte trachten sollen, als nach der eines Präsidenten oder Consuls der französischen Republik," anstatt „an der Spitze der Republik, Frankreich mit Republiken zu umgeben" und „die politische Ordnung Europas durch Verbreitung der Freyheit zu untergraben," vernichtete er durch Annahme der Kaiserwürde die innere Freyheit Frankreichs, und wandte zugleich kriegslustig seinen Despotismus gegen das Ausland. „Seinem Despotismus, sagt Hr. Schäfer weiter, hat Frankreich es hauptsächlich zu verdanken, daß es gegenwärtig, nach so vielen Kämpfen und Leiden, fast auf demselben Punkte wieder steht, auf welchem es gegen das Ende des vorigen Jahrhunderts gestanden ist, nämlich bey der sogenannten repräsentativen Monarchie, dieser albernen Zusammenleimung heterogener Elemente, welche dem alten Despotismus, statt diesen in die Rumpelkammer der Antiquitäten nach Gebühr zu verweisen, einige liberale Fetzen umhängt, um ihn dem Gaumen einer vorgerückten Cultur etwas genießbarer zu machen, und die höchstens als eine Parodie der Freyheit erscheinen kann. Seinem Despotismus hat Europa es größtentheils zu danken, daß es annoch, trotz seiner Bildung und Aufklärung, in politische Barbarey versunken ist, und noch nicht einmal die ersten Elemente einer vernünftigen Staatsordnung, die Grundbedingungen alles Fortschritts, aller Wohlfahrt und aller guten Gesetze errungen hat, ich meyne die allgemeine Theilnahme aller Bürger an der Gesetzgebung, nach der Hauptgrundlage alles gesellschaftlichen Zusammenlebens „Vota majora valent," so wie die Unterordnung der Gesetzesvollstreckung, als einer bezahlten, der Gesellschaft dienenden und verantwortlichen Gewalt, unter die souveräne Gesetzgebung des Volks, zwey Anordnungen, welche den Eintritt eines Volkes in das Gebiet der politischen Civilisation bezeichnen."

Das wäre nun Hr. Schäfers Gegengift gegen die Verführung zum Napoleonsdienst, ein Gegengift, welches zuletzt schädlicher auf die sittliche Organisation wirken möchte, als das Gift selbst; um so mehr, als gerade das, was der Vorredner dem Kaiser zum Verbrechen macht, daß er nämlich den Bienenmantel umnahm, und ein neuer einigender Weisel des anarchisch schwärmenden Volkes ward, mit Recht als Napoleons größtes Verdienst betrachtet werden dürfte.

Es lohnt kaum, gegen Herrn Schäfers wirklich abgenutzte Raisonnements etwas zu sagen, da das Leben, welches besser lehrt als „Redner und Buch," längst über dieselben den Stab gebrochen hat. Wir haben in den letzten 50 Jahren so viele Völker nicht bloß in absoluten und constitutionellen Monarchien revolutioniren und mit verbundenen Augen nach der Freyheit herumtappen sehen; nein, auch in Aristokratien, ja in solchen demokratischen Republiken, in denen vota majora valent. So wenig wird die Freiheit durch Staatsformen allein garantirt; sie muß auf einem andern, den meisten Liberalen ganz unbekannten, Felde und mit ganz andern Waffen errungen werden. —

Aus dem Gesagten haben wir Hugo's und Schäfers politische Ansichten kennen gelernt. Hr. Elsner, welcher auf dem Titel als Umarbeiter des Hugo'schen Werkes genannt ist, scheint mit Hrn. Schäfer gleicher politischer Confession zu seyn. Seine Umarbeitung dürfte vornehmlich darin bestehen, daß er aus andern Schriftstellern ganze Stücke entnommen, und wie sie waren, in das Werk eingeschaltet hat. So sind z. B. die Stellen S. 518. 520. 522. 541. aus Mignet histoire de la revolution française wörtlich übersetzt, Stellen,

welche wiederum durchaus im französischen Geist und Interesse, und zum Theil entschieden feindselig gegen das deutsche Vaterland gerichtet sind. Das, was von dem deutschen Umarbeiter vor Allem erwartet werden konnte, ward von ihm gar nicht geleistet, nämlich ein Berichtigen unzähliger historischer Unrichtigkeiten Hugo's. Wir wollen von dieser einige Proben geben, welche wir aus der Kriegsgeschichte der ersten 3 Monate des Jahres 1814 entnehmen. —

Es heißt (S. 524): Napoleon „siegte (während dieser Zeit) in allen Schlachten, die er persönlich leitete, seinen Unterfeldherrn aber war das Glück oft abhold." Abgesehen von dem zweydeutigen Treffen von Brienne (29. Januar), von welchem wir sogleich mehr sagen wollen, verlor ja Napoleon zwey Hauptschlachten in Person, nämlich am 1. Februar die von La Rothiere, bey welcher ihm das Pferd unterm Leib erschossen ward, und am 19. u. 20. März die von Laon. — Jenes Treffen von Brienne erzählt Hugo (S. 524) so:

> „Nachdem Napoleon bey S. Dizier eine feindliche Vorhut geworfen hatte, griff er schon am 29. (Januar) Blücher in der schönen Stellung von Brienne an und schlug ihn aufs Haupt. Während des Treffens wäre der preußische Marschall beynahe in die Hände der Franzosen gefallen; ein Offizier seines Generalstabes, der Neffe des Fürsten von Hardenberg, ersten Ministers des Königs Friedrich Wilhelm, wurde an seiner Seite gefangen genommen."

Diese Erzählung bedarf Wort für Wort der Berichtigung. Das Schloß Brienne, dasselbe, in welchem Napoleon 4 Jahre als Schüler eines Militärinstituts verlebte, liegt auf der Höhe eines langgestreckten Hügels, an dessen Fuße sich das Städtchen Brienne hinzieht. Als Napoleon am 29. Januar 1814 nach Verlauf mehrerer Monate zum ersten Male wieder in Person gegen den Feldmarschall Blücher anrückte, ließ dieser die Stadt Brienne durch den russischen General Alsufiew besetzen, dessen Corps hier den linken an den Schloßberg angelehnten Flügel des Schlesischen Heeres bildete, während der rechte Flügel sich in eine Ebene ausdehnte. Zu letzterm



Flügel begab sich Nachmittags Blücher und griff gegen Abend mit einer Kavalleriemasse 4 Batterien des linken französischen Flügels an, welche Brienne mit Granaten beschossen. Der Angriff glückte, so daß den Franzosen 8 Kanonen genommen wurden. Der Feldmarschall ritt nun mit seinem Generalstabe um die brennende Stadt herum, und an der linken Seite des Berges zum Schlosse hinauf. Man saß ab; Blücher und Gneisenau gingen in das Schloß, der Commandant des Hauptquartiers, Graf Hardenberg mit einem andern Offiziere — irren wir nicht, so hieß er Zobel — in die brennende Stadt hinunter, um löschen zu helfen. Es war dunkel geworden, nur der Brand der Stadt erhellte schwach das Schloß und den Schloßberg. Neben dem Hauptgebäude des Schlosses steht abgesondert ein kleineres Nebengebäude; plötzlich fielen hinter diesem von versteckten Feinden Schüsse in die Schloßfenster hinein. Blücher und Gneisenau, deren Pferde glücklicher Weise noch zur Hand waren, warfen sich sogleich auf dieselben; Graf Schwerin, dessen Pferd fortgebracht war, hätte zu Fuß gehen müssen, wofern der Lieutenant Geisler ihm nicht das seinige abgetreten. Man ritt nun den Weg zur Stadt hinab, welcher an ein Gitterthor führt, um sich zu Alsufiews Truppen zu begeben. Glücklicherweise erkannte man durch das Gitter hindurch französische Soldaten in der vom Brande erhellten Straße, ohne von ihnen erkannt zu werden; schweigend und still wandte man sich rechts und gewann das Freye. Da traf man im Dunkeln den General Sacken, welcher, auch in der Meynung, Brienne sey von den Rußen besetzt, hineinritt; sein Adjutant ward neben ihm vom Pferde geschossen, und der General entkam mit Mühe. — Das Räthsel löste sich so: Alsufiew war vom Feinde aus Brienne herausgeworfen; der Offizier, welcher dieß dem Feldmarschall melden sollte, verfehlte ihn, Hardenberg und sein Begleiter wurden im brennenden Brienne, dem sie wohlwollend zu Hülfe eilten, von den Franzosen gefangen. Aus der Stadt waren feindliche Soldaten auf einem Seitenwege (von der rechten Seite her) zum Schloß hinaufgeschlichen, sie schoßen in die Schloßfenster und nahmen das Schloß, nachdem Blücher es verlassen; im Kampfe mit ihnen blieb der Hauptmann von Heiden, welcher die Stabswache befehligte. —

(Fortsetzung folgt.)

# Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 20. October.

Nro. 210. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1836.


## V. Hugo's Geschichte des Kaisers Napoleon ꝛc.

(Fortsetzung.)

Es ergiebt sich aus dieser Erzählung, daß Hugo mit Unrecht sagt: Blücher sey bey Brienne von Napoleon aufs Haupt geschlagen worden (Napoléon le battit complètement), er habe eine Niederlage (défaite) erlitten. Ward gleich Alsufiew aus seiner Stellung getrieben, so hatte dagegen Blücher auf dem rechten Flügel entschieden gesiegt. Eben so unrichtig ist es, daß der Feldmarschall während des Treffens beynahe in die Hände der Franzosen gefallen, und endlich daß Graf Hardenberg an seiner Seite gefangen worden sey. Ueberdieß verschweigt Hugo, daß Napoleon am Tage des Treffens in ähnlicher Gefahr, wie Blücher gewesen seyn soll, da er bey Maizieres nur durch Hülfe des General Corbineau aus den Händen der Kosaken befreit wurde. — Man schließe aus der Unrichtigkeit dieser Erzählung auf Hugo's Zuverläßigkeit.

„Die Ankunft des Fürsten Schwarzenberg mit der großen österreichischen Armee, fährt nun der Verf. fort, gab den Verbündeten 3 Tage nachher (bey la Rothiere) die Oberhand wieder und dieser durch den Verlust von 6000 (?) Mann erkaufte Succeß tröstete sie über die Niederlage von Brienne.“

Wenn Hugo das Gefecht von Brienne unwahr als ein von den Franzosen gewonnenes bedeutendes Treffen darstellt, so erwähnt er hier nur ganz kurz *) die wichtige Schlacht von la Rothiere als einen von den Alliirten theuer erkauften Succeß. Es ward aber in dieser Schlacht ein vollständiger Sieg über die von Napoleon selbst befehligten Franzosen erfochten, wobey sich die Bayern unter Wrede's Anführung glänzend auszeichneten.

Mit dem 11. Februar 1814 wandte sich der Sieg auf einige Tage dem Kaiser Napoleon zu. Die Erzählung der Schlachten dieser Tage beginnt Hugo mit folgenden Worten: (S. 526) „Kleber hatte den brittischen Wortbruch einst durch den Sieg bey Heliopolis beantwortet. Wenige Tage nachdem die verbündeten Souveräne ihr gegebenes Wort zurückgenommen hatten, richtete der Kaiser, an der Marne manövrirend, Blüchers Heer in fünf verschiedenen Treffen zu Grunde.“ — Und der deutsche Uebersetzer schweigt hiezu! Nachdem Hugo Sackens und Yorks Verluste erzählt hat, fährt er fort: „Blücher hatte die Trümmer Sackens und Yorks gesammelt, und die Corps der Generale Kleist und Langeron an sich gezogen. Er wurde den 14. zu Vau-Champs angegriffen, und trotz seines hartnäckigen Widerstandes geworfen. Die französische Reiterei verfolgte ihn bis Etoges. In diesen beyden (?) Gefechten verlor er noch 10,000 Mann, 10 Fahnen und 5 Kanonen. So wurde das Heer von Schlesien in 4 Tagen völlig geschlagen und zerrüttet.“

Zur Berichtigung diene, daß Blücher keine Truppen vom Sacken'schen und York'schen Corps an

*) Wie weitläufig beschreibt der Verfasser dagegen die Schlachten, in welchen Napoleon siegt. So nimmt z. B. die Beschreibung der Schlacht von Dresden 5 Seiten, die der Schlacht von Austerlitz 10 Seiten ein.

sich gezogen hatte, erst einige Tage später stießen diese bey Chalons zu ihm; vom Langeronschen Corps war nur die Division Kapzewitsch mit ihm. An der Spitze von 20,000 Mann kämpfte er mit dem doppelt so starken Heere Napoleons, die französische Kavallerie insbesondere war der preußischen um das Dreyfache überlegen. Preußische Berichte geben den Verlust nicht auf 10000, sondern nur auf 5 bis 6000 Mann an. Geschlagen ward das schlesische Heer bey Champaubert, aber nichts weniger als zerrüttet (desorganisé). Ein französisches Bülletin hatte in noch weit stärkern Ausdrücken den Zustand dieses Heeres als eine völlige Vernichtung geschildert. Nachdem alle Corps desselben sich in Chalons vereinigt und erholt hatten, und nun wieder vorwärts gingen, da fanden sie aller Orten, z. B. in la Ferté sous Jouarre jenes Bülletin im größesten Format an den Straßenecken, und überzeugten die bestürzten französischen Einwohner durch ihr Erscheinen von dem Uebertriebenen des Anschlags. Wiewohl die Schlacht von Champaubert für die Preußen ganz verloren war, so würde eine treue Schilderung derselben nur ehrenvoll für sie seyn. Es befand sich damals im Blücherschen Hauptquartier ein seltsamer Engländer, ein langer hagerer Mann im abgetragenen Ueberrock, auf dem Pferde hängend, die Zehen abwärts. Mit einem großen Stock beschrieb er reitend in der Luft Kreise; er sprach sehr wenig; sein langes gegerbtes Gesicht glich dem des Mannes, „der niemals lachet noch weinet.“ Napoleon in seinem Grimm nannte es später „ein wahres Galgengesicht“ — es war das Gesicht des Mannes, welcher ihn 7 Jahre später auf St. Helena begrub, Hudson Lowe's. Am Tage von Champaubert ward dieser Unveränderliche von Enthusiasmus ergriffen, und schrieb einen sehr getreuen, an General Stuart gerichteten, Bericht über die Schlacht. Je manque de termes, heißt es in demselben, pour exprimer mon admiration de l'intrépidité et de la discipline des troupes. Diese desperate Schlacht folgte dem Uebermuthe einer frevelhaften Einladung auf dem Fuße. Blücher war während des Rückzuges verzweifelt grimmig; ihm, dem Marschall Vorwärts, war das „Rückwärts, rückwärts stolzer Cid“ ein widernatürlicher Gräuel. Von Janvilliers bis Etoges, 4 Stunden Weges, zog sich diese lange Rückzugsschlacht. Der größte verhängnißvollste Moment war es, als der alte Feldherr mit seinem Gneisenau, mit Prinz August Ferdinand, Kleist, Grollmann, dem jüngern Scharnhorst, Oppen u. a. bey Champaubert neben der Chaussee hielt, auf welcher der Zug der Artillerie stockte. Große Massen französischer Kavallerie hatten nämlich auf den Flanken des retirirenden Heers einen Vorsprung gewonnen, und sich quer über die Chaussee aufgestellt. Durch diese Massen mußte man sich den Weg bahnen oder sich ergeben. Da zog der tapfere Prinz August den Degen und rief: lieber wollen wir uns alle niederhauen lassen, als uns ergeben; an der Spitze preußischer Infanterie Quarrés, von einer rußischen Batterie unterstützt, schlug man sich nun durch die französische Kavallerie bis an den Wald von Etoges durch. —

Bald wendete sich der Sieg wieder auf die Seite der Alliirten; entschieden bey Laon am 9ten und 10ten März. Durch einen nächtlichen Angriff Yorks wurden die Corps von Marmont und Arrighi gänzlich geschlagen, 46 Kanonen und 50 Munitionswagen erobert und über 2000 Gefangene gemacht. Niemand hat, unsres Wissens, jenen preussischen Sieg in Zweifel gestellt; wie gedenkt Hugo desselben? Er sagt: (S. 531) „der Sieg bey Craonne, der blutige Kampf bey Laon und der zu Rheims, versetzten Blüchern in der That harte Streiche“ (portèrent de rudes coups au général ennemi). *)

*) Ein gewisser Sporschil hat des Engländers Hazlitt »Geschichte Napoleons« ins Deutsche übersetzt. In dieser Geschichte (Th. 2, 298) wird erzählt, wie Na-

Ist der Grundton eines Buches Unwahrheit, so kann es nicht fehlen, daß es voller einzelner Unwahrheiten ist. —

Wir haben des Uebersetzers politische Ansichten schon kennen gelernt, insonderheit seine radicale Polemik gegen Napoleon. Bey dieser Polemik könnte es fast unbegreiflich scheinen, warum er sich die Mühe nahm das vorliegende Werk zu übersetzen, wenn nicht ein Wort Hugo's Hrn. Schäfers Sympathie mit dem Werke und mit dessen Helden motivirte. Hugo sagt nämlich: Napoleon, welcher durch die Umstände an die Spitze der Männer der Zukunft gestellt war und die Vertheidiger des Vergangenen bekämpfte (Napoléon, placé par les circonstances à la tête des hommes de l'avenir, combattant les defenseurs du passé).

---

poleon nach den Schlachten von Leipzig und Hanau am 9. November 1813 nach Paris zurück gekehrt sey. Damals, sagt Hazlitt »war ganz Frankreich verpflichtet sich wie ein Mann zu erheben, um nicht nur die eigene Ehre und Unabhängigkeit, sondern auch die beschimpfte Freiheit und Menschheit zu vertheidigen.» Das wird zur Charakteristik des Buches hinreichen und zum Beweise, daß dessen Verfasser nicht für die Alliirten Partey nimmt. Er erzählt von der Schlacht bey Laon: »Eben hatte Napoleon seine Stiefeln angezogen, und nach seinem Pferde verlangt, als zwey demontirte Dragoner vor ihn gebracht wurden. Sie meldeten, daß sie nur durch ein Wunder dem Hurrah des Feindes während der Nacht in den Bivouaks des Herzogs von Ragusa entgangen wären, und daß dort alles verloren wäre. Diese Nachricht bestätigte sich bald, und Marmont, den man todt sagte, war auf der Strasse von Rheims und bemühte sich, seine Truppen wieder zu sammeln. Dieses Ereigniß machte das Maaß der Unfälle, welche Napoleons Pläne seit einiger Zeit durchkreuzt hatten, voll: dasselbe war eine Art von Dreistigkeit der feindlichen Generale, (besonders des tapfern Prinzen Wilhelm von Preußen) unterstützt durch die Mehrzahl und durch verschiedene Umstände.« — Nicht durch Napoleons Kanonen, sondern durch eine verkehrte Unterschrift hätten die Allirten in jenen Tagen »einen harten Streich» erleiden können.

Zu den Männern der Zukunft zählt sich nun der liberale Uebersetzer, und in so fern erkennt und verehrt er selbst im Kaiser Napoleon seinen Anführer. — Zwey obscure hoffnungsvolle junge Leute gaben vor etwa 30 Jahren eine Zeitschrift heraus, unter der pseudonymen Firma „Gebrüder Werden.“ Ein Schalk richtete ein Sonett an diese, worin es hieß: Weil wir nichts sind, so nennen wir uns Werden.

Diese Zeile dürfte die meisten Glieder der großen Familie „Werden,“ dieser Männer der Zukunft charakterisiren, denen wir mit dem Dichter zurufen:

Das ächte Neue keimt nur aus dem Alten,
Vergangenheit muß unsre Zukunft gründen.

Wie in der Zeit, so fehlt den Menschen von dieser Gesinnung auch eine lebendige Gegenwart im Raume, ein theures Vaterland, das sie herzlich und treu liebten. — Es ist ihnen in der Heimath nicht heimlich. So wie leere, unzufriedene, lieblose Hausväter keine Freude an und in ihrem Hause haben, und nur unter großen lärmenden Haufen sich miserabel wohl fühlen; so haben diese radicalen, unzufriedenen deutschen Kosmopoliten keine Freude am Vaterlande, sondern wenden ihre Blicke in die Fremde, besonders nach Frankreich und Nordamerika, als sey dort das Paradies zu finden.

Wären die HH. Elsner und Schäfer nicht solche heimathlose Kosmopoliten, wie hätten sie doch, wir fragen noch einmal, ein Werk herausgeben können, welches von Haß gegen Deutschland überfließt; wie hätten sie gefühllos für Ehre und Schande, Glück und Unglück ihres Vaterlandes, die schmachvollsten Schmähungen gegen Deutschland, für Deutsche übersetzen können, ohne zu erröthen und eine Miene zu verziehen? Doch diese Vaterlandsverächter hatten daran nicht genug, sie überbieten Hugo's Vergötterung Frankreichs und Herabwürdigung Deutschlands durch Zusätze. So fügen sie, nach Erzählung des Tilsiter Friedens, hinzu:

„Napoleons immer noch gelindes Verfahren gegen Preußen kommt mehr auf Rechnung seiner Großmuth

als seiner Staatsklugheit; denn wie konnte ihm entgehen, daß er sich im Könige von Preußen höchstens einen falschen Freund, wo nicht einen heimlichen Feind erwarb? Aber Napoleon war bereits irre geworden an seiner welthistorischen Sendung, und statt großartige neue Schöpfungen hervorzurufen, begnügte er sich mit einer gewöhnlichen Länderbeute. — Er vergaß die Nationalitäten und beachtete alte Regentenfamilien mit ihren historischen Anrechten. — Er hatte sich, undankbar, von seiner Mutter der Revolution (der Sycorax?) losgerissen."

Seite 506 rührt die Ueberschrift: „der sogenannte deutsche Befreyungskrieg" nicht von dem französischen Verfasser, sondern vom deutschen Umarbeiter her. Was meynt er mit diesem zweydeutigen Ausdruck? .... Auch Verse hat dieser Mann über die Kapitel gesetzt, der eingefleischteste Franzose hätte sie nicht anders gewählt. Ueber das 21te Kapitel, welches den Feldzug von 1809 befaßt, steht:

T'en souviens tu, qu' aux champs de l'Allemagne
Nos bataillons arrivant impromptu
En quatre jours ont fait une campagne,
Dis-moi, soldat, dis-moi t'en souviens tu?

Und vor das sechs und zwanzigste Kapitel, welches den zweyten Feldzug des Jahres 1813 begreift, setzte der Umarbeiter folgende Zeilen von Beranger:

Reine du monde, ô France, ô ma patrie!
Soulève enfin ton front cicatrisé.
Sans qu'à tes yeux leur gloire en soit flétrie
De tes enfans l'étendard s'est brisé.
Quand la Fortune outrageait leur vaillance
Quand de tes mains tombait ton sceptre d'or,
Tes ennemis disaient encor:
Honneur aux enfans de la France.

Eine solche Impietät gegen das Vaterland richtet sich selbst; sie muß sogar jeden rechtlichen Franzosen empören.

Ein Werk nun, das von wahrhaften Feinden Deutschlands verfaßt, übersetzt, umgearbeitet ist, und diese Feindschaft auf jeder Seite offen zur Schau trägt, ein solches Werk hat dennoch in Deutschland Anklang und Beyfall gefunden, es hat bereits die



dritte Auflage erlebt. Wie soll man sich diesen heillosen, widernatürlichen Beyfall erklären? Ist denn die Liebe zum Vaterlande bey so vielen Deutschen ganz erloschen, haben sie diese Liebe thöricht gegen eine eiskalte, herzlose Leidenschaft für hohle, abstracte, kosmopolitische Ideale hingegeben — was hat sie bezaubert? — Haben sie denn nichts, gar nichts in der harten Schule des geplagtesten Lebens gelernt, haben sie alles vergessen, alle Schmach, allen Druck, ja alle teuflischen Versuchungen und Anfechtungen jener entsetzlichen Jahre der Knechtschaft? Oder sind sie zu jung, daß ihr Gedächtniß nicht in jene Zeit zurückreicht? Wahrlich, wer diese Zeit mit durchlebt hat, der kann unmöglich den Krieg von 1813 — 15 den „sogenannten Befreyungskrieg" nennen! Ja, es war ein Befreyungskrieg im tiefsten Sinne des Wortes; nicht bloß von leiblicher, irdischer Knechtschaft befreyte er, sondern von einer weit heillosern, tief verderblichen, geistigen. Darum sang Körner begeistert:

Es ist kein Krieg, von dem die Kronen wissen,
Es ist ein Kreuzzug, 's ist ein heil'ger Krieg!
Recht, Sitte, Tugend, Glauben und Gewissen
Hat der Tyrann aus deiner Brust gerissen;
Errette sie mit deiner Freyheit Sieg. —

Es war ein heiliger Krieg, weil er aufopfernd zur Rettung des Heiligsten geführt ward; darum durften auch die Deutschen aus vollem Herzen Gott danken und ihm die Ehre geben, wenn er die Arbeit ihrer Schwerter segnete. So nach dem Siege an der Katzbach. Damals richtete Blücher folgende Worte an sein siegreiches Heer: Laßt uns dem Herrn der Heerschaaren, durch dessen Hülfe Ihr den Feind niederwarfet, einen Lobgesang singen, und im öffentlichen Gottesdienste ihm für den uns gegebenen herrlichen Sieg danken.

(Schluß folgt.)

# Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 21. October.

Nro. 211. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1836.


## V. Hugo's Geschichte des Kaisers Napoleon ꝛc.

(Schluß.)

Ein dreymaliges Freudenfeuer beschließe die Stunde, die Ihr der Andacht weihet. Dann suchet Euern Feind aufs Neue auf! – Und wie bey dem ersten Siege, so geschah es bis zum letzten. Als der Held Gneisenau nach der Schlacht von Belle Alliance unermüdet und rastlos den Feind in der Nacht verfolgte, hielt er plötzlich still, und sagte zu seinem Begleiter: man solle „Nun danket alle Gott“ singen. Er gab es nur auf, weil bey einer Verfolgung, die wie ein Sturmwind fortbrauste, der Gesang unmöglich war.

Wer nur von dem wilden Husarenleben Blüchers gehört hat, dürfte sich über die aufrichtigen Aeusserungen seiner Frömmigkeit wundern, doch mit Unrecht. Eine ächte Demuth, eine entschiedene Verachtung alles eitlen Scheinens war ein Grundzug seines Charakters. Wer aber nicht Ehre bey Menschen sucht, der hat seine Lust daran, Gott die Ehre zu geben. Als man den alten siegreichen Helden im Jahre 1814 in England vergötterte, sagte er: Ich muß über mich selbst wachen, daß ich nicht zum Narren werde. Ein anderesmal ward er der ihm gehaltenen Lobrede überdrüßig und erwiederte kurz: Was ists, das Ihr rühmt? Es ist meine Verwegenheit, Gneisenau's Besonnenheit, des großen Gottes Barmherzigkeit. —

Jener ernste, heilige Charakter des deutschen Befreyungskrieges tritt noch klarer ins Licht, wenn wir mit ihm seinen vollen Gegensatz: die Gesinnung des französischen napoleonischen Heeres und seiner Generäle vergleichen. Ruhmliebe war das ausgesprochene Motiv aller glänzenden Thaten, aller Aufopferung dieses Heeres. Man lese die Beschreibung der Feste, welche Paris dem mit seiner Armee im Jahre 1807 zurückgekehrten Kaiser gab, man lese die Reden, welche damals gehalten wurden. „Unsterblicher Dank“ wird gebracht „der großen unbesieglichen Armee,“ den „Helden, deren Namen auf Marmor und Erz der fernsten Nachwelt hinterlassen werden“ u. s. f. Welch' ein Ueberfluß von Dank, Ruhm, Lob — wir lesen aber nicht, daß die Ehrgierigen von diesem Ueberfluß auch nur die kleinste Libation dem „Herrn der Heerschaaren“ gebracht hätten. Referent, welcher zur Zeit mehrerer Siege der Franzosen in Paris war, hörte bey diesen Gelegenheiten wohl den Kanonendonner beym Dôme des Invalides, von einem kirchlichen Te deum vernahm er nichts. Zum erstenmale, seitdem Napoleon Krieg führte, wurden am 30. Januar 1814 in Paris allgemeine Gebete um Waffenglück gehalten, dann erst, als die Noth wuchs und die feindlichen Heere wie Meereswogen Frankreich überflutheten.

Das Lesen der Hugo-Elsnerschen Geschichte wirkt wie böse, giftige Nebel, wir sehnen uns nach freyer Luft und blauem Himmel. Diese Sehnsucht erquickt und erfrischt sich durch die Erinnerung an jene große Zeit, da Eine Liebe, Eine Begeisterung alle Deutsche innig vereinigte, stärkte, befreyte.

Möchte doch ein treuer Mann, der Freude und Leid seines deutschen Vaterlandes seit dem Auf-

treten Napoleons mit erlebte, im tiefsten Herzen mit empfand und von lebendiger Liebe getrieben thätig zur Befreyung und Erneuung Deutschlands mitwirkte, möchte er einfach und aufrichtig eine Geschichte der letzten 40 Jahre schreiben. Er sollte nichts verschönern, er sollte die Thorheiten und Sünden unsers Volkes nicht verschweigen, frey bekennen, wie Hoffahrt vor dem Falle kam — aber auch Gott die Ehre geben, daß er unsere Fäuste streiten gelehrt, daß er uns nach tiefer Demüthigung wieder groß gemacht, sollte ihm danken für Jena wie für Leipzig.

Wir tragen wahrlich kein Verlangen, die Thaten der Deutschen im unleidlichen schwülstigen Style des Nationalstolzes beschrieben zu sehn, und sehnen uns nach keinem Geschichtswerke, welches auf dieselbe Weise Deutschland und seine Helden vergötterte, wie Hugo's Buch Frankreich und Napoleon vergöttert. Ist der Stolz jedes einzelnen Menschen, die bornirte liebloſe Selbsterhebung und Ueberhebung über andere Menschen etwas höchst Widerwärtiges, so ist der Stolz eines ganzen Volks, seine bornirte und liebloſe Selbstüberhebung über andere Völker doppelt widerwärtig und eckelhaft. — Man verwechsle aber nicht die ächte Nationalbescheidenheit mit jener sich wegwerfenden — wir haben kein Wort dafür — welche ein Buch wie Hugo's, das aus grimmigem Haß gegen Deutschland und blinder Leidenschaft für Frankreich durch und durch unwahr ist, den Deutschen, insbesondere der deutschen Jugend aufdringt, damit diese daraus vaterländische Geschichte lerne.

Die Verlagshandlung preist nun wirklich Hugo's Originalwerk an „um sich im Uebersetzen vom Französischen ins Deutsche zu üben“ — nicht wahr um beyläufig selbst aus dem Deutschen ins Französische übersetzt zu werden? „Es eignet sich, fährt die Buchhändleranzeige fort, sehr für Schulen und zu einem Geschenke für die Jugend.“ Hierauf die kurze Bemerkung: Wollte jemand in Frankreich etwa Körners Gedichte oder Görres rheinischen Merkur den Schulen und zu Geschenken für die Jugend empfehlen, er würde gewiß nach Charenton gebracht, und so mancherley Ansichten auch in Frankreich herrschen, es würde sich doch nicht eine Stimme für den Eingesperrten vernehmen lassen. Wie ist es in Deutschland? wie viele Stimmen haben wohl gegen die Verführer der deutschen Jugend gewarnt? —



Werfen wir auch einen Blick auf die äußere Ausstattung des Werks. Auf dem eleganten Umschlage sieht man vier N im Sternenkranz; es sind dieselben N, welche sich in Paris aller Orten, besonders am Louvre, fanden; nach der Eroberung von Paris verschwanden sie. Was sieht man aber auf der Rückseite zwischen dem obern und untern N? Es ist das Kreuz, um welches sich eine Passions-Blume schlingt. Wie hat das Zeichen

Das aller Welt zu Trost und Hoffnung steht,
Zu dem viel tausend Geister sich verpflichtet,
Zu dem viel tausend Herzen warm gefleht,
Das die Gewalt des bittern Tod's vernichtet,

wie hat es sich hierher verirrt? Was soll die Passionsblume mit dem Namen des Dämons der Gewalt? Will man etwa das heilige Kreuz des stillen Friedensfürsten von Golgatha nehmen und es sentimental auf das Grab des blutbespritzten, endlich still gewordenen Kriegsfürsten unter Trauerweiden aufpflanzen?

Folgende Inschrift auf dieß Grab beschließt — nicht das Original — sondern die umgearbeitete Geschichte Hugos.

Hier liegt..... kein Name sagts? — So mögt die Welt ihr fragen!
Sein Nam' in blutger Schrift rings steht er aufgetragen,
Von Kedars Felsenstirn, bis an des Dones Strand,
Auf Marmor und auf Erz, und auf der Brust der Braven
Und in dem Herzen selbst der feigen Schaar von Sklaven,

Die sich ihm unterm Wagen wand.
Kein Menschenname noch, den aller Ohren kennen,
Seit jenen großen Zween (?), die Jahre Jahren nennen,
Schwang mit Gewitterflug sich je so weit hinaus;
Nie hat ein irdscher Fuß, den sonst ein Hauch entrücket
Der Erde stärkre Spur im Gehen eingedrücket
Und — hier gieng seine Wandrung aus!

Der Dichter, als ein umgekehrter Bileam, wollte segnen und mußte fluchen; er wollte loben, und weil er's nicht besser verstand, sprach er den furchtbarsten Tadel aus. Wir schlagen folgende ernste Grabschrift vor, welche mit der vorigen nicht gerade im Widerspruche ist; sie ist aus dem Propheten Jesaias entnommen.

„Wehe aber dir du Verstörer! Meinst du, du werdest nicht verstöret werden? Und du Verächter! meynst du, man werde dich nicht verachten? Wenn du das Verstören vollendet hast, so wirst du auch verstöret werden; wenn du des Verachtens ein Ende gemacht hast, so wird man dich wieder verachten.“ —

„Wie ist es mit dem Treiber so gar aus, und der Zins hat ein Ende. Der Herr hat die Ruthe der Gottlosen zerbrochen, die Ruthe der Herrscher, welche die Völker schlug im Grimm ohne Aufhören und verfolgte ohne Barmherzigkeit. Nun ruht doch alle Welt und ist stille und jauchzet fröhlich.“

Wir würden über den „Mann des 19ten Jahrhunderts,“ welcher jetzt vor Gottes Gericht steht, schweigen; aber die, welche ihn wie ein blutiges Gespenst herauf beschwören, um verblendete Völker zu bezaubern, sie zwingen uns zum Krieg gegen den Todten.

Gegen Frankreich hegen wir Deutsche wahrlich keinen Haß mehr, wir wünschen ihm von Herzen den Segen einer sichern, festgegründeten, durch keine Bösewichter gestörten Ruhe, den Segen des innern Friedens wie des äußern. Möge es das Seine thun, damit dieser Friede erhalten werde; daß Deutschland keinen Krieg, keine Eroberung wolle, ist weltbekannt. — Möchte nur jedes Volk die andern Völker lieben, wie es sich selbst liebt.



## Philosophical Transactions of the royal society of London. For the year 1835. Part. I. and II. 4.

(Fortsetzung.)

II. Physikalische Abhandlungen.

1. Note on the Electrical Relations of certain Metals and Metalliferous Minerals. By R. W. Fox. (S. 39 u. 40).

Wir erhalten hier ein Verzeichniß negativ-elektrischer Substanzen nach der Intensität der Wirkung geordnet, welche sie in den vom Verf. angestellten Versuchen gezeigt haben. Darunter nimmt das graue krystallisirte Braunsteinoxyd die erste Stelle ein. Der Verf. deutet zugleich auf die möglichen elektrischen Wirkungen hin, welche entstehen könnten, wenn verschiedenartige Metalladern unter der Erde nahe genug an einander liegen.

2. Experimental Researches in Electricity. Ninth Series. By Michael Faraday. — §. 15. On the influence by Induction of an Electric Current on itself: — and on the inductive action of electric currents generally. (S. 41 — 56).

Nimmt man in jede Hand Ein Ende eines langen Drahtes, der die Verbindung zwischen den zwey Platten eines Elektromotors von einem einzigen Metallpaare herstellt, so fühlt man einen elektrischen Stoß in den Armen, so oft die Verbindung des Drahtendes mit dem Elektromotor unterbrochen wird: gebraucht man einen kurzen Draht, so zeigt sich dieselbe Wirkung nicht. In dieser von Hrn. Jenkin mitgetheilten Thatsache, und in der ferneren Beobachtung, daß in dem vorerwähnten Falle beym Unterbrechen der Verbindung ein Funken erzeugt wird, glaubte der Verf. eine besondere Wirkungsweise elektrischer Ströme wahrzunehmen und unterwarf den Gegenstand einer besondern Untersuchung, wovon wir hier die Resultate in Kürze darlegen wollen.

Zum Behufe einer genauern Untersuchung fand Hr. Faraday zweckmäßig, zwischen den Endtheilen des Verbindungsdrahtes, welche nach Hrn. Jenkins Experimenten in die Hände genommen werden, eine Metallverbindung durch Drähte herzustellen: diese bezeichnet er als Nebenverbindung, während der ursprüngliche Draht die Hauptverbindung bildet. Bestand nun die Haupt-Verbindung aus einem langen Drahte, entweder ausgedehnt oder spiralförmig um einen hohlen Cylinder von Pappe, oder um einen Elektromagnet gewunden, so ließ sich jedesmal bey der Trennung der Hauptverbindung vom Elektromotor das momentane Vorhandenseyn eines elektrischen Stromes in der Nebenverbindung durch Glühen eines dünnen Platinadrahtes, wenn solcher einen Theil der Nebenverbindung ausmachte, so wie durch chemische Zersetzung und Ablenkung der Magnetnadel erkennen: dabey hieng die Intensität der Wirkung von der Beschaffenheit der Hauptverbindung ab. Außer dem Daseyn des Stromes in der Nebenverbindung zeigten die erwähnten chemischen und magnetischen Wirkungen auch die Richtung desselben an und bewiesen, daß sie der Richtung des Stromes in der Hauptverbindung entgegengesetzt war. Hiernach gründet der Verf. auf sämmtliche Versuche die Lehre, daß durch jeden elektrischen Strom ein sekundärer Strom in demselben Leitungsdrathe durch Induction erzeugt wird und zwar unter denselben Bestimmungen, die für die Induction mit verschiedenen Drähten aufgestellt worden. Diese Erweiterung des Inductionsgesetzes, deren Kenntniß zuerst aus den erwähnten Versuchen hervorgegangen ist, wird vom Verf. durch fernere Nachweisungen und unter verschiedenen Umständen bestätigt.

3. **On the Determination of the Terms in the Disturbing Function of the fourth Order as regards the Excentricities and Inclinations which give rise to Secular Inequalities. By J. W. Lubbock.** (Seite 57 — 81).

Da die vollständigste Entwickelung der Sekulargleichungen, wie sie im III. Bande der Mécanique Céleste von Laplacp gegeben wird, sich nur bis auf die dritte Ordnung in Beziehung auf Neigungen und Excentricitäten erstreckt, so hat Hr. Lubbock, von dem wir mehrere auf Störungstheorie bezügliche Arbeiten besitzen, sich in gegenwärtiger Abhandlung zur Aufgabe gemacht, in der Störungs-Function die zur vierten Ordnung der Neigung und Excentricität gehörigen Coefficienten aller Glieder, wodurch Sekulargleichungen erzeugt werden, nach seiner eigenen Methode (Philos. Transactions. 1832.) darzustellen. Wenn sich nun gleich aus der weitern Berechnung ergiebt, daß die Hinzufügung dieser Glieder in den Laplace'schen Zahlenwerthen keine merkliche Aenderung herbeygeführt, so wird dadurch die Nützlichkeit einer so mühevollen Arbeit keineswegs vermindert, weil sie uns über den wahren Betrag der betreffenden Glieder eine Gewißheit verschafft, welche nicht durch theoretische Betrachtungen, sondern einzig durch die wirklich geschehene Entwickelung erlangt werden konnte.

Als einen Beweis, wie leicht die Coefficienten der verschiedenen Glieder der Störungsfunction nach seiner Methode sich berechnen lassen, giebt uns der Verf. den Ausdruck für einen Coefficienten der fünften Ordnung in der von Hrn. Airy entdeckten Venusgleichung, wodurch das Resultat dieses Astronomen bestätigt wird. Der Verf. schließt seine Abhandlung mit Anwendung seiner Methode auf die Entwickelung der Störungsfunction nach den Gliedern der wahren Länge.

4. **On the Results of Tide Observations made in June 1834 at the Coast Guard Stations in Great Britain and Ireland. By the Rev. W. Whewell.** (S. 83 — 90).

Das wichtige Phänomen der Ebbe und Fluth des Meeres, obwohl von den vorzüglichsten Mathematikern Neuton, Bernoulli, Laplace, einer scharfsinnigen Untersuchung unterworfen, ist keineswegs mit dem Grade von Genauigkeit bestimmt worden, den einerseits der Zweck der Wissenschaft, andererseits das Bedürfniß der Schifffahrt verlangte.

Der Grund hievon liegt fast einzig in dem Umstande, daß weder die Tiefe das Meeres, noch die Form des festen Landes durch einen einfachen mathematischen Ausdruck dargestellt werden kann; demnach ließ sich auch von einer Berechnung, welche nur unvollständig die Bedingungen der Aufgabe umfaßte, bloß im Allgemeinen eine Uebereinstimmung mit der Erscheinung und Bestätigung ihrer Entstehung durch die Attraction der Sonne und des Mondes erwarten. Sollte die Zeit und Höhe der Fluth mit genügender Schärfe voraus bestimmt werden, so war es einleuchtend, daß man den rein theoretischen Weg verlassen und aus Beobachtungen den Wirkungsbetrag jeder einzelnen Ursache ableiten mußte. Solches ist denn auch die Tendenz verschiedener Abhandlungen, welche seit dem Jahre 1831 von zwey thätigen Gelehrten Whewell und Lubbock in den Philos. Transactions bekannt gemacht wurden, und worin theils Grundsätze und Art des Verfahrens, theils wirkliche Anwendungen enthalten sind.

(Fortsetzung folgt.)

# Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 22. October.

Nro. 212. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1836.


Die Geschichte der Natur, als zweyte, gänzlich umgearbeitete Auflage der allgemeinen Naturgeschichte, von Dr. G. H. v. Schubert, Hofrath und Professor in München. Erster Band, Erlangen bey J. J. Palm und Enke, 1836. 593 S.

---

Ein Vergleich der allgemeinen Naturgeschichte unsers Verfassers mit dem hier vor uns liegenden Buche bezeugt ihm allerdings, wie er dieß in der Vorrede erwähnt, daß er gegen seine eigene Arbeit ein genauerer Kritiker gewesen sey, als vielleicht irgend einer, der sie in ihrer ersten Form gefunden hatte. Denn es ist fast kein einziger Paragraph im ganzen Buche zu finden, der nicht entweder ganz neu, oder doch wesentlich verändert und vermehrt wäre. „Indeß" fügt der Verfasser jener Aeusserung seiner Vorrede hinzu, „ist hiemit noch nicht viel gesagt. Das Eigene, das wir mit uns tragen, pflegt sich unserm Blick, wir mögen uns stellen, wie wir wollen, immer zum großen Theil zu entziehen, weil es niemals ganz außer, nicht vor uns liegt."

Wir geben hier nur eine gedrängte Uebersicht über den Inhalt des Werkes.

Der Titel seines Buches: „Geschichte der Natur" scheint dem Verfasser zuerst einer Rechtfertigung zu bedürfen. Er giebt diese S. 3 — 5. — Das veraltete Wort Schicht (davon Geschicht) in seiner sinnvollen, doppelten Abstammung von schehen, geschehen (fieri, evenire), so wie (perfici, consummari) und von schichten oder scheiden (ordine disponere, dividere), bedeutete ursprünglich nicht bloß die Summe des Gewordenen oder Geschehenen (facta), sondern zugleich Zusammenreihung, Ordnung (series, ordo) so wie Theilung, Abtheilung (partitio, divisio). Die holländische Sprache hat für Geschichte das Wort Geschideniß, von geschieden statt geschehen. Wenn deßhalb der Verfasser den Inhalt seines Buches als Geschichte der Natur ankündigt, so will er, im ursprünglichen Doppelsinn des deutschen Stammwortes, damit andeuten, daß seine Arbeit nicht bloß zur Betrachtung und Erkenntniß der durch eine Scheidung („Geschiedniß") entstandenen Welt des Sichtbaren und Gewordenen, so wie einiger Hauptformen dieses Werdens führen, sondern vornämlich auch von der innern Ordnung, Zusammenreihung und Abtheilung der sichtbaren Dinge handeln solle.

Der erste Abschnitt des Buches von S. 7 — 43 umfaßt einige Züge aus der Geschichte der Naturwissenschaft. Der Verf. überschreibt den ersten § dieses Abschnittes: die Weisheit der Väter. Die Wissenschaft, wie die Menschensprache selber, ist aus einem Akte der Begeisterung hervorgegangen (m. v. Platos Menon 96, 99). Seinem Wesen nach nahe mit der Begeisterung verwandt ist der Instinct; auch die Naturanschauung des Alterthums geht von einem instinctähnlichen Zuge des menschlichen Wesens aus; sie ist hiedurch innerlich verschieden von dem, was Wissenschaft im engern Sinn genannt werden kann. Wir lassen hierüber den Verf. mit den eigenen Worten seines Buches reden:

„Die Weisheit der ältesten Zeit ist eine Weisheit der Tempel gewesen; ein überliefertes Gut, das einst von einem besondern, hiezu angewiesenen Stande ver-

wahrt und verwaltet worden. Denn es wird mit großer Allgemeinheit im Alterthume die Ansicht verbreitet gefunden, daß nicht zwar ein willkührlich zu ergreifender „Stand“ in unserm Sinne des Wortes, wohl aber ein gewisser „Zustand“ der Seele und des Leibes zu dem Geschäft jener Tempelweisheit vorzugsweise geeignet sey. Ein Zustand, welcher als angeborne Anlage von den Eltern auf die Kinder vererbt, oder auch durch leibliche Enthaltungen und Reinigungen könne vorbereitet und befördert werden, weil hierbey nicht ein mühsames Aufsuchen des da und dort verborgenen Stoffes des Erkennbaren, sondern nur die rechte Empfänglichkeit für ein überall vorhandenes Element des Erkennens nöthig sey, welches wie das Licht dem Auge, dem Menschengeist von selber sich aufdringt.“

„Diese älteste Zeit der Tempelweisheit nennt uns keine Namen der einzelnen Erfinder und Begründer ihrer Erkenntnisse; denn die Anfänge von diesen waren in der That nicht, in unserm Sinne des Wortes, erfunden; sie waren nicht einem Einzelnen, sondern Vielen zugleich aus einem gemeinsamen Quell der geistigen Anregung gekommen. Wie wir nämlich, in der Geschichte der Einzelnen, mit Empfindung begabten Lebendigen bemerken, daß die anfängliche Hinbewegung des Bedürfnisses nach der ihm nöthigen Sättigung durch das bewirkt werde, was wir Instinct nennen; so ist auch die erste Hinbewegung des erkennenden Menschengeistes nach einem seiner Natur verwandten Erkennbaren aus einem eingebornen Triebe hervorgegangen, der verschieden von dem ist, was wir Wille nennen. Jener inwohnende Instinct oder Trieb des Geistes hat dann, in schneller, obwohl immerhin stufenweiser Entfaltung, die Grundfäden alles eigentlichen Wissens gesponnen: des Wissens von einem allgemeinen Ursprung alles Seyns und Werdens der einzelnen Dinge und von einem Gesetz des Bewegens dieser Einzelnen hin nach dem Mittelpunete alles Seyns.“

Nachdem der Verf. diese Ansicht von der Tempelweisheit des frühesten Alterthums in den erläuternden Bemerkungen zu diesem Paragraph von S. 14 — 20 mehr zu beweisen gesucht hat, spricht er im 3ten §. von der Begründung der Naturwissenschaft (im engeren Sinne) durch die Griechen und Römer. Während sich die Tempelweisheit ausschließender mit der einen Grundbeziehung in dem Wesen der Dinge beschäftiget, mit jener, in welcher dieselben zu einem höheren, allgemeinen Ursprung des Seyns stehen, umfasset die Wissenschaft vor-



herrschender jene andere Grundbeziehung, in welcher die Dinge wechselseitig, eines auf das andere (das eine Einzelnwesen auf das andere Einzelnwesen) sich befinden. Wie das Volk der Griechen, sowohl durch seine äußere Stellung an dem Marktplatz des geselligen Verkehres der Völker, an die älteste Hauptstraße des Handels und Wandels der Welttheile, als durch seine natürlichen Anlagen vorzugsweise für den geselligen Wechselverkehr, für die eben erwähnte Grundbeziehung des Einzelnen auf andere Einzelne gemacht war; so hat dasselbe auch im Gebiet des Erkennens vorherrschend jene Richtung entfaltet, welche auf das Erfassen des Wechselverhältnisses der Dinge zu und gegen einander ausgehet: die Richtung der eigentlich wissenschaftlichen Art. Unsere jetzige Wissenschaft hat nach allen Seiten hin ihre Begründung durch die Griechen erhalten. Namentlich sucht der Verf. dieses in Beziehung auf die Naturwissenschaft von S. 25 — 28 zu erweisen und würdigt hierauf auch das Verdienst der Römer um dieses Gebiet des Erkennens.

„Wie ein cyklopisches Gemäuer, welches die Fluthen der Erde nicht hinwegzureißen, die Gewaltthätigkeiten des Krieges und der Muthwille der Barbaren nicht zu zerstören vermochten, stehen noch jetzt die Grundwerke des Alterhums in hehrer Bildung vor unserem Auge dar; denn sie sind von einem Geist zusammengefügt, welcher der Vergänglichkeit nicht unterlieget, weil ein Same der Ewigkeit in ihm waltet.“

Hiemit betrachtet im §. 4. der Verf. den Fortbau der Naturwissenschaften durch die Araber und Perser des Mittelalters, so wie §. 5. die Geschichte der Naturwissenschaft des neuen Europas.

Der zweyte Hauptabschnitt des Buches von S. 44 — 198 umfasset die Geschichte des Sternenhimmels. Er beginnt im §. 6. mit einer Betrachtung des Wesens der Schwere und des Lichtes. Die Ursache des Lichtes ist ein Bewegen, welches nach einem andern Mittelpunct des Seyns hingerichtet ist, von einem andern Mittelpuncte ausgeht, als nach und von dem Centrum der Schwere. Von

S. 46 — 52 werden die verschiedenen Arten der Erzeugung des Lichtes im nächsten Gebiete unserer Sichtbarkeit beschrieben. Hierauf handelt der §. 7. von dem Bau des Sternenhimmels. Nur das Todte, welches eine zufällige, äußere Einwirkung bald so, bald anders aneinander häuft oder zerstreut, hat keine fest bestimmte Mitte noch Umfang; keine gewisse und beständige Anordnung in ein Oben und Unten, Rechts und Links. Alle Körper, welche durch eine inwohnende Kraft, verwandt dem Leben oder der elektrischen und magnetischen Wirksamkeit gestaltet sind, haben eine gewisse Mitte und einen gewissen Umfang, ein bestimmtes Innen und Außen, und dieses Gesetz gilt ohne Ausnahme von den Kristallisationen des Steinreichs an bis hinan zur Leiblichkeit des Menschen. Auch in dem uns am meisten bekannten Theile des Sternenhimmels, in dem Planetensystem, ist eine fest bestimmte Mitte und ein gewisser Umfang; eine Anordnung (der Ebenen der Bahnen) in ein Oben und Unten. Und dasselbe allgemeingültige Gesetz der Anordnung jeder sichtbaren Schöpfung wird auch, schon auf dem jetzigen Standpunct der Wissenschaft, im Bau des Fixsternhimmels erkannt. Die Lage der Sternenhaufen in der Richtung und Ebene der Milchstraße deutet darauf hin, daß dieselben mit der Milchstraße ein Ganzes (das Astralsystem) bilden, während die unauflöslichen (eigentlichen) Lichtnebel ebenfalls als ein zusammengehöriges Ganzes in einer gemeinsamen Zone liegen, welche die Ebene des Astralsystems unter einem sehr augenfälligen Winkel durchschneidet. Die Stellung unseres eigenen Planetensystems scheint nicht sehr fern von der Mitte der beyden großen Hauptsysteme des Fixsternenhimmels abgelegen. Was die anderen, auswärts von dieser uns bekannteren Mitte gelegenen Welträume betrifft, so wird das Sichtbarwerden der Welten sowohl durch äußere, noch mehr aber durch innere, in der Natur unsers sinnlichen Erkennens selber liegende Gründe begränzt.

An die letztere Betrachtung unmittelbar sich anschließend, handelt der §. 8. von den Dimensionsverhältnissen des Fixsternenhimmels, während der §. 9. die Naturverhältnisse desselben betrachtet, indem er von der Sonnennatur des Fixsternenlichtes, von der Fortbewegung auch der Fixsterne in Weltenräume, von den neu erscheinenden und von den einem periodischen Lichtwechsel unterworfenen Sternen handelt, dann zu der Naturgeschichte der Sternhaufen und Nebelflecke, der Doppelsterne und Vielsterne, so wie der geschaarten und der Sternenheere übergeht.

Von der fernabgelegenen Fixsternwelt wendet sich der V. zu der Beschreibung unsers Planetensystems. Der §. 10. vergleicht die Sonne mit den Fixsternen und erwähnt unter andern Fraunhofers Versuche mit dem Fixsternenlichte; der §. 11. betrachtet die Dimensionsverhältnisse der Sonne, ihre Rotation, ihren Zodiakalschein, so wie die augenfälligsten Beweise für das Kopernicanische System; der §. 12. die vermuthliche Naturbeschaffenheit der Sonne. Hier wird zuvörderst die Eigenschaft des Leuchtens mit den Wirkungen des Entflammens und Verbrennens verglichen und die namentlich von Herschel sehr begünstigte Ansicht von einer leuchtenden, den an sich dunkeln Sonnenkörper umgebenden Atmosphäre gewürdigt. Neben dieser Ansicht darf jedoch auch jene andere nicht unbeachtet bleiben, welche das Gluthlicht der Sonne in Wechselbeziehung setzet mit der auf diesem Weltkörper herrschenden Schwere. Nicht blos die Kraft der thierischen Muskeln und des Emportreibens der Säfte im Körper der Pflanzen müßte dort 28mal stärker seyn, als bey uns, wenn sie dieselbe körperliche Masse in Bewegung setzen wollte (denn ein Stein, welcher an der Erdoberfläche mit dem Gewicht eines Pfundes auf meiner Hand lastete, wöge auf der Sonne 28 Pfunde) sondern, da es vornämlich die Schwere und der durch sie erzeugte gegenseitige Druck der Körper ist, welcher der Auflösung durch die Wärme entgegenwirkt, könnten auch auf der Sonne solche Naturkräfte, welche bey uns das Sieden des Wassers, oder selbst die thierische Wärme hervorbringen, in 28mal größerer Stärke wirken, ohne die Bande des gewöhnlichen Bestandes der Körper aufzulösen.

(Schluß folgt.)

## Philosophical Transactions of the royal society of London. For the year 1835. Part. I. and II. 4.

(Fortsetzung.)

Jedoch waren die Materialien in letzterer Beziehung viel zu beschränkt, um bedeutende Resultate zu gewähren. Ein weit allgemeineres Interesse gewann der Gegenstand dadurch, daß auf Veranlassung der oben erwähnten Gelehrten von Seite der englischen Admiralität eine achttägige Beobachtungsreihe an sämmtlichen Seestationen des Küstendienstes um Großbritannien und Irland angeordnet wurde, deren Resultate bekannt zu machen, Hr. Whewell in gegenwärtiger Abhandlung beabsichtigt. Er bemerkt hierüber, daß allgemeine Unregelmäßigkeiten der Fluth sich aus den eingelieferten Beobachtungen nicht erkennen lassen, sondern die Unregelmäßigkeiten sich auf einzelne Localitäten beschränken, woraus sich die Möglichkeit erweise, die Erscheinung durch allgemeine und Localgleichungen darzustellen.

Ein ferneres Ergebniß ist, daß der Einfluß der Localität sich zu bedeutend zeigt, um die Ableitung der Mondsmasse aus der Höhe der Fluth (wie von Laplace versucht worden) zu gestatten: daß die theoretisch gefundene Ungleichheit der beyden Fluthen desselben Tages sich bestätigen; daß endlich rücksichtlich der Modificationen, die durch die Form der Küste bedingt werden, der Einfluß der Vorgebirge besonders merkwürdig sey. Der Anzeige dieser vorläufigen Resultate (denn die vollständige Zusammenstellung aller Beobachtungen war noch nicht erfolgt) schließt der Verf. die interessante Nachricht an, daß die obige Reihe correspondirender Beobachtungen von der britischen Marine auch im Jahre 1835 wiederholt werden soll, und zugleich Einleitung getroffen sey, um auswärtige Seemächte zur Theilnahme zu veranlassen.

### 5. On certain peculiarities of Double Refraction et Absorption of Light exhibited in the Oxalate of Chromium and Potash. By Sir D. Brewster. (S. 91 — 93).

Im vorliegenden Aufsatze wird das kleesaure Chrom-Kali, welches in flachen, sechsseitigen unregelmäßigen Prismen krystallisirt, in Beziehung auf Gestalt und Verhalten zum Lichte näher untersucht. Der Verf. weist in letzterer Hinsicht zwey merkwürdige Eigenschaften der Krystalle nach: 1) erzeugen sie eine starke Doppelbrechung; 2) lassen sie für gewisse Dicken nur gewisse Farben durch und zwar verschiedene Farben, je nachdem man mit Tages- oder Kerzenlichte experimentirt.

Bey Auflösung der Krystalle in Wasser wird die erste Eigenschaft natürlich aufgehoben, die zweyte äußert sich aber in gleicher Weise wie zuvor. Der Verf. giebt uns jedoch weder eine nähere Bestimmung der Axen und Exponenten der Doppelbrechung, noch sucht er ein Verhältniß der Dicke des Körpers zur Farbe des durchgelassenen Lichtes festzusetzen, sondern beschränkt sich auf obige allgemeine Angaben, denen er die Anzeige einer Eigenthümlichkeit beyfügt, woraus zur Messung des Brechungsexponenten unter gewissen Verhältnissen Vortheil gezogen werden kann. Betrachtet man nehmlich das prismatische Spectrum durch eine Auflösung von kleesauerem Chrom-Kali, so zeigt sich im rothen Theile zwischen den Fraunhofer'schen Linien A und B eine starke dunkle Linie, es mag das Spectrum durch Sonnen- oder Lampen- oder irgend ein anderes Licht erzeugt seyn. Hiedurch ist die Möglichkeit begründet, mit allen Luftarten die Brechungsexponenten eben so scharf zu bestimmen, als sie Fraunhofer bey Sonnenlichte gemessen hat. Sir D. Brewster fand durch ein Wasserprisma bey 65° Fahrenh., daß die erwähnte dunkle Linie dem Brechungsexponenten 1,330701 entsprach.

### 6. Second Essay on a General Method in Dynamics. By William Rawan Hamilton. (S. 95 — 144).

Seitdem Lagrange in seinem klassischen Werke über analytische Mechanik den Fundamentalgleichungen der Bewegung eine eben so allgemeine als einfache Form gegeben, und ihre Anwendung auf die Bewegungen der Himmelskörper durch die Methode der Constanten erleichtert hat, richteten sich die Bestrebungen der Analysten vorzugsweise darauf, die Entwicklung der Reihen, deren man zur Integration bedarf, und die Vereinfachung derselben durch schickliche Transformation zu erzielen, ohne in Beziehung auf die Grundgleichungen selbst größere Allgemeinheit oder neue Methoden zu suchen. Die entgegengesetzte Bahn hat der Verf. der vorliegenden Abhandlung verfolgt: er bezweckt (seiner Einleitung zufolge) nach einer neuen und eigenthümlichen Methode die Gleichungen der Dynamik auf eine Form zurückzuführen, welche, so wie sie alle Fälle umfaßt, auch mit gleicher Leichtigkeit auf alle Fälle anwendbar ist, indem sie sämmtliche Bewegungsgrößen vermittelst einer einzigen Haupt-Function ausdrückt. Was die Wichtigkeit der Methode besonders hervorhebt, ist der Umstand, daß sie nicht in dem vorliegendem Falle allein ihre Anwendung findet, sondern auch die Probleme der Statik und eine Zahl von Aufgaben der reinen Mathematik mit gleichem Erfolge zu lösen verhilft, weßhalb sie der Verf. als einen eigenen Zweig der Analyse mit dem Namen des Calculs der Hauptfunctionen belegt. Eine Methode, welche durch Allgemeinheit und Einfachheit so gründliche Vortheile verspricht, darf nicht ohne sorgfältige Beachtung und Prüfung gelassen werden.

(Fortsetzung folgt.)

# Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 25. October.

Nro. 213. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1836.


Die Geschichte der Natur, als zweyte, gänzlich umgearbeitete Auflage der allgemeinen Naturgeschichte, von Dr. G. H. v. Schubert, ꝛc.

(Fortsetzung.)

Denn, wie Fries, in seiner populären Sternkunde dieß entwickelt, „unter der Herrschaft und dem Schutz der Schwere können allein die geordneten Lebenskräfte der Organismen gedeihen und sich erhalten; sie giebt den festen Boden, in dem die Pflanzen wurzeln; sie giebt die Gewalt, mit der dem Wasser sein Stand des Gleichgewichtes vorgeschrieben ist; sie giebt der Atmosphäre das Maaß ihrer Dichtigkeit und ihres Druckes. Als rohe zerstörende Naturkräfte werden sich an einem Weltkörper alle die zeigen, welche ein gewisses, durch diesen Druck bestimmtes Maaß überschreiten. — . . . . So wird (namentlich) an der Sonne eine 28mal stärkere Gluth von der Schwere gebändigt; deshalb wird vielleicht auch alle chemische und alle Lebensbewegung der Organisation dort um 28mal heftiger seyn, als bey uns. Wie auf Erden die Wärme des menschlichen Blutes etwa 70° der Fahrenheit'schen Scala beträgt, so könnte sie auf der Sonne 1960° erreichen: eine Hitze, weit über der des glühenden Eisens, eine unter allen Verhältnissen leuchtende Wärme. Was bey uns zerstörende Gluth wird, das könnte dann milde Lebenswärme seyn in dem glühenden Sonnenleben — — — Sonnenfluren mit tausendfarbigen Blüthenkronen überdeckt, die nicht fremden Lichtstrahl brauchen, sondern im eigenen Lichte glänzen, senden vielleicht von dort aus ihre vereinten Strahlen uns zu.“

Der 13. bis 15. §. geben die Naturgeschichte der Planeten, Monde und Kometen, während der 15te sich unter der Ueberschrift: die innere Anordnung des Planetensystems mit den Gesetzen der Bewegungen, mit den Verhältnissen des Raumes und der Zeiten der Weltkörper sich beschäftigt.

Der dritte Hauptabschnitt des Buches von S. 199 — 593 behandelt in größerer Ausführlichkeit die Naturgeschichte des Erdkörpers. Die Dichtigkeit, die mittlere Temperatur der verschiedenen Länder und Meere, die eigenthümliche Wärme des Erdinnern werden im 17ten, das Meer und seine verschiedenen Bewegungen im 18ten §. betrachtet. Auch in den Hauptumrissen des Festlandes, namentlich in der Richtung der Gebirgszüge der beyden Halbkugeln suchet der §. 19. eine Gesetzmäßigkeit nachzuweisen, welche an die erinnert, welche bey krystallinischen Gestaltungen bemerkt wird. Wie in dem vorhergehenden Abschnitt, bey den augenfälligen Sternen und Planeten, wie im §. 18. bey den verschiedenen Meeren, so hat auch bey den Gebirgszügen der Verf. die Namen der Alten hinzugefügt. —

Bey der Beschreibung jenes Kreislaufes der Süßwasser, welcher in der Form der Dämpfe vom Meere oder dem feuchten Boden sich erhebt, dann in der tropfbarflüßigen Gestalt der Quellen und Flüsse sich herabläßt, und so von neuem im Meere endet, wird namentlich auch das Entstehen der Quellen und die Verschiedenheit ihres Gehaltes, so wie ihrer Temperatur beleuchtet, hernach der Lauf der bedeutendsten Flüße der Erde beschrieben. Dieser oberirdische Verlauf des Gewässers stehet allerdings

an mehreren Puncten der Erdoberfläche mit einem unterirdischen in Verbindung, in welchen uns die Betrachtung der Hölen einen Blick thun läßt. Unter diesen erregen die in Amerika entdeckten durch ihre ungeheure Ausdehnung die meiste Aufmerksamkeit, und es scheint überhaupt aus den organischen Ueberresten von riesenhaftem Bau, wie aus den Zeugnissen anderer Naturbewegungen, als wenn jener Welttheil in der Zeit seiner ersten Gestaltung eine vorzüglich übergewaltige, in Extreme sich verlierende Natur gehabt habe. So weit, als nur in die Tiefen der Erde die atmosphärische Luft in ihrer gewöhnlichen, gasartigen Form noch hinabdringt, zeigt sich auch organisches Leben; Ehrenberg fand noch in dem Grubenwasser eines Bergwerkes am Ural einige der gewöhnlichen Infusorien; die Wasserbehältnisse des mächtigen Krainer-Höhlenzuges, zu welchem die Adelsberger Grotte gehört, enthalten noch Thiere aus ziemlich hochstehenden Familien: namentlich dem Hölensalamander. Die Mitbewegung, in welche mehrere unserer tiefsten Landseen, so wie mehrere Heilquellen bey großen Erdbeben versetzt wurden, läßt auf einen unterirdischen Zusammenhang der Wasserreservoirs der Tiefe mittelst der Höhlen schließen.

Der Luftkreis (§. 22) scheint sein Verbleiben über der Erdfläche, wie seine Begränzung durch ein polarisches Verhältniß zum Körper des Planeten zu empfangen, welches unser Verf. mit jenem vergleicht, das sich zwischen einem lebenden Nerven, und der ihn umgebenden elektrischen Sphäre findet, deren Daseyn v. Humboldt zuerst nachwies. Die Ausdehnung dieser Sphäre hänget nicht von äußeren, sondern von inneren Ursachen ab; von der Kraft: hier des thierischen Lebens, welche dem Nerven inwohnt. Die Action dieser Kraft kann nach der einen Richtung hin stärker seyn und weiter reichen, als nach der andern, und dieses von innen ausgehende Verhältniß kann in gewißem Maaße einem Wechsel unterworfen seyn, wie im Kleinen bey der Wirkungssphäre eines künstlichen Magnets. In jedem Falle ist eine solche Actionssphäre nicht etwas dem lebenden Nerven hinzu Gesselltes, sondern sie besteht nur durch die eigene Kraft und Wechselbeziehung desselben auf die ihn umgebende Körperwelt. Würde der Luftkreis nur durch die allgemeine Schwere an den Planeten festgehalten, könnte er zugleich durch die ihm inwohnende Elastizität in's Unendliche sich ausdehnen und verdünnen, dann würde nach Laplace's Berechnung seine Gränze in einem Abstand von $6\frac{2}{3}$ Erdhalbmesser von dem Mittelpuncte der Erde sich finden; jenseits dieser Gränze könnte die Luft nicht mehr der Erde angehören, sondern jedes Lufttheilchen, das durch die ihm inwohnende Elasticität bis zu dieser Höhe emporgehoben würde, müßte, vermöge der ihm mitgetheilten Schwungkraft, die Nähe des Planeten verlassen, und von diesem hinwegfliehen. Wäre dieses so, dann würde, wie Wollaston mit Recht erinnert, der nachbarliche Mond sich längst aus der überfließenden Fülle seines Planeten mit einer stärkern Atmosphäre versehen, oder es würde Jupiter seinen verhältnißmäßig so nahen Monden ihre auffallend dichte Atmosphäre längst entzogen haben. Auch die beyden Hauptgasarten der Atmospäre: Sauerstoff- und Stickstoffgas scheinen in dieser nicht auf chemische Weise, sondern Theil vor Theil durch eine polarische Anziehung von anderer Art vereint. Wären sie chemisch verbunden, wäre die atmosphärische Luft ein niedereres Oxyd des Stickstoffes, dann erschiene es mit jedem bekannten Naturgesetz in Widerspruch, wie das höhere Oxyd, das eigentlich sogenannte Stickstoffoxyd, welches doch schon den doppelten Antheil des Oxygens in sich enthält, der atmosphärischen Luft mit solcher Leichtigket ihren Sauerstoff entziehen und mit ihr zur salpetrigen Säure werden könnte; wären aber beyde Gasarten blos nach mechanischem Gesetz unter einander gemengt, so müßte sich das schwerere Sauerstoffgas wegen dieser größeren Schwere allmählich mehr zur Tiefe senken, und die tiefer gelegenen Gegenden würden dann

reicher daran seyn, als die höheren. So aber sind das Sauerstoffgas und Stickgas an allen Puncten des Luftkreises, wo nicht nachbarliche Oxydationsprozesse diesen Zustand örtlich und momentan verändern, so gleichmäßig zusammengesellt, wie die Theilchen des Alkohols mit denen des Wassers, unter welche man jene mischte. Auch Wasserdampf ist mit großer Beständigkeit den beyden Hauptgasarten des Luftkreises beygesellt; seine mittlere Menge in unserer Atmosphäre beträgt so viel, daß derselbe in der tropfbar flüßigen Gestalt des Wassers einen Raum von 139 Kubikmeilen erfüllen würde; es ist mithin ohngefähr doppelt so viel Wasser in dem Luftkreis enthalten, als, nach der gewöhnlichen Berechnung, alle Flüsse der Erde zusammengenommen im Verlauf eines Jahres ins Meer führen.

Die §§. 23 u. 24. beschäftigen sich mit der Betrachtung der Meteore, so wie der Erdbeben und Vulkane. Der letztere Paragraph erwähnt zugleich der bekanntesten vulkanischen Ausbrüche der älteren und neueren Zeit.

Die hierauf folgenden Paragraphen umfassen die Grundzüge der Geognosie und Geogonie. Hierbey wollen wir etwas ausführlicher verweilen, da sich gerade in diesem Abschnitte manches Neue findet. Der Verf. geht von der Ansicht aus, daß die Erdveste nicht durch ein über unermeßliche Zeiträume sich fortsetzendes Spiel der gestaltenden und wieder zerstörenden Naturkräfte, sondern durch einen Schöpfungsact entstanden sey. Er hat an einer späteren, im 2ten Bande stehenden Stelle, seine Gedanken hierüber zusammengefaßt; zur besseren Verständigung seines geologischen Privat-Systems möge der Inhalt jener Stelle hier vorausstehen:

„Wir unterscheiden an unserer eigenen Natur zwey verschiedene Reiche des Seyns, in deren jedem ein eigenthümliches Gesetz des Entstehens und Fortwährens herrscht: das eine ist das Reich des Geistigen, das andere das des Materiellen. In dem Reiche des Geistigen stehen die Bilder, welche die Seele sich vorstellet, wie der Gedanke, der sie denkt, auf einmal, nach ihrem Maaße vollendet da und können nur zurückgedrängt werden, nicht aber sterben; im Reiche des Materiellen nehmen die Dinge aus einem unscheinbaren Keime ihren Anfang, wechseln dann durch Anziehung des verwandten Stoffes, nehmen wieder ab und sterben. Derselbe leibliche Mensch, dessen Bild die Seele noch fortwährend sich auf einmal mit der Schnelligkeit des Gedankens erschaffet und lebendig darstellt, war erzeugt und geboren worden, hatte unter mannichfaltigen Hemmungen sein Wachsthum vollendet, war hierauf gestorben und verwest; was von der Natur der Seele ist, das erscheinet nach seinem Maaße von ewiger Natur; was von der Natur des Leibes, das ist wandelbar und vergänglich. — Die Weise des Entstehens im Reiche des Geistigen ist ein Act der Schöpfung; das Entstehen im Reiche des Materiellen beruhet auf einem Act der natürlichen Erzeugung: jener vollendet sich zumal, in einem Momente, dieser allmählig, in einer sich fortsetzenden Reihe von verschiedenen Momenten.

Welche von beyden Weisen die anfängliche und ursprüngliche sey, daran läßt uns die Betrachtung der beseelten Dinge nicht zweifeln. Die Seele ist eher als der Leib; sie ist, als Einheit, ganz und auf einmal da; dieß bezeuget unter anderen die Art, in welcher sie die Fäden ihrer organischen Verleiblichung nach den verschiedensten Richtungen hin zugleich anspinnt und entfaltet. Wie im Schöpfer selber, so muß in dem von ihm ausgehenden Funken, so muß in der Schöpferkraft, welche wir Seele nennen, die ganze Mannichfaltigkeit des sichtbaren Wesens wie im Keime liegen, denn sogleich mit dem Beginne des Lebens gehet von dem Beseelten der Zug der Verwandtschaft nach dem Licht und dem Dunkel, nach der Luft und dem wärmenden Feuer, nach der Erde und dem Wasser aus; wie die Vorstellung, die sich der denkende Geist auf einmal in ihrer ganzen Vollendung erschafft, so giebt sich die Seele ganz und auf einmal als ein Vorbild des sichtbaren Weltganzen kund. Aber wie die besondere Seele vor ihrem Leibe, so muß noch vielmehr die allgemeine, schaffende Einheit vor dem Entstehen der Mannichfaltigkeit gewesen seyn, deren einzelne Momente durch ihr harmonisches Zusammenstimmen noch jetzt ein Abbild jener Alles bedenkenden, ordnenden Einheit sind, aus welcher sie hervorgiengen. Das Wirken und Bewegen dieser Einheit ist ein Schaffen, in einem Moment; erst mit der geschaffenen Mannigfaltigkeit tritt der Weg jenes in die Materie fallenden Erzeugens ein, dessen Wirken ein allmähliges, von einem Moment der Zeit zum andern sich steigerndes und wieder abnehmendes ist. Wie weit wir ihn auch hinausschieben mögen, der Anfang unserer Sichtbarkeit muß dennoch einmal in einem Schöpfungsmoment begründet gewesen seyn. Wenn schon die Seele, die in dem organischen Einzelleibe waltet, die Fäden ihrer Verleiblichung zugleich nach allen Richtungen hin ausspinnt und anlegt; wie vielmehr wird der schaffende Geist, welcher das Seyn der Erdveste und des gan-

zen, sichtbaren Weltgebäudes aussprach, sein Werk zumal, nach allen Richtungen hin begründet und entworfen haben."

(Schluß folgt.)

## Philosophical Transactions of the royal society of London. For the year 1835. Part. I. and II. 4.

(Fortsetzung.)

Um die Mittel und Zwecke des Verf. richtig zu beurtheilen, ist es wesentlich auch seine sonstigen Schriften ähnlichen Inhaltes zu berücksichtigen. Als solche sind uns eine Anwendung seiner Methode auf die Probleme der Optik und eine Abhandlung in den Philos. Transactions 1834 bekannt, wovon die vorliegende als Fortsetzung oder Vervollständigung zu betrachten ist. Der einfache Ausdruck des Principes der kleinsten Wirkung, unter welchem die ersteren Probleme begriffen sind und die eben so einfache und allgemeine Form, die Lagrange den Bewegungsgleichungen gegeben, scheinen bey dem Verf. die Absicht erweckt zu haben, auch in der Anwendung diese schätzbare Eigenschaft beyzubehalten, ohne, wie dieß bisher geschehen ist, genöthigt zu seyn, für besondere Fälle auch besondere Betrachtungsweisen, besondere Näherungs-Methoden, und jedesmal verwickeltere Formen einzuführen. Von den erwähnten allgemeinen Grundlagen ausgehend, gelangt er nun seinem Vorhaben gemäß, durch mehrfache Transformationen zu Ausdrücken, worin sämmtliche gesuchte Größen als partiale Differentiale einer einzigen Function erscheinen.

Um uns aber auf die Abhandlung, welche den Gegenstand der Recension bilder, insbesondere zu beschränken, bemerken wir, daß die Darstellung der gesuchten Größen als partiale Differentiale einer Hauptfunction auf zweyfachem Wege erreicht wird; einmal leitet der Verf. die Ausdrücke unmittelbar aus den Fundamentalgleichungen ab; das andere Mal gelangt er durch eine Betrachtungsweise, welche der Methode der Constanten von Lagrange völlig analog ist, zu den gesuchten Resultaten. In beyden Fällen aber bleibt zur Bestimmung der Hauptfunction eine Differentialgleichung übrig; und es bildet einen Haupttheil der Abhandlung, nachzuweisen, wie diese zur Verbesserung der erwähnten Function zu benützen sey, wenn ein genäherter Werth bekannt ist.

Die einzelnen Transformationen, welche zu den Resultaten führen, hier näher zu bezeichnen, würde einerseits zu weitläufig, andrerseits aber zum allgemeinen Verständnisse unnöthig seyn, da sie der Methode keineswegs eigenthümlich sind.

Nach einigen Erläuterungen und Beyspielen geht der Verf. von der absoluten Bewegung eines Systemes von Körpern im Raume, worauf sich die ersteren Formeln bezogen, zu ihrer relativen Bewegung über, und spricht sich am Ende hinsichtlich des Verhältnisses seiner Methode zu jener von Lagrange dahin aus, daß die letztere die Bahn eines einzigen Körpers um einen Centralkörper als normal voraussetze, und die Störungen bestimme, wie sie an diese Bahn anzubringen seyen, während nach seiner Methode der Körper als um den gemeinschaftlichen Schwerpunct des Systemes sich bewegend, und von der gleichzeitigen Anziehung aller übrigen Körper afficirt, gedacht werde.

Wenn aber, fügt der Verf. ferner bey, hiedurch etwa kein entschiedener Vorzug seiner Methode begründet werde, so wolle er dagegen der Beurtheilung der Astronomen überlassen, ob er nicht dadurch eine wesentliche Vereinfachung eingeführt habe, daß alle Größen vermittelst einer einzigen Function ausgedrückt würden, wo sonst bey den gegenseitigen Störungen zweyer Planeten zwey verschiedene Functionen zu berechnen gewesen wären, je nachdem man den einen oder den andern Körper als gestört betrachtete.

Daß dieses Urtheil, in so ferne es die Methode von Lagrange betrifft, eine nähere Bestimmung erfordert hatte, bedarf keiner Erinnerung: aber auch die neue Methode scheint dadurch nicht hinlänglich charakterisirt. Diese letztere gewährt uns als Endresultat nebst den Werthen der gesuchten Größen durch partiale Differentiale einer Hauptfunction ausgedrückt, zur Auffindung der Hauptfunction selbst eine Differentialgleichung, welche (obwohl dieß der Verf. nicht ausgesprochen hat) durch die bisherigen Hülfsmittel der Analyse keiner Integration fähig ist, wohl aber dazu dient, wo genäherte Werthe der Coordonaten bekannt sind, den Ausdruck der Hauptfunction durch successive Approximationen zu verbessern. Die Methode führt daher ihrem Wesen nach nur zu Näherungsformeln und wenn man bey dem Störungsproblem insbesondere sich auf den ersten Grad der Approximation beschränkt, wie dieß in der Abhandlung geschehen ist, so erhält man Ausdrücke, die denen von Lagrange gleichbedeutend sind. Dieser Umstand scheint dem Verf. entgangen zu seyn: gleichwohl ist er eine nothwendige Folge des Verfahrens: denn da in beyden Fällen von denselben Gleichungen ausgegangen wird und in den Resultaten dieselben Variablen und Constanten vorkommen, so müssen auch die Resultate selbst, so verschieden die Transformationen in der Ableitung seyn mögen, dennoch übereinstimmen. Es ist aber hiemit kein Urtheil ausgesprochen, in wie ferne sich die neue Methode zu einer schnellern und bequemern Approximation eignen würde, wenn man andere Größen einführte, oder die Integration auf andere Weise bewerkstelligte. So lange jedoch dieses nicht geschieht, scheint kein hinlänglicher Grund vorhanden zu seyn, die vom Verf. geforderten Vorzüge der Methode zuzuerkennen.

(Fortsetzung folgt.)

# Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 26. October.

Nro. 214. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1836.

**Théorie Mathématique de la chaleur. Par S. D. Poisson. Paris, 1835. 4. 532 S.**

Das ununterbrochene Wirken des Hrn. Poisson seit mehr als zwey Decennien im Gebiete der theoretischen Astronomie und Physik hat theils durch allmählige Vervollständigung und Ausbildung, theils auch durch wichtige Entdeckungen diese Wissenschaften so wesentlich befördert, daß die Erscheinung eines neuen Werkes von ihm große Erwartungen begründen muß. In der Vorrede zur zweyten Ausgabe seiner Mechanik (Traité de Mécanique. Paris, 1833.) kündigte der Hr. Verf. seine Absicht an, in einem größern Werke, welches aus einzelnen unabhängigen Theilen bestehen, aber als ein Ganzes unter dem Titel: Traité de Physique Mathématique vereiniget werden sollte, den verschiedenen Theilen der Physik ohne voraus festgesetzte Reihenfolge, nach und nach eine möglichst vollständige mathematische Begründung zu geben. Den ersten Theil bildete die im Jahre 1831 herausgekommene Theorie der Capillar-Attraction (Nouvelle Théorie de l'action capillaire. Paris, 1831); an diese schließt sich die vorliegende Theorie der Wärme als zweyter Theil an. So lange man die Bedingungen einer Erscheinung nur unvollständig zu umfassen, und näherungsweise die Consequenzen zu entwickeln sich begnügt, liefert die Uebereinstimmung oder der Widerspruch zwischen Berechnung und Erfahrung nur eine mangelhafte Bestätigung oder Widerlegung der hypothetischen Grundlagen des Calculs; soll aber gültig über die Statthaftigkeit eines angenommenen Naturgesetzes entschieden werden, so ist es nothwendig, die Folgerungen desselben durch strenge Deduction und vollständig dargestellt mit den Ergebnissen der Erfahrung zu vergleichen.

Diese strenge und vollständige Deduction ist es, welche als Hauptidee in der Physik des Hrn. Poisson durchgeführt, derselben einen nirgends bisher in gleichem Maaße erreichten Vorzug verleihen sollte.

„Durch die Wahl des Titels: „Mathematische Theorie der Wärme," so drückt sich der Hr. Verf. S. 5 über die Tendenz des vorliegenden Werkes aus, wollte ich anzeigen, daß es sich darum handeln werde, durch einen strengen Calcul aus einer allgemeinen, auf Erfahrung und Analogie gegründeten, Hypothese über die Mittheilung der Wärme alle Folgerungen abzuleiten.

Diese Folgerungen werden alsdann eine Transformation der Hypothese selbst seyn, welche durch den Calcul weder erweitert, noch beschränkt wird und ihre vollkommene Uebereinstimmung mit den beobachteten Erscheinungen kann über die Richtigkeit der Theorie selbst keinen Zweifel übrig lassen."

Das Werk, in zwölf Kapitel abgetheilt, wird mit einem Vorworte eingeleitet, worin die Entstehung und Ausbildung der Wärmelehre erwähnt sind. Lambert wandte in seiner Pyrometrie zum ersten Male die Mathematik auf das Verhalten der Wärme in einfacheren Fällen an, ohne jedoch die Differential-Gleichungen, welche die Temperatur irgend eines Punctes in einer gegebenen Masse für einen

constanten oder wechselnden Stand seiner Wärme ausdrücken, zum Grunde zu legen.

Die später erfolgte Darstellung dieser Gleichungen durch Biot, und die geistreiche Theorie des Austausches der strahlenden Wärme von Prevost umfassen die sämmtlichen Arbeiten der Physiker in dieser Hinsicht zwischen der ersten Entstehung der Wärmelehre und ihrer Erhebung zu einer selbstständigen Abtheilung der Wissenschaft durch die klassischen Arbeiten Fouriers. Eine Denkschrift, die dieser Gelehrte im Jahre 1807 der Pariser Akademie der Wissenschaften überreichte, seine im Jahre 1812 gekrönte Preisschrift, später ein eigenes Werk „analytische Theorie der Wärme“ und verschiedene Abhandlungen theils in den Denkschriften der Akademie, theils in Gay-Lussacs Annalen der Chemie und Physik rechtfertigen ihm den Ruhm eines Gründers in diesem Zweige der Naturwissenschaft. Auch Laplace wendete die Analyse auf einige Probleme der Wärmelehre mit besonderer Beziehung auf die Wärme des Erdkörpers an.

Endlich muß unter die vorzüglichsten Beförderer der Wärmetheorie auch Hr. Poisson selbst gezählt werden, durch dessen vielfache Abhandlungen die Wissenschaft, theils an neuen Resultaten, theils an Allgemeinheit und Strenge der Deduction in ausnehmendem Maaße gewonnen hat. Diese Abhandlungen bilden die Grundlage des vorliegenden Werkes.

Die fünf ersten Kapitel umfassen die Gesetze der Wärmemittheilung, sowohl in der Ferne durch Strahlung, als auch in der Nähe durch unmittelbare Fortpflanzung im Innern der Körper. Um die Beziehungen der Wärme zu den Körpern zu untersuchen, ist es nothwendig, über die Beschaffenheit der letzteren rücksichtlich ihrer kleinsten Theile eine Hypothese festzusetzen, da dem Geiste des Infinitesimal-Calculs zu Folge aus den Verhältnissen der kleinsten Theile der Totalzustand bestimmt wird. Man begnügte sich früher, eine Zusammensetzung der Körper aus unendlich vielen, als rechtwinklige Parallelopipeden an einander gereihten Elementen anzunehmen, so zwar, daß je vier gleiche Kanten eines jeden Parallelepipedums durch die Differentiale der rechtwinkeligen Coordonaten ausgedrückt wurden, eine Vorstellungsweise, die nicht aus der Natur, sondern aus der Eigenthümlichkeit des Calculs hervorgegangen war.

(Fortsetzung folgt.)

---

Die Geschichte der Natur, als zweyte, gänzlich umgearbeitete Auflage der allgemeinen Naturgeschichte, von Dr. G. H. v. Schubert, ꝛc.

(Schluß.)

Von dieser Ansicht ausgehend, stellet nun der Verf. in dem §. 27, welcher von dem Entstehen der Erdveste handelt, folgende Sätze auf: Das Band der innern Aehnlichkeits-Verwandtschaft, das alle Dinge der Sichtbarkeit zu einem Ganzen vereint, geht aus der gemeinsamen Beziehung hervor, in welcher alles einzelne Seyn zu einem allgemeinen Grund des Seyns stehet. Beyde aber, der Zug nach dem einen Anfangs- und Mittelpuncte des Werdens hin, und der Zug des einen werdenden und gewordenen Dinges nach andern werdenden und gewordenen Dingen, finden sich in allen Wesen; sie erscheinen namentlich am organischen Körper als zwey verschiedene und doch innig verwebte Regionen oder Systeme von Organen; als ein passiv den höheren Lebenseinfluß Aufnehmendes, scheinbar Todtes, und ein der gleichartigen Körperwelt gegenüberstehendes Selbstthätiges; in den Gebilden der Erdveste als eine krystallinische Reihe z. B. der sogenannten Urgebirge und als eine organisch plastische der vollkommen geschichteten Bergarten. Die erstere hat sich in einer von unten nach oben gehenden (mehr perpendikulären), die andern in einer von innen nach außen gehenden (vorherrschend horizontalen) Richtung entfaltet, durch eine Spannkraft, die nach ihrem höheren Maaße jener elektrischen verwandt war, welche

die Lagen der Wolken (und der Hagelschichten) im Luftkreise ausbreitet. Beyde Reihen (der Feuer- und der Wasserwelt) sind in nothwendiger räumlicher und zeitlicher Beziehung auf einander entstanden; ihre Gebilde weben sich in einander, ohne sich eigentlich zu vermischen, denn sie sind Erzeugnisse zweyer polarisch verschiedenen Thätigkeiten, deren jede zwar nur in Beziehung auf die andere wirksam werden kann, eine aber auch zugleich die andere ausschließt; so daß die eine nur da producirend hervortritt, wo die andere zurückweicht und erlischt. Die Schichtung mit der in ihr auftretenden, organisch plastischen Region entstehet durch die Wirksamkeit des einen Poles; an jedem Puncte, wo diese unterbrochen wird, erhebt sich die Wirksamkeit des anderen Poles und zugleich stellen sich an dem Orte der Unterbrechung die Gebilde der krystallinischen Ordnung ein.

Auf die Ansicht von einem Entstehen der sichtbaren Erdveste und der auf ihr erscheinenden Mannichfaltigkeit der Dinge durch einen Schöpfungsact gründet sich nun auch die Meynung, welche der V. über die organische Natur des Gebirgsinnern aufstellt. Er hält jene Thiere und Pflanzen, deren Ueberreste in den Bergarten der organisch-plastischen Reihe gefunden werden, nicht für solche Wesen, welche hunderte oder tausende von Jahrtausenden vor dem Entstehen der jetzigen organischen Natur gelebt haben, sondern für solche, welche gleichzeitig noch mit den heute lebenden ihrer Ordnung auftraten und vorhanden waren; deren Seyn und Bestehen aber an Bedingungen geknüpft gewesen, die eben so verschieden von denen waren, unter welchen die jetzt auf der Erdoberfläche wohnende organische Welt sich forterzeugen und gedeihen kann, als die, unter denen der Höhlensalamander besteht, von denen verschieden sind, unter welchen der Wassersalamander unserer Teiche sich forterzeugend erhält. Ein großer Theil der organischen Natur des Gebirgsinneren umfasset Geschöpfe der Tiefe, welche nur so lange bestehen konnten, als der begleitenden Umstände dieses



Bestehens vorhanden waren. Diese Umstände aber sind nur in jener Zeit eingetretten, in welcher die Massen der Erdveste aus dem unvollkommen flüßigen zum festen Zustand übergiengen.

Der 28. §. enthält eine Zusammenstellung jener Thatsachen, welche für eine Abnahme und Zunahme des Gewässers der Erde zu sprechen scheinen. Es sind zwey Hauptformen der irdischen Leiblichkeit: Wasser und Eisen (=Oxyd); jenes herrscht an der Oberfläche, dieses, wie aus so Vielem hervorgeht, im Inneren der Erde vor. Beyde haben eine sehr mächtige Anziehung gegen einander; überall wo Eisenoxyd mit dem Wasser in Berührung tritt, entsteht das Eisenoxydhydrat, welches schon bey einem mäßigen Erhitzen die in ihm enthaltene, sehr bedeutende Wassermenge frey werden läßt. Eine große, allgemeine Wasserbedeckung der Erde konnte schon mittelst einer Steigerung der Wärme im Inneren des Planeten bewirkt werden, wodurch aus einem Theil des Eisenoxyd-Hydrats der Binnenmassen das Wasser entbunden ward. Vorzüglich zwey Hauptmomente eines solchen Hervortretens des Wassers auf die Oberfläche scheinen in der Geschichte unserer Erdveste stattgefunden zu haben; eine länger andauernde bey dem Entstehen derselben, und eine schneller vorüber gehende zur Zeit der großen Fluth. In den späteren Zeiten unserer historischen Kunde hat das Meer weder zu- noch abgenommen, sondern nur in der Richtung und Stärke seiner Strömungen einzelne, verhältnißmäßig unbedeutende Veränderungen erlitten.

Die noch übrigen Paragraphe des ersten Bandes, welche von der Ab- und Zunahme der Wärme der Erde, von den Zeiten des Menschengeschlechtes, seinem gemeinsamen Ursprung und ältesten Wohnsitz, dann von der großen Fluth und dem Zeitalter von dieser handeln, enthalten zwar viele Zusätze und neuerdings bekannt gewordene Thatsachen, übrigens sind sie, dem Hauptinhalte nach, dieselben geblieben, die sie in der ersten Bearbeitung dieses Werkes waren.

Philosophical Transactions of the royal society of London. For the year 1835. Part. I. and II. 4.

(Fortsetzung.)

7. Continuation of a former Paper on the twenty-five feet Zenith Telescope lately erected ad the Royal Observatory. By J. Pond. Esq. (S. 145 – 151).

Die Beobachtungen von γ Draconis mit dem Zenithsector an der Sternwarte in Greenwich wurden von Bradley begonnen und sind bis zum Verfalle des Instrumentes im Jahre 1812 durch einen Zeitraum von 62 Jahren fortgesetzt worden.

Von dem erwähnten Jahre an erfolgte eine Unterbrechung bis 1833, wo ein neues Zenithfernrohr von 25 Fuß aufgestellt wurde. Wenn es der Beobachtungsmethode mit diesem Instrumente zum Vorwurfe gemacht werden kann, daß sie die Unveränderlichkeit desselben voraussetzt, ohne irgend eine Nachweisung zu liefern, ob durch den Einfluß der Temperatur und die Behandlung des Instruments keine Störung eintrete, so muß es dem Hrn. Pond zum Verdienste gerechnet werden, daß er eine wünschenswerthe Kontrolle eingeführt hat. Sie wird dadurch erlangt, daß man mit den Beobachtungen von γ Draconis eine gleiche Anzahl Beobachtungen eines nahen, etwas südlich vom Zenith gelegenen Sterns, 170 Draconis, verbindet, und zwar in der Art, daß ein Mal die Sterne beyde bey westlicher oder beyde bey östlicher Lage des Instrumentes, ein anderes Mal aber der eine Stern bey westlicher und der andere bey östlicher Lage beobachtet werden, wodurch sich im ersten Falle die Summe, im zweyten Falle die Differenz ihrer Zenithdistanzen ergibt. Die Tabellen, welche der Verf. am Ende der Abhandlung beygegeben hat, enthalten eine dreyfache Bestimmung der Zenithdistanzen obiger zwey Sterne: 1) durch Beobachtungen mit den zwey Mauerkreisen, 2) durch Vereinigung der abwechselnd bey östlicher und westlicher Lage des Fernrohres gemachten Beobachtungen desselben Sterns, 3) durch Berechnung der Summen und Differenzen beyder Zenithdistanzen nach der eben angezeigten Weise. Die nahe übereinstimmenden Ergebnisse der drey Bestimmungsarten gewähren das auffallende Resultat, daß Bessels Formel (Tabulae Regiom. XLVI.), welche auf die 62 jährige Reihe der frühern Greenwicher Beobachtungen gegründet ist, schon nach zwanzig Jahren die Zenithdistanz von γ Draconis um 1″, 74 größer als die Beobachtung gibt.

8. On the Atmospheric Tides and the Meteorology of Dukhun (Deccan) East Indies. By Lieut.-Col. Sykes. (Seite 161 — 220).

Diese Abhandlung umfaßt eine Reihe von meteorologischen Beobachtungen, welche an verschiedenen Puncten von Dukhun in Ostindien zwischen 17°. 25′ und 19°. 27′ nördl. Breite und 73°. 30′ — 75°. 53′ östlicher Länge in den Jahren 1827 — 1830 gemacht worden sind. Nachdem der Verf. eine Beschreibung seiner meteorologischen Instrumente (für deren Genauigkeit mehr durch die berühmten Namen der Verfertiger als durch die unzureichenden Verificationen des Beobachters gebürgt wird) und eine Darstellung seiner Beobachtungsweise vorausgeschickt hat, setzt er die vorzüglichsten Resultate seiner Beobachtungen zugleich mit vielen zum Theile interessanten Bemerkungen auseinander. Folgender allgemeiner Umriß wird den Leser mit dem Inhalte der Abhandlung bekannt machen. Wie in allen tropischen Gegenden, so zeigt auch in Dukhun das Barometer eine sehr regelmäßige periodische Bewegung, welche innerhalb 24 Stunden zwey Maxima und zwey Minima erlangt. Ueber das erste Minimum (4 — 5 Uhr Morgens) finden sich keine nähern Bestimmungen vor: das darauf folgende Maximum trifft zwischen 9 und 10 Uhr Vormittags ein. Von dieser Zeit an fällt das Barometer bis es zwischen 4 und 5 Uhr Nachmittags sein Minimum erreicht: die Größe um welche es in dieser Periode fällt beträgt im Durchschnitt 0,1066 engl. Zoll. Es erfolgt alsdann ein allmähliges Steigen bis zwischen 10 und 11 Uhr Nachts, wo der Barometerstand im Durchschnitte 0,0884 engl. Zoll höher ist als zur Zeit des nachmittägigen Minimums. Die jährlichen Variationen sind in so enge Grenzen eingeschlossen, daß sie kaum 0,6 engl. Zoll übersteigen. Uebrigens sind keine atmosphärischen Umstände, auch nicht die Passatwinde (wie Humboldt und Bonpland vermuthet hatten) vermögend, die regelmäßigen Oscillationen des Barometers zu unterbrechen, wohl aber können sie den Betrag derselben modificiren. Auch zeigen sich manche Anomalien rücksichtlich der Barometerhöhe, die wohl nur der Lokalität zuzuschreiben sind.

(Fortsetzung folgt.)

# Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 27. October.

Nro. 215. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1836.


## Théorie Mathématique de la chaleur. Par S. D. Poisson. Paris, 1835. 4. 532 S.

(Fortsetzung.)

Den Elementen selbst als Einheiten von gleicher Beschaffenheit legte man gleiche Wirkungsweise bey. Erst die Entdeckung der Molekularkräfte führte auf die Unterscheidung der kleinsten Theilchen (Molecule, Atome), deren Beschaffenheit den Erscheinungen, nicht blos dem Bedürfnisse des Calculs angepaßt werden mußte: so zwar, daß die eben erwähnten Elemente als aus einer großen Anzahl mit eigenthümlicher Kraftäußerung begabter Atome zusammengesetzt anzunehmen sind, deren Resultante als Summe der einzelnen Wirkungen (und nicht für alle Fälle in Form eines Integrals darstellbar) die Wirkung eines Elementes angiebt. Die Ausbildung dieser Lehre ist Hrn. Poissons Verdienst; sie erscheint als eigenthümliche Vorstellungsweise seiner ganzen Physik zum Grunde gelegt, und muß auch da, wo sie die Resultate nicht wesentlich modificirt, und wo die gewöhnliche Betrachtungsart dieselben Folgerungen gewährt, jedenfalls als naturgemäß erkannt werden.

Es gehört ferner zu den Eigenthümlichkeiten von Hrn. Poissons Theorie der Physik, daß sie die Wirkungsweise an der äußersten Schichte der Körper nicht derjenigen gleich setzt, welche im Innern statt findet. Kommen Wirkungen in Betracht, die auf irgend eine Weise durch Molekularkräfte bedingt sind, wie dieß in einer großen Menge physikalischer Probleme der Fall ist, so muß der Zusammensetzung der Körper aus Atomen zufolge gegen die äußerste Grenze hin eine schnelle Aenderung der Dichtigkeit, mithin eine veränderte Wirkungsweise, eintreten. Ein ähnlicher Unterschied des Verhaltens der äußersten und der innern Körpertheile findet auch bezüglich auf die Wärme in so fern statt, als die Wärmestrahlen eine äußere Schichte von gewißer Dicke zu durchdringen vermögen, während im Innern ihre Verbreitung gehindert wird: jedoch ist diese Erscheinung nicht durch die erwähnte Dichtigkeitsänderung allein zu erklären, weil die durchdringende Kraft der Wärmestrahlen viel weiter als die Wirkungssphäre der Molekularkräfte reicht.

Der Beweis übrigens, daß die strahlende Wärme eine meßbare Schichte materieller Elemente zu durchdringen vermöge, gieng aus den Versuchen mit einem Rußüberzuge von verschiedener Dicke (wie solche bey Messung der specifischen Wärme angewendet werden) sehr bestimmt hervor: aber erst vom Hrn. Verf. ist die Nothwendigkeit erkannt worden, die Berechnung hiernach zu modificiren.

Die allgemeinste Aufgabe der Wärmelehre besteht darin, für eine gegebene Zeit die Temperatur eines gegebenen Punctes in einem Körper oder materiellen Systeme überhaupt zu bestimmen. Die Lösung hängt von zwey Differentialgleichungen ab, wovon die eine sich auf die Oberfläche, die andere auf das Innere bezieht, und deren Begründung im strengsten Sinne den Zweck der Wärmetheorie bildet. Die erstere Gleichung ist vom H. Verf. bereits in einer frühern Denkschrift in derselben umfassenden Form, wie sie hier erscheint, dargestellt

worden: der letztern hat er erst im vorliegenden Werke die möglichste Allgemeinheit verschafft. Sie drückt nun die Bewegung oder den Stand der Temperatur für einen homogenen oder heterogenen Körper aus, wobey die Leitungsfähigkeit auch als Function der Temperatur angenommen werden kann. Die verschiedenen Stufen, worauf diese Fundamentalgleichungen sich stützen, nebst den vielfachen beygefügten Erläuterungen durchzugehen, würde die Grenzen einer Anzeige überschreiten: wir bemerken blos, daß die Demonstration streng und umständlich ist, und insbesondere die letzterwähnte Gleichung, während sie die von Fourier gefundene an Allgemeinheit übertrifft, auch durch die Ableitungsweise die Bedenklichkeiten ausschließt, welche die Kommission der Pariser Akademie (bestehend aus Lagrange, Laplace, Legendre, Hauy und Malus) zum Theile veranlaßt haben, Fouriers Preisschrift nicht unbedingt gutzuheißen. Daß diese Bedenklichkeiten begründet waren, weist der Hr. Verf. (pag. 117) in so ferne nach, als dem von Fourier gebrauchten Princip, wornach die Schnelligkeit der Wärmefortpflanzung in einem unendlich kleinen Parallelopipedum der Temperatur-Differenz der entgegengesetzten Flächen gerade und ihrer Entfernung umgekehrt proportional gesetzt wird, keineswegs die Unabhängigkeit und Evidenz zukommt, welche demselben beygelegt wurde.

Wir können bezüglich auf die Gleichung der Wärmefortpflanzung im Innern der Körper die Bemerkung nicht übergehen, daß sie in gewißem Maße die Bewegung einer Flüßigkeit bedingt, demnach auch in so ferne von Wichtigkeit ist, als sie zu den bekannten zwey Gleichungen hinzugefügt werden muß, um eine vollständige Theorie der Bewegung flüßiger Körper darzustellen.

Ferner ist es merkwürdig, daß diese Gleichung den Differential-Coefficienten in Bezug auf die Zeit nur in der ersten Ordnung enthält, während in allen Bewegungsgleichungen elastischer Flüßigkeiten ein Differential-Coefficient der zweyten Ordnung in Bezug auf die Zeit vorkommt. Diese wesentliche Verschiedenheit der Form deutet auf eine Verschiedenheit der wirkenden Kräfte hin, und macht es höchst wahrscheinlich, daß die Phänomene der Wärme sich nicht, wie jene des Lichtes, durch die Vibrationen eines elastischen Fluidums werden erklären lassen.

Sollte im Innern der Körper eine Strahlung d. h. eine Mittheilung der Wärme in meßbarer Entfernung statt finden, so würde ein verändertes Verhältniß in der Zu- oder Abnahme der Temperatur eintreten. Die Analyse des Herrn Poisson gestattet, auch diesen Umstand (obwohl die Ausdrücke dadurch sehr verwickelt und die Integration höchst schwierig werden) zu berücksichtigen. Uebrigens ist die hier gegebene Wärmetheorie noch nicht als vollständig und erschöpfend zu betrachten; denn einerseits behandelt sie nur die gewöhnliche und regelmäßige Mittheilung der Wärme ohne Eigenthümlichkeiten einzelner Wärmequellen oder das besondere Verhalten einzelner Körper zu denselben (Polarisation, Brechung) zu berühren; andererseits aber läßt sie die durch Wärme in luftartigen, flüßigen und auch in festen Körpern hervorgebrachte Bewegung und die damit zusammenhängenden Erscheinungen (Passatwinde, regelmäßige Meeresströmungen, Barometer-Veränderungen) noch gänzlich unberücksichtiget.

Nachdem durch das Vorhergehende die Lösung der zur Wärmelehre gehörenden Probleme auf zwey Gleichungen mit partiellen Differentialen zurückgeführt war, hat der Herr Verf. sehr zweckmäßig der Integration dieser Gleichungen und den darauf bezüglichen Reihenentwickelungen, als einem bisher wohl nirgends vollständig behandelten Gegenstande die folgenden drey Kapitel (VI. VII. VIII.) gewidmet. Er setzt die verschiedenen Formen auseinander, unter welchen sich die Integrale partieller Differentialgleichungen ausdrücken lassen, und weist dieselben durch Verwandlung der einen Form in die andere als gleichbedeutend nach. Die am häufigsten vorkommenden Probleme führen auf Integrale, welche keine will-

kührliche Function einschließen, sondern aus einer unendlichen Reihe gleichgestalteter Glieder mit unbestimmten Constanten bestehen, so zwar, daß jedes Glied für sich der Differentialgleichung Genüge leistet. Obwohl Integrale dieser Art längst bekannt und gebraucht waren, so konnten über ihre Zuläßigkeit Zweifel erhoben werden, bis der Herr Verfasser als der Erste nachwies, daß sie nicht blos die mit der Zeit erfolgenden Veränderungen eines Systemes materieller Puncte ausdrücken, sondern auch geeignet sind, den willkührlich gegebenen Initialzustand darzustellen. Zu diesem Behufe war es nothwendig, ein Verfahren anzugeben, wodurch eine gegebene continuirliche oder discontinuirliche Function in eine Reihe periodischer Glieder (Sinusse oder Cosinusse) verwandelt würde. Dieß geschieht mit aller Vollständigkeit unter Anwendung der früher vom Hrn. Verf. bekannt gemachten Begründungsart, die zwar an Allgemeinheit, nicht aber an Faßlichkeit und Beweiskraft diejenige übertrifft, nach welcher Lagrange zuerst ähnliche Reihen dargestellt hat. Eben die hier befolgte Methode (die der Hr. Verf. gegen vielfache früher und jetzt noch erhobene Einwendungen sicher zu stellen sucht) gewährt ihm die Entwicklung einer beliebigen Function zweyer Winkelgrößen in eine Reihe bestehend aus Gliedern von jener besondern Form, welche von Laplace zuerst bey Bestimmung der Anziehung eines Sphäroids gebraucht wurde, und die später wegen der Vortheile bey Integrationen so häufige Anwendung gefunden hat.

Die vier letzten Kapitel enthalten die Lösung der vorzüglichsten Probleme der Wärmetheorie.

Die Mittel hiezu waren durch die vorhergehenden Kapitel vollständig gegeben, indem die Fundamentalgleichungen entwickelt und die Integrirung derselben so weit vorbereitet war, daß es nur mehr der entsprechenden Substitutionen bedurfte, um die Lösung einzelner Aufgaben zu erreichen. Anstatt aber das bereits Gefundene unmittelbar anzuwenden, hat der Herr Verf. sehr häufig vorgezogen, die gesuchten Ausdrücke auf neue Entwickelungen zu begründen, wodurch nur eine unnöthige Ausdehnung des Werkes entstanden wäre, fände sich nicht für den Leser eine volle Entschädigung in dem Umstande, daß er hiebey auf die Kenntniß verschiedenartiger, auch in anderen Problemen der Physik anwendbarer Methoden geführt wird. Die Schwierigkeiten der Integrationen vermehren sich in dem Maaße als man die Fortpflanzung der Wärme nach einer, nach zwey oder nach drey Richtungen zugleich berücksichtiget. Im letzteren Falle werden die Formeln so verwickelt, daß bisher mit Ausnahme weniger Körper, nämlich der Kugel, des Cylinders mit kreisförmiger Basis, des rechtwinkligen Parallelopipedums, verschiedener dreyeckiger Prismen und des Ellipsoids für einen stationären Wärmestand, keine vollständige Auflösung erreicht worden ist.

Auch unter diesen ist nur die sphärische Gestalt, weil die Fragen über die Temperatur der Erde an dieselbe geknüpft sind, von besonderm Interesse: die übrigen Formen (wovon der Hr. Verf. blos Eine, nämlich das rechtwinklige Parallelopipedum vollständig behandelt hat) mögen hauptsächlich als geeignete Mittel zur Erläuterung der Theorie angesehen werden, denn weder im praktischen Leben, noch in wissenschaftlichen Forschungen bietet sich eine bemerkenswerthe Anwendung derselben dar.

Die äußere und innere Temperatur der Erde nach ihren verschiedenen Beziehungen haben seit Entstehung der Wärmelehre den vorzüglichsten Gegenstand derselben gebildet: auch im vorliegendem Werke wird theils der Wärmevertheilung in sphärischen Körpern überhaupt, theils der Temperatur der Erde insbesondere eine sehr umständliche Untersuchung gewidmet.

(Fortsetzung folgt.)

Philosophical Transactions of the royal society of London. For the year 1835. Part. I. and II. 4.

8. On the Atmospheric Tides and the Meteorology of Dukhun (Deccan) East Indies. By Lieut.-Col. Sykes. (Seite 161 — 220).

(Fortsetzung.)

Die Temperatur von Dukhun ergibt sich im Durchschnitte zu 76° Fahr. (+ 19°,6 Reaum.), jedoch würde dieser Werth, um als wahres Mittel gelten zu können, noch einer Verbesserung bedürfen, wie sie wegen der Beobachtungszeiten (Sonnenaufgang, 9½ Uhr Vormittags, 4 Uhr Nachmittags) erfordert wird.

Die jährlichen und monatlichen Variationen des Thermometers sind nicht bedeutend, sehr groß dagegen die täglichen Variationen, die sich manchmal bis auf 39° Fahr. (17°, 3 Reaum.) erheben.

Die beobachtete Regenmenge beträgt 23½ Zoll, während in Bombay (in einer Entfernung von etwa 90 engl. Meilen) das Mittel aus 12jährigen Beobachtungen 82 Zoll gibt. Die vorherrschenden Winde sind O. und W.: selten hat man Nord- oder Süd-Wind, aber häufig Windstille. Eine große Menge Elektricität befindet sich in der Luft, und veranlaßt auffallende Erscheinungen. Wir beschließen diese Anzeige mit der Bemerkung, daß die meteorologischen Beobachtungen an verschiedenen Puncten in Dukhun gemacht worden sind, und deren Anzahl für die einzelnen Orte wohl nicht zureicht, um die wahren Mittelwerthe zu bestimmen: überdieß haben wir die Abhandlung bloß als eine Sammlung von Thatsachen zu betrachten, deren Beziehungen unter sich und zu anderwärtigen Beobachtungen den Gegenstand fernerer Untersuchung bilden soll.

9. Geometrical Investigations concerning the Phenomena of Terrestrial Magnetism. By Th. S. Davies Esq. (S. 221 — 248).

Der Verf. geht von der Voraussetzung aus, daß die Erscheinungen des terrestrischen Magnetismus durch zwey im Innern der Erde befindliche Pole (Mittelpunkte der magnetischen Kraft) erzeugt werden und lehrt, wie man aus Beobachtungen der Declination und Inclination der Magnetnadel die Lage der Pole und das Verhältniß ihrer Intensität berechnen könne. Eine nähere Darstellung des Inhaltes dieser Abhandlung scheint überflüßig, da weder die Hypothese selbst sich auch nur innerhalb der Gränzen möglicher Fehler den Beobachtungen anschließt, noch die theoretischen Entwickelungen sich durch Vollständigkeit oder scharfsinnige Anwendung analytischer Hülfsmittel auszeichnen.

10. Researches towards establishing a theory of the Dispersion of Light. By the Rev. Baden Powell. (S. 249 — 254).

Verschiedene durchsichtige Substanzen brechen die verschiedenen Lichtarten (d. h. die verschiedenfarbigen homogenen Lichtstrahlen) in sehr ungleichem Verhältnisse, so zwar, daß das prismatische Spektrum durch verschiedene brechende Mittel erzeugt, bey übrigens gleichen Umständen eine sehr verschiedene Ausdehnung erlangt, ohne daß man bisher zwischen dieser Ausdehnung, d. h. zwischen dem Zerstreuungsvermögen der Substanzen und ihrem Brechungsvermögen ein Gesetz der Abhängigkeit erkannt hatte. Gleichwohl konnte man mit Grund vermuthen, daß die Wirkungsweise eines durchsichtigen Mittels auf alle Strahlen gleichartig sey, daß demnach zwischen der Geschwindigkeit oder den Wellenlängen eines Lichtstrahles und seinem Brechungsexponenten ein bestimmtes Verhältniß bestehen müsse. Ein solches Verhältniß leitet nun Hr. Powell, der Analyse des Hrn. Cauchy folgend, aus der Undulationstheorie ab, und zwar unter der Form

$$\mu = H. \frac{\frac{rn\pi}{\lambda}}{\sin \frac{rn\pi}{\lambda}}$$

wo $\mu$ den Brechungsexponenten und $\lambda$ die Wellenlänge des fraglichen Lichtstrahles, H und rn von der Beschaffenheit des Mittels abhängende Größen bedeuten. Die letzteren Größen leitet der Verf. für verschiedene durchsichtige Mittel aus den Versuchen Fraunhofers ab, und zeigt durch die befriedigende Uebereinstimmung der Rechnung mit den Messungen, daß über die Richtigkeit des aufgefundenen Gesetzes kaum mehr ein Zweifel übrig sey. Hiemit wäre denn für die Wahrheit der Undulationstheorie ein neuer und wichtiger Bestätigungsgrund dargelegt.

(Fortsetzung folgt.)

# Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 28. October.

Nro. 216. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1836.


Théorie Mathématique de la chaleur. Par S. D. Poisson. Paris, 1835. 4. 532 S.

(Schluß.)

Die Beobachtungen, welche über die innere Temperatur der Erde angestellt worden, haben zwey Resultate geliefert, daß nämlich die täglichen und jährlichen Veränderungen der äußeren Temperatur nur bis auf eine geringe Tiefe in die Oberfläche der Erde eindringen, weiterhin aber unmerklich werden, dann daß die eigene Temperatur des Erdbodens mit der Tiefe zunimmt. Das erstere Resultat gieng insbesondere aus Hrn. Arago's Beobachtungen an Thermometern, deren Kugeln bis auf verschiedene Tiefen in den Boden versenkt waren, hervor, auch die Thermometer-Beobachtungen in dem Keller der Pariser Sternwarte *) liefern eine Bestätigung davon; das letztere Resultat ist theils durch Beobachtungen in Bergwerkschachten, theils durch Sondirung, theils durch die Wärme artesischer Brunnen übereinstimmend zur Gewißheit erhoben worden.

Um eine Erklärung dieser Thatsache zu liefern, haben Fourier und nach ihm Laplace die Erde als einen ursprünglich bis auf eine sehr hohe Temperatur erhitzten Körper betrachtet, der gegenwärtig im Erkalten begriffen sey. Hiemit vertragen sich auch alle bekannten Erfahrungen; nur der Umstand, daß die Hypothese uns nöthiget, bey gleichförmig vorausgesetzter Zunahme eine unermeßliche Hitze im Mittelpuncte der Erde anzunehmen, bietet einige Schwierigkeit dar. Dieß hat Hrn. Poisson veranlaßt, eine neue Erklärung aufzustellen. Nach ihm erfüllen die Fixsterne den Weltraum mit Wärmestrahlen, deren Resultat für verschiedene Stellen des Raumes vermöge der ungleichmäßigen Vertheilung der Fixsterne mehr oder minder intensiv sich äußern wird, so zwar, daß die Erde, indem sie der progressiven Bewegung des Sonnensystems folgt, nach und nach abwechselnd von kälteren Regionen in wärmere und von wärmeren in kältere gelangen muß. Nach dem Umstande, daß gegenwärtig die Temperatur gegen die Oberfläche abnimmt, wäre zu schließen, daß die Erde (deren ursprüngliche Hitze nach des Hr. Verf. Ansicht sich längst verloren haben muß) zuletzt aus einem wärmern Raume in einen kälteren übergegangen ist. Die Wirksamkeit der Fixsternwärme auf unsere Erde sucht der Hr. Verf. durch Erwähnung der von Hrn. Melloni neuerlich angestellten Versuche zu bestätigen. Wenn wir uns hierüber, so lange uns das Detail der Versuche selbst nicht zugekommen ist, kein Urtheil erlauben dürfen, so können wir wenigstens bemerken, daß sie nicht an und für sich, sondern nur in Verbindung mit anderen Beweismitteln die neue Hypothese unterstützen können. Das wichtigste, nnd wie es scheint, einzig zureichende Beweismittel, wäre die Nachweisung einer aus Beobachtungen hervorgehenden Aenderung der

*) Der Hr. Verf. giebt das vollständige Tableau dieser mit besonderer Sorgfalt und Genauigkeit angestellten Beobachtungen von 1817 — 1835, welcher Zeitraum in vier Perioden getheilt folgende Mittel gewährt: 11,°730, 11,°801, 11,°857, 11,°950. Eine so regelmäßige Zunahme kann doch wohl nicht zufälligen Ursachen beygemessen werden.

inneren Erdtemperatur. Unglücklicher Weise erstrecken sich aber die Perioden, innerhalb welcher solche Aenderungen merklich werden können, so weit auf die Jahrtausende hinaus, daß man den Gegenstand für jetzt noch wohl nicht mit Unrecht zum Gebiete chimärischer Speculation rechnen dürfte. Bedenkt man ferner, daß nach den wahrscheinlichen Angaben über die Parallelaxe der Fixsterne hundert tausend derselben (wenn sie unserer Sonne gleich wären) noch bey weitem nicht den millionsten Theil der Wärme gewähren würden, die wir von der Sonne erhalten, so wird man mit Recht hierin neue Schwierigkeiten erblicken, zu deren Beseitigung wenigstens besondere Hypothesen über die Größe und erwärmende Kraft der Fixsterne festzusetzen wären.

Wir müssen endlich noch bemerken, daß der Grund, welcher Hrn. Poisson veranlaßt hat, die Annahme einer noch vorhandenen ursprünglichen Wärme im Innern der Erde zu verlassen, keineswegs genügend scheint. Wenn wir uns einerseits nicht wohl vorstellen können, wie die uns bekannten irdischen Stoffe bey der Hitze, die der Hr. Verf. nach wahrscheinlichen Annahmen für den Mittelpunct der Erde berechnet, noch bestehen können, so ist es andrerseits eine rein willkührliche Hypothese, den Stoffen des Erdkerns gleiche Beschaffenheit mit denen der äussern Kruste, die uns allein bekannt ist, beyzulegen. Ueber die Eigenschaften der Bestandtheile des Erdkerns, und ihr Verhalten zur Wärme, giebt die Erfahrung keinen Aufschluß. Es wäre aber sehr leicht, über die Leitungsfähigkeit der inneren Erdstoffe und über die Strahlungs-Sphäre der Wärme bey hohen Temperaturen eine annehmbare Hypothese festzusetzen, wornach die Hitze am Mittelpunkte der Erde auf eine mäßige Größe zurückgeführt, mithin die vom Hrn. Verf. erhobene Einwendung beseitigt würde. Wir tragen demnach kein Bedenken, da es doch nur auf eine Wahl zwischen unbegründeten Hypothesen ankommt, der gewöhnlich angenommenen Voraussetzung einer noch vorhandenen ursprünglichen



Wärme des Erdkerns, als der natürlichern, den Vorzug zu geben: bemerken aber übrigens, daß die eine wie die andere Hypothese bis auf eine sehr entfernte Zukunft keine merkliche Veränderung der Erdtemperatur andeutet, und daß beyde überhaupt zu sehr von Folgen entblößt und von sonstigen Erscheinungen zu isolirt sind, um für die Gegenwart noch eine Bedeutung zu gewinnen.

Die übrigen Entwickelungen über tägliche und jährliche Veränderungen und Mittel der Lufttemperatur, über deren Messung durch Thermometer und deren Abhängigkeit von der geographischen Lage der Oerter sind mit der dem Werke eigenthümlichen Genauigkeit und mit der sorgfältigsten Berücksichtigung aller Umstände durchgeführt.

Hiemit wollen wir die Anzeige eines Werkes beschließen, welches nicht nur als strenge mathematische Begründung eines wichtigen Zweiges der Physik gegen das bisher Geleistete einen entschiedenen Vorzug behauptet, sondern auch unabhängig von den physikalischen Resultaten durch die methodische Anwendung einer mächtigen mit Scharfsinn und tiefer Kenntniß gehandhabten Analyse immerhin merkwürdig bleiben wird.

Ungeachtet der ausgezeichneten typographischen Correctheit des Werkes findet sich p. 41. ein Druckfehler, wo die Gleichung (6) heißen muß

$$\Gamma = \lambda\,(\mu^4 - \mu\,\zeta):$$

ferner steht p. 110 einmal ein einfaches anstatt eines doppelten Integralzeichens, und p. 111 ist die Größe K in mehreren Ausdrücken ausgelassen, was sich alles leicht aus dem Konterte berichtigen läßt: endlich ist in der Kupfertafel Fig. 11. der Buchstabe M zu versetzen, wie sich aus der darauf bezüglichen Demonstration von selbst ergiebt.

Philosophical Transactions of the royal society of London. For the year 1835. Part. I. and II. 4.

(Fortsetzung.)

11. Experimental Researches in Electricity. Tenth Series. By M. Faraday. — On an improved form of the Voltaic Battery: — some practical results respecting the construction and use of the Voltaic Battery. (S. 263 — 274).

Die zehnte Folge von Faradays Untersuchungen über Electricität bezieht sich auf die möglichst vortheilhafte Einrichtung und Anwendung galvanischer Apparate. Die Grundsätze, die er aus vielfachen Versuchen geschöpft hatte, führten ihn auf eine eigene Construction eines Trogapparates, welcher sich unter allen Umständen besonders zweckmäßig erwies. Der Apparat ist übrigens, wie der Verf. selbst bemerkt, identisch mit jenem, den Dr. Hare im Philos. Magazine Vol. LXIII. und Silliman's Journal Vol. VII. beschrieben hat. Der fernere Inhalt der Abhandlung bezieht sich auf die Säuren, die Metalle, ihre Zusammensetzung, Zahl und Größe, und entwickelt praktische Regeln, ähnlich denen, die Gay-Lussac und Thenard in ihren Recherches Physico-Chimiques gegeben haben.

12. On the Ice formed, under peculiar circumstances, at the bottom of running Water. By the Rev. J. Farquharson. (S. 329 — 343).

Daß sich unter gewissen Verhältnissen im fließenden Wasser Eis auf dem Grunde bildet, ist eine längst bekannte Thatsache, wofür mehrere Erklärungen aus theoretischen Principien in neuerer Zeit versucht worden. Verschiedenheit der Ansichten und Meynungen war unausbleibliche Folge in einer Untersuchung, wo die bedingenden Umstände, als Gestalt und Beschaffenheit des Grundes, Bewegung des Wassers und dessen Temperatur in verschiedenen Tiefen, Gang der Lufttemperatur und sonstige atmosphärische Verhältnisse, sich nicht für mathematische Darstellung oder genaue Bestimmung eignen, wo bloßes Raisonnement die Stelle einer analytischen Deduction ersetzen muß. Eine schätzbare und umfassende Zusammenstellung von Materialien und Erklärungsversuchen findet sich in Arago's Abhandlung im Annuaire pour 1833. Hr. Eisdale, welcher die Schlüsse des französischen Physikers ungenügend fand, suchte im 17. Bande des Edinburgh New Philosophical Journal eine neue Erklärung geltend zu machen, und beyde seinerseits zu berichtigen, war Hrn. Farquharsons Absicht in der vorliegenden Abhandlung.

Die günstige Gelegenheit zum Beobachten der Erscheinung, welche sich an den Gewässern des Don und Leochal öfters und in großer Ausdehnung zeigte, hat der Verf. mit vielem Scharfsinne benützt, und gelangt zu dem Schlusse, daß das Eis am Grunde fließender Gewäßer unter dem vereinten Zusammenwirken folgender Bedingungen entstehe: 1) Wenn die Temperatur des Wassers (welche bey schnell fließenden Gewässern für jede Tiefe gleich ist) 32° Fahrenh. d. h. den Gefrierpunct erreicht oder dieser Grenze sehr nahe kommt; 2) wenn ein wolkenfreyer Himmel das Ausstrahlen der Wärme vom Grunde und hiemit das Erkalten des Grundes veranlaßt. Wie der erstern Bedingung den hydrostatischen Gesetzen zufolge im fließenden Wasser Genüge geschehen, war schon von Hrn. Arago sehr richtig erklärt worden, und wird durch die Beobachtungen des Verf. bestätiget. Die zweyte, ursprünglich von M'Keever aufgestellte Bedingung sucht der Verf. gegen die Einwendungen des Hrn. Arago und insbesondere gegen den Zweifel, ob das Ausstrahlen der Wärme durch eine dicke Wasserschichte vor sich gehen könne, zu begründen. Wenn wir nun gleich gerne zugeben, daß die Erscheinung durch die vorliegende Abhandlung bestätigt und näher bestimmt worden, so halten wir keineswegs dafür, daß die Erklärung erheblich gewonnen habe: und wir können insbesondere nicht unerwähnt lassen, daß des Verf. Versuch das Erkalten des Grundes gegen obigen Zweifel des Hrn. Arago zu rechtfertigen, aller Beweiskraft entbehrt, indem sich das Experiment nicht auf die strahlende, sondern auf die mit den Sonnenstrahlen verbundene Wärme bezieht.

III. Geognostische Abhandlungen.

1. The Bakevian Lecture. — On the Proofs of a gradual Rising of the Land in certain parts of Sweden. By Charles Lyell (S. 1 — 38 mit 2 Tafeln und vielen eingedruckten Holzschnitten).

Es ist nunmehr über hundert Jahre, daß der schwedische Naturforscher Celsius die Meynung aussprach, daß

nicht nur das baltische Meer, sondern der ganze nördliche Ozean in allmähligem Sinken begriffen sey; er schätzte dieses Fallen im Verlauf eines Jahrhunderts auf 40 Zoll. Diese Veränderung des Niveauverhältnisses zwischen Meer und Land, wie es in Schweden beobachtet war, mußte um so mehr Aufmerksamkeit erregen, seitdem L. von Buch die Behauptung aufstellte, daß eine solche Veränderung keineswegs dem Sinken des Wassers, sondern im Gegentheil dem fortwährenden Emporsteigen des festen Landes von Schweden zuzuschreiben sey.

Vor Allem kam es nun darauf an, die Richtigkeit der Angaben zu constatiren, durch welche eine wirkliche Aenderung in dem Niveauverhältnisse zwischen Land und Wasser erwiesen werden sollte. Man hatte in Schweden zu verschiedenen Zeiten, um hierüber etwas Verlässiges durch Beobachtungen ausmitteln zu können, Zeichen an Felsen angebracht, welche den damaligen Wasserstand angaben, und ihnen das Datum ihrer Errichtung beygefügt. Alle diese Zeichen wurden in den Jahren 1820 — 21 von schwedischen Seeoffizieren untersucht, und ein Bericht hierüber von ihnen an die k. Akademie der Wissenschaften zu Stockholm abgestattet, in welchem sie als Resultat ihrer Forschungen aussprachen, daß längs der ganzen Küste des nördlichen Theils des bothnischen Meerbusens das Meer niedriger als früherhin steht, daß aber der Betrag dieser Aenderung nicht gleichförmig sey. Zugleich wurden in denselben Jahren neue Zeichen für den damaligen Wasserstand errichtet, um späteren Untersuchungen weitere Anhaltspuncte darzubieten.

Die Wichtigkeit dieses Gegenstandes war es, welche Lyell bewog im Sommer 1834 die Küsten Schwedens, sowohl auf der Ost-, wie auf der Westseite, zu bereisen, und in der vorliegenden Abhandlung theilt er die von ihm gefundenen Ergebnisse mit. Da sie von vielem Interesse sind, so sollen sie im Nachfolgenden ziemlich ausführlich dargelegt werden; am Schlusse erlauben wir uns alsdann einige Bemerkungen über die Hypothese, welche der Verf. nach dem Vorgange des Hrn. v. Buch über die Hebung Schwedens aufgestellt hat, beyzufügen.

Auf seinem Wege nach Schweden untersuchte der Verf. zuerst die östlichen Küsten der dänischen Inseln Möen und Seeland, aber weder hier, noch später in Scanien konnte er etwas über die Aenderung des Meeresspiegels in Erfahrung bringen, Andeutungen davon, die er bey Calmar gefunden haben will, sind keineswegs beweisend. Desto schlagendere Beweise hiefür glaubt er um Stockholm aufbringen zu können.

Die Gegend um Stockholm ist im Allgemeinen niedrig, indem sie selten zu einer Höhe von 150 Fuß



über dem Wasserspiegel ansteigt. Die Hauptgebirgsarten sind Gneiß und Granit, welche oft ganz kahl sind und eine zum großen Theil geglättete und abgerundete Oberfläche darbieten, als ob diese Felsen vor einer langen Zeit hätten den Grund des Meeres gebildet und wären durch die beständige Reibung von Sand und Kieseln glatt gescheuert worden. Eine Masse von Sand, hie und da in Letten übergehend, bedeckt öfters die Felsen; sie erreicht indessen selten eine besondere Mächtigkeit, außer längs gewisser Striche, wo merkwürdige Kuppen von Sand und Gras, in Schweden Sand-Åsar genannt, vorkommen. Diese Åsar sind ungeheure Sandbänke von 50 bis zu mehreren hundert Ellen Breite und von 50 bis zu mehr denn 100 Fuß Höhe, welche sich oft auf viele Meilen weit in einer Erstreckung fortziehen. Gewöhnlich laufen sie in der Richtung von Norden gegen Süden, endigen sich in der Regel auf beyden Seiten in einen steilen Abfall, und sind bisweilen auf dem Gipfel so schmal, daß wenig mehr Raum, als zu einer Straße übrig bleibt. Da sie ein vortreffliches Material zum Straßenbau gewähren, so sind viele Landstraßen entweder längs des Gipfels oder des Fußes solcher Kuppen geführt, so daß der Reisende hinlänglich Gelegenheit hat, sich von ihrer Beschaffenheit zu unterrichten. An Stellen, wo sie aus großen abgerundeten Geschieben von Mannskopfgröße bestehen, ist keine Schichtung bemerkbar; wo sie aber, wie es gewöhnlicher ist, aus Grus und feinem Sand zusammengesetzt sind, sind sie durchgängig in ähnlicher Weise wie in Flußbetten geschichtet.

In diesen Sandlagern nun fanden sich Seeconchylien, denen ähnlich, die im baltischen Meere vorkommen. Der erste Fundort deselben, welchen der Verf. besuchte, ist Solna, eine Meile nordwestlich von Stockholm, wo sie in großer Anzahl sich zeigen. Sie gehören meistentheils zu Cardium edule und Tellina baltica; bey vielen sind noch beyde Schalen vereinigt. Mytilus edulis ist meist gänzlich zersetzt, und hat dadurch die Masse violet gefärbt. Außerdem kommt noch daselbst die Littorina crassior und littorea vor, so wie eine kleine Paludina, verwandt oder selbst identisch mit P. ulva. Die Mies- und Herzmuscheln sind klein, gerade so wie sie in dem Brackenwasser des benachbarten bothnischen Meerbusens gefunden werden, und die ganze Zusammengesellung dieser Conchylien ist so, wie sie das baltische Meer characterisiren. Das Lager, in welchem sie vorkommen, liegt 30 Fuß über dem Spiegel dieses Meeres.

(Fortsetzung folgt.)

# Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 29. October.

Nro. 217. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1836.


Gothicae Versionis Epistolarum Divi Pauli ad Galatas ad Philippenses ad Colossenses ad Thessalonicenses primae quae supersunt. Ex Ambrosianae Bibliothecae Palimpsestis deprompta cum annotationibus edidit Carolus Octavius Castillionaeus. Mediolani Regiis typis MDCCCXXXV. 62. S. Text. 4.

---

(Fortsetzung)

## III. Artikel.

Mit gewohnter Genauigkeit und Sprachkenntniß hat Graf Castiglione auch im vorliegenden Bande uns wieder einen im Ganzen zuverläßigen und befriedigenden Text geliefert, dessen eigenthümliche oder neue Vorkommnisse er obenein mehr noch als früher durch ein bestätigendes Sic in den Noten sicher stellte.

In den Bayerischen Annalen 1834, S. 1040 a. ist von Unterzeichnetem, und in den Gelehrten Anzeigen 1836, ist von Schmeller dringend geltend gemacht worden, bey solchen Schriftdenkmalen den Ausgang der handschriftlichen Zeilen streng durch senkrechte Striche zu kennzeichnen. Fälle, wie sie S. 451 mitgetheilt worden (nasseináis etc.), möchten sich leicht aus Erlöschen oder Vergessen über den Rand hinausgeschriebener Buchstaben erklären oder auf frühere die Zeilen so oder so abbrechende Handschriften schließen lassen. Daß der Herausgeber Fehler, wie na*ss*eináis und offenbarere oben in seinen Text aufgenommen, und obenein meist nur nach Einer Handschrift, darüber wollen wir mit ihm nicht rechten. Zeilabtheilungen aber, wie tha-tei (C. 4, 7.), gaf-valt (G. 2, 19.), fvi-gnjáith (C. 3, 15.), ufa-rassu (Th. 3, 10.), uf-armunônds (Ph. 2, 30.), mái-zuththan (G. 4, 9.) können wir nicht gut heißen. Eben so wenig die Trennung offenbar zusammengehöriger Zusammensetzungen, wie leika-fráujam (C. 3, 22.), frathja-marzeins (G. 6, 3.), gutha-skáunein (Ph. 2, 6.), während umgekehrt sunivê sibja (G. 4, 5.) fälschlich verbunden, was C. 1, 5. (sunivê gadêds) richtig getrennt, wie Ph. 4, 14. gamáinjabriggandans verbunden wurde.

Von geringfügigen Druckfehlern nehmen wir Umgang, wie z. B. ïzvak (K statt R: Col. 4, 6.), brôthrus (statt brôthrjus: Th. 4, 13). *) Das S. 469 aus usliggváidjáu (C. 4, 16.) versuchte usliggváid *jah* wird nur in seinem d bedenklich, da in den Handschriften der paulinischen Briefe d fast gar nicht für das Schluß-th des Verb. Participii ꝛc. steht, Th. 5, 26. sogar bidjáith'uth-than, wo doch das th gewöhnlich weicht: vergl. standáiduh (1. C. 16, 13.), vairtháiduh (C. 4, 32.), vileidu (J.

---

*) S. 10, 11. Schiller statt Schilter; S. 26, 1. lies C. 2, 23; S. 43, 9. von unten lies atsnarpjáis, wie oben im Texte; S. 6, 5. steht im Texte richtig baúrthein bairith, in der Anm. baíreith, und auch baúrith für A. ist wohl nur Druckfehler, so wie vielleicht auch kaúrein statt baúrein (R statt B) zu lesen kommen möchte, nach V. 2. (kaúrithôs baíráith); S. 47, 3. von unten lies gecviman etc. Die vielen griechischen Accentdruckfehler verbessern sich von selber.

18, 39). — Th. 3, 10. steht in Text und Anm. ohne sic.: us*th*iuháima, während Cod. B. richtig us*t*iuháima gewährt. Skathâila (C. 3, 25.) steht in der Anmerk. wie oben, doch ohne besondere Vergewisserung des ái, welches hier um so erwünschter gewesen wäre, als die angeführte althd. Form scatal für Genauigkeit in diesem Falle nicht spricht. Doch gewinnt ái etwas Vorschub durch Vilj*ái*nanth (Uuillienant) der neapol. Urkunde, noch mehr in undar*ai*ſtja, wie E. 4, 9. statt undar*n*iſtô zu lesen kommt, wonach beyläufig auch E. 3, 8. wohl undaráiſtjin (st. undarleijin) zu lesen seyn möchte. Láiſênim (C. 2, 22.) ist Schreib- oder Druckfehler, die Codices haben das richtige láiſeinim. Vielleicht ist auch Th. 4, 17. mith ïmma (statt *αὐτοῖς*) nur neuerer (oder älterer?) Schreibfehler und G. 5, 3. ist statt hvammê mannê sicherlich hvammêh zu lesen. Eben so muß G. 1, 4. jedenfalls andvairthin (praesenti) statt des gedruckten anavairthin (futuro) gelesen werden; G. 4, 27. áuthjôns (statt áuthjôs); Th. 2, 13. statt unſveibandanei, was weder Fem. seyn, noch für unſveibandanê zu nehmen ist, zu aviliudôm allein unſveibandan*s* (S statt C): es folgt unmittelbar nimandan*s*, und ist jene Redeweise wie Th. 5, 17. unſveibandan*s* bidjáith, E. 1, 16. unſveibands aviliudô. — Auffallend ist Ph. 4, 5. anaviljê ïzvara kuntha ſiái, welches, obschon auch in der Anmerk. stehend, um so eher wohl als wenigstens älterer Fehler zu nehmen seyn möchte, als das folgende Wort mit dem vermißten i anhebt. *) 1 Tim. 3, 14. soll freylich anaviljin (*σεμνότητι*) stehen, von anavilja, wie sich von vilja erwarten läßt, gleich ana-mahts ꝛc. Anaviljei käme von anavil[j]is (wie ſilbavil[j]is: 2 C. 8, 3.). Vielleicht steht auch dort ΑΝΑΥΙΑϚΕΙΝ oder ΑΝΑΥΙΑϚΕΙΝ. Wie apáuſtáulê kann anaviljê nicht gedacht werden. — Gar nichts bemerkt ist zu I.audikáia (C. 4, 16.), was freylich zweymal steht. Eben so nichts zu ſein ſilbins (*ἑαυτοῦ*: G. 6, 4.), dem vorausgeht und nachfolgt ſis ſilbin. Doch ist jenes, das auch E. 5, 28. steht, hinlänglich begründet. *)

Das Gothische giebt bekanntlich *ἡμῶν, ὑμῶν, μου, σου, αὐτοῦ, αὐτῶν* u. ſ. w. stets durch das zum bestehenden Substantivum gehörige Pronomen possessivum wieder. Von den vielen Fällen auch unſers Bandes nur folgende, wo der Fem. Sing. dem Gen. Plur. des persönlich ungeschlechtigen Fürwortes gleichklingt. Nicht nur *unſara* arbáiths (*κόπος ἡμῶν*: Th. 3, 5.), unſara vêns (*ἡμῶν ἐλπις*: Th. 2, 19.), sondern auch áithei *unſara* (*μήτηρ ἡμῶν*: G. 4, 26.), áudagei ïzvara (G. 4, 17.), friathva ïzvara (Ph. 1, 19.), wieder *meina* fahêd (Ph. 2, 1. 4, 14.), und ſtibna *meina* (Ph. 4, 20.), leik *ſein* (G. 5, 24.), und *ſein* kas (Th. 4, 4.), barnilôna *meina* (G. 4, 19.) und *ſeina* barna (Th. 2, 11.). Man könnte versucht werden, das nachfolgende Pronomen, z. B. auch hairtôna ïzvara (C. 4, 8.), libáins ïzvara (C. 3, 4.), galáubein ïzvara (Th. 3, 2. 5.) für den griechischen Genit. plur. zu nehmen, wie wirklich in hvarjizuh ïzvara (Th. 4, 4.), áinhvarjanôh ïzvara (Th. 2, 11.), thô alláizê ïzvará uſháuſein (2 C. 7, 15.), aber selbst im letztern Falle könnte ïzvara schon der Accuſ. Possessivi seyn und unendlich viele Stellen (barnam *ſeinam*, *αὐτῆς*: G. 4. 23; fravaúrhtins *unſarôs*:

*) Wir denken hier an L. 10, 5: ïn thanê gardei ïnngaggáith, wo der alte Schreiber sich wohl vergriff (statt thanei gardê, wie V. 8. und 10: ïn thôei baúrgê); aus welcher Art Fehlgriffes sich auch wohl L. 14, 28: rahneith manvi-thô habáiu du ustiuhan erklären möchte, statt manvu ei thô habái oder vielleicht manv*ith* ei habái du ustiuhan. Manvu wie L. 14, 17. kurz zuvor und J. 7, 6.

*) Vergl. dagegen Wörterb. zum Iwein S. 369 und Nibel. 19, 4. 60, 1. ꝛc.

G. 1, 4. ꝛc.) laßen keinen Zweifel. Auffallend deshalb iſt Th. 2, 17: andâugi *izvara* gaſaihvan. Mit Solöcismen iſt nicht geholfen; ſoll izvara daher hier nicht einmal Gen. pl. ſeyn, *) ſo ſehe man ſich nach anderer Lesart um. Bald darauf Th. 3, 10. ſteht ei *ga*ſaihváima andvairth*ja* izvara (ὑμῶν τὸ πρόσωπον); alſo leſe man dort andâug*ja* izvara gaſaihvan, oder andâug*i* izvara*ta* ſaihvan, ΓΛ in ΤΛ verwandelnd. Aehnlich verlas ſich der alte Schreiber ſchon Mk. 4, 28, indem er ᚴᚱᚢᛗᛁᛋᛏᚱᚨᛋ ſchreiben mußte. Die Verwechslung des Γ und Τ dauerte lange fort in usgrudjans, das G. 6, 9. Beſtätigung erhält. — Nicht unwichtig wäre geweſen, das Sic, welches zu C. 4, 10. (du thanei) geſetzt wurde, V. 13 (du thans) wiederholt zu ſehen: ſ. oben S. 482. Gar nichts geſagt wurde zum zweymaligen láis (Ph. 4, 12.), das wir oben S. 489 höchſt willkommen hießen. **) Ph. 4, 16. ſcheint zwiſchen tváim andavizn ein *in* ausgefallen, doch laßen auch einige griechiſche Codd. εἰς fort. Wahrhaft wichtig aber wäre Beſtätigung für *manaulja* (σχήματι, habitui: Ph. 2, 8.) geweſen, wo man entweder ähnlich ſkatha*ila*, eine Bildung mit -*au*li ſtatt des bisherigen -*ul* (hvôſtuli, magula) annehmen müßte, oder eine Zuſammenſetzung mana-uli (wie (manaſêths), was unwahrſcheinlich. Es frägt ſich daher um eine Conjectur, und zunächſt drängt ſich ein N. mannuli auf. Sonſt biete ich zur Wahl, als auf Buchſtabenmöglichkeiten beruhend manubli (wie dâuthubli), manubni (wie vitubni, fráiſtubni) oder beſſer *manniski* (wie barniski) von mannisks (J. 12, 43. Skeir. 47, 15.), wovon manniskôdus (Skeir. 47, 18.); oder manaski? — Th. 5, 15. ſteht ïbái hvas ubil*ana* ubilamma hvamma usgildái (malum *pro* malo). Hier muß nach N. 12, 17 (ni áinnummêhun ubil *und* ubilamma usgibands) und Mth. 5, 38 (áugô *und* áugin, tunthu *und* tunthâu) geleſen werden ubil *und* ubilamma oder vielleicht ubil*ana* *und* ubilamma, nach dem Gebrauch des Maſculini in Mth. 7, 23: vaúrkjandans unſib*jana* (operantes iniquitatem), wo man die Wahl hat unſibja*ta* (alſo immer wieder das Adjectivum) zu ändern oder einen adj. Gebrauch anzunehmen, der im Mittelhochdeutſchen noch ſo häufig vorkommt, z. B. den vollen, den grôzen vollen (Nibl. 999, 3. 1114, 3. 1273, 4. 1302, 1. 2077, 1. 2267, 1.; 2000, 3.) und auch Mk. 14, 51. (biváibiths leina ana naqvad*ana*) zum Vergleich ziehen läßt. — Zweifel erregt G. 5, 28. fláutandans (κενοδοξοι, inanis gloriae cupidi), da 1 C. 13, 4. fláut*jan* (περπερεύεσθαι, perperam agere, dieſes ſicher von fliutan, fluere) erſchien. — Stehen muß man laßen, weil es vergewiſſert wird, us*th*rôthiths (inſtitutus, initiatus ſum: Ph. 4, 12.). — In Th. 5, 3. (jah *unth*athliuhand: καὶ οὐ μὴ ἐκφύγωσιν, et *non* effugient) könnte man *ung*athliuhand vermuthen, beſonders da ni (oder wahrſcheinlicher un-) wirklich fehlt und *g*athliuhan ſonſt ſtets vorkommt (Mth. 8, 33. Mk. 5, 14. 14, 52. 16, 8.). Doch trat ſchon 2 Col. 11, 33. bejahend *unth*athláuh handum ïs (effugi manus ejus) auf. Oder will man auch hier usgathláuh leſen? — Aehnlich könnte man Th. 3, 1. ſtatt bilithanái vêſeima (καταλειφθῆναι, remanere) ein bilibanái

*) Aehnlich wie ïs, ïzê ſtatt des griechiſchen Gen. wiedergeben; z. B. Th. 5, 13: ïn vaúrſtvis *ïzê*, G. 2, 13: thizái litái *ïzê* (αὐτῶν), und ſogar valdufni *thizê* (ταύτην!) allata jah vulthu ïzê (αὐτῶν), umgekehrt dagegen vaïthith *thein* all (σου πᾶσα), wo man leicht thein' all, thein*a* all vermuthen könnte.

**) Wer zweifeln will, könnte ſagen: dem Setzer liegt in ſeinem Setzkaſten S neben Τ, und Λ, umgekehrt angeſehen, hatte er in das Fach von Υ abgeworfen; ſo daß ΛΔS ſtatt ΥΔIT herauskam und (zweymal?) ſtehen blieb.

vermuthen, von bileiban, wovon biláif (remansit im Kalender), láibôs (reliquiae), Guda-láibs (n. pr.), af-lifnan (Th. 4, 1. 7.), áin-lif, tva-lib, und bi-láibjan (thái biláibidans, *περι λειπόμενοι*, reſidui: Th. 4, 15.) kommen, wenn nicht bilithanái (auch 2 C. 4, 9. ꝛc.) von bileithan (vorbeygehen, verlaßen; wie faúrbigaggan) durch ſehr viele Stellen begründet wäre. — Die „Conjunctiva“ bairáith (G. 5, 10. B.), ſvignjáith (C. 3, 15.), tiuháith (Th. 4, 14.) haben wir S. 451 ſchon berührt. G. 2, 15. aber iſt doch wohl ſtatt báidis (cogis) zu leſen báidjis oder báideis, von báidjan, gabáidjan (cogere, arcere 2 Col. 12, 11.) gebildet von beidan, báith (verweilen), alſo verweilen machen, nöthigen.

Die ſonderbare Lesart *qváiſu* this hafteis (Th. 5, 3.), ſowohl wegen hafteis und this, als wegen des wunderlichen qváiſv verdächtig, welches, da es dolor heißen ſoll, S. 59. gezwungen von qváinôn abgeleitet wird, hat ſich oben S. 486 bereits erfreulich in *ſair qvithuhaftôns* verwandelt; ebenſo wird das dabey ſtehende *blisſôth* vielleicht zu bligqvith.

Die mit einem ähnlich räthſelhaften *this* ausgeſtattete Stelle Th. 3, 10 (vanôna this) ändert ſich in das handſchriftlich richtige *vaninaſſu*. — Der unerklärliche Dat. in háit *jah* (Th. 4, 16.), wofür ich nur háita (vom Neutr. háit, wie in gaháit) vermuthete, tauſcht ſich aus gegen das weibl. in háit-jái (in juſſu, *ἐν κελεύματι*), das ſchon 1 C. 7, 7. (bi háitjái) erſchienen war. — Ein ähnlicher Dativus „bimáit“ (ſtatt bimáita: C. 2, 11. G. 2, 12.) auf den *ahtáudôgs* folgt (Ph. 3, 5.), erklärt ſich wohl als bimáita *ahtáudôgs* oder bimáit' ahtáudôgs, wie G. 5, 11. B: gataúran' iſt marzeins (E. 4, 7: atgibana iſt), *) kar' iſt (J. 10, 13.; kara unſis: Mth. 27, 4.), that' iſt, alſo meiſt bey iſt, doch auch that' uh, hazj' uth than (1 C. 11, 2.), an' airtha (Sk. 18, 1.). *) — Unrichtig erſchien S. 486 bereits ungatilisans (Λ und Λ, l und S verwechſelt), das mit gatil's (etwa wie ſpaúrd und ſpráud) ſchon wegen des dieſem fehlenden s nicht zuſammengeſtellt werden dürfte. — G. 4, 12. möchte das beginnende aththan (im Griechiſchen fehlt hier δὲ) wohl zum folgenden Verſe zu ſtellen ſeyn, wo es gegen δὲ vermißt wird. Ueber *καὶ μὴ* (Gol. 5, 1.) iſt oben S. 470 ſchon vermuthet worden. G. 4, 25. muß, da *guth* ſkalkinôth ungrammatiſch wäre (Ph. 3, 3. ſteht richtig gutha ſkalkinôn), und der obere Querſtrich des Γ, wie E. ſelber ſagt, ſehr unſicher, d. h. am Ende gar nicht vorhanden iſt, endlich *δουλεύει γὰρ* ſteht, ſtatt ΓΦ, entweder ϚΛh oder beſſer ΪΦ geleſen werden. — C. 3, 13. ſoll *χαριζόμενοι ἑαυτοῖς* mit fragibandans ſilbans wiedergegeben ſeyn, muß aber entweder geradezu ſilbam heißen (M und N verwechſelt, und vielleicht S durch das folgende Ϛ herbeygeführt) oder man könnte ergänzen fragibandans si(s si)lbans oder s(is) silbans. — Phil. 2, 3. folgt ſich merkwürdig habandans und anthar antharamma munands ſis aúhuman, nicht munandans ſis aúhumans (obſchon *ἡγουμένους*, freylich wegen *ἀλλήλους*) und gleich weiter nithô ſeina *hvarjizuh* mitôndans (wie einige griechiſche Codd. *ἕκαστος*, einige *ἕκαστοι σκοποῦντες*, während der Grundtext *σκοπεῖτε* hat).

(Fortſetzung folgt.)

*) Mth. 6, 27. ſeinan' alleina verwandelt ſich in ſeinana aleina (Λ und Λ verwechſelt).

*) Man müßte in bimáit ahtáudôgs den Accuſativus als griechiſch (und etwa wie ufgaúrdanái hupins: E. 6, 14.) rechtfertigen wollen, wozu aber gerade hier der griechiſche Text keinen Anlaß giebt.

# Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 1. November.

Nro. 218. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1836.


Gothicae Versionis Epistolarum Divi Pauli ad Galatas ad Philippenses ad Colossenses ad Thessalonicenses primae quae supersunt. Ex Ambrosianae Bibliothecae Palimpsestis deprompta cum annotationibus edidit Carolus Octavius Castillionaeus. Mediolani Regiis typis MDCCCXXXV. 62. S. Text. 4.

---

(Fortsetzung)

Für munands und aúhuman wäre ein sic immer erwünscht gewesen, so sehr man durch managei ꝛc. an diese Sätze gewöhnt ist. — Schwer bleibt Th. 4, 11. biarbáidjan *anaqval* (ἡσυχάζειν, quietem) „lectio *certa quoad omnes* ejus literas.“ Der von C. versuchte Zusammenhang mit hveila fällt natürlich in sich zusammen. Die Composition mit ana steht und wirkt wohl auf den Sinn wie *ana*vilja (σεμνότης: 1 Tim. 3, 4. Ph. 4, 5.), *ana*qviss (βλασφημία: C. 3, 8.), *ana*mahts (ὕβρις, violentia: 2 C. 12, 10.) verschieden von *un*mahts; Vergl. Grimm II. 710. 900. Qvals kommt von qvilan: Grimm II. 29. n. 315. Oder will man wieder ana*s*lav von anaslavan (cessare), mit Umstellung von ᛦ und ᛋ u. s. w.?? Ph. 2, 6: vulva rahnida visan sik galeikô Gutha, was ich nach früherer mündlicher Mittheilung in Mailand (C. sagt S. 63: nescio meo an suo ipsius errore) wohl nur für galeik*ana* nehmen konnte, denn das Neutr. thata galeikô (wie G. 5, 21.) oder das Fem. gehören nicht hieher, eben so wenig das Adverbium (Plur. Neutr. sagt C. S. 63), muß ohne Zweifel ΓΑΛΕΙΚΩ˜ gelesen werden, so daß der ganze Satz Saei in guthaskáunein visands ni vulva rahnida *visan*, sik *galeikôn* Gutha so zu theilen und zu deuten kommt, und visan sik galeikô, was Castiglione 63. zusammenfügt, getrennt wird. Jener Gebrauch von visan ist häufig und stand nahe genug (Ph. 3, 8.): thatuh *rahnida* in Christáus sleitha *visan*, aththan svêthâuh all *dômja* sleitha *visan* . . . jah *dômja* smarnôs *visan*, (s. oben S. 357); Mk. 14, 65: *gadômidêdun* ina skulan *visan*; vergl. Mk. 12, 18: qvithand usstass ni *visan*; Mk. 8, 27: hvana mik qvithand *visan*? Nur bey *viljan* scheint visan fortzubleiben: Th. 4, 13. u. 2 C. 1, 8: ni *vileima* izvis unveisans, brôthrjus; 1 C. 10, 1: ni *viljáu* izvis unvitans, brôthrjus. — Galeikôn aber, ὁμοιοῦν, aequiparare, kommt oft genug vor, auch Th. 2, 14. Ph. 3, 17. J. 5, 19., also doch wohl auch J. 5, 18. (ἴσον ποιῶν); eben so gagaleikôn (transfigurare: 2 C. 11, 14. 15, 13.), ingaleikôn (transformare: 2 C. 3, 18).

Die zu Th. 4, 6. (ei hvas ni ufargaggái nih bifaih ..... brôthar *seinamma*: ut quis non transgrediatur neque circumveniat oder decipiat *in negotiis* fratrem suum) aus Buchstabenschimmer versuchte Ergänzung bifaihôᛞᚨᛚ... ÏN(T)Q(I)S für ἐν πράγματι befriedigt nicht, abgesehen vom richtigern tôjis oder noch besser tôja (wie E. 3, 7.). Jedenfalls muß bifaihô (vergl. 2 C. 7, 2. 12, 2. ꝛc.) abgetrennt werden. Das Uebrige gibt manchen Vermuthungen Raum. Sollte z. B.

ein unerhörtes ΔΛΓΛTQCΛ (Tagwerk, negotium) gewagt werden dürfen? oder ΔΛIΛЄINQM?? oder ΔЄΔIM? oder ΘΛMMΛ TQCЄ d. i. τῷ πράγματι, wie die armeniſche Ueberſetzung (ſtatt τῷ) lieſt?

S. 13 iſt zu G. 4, 19. 20. eine „Gloſſe“ oder andere Lesart mitgetheilt worden, die nicht rein heraustrat und zu Ergänzungen reizt. Zu gabairhtjáidáu (φανερωθῇ mit der äthiopiſchen Ueberſetzung ſtatt μορφωθῇ) erlas C. nämlich am Rande Δ... ΛΛΠΔCΛI ΓΛ⊧RISΛh·· NΛIM, was er ergänzt du láudjái gafriſahtnáim und ad abundantiam deformatis überſetzt, indem er vom gewiß falſch gedeuteten láuths, láuds (von liudan, creſcere: Mk. 4, 27.) ſich ein bisher nicht vorgekommenes láudja, láudi mit der Bedeutung abundantia denkt. Aber auch vom Intranſitivum gafriſahtnan kann kein anderes Participium als gafriſahtnandam kommen. Das ſchließende IM könnte mit einem Adject. oder Participio gafriſahts oder (von gafriſahtjan, ἐντυπεῖσθαι, deformare: 2 C. 3, 7.) gafriſahtiths als Gloſſe zum folgenden affláuthiths im gedacht werden; doch gibt dieſes keinen Sinnparallelismus. *) Beßte Löſung wird alſo wohl gefunden durch du ludjái (oder aus Verwechslung von Λ und Δ wieder dul ludjái, wie jabái dul leitiláí hveiláí: 2 C. 7, 8. obſchon hier εἰ καὶ, alſo du'h ſteht, während Skeir. 47, 3. einfach du leitiláí hveiláí) gafriſahtnái in (izvis) d. i. ad ſpeciem (ludi, facies: Mth. 6, 17.) conformetur; oder untê du ludja is gafriſahtnan?? Oder endlich ſollte zu der im Text auch unregelmäßigen Genitivform Chriſtáus (ſtatt Chriſtus) gabairhtjáidáu etwa ludi hinaufzunehmen ſeyn? —

Alle dieſe hier aufgeführten Vermuthungen in Betreff des Textes mögen den Herausgeber überzeugen, daß wir ſeiner Arbeit vollſte Aufmerkſamkeit geſchenkt haben; und wann wir hienach noch zu dem von ihm in den Anmerkungen lexikaliſch und etymologiſch Beygebrachten beurtheilend übergehen, ſo wird derſelbe auch darin nur die Abſicht erkennen, durch Frage, Zweifel und Löſungsverſuche der gemeinſamen Sache, der er ſeinen Dienſt geweiht, zu immer größerer Sicherung des Wahren förderlich zu werden.

Coloſſ. 1, 22. begegnen wir zu in leika mammôns (ἐν τῷ σώματι σαρκὸς!) einer langen Anmerkung, in der zu jenem bald das althochdeutſche mammundî (lenitas, dulcedo), bald das altſächſiſche madmund ohne Sinnvermittelung ꝛc. herbeygezogen werden. In mammô (leider iſt A. ganz verderbt), tritt uns ein neues Wort für σάρξ, etwa zu mims (κρέα: 1 Coloſſ. 8, 13.) verwandt, entgegen. Ulfila braucht bekanntlich für σῶμα und σάρξ nur das einzige leik, und nimmt keinen Anſtand Coloſſ. 1, 24. ἐν τῇ σαρκί μου ὑπὲρ τοῦ σώματος αὐτοῦ beydemal durch leik (in leika meinamma faúr leik is) zu überſetzen; eben ſo in αὐξάμενοι σώματος τῆς σαρκὸς ſogar nur einmal leikis zu ſetzen; dagegen er in unſerm Satze das Synonymon mammô anwendet, das mit dem Mask. mammôna (lat. mammona), welches er Math. 6, 24. gebraucht, während er es Col. 16, 13. durch faihuthraihns überſetzt, nicht verwechſelt werden darf. Mims (ſ. oben S. 477) ſtimmt bekanntlich trefflich zum ſanskr. mams, mans, altpr. mensas (litth. miesa: lat. meesa, ſlav. mjaso, meso, pol. mieso, miasko, arm. mis, zigeun. mas), wie Grimm nachgewieſen hat.

*) Eben ſo wenig ein in den vorhergehenden Lauten d... láudjai vermuthbaren du usdáudjái (es kommt nur usdáudei: 2 C. 6, 8. E. 6, 8. vor) oder du máudjan, du máudeinái (wie Sk. 47, 5: ufar máudein).

G. 6, 9. ſtimmt der Vergleich von mendian (laetari) zu afmáindái (ἐκλυόμενοι, deficientes) nicht. — Die zu Galat. 2, 4. (freihals unſarana) gemachte Bemerkung „ſic licet caſu accuſativo manente *s* et genere nominis maſculino“ zeigt ein Verkennen der Zuſammenſetzung und Herkunft in freihals, während doch Galat. 5, 1. thammei freihalsa ſtand. Das Wort bildet ſich bekanntlich von *freis*, frija, frei (frijata) d. i. liber und *hals* (collum) mascul.; und zwar wie ſla - hals (2, Tit. 1, 7.), ſëker - hals (Wigands Archiv II. 25), Geizhals, Schreyhals, Wagehals; vergl. freihalsen (1341. in MB. 11, 259.), wanthalsen, winthalsen (neidiſch uber ahſel ſehen). Freihals, ἐλευθερία (auch 2 Coloſſ. 3, 17. neben friei: 1 Coloſſ. 10, 29.) geht durch alle Mundarten: althochdeutſch frîhals (libertas), frîhalslîch (liberalis), frîhalsî (libertas, althochdeutſch frîhelse), angelſächſiſch freóls (ſtatt frëo - hals: feſtivitas), altn. frîâls (liberajis, däniſch frêls); altfrieſiſch friahalsa (libertas), und in den lombardiſchen Geſetzen ſteht fulfreal, richtiger im Cod. Vatic. 5001. ful frealz d. i. fulfrêhals. Daß das oben angeführte ſla(h)-hals (πλήκτης, percuſſor) aber ſich von ſlahan und hals ableitet, dafür ſpricht auch das in derſelben Stelle daneben ſtehende vein - *nas* (πάροινος, vinolentus), und das ähnliche láusqvithrs.

Phil. 2, 24. wird *thammei* für ein evidens mendum erklärt und *thatei* verlangt; doch muß gedacht werden *gatráua* thamm'*ei*, ganz wie Luc. 15, 6: faginôth ... thamm'ei; vergl. Mk. 4, 38. 7, 15. 16, 4. J. 6, 5. ꝛc. und oben S. 480. — Wiederholt werden Phil. 2, 28. die Comparativformen ſniumundôs und aljaleikôs (ſiehe oben S. 476) verkannt. — Phil. 3, 1. will C. unnôthig latei in lati verwandelt wiſſen, was ſelber wieder, wie liuti neben liutei (Coloſſ. 4, 14.), Subſt. neutr. ſeyn könnte, und ſammt latei für ὀκνηρόν, wie das Subſt. thvaſtitha für das



Adject. ἀσφαλές Phil. 3, 1. — Gal. 5, 4. misverſteht C. die Ueberſetzung von δικαιοῦσθε durch *garaihtans* qvithith ïzvis, welches doch ganz wie Ph. 3, 12. für τετελείωμαι: *garaihts* gadômiths ſijáu, und L. 18, 14. für δικαιοῦν: *garaihtana* gateihan. —

Die etymologiſchen Bemerkungen auch dieſes Bandes treffen nicht immer hinlänglich ſcharf. Es fehlt immer noch die ſichere Erkenntniß des Laut-Verſchiebungsgeſetzes, welches aller mühſam wieder zuſammengeſuchten Anführungen aus Adelung (Coloſſ. 3, 18.), Schilter (S. 10, 11.) ꝛc. überhoben haben würde. So wird Gal. 4, 19. zu fitan einerſeits fälſchlich fôdjan, andererſeits φιτύειν gepaart. — Gern erkennen wir die guten Bemerkungen zu Gal. 2, 4. 12. (niuhſjan und ſliupan) 5, 20. ((lubjaleisei, in Betreff des erſten Wortes) an. Was aber Seite 3 über „ſagan“ und ſakan gegen Schreiber dieſes geſagt iſt, kann dieſen noch keineswegs überzeugen, möge nun friſahts und ïnſahts und gaſahts von ſakan oder ſagan kommen. Aber die Form ſakan kann auf keinen Fall dem deutſchen ſagen, wie Caſt. ſagt, ad amuſſim reſpondere. Kommt ſagan gleich nicht vor, ſo muß es da geweſen ſeyn. Erſchien doch láis auch jetzt erſt zum erſten Male. — Daúhts, fravaúrhts, ſaúhts, thuhts, thahta kommen von „dáukan,“ vaúrkjan, ſiuks, thugkjan, thagkjan, eben ſo gewiß einige -ſahts von ſakan; aber wie ïnnagahts (Luc. 1, 29.) und framgahts (Phil. 1, 25.) von gaggan, brahta (auch G. 5, 1.) von briggan, usbaúhts und frabaúhts von bugjan, *) mahts von mu-

*) Sláuhts von ſlahan: das áu beyläufig wie ganáuha (neben ganôhs) von nahan. Aehnlich tharban, thaúrfts, baíran, baúrthei, gabaúrans. An gabrukans (Gr. I. 843) iſt nach gabruka (M. 8, 8.), gabruknan wohl nicht zu zweifeln. Eigenthümlich von ſáian, ſáiſô — ſêths, von

gan, vaíhts von „váigan“, eben ſo kann in insahts (effatum) u.ſ.w.ein sagan, wie ein sakan liegen. *) Aehnlich von ſkapan — gaſkafts, von hvôpan — hvôftuli, von greipan — gagreifts; aber auch von giban — fragifts, tharban — thaúrfts.

Die Anmerkung S. 7 über thiudiſkô kämpft gegen Gr. I. 108, während II. 378. III. 602. ſelber ſchon das Beſſere geſagt worden war. — Gänzlich verfehlt aber iſt die Anmerkung zu E. 2, 19. thaírh gaviſsins (δι' ἀφῶν, per nexus, juncturas, ganz gleich E. 4, 16.), welches ſchon oben S. 495 als von vithan (jungere) kommend aufgeführt wurde. Hier iſt nur die bekämpfte Ableitung von vitan (ſcire) falſch, ſondern auch die neu aufgeſtellte von viſan (manere). Von *vitan* kommt *viſs'* in mith-viſsei (conſcientia, vergl. mith-váit, σύνοιδα: 1 C. 4, 4.) und *veis'* (ſapiens: in faúr-veis, hindar-veis, balva-veisei, fullaveis, fullaveisjan), und neben un-vitands — unvita (ignarus), un-viti (ἄγνοια: Epheſ. 4, 18). — Von „*hvatan*“ (wovon hvôta, hvôtjan) kommt *hvaſs'* (acutus); eben ſo von „*tatan* (oder tathan)“ ungataſs' ἄτακτος, ſchwerlich dem τάσσειν nachgeſchwätzt. Von „*ſtathan*“ (zu ſtaths, ſtôth), wofür ſtandan, neben andaſtathis (auch Phil. 1, 28.) — faúr-*ſtaſs'* (προστραμένος: Th. 5, 12.)und Subſt. af-ſtaſs' (repudium: Matth. 5, 31.), us-ſtaſs' (reſurrectio: auch Ph. 3, 11.), tvis-ſtaſs' (διχοστασία: auch G. 5, 31.). Von *qvi-than* kommt neben unqvêtheis (ineffabilis: 2 Coloſſ. 19, 4.) ga*qviſs'* (conſentiens: R. 7, 16. Sk. 38, 13.) und Subſt. gaqviſs (conſenſus: 1 Coloſſ. 7, 5.), vailaqviſs (benedictio: 2 Coloſſ. 9, 5.), thinthiqviſs (id. 1 Coloſſ. 10, 16.), anaqviſs (Coloſſ. 3, 8.). Eben ſo von *vithan*, vath, vêthum (dem das latein. vitta vorentſpricht) gaviſs (ἀφή) neben kuna-*vêdôm* (catenis: Epeſ. 6, 20.) und „vêds“ (althochdeutſch wât), „gavêdi“ (althochdeutſch waete). Hieher gehört auch wohl us-*viſsei* (κενότης, vanitas: E. 4, 17.); doch dieſes vielleicht auch zu vitan.

Die Entwicklung aber der Formen hvaſs' (von hvatan), gaviſs' (von vitan), gaviſs (von vithan), gaqviſs' (von qvithan), ſtaſs' (von ſtathan), gataſs' (von tathan) und daneben veis', ſo daß letzteres nur Ein s zeigt, bey jenen aber das zweyte s eben ſo wenig das maſculiniſch-nominative iſt, als dieſes bey veis' (oder den Subſt. hatis', hals', ꝛc.) ſteht, vielmehr jene zu dieſem Endzwecke drey s führen müßten, erklärt ſich ſo, daß bey den kurzvokaligen Wurzeln das dem Bildungs-s vorhergehende t oder th aſſimiliert, bey den langvokaligen ausgeſtoßen wird. Alſo von veitan (denn dieſes iſt urſprünglich der Infinitivus zu váit) *) — vei's, von vitan — viſs', vithan — viſs', qvithan — qviſs', ſtathan — ſtaſs', hvatan — hvaſs'.

(Schluß folgt.)

„náian, naiⁿô“ — nêths, nêthla; von váian váivô, wohl vêths, gavêthi (nach althd. kawâdi, Gewäde: Schmeller III. Graff I. 622). — Ob ſich ſo auch dêds entwickelt? Dáu'ths von divan dáu, dêvum wie ſnivan, ſnáu, ſnêvum.

*) Gahugds behält ſein g wegen des d. Sieh oben S. 471.

*) Bopp's Lehre von der Urſprünglichkeit des Präteritallautes ꝛc. bleibt auf unſerm Standpunkte hier außer Betracht.

## Berichtigungen.

Seite 369 Zeile 8 — 6 von unten gehören die Worte: Franz — ferner hinauf zu Zeile 17 von unten nach: Hund. — S. 372 Z. 10 von oben lies: laceratus, ſtatt: leceratus. — Z. 5 von unten lies: Slavica, ſtatt: Flavica. — S. 377 Z. 18 und 13 von unten lies: chronologico — diplomatica. — S. 379 Z. 13 von oben lies: geächteten ſtatt: gerichteten. S. 380 Z. 10 von oben lies: Belehnungen ſtatt: Belehrungen. — S. 381 Z. 14 von unten: Lori ſtatt: Lari. — S. 382 Z. 16 von oben Kaiſern ſtatt: Kailern. — Z. 10 von unten blado ſtatt: bludo.

# Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 2. November.

Nro. 219. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1836.


Gothicae Versionis Epistolarum Divi Pauli ad Galatas ad Philippenses ad Colossenses ad Thessalonicenses primae quae supersunt. Ex Ambrosianae Bibliothecae Palimpsestis deprompta cum annotationibus edidit Carolus Octavius Castillionaeus. Mediolani Regiis typis MDCCCXXXV. 62. S. Text. 4.

---

(Schluß.)

Der gleiche Ausstoß des den Bildungslauten vorausgehenden d, t, th, s, j, ꝛc. bey langem Vokal erscheint in blô'str (von blôtan), stô'ma (von stôjan: 2 C. 9, 4.), blô'ma (von „blôjan"), usbei'snS (von beidan), bei'st (von beitan), eben so wohl auch us-hái'stja (von háitan) und lái'sts (vestigium), bayer. noch Laist (Schmeller II. 509), nicht von láisjan, sondern von leithan, láith; *) davon lái'stjan dann (sequi).

Weil Consonant vorhergeht Gil'str (gildan), ban'sts (von bindan). Mit „Position" durch die nachfolgende Doppelconsonanz anabu'sns (von biudan), usar-tru'snjan (tru'sns von triudan?). Und auf diese letzte Weise gewiß noch eine Anzahl mit st's ausgebildeter Wörter, ganz wie bei'st, ban'sts; blô'str, gil'str, ꝛc. Bey vists, ganists, fraluSts, kustus, thaúrstei, fráistubni ist klar, daß s nicht zum Stamme gehört, sondern das zum Stamme gehörige verschlungen wurde, also vi'sts (von visan), gani'sts (von nisan), fralu'sts (von liusan), usdru'sts (von driusan), thaúr'stei (von thaúrseis), ku'stus (von kiusan), frái'st-ubni (von fráisan). Dem gemäß ist bey qvi'sts (fraqvistjan, qvisteins), li'sts, lu'stus gleichfalls auf ein ausgefallenes s oder t ꝛc. zu schließen: *) bey li'sts glaube ich kein s (weder von lisan, noch von leisan, láis, lisum), sondern ein t, so daß es von dem G. 2, 13. vereint erscheinenden mith-*lit*idêdun imma (συνυπεκρίθησαν, consenserunt, simularunt cum eo) und thizái *lit*ái (ὑποκρίσει, sententia, simulatione) kommt.

Letzteres von lita (oder lits) davon jenes litjan, welche beyde hier erst zu S. 487 oben nachgeholt werden konnten. Vergleiche noch das bayerische: der Litz, Gelüste, Laune, Grille, Tücke, Eigenheit (Schmeller II. 531), das althochdeutsche lizzôn (effingere) lizitôn (simulare). Zum Begriff simulare, simulatio fügt sich *li'sts* sehr gut: es hat in allen bisherigen gothischen Stellen nur den schlimmen Nebengriff, nicht wie im Mittelhochdeutschen etwa noch gesagt wird: enworfen von guoten meisters *listen* u. s. w. Ephes. 6, 11. wird gewarnt vithra *listins* unhulthins (adversus *dolos* diaboli) und *listeigs* ist πανοῦργος, fraudulentus, astutus, auch 2 Coloss. 12, 16. wo Paulus von sich sagt: visands áustô *listeigs* hindarveisein izvis nam (existens fortasse *astutus* dolo vos cepi), stärker Ephes. 4, 14: in hvammêh [vindê] láiseináis,

---

*) Doch vergl. althd. leisa, obd. Lais, Gelais (Schmeller II. 498).

*) F (aus b, p, f.) bleibt stehen vor st: háists, thrasts, wie svumsil: J. 9, 11.).

liutein mannê, ïn filudeisein du *listeigôn* usvandjái airzeins (ad fraudulentam circumventionem erroris). — Die *listeis* unhulthins, this faúrthis us*lut*ôndins (Skeir. 38, 15.) zusammengehalten mit dem dort Epheſ. 4, 14. neben *list*eigs ſtehenden *liut*ei (das auch Mk. 7, 22.), führt durch *liut*a (hypocrita, ſimulator) und *lut*ôn (ſeducere, decipere) zu *lu'stus*, dem in den meiſten Stellen jener ſchlimme Nebenbegriff auch nicht mangelt. Und iſt die E. 5, 6. B. hervortretende Schreibung uslustô (ni manna ïzvis usluſtô láusáim vaúrdam) ſtatt uslutô (decipiat, ἀπατάτω) wenigſtens für den etymologiſchen Zuſammenhang nicht ohne Werth. Luſtôn ſtatt concupiſcere (mulierem: Mth. 5, 28.), luſtus ſtatt cupiditas (Mk. 4, 19. 1 Th. 4, 5. Gal. 5, 24.) carnis, deſideria patris diaboli (Joh. 8, 44.). Doch dürfen wir hier auch nicht die Stellen bergen, wo luſtus nur den Antrieb, die Willensluſt bezeichnet. So 1 Thim. 2, 17. und Philem. 14. us luſtum (freywillig), luſtuſamans (deſideratiſſimos: Phil. 4, 1.) und als Gegenſatz unluſtus (taedium, aegritudo: Coloſſ. 3, 21.), und luſtu ubilana (Coloſſ. 3, 5.). — Litjan, lita aber und liutei, lutôn ſind Parallelwurzeln: vergleiche das angelſächſiſche lytig (liſtig, aſtutus,) ſchwediſch lut (Laune) zu liutei (Liſt,) Litz (Laune). —

Zu C. 2, 23. will Caſtiglione in ni ïn *ſvêrithô* hvizái du ſôtha leikis, *οὐκ ἐν τιμῇ τινι, πρὸς πλησμονὴν τῆς σαρκὸς*) *ſvêrithô* in einen Dativus svêrithôn verwandelt wiſſen, ſetzt alſo einen unerhörten Nom. ſvêrithô voraus. Ein auffallendes Vorkommen der ſo häufigen Genitiv-Conſtruction, um ſo mehr als er auf derſelben Seite kurz vorher in ïn hvô *ſáuthô* (aus Coloſſ. 15, 2.) ganz richtig für den Genitiv pluralis erklärt. Beyſpiele für das gleiche Pronomen *hvô* bôtô (1 Coloſſ. 13, 3.), hvô hveilô (2 Coloſſ. 6, 14. 1 Coloſſ. 7, 5. 16, 7.), hvô anabusnê (Röm. 13, 9.), hvô thaúrftê (Luk. 9, 25.), hvô vrôhê (Joh. 18, 29.), hvô gathraffteinô ꝛc. (Phil. 2, 1.), hvô hazeinô jah gôdeinô (Phil. 4, 8.), hvô mizdônô (Math. 5, 46.), *hvô ſô* láiſeinô (Mark. 1, 27.), wonach ſich Mark. 6, 2. hvô *ſô* handugeinô gewiß aus dem vermeinten hvônô verbeſſert, wofür Grimm III. 28. hvô*uh* vermuthete, wie *hvô'h* qvinônô (1 Coloſſ. 11, 5.), hveilô hvôh (1 Coloſſ. 15, 33.), *hva* aviliudê (Thim. 3, 9.), hva thiuthis (Röm. 9, 11. Luk. 6, 44.); *hvamma* mannê (Gal. 5, 3.), ïn *hvizái* miſſadêdê (Galat. 6, 1.); *hvarjôh* fêrô (Epheſ. 4, 16.), hvarjizuh bagmê; hvazuh abnê; *Ainhun* leikê (Galat. 2, 16. 5, 25.), áinhun valdufnjê (Joh. 19, 11.), áinôhun mahtê (Mk. 6, 5.), áinôhun fairinô (Joh. 18, 38. 20, 4.), áinôhun áikklêſjônô (Phil. 4, 13.); *Aina* anabusnê (Skeir. 45, 2.), áina thiujô (Mark. 14, 67.), áinái baúrgê (Luk. 5, 12.), áinamma dagê (Luk. 5, 17.); *ſumana* mannê (Mark. 15, 21.); *All* knivê (Röm. 14, 11.), all táinê (Joh. 15, 2.), all frathjê (2 Coloſſ. 10, 5.), all vaúrdê (2 Coloſſ. 13, 1. Luk. 4, 4.), all dalê (Luk. 3, 56.), all mannê (Coloſſ. 1, 28.), all leikê (Luk. 3, 6.), all bagmê (Luk. 3, 9.), all fráiſtubnjô (Luk. 4, 13.), all ſáivalô (Röm. 13, 11.), all ufarháuſeinô (2 Coloſſ. 10, 5.), all reikjis (1 Coloſſ. 15, 24.), all fadreinis (Epheſ. 3, 15.), all*a* razdô (Röm. 14, 11.), af *allamma* biſáuleinô (2 Coloſſ. 7, 1.), us allamma háimô (Luk. 5, 17.), allamma vaihtê (Th. 5, 22.); *Svêláud* mêlis (Galat. 4, 1.), *leitil* beiſtis (Galat. 5, 9.); *thái* thiudô (Mth. 5, 46.), filusna andhuleinô (2 C. 12, 7.) u. ſ. w.

Die Anmerkungen enthalten übrigens manche erfreuliche Beſtätigungen früher bezweifelter oder ungewiß gelaßener Formen. So vergewiſſert Phil. 2, 30. Coloſſ. 1, 24. gaidv; Phil. 3, 21. beſtätigt zu 1 Coloſſ. 1, 16. ïnmáidith, (ſtatt des früher gedruckten ïnmái*ſt*ith); Phil. 3, 21. iſt fortan zu

leſen ei hvaiva (nicht ei hva ſva), Phil. 2, 25. tharb ſtatt des frühern thari, das ich nach mißverſtandener mündlicher Verſicherung in Mailand als tharbi angeſetzt hatte. S. 3 wird durchaus gadaukans weiter behauptet, für das ich, um ſo wenig Buchſtaben als möglich zu bezweifeln, in gadaurans umgeleſen und umgedeutet wiſſen wollte, das ich jetzt aber ſehr geneigt bin: in das oft vorkommende gajukans umzuwandeln, obſchon bey dieſem wohl meiſt der Dativus ſteht. S. 44 wird aus 1 Coloſſ. 15, 2. wieder beygebracht ſauthô (λόγων), wofür ſchon früher gern ſanthô erwartet wurde, um das altn. ſannr (verus), angelſächſiſch ſôth, alſo *ſanths* (verus), *ſantha* (veritas) wie ſunja, ſunis darin wieder zu finden. S. 27 wird dagegen das aus 1 C. 13, 12. wieder angeführte ſkuggva, das Holzmann gut zu ſcouwan ſtellte (wie triggva — triuwa, glaggvs — klou u. ſ. w.) durch die Schreibung ſkunnva einen Augenblick wieder ungewiß gemacht. Doch hat zu dieſer Schreibung wohl nur die nicht ſtichhaltige Vergleichung zu ſkáunei, verleitet. Verbeſſert wird zu Phil. 3, 8. der lange Irrthum, *) daß kunthi in kunthjôs weiblich wie ſächlich decliniere, den ich ſchon 1834 in den Bayeriſchen Annalen Nr. 127. mit dem ganz gleichen Fehler arbjôs unſaris (E. 1, 14.) beſeitigte, und der außer Grimm I. 603. 606. III. 500 ſelbſt noch in Bopp's Vergleichender Grammatik S. 375 und neuerdings in ſeinem „Vocalismus oder ſprachvergleichende Kritiken über J. Grimms deutſche Grammatik und Graff's althochdeutſchen Sprachſchatz.“ (Berlin, Nicolai. 1836. 8.) S. 97 kunthi als Femininum wiederholt zu einem ganzen Deklinationsſchema verleitete. Es ſteht eben auch dort kunthjis, ſo daß kunthi, wie ufkunthi nur ſächlich bleibt. Ein ähnlicher Fehler iſt nach Grimm 5, 21. (drugkaneins, μέθαι) vom Particip. drugkans, (ebrius: 1 C. 11, 21.) auch Röm. 13, 11. zu verbeſſern: dort iſt zwiefach verleſen dragkameim (ebrietatibus). —

Im Verlaufe dieſer Prüfung des Textes und des Geleiſteten hatten wir Anlaß manche Verbeſſerungen (ſo qváiſv in ſaîr u. ſ. w.) als gewiß zu bezeichnen. Es wurde dieſes aus brieflichem Verkehre mit dem Hrn. Regierungsrath von der Gabelentz (dem Verfaſſer und Herausgeber der geachteten Mandſchu-Grammatik) und Dr. Löbe, (beyde zu Altenburg) möglich, welche bereits im April d. J. eine gedruckte Anzeige ihrer neu beabſichtigten Ausgabe aller bisher nun wunderbar zuſammengeſtrömten Theile der gothiſchen Bibel-Ueberſetzung ausgehen ließen. Dieſe neue Ausgabe wird die zuverſichtliche Handhabung des gothiſchen Sprachſtoffes ſchon dadurch um einen guten Theil weiter fördern, daß der upſaliſche Text der Evangelien, eben ſo das Wolfenbüttler Bruchſtück von Dr. Löbe an Ort und Stelle einer neuen Prüfung und Abſchrift unterworfen worden iſt, für die Mayländer Palimpſeſten aber Graf Caſtiglione mit der edelſten Bereitwilligkeit, welche jene Herren nicht genug zu loben wiſſen, für alle und nicht wenige Zweifelfragen die Handſchriften nochmals durchgangen hat. Jene Ausgabe ſoll in zweyen Bänden erſcheinen, deren erſter den gothiſchen Text des N. T., eine genaue lateiniſche Ueberſetzung und die nothwendigſten Anmerkungen nebſt geſchichtlicher Einleitung umfaſſend, demnächſt ausgegeben werden wird. *) Der zweyte wird Grammatik, Wörterbuch, die Theile des A. Teſtaments, die gothiſchen Urkunden, Alphabete (von Wien und St. Gallen), Facſimile's ꝛc. enthalten.

Aus jener Quelle der Mittheilung iſt uns aber

*) Uehnlich, wie über ſunjô ſtatt ſunjôns.

*) Iſt ſo eben erſchienen.

A. d. R.

auch die Zuversicht geworden, daß Graf Castiglione uns noch in diesem Jahre 2 Thessalonicher und 1. und 2 Thimotheus nachliefern werde.

Mit diesem letzten Theile, der uns noch bevorsteht, schließt sich alsdann der reiche mayländische Schatz gothischer Sprachüberreste ab und, könnte man hinzusetzen, es wird demnach Zeit, Neues zu entdecken: jene so unerwärtet aufgetauchten Palimpsesten von Bobbio haben unserm germanischen Sprachschatze so großen Gewinn zugeführt, daß durch sie die Frage nach immer reichlicher zufließendem Nibelungehorte immer lauter, die Hoffnung immer begehrlicher geworden ist. Vor dem Jahre 1648 ahnte fast Niemand das Vorhandenseyn gothischer Sprachdenkmäler und mußten die Schweden nach Deutschland kommen, um das Palladium der gemeinsamen Muttersprache zu erstürmen und zu retten. Wer aber hätte weiter geglaubt, daß in Wolfenbüttel Bruchstücke von Handschriften zu Tage kommen würden, die vom Kloster Bobbio stammen? Wer endlich wagte vor 1817 auch nur zu träumen, daß dasselbe Kloster so reiche Spenden gothischer Palimpsesten an die Ambrosiana und bis Rom abgegeben hatte? Konnte dieses 1817 geschehen, wo ein wiß- und ruhmbegieriger welscher Abt an Einem Orte allein endlich einmal nicht nur nach gajischen, sondern überhaupt nach Palimpsesten suchte, warum sollten die Nornen unserer Urvergangenheit nicht gnädig neue Fäden angeknüpft haben, um immer tiefer an die Wurzelquelle unserer Muttersprache zu gelangen? Wurde doch um das Jahr 400 nach Christi Geburt in Constantinopel gothisch gepredigt, und um dieselbe Zeit und später wie in Italien so auch in Spanien gothisch gesprochen. Hier denn also die beyden Herkules- oder Irminssäulen unserer Hoffnung! Und wenn auch Sanchuniathon bey Lissabon wirklich nicht aufgetaucht zu seyn scheint, sollte in Spanien wirklich nicht mehr von ältester deutscher Sprache liegen, als ein einziges „Alphabetum gothicum," das Hänel verzeichnete? —

Wenn aber nun binnen Kurzem in jener deutschen Altenburger Ausgabe der vielfach berichtigte und ziemlich gesicherte gothische Text zu erhöhter kritischer Behandlung versammelt seyn wird, ein wahrer Sprachschatz und in mancher Beziehung ein Stolz der deutschen oder germanischen Gesammtwelt, so werden die Jünger der Diutiska gern mit Dank zu dem lombardischen Grafen hinüberblicken, der, was A. Maj schon 1817, ja schon 1815, nach Palimpsesten suchend fand, uns Leuten hinter den Bergen, indem er, (Graf Castiglione,) der Einzige in Italien, die alte in Italien und Spanien untergegangene Sprache der „Barbaren," welche seine Vaterstadt umkehrten, gründlich erlernte, wenn auch erst nach zwanzig Jahren, aber wissenschaftlich-gründlich bearbeitete, zugänglich machte und schenkte. Dank, dem Dank gebührt! Wenn aber einst die Frage entsteht, warum nach so langen Binnenfristen von 1819 zu 1829 und 1834, endlich seit 1834 rasch drey Bände von Mayland aus sich folgten, so wird Jeder gern in der Widmung zur Skeireins des Unterzeichneten wieder lesen, wie der neu belebende Anstoß und aus ihm die rasche Förderung uud endliche Vollendung allein dem edlen 1833 ausgeführten Entschlusse Seiner Königlichen Hoheit des Kronprinzen von Bayern gebühre, dem deshalb, wie jene Skeireins, so auch die neue Altenburger Ausgabe in dankbarer Huldigung gewidmet worden ist.

H. F. Maßmann, Dr. Prof.

# Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 3. November.

Nro. 220. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1836.


Luc. Cornel. Sulla, gen. der Glückliche, als Ordner des römischen Freystaates dargestellt von Dr. K. S. Zachariä, großherzogl. Badenschem Geh. Rathe II. Klasse, ord. öffentlichem Rechtslehrer auf der Universität in Heidelberg ꝛc. — 1. Abtheilung: Sulla's Leben. XII. u. 191 S. 2. Abtheilung: Sulla's Ordnungen. 176 S. 8. Heidelberg. 1834.

De Reip. Romanae ea forma, qua L. Corn. Sulla Dictator totam rem Romanam Ordinibus, Magistratibus, Comitiis commutavit. Scripsit Alex. Wittich. Commentatio de sententia ampl. philosophorum ordinis acad. Jenensis primario ornata praemio. 228. S. 8. Lips. 1834.

De Reip. Romanae etc. (wie oben) quaestio praemio secundario decorata scripsit Dr. Car. Ramshorn. Lips. 1835. VI. und 58. S. 8.

---

Der Plan dieser Schriften ist so verschieden als die Ausführung desselben. Während die beyden letzteren nur die Veränderungen darstellen sollen, welche die römische Staatsverfassung durch Sulla erlitten hat, beabsichtigt die erste eine allseitige, beurtheilende Darstellung der politischen Schicksale und Thaten ihres Helden. Sie ist daher auch die ausführlichste und hat „nicht etwa blos das Interesse des gelehrten, sondern zugleich das des gebildeten Lesers überhaupt vor Augen“ (S. V.); sie ist „für das größere Publikum bestimmt“ (S. XI.) — und fragt man etwa, welche andere als gelehrte Bildung zur Lesung solcher Schriften befähige oder berechtige, und warum der gelehrte Verf. nicht lieber für den gelehrten Leser geschrieben, so antwortet S. V. (wohl dem größern Publikum zu Liebe):

„Eine Darstellung des öffentlichen Lebens eines Staatsmanns kann nur unter der Bedingung auf Treue Anspruch machen, daß sie auf das öffentliche Leben berechnet ist (?). Der Schriftsteller ist genöthigt, sich auf einen höhern (?) Standpunct zu stellen, wenn er sich denkt, daß er zu einer größern Anzahl Zuhörer spreche. — Unser Zeitalter hat der Schulweisheit eben so, wie den Staats-Geheimnissen, den Krieg erklärt.“

Dem gemäß sind auch „die Belege, die Streitfragen, die Andeutungen zu weiteren geschichtlichen Nachforschungen u. s. w. in die Anmerkungen verwiesen“ (S. V.) — Dagegen geht Nr. 2. recht geflissentlich auf Revision der bisherigen Ueberlieferung von Sulla's politischen Thaten, während Nr. 3. mit einer kaum 9 Blätter füllenden Zusammenstellung der bisherigen Annahmen sich begnügt.

Es soll nun zuerst der Gewinn dieser Bemühungen für die Geschichte der Römischen Staatsverfassung geprüft werden. Um mit dem Theile der Verfassung zu beginnen, welchen die bedeutendsten Neuerungen getroffen, mit dem Tribunat, so folgt Hr. Wittich hierüber in den wesentlichen Puncten der Schrift Rubino's (de tribunicia potestate. Cassell. 1825.). Nach diesem verwirft er mit Recht (S. 58) die seit Lipsius gewöhnliche Meinung (sie findet sich auch wieder bey Zachariä II, S. 93. und Ramshorn S. 50, wohl aus Unkenntniß von Rubino's Gegengründen), daß ein Gesetz des Sulla nur

Senatoren die Bewerbung um das Tribunat gestattet habe. *) Eine schickliche Erklärung für die Stelle bey Appian, welche doch einmal so etwas sagt **), wird freylich nicht gegeben: vielleicht genügt die von Walter (Geschichte des Röm. Rechts. I. Lieferung. Bonn 1834 S. 165.): indem seit Sulla schon die Quästur, welche regelmäßig dem Tribunate vorhergieng, zum Senator machte, wurden von da an die Tribunen gewöhnlich aus den Senatoren gewählt. —

Fragt man nun, in welchen Stücken die Amtsgewalt der Tribunen durch Sulla geschmälert wurde, so ist gewiß, daß ihnen das jus agendi cum plebe wie cum senatu entzogen wurde. Höchst wahrscheinlich auch das Jus concionem habendi. Das jus in concionem producendi, als ein der Obrigkeit als solcher zustehendes Recht, ist ihnen aber wohl, wie auch nach Rubino Hr. W. annimmt, verblieben. Hinsichtlich dieser auf die Concio bezüglichen Rechte der Tribunen geräth aber Hr. W. in eine unbegreifliche Verwechslung. Bekanntlich hat Concio eine weitere und engere Bedeutung. In der letzten und eigentlichen bezeichnet es die vorbereitenden Versammlungen, in welcher die Magistrate das Volk für die entscheidenden Comitien vorzubereiten und zu bearbeiten pflegten. Im weitern Sinne werden aber unter Conciones auch die Comitia selbst verstanden. Hr. W. erklärt nun (S. 36. f.), Concio im weitesten Sinne nehmen zu wollen, und legt sodann den Tribunen vor Sulla das Recht bey, alle Concionen, also auch die Comitia maxima zu berufen, mit ihnen zu verhandeln u. s. w. Als wenn nicht, wie allbekannt, das jus agendi cum populo (was übrigens nie mit concionem habere bezeichnet wird) ein Vorrecht der majores magistratus gewesen wäre, zu welchen die Tribunen nicht gehörten (Gell. XIII. 15). — Weit zweifelhafter und bestrittener, als das obige, ist es aber, wie weit das Interceſſionsrecht der Tribunen durch Sulla eingeschränkt worden sey. Eine Stelle bey Cäsar *) könnte zu der Annahme verleiten, es sey dasselbe gar nicht geschmälert worden, wie denn dieß neuerdings wieder von Walter (a. a. O. S. 254) behauptet wird. Eine andere bey Cicero **) scheint zu der Ansicht zu nöthigen, daß jede Intercession der Tribunen verpönt gewesen. Allein genau betrachtet behält keine dieser Stellen ihre Beweiskraft. Nicht die Cäsar's, denn sie spricht nicht von dem Umfang (nicht integram), sondern von der Freyheit der Intercession (liberam reliquit): nämlich so weit diese überhaupt noch gestattet war, solle sie auch nach Sulla's Gesetzen lediglich von der Willkühr des Tribunen abhängen — eine Deutung, die sich mit der Veranlassung jener Stelle sehr wohl verträgt. Eben so wenig aber beweist für das Gegentheil die andere Stelle. Denn sie kann (mit Walter a. a. O. Not. 136) ohne Zwang dahin verstanden werden, daß Opimius nicht wegen seiner Intercession als solcher, sondern deshalb in Buße genommen worden sey, weil er gesetzwidrig mit den Comitien verhandelt hat. Bezieht man das, was Cicero (de legg. III. 9) im Allgemeinen von der Beschränkung tribunicischer Gewalt sagt (Sullam qui tribunis pl. sua lege injuriae faciendae potestatem ademerit, auxilii ferendi reliquerit —) auch auf das Interceſſionsrecht (und warum sollte man nicht?), so liegt die auch von Huschke (Tübinger Krit. Zeitschrift. IV. S. 223.) gebilligte Annahme Rubino's am nächsten, daß nur Intercession gegen das Imperium der Magistrate den Tribunen freygelassen worden sey. Am ungenügendsten scheint jedenfalls die Auskunft, die Herr W. versucht (S. 73 f. Z.

*) Auch Drumann, Geschichte Roms II. S. 485. Note 93. tritt Rubino bey.

**) De bello civ. I. 100. *Καὶ οὐκ ἔχω σαφῶς εἰπεῖν, εἰ [Σύλλας αὐτὴν καθὰ νῦν ἐστιν εἰς τὴν βουλὴν ἀπὸ τοῦ δήμου μετήνεγκεν.*

*) Caes. de bello civ. I. 5. 7. Sullam — nudata omnibus rebus tribunitia potestate, tamen intercessionem liberam reliquisse.

**) Cic. in Verr. II. 1. 60.

und R. lassen sich nicht näher auf die Sache ein). Man soll Intercessio bey Cäsar in dem engern Sinne nehmen, wonach es die Intercession der Tribunen gegen einander bedeute. Diese gegenseitige Intercession habe Sulla auch fürder gestattet, jede andere nicht. Nur Schade, daß jene engere Bedeutung von Intercessio weder überhaupt existirt, noch, wenn dieß wäre, bey Cäsar erwiesen werden kann. —

Aber auch die Jurisdiction hat Sulla, nach Hrn. W., den Tribunen genommen. Denn vor ihm hatten sie nicht nur jurisdictio, sondern ihr Collegium war „supremum quoddam judicium inter eos, qui Romae jus dicerent: quod ipsi decreverant, hoc demum habebatur ratum justumque.“ So als Appellations-Gerichte „vel“ Cassationshöfe (?) hätten aber die Tribunen nur als Collegium urtheilen können, und seyen ihre collegialisch gefällten Urtheilssprüche technisch decreta genannt worden. Ganz zu trennen von dieser Jurisdiction sey ihr Intercessionsrecht gegen richterliche Urtheile. Sulla habe beydes genommen. Allein die Tribunen hätten durch Ermahnungen u. s. w., welche sie vor dem Spruche an den Richter ergehen ließen, den Verlust jenes Rechts zu ersetzen gewußt.“ (S. 30. f. 67. f.) Diese Bereicherung des tribunicischen Gewaltkreises beruht aber auf einem argen Mißverständniß. Zur Berichtigung, da die Sache zu den ausgemachten gehört, nur diese Bemerkungen. Nirgend und in keiner Zeit wird den Tribunen die, ausschließlich dem Prätor zustehende, Jurisdiction in dem vom Verfasser vorausgesetzten Sinne beygelegt. Allerdings war das Verhältniß, in dem die Tribunen zur Rechtspflege standen, höchst bedeutend und einflußreich. Allein es war nur ein Ausfluß ihres allgemeinen Intercessionsrechtes. Weit entfernt also, ein rechtskräftiges Urtheil als Cassationshof aufheben (dieß konnte nur die Volksversammlung oder wer sonst legis vicem hat), oder gar als Appellationsgericht umändern zu können, stand lediglich dieß in ihrer Gewalt, die Execution eines Urtheils, ebenso wie die Vollziehung irgend eines andern obrigkeitlichen Befehls zu hindern. Die Appellation der Tribunen ist nichts, als das Gesuch um Einlegung der Intercession: gegen einen Urtheilsspruch intercediren konnte aber jeder Tribun für sich allein. Widerspruch der Majorität konnte daran nicht hindern, und die vom Collegium der Tribunen erlassenen Decreta sollten lediglich die Ansicht der Majorität bekunden, ohne daß für solche Erlasse der Ausdruck decreta ausschließlich technisch wäre. Die Edicte, welche die Tribunen bekannt machten, und welchen ein Einfluß auf die Ausbildung des Privatrechts zugeschrieben wird, stehen dem nicht entgegen. Die Ankündigung der Intercession mußte auf die Abfassung der Edicte anderer Magistrate, namentlich des Prätor, der Natur der Sache nach einwirken.

Vor allen obigen Irrthümern hätte eine Rücksicht auf Huschke's Erinnerungen gegen Rubino (a.a.O.) oder auf Zimmern (Gesch. des Röm. Privatrechts III. Bd. §. 2. §. 169.) bewahren können.

(Fortsetzung folgt.)

---

## Philosophical Transactions of the royal society of London. For the year 1835. Part. I. and II. 4.

(Fortsetzung.)

An einem andern Orte bey Bränkyrka, ohngefähr 3 Meilen südlich von Stockholm, war die Identität der fossilen Conchilien mit denen des benachbarten Meeres noch auffallender, indem zu den vorhin erwähnten Arten noch die Neritina fluviatilis hinzukommt, eine Süßwasser-Schnecke, welche in Menge in den Brackwassern des baltischen Meeres sich aufhält. Mit diesen Wasser-Conchylien wurden zugleich auch einige Exemplare von Bulimus lubricus gefunden. Die Höhe des Lagers betrug 70 Fuß über dem Meeresspiegel.

Der merkwürdigste Ort indeß, wo diese baltischen Conchylien im fossilen Zustande vorkommen, ist noch weiter südlicher, bey Södertelje, ohngefähr 16 Meilen südwestlich von Stockholm, wo sie in einer Höhe

von mehr als 90 Fuß über der See liegen. Hier wurde im Jahre 1819 ein Kanal durch eine Maße von Sand, Grus und Lehm gegraben, welche den Maeler-See von einem langen schmalen Einschnitt des baltischen Meeres trennte. Der Kanal ist durch den Grund eines der hier so gewöhnlichen Thäler geführt, deren Wände aus Gneißfelsen bestehen, während der Grund mit neueren Ablagerungen bedeckt ist, in welchen dieselben fossilen Conchylien, wie zu Solna, enthalten sind. Im obern Theile des Kanals wurden außerdem mehrere Begräbniß-Truhen gefunden, von denen einige offenbar von hohem Alter waren, da sie kein Eisen an sich hatten, und ihre Planken bloß mit Holzpflöcken aneinander befestiget waren. An einer andern Stelle wurde ein Anker ausgegraben, und an einer noch andern einige eiserne Nägel.

Eine noch interessantere Entdeckung wurde jedoch im untern Theile des Kanals gemacht. Hier wurde die Ausgrabung in einem mit Wald bedeckten Hügel vorgenommen, und nachdem man ohngefähr 50 Fuß tief durch Lager von Sand, Grus und Letten hinabgekommen war, stieß man auf etwas, das ein kleines hölzernes Haus gewesen zu seyn schien, dessen Flur in gleicher Höhe mit der See lag. Ob es mit einem Dache versehen war, ist nicht bemerkt worden. Ein Versuch wurde gemacht, rings um die Wände herum zu graben und sie stehen zu lassen, allein das Holz war völlig aufgelöst und zerfiel in Staub, als ihm seine Stütze genommen war. Nachdem man indeß den Spiegel des Meeres erreichte, fand man das Holz der Wände noch erhalten. Auf dem Grund, auf welchem der Hausflur errichtet seyn mochte, nahm man einen unregelmäßigen Kreis von Steinen wahr, der den Anschein einer Feuerstelle hatte, in ihm lag ein Haufe Kohlen und verkohlten Holzes. Außerhalb des Kreises war ein Haufe von unangebranntem Tannenholze, dessen Nadeln und Rinde noch erhalten waren. Das Häuschen hielt ohngefähr 8 Fuß im Viereck und mochte eine Fischerhütte gewesen seyn, die zur Zeit des Fischfanges gelegentlich benützt wurde. Sie war in Sand eingehüllt, der so fein, als wie vom Wind zusammengeblasen war.

„Wenn die Begräbnißtruhen," meynt der Verf., „allein gefunden worden wären, so hätte man denken können, daß sie auf dem Grunde einer Einbuchtung, die späterhin versandet und so ausgefüllt wurde, eingesenkt worden seyen; indeß die Lage des Hauses scheint größere Aenderungen des Meeresspiegel erforderlich zu machen. Hätte man nichts als die Holzwände gesehen, so hätte man auf die Vermuthung kommen können, daß die Hütte durch eine Ueberschwemmung fortgeführt worden wäre, wie ich denn selbst eine Erzählung hörte, daß im Nordosten von Schweden bey der Abgrabung eines Sees durch die Ueberschwemmung ein Haus ganz fortgetrieben wurde. Einer solchen Annahme möchte jedoch die Feuerstelle und das verkohlte Holz gänzlich widersprechen. Es erscheint als nothwendig ein Sinken des Landes bis zu dem Betrag von mehr denn 60 Fuß und eine darauf folgende Erhebung anzunehmen, oder mit andern Worten eine Reihe von Bewegungen ähnlich denen, durch welche das Phänomen des Serapis-Tempel erklärt worden ist; unbedenklich darf man wenigstens voraussetzen, daß hinsichtlich der Höhe des Landes, seit Fischerhütten zuerst in Schweden errichtet wurden, größere Revolutionen sich ereignet haben, als Geschichte und Tradition es uns hätten erwarten lassen." Daß die hier vorkommenden fossilen Conchylien übrigens nicht vom Maeler-See herrühren können, geht daraus hervor, daß sie nicht mit den in demselben enthaltenen, sondern mit denen des baltischen Meeres identisch sind.



Am weitesten entfernt von der Küste, nämlich mehr denn 80 Meilen von derselben, traf der Verf. zwischen Torshälla und Arboga noch solche fossile Conchylien in gleichen Lagerungs-Verhältnissen, wie vorhin beschrieben, an.

Um Upsala kommen ähnliche geognostische Verhältnisse, wie um Stockholm vor. An einem gut aufgeschlossenen Puncte sah der Verf. ein nur 3 Zoll mächtiges Mergellager, das ohngefähr 12 Fuß unter dem Gipfel und 80 Fuß über der See lag. Es enthielt eine Menge fossiler Schalen von Mytilus edulis, Cardium edule, Tellina baltica, Littorina littorea, Paludina ulva? Ueber und unter diesem Mergel sind Schichten von Sand und einige der oberen Lager enthalten runde Geschiebe von einem Fuß und darüber im Durchmesser. Auf der Oberfläche der Hügel kommen mitunter auch Blöcke von Gneiß und Granit vor, die selten über 9 Fuß lang sind; doch wurde auch einer gemessen, der 16 Fuß lang, 13 hoch und 8 breit war.

(Fortsetzung folgt.)

# Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 4. November.

Nro. 221. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1836.


Luc. Cornel. Sulla, gen. der Glückliche, als Ordner des römischen Freystaates ꝛc.

De Reip. Romanae ea forma, qua L. Corn. Sulla Dictator totam rem Romanam Ordinibus, Magistratibus, Comitiis commutavit etc.

De Reip. Romanae etc.

---

(Fortsetzung.)

Gehen wir zu den Umgestaltungen fort, welche die Comitien betrafen, so ist nach Herrn W. (S. 96 f.) gar nicht zu zweifeln, daß Sulla die Tribut-Comitien gänzlich abgeschafft. Denn „Eintracht zwischen den Parteyen war unverträglich mit mehrfachen Comitien. Ueberdem aber war Sulla 3 Jahre in Griechenland und lernte dort die Staatsverfassungen kennen, welche alle nur eine Volksversammlung hatten. Da er also nur eine Art von Comitien hat bestehen lassen können, so fragt sich nur welche? Und da kann nicht zweifelhaft seyn, daß er die Tribut-Comitien abschaffte: Appians Zeugniß (I. 59) ist fast überflüßig.“ Ohne auf die Triftigkeit der andern Gründe einzugehen — Appian sagt dieß weder *), noch könnten wir ihm glauben, wenn er es sagte. Denn wo wären die niedrigeren Magistrate gewählt worden, wenn nicht in jenen Comitien? Nur die gesetzgebende Kraft sollte ihnen entzogen werden. Ohne diese mochten sie immer fortbestehen. So schon Huschke gegen Rubino (a. a. O. S. 221); und jetzt auch Zachariä (II. S. 88.), Ramshorn (S. 56), Drumann (a. a. O. S. 484). — Sind nun aber so die Centuriat-Comitien die einzigen gesetzgebenden Versammlungen des Volkes, so wird die Frage doppelt wichtig, welche Form jene Comitien zur Zeit Sulla's gehabt haben. Die angezogene Aeußerung Appians könnte zu der Meynung verleiten, als hätte Sulla diesen Comitien ihre ursprüngliche Gestalt wieder gegeben. Dieß glaubt auch Ramshorn (S. 55.), ohne die Gegengründe zu bedenken, welche Z. (S. 85.) u. W. (S. 100 f.) jene Aeußerung Appians nur als eine Bezeichnung der Centuriat-Comitien überhaupt nehmen lassen. So ist denn das Eingehen auf einen der schwierigsten Puncte in der Römischen Staatsgeschichte, auf die gewöhnlich in das 6te Jahrh. d. St. gesetzte Reform der Centuriat-Comitien unerläßlich. Hr. Wittich begnügt sich, auf Göttling (im Hermes XXVI. 1.) zu verweisen. Hr. Ramshorn folgt (S. 13.) der von Pantagathus angedeuteten, von Savigny *) weiter ausgeführten Ansicht, aber mit einem doppelten Irrthum. Er übersieht, daß die dienstthuenden Ritter für sich 18. Centurien, (wovon 6 schlechthin suffragia genannt) gehabt, und läßt die Centurien nach den Tribus zur Abstimmung kommen, so, daß — alle Centurien der 5 Classen soweit sie der 1. Tribus, dann soweit sie der 2. Tribus u. s. f. angehörten, berufen worden, was den klarsten Stellen widerspricht, welche die Abstimmung nach Classen bezeugen (vrgl. Cic. Philipp. II. 33.) — Eine ganz neue Ansicht jener Veränderung versucht Zachariä (II. S. 65. f.). Die 35. Tribus seyen, jede in je 2 Centurien (der Aeltern und der

---

*) *Καὶ τὰς χειροτονίας μὴ κατὰ φυλὰς ἀλλὰ κατὰ λόχους ὡς Τούλλιος βασιλεὺς ἔταξε γίγνεσθαι.*

*) Im Civil. Magaz. III. S. 307.

Jüngern) zerfallen. Diese Tribus (oder die 70 Centurien, in welche sie zerfallen) seyen in 5 Classen so eingetheilt worden, „daß die Tribus der ersten Klasse die reichsten Geschlechter und Körperschaften enthielten, die folgenden stufenweise die minder begüterten, bis endlich in der fünften und letzten Klasse die Tribus urbanä kamen. (S. 73.). — Eine Tribus stand also in dieser neuen Klassenordnung höher oder niedriger, je nachdem sie ihrem Bestand im Ganzen nach mehr oder weniger angesehen war. Auch einzelne Bürger wurden mit Rücksicht auf ihren Census in eine höhere oder niedrigere Tribus eingeschrieben. Nur die alte Genauigkeit wurde nicht mehr beobachtet. (S. 75). — Immer aber wurden bey der neuen Organisation der Tribus nicht die Vermögensumstände der einzelnen Bürger, sondern nur der Census der Gesammtheit (der zu einer Tribus gehörenden Bürger) in Anschlag genommen (S. 72)." — Ohne die Ausführbarkeit dieser, jedenfalls scharfsinnigen, Combination anfechten zu wollen — sie kann so lange keinen Anspruch auf Glaubwürdigkeit machen, als nicht für eine solche timokratische Bildung der Tribus klare Beweise beygebracht sind, von welchen bisher keine Spur. Denn wie sich auch der Verf. wendet, seine Tribus sind nach dem Vermögen der einzelnen Tribulen bestimmt. Oder kann man den Vermögensstand einer Gesammtheit (welche keine juristische Person bildet) anders, als nach dem Census der einzelnen Glieder dieser Gesammtheit bemessen? Jene Zusammensetzung nach dem Vermögen wird aber um so unglaublicher, da die ganze neue, den Censoren M. Aemilius Lepidus und M. Fulvius Nobilior zugeschriebene Organisation der Tribus nirgends bloß auf die Centuriat-Comitien bezogen wird. Also auch den Tribut-Comitien lag die neue Einrichtung zu Grunde. Kann man aber hierbey, ohne die klarsten Zeugnisse, die Rücksicht auf Vermögen und Schatzung als irgendwie einflußreich annehmen? In der Stelle des Livius (XL. 51. Mutarunt suffragia, regionatimque generibus hominum causisque et quaestibus tribus descripserunt) liegt für das Gegentheil der bestimmteste Beweis. Die Oertlichkeit bleibt Grundlage der neuen Tribuseintheilung: die Neuerung besteht lediglich darin, daß nicht mehr die Einzelnen als solche atomistisch in die Tribuslisten verzeichnet werden, sondern je nach der Hauptrubrik eines bestimmten Standes und Erwerbzweiges. Von einer Rücksichtnahme auf Vermögen überall keine Andeutung. Auch scheint es von anderer Seite kein richtiges Verständniß obiger Stelle, wenn S. 67. bemerkt wird, „daß das Recht in einer Tribus zu stimmen, nicht weiter durch den (bleibenden) Aufenthalt bedingt seyn solle, sondern, daß jede Tribus für immer aus gewissen bestimmten Geschlechtern und Körperschaften bestehen solle." Allerdings: aber aus gewissen in einer bestimmten Markung (regionatimque) befindlichen Innungen u. s. w. Wenn aber z. B. ein Landbauer aus seiner bisherigen Tribus-Gemarkung in eine andere übersiedelte, stimmte er gewiß nicht mehr in der alten, sondern in der neuen. — Eben so wenig aber, als diese timokratische Bildung der Tribus mag erwiesen werden, daß die Centuriat-Comitien aus 70 Centurien gebildet wurden. Z. hält freylich Liv. I. 43. für klar und entscheidend (S. 69). Allein, daß diese Stelle wenigstens nicht das erste ist, darauf konnte schon die Verschiedenheit ihrer Auslegung führen. Und in der That sagt sie nur, daß nach der neuen Bildung der Centuriat-Comitien jede Tribus doppelt in Anschlag zu bringen, und daß die Tribuseintheilung das bestimmende sey für Zahl und Vertheilung der Centurien in den einzelnen Classen. Sonach dürfte immerhin in einer zweifelhaften Sache die Meynung den Vorzug verdienen, welche durch die Neuerung an der alten Verfassung jener Comitien so wenig als möglich Aenderung vorgehen läßt — die neuerdings auch von Walter (a. a. O. S. 137) angenommene Pantagathische. Hiernach ist die alte Classeneintheilung geblieben (nur daß vielleicht die

Censusansätze gesteigert wurden). Allein während früher ohne alle Rücksicht auf Tribus die einer Classe Angehörigen eine bestimmte Anzahl von Centurien bildeten, sollen jetzt die Mitglieder der einzelnen Tribus in der Classe, welcher sie angehören, je mit 2 Stimmen (Centurien) berufen werden. Die Mitglieder jeder Classe bilden also 70 Centurien, und der Einfluß der Classenabstufung d. h. des Vermögens betrifft nicht mehr, wie sonst, die Zahl der Centurien, sondern lediglich die Ordnung des Abstimmens. — Den Gewaltkreis dieser Comitien hat nun Sulla in doppelter Hinsicht beschränkt. Einmal, indem er ihnen die hohe Gerichtsbarkeit entzog (Cic. in Verr. I. 13), was mit Z. S. 150, wohl eben so von der in zweyter als erster Instanz zu verstehen ist. Dann dadurch, daß er die alten Rechte des Senats gegenüber diesen Versammlungen hergestellt hat. In welchem Maaße? Wahrscheinlich wie es vor der Lex Publilia gewesen ist: nur was vom Senate vorberathen, soll als Rogation an die Comitien gebracht werden; nur mit Genehmigung des Senats sollen Volksschlüße Gesetze seyn. (Z. S. 96. W. S. 107.)

Den Senat hat Sulla ergänzt, wie Livius und Appian bezeugen ex equestri ordine, nach Sallust (Cat. 37.) *) aber nicht ohne arge Ausnahmen von dieser Regel. Hr. W. weiß sich gegen dieß Zeugniß Sallusts nur so zu retten, daß er ihm alle Glaubwürdigkeit abspricht (S. 141). Hr. Z. läßt sich noch weniger dadurch in den für Sulla vortheilhaften Folgerungen hindern, die er aus jener Ergänzung zieht (II. S. 97. 10). Eben so unbefangen nimmt letzterer wie auch Hr. R. (S. 56) auf Appian (I. 100.) hin an, Sulla habe die Wahl der 300 neuen Senatoren den Tribut-Comitien überlassen. **) Sie bedenken dabey nicht, daß die Centuriat-Comitien in der spätern Form, sehr häufig mit den Tribut-Comitien verwechselt werden, und daß also die Stelle, — wie es die innere Wahrscheinlichkeit fordert, mit Hrn. Wittich (S. 140.) besser auf die Centuriat-Comitien bezogen wird. Denn in diesen stimmten ja die Bürger auch nach den Tribus. — Außer der Initiative in der Gesetzgebung wurden dem Senat auch die Gerichte zurückgegeben. Mit Recht bezieht Hr. W., so wie Hr. Z., die leges Corneliae judiciariae auf publica und privata judicia, mit Unrecht aber glaubt er, zuerst diese Ansicht ausgesprochen zu haben (Vrgl. Zimmern a. a. O. §. 9. Not. 9.) Im Einzelnen kann man über diesen Theil der Sullanischen Gesetzgebung billiger Weise von dem Philologen nicht so viele Aufschlüße erwarten, und mögen ihm auch Irrthümer, wie daß das furtum, rapina, damnum injuria datum (!) und injuriae den publicis judiciis beygezählt worden, oder daß in publico judicio cuivis e populo agere licuisse zu Gute gehalten werden. Freylich ist der Wunsch andererseits auch nicht unbillig, solche Partien lieber gar nicht, als ohne erforderliche Kenntniß des Ausgemachten zu berühren. Dagegen räumt Hr. Z. den auf Criminal-Recht und Verfahren bezüglichen Ordnungen Sulla's einen eigenen Abschnitt ein; in dem vorausgeschickten Abriß der Geschichte beyder findet sich viel Beachtenswerthes neben manchem Wunderlichen. Zu dem ersteren rechnen wir die Bemerkung, (S. 122 f.) daß die römische Criminal-Gesetzgebung von den XII. Tafeln bis in das siebente Jahrhundert keine oder nur wenige Aenderungen erlitten habe, was lediglich dem Umstande zuzuschreiben, daß mit den Straf- wie mit den civilrechtlichen Gesetzen verfahren worden sey; man behalf sich mit extensiver Interpretation u. s. w. — an welches alles weitere Bemerkungen anzuknüpfen hier nicht der Ort ist. Eben so ist es keine unglückliche Vermuthung (aber freylich mehr nicht), es sey die Reihenfolge, in welcher die Digesten die jud. publl. abhandeln, dieselbe, in welcher Sulla's Criminalordnungen gegeben worden (II. S. 35 f.) — Min-

*) — multi memores Sullanae victoriae quod ex gregariis militibus alios Senatores videbant etc.

**) — ταῖς φύλαις ἀναδοὺς ψῆφον περὶ ἑκάστου.

der beyfallswerth ist die Vergleichung der peinlichen Gesetzgebung der XII. Tafeln mit alten deutschen Volksrechten (S. 116 f.). Denn dort war das System der öffentlichen Strafen bereits so ausgebildet, als in irgend einer spätern Zeit der Republik: in den deutschen Rechten finden sich nur für wenige Ausnahmsfälle öffentliche Strafen gesetzt.

(Fortsetzung folgt.)

Philosophical Transactions of the royal society of London. For the year 1835. Part. I. and II. 4.

(Fortsetzung.)

Der Verf. bemerkt, daß die oben erwähnten Mergellagen mit Littoral-Conchylien, in der Mitte von geschichteten Massen Sandes und Grieses, der Theorie solcher Geologen, welche die Bildung dieser Massen von einer heftigen, aus Norden hereingebrochenen Ueberschwemmung herleiten wollen, entgegen treten. Die vollkommene Erhaltung der Schalen zu Upsala, und die wiederholte Folge von dünnen wechselnden Lagern Grieses, Sandes und Lehms, welche fast allenthalben vorkommen, fordern einen allmähligen, und zeitweise sehr ruhigen Absatz der transportirten Massen.

Von nun an wendet sich der Verf. zur Untersuchung der Küsten, namentlich zur Prüfung der an ihnen angebrachten Zeichen. Der erste Punct dieser Art ist die Küste von Oregrund, ein Hafen ohngefähr 40 Meilen nordöstlich von Upsala. Hier war im Jahre 1820 auf der gegenüber liegenden Insel Gräsö an einem Felsen eine horizontale Linie, den damaligen Wasserstand angebend, eingegraben worden. Gemeinschaftlich mit dem Offizier, der dieß Zeichen gesetzt hatte, besuchte der Verf. am 1. July 1834 diesen Felsen, und fand, daß die erwähnte Linie jetzt $5\frac{1}{2}$ Zoll über dem Wasserspiegel lag. Nach Aussage der Seeleute verursachte indeß der Wind, welcher eben wehte, daß die See um 1 bis 2 Zoll höher stand, als bey vollkommener Ruhe. Die Seeleute hatten es übrigens dem Verf. vorausgesagt, daß die Linie über dem Wasserspiegel liegen würde, indem sie durch viele Erscheinungen von einem Sinken desselben fest überzeugt waren. Als Beweis hiefür zeigten sie ihm unter andern mehrere Felsen, von denen sie sich erinnerten, daß sie vor 40 Jahren noch ganz mit Wasser bedeckt waren, welche jetzt 1 — 2 Fuß über demselben hervorragen.

Auch bey Gefle, das 40 Meilen weiter gegen Norden liegt, zeigten sich an der Küste viele Belege



für die fortwährende Zunahme des Landes. Der Verf. untersuchte zwey Zeichen, die hier auf der benachbarten Insel Löfgrund an einem Felsen angebracht waren. Das erste, wie gewöhnlich eine horizontale Linie, war schon im Jahre 1731 eingegraben, und wurde am 3. July 1834 um 2′ $6\frac{1}{2}$″ über dem Wasserspiegel gefunden; da indessen der Wind aus O. N. O. blies, so erklärte der Oberlootse, daß zum wenigsten 4 Zoll hinzugesetzt werden müsse, um den vollen Unterschied zwischen dem alten und neuen Stande zu bezeichnen. Die andere Linie, welche im Jahre 1820 gezogen war, befand sich $1\frac{1}{2}$ Zoll über dem Wasserspiegel, also an einem ruhigen Tage 4 Zoll oder mehr darüber.

Um Gefle herum kommen auch viele Blöcke von rothem Sandstein vor, die scharfkantig sind, als ob sie eben erst einem Steinbruche entnommen wären. Nach der Aussage der Seeleute sollen an der Küste immer neue hinzukommen, welche ihrer Meynung nach durch das Eis mitgeführt würden. Obschon Niemand eine solche Herbeyführung gesehen hatte, so könnte sie in dem Umstande eine Bestätigung finden, daß, nach der Aussage des Oberlootsen, das Treibeis an dieser Küste oft bis zu 18 Fuß Dicke sich aufschichtet.

Ein drittes von den im Jahre 1820 gesetzten Zeichen, das am Olofsstein in Edskö-Sund angebracht war, konnte dem Verf. keine sichere Auskunft geben, da der damalige Wasserstand nicht genau notirt war.

Bevor der Verf. die Ostküste Schwedens verläßt, theilt er noch einige Bemerkungen des Oberst Hällström mit, der sich durch seine Abhandlung über die zur Bestimmung des Sinkens des bothnischen Meerbusens errichteten Zeichen bekannt gemacht hat. Ihm zu Folge sind die Bewohner der entgegengesetzten Küste von Finnland eben so, wie die zwischen Gefle und Torneo vollkommen überzeugt, daß entweder das Wasser in beständigem Fallen oder das Land im Steigen begriffen sey. Derselbe Offizier bemerkte ferners, daß ohngeachtet des Schwankens des baltischen Meeresspiegels zu gewissen Zeiten, er doch niemals eines der ältern Zeichen, sowohl an der schwedischen, wie an der finnländischen Seite des Golfs, untersucht hätte, ohne nicht das Wasser unterhalb der Zeichen zu finden. Er gab dem Verf. auch etwas violetten Mergel, welchen er unlängst um Nadendal bey Åbo in einer Höhe von 60 Fuß über dem benachbarten Meere, gefunden hatte. Er besteht gleich dem früher erwähnten von Stockholm und Upsala aus der Zersetzung des Mytilus edulis, enthält aber auch einige vollkommene Exemplare von Tellina baltica, Littorina littorea, L. rudis und Paludina ulva.

(Fortsetzung folgt.)

# Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 5. November.

Nro. 222. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1836.


Luc. Cornel. Sulla, gen. der Glückliche, als Ordner des römischen Freystaates ꝛc.

De Reip. Romanae ea forma, qua L. Corn. Sulla Dictator totam rem Romanam Ordinibus, Magistratibus, Comitiis commutavit etc.

De Reip. Romanae etc.

---

(Fortsetzung.)

Weiter noch geht der Verf. bey dem Centumviral-Gericht (S. 109). Nicht undeutlich giebt er zu verstehen, daß die Römer und also auch ihre Gesetze und Einrichtungen zum Theil deutschen Ursprungs waren: das Römische Centumviral-Gericht stellt sich heraus „als Landgericht der Völkerschaften deutschen Ursprungs.“ — Im übrigen wäre, auch wenn es andere Rücksichten gestatteten, doch von des Verf. Darstellung nicht viel mehr weiter zu berichten, als daß er nicht ohne Wahrscheinlichkeit viel mehr Leges Corneliae über Verbrechen annimmt, als welche sich unter diesem Namen in den Rechtsquellen verzeichnet finden. (S. 37. f.).

Die Aenderungen Sulla's hinsichtlich der Magistrate (außer den Tribunen), der Provinzen u. s. w. haben unseren Verff. zu keinen neuen Ausführungen Anlaß gegeben. Nur der von Hrn. Z. versuchten, aber bedenklichen Ehrenrettung des Pomponius (in L. 2. §. 32. D. de O. J. *) mag gedacht werden. Sulla brachte bekanntlich die Zahl der Prätoren auf acht. Nun gab es aber vor ihm bereits sechs Prätoren: wie kann er also vier neue creirt haben?, Z. meynt (S. 99) die Zahl sey vor Sulla nicht bleibend sechs gewesen. — Eben so wenig hat die Darstellung der Proscriptionen und Militärcolonien neue Forschungen hervorgerufen. Zu berichtigen ist bey Hrn. W. (S. 211 f.) die Annahme eines eigenen Gesetzes gegen die Kinder der Proscribirten „ne illis redderentur paternae opes.“ Denn war das väterliche Vermögen einmal confiscirt, bedurfte es keines solchen Gesetzes. Dagegen wird ebendaselbst (S. 218) ohne Grund ein ausdrückliches Zeugniß (Plutarch. Sulla c. 31.) verworfen, wonach die Kinder der Proscribirten Infamie traf. Wer die grausame Behandlung der Kinder der Hochverräther kennt, welche die Kaiserzeit nicht eingeführt, sondern gemildert hat, wird dabey nichts auffallendes finden, und darauf allein deutet Sallust, wenn er (Cat. 37). sagt, jus libertatis iis imminutum.“

Es kann nach alle dem der Beurtheilung des kundigen Lesers überlassen bleiben, in wie ferne durch diese Bearbeitungen die Römische Staatsgeschichte gefördert worden, und in wie ferne die Forschungen über jene Epoche ihren Abschluß erhalten haben. Wir wenden uns zu dem übrigen noch nicht berührten Inhalt der Schriften. Dieser besteht bey Nro. 2. und 3. in geschichtlicher Einleitung, wobey aber ohne alles Maaß verfahren wird. Die größere Hälfte von Nr. 3. füllt ein Abriß der Römischen Staatsgeschichte, von dem man nicht weiß, was er hier soll. Nr. 2. schickt bey jedem Kapitel Einleitungen voraus, als müßte die Römische Staatsgeschichte erst von Grund aus gemacht werden: S. 82 — 95 wird der Rö-

*) Deinde Corn. Sulla — Praetores IV. adjecit.

mische Staat ohne alle Rücksicht auf Niebuhr aufgebaut. Beyde Verff. hätten mehr beherzigen sollen, was Nr. 2. (S. 189) sagt:

„Satius videtur recentiores laudare scriptores, quam quae cognita sunt et nemini non audita cum legentium offensione — repetere.“

Aber auch so muß der Umfang von Nr. 2. verwundern und erklärt sich nur durch die breite declamirende Manier des Verf. und durch das beständige Einflechten sehr unnützer Reflexionen und Gemeinplätze über die berichteten Thatsachen. Zwey Beyspiele statt vieler:

(S. 25.) „Haec igitur tribunatus exigua primordia adeoque fortasse aliqua ex parte minus honesta. Majora illis fuisse jura ut credam, adduci non possum propterea, quod fere omnia humana ab exiguis profecta sunt exordiis; repugnat prorsus illius temporis simplici rationi, tribunos jura illa magna, quibus deinde praepollebant, jam tum et flagitasse et a patribus accepisse. Nequaquam hoc factum est: uti alia multa ita et tribunatus a primis exordiis perexiguis ad summam demum deinceps vim atque magnitudinem pervenit.“

(S. 29.) „Si qua alia pars hist. Rom., tribunatus profecto summa admiratione dignus est. Et mirifice me semper adlexit: tribuni pl. enim licet ab initio jura haberent perexigua, sensim tamen pedetentimque summa sibi comparaverunt.“

Von unlateinischen Wendungen und offenbaren Fehlern ließen sich auch nicht wenige Beyspiele beybringen, wenn wir nicht zu ermüden fürchteten. Nr. 3. sticht in diesen Hinsichten vortheilhaft ab, doch fehlt es in der Einleitung nicht an Ungenauigkeiten. So ist S. 8: „libertas utriusque ordinis aequata est demum legg. XII. Tabb.“ weder buchstäblich wahr, noch in dem wohl vorausgesetzten, aber unlateinischen Sinne (politische Freyheiten). Ferner möchten wir wissen, woher der Verf. das Zwölftafelngesetz (S. 9.) habe „ne leges in perpetuum sancirentur sed uti e rep. visum et pro tempore mutarentur.“ Ungenau ist die Angabe (S. 10), daß die Tribut-Comitien das Recht erhalten hätten, „si ad ea provocatum esset, judicandi et decernendi praeter crimen perduellionis (vrgl. Walter a. a. O. S. 135.). Doppelt unrichtig ist (S. 18) daß, der ager publicus „limitationis lege cuttoribus“ assignirt worden sey. Limitation fand bekanntlich zu der hier in Rede stehenden Zeit nur bey den den Colonien eingeräumten Ländereyen Statt. Assignation nur bey den zum Eigenthum vom Staat überlassenen. In derselben Beziehung kommt (S. 19) die, durch eine Verweisung auf Niebuhr doppelt auffallende, Angabe vor: patricii agrum publicum quasi usucapionis jure (?) ut quisque occupaverat summa injuria (?) possidebant. S. 20. wird fälschlich die Rogation der Tribunen Licinius und Sextus (ut deducto eo de capite quod usuris pernumeratum esset, id quod superesset triennio aequis portionibus persolveretur) so gedeutet: scil. iniquis et foenus — legitimum excedentibus. Als wenn es dazu eines Gesetzes bedurft hätte!

Von Nr. 1. machen, wie schon bemerkt, die rechtshistorischen Forschungen den kleineren Theil aus: den größeren füllt Sullas Leben und die Betrachtung über seine Ordnungen. Eine Uebersicht über Rom's innere und äußere Staatsgeschichte von Anfang an bis Sulla, der ersten Abtheilung zweckmäßig vorangeschickt (S. 9 — 62), ist allen empfehlenswerth, welche einen Ueberblick über den innern Verlauf der römischen Geschichte gewinnen wollen. Zur Probe soll hier eine Betrachtung ausgehoben werden. Nach Schilderung der Zeit zwischen dem zweyten und dritten punischen Kriege, wird (I. S. 30.) die Frage aufgeworfen, warum diese glückliche Zeit so bald enden mußte?

„Nicht deßwegen, weil alle menschlichen Dinge dem Wechsel unterworfen sind, oder weil das Leben eines Volkes unter demselben Gesetze, wie das der Pflanze steht — Sondern — die Grundursache des Verfalls und dann des Untergangs des römischen Freystaats lag in den Eroberungen, welche die Römer gemacht hatten und mit immer neuen Eroberungen vermehrten.

Wenn ein monarchischer Staat Eroberungen macht, so kann er, ohne Nachtheil für seine Verfassung, die

neuen Unterthanen den alten gleichstellen, oder auch jene nach besonderen Gesetzen beherrschen. — Aber ein wahrhaft unnatürliches Verhältniß entsteht, wenn eine Demokratie Eroberungen macht. Sie kann die Besiegten nicht an dem Staatsbürgerrechte Theil nehmen lassen. Genöthigt also, die Einwohner der eroberten Länder als Unterthanen zu beherrschen, muß sie in die Hände einzelner Bürger eine Gewalt legen, welche auch gegen den Herrscher gerichtet werden kann. — (S. 32.) Daß Maß gesetzlicher Freyheit, welches einem Volke werden kann, steht allemal in einem gewissen Verhältnisse mit dem sittlichen Werthe des Charakters, welchen das Volk im Ganzen hat. Aber das macht den Unterschied, das ist insbesondere für das Schicksal der Staatsverfassungen von entscheidender Wichtigkeit, daß die öffentlichen Sitten bey dem einen Volke auf diesen, bey einem andern auf andern Grundlagen beruhen können, daß sie daher bey dem einen Volke mehr, bey dem andern weniger der Veränderung unterworfen sind. — Die heutigen europäischen Völker — haben und behalten an dem Christenthume, an den Gesetzen des Anstands, an der auf der Vertheilung der Arbeit beruhenden Verschiedenheit der Stände und an der Scheu vor der Schwazhaftigkeit der Druckerpresse so viele ständige Schutzwachen gegen das Einreißen eines allgemeinen Sittenverderbens. Den Römern, und eben so den Griechen der Vorzeit fehlte es an diesen Schutzwachen der öffentlichen Sitten. Der Volkscharakter hatte sein Gepräge von dem Charakter der Verfassung; die Tugend jener Völker war Anhänglichkeit an die Ueberlieferungen der Vorfahren, war Unbekanntschaft mit fremden Sitten und Lastern; sie hatten nichts so sehr zu fürchten als den Verlust dieser Nationalität. — Wenn sie durch Eroberungen aus ihrem heimathlichen Kreise, aus ihrer Vergangenheit herausgerissen wurden, brach alles zusammen, was bisher die einzelnen Bürger und das Gemeindewesen gehalten und gehoben hatte u. s. w.

Nicht so wie dieß, und vieles andere in der Einleitung, befriedigt, was zur Würdigung Sulla's und seiner Thaten vorgebracht wird. Mit einer, hinter vorsichtigen Redewendungen sich vergeblich bergenden Vorliebe für den Helden, werden zunächst dessen Eigenschaften und politische Thaten in das hellste Licht gestellt.

(Schluß folgt.)

---



## Philosophical Transactions of the royal society of London. For the year 1835. Part. I. and II. 4.

(Fortsetzung.)

Da der Verf. Sundsvall, was noch viel weiter nördlich als Gefle gelegen ist, nicht besuchen konnte, so wandte er sich schriftlich an Herrn Dickson, Residenten in diesem Hafen, der ihm folgende interessante Mittheilungen nach den Aussagen der erfahrensten Lootsen und Fischer übermachte:

1) Daß sie die Hebung des Landes nicht begreifen könnten, sondern der Meynung wären, daß die See im bothnischen Golf in allmähligem Sinken begriffen sey, und daß während der letzten dreißig Jahre das Fallen zwey Fuß beyläufig betragen hätte.

2) Daß sie nie eines der im Jahre 1820 gesetzten Zeichen gesehen hätten, daß sie aber aus andern Anzeigen wüßten, daß das Fallen des Wassers in den letzten 14 Jahren bey Sundsvall und Hernösand 6 — 8 Zoll ausgemacht hätte.

3) Daß sie es selbst bey ihren Lebzeiten nothwendig gefunden hätten, wegen des beständigen Zurückziehens und Seichterwerdens des Wassers, ihre Stationen und Fischerplätze näher an die See zu verlegen.

4) Daß sie Beyspiele von großen Felsblöcken aufführen könnten, welche sowohl an den Küsten der Inseln des bothnischen Meerbusens, als auch an denen des festen Landes, vom Eis bewegt und selbst von einer Stelle zur andern getrieben worden seyen.

Auf der entgegengesetzten, nämlich auf der westlichen Küste von Schweden, besuchte der Verf. zuerst Uddevalla, dessen Lager von fossilen Conchylien, die mitunter bis zu mehr denn 200 Fuß über dem Meere empor reichen, seit einiger Zeit viel Aufsehen erregt haben, so wie auch die von Brongniart daselbst gemachte Entdeckung von Balanen, die noch an den Gneißfelsen hoch oben befestiget waren. Auch Lyell fand sowohl die bloßen Unterlagen von diesen Schalen, als auch ganze Balanen selbst an Felsen geheftet. Er hatte frü-

her gedacht, daß die Muschelformation bey Uddevalla alten Gestaden des Oceans gleichen möchte, welche erhöht worden wären, aber es sind in der That geschichtete Lager von Sand, Letten, Grus, und an mehreren Stellen fast gänzlich von Schalen, welche in einer frühern Periode die tiefen Buchten und Fiords einer See, gleich der, die nun die Küsten umgiebt, ausfüllten. Alle diese Schalen stimmen mit denen der Nordsee überein. Eine beträchtliche Menge derselben, wie sie der Verf. in einem Tage sammelte, machen Balanus Tulipa und sulcatus aus. Einige sind, wie schon erwähnt, an Felsen befestigt, die meisten aber sitzen auf Mytilus edulis oder Pecten islandicus; keine dieser Arten, noch überhaupt eine andere Art von Balanus kommt im baltischen Meere vor. Nächstdem folgen Saxicava rugosa und Mya truncata; Mytilus edulis ist 4 — 5 mal größer als im baltischen Meere. Auch ein Fusus (Murex Rumphius Mont.) und Buccinum undatum stellt sich in Menge ein. Seltener zeigten sich meist die folgenden: Pholas crispata (einmal), Anatina myalis Lam. (einmal), Tellina triangularis (gemein), Tellina baltica (einmal), Astarte, Cardium edule, Modiola barbata, Terebratula (einmal), Patella Noachina, Littorina littorea (einigemal), Turritella, Natica, Velutina, Fusus corneus, Echinus (Fragmente).

Auf der kleinen Insel Gulholmen in der Nähe von Uddevalla, wo Celsius schon behauptet hatte, daß das Meer im Sinken begriffen sey, war im Jahre 1820 gleichfalls der Wasserstand bestimmt worden, jedoch ohne hinlängliche Genauigkeit, woher es auch kam, daß der Verf. hier den Meeresspiegel um 7 Zoll erhöht fand, was die Einwohner aber einstimmig als unrichtig erklärten, indem bey ihnen im Gegentheil die See immer mehr abnehme, so daß früher überdeckte Felsen jetzt zum Vorschein kämen.

Weiter südlich an der Küste bey Tjufkil fand der Verf. ein Lager von Austern und andern Schalen, 5 — 6 Fuß mächtig, und bis zur Höhe von 16 Fuß und darüber über dem Meere reichend. Die zahlreich vorhandenen Austern gehörten zu Ostrea edulis, welche an dieser Küste gefangen wird; die anderen Schalen waren dieselben, wie zu Uddevalla, wozu noch die Anomia striata kam.

Auf der gegenüber liegenden kleinen Insel Marstrand war im Jahre 1770 eine horizontale Linie in einem Felsen zur Bezeichnung des niedrigsten Wasserstandes angegeben worden. Der Verf. fand sie am 19. July 1834 um 10 Zoll über den Spiegel erhaben; indeß erfuhr er, daß durch heftige Ostwinde die See noch um 14 Zoll erniedrigt werden könnte, so daß also der niedrigste Wasserstand gegenwärtig um 2 Fuß tiefer ist als im Jahre 1770. Als eines außerordentlichen Umstandes ist hiebey zu erwähnen, daß an dieser Küste keine Ebbe und Fluth vorkömmt, sondern daß blos der Wind das Wasser um 2 — 3 Fuß zum Fallen bringen kann.

Auch um Gothenburg deuten einige Zeichen auf eine Minderung des Meeres hin. Wie bey Uddevalla wurden auch hier fossile Conchylien identisch mit denen des benachbarten Meeres gefunden. Mit welcher Kraft das Eis gewaltige Massen aufheben und forttreiben kann, davon führt der Verf. zwey Fälle an, in welchen gesunkene Schiffe, die in Eis eingefroren waren, von diesem, zugleich mit ihrer Ladung, aus der Untiefe in tiefes Wasser getrieben wurden.

So weit gehen die eignen Untersuchungen des Verf. Mit ihm müssen wir wünschen, daß die schwedischen Naturforscher bald genau nachweisen möchten, wie weit ins Innere des Landes die fossilen Conchylien einer jeden der beyden Küsten sich verfolgen lassen. Hinsichtlich der Annahme, daß das Land in gewissen Theilen Schwedens im allmähligen Steigen begriffen sey, äußert er sich also: „Ich habe keinen Zweifel dieß zuzugestehen, seitdem ich die vorhin angeführten Orte besucht habe. Abgesehen von den geognostischen Beweisen, welche sich aus den, frische Conchylien enthaltenden Lagern ableiten lassen, beruht die Evidenz der Emporhebung auf zwey Gründen, nämlich erstens auf dem Zeugnisse der Einwohner, und zweytens auf der Niveauveränderung, wie sie durch künstliche Zeichen bestimmt worden ist. Nach dem, was ich übrigens zu Colmar und Stockholm sah, im Vergleich mit Oregrund und Gefle, habe ich keinen Zweifel, daß der Betrag der Hebung an verschiedenen Orten sehr verschieden ist, und im Süden von Scanien konnte ich nicht in Erfahrung bringen, weder durch das Zeugniß der Einwohner, noch durch irgend eine andere Erscheinung an der Küste, daß die geringste Aenderung des relativen Niveaus bemerkt worden wäre.“

(Fortsetzung folgt.)

# Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 8. November.

Nro. 223. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1836.


Luc. Cornel. Sulla, gen. der Glückliche, als Ordner des römischen Freystaates ꝛc.

De Reip. Romanae ea forma, qua L. Corn. Sulla Dictator totam rem Romanam Ordinibus, Magistratibus, Comitiis commutavit etc.

De Reip. Romanae etc.

---

(Schluß.)

Wenn man hiebey auch zum Theil zugeben kann, was zum Preiße Sulla's als Feldherrn und Staatsmannes im Allgemeinen gesagt wird (I. S. 164 f.):

„Als Feldherr ist er nie besiegt worden — Als Staatsmann löste er eine der schwierigsten Aufgaben der Staatskunst. Er beendigte (?) einen vieljährigen Bürgerkrieg u. s. w. (S. 166) Er war Meister in der Kunst, die Menschen zu behandeln — sich zu verstellen — das Zukünftige vorauszusehen — Alles zu rechter Zeit zu thun u. s. f. —;

das Gesetzgebungswerk Sulla's (der Verf. theilt es ab in Verfassungs-, Criminal- und Sitten-Gesetze) wird jedenfalls überschätzt, im Einzelnen, wie in seinem Zusammenhange. So möchten wir den Verfassungs-Gesetzen weder den tiefen Plan beylegen, „der Republik eine ihr ferneres Bestehen verbürgende Verfassung zu geben," noch ihnen den Namen einer neuen Schöpfung zuerkennen, „zu der Sulla nur die Grundzüge aus der Vorzeit entlehnte." Sie sind Gesetze eines siegreichen Parteyführers, nicht im Interesse des Staats, sondern der Partey, durch die er gesiegt hatte. In diesem Sinne behielt er von der frühern Verfassung oder nahm weg, was noth oder räthlich schien. Auch konnte Sulla selbst kaum anderes damit überhaupt auch nur bezwecken wollen. Denn ihm konnte am wenigsten verborgen seyn, wie sein Gesetzesbau keine andere Bürgschaft, als die gegenwärtige Uebermacht der Partey habe. So ist er denn auch nach Verlauf von 10 Jahren in wesentlichen Theilen vernichtet worden: wie kann ihn der Verf. als die Grundlage betrachten (vrgl. I. S. 8.), auf welcher August sein Verfassungsgebäude aufgeführt hat? Aehnliche Ueberwerthung ist es, wenn (II. S. 18.) Sulla der Begründer des römischen Criminalrechts genannt wird. Es ist schon an sich glaublich und wird auch ausdrücklich bezeugt (Cic. Verr. II. 42), daß die Verbrechen, über welche Sulla Gesetze gab, schon vorher, ebenso oder ähnlich, in den Volksgerichten gestraft wurden. Die Neuerung bestand darin, daß durch jene Gesetze quaestiones perpetuae über gewisse Verbrechen niedergesetzt wurden. Wurde bey dieser Gelegenheit auch manches über den Thatbestand und Strafe neu bestimmt — der Verlauf der gesammten übrigen Ausbildung des römischen Rechts nöthigt zu glauben, daß die bisherige Uebung der Volksgerichte überwiegend zu Grunde lag; so war Sulla's Werk mehr Redaction des vorhandenen, als Schöpfung eines neuen Criminalrechts. — Noch weniger begründet ist aber ferner das Gewicht, welches auf die Gesetze gelegt wird, „durch welche Sulla dem eingerissenen Sittenverderben entgegenzuarbeiten suchte." Daß diese Gesetze an Ausführlichkeit Sulla's Criminal-Gesetzen nicht nachstanden, läßt sich nicht einmal „mit einiger Sicherheit," wie der Verf. will, behaupten. (II. S. 23.) Denn wenn auch Sulla über die Ehen, nach Plutarch's

Zeugniß, Gesetze gegeben hat; dieß können nur Strafgesetze gewesen seyn: war aber etwa der Ehebruch vor Sulla straflos? Das Verbot der Wagespiele diesem Cornelier zuzuschreiben wegen (L. 3. D. de aleator.) fehlt es selbst an dem Scheine eines Grundes. Bleiben somit als unbestreitbares Eigenthum Sulla's übrig die Gesetze „gegen übertriebenen Aufwand" — darauf reduciren sich die „umfassendsten und nachdrücklichsten Maßregeln, die in dem Interesse der öffentlichen Sitten ergriffen wurden." (S. 24.)

Mit demselben Eifer unternimmt der Verf. die Apologie Sulla's gegen die Vorwürfe, welche die Geschichte auf ihn gehäuft hat. Ob Sulla „das Verdammungsurtheil verdiene," wird gründlichst untersucht, wiewohl der schlimme Satz (S. 166): „den Menschen richtet die That, den Feldherrn und Staatsmann der Erfolg" weitere Rechtfertigung unnöthig machen würde, wenn ihn der Verf. selbst in seinem ganzen Umfange wollte gelten lassen. Zuerst wird protestirt gegen die Urtheile, welche über Sulla theils dessen Zeitgenossen, theils Römer der spätern Zeit, gefällt haben, namentlich gegen das Cicero's: denn diese waren alle parteyisch.

„Nur eine gleichzeitige Gerichtsstelle, fährt I. S. 171. fort, kann man vielleicht von dem Verdacht politischer Parteylichkeit freysprechen — das weibliche Geschlecht; und gerade dieses scheint eine besondere Vorliebe für Sulla gehegt zu haben. Einer Jugend-Freundin (scil. der Buhlerin Nicopolis!) war er so werth, daß sie ihn zum Erben ihres ansehnlichen Vermögens einsetzte u. s. w. Wer aber von den Frauen geliebt wird, kann nicht ohne Ansprüche auf Liebenswürdigkeit seyn."

Wir wollen dieß gerne für Scherz nehmen, obwohl es nicht so gesagt scheint. Jedenfalls ist es Ernst, wenn S. 172 fortfährt:

„An die Thaten und Aeußerungen Sulla's, an die gesammten Verhältnisse und Ereignisse der Zeit, in welcher Sulla lebte und wirkte, muß man sich halten, wenn man über den Charakter dieses verhängnißvollen Mannes mit irgend einer Sicherheit urtheilen will. —

Thue man aber dieß, so ergebe sich (S. 178)



„daß Sulla die Grausamkeiten, deren Andenken an seinem Namen lastet, im Ganzen planmäßig verübte, daß er sie für nothwendig hielt, um dem römischen Freystaat die Verfassung zu geben, die nach seinen Ansichten die vollkommenste war."

„Er mußte (S. 179) die Gegenpartey vernichten, wenn er Ruhe und Ordnung wiederherstellen, wenn er dem Freystaate eine dauernde Grundlage geben wollte. — Eine Aristokratie (S. 180) muß durch Schrecken herrschen, wenn sie nicht das Ansehen des Herkommens für sich hat."

„Allerdings, fährt S. 178 fort, geht diese Vertheidigung Sulla's nicht soweit, daß sie ihn von aller Schuld freyspräche. Aber so weit — denn doch, daß man, um Sulla's Handlungsweise zu erklären, nicht Grausamkeit, d. i. nicht Lust und Gefallen an Mordthaten u. s. w. als einen Zug seines Charakters anzunehmen braucht. Sie geht sogar noch weiter!"

Von solchen Gesichtspuncten aus, welche die Alten ohne Zweifel eben so gut kannten, aber verschmähten, und welche geltend zu machen, einem neuern Schriftsteller aufbehalten war, ist es denn auch leicht, die Proscriptionen, deren Erfinder Sulla war, zu entschuldigen (I. S. 146), zu entschuldigen die Erfindung der Militär-Colonien (I. S. 147.), von welchen die ersten der Sicherheit des Lebens, die zweyten noch dauernder der des Grundeigenthums ein Ende machten. Auch gegen den dritten Vorwurf, den Sulla die Alten machten, wird er in Schutz genommen, gegen den, daß er zuerst die Zügel der strengen Kriegszucht nachgelassen (Sall. Cat. c. 11). „Denn ein Feldherr, der seinen Befehl nicht der verfassungsmäßigen Regierung, sondern dem Heere verdankt, kann eher gebieten als verbieten." (S. 167). — Doch wagt sich die Vertheidigung nicht an einen Vorwurf, sie übergeht ihn, — und dieser genügt, in Sulla den unmittelbaren Urheber der Auflösung der römischen Republik zu sehen. Er war der erste Römer, der die Legionen nach Rom geführt, der mit Militärgewalt das Gesetz gebrochen hat. *) Er ist dadurch der Vater und Lehrer des Bürgerkriegs geworden, und sein Beyspiel hat Catilina und die, welche mit mehr Glück als dieser

*) Sallust. Cat. c. 10.: Armis recepta republica.

gegen Rom die Waffen ergriffen, entzündet, ihnen vorgeleuchtet. Er hat die Militärgewalt zu dem Entscheidenden über Rom's Angelegenheiten gemacht, und man weiß, daß sie fortan nicht aufgehört hat, Rom's wahre Herrscherinn zu seyn. —

„Damit aber Sulla's Bild, mit ähnlichen zusammengehalten, bestimmter hervortrete", wird er zuletzt (1. S. 182 f.) noch verglichen mit Marius („Marius sah nur sich, Sulla das Gemeinwesen"), Tiberius („Sulla war nicht das moralische Ungeheuer, das uns in T. entgegentritt"), Napoleon. Hiebey unter andern auch die Bemerkung (S. 186. Not. 169):

„Sogar Ereignisse von ganz individueller Art wiederholen sich in dem Leben beyder Männer. Z. B. Sulla ritt in der Entscheidungsschlacht einen Schimmel; eben so Napoleon in der Schlacht — bey Marengo. — Die Verheirathung Sulla's mit der Metella erinnert an die zweyte Ehe Napoleons. — Sulla verdankte in der Schlacht vor Rom, Napoleon in der bey Marengo dem Verdienste eines Andern den Sieg. —

D — nn.

**Philosophical Transactions of the royal society of London. For the year 1835. Part. I. and II. 4.**

(Fortsetzung.)

Wir haben uns bisher aller weitern Bemerkungen über die Angaben und Ansichten des Verf. enthalten, und unpartheyisch seinen Bericht mitgetheilt. Ref. könnte hier abbrechen, und zu der „allgemeinen Uebereinstimmung der Forscher" in Annahme der Buch'schen Hypothese über die Hebung Schwedens schweigen. Pflichtet ja selbst Herr von Hoff, welcher früher diese Hypothese „ein wahrhaft desperates Mittel der Erklärung" nannte, gegenwärtig derselben bey.

Es möge hier jedoch ein Versuch, das eben besprochene Phänomen auf eine andere Weise zu erklären, Platz finden. Wir haben hiebey auf zweyerley Hauptpuncte Rücksicht zu nehmen, nämlich 1) auf das in beträchtlichen Höhen des festen Landes sich zeigende Vorkommen von Schalthieren, welche gegenwärtig noch im



baltischen Meere und der Nordsee leben, und 2) auf die Aenderung des Niveau-Verhältnisses zwischen Land und Wasser zu Gunsten des ersteren.

1) Daß sich in Schweden, sowohl an seiner Ost- als auch an seiner Westküste und selbst im Binnenlande in Höhen von 100 — 200 Fuß und darüber, Conchylien vorfinden, die mit denen der benachbarten Meere identisch sind, ist allerdings ein überzeugender Beweis, daß einst das feste Land von Schweden von dem Meere überfluthet war. Auch spricht ihre geregelte Ablagerung dafür, daß es nicht schnell vorübergehende Ueberschwemmungen waren, sondern daß ein längeres Verweilen des Meeres über dem Lande statt fand. Mit welchem Rechte man nun aber die Scheidung zwischen Wasser und Land auf Rechnung einer Hebung des Letzteren, und nicht vielmehr auf Rechnung eines Sinken des Ersteren zu bringen habe, ist nicht einzusehen. War Schweden einst vom Meere überfluthet, so wurden allerdings alle seine Landbewohner ersäuft, mit seinen Meeresbewohnern war dieß dagegen ein anderer Fall, da sie in ihrem Elemente blieben, und so konnten sich mithin die Balanen hoch oben an den Gneißfelsen ansetzen, und nach wie vor fortleben und sich fortpflanzen. Es ist also zur Erklärung einer solchen Thatsache durchaus nicht nothwendig, zur Annahme zu greifen, als ob jene Balanen sich ursprünglich in der Höhe des gegenwärtigen Wasserspiegels angeheftet hätten, und seit der Zeit erst in Höhen von 200 Fuß hinaufgehoben worden seyen. Daß aber eine große Wasserfluth einst Schweden so gut als alle andern Länder bedeckte, ist ein Ereigniß, das gegenwärtig keines weiteren Beweises bedarf. Ob außer dieser allgemeinen Wasserbedeckung vielleicht auch noch partielle Ueberschwemmungen des Meeres stattgehabt haben, ist zwar nicht sicher darzuthun, doch vielleicht nicht unmöglich. Wenigstens möchte die Fischerhütte mit ihrer Feuerstelle wohl kaum bis zur Zeit der Sündfluth hinaufreichen — da es noch immer nicht erwiesen ist, daß Europa damals bereits von Menschen bewohnt war —, sondern sie könnte in Folge einer spätern Ueberschwemmung vergraben worden seyn. Hält man also die Annahme fest, daß Schweden einst unter Wasser gesetzt war, so lassen sich die Muschelablagerungen auf dem festen Lande desselben leicht erklären; auch hat man dann hinsichtlich der erwähnten Fischerhütte nicht nöthig, dieselbe heben und sinken zu lassen.

2. Als Herr von Buch in den Jahren 1806 und 1807 Schweden bereiste und ihm so viele Thatsachen mitgetheilt wurden, welche jenes Fallen beweisen sollten, bemerkte er: aus diesen Thatsachen könne ein Sinken des Wasserspiegels in dem baltischen Meere und zwar in diesem allein nicht gefolgert werden, weil es physischen Gesetzen zuwider laufe, daß der Spiegel in einem Meere fallen solle, und in einem andern, mit diesem in Verbindung stehenden, nicht. Von einem solchen gleichmäßigen Fallen der Nordsee an der norwegischen Küste wisse man aber nichts. Daher bleibe kein Ausweg zur Erklärung dieser Erscheinungen übrig, als die Ueberzeugung: „daß ganz Schweden sich langsam in die Höhe erhebe, von Fredericshall bis gegen Abo und vielleicht bis gegen St. Petersburg hin.“ Ganz so schließt auch Johnston, längs des größern Theils der Ostseeküste falle das Wasser binnen 25 Jahren um einen Fuß. Weil das Wasser nun nicht auch in der Nordsee gleichmäßig gefallen, wiewohl diese in Verbindung mit der Ostsee, so müße sich das skandinavische Land gehoben haben. Das Niveau der See sey das Einzige, was als unveränderlich zu betrachten sey.

Zuerst möchte Ref. fragen: warum wird nur Schweden berücksichtigt, warum nicht auch die Küste der deutschen Ostseeländer? Schmale Meeresarme und Binnenwasser sind in älterer Zeit nach urkundlichen Andeutungen tief in Pommern eingedrungen. In andern Urkunden, die 5 bis 6 Jahrhunderte alt sind, wird die Gegend zwischen Friesland, Treptow an der Tollense und Neubrandenburg Insula genannt; dort grub man Anker, Masten und Schiffsgeräthschaften beym Torfstechen aus. Die Ebenen bis Demmin und Anclam sollen noch vor einigen Jahrhunderten unter Wasser gestanden haben; in Westpreußen zwischen Bromberg und Nakel hat man im Torf ein Schiff mit zwey Ankern gefunden. Hierzu kommt die Thatsache, daß alle pommersche Häfen durch wachsende Sandbänke leiden, welche sich vor denselben bilden. Referent kennt die Kritik dieser Thatsachen, er unterscheidet wohl zwischen Versandung durch Flüsse und Hervortreten von Sandbänken durch das Fallen des Meerspiegels, dennoch scheint ihm aus dem Angeführten und andern Thatsachen, welche zum Theil schon Kant in seiner physischen Geographie aufführt, entschieden hervorzugehen, daß der Ostseespiegel wie an den schwedischen und finnischen, so auch an den deutschen Küsten gefallen sey. Doch nach Buch's Ansicht dürfte auch hier nicht von einem Fallen der See die Rede seyn, wir müßten vielmehr annehmen, die Ostseeländer seyen ebenfalls gehoben. Wofern aber auch diese gehoben sind, wie unbegreiflich wäre es dann, daß der Boden der Ostsee, welcher doch die ununterbrochene Fortsetzung des Küstenlandes ist, nicht zugleich mit diesem, das Wasserbecken rings umgebenden Küstenlande, gehoben worden wäre. Wurde aber der Grund des Wasserbeckens gleichmäßig mit der Einfassung



des Beckens, den Küsteuländern, gehoben, so blieb ja das Niveau des Ostseespiegels unverändert. —

Doch sind denn wirklich die an den Ostseeküsten gemachten Erfahrungen der Art, daß die Naturforscher durchaus zu jenem „desperaten Mittel der Erklärung“ greifen mußten; sollte die Buch'sche Hypothese nicht vielleicht durch eine von Raumer (Allgem. Geogr. zweyte Aufl. S. 279) gegebene Erklärung entbehrlich werden?

Man fand nämlich beym Anlegen des holsteiner Kanals im Jahre 1782, daß der Spiegel der Nordsee um 8 Pariser Fuß niedriger stehe, als der Spiegel der Ostsee. *) Nun geht aus der Ostsee eine stete Strömung durch den Sund und Kattegat in die Nordsee; sie legt im Sunde $\frac{3}{4}$ Meilen in der Stunde zurück; ähnliche Strömungen gehen durch die Belte. Die Ostsee muß aber in die Nordsee einströmen, weil eben ihr Spiegel höher ist, als der Spiegel der Nordsee. Es wird durch diese Strömung eine Ausgleichung des Niveaus beyder Meere erstrebt. Vermöge eines solchen Einströmens der Ostsee in die Nordsee, wird nun der Spiegel der Ostsee fallen — jener der Nordsee steigen.

Das Fallen der Ostsee ist durch die angeführten Thatsachen hinlänglich bestätigt. Es würde dasselbe mehr betragen, wofern nicht durch das süße Wasser der vielen mächtigen in diese See mündenden Ströme einigermaßen das von ihr in die Nordsee ausfließende salzige Wasser ersetzt würde. Ersetzt aber einfließendes süßes Stromwasser das ausfließende salzige Wasser der Ostsee, so muß ihr Salzgehalt im Laufe der Zeit allmählig abnehmen, und es erklärt sich hierdurch, warum dieser Salzgehalt wirklich so gering, nur $\frac{1}{40}$ ist, während das Nordseewasser an der norwegischen Küste $\frac{1}{7}$ Salz enthalten soll.

Mit dieser Ansicht stimmt es, daß die Ostsee im Frühling wächst, weil dann die angeschwollenen Ströme ihr reichlicher als zu andern Zeiten des Jahres Wasser zuführen; auch daß die Salzigkeit und mit ihr das spezifische Gewicht des Ostseewassers im Sunde beym NW. Winde steigt, beym Ostwinde fällt. Jener Wind widersteht dem Abfluß des Ostseewassers und vermischt es mit dem Wasser des Kattegat, welches er in den Sund hineintreibt; der Ostwind dagegen begünstigt die Vermischung des Sundwassers mit dem Wasser der großen östlichen Ströme und versüßt es dadurch.

(Schluß folgt.)

*) Andere geben die Differenz geringer an. Vrgl. v. Hoff. III. 327.

# Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 9. November.

Nro. 224. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1836.


## Schriften über Universitäten.

Zweyter Artikel.

(Fortsetzung von Nr. 82.)

1. Ueber die deutschen Universitäten. Ein Gespräch von Dr. Franz Theremin. Berlin, 1836.
2. Ueber das Verderben auf den deutschen Universitäten, von Dr. F. A. Diesterweg. Essen, 1836.
3. Herr Dr. Diesterweg und die deutschen Universitäten. Eine Streitschrift von Dr. H. Leo. Leipzig, 1836.
4. Ueber das angebliche Verderben auf den deutschen Universitäten, von Dr. Alschefski. Berlin, 1836.
5. Ueber die deutschen Universitäten, von Eduard Puggé. Bonn, 1836.
6. Unsere Universitäten, und was ihnen Noth thut, von Dr. Fr. E. Beneke. Berlin, 1836.
7. Vertheidigung der Universitäts-Professoren gegen Dr. Diesterweg's Schmähungen und Recepte, von Dr. C. E. Morstadt. Mannheim, 1836.

---

Groß ist die Zahl von Schriften über das deutsche Universitätswesen, welche seit der Anzeige von Dahlmann's Arbeit erschienen sind. Es kehren die Angriffe und nothgedrungenen Vertheidigungen gleichsam Epochenweise wieder; wie früher Schleiermacher und Steffens, dann vor wenig Jahren vorzüglich Savigny und Ringseis als Schriftsteller über diesen Gegenstand die allgemeine Aufmerksamkeit auf sich gezogen haben, so ist diesem Augenblick das deutsche Publikum, obwohl in anderer Weise, von den oben verzeichneten Flugschriften in Anspruch genommen und es scheint, als wenn die beruhigenden Worte, welche jene vielerfahrenen Männer zur Versöhnung mit den mancherley Mängeln unserer uralten Hochschulen gesprochen haben, nur einen vorübergehenden Eindruck gemacht hätten. Neue Vorschläge zu Reformen werden gemacht, schwere Anklagen erhebt man gegen die Lehrer und viele Einrichtungen aller deutschen Universitäten.

Franz Theremin, Prediger in Berlin, geht von dem Gedanken aus, daß die Jünglinge, welche die Hochschulen besuchen, stets großen Gefahren ausgesetzt gewesen seyen, die sich in der letzten Zeit noch bedeutend vermehrt hätten; der Wunsch sey allgemein, ein Schutzmittel dagegen zu finden; die bisherigen Vorschläge zur Abhülfe könnten sich keines allgemeinen Beyfalls erfreuen, da sie eine völlige Umgestaltung der Universitäten bezwecken, welche bey einem so durchaus nationalen Institute unthunlich sey. Der Verf. glaubt in einem einfachen Mittel die schwierige Frage zu lösen; dieß Mittel ist die dialogische Form des Unterrichts, welche statt des Kathedervortrags allgemein eintreten soll. Der ganze Vorschlag Theremin's motivirt sich in einem Gespräche unter drey Freunden von ursprünglich entgegengesetzten Ansichten. Die ganze Schrift hat eine ernste und ruhige Haltung und enthält viel Wahres.

Dieß Gespräch Theremin's ist die nächste Ver-

anlassung zu der folgenden Schrift gewesen; dieß bekennt der Verf. derselben, Diesterweg, Schullehrer-Seminar-Direktor in Berlin, in dem Vorwort. So sehr er, fährt Diesterweg fort, den Vorschlag Theremin's billigen müsse, so könne er doch die nothwendige Umgestaltung von einem so vereinzelten, partiellen Mittel nicht erwarten; das Verderben sey zu groß; man müsse keinen neuen Lappen auf das sehr alte Gewand flicken, sonst könnte der Riß ärger werden. Die jetzige Zeit ist eine ungeheure — so ist der Gedankengang des Verfassers — und dieß Gefühl des großen Gewichts derselben beherrsche ihn (den Verf.) oft in solchem Grade, daß ihn der Leichtsinn der Zeitgenossen wie eine ungeheuere Ironie des Schicksals erscheine; wir sollten Tag und Nacht darauf sinnen, wie wir die Aufgabe der Zeit lösen könnten; diese Aufgabe der Zeit ist (glaubt Herr Diesterweg) jene Fundamentirung für Jahrhunderte; es könnte sonst zu spät werden, wie bey Carl X., der am Whisttische saß, während des Ablaufes der letzten 24 Stunden seiner Herrschaft und zu dem man dann auch habe sagen müssen: „Sire — es ist zu spät.“ Es sey ein trauriges Geschäft, den Ankläger der Zeit zu machen und ein reales Unglück für jeden Menschen, wenn sein Interesse ihn auf Gegenstände hinlenkt, deren richtige Beurtheilung über oder unter seinem Horizonte liegt. Er — Diesterweg — habe in den Vorlesungen nicht viel gelernt, denn sie seyen darnach gewesen, dennoch aber liebe er unsere Hochschulen, weil er Erziehung und Bildung über alles schätze; er wolle nach seinen Kräften und Einsichten beytragen, daß man die Universitäten besser einrichte; mögen auch Einige sagen: „Was geht es dich an?“ Er lasse sich nicht schrecken, denn es gehe ihn an, weil es seine Seele berühre und auf seinem Standpunkte könne er nur wünschen, daß Alle an Allem Theil nehmen möchten, dann stünde es besser um die Gemeinschaft. Die schwerste Anklage, die auf Sokrates ruhte, sey gewesen: er verderbe die Jugend. Dieselbe Anklage erhebe er (Diesterweg) gegen unsere Universitäten und obwohl er sich kein sicheres Urtheil über allgemeine Angelegenheiten zutraue, weil er nicht Staatswissenschaft studiert habe, so könne er sich doch des Gedankens nicht erwehren, daß in ihnen Manches schlecht bestellt seyn müsse; dieß sage er offen, weil er es denke; ob das Uebel auf den Universitäten ein geschichtlich nothwendiges sey, überlasse er dem Beobachter der Lebenserscheinungen. Sein Wahlspruch sey: „Thue nichts, als was du wünschest, daß andere dir wieder thun.“

Nach diesen Prämissen in der Vorrede, welche wir möglichst mit den eigenen Worten des Verfassers wiedergegeben haben, geht der Verf. in die eigentliche Untersuchung über, und wir wollen auch hier wieder versuchen, seine Argumentation und den Ideengang in der ihm eigenen Sprache mitzutheilen.

Der Verf. stellt zuerst zwey allgemeine Anforderungen an die Universitäten, erstens ächte Wissenschaftlichkeit, zweytens pädagogische Bildung und Erziehung. Die ächte Wissenschaftlichkeit sey nicht Gelehrsamkeit, sie bestehe vielmehr in der errungenen Selbstthätigkeit des Denkens. Der Professor soll keiu Forscher, sondern ein Lehrer seyn; eins schließe das andere aus; die Lehrgabe sey daher der einzige Maßstab bey der Berufung, die Deutlichkeit die erste Eigenschaft des Lehrers; man würde es dann nicht erleben, daß akademische Lehrer ungeprüfte Neuerungen ihren Schülern als ewige Wahrheiten vorlegten. Aus diesen und andern Gründen bekämpft der Verf. den Begriff der Lehrfreyheit, in der Ausdehnung, die man ihm gegeben hat. Zwar eine Verpflichtung auf symbolische Bücher könne kein die freye Entwickelung liebender wollen, denn den Geist soll man nicht bannen. Jedoch dürfe man es, sagt Diesterweg weiter, den Professoren nicht überlassen, was sie zu lesen Lust haben; das sey nicht Freyheit, sondern Willkühr; wahre Freyheit richte sich nach höheren Gesetzen. Dagegen spricht sich der Verf. für die Lernfreyheit der Studenten aus.

Die zweyte Hauptanforderung, nämlich die der Erziehung, sey die höchste, umfassendste; von der Hochschule wird nicht bloß Entwickelung der Intelligenz, Wissenschaftlichkeit und Ausbildung der Selbstthätigkeit im Denken, sondern in höherem und umfassenderem Sinne Vollendung der Erziehung der zu Männer heranreifenden Jünglinge verlangt. Diese Anforderung sey die höchste, umfassendste und die Förderung der Wissenschaftlichkeit nur ein Zweig derselben. Zu dem Endzweck müße man theils negativ verfahren: Wegräumung aller die Sittlichkeit junger Männer gefährdenden Dinge, Personen, Einrichtungen, Sitten u. s. w. Doch soll nicht die Strenge der Schuldisciplin statt finden, denn nur in der Freyheit reife man zur Freyheit. Als positive Hebel und Kräfte verlangt der Verf. Entwickelung der Selbstthätigkeit des Denkens; eine geistbildende, geisterweckende Lehrmethode. Beym Jupiter, sagt Herr Diesterweg, sehr viele Hochschul-Lehrer können von den verachteten, oft hungernden Schulmeistern Etwas lernen, die große Wahrheit: daß es bey der Geistes- und Character-Bildung weit mehr ankomme auf die Form, als den Inhalt, Alles auf die Methode. Der höchste Inhalt der Vorträge sey daher: belebende Ideen, Hochbilder, Hochgedanken, Ideale; davon sind die wichtigsten: wissenschaftliche Ausbildung, Förderung geistiger Interessen der Nation, die erhabenen Gedanken der Tugend und Pflichtübung im geistigen Berufsleben, Entwickelung der Nationalität in Aufopferungs-Fähigkeit, Ehre und Freyheit. Ein Lehrer, der dieß auszuführen im Stande sey, sey ein wahrer Lehrer der hohen Schule, jeder Andere aber ein banausischer Sackträger, unwürdig der hohen Würde, ein Priester der Ideen zu seyn. Der Mensch ist nicht bloß Geist, fährt der Verf. weiter fort, er ist auch Leib; daher auch Pflege des Leibes zum freyen Dienst für den Geist: Gymnastik, Turnkunst. Von großer Wichtigkeit seyen ferner Anstalten zur gesellschaftlichen Entwickelung und Bildung unserer Jünglinge.

Ueberall, wo junge Leute auf sich selbst beschränkt sind, reiße ein Geist der Rohheit ein, Verachtung feiner Sitte, aus dem natürlichen Grunde, weil der junge kräftige Mensch bald die Leere äußerer Ceremonien und gesellschaftlicher Uebertreibungen durchschaue. Indem sein Sinn auf das Wesen gerichtet ist, verwirft er, was ihm nur ein hohler Schemen zu seyn dünkt und gerade der Tüchtigste gefällt sich leicht in der Verachtung äußerer Freyheit und schöner Sitte. Um solcher rohen Erscheinungsweise vorzubeugen, habe man in manche Schullehrer- und Priester-Seminarien die Mystik, den Pietismus eingeführt. Dieß sey ein herrliches Mittel für diesen Zweck! Denn aller Orten auf dem weiten Erdenrund gleichen die Frömmler sich in äußerer Ehrbarkeit und stiller Gesittung. Diese geistige Entmannung empfehle der Verf. nicht, die Leser würden es ihm gewiß nicht zutrauen, denn er ziehe den wildesten, wüstesten Burschencomment dem Heuchler- und Frömmlerwesen vor. Der Verf. empfiehlt seinerseits gesellige Kreise gemischter Gesellschaft; nur hier, namentlich im Umgang mit edlen Frauen, in Spielen des Witzes und der Laune, im Tanze, lerne der Jüngling feine, zarte Sitte und liebliche Erscheinung. Zur Erziehung und Bildung der akademischen Jugend gehörten ferner Genossenschaften, Korporationen, worüber der Verf. ausführlicher seine Ansichten entwickelt und woraus hervorgeht, daß man nach zwey Principien die Studenten vereinigen solle, nach dem fachmäßigen und landsmannschaftlichen. Jeder tüchtige Student lebe in zwey Richtungen und Strebungen: die eine gehe nach dem Wissen, die andere nach dem Leben; jene ziehe ihn zu Jünglingen desselben Faches, diese vereinige ihn mit seinen Landsleuten. In rechter Weise führten sie, wie alle Triebe der Menschennatur, zum Guten. Ein wichtiges Erforderniß ist weiter: Bewegung und Erregung durch den Geist des öffentlichen Lebens und

lebendige Theilnahme an demselben. Die Studenten sollen einen eigenen Stand bilden, mit bestimmten Rechten, nach weiser Abmessung ihrer Bedürfnisse und Zwecke; sie sollen von dem Geiste des öffentlichen Lebens erregt und ergriffen werden; denn nur dadurch entstehe für die in ihnen erregten Hochgedanken eine Stätte praktischer Wirksamkeit; es soll großartige Nationalfeste geben, an welchen die Jugend bald in den Farben der Fakultäten, bald in den landsmannschaftlichen zu erscheinen hat, je nachdem das Fest vorzugsweise eine geistige oder eine national-geschichtliche Bedeutung hat. Zuletzt spricht der Verf. von einer der wichtigsten Bedingungen für die Erziehung der höheren Jugend; dieß ist die Tüchtigkeit der akademischen Lehrer in geistiger, sittlicher und patriotischer Hinsicht.

Im zweyten Abschnitt erfolgt nun die Würdigung der Universitäten nach dem vorgelegten Maaßstabe. Zuerst richtet der Verf. die Universitätslehrer: ihre Wissenschaftlichkeit sey eine verkehrte; ihr Ziel sey Gelehrsamkeit, sie trieben Götzendienst mit der Wissenschaft, die ein Selbstzweck seyn sollte; ihre Lehrmethode sey die durchaus verkehrte akroamatische, welche absolut geist tödtend ist; der Studierende könne nur durch die dialogische Form des Unterrichts zur intellektuellen Emancipation gelangen. Das Verderben soll die Gesinnung der Professoren ergriffen haben; sie hätten keine Heimath, keine Anhänglichkeit, seyen Kosmopoliten, d. h. sie gehen der Ehre und dem Gelde nach; das Beziehen des Honorars von den Einzelnen sey ein Grundverderben der Universitäten, die Professoren achteten nicht den Gehorsam, nicht die Subordination, sie, die für den Staatsdienst erziehen sollen; sie interessirten sich nicht für das Individuum, seyen untreu z. B. leichtfertig in Zeugnissen, sie stünden einander feindselig gegenüber, sie lebten nicht in Ideen, nicht in den Hochgedanken der Tugend und Pflicht (welche den großen unsterblichen Kant begeisterten und denen Lessing und Voß ihr thatenreiches Leben widmeten), nicht in der Fortentwickelung der allgemeinen Zustände der Nation oder der Menschheit überhaupt; es sey für den heranreifenden Mann doch so unendlich wichtig, daß er zu Hochbildern hinaufschaue. Auch die demagogischen Umtriebe hat nach Diesterweg die Bodenlosigkeit des sittlichen und erziehlichen Verhältnisses zwischen Professoren und Studenten veranlaßt, kurz die Professoren seyen ein Spiegel des Verderbens der Zeit, darum Reform der Universitäten!

Noch giebt es Verhältnisse, die außerhalb des Lehrerkreises liegen; so soll z. B. die Verlegung der Universitäten in große Städte höchst verderblich seyn *); der Mangel an religiösem Interesse unter den Studierenden sey außerordentlich groß.

Am Schluße stellt der Verf. nun noch einzelne Verbesserungsvorschläge zusammen. Nur Solche werden zu Universitätslehrern berufen, welche sich schon anderwärts als Männer von Geist und Kraft bewährt haben; Vollendung des dreyßigsten Jahres gilt als Minimum; kein Lehrer bezieht Honorare, die vorherrschende Lehrmethode ist die dialogisch-entwickelnde u. s. w.; (wir übergehen die übrigen, minder auffallenden Vorschläge, weil die meisten schon in dem übrigen Theile der Schrift berührt sind).

Diese starken Beschuldigungen Diesterwegs sind theils in öffentlichen Blättern besprochen, theils in

*) So sagt der Verf. S. 70. »Denket z. B. an München, wo auf jedes eheliche Kind ein uneheliches kommt. Und diesen Gräuel der Verwüstung duldet man nicht blos, nein, man verlegt auch eine hohe Schule in dieses Sodom und preiset es als das deutsche Athen. Wohl, es wird eine hohe Schule seyn! Es ist schrecklich.« Der Verf. scheint nicht zu bedenken, daß solche statistische Notizen kein vollgültiger Maaßstab für sittliche Verderbniß sind; in andern Städten, z. B. Paris, London ist letztere viel größer, obgleich das Verhältniß der unehelichen Geburten vielleicht nicht so groß, was von den privilegirten öffentlichen Häusern herrührt.

kritischen Zeitschriften und in den oben genannten besondern Broschüren von einzelnen bekannten akademischen Lehrern zu widerlegen versucht worden.

Am frühesten und ausführlichsten hat Heinrich Leo in Halle geantwortet. Er befinde sich, sagt Leo, in ähnlichem Falle, wie damals der französische Adel, als man dieß ganze Institut angriff und nicht blos die in Verfall gekommenen Seiten. Er wirft Diesterweg Unwahrheit und Uebertreibung, Verläumdung, Unfähigkeit und Gemeinheit vor. Die Unwahrheit sey, daß er einige Uebelstände, die bey Universitäten in großen Städten vorkommen, als Uebelstände der deutschen Universitäten im Allgemeinen hinstelle; Diesterwegs Vorschläge fielen, sobald er von der negativen tadelnden Seite zu positiven Dingen, wie Verbesserungen übergehe, im höchsten Grade albern aus u. s. w. Es läßt sich nicht läugnen, daß Leo durch historische Belege und praktische Beweise in vieler Hinsicht dieß von vorn herein gestellte Urtheil über Diesterweg rechtfertigt, manche Vorwürfe desselben treffend widerlegt, und die Verkehrtheit und Unzweckmäßigkeit der Verbesserungs-Vorschläge zeigt. Aber es ist auch nicht zu verkennen, daß Leo über manche gegründete (wenn auch sehr roh und übertrieben dargestellte) Beschuldigungen zu leicht hinweggeht, und daß er selbst öfters nicht nur in einem etwas leichtfertigen und burschikosen, für eine so ernste Sache unwürdigen Ton verfällt, sondern auch Behauptungen aufstellt, die eben so schief, oder halbwahr und übertrieben sind, als die Diesterweg'schen*); auch hätte Leo an manchen Stellen wenigstens den Schein der Selbstgefälligkeit vermeiden sollen. *)

*) So z. B. S. 50. über den unterbrochenen unordentlichen Besuch der Vorlesungen von Seite einzelner Studierenden: »solche Zuhörer, die nun einmal blos über ihre eigene Gedanken sinnen und der Musik ihres jungen Herzens zuhören und zu diesem Ende alle Vorlesungen quittiren wollen.« Solche Seelen und Zustände scheint Herr Diesterweg so wenig zu kennen, wie die Achtung vor der Wissenschaft als solcher — solche Seelen aber, wir wiederholen es nochmals, das sind die edelsten, die vielversprechendsten, die selbstthätigsten, und ihnen die Freyheit, deren sie bedürfen, rauben, ihnen durch Aufdrängen individueller Fürsorge und pedantischer Aufmerksamkeit eine gewaltsame, schiefe, sie aus ihrer Natur herauswerfende Richtung geben, wäre Seelenverrath. Lieber lasse man hundert von dem ordinären Menschenpack zu Grunde gehen, als daß man einen aus diesem Adelstande der Geisterwelt mit einer unpassenden Behandlung zu Grunde richte!« — Hieher gehört auch die Jenenser Studenten-Geschichte S. 24., das Beyspiel von der Zudringlichkeit der Studierenden im Besuchen S. 17.

*) So S. 34 (über den Ruf nach Dorpat). — S. 59. (seine Kenntniß der Studentenwelt). —



Ruhiger sind die Entgegnungen von Alschefski und Puggé geschrieben und sie werden denjenigen genügen, welche, ohne genauere Kenntniß des Gegenstandes, die Beschuldigungen von Diesterweg für gegründet halten. Ausführlich ist hier gezeigt, wie unanwendbar in vielen Fällen die dialogische Form des Unterrichts ist und wie die akroamatische Methode immer die vorherrschende bleiben muß, wenn auch der erotematischen mehr Umfang eingeräumt werden dürfte, als bisher. Mit diesen Darlegungen wird sich auch wohl Theremin beruhigen, denn es ist doch klar, daß, gesetzt das deutsche Universitätswesen habe sich, wie behauptet wird, völlig überlebt, und sey durch und durch mangelhaft, eine in vielen Fällen unanwendbare Form des Unterrichts demselben nicht wieder aufhelfen könnte.

Das vielfach verbreitete Vorurtheil, als sey die sittliche Zerrüttung in der Studentenwelt jetzt größer als früher, widerlegt namentlich Puggé (auch Leo) sehr gründlich. Nicht blos ist der jetzige Zustand weit besser, als er zu Ende des vorigen und Anfang dieses Jahrhunderts unter den Ordensverbrüderungen und Landsmannschaften war, auch im 17. Jahrhundert war der sittliche Geist weit entarteter als gegenwärtig und sehr interessant sind in dieser

Hinsicht die von Puggé ausführlich mitgetheilten Belege aus einem 1636 erschienenen Buche von Mayfart.

Beneke beurtheilt in seiner obengenannten Schrift Herrn Diesterweg am mildesten, erklärt jedoch, daß er über die meisten und wichtigsten Puncte entgegengesetzte Ansichten habe, ungeachtet er die Diesterweg'sche Schrift in mehrfacher Hinsicht für interessant hält. Diesterweg ließ in seiner Schmähschrift eine Stelle aus Beneke's Erziehungslehre abdrucken und empfiehlt dieselbe allen Docenten als ein geistvolles Werk. Beneke äußert sich gleich im Eingange seiner Entgegnung dahin: es müße für denjenigen, der warm in seinem Berufe lebt, und eifrig in ihm und durch ihn das Höchste zu leisten bestrebt ist, sehr erwünscht seyn, über dasjenige, was für denselben Noth thue, die Stimme eines einsichtsvollen Mannes zu vernehmen, der, von gleichem Eifer beseelt, außerhalb dieses Berufskreises, und ihm dabey doch so nahe stehe, daß er das in ihm Vorgehende vollständig zu überblicken im Stande sey. Beneke befindet sich allerdings vom Anfang bis zum Ende häufig sehr im Widerspruche mit den Ansichten anderer einsichtsvollen Männer. Während er z. B. gleich im Eingange Diesterwegs Beruf zu einer solchen Schrift ohne weitere Untersuchung anerkennt, weist Puggé vortrefflich nach, wie wenig äußerer und innerer Beruf sich in Diesterwegs Stellung und der von ihm gegebenen Probe beurkunden. So sieht auch Beneke in der „Spannung, Unruhe, in Partheyungen und Kämpfen" unserer Zeit, die Vorbereitung für dieselbe Reform, welche seit Baco für die Naturwissenschaft eingetreten ist, auch für die Wissenschaften einer geistigen Welt und mit ihr die Erscheinung einer neuen Aera der menschlichen Cultur; er sieht also da das goldene Zeitalter anbrechen, wohin die Alten das Ende des eisernen verlegten; er sieht (um sich dieses beliebten Ausdrucks zu bedienen) die Morgenröthe einer schöneren Zeit, wo viele ernstgesinnte Männer, wie z. B. Niebuhr, etwas ganz anderes sahen. *)

Zuletzt haben wir noch der Schrift von Morstadt, Professor in Heidelberg, zu gedenken; es mag aber von dieser genügen, einige Stellen wörtlich hier unten anzuführen, woraus von selbst hervorleuchtet, welch' schlimmen Dienst der Verf. der Vertheidigung der Universitäten erwiesen hat. **)

*) Beneke verweist in einer Anmerkung auf einen Aufsatz in der Allgemeinen Zeitung »die Naturforschung unserer Zeit« Außerordentliche Beylage Nr. 165. u. f. f. Jahrg. 1836, der nicht blos geistreich, sondern auch an gesundem Geiste reich sey, in welchem der Verf. sehr gut ausführe, wie der Charakter unserer Zeit am Bestimmtesten als das Bestreben bezeichnet werden könne« alle Dinge von einem natürlichen Standpuncte aufzufassen. — Dieser Aufsatz, in der beliebten Göthisirenden oder Humboldtisirenden Manier, aber mit einem durchgehenden frivolen Zug geschrieben, tastet den durchaus ehrenwerthen und ernsten Charakter Cuvier's auf eine sehr unwürdige Weise an, indem er diesen als Mensch und Naturforscher gleich hoch geachteten Mann, ohne allen näheren Beweis, als einen Heuchler darstellt. Es ist derselbe Aufsatz, in welchem am Schluße die Behauptung aufgestellt wird: »Die Franzosen durch ganz Frankreich seyen viel ernster und nachdenklicher geworden, und dazu habe am meisten ihr verbesserter polytechnischer Schulunterricht beygetragen.« S. Allg. Zeit. 1836. Beil. Nr. 235. S. 939. — Ref. hofft diese Angriffe auf Cuvier's Ehre bey einer andern Gelegenheit näher zu beleuchten.

**) Der Avis au lecteur beginnt so: »Wer einerseits die Scharteke von Diesterweg durchblättert hat und andrerseits meine Geschäftsüberladenheit kennt, weiß a priori, daß der Herr Seminardirector in dieser Defensionsschrift sicherlich nicht die Rolle des Esels spiele, sondern blos allein die des Sackes.« In diesem Tone geht es nun fort bis zum Schluße S. 62, wo es auf dem vorletzten Blatte heißt: »Umgekehrterweise sind vielmehr gerade die Besoldungen der Professoren nationalökonomisch verwerflich und nur allein die Honorare justifikabel: unter der Bedingung, daß für die studiosos pauperes das Lehrgeld von Seiten ihrer Regierungen bezahlt werde.

Dieß sind also die Stimmen, welche sich im Jahre 1836 über das deutsche Universitätswesen haben vernehmen lassen. Die Angriffe sind von Männern ausgegangen, welche draußen stehen, die Vertheidigungen, wie zu erwarten war, aus dem Gremium der Lehrer. Wer Recht habe, und wie die Sache stehe, könnte jeder vorurtheilsfreye Leser, der eine allgemeine Kenntniß von den bestehenden Universitätsverhältnissen hat, schon bey einer flüchtigen Einsicht in die angeführten Schriften haben und Ref. hat sich überdieß bemüht, die Ansichten der Verf. möglichst wörtlich, wenn auch nur in einzelnen charakteristischen Stellen, wieder zu geben.

In der That erscheint es fast überflüßig, eine Schrift wie die von Diesterweg zu widerlegen, und man müßte, wären die hier ausgesprochenen Behauptungen nur die Privatansichten des Verfassers, die Zeit für eine verlorene achten, die man zu einer Widerlegung verwendete. Aber leider ist es die große Masse der Gebildeten, deren Ansichten Herr Diesterweg in ihrer ganzen Plattheit repräsentirt und derselbe Standpunkt, den Diesterweg einnimmt, ist leider auch der der Hälfte seiner Gegner; in ihm wurzeln alle die verkehrten und oberflächlichen Grundsätze und Richtungen der Zeit. Dieser Standpunct ist kein anderer als der revolutionär-liberale und rationalistische, im ganzen Umfang dieser Begriffe; denselben in seiner Nacktheit und Erbärmlichkeit darzustellen, auch da, wo er verhüllt ist, wo er auf rein wissenschaftlichem Gebiete auftritt oder sich in der Form einer edeldünkenden Begeisterung für Menschenwohl gefällt, soll im Folgenden versucht werden.

Wir werden weniger bey Einzelheiten verweilen und halten es für besser durch die eben ausgesprochene Bezeichnung gleich vom Cardinalpunct der Sache auszugehen, aus dem allein heraus die Einzelheiten sich begreifen lassen. Manches davon ist übrigens schon im ersten Artikel zur Sprache gekommen und einiges Andere, wie z. B. das Honorarwesen, das Verhältniß von Akademie zur Universität, oder vom wissenschaftlichen Forscher zum Lehrer, wird sich besser in dem dritten und letzten Artikel, bey der Anzeige von Dieterici's Schrift, erledigen lassen.

Es wird dieser Anzeige, wie der vorigen, der Vorwurf gemacht werden, daß sie die Gesinnungen einer Parthey ausspreche, einer Parthey, von welcher man vielfach befürchtet, sie wolle die freye, richtiger ausgedrückt schrankenlose Lehre der Hochschulen unter den Zwang des jetzt nicht mehr allgemein gültigen göttlichen Gesetzes stellen. Dieser Vorwurf und diese Beurtheilung steht Jedermann frey; der Verfasser findet in seinem Gewissen und in der Ueberzeugung Beruhigung, hier auf einem Boden mit andern Männern zu stehen, welche dieselben Gesinnungen bekennen, und denen Niemand eine gründliche wissenschaftliche Richtung streitig machen wird.

Stünde Herr Diesterweg nicht auf einem rationalistischen oder revolutionären Standpunct, er hätte nicht nur nicht so, er hätte überhaupt nicht schreiben können. Wer über einen Gegenstand öffentlich sprechen will, muß einen Beruf dazu haben, und wer des vollen Gewichts des übertragenen Berufs durch ein empfangenes äußeres Amt, und die damit im genauesten Zusammenhange stehende innere Befähigung sich bewußt geworden ist, wie dieß freylich nur in einem wahrhaft christlichen Bewußtseyn

---

Statt der äußerst leichten und folglich überflüßigen Deduction dieses Satzes erkläre ich mich andurch ernstlich und öffentlich zum Totalverzicht auf meinen Gehalt bereit, unter der Condition, daß meine beyden Herrn Rivalen Zachariä und Mittermaier ein Gleiches thun, und zugleich von jenen beyden Zunftprivilegien entkleidet werden, die da sind: senatorische Jurisdiction und Doktorhutsmonopol. Ihre Geheimrathschaft in partibus sammt dem Ritterthum ohne Roß und der Comthurey ohne Commende, dürften sie immerhin behalten.« —

vollständig geschehen kann, der wird nicht leichtfertig über so ernste Angelegenheiten schreiben, die nur in sehr entferntem Zusammenhange mit seinem Berufskreise stehen. Warum glaubt aber Herr Diesterweg sich zu seinen Aeußerungen berufen? „Weil es seine Seele berühre, weil er nur wünschen könne, daß Alle an Allem Theil nähmen, er sage es darum, weil er es denke“ u. s. w. Dieser Grundsatz ist ein durchaus verkehrter; eben darin liegt das Verderben unserer Zeit, daß Jeder über Alles sich ein Urtheil zu haben anmaßt und jeden seiner Einfälle realisiren will, daß jedes Individuum glaubt, es müsse für das Ganze, für Alles in der Welt sorgen. Welche Consequenzen sich hieran und an die Ansicht knüpfen, daß wenn die Seele von etwas berührt werde, man sofort auch dagegen handeln müsse, daß man alles, was man denke, heraussagen müsse, u. s. w. liegt am Tage, denn eben diese selbstsüchtige Ansicht ist die Triebfeder der revolutionären Bewegungen der neueren Zeit und der Grund der ewigen Unzufriedenheit und der vielfachen Verirrungen. Niemand von dieser Gesinnung fragt mehr, ob ihm sein Amt eine Befugniß gebe zu irgend einer Handlung und ob er die rechte Einsicht in Verhältnisse habe, mit denen ernstlich sich zu beschäftigen er nie eine Nöthigung in seinem Berufskreise gehabt hat. Puggé sagt darüber ganz richtig, daß dann Gegenstand einer krankhaften Empfindung werde, was Gegenstand der Einsicht seyn soll, und wozu in dem Gebiete der praktischen Politik Frankreich einen traurigen Beleg gegeben habe, als man Jeden mit dem Wahne aufblähte, er hätte nicht für das Seine und dadurch für das Ganze, sondern für das Ganze in allgemeiner Weise zu sorgen. Niemand will mehr begreifen, daß wer über seinen Beruf hinausgeht, das göttliche Gebot überschreitet, und dieses allein schützt ihn eben so vor dem verwerflichen Eingriff in das Amt der Regierenden, als vor der Befolgung unrechtmäßiger Befehle, die wider das Gewissen gehen.

Herr Diesterweg steht hier gewissermassen selbst



den jungen Leuten gleich, welche, statt tüchtig und fähig für ihren Beruf sich auszubilden und sich nur daran zu halten, über fremde und allgemeine Verhältnisse mitsprechen wollen. Das was auf platter Hand liegt, die zahlreichen, in die Augen springenden Mängel der Hochschulen, die konnten Herrn Diesterweg freylich nicht verborgen bleiben, aber die Quelle derselben kennt er so wenig, als die französischen Freyheitsmänner, welche doch oft nicht blos die traurigen Zustände, die sie vorgefunden haben, erkennen, sondern sogar das Unglück, welches sie selbst herbeyführten. Die Männer der rechten Mitte wissen wohl, daß die fortwährenden und ungestillten Empörungsversuche den nächsten Anstoß in der Julius-Revolution bekommen haben; aber dennoch ist diese letztere ihnen eine legitime, während alle folgenden revolutionären Bewegungen illegitim seyn sollen. Ja sie sehen nicht einmal ein, wie unsinnig es sey, eine Revolution überhaupt nur legitim zu nennen.

Die Vorschläge, welche Diesterweg in seiner verkehrten Prätension gegen die von ihm aufgeführten Gebrechen, zu Heilung derselben macht, zeigen deutlich seine durch und durch rationalistische Stellung, welche völlig unfähig ist, nur über irgend ein wichtiges Problem der Zeit den rechten Aufschlußzu geben, ja nur irgend ein Factum in seinem Zusammenhang richtig aufzufassen.

Es läßt sich allenthalben in concreto zeigen, wie der gemeine rationalistische, oder da Viele sich jetzt gegen die Versetzung in diese Kategorie sträuben, der vornehm rationalistische Standpunct, völlig unfähig ist, bestehende Verhältnisse richtig zu beurtheilen, Hülfsmittel für Zerwürfnisse im öffentlichen Leben u. s. w. zu finden, sobald es sich um einen tieferen, ethischen Zusammenhang solcher Erscheinungen handelt und wozu die ordinäre Weltkenntniß nicht ausreicht.

(Fortsetzung folgt.)

# Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 10. November.

Nro. 225. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1836.


## Schriften über Universitäten.

(Fortsetzung.)

„Hochbilder, Hochgedanken, Ideale“ zu erregen, dieß soll nach Herrn Diesterweg die Haupttendenz, die Hauptkunst der Lehrer seyn, darin will derselbe die Heilmittel für die politischen Verirrungen der Jugend, für die demagogischen Umtriebe finden. Diese Worte kehren in der Schrift des Verf. so häufig wieder, daß man wohl sieht, welch großen Werth er hierauf legt. Es sind dieß aber nichts weiter als die abgedroschenen und zum Theil bey der eigenen Parthey obsolet gewordenen Redensarten der Rationalisten und Liberalen. Diese „belebenden Ideen, diese erhabenen Gedanken der Tugend und Pflichtübung“ haben aber nur dazu gedient, den ohnedieß schon frühe genährten Ehrgeiz zu steigern und die Selbstüberhebung zu vermehren, welche die Triebfedern zu politischen Umtrieben geworden sind, und die Einbildung, dem Vaterland und der Freyheit zu nützen und ein vermeintliches Opfer zu bringen, bis zur verbrecherischen That gesteigert haben. Selbst da, wo solche Ideen blos die Einbildungskraft erhitzen und eitle Ruhmbilder erzeugen, verrücken sie den Jünglingen das rechte Ziel völlig, und vermögen so wenig etwas gegen die materialistische Richtung der Zeit, als die rührende Moral des lichtvollen Christenthums der Denkgläubigen gegen das sündliche Verderben der menschlichen Natur; sie sind vielmehr Hebel zur Entwicklung der bösen Triebe. Schwerlich wird Jemand von ernster Gesinnung bey näherer Ueberlegung solche Motive im künftigen Berufsleben bey jungen Männern gerne hervortreten sehen; ganz anders ist die Aufgabe, welche Savigny dem Lehrer stellt. Der Geist der Demuth, die Beugung vor einer höheren Ordnung, die Schwierigkeit der wissenschaftlichen Erkenntniß, die schwere und ernste Pflicht der Treue im Beruf, die gewiße Ueberzeugung, daß jegliches Amt ein von Gott vertrautes ist, über dessen Verwaltung wir einst Rechenschaft zu geben haben, das Gefühl der eignen Unwürdigkeit und des Unvermögens ohne göttlichen Beystand auch nur die Kraft der Wachsamkeit über sich selbst zu haben, dieß sind die Niedergedanken (sit venia verbo), welche die Hochgedanken verdrängen sollen, mit denen so gerne das unbewachte und sich selbst überlassene Herz sein eitles Spiel treibt. Der Lehrer wird eine schwere Verantwortung über sich ziehen, der die hochmüthigen Triebe des Herzens reizt und das selbstsüchtige Streben der Schüler durch falsche Ideale begeistert, und wenn sie ihn auch alle priesen in ihrer Verblendung.

Es dürfte nicht schwer seyn, nachzuweisen, wie in allen Zweigen der Wissenschaft, in allen Verhältnissen des bürgerlichen Lebens die rationalistische oder modern-liberale Ansicht, das rechte Ziel verrückt, Oberflächlichkeit verbreitet und die ethischen Elemente verdrängt und verdorben hat. Hier ist der Punct, wo man wieder auf die unbedingte Lehrfreyheit kommen muß, deren leiseste Gefährdung vielen Leuten ein so gewaltiger Anstoß ist. Selbst diejenigen, welche eine gewisse Gefahr zugeben, meinen, es sey hinreichend, die Irrlehre oder falsche Richtung durch Vermehrung der Kraft der wahren Rich-

tung zu bekämpfen, oder behaupten, daß jede seichte Richtung sich selbst einen alsbaldigen Untergang bereite, ja manche glauben gar, daß durch eine ganz freye, ja selbst rationalistische Forschung und Lehre doch manches wichtige Ergebniß für Wissenschaft und Leben gewonnen worden sey. Aber dieß sind unhaltbare Behauptungen und falsche Tröstungen.

Es ist ganz irrig, daß die rationalistische Auffassung in irgend einem Zweige des menschlichen Wissens auch nur ein wahrhaftiges Resultat erhalten habe, und doch haben gerade die seichten, oberflächlichen Ansichten, welche daraus hervorgiengen, die meisten Bewunderer und die größte Verbreitung gefunden. Irrthümer schleichen sich fort, wie eine ewige Krankheit. Nachdem der Rationalismus einmal Boden in der wissenschaftlichen Theologie und in der Kirche gefaßt hatte, sprang er in die Geschichte, in alle Zweige der Naturkunde, in die Jurisprudenz und Politik, selbst in die praktische Medicin.

Die Historie wurde eine todte Atomistik, in welcher die Begebenheiten bunt und zufällig durcheinander liefen oder wo man höchstens in einer kurzsichtigen Pragmatik die wechselseitige Verkettung fand. Gerade die hervortretenden Haupttheile, wie die Führung des Volkes Israel und das heidnische Alterthum, die Mythenwelt, die Erscheinung des Herrn und die ganze nachchristliche Zeit erfuhren den ewigen Wechsel subjectiver Gesichtspuncte, was zu den selbst thatsächlich widersprechendsten Auffassungen und Darstellungen führte; aber die Gewalt des ewigen Bandes mitten unter allen Verirrungen im Leben der Völker ist doch so groß, daß sie selbst einem Heine unbegreiflich erscheint und er den Bestand christlicher Ordnung nicht läugnen kann. *)

Nirgends ist wohl die Korruption des wissenschaftlichen Standpuncts durch rationalistische Auf-

*) Er wundert sich, daß diese »Anekdote« so lange habe gelten können.



fassung deutlicher, als im Kriminalrecht, nirgends sind die praktischen Folgen davon auffallender, als in der Kriminal-Gesetzgebung. Wie lange ist es denn, daß das Verhütungsprincip den Theorien des Strafrechts allgemein untergelegt wurde, mit allen seinen subjectiven Modificationen, wie bey Feuerbach das Princip der Abschreckung, bey Martin das Princip der Nothwehr des Staats? Jetzt nachdem man in der Gesetzgebung praktisch erfahren hat, wie weit man mit einem solchen oberflächlichen, rein subjektiven Maaßstab kommt, fängt man wieder an einzusehen, daß der Grund der Strafe alleiu in der Gerechtigkeit oder Wiedervergeltung gesucht werden könnte, eine Ansicht, welche man unbegreiflicher Weise als Gewinn aus den Forschungen der modernen Philosophie hinstellt, während sie längst im geoffenbarten Worte verkündigt ist. Die vielen Auflagen der Schriften, welche jene oberflächlichen Lehren enthalten, und die Berühmtheit, welche ihre Verfasser erlangt haben, sind kein Beleg für die Annahme, daß seichte Lehren keinen allgemeinen Eingang fänden. Es wird noch lange dauern, bis die rechten Ansichten über die Zuläßigkeit der Todesstrafe allgemein werden und bis die Behauptungen derjenigen Aerzte und Psychologen, welche gerne in jedem Verbrechen eine Geisteskrankheit sehen und die Zurechnungsfähigkeit ganz aufgehoben wissen wollen, in ihrer ganzen wissenschaftlichen Erbärmlichkeit sich dem großen Publikum darstellen.

Wo kommen die mechanischen und atomistischen Ansichten in der Politik im 18. Jahrhundert denn anders her, als aus dem weit verbreiteten Rationalismus? Und ist das Princip der Volkssouveränität nicht das Product derselben liberal-rationalistischen Richtung, wie das System des Gleichgewichts der Gewalten? Die rechte Quelle aller verkehrten Lehren in der Jurisprudenz und Politik hat Stahl in seiner Rechtsphilosophie auf das Ueberzeugendste nachgewiesen.

Wie in der Naturkunde die seichte Verstandes-

Reflexion bey Behandlung wichtiger Fragen über Schöpfung der Welt und Urgeschichte der Erde zu Resultaten gekommen ist, welche von den Lehren der Offenbarung abweichen, ist bekannt. Vertreter der Offenbarung auf dem Gebiete der Wissenschaft hat es zwar auch in älterer und neuerer Zeit gegeben, *) aber noch ist kein durchgreifender Versuch gemacht worden, die hieher gehörige Richtung der ganzen neueren Naturkunde zum Gegenstande einer besondern Untersuchung zu machen. Die Mehrzahl der so gewonnenen, leichtfertigen Ansichten sind jetzt die allgemeinen und beweisen abermals, daß je oberflächlicher und scheinbegreiflicher eine Behauptung ist, je dreister sie ausgesprochen wird, um so mehr kömmt sie beym großen Publikum in Aufnahme, weil ihm bey der Behandlung der wichtigsten und geheimnißvollsten Beziehungen zur Schöpfung gar keine Anstrengung zugemuthet wird.

(Fortsetzung folgt.)

**Philosophical Transactions of the royal society of London. For the year 1835. Part. I. and II. 4.**

(Schluß.)

Wenn nun die höher stehende Ostsee in die niedrigere Nordsee ausfließt und dadurch fällt, so dürfte sich dagegen, wie schon erwähnt, der Spiegel der Nordsee erhöhen. Für eine solche Erhöhung sprechen eine Menge Thatsachen, welche seit Jahrhunderten an sämmtlichen Küsten dieses Meeres, an den großbritannischen, wie an denen von Holland, Norddeutschland, Schleswig und Jütland beobachtet worden sind, und schwerlich nur vorübergehenden Sturmfluthen zugeschrieben werden können, da sie mächtige bleibende Erweiterungen des Meeres bewirkten. Diese Thatsachen haben Hoff und Richter mit großem Fleiß gesammelt, wir wollen einige der

*) So in neueren Zeiten viele Engländer, wie Buckland, Prichard, Swainson u. s. w.; in Deutschland Steffens, Schubert, von Raumer (gegen Ballenstedt) Andreas Wagner (gegen Bory).



bedeutendsten anführen, indem wir mit der Ostseite Englands und Schottlands anfangen. Die Küsten von Norfolk und Lincoln haben starke Einbrüche des Meeres gelitten; dort fand man bey Sutton einen mehrere englischen Meilen langen vom Meere bedeckten Wald, dessen Bäume an Stämmen, Wurzeln und Aesten noch fast unversehrt waren und wie frisches Holz benutzt werden konnten. Im Jahre 1475 soll an der Humber Mündung ein ansehnlicher Strich Landes mit mehreren Dörfern vom Meere weggerissen worden seyn. Auch die Küsten von York und Durham leiden durch das Eingreifen des Meeres, und gleicher Weise die Ostküsten Schottlands. Es mußte die Landstraße, welche zwischen Leith und Musselburgh (in Schottland) längs dem Meerbusen läuft, immer tiefer ins Land versetzt werden, weil das Meer ihre Stelle einnahm; eben so ward der Weg von Leith nach Newhaven durch das Meer weggerissen, welches dort so tief in das Land eindrang, daß die Straße einen großen Umweg nehmen mußte. Der im 15. Jahrhundert angelegte Hafenbau von Newhaven ist gänzlich vom Meere überfluthet; das Castell von St. Andrews, ursprünglich eine Strecke vom Meere entfernt, hängt jetzt über demselben. Diese und viele ähnliche Beyspiele des Eingriffs der Nordsee in die Ostküsten Großbrittaniens führt Hoff an; noch weit bedeutender ist diese See in die Küsten der Niederlande und des nordwestlichen Deutschlands eingedrungen. Das Dorf und Land Saasdingen nordöstlich von Hulst gieng im Wasser unter, eben so ein großer Theil der Küste von Walcheren, der östliche Theil von Süd-Beveland mit Städten und Dörfern und ein Theil von Nord-Beveland (1532), die Insel Orisant (1658), ein Theil der Insel Schouwen mit der Stadt Bommens. — 1570 zerstörte eine Fluth das halbe Dorf Scheveningen, Katwyk, das sonst fern vom Meere stand, ist gegenwärtig zum Theil von demselben unterwaschen und eingestürzt; 600 Schritte weit von Katwyk sah man in der Meeresküste Trümmer der alten römischen Arx Britannica. Das Harlemer Meer, im Jahre 1530 nur 3040 Morgen groß, hatte sich bis zum Jahre 1769 bis auf 30,000 Morgen vergrößert. — Im Jahre 1421 überschwemmte das Meer Süd-Holland; 60000 Menschen ertranken, und 49 Dörfer giengen unter. — Zu den bedeutendsten Eingriffen der Nordsee gehört aber die Bildung der Zuydersee, des Dollart und des Jahdebusen. — Durch wiederholte Einbrüche in den Jahren 1219, 1220, 1221, 1246, 1249, 1 51 u. 1282 drang

das Meer in den frühern See Flevus, zerriß den Isthmus, welcher früher Nordholland, mit Westfriesland verband, trennte die jetzige Insel Wieringen vom Festlande, mit welchem diese noch im Jahre 1205 zusammenhieng — und bildete so die Zuydersee. — Der Dollart war zur Zeit der Römer noch nicht vorhanden; im Jahre 1277 drang zuerst das Meer landeinwärts; weiter dann 1278, 80 u. 87, und so schritt die Zerstörung einige Jahrhunderte fort; endlich kam 1539 ein Deich zu Stande, um dem weitern Eingreifen des Meeres zu steuern. Die verschlungene Gegend enthielt die Stadt Torum, 50 Märkte, Dörfer und Klöster, die schönsten und reichsten in Friesland, der neue Meerbusen nahm gegen 6 Quadratmeilen ein. Die Inseln vor der Emsmündung, namentlich Borkum, Juyst und Bant sollen sonst zusammengehangen haben und erst in neuerer Zeit durch das Meer auseinander gerissen seyn. Borkum, jetzt $1\frac{1}{2}$ Stunde lang, $\frac{1}{2}$ Stunde breit, war 12 — 16 Quadratmeilen groß; die Sandbank Ranzel, auf welcher zwey Dörfer standen, gehörte zu ihr. Die ostwärts von Juyst gelegenen Inseln sind theils vom Meere zerrissen, theils ganz verschlungen worden. Wenn Plinius vom Texel zur Eider 23 Inseln zählte, so findet man deren nur noch 16.

Auch der drey Quadratmeilen fassende Jahdebusen ist neuerer Entstehung, welche man auf das Jahr 1218 setzt; Erweiterungen desselben fanden noch 1511 u. 1651 statt. —

Endlich hat die Nordsee auch an den Küsten von Schleswig die größten Verheerungen angerichtet. Von der Insel Helgoland wurden seit dem Jahre 800 nach und nach Stücke abgerissen. Ein 15 bis 16 Stunden langer fruchtbarer Landstrich an der Westseite Schleswigs, welcher viele Dörfer und 62 Kirchen faßte, ward im Jahre 1240 durch Fluthen vom festen Lande abgerissen, und zum Theil verschlungen. Was übrig blieb, bildete die Insel Nordstrand. Man umdeichte diese; sie hatte 2000 Häuser, an 9000 Einwohner. Am 11. October 1634 durchbrach das Meer die Dämme an 40 Stellen, ersäufte 6408 Menschen und 50000 Stück Rindvieh. Reste von Nordstrand liefen 1791 — 93 wieder große Gefahr von den Fluthen verschlungen zu werden. — „Ueberhaupt zeigt sich, sagt Richter, von Jütland bis nach Holland hin ein beständiges Streben des Meeres in das feste Land einzudringen“ — und eben so, wie wir sahen,



an der östlichen Küste Englands und Schottlands. —

Diesem Resultate: daß die Nordsee sich vergrössernd Eingriffe in alle sie umgebenden Küstenländer macht — steht das erwähnte völlig entgegengesetzte hinsichtlich der Ostsee gegenüber. Ihr Spiegel fällt an der scandinavischen und finnischen und nach eben angeführten Thatsachen, wahrscheinlich eben so an den preußischen und deutschen Küsten. —

Fassen wir nun schließlich das Gesagte noch einmal zusammen:

1. Der Spiegel der Ostsee steht höher, als der Spiegel der Nordsee, wie sich aus dem Nivellement beym Anlegen des holsteiner Kanals ergab.
2. Die höhere Ostsee strömt durch den Sund und die Belte in die niedrigere Nordsee. Aus diesem Grunde
3. fällt die Ostsee, ihre Küsten treten aus dem Wasser heraus; sie würde stärker fallen, wenn nicht eine Menge einströmender Flüße das ausströmende Salzwasser einigermaßen ersetzten. Hierdurch erklärt es sich, warum das Ostseewasser einen weit geringern Salzgehalt zeigt, als das Nordseewasser.
4. So wie man an den Ostseeküsten das Fallen des Wassers beobachtete, eben so bezeugen die Eingriffe und Erweiterungen der Nordsee längs den dänischen, deutschen, niederländischen und großbrittanischen Küsten das Wachsen dieser See.

Buch und Johnston sagten nun: das Wasser der Ostsee ist gefallen. Da das Wasser der Nordsee nicht gleichmäßig gefallen, wiewohl diese in Verbindung mit der Ostsee steht, das Niveau des Meeres aber als das einzig Unveränderliche zu betrachten ist, so muß sich das skandinavische Land gehoben haben. — Ref.: schließt dagegen also: weil das Wasser der Ostsee höher als das der Nordsee steht, so mußte und muß diese durch den Sund und die Belte abfließen und wird in die Nordsee so lange abfließen, bis die Spiegel beyder Seen ein gleiches Niveau haben. Es scheint dem Ref., dieß erkläre hinlänglich das Fallen der Ostsee an den schwedischen Küsten, und es bedürfe der Buch'schen Hypothese nicht zur Erklärung desselben. Wünschenswerth wäre es, daß die Niveauverhältnisse des schwarzen Meeres genauer erforscht würden, welches durch den Bosporus und die Dardanellen in das Mittelmeer einströmend, große Analogie mit der in die Nordsee einströmenden Ostsee zu haben scheint. Beyde — Ostsee und schwarzes Meer — haben die Natur von Binnenseen, die erst durch spätere Durchbrüche mit dem allgemeinen Ocean in Verbindung getreten sind. —

# Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 11. November.

Nro. 226. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1836.


## Schriften über Universitäten.

(Fortsetzung.)

Wir könnten hiefür eine Menge Beyspiele als Belege anführen. Eines mag genügen, welches auf eine recht augenscheinliche Weise zeigt, in welche Irrsale die Naturkunde geräth, wenn sie auf eigene Faust das Schöpfungsgeheimniß erklären will, worüber die beschränkte menschliche Erkenntniß nun einmal keinen Aufschluß geben kann.

Die Schöpfung des Menschen, die ursprüngliche Verbreitung und die Entstehung der Racen haben in neuerer Zeit vielfältig die Naturforscher beschäftigt. Wenige allerdings sind so kühn gewesen, ihre Forschungen dem Publikum so weit mitzutheilen, daß dasselbe ihre Privatkosmogonien mit der Mosaischen Genesis vollständig zu vergleichen im Stande ist; unter diesen befinden sich drey Lehrer auf Universitäten, von welchen zwey noch leben, nämlich Oken in Zürich und Nitgen in Giessen; Schelver in Heidelberg ist todt. *) Andere haben, mehr unwissend, was sie thun und was sie gefährden, unreife Früchte mangelhafter Untersuch-

*) Ref. hält es für durchaus nöthig, hier in einer Anmerkung ausführlichere Belege für diesen Vorwurf zu geben. Schelver schrieb im Jahre 1802 einen Aufsatz: „Ueber den ursprünglichen Stamm des Menschengeschlechts" in Wiedemann's Archiv für Zoologie und Zootomie Bd. III. S. 167. Der Verf. sucht hier aus Thatsachen, worüber er auf seine Weise subjektiv reflektirt, zu beweisen, daß nicht Asien die Wiege der Menschheit sey, sondern Afrika. Denn „die niedrigste jetzt bekannte Stufe der Menschheit — die also dem ursprünglichen Stamme des Menschengeschlechts am nächsten stehe — repräsentirt die äthiopische Race. Sie befindet sich noch größtentheils in den Händen der Natur." — „Aber auch der uns bekannte Neger ist nicht mehr das Original des ursprünglichen Menschenstammes, er hat schon, so nahe er auch dem Affengeschlechte steht, eine nicht unbedeutende Höhe der Kultur erstiegen; er hat sich schon eines Theiles seiner Artikulation bemächtigt und sich auf die Füße erhoben." „Die körperliche Natur des Menschengeschlechts muß in ihrem Ursprunge mit dem Thiere gänzlich zusammenfließen und es ist nicht unwahrscheinlich, daß wir noch z. B. behaarte vierhändige Thiere mit der Anlage zur Menschheit entdecken werden. Ich will nicht behaupten, daß der ursprüngliche Naturmensch vom (jetzt bekannten) Affengeschlechte herstamme, weil ich es nicht durch positive Gründe beweisen kann, und, da wir den Urstamm des Affengeschlechtes so wenig als den des Menschengeschlechts kennen, das Affengeschlecht auch eine verunglückte Abartung vom ursprünglichen Stamme des Menschengeschlechts seyn kann." . . . . „Wenn man nun das bisher Gesagte zusammenfaßt, und bedenket, daß der Neger unter den bekannten Racen dem ursprünglichen Menschenstamme am nächsten stehe; daß schon der Neger so nahe ans Affengeschlecht gränze; daß aber das Affengeschlecht mit den Graden der Hitze zunimmt; daß das östliche Asien und die neue Welt verhältnißmäßig kälter sind; daß wir von Afrika nur einen unbeträchtlichen Theil der Gränzen kennen, — so drängt sich der Gedanke auf, daß wohl das innere Afrika die Mutter der Natur des Menschengeschlechts (auch wahrscheinlich die Mutter der ganzen lebenden Schöpfung) seyn müsse; daß wir dort noch den Keim (auch die corpora lutea —) und den Embryo der körperlichen Natur des Menschengeschlechts entdecken werden." . . . Am Schlusse der Abhandlung heißt es: „Woher denn aber jener noch

ungen zu Tage gefördert, oder auf Autorität Anderer hin verbreitet. So haben Manche behauptet, die Racen-Verschiedenheit spräche unabweisbar für

zu entdeckende Embryo der Menschennatur? die Antwort ist auf der Stammtafel der ganzen lebenden Schöpfung zu lesen, die bis an das erste punctum saliens alles Lebens zurückführt. Und dieser Punkt? — liegt im Bildungstriebe des organischen Universums. Und woher das? — Kehre in dich selbst zurück."

Anders behandelt Oken den Gegenstand in seinem berühmten Aufsatz: „Entstehung des ersten Menschen" Isis, Jahrgang 1819. Seite 1117 mit Abbildung auf Tafel 13 und mit dem Motto: „Laßt uns Menschen machen!" — Diese Abhandlung ist, wie alle Darstellungen Oken's, durchaus dogmatisch; er beschreibt, als wäre er bey der Schöpfung dabey gewesen und hätte die Thatsachen dann sogleich aufgezeichnet. Zuerst zeigt Oken die Construction der Welt aus vier Elementen, die Wiederkehr und Verbindung derselben in der Pflanze und im Thier, schildert dann den anatomischen Bau der Fötushüllen und kommt zuletzt auf den Menschen, wo es unter Anderm also heißt: „Ein Kind setzt eine Mutter voraus, und die Mutter doch auch wieder ein Kind. Der Mensch ist mithin ein unmögliches Thier. — Ohne Zweifel war der erste Mensch ein Embryo, nicht sogleich eine Mutter; denn das Kleine ist nothwendig vor dem Großen, und er entsteht ja noch so; wie aber etwas jetzt entsteht, ist es entstanden; denn jetzt Entstehen ist nur Nachahmung oder vielmehr Fortdauer des ersten. Ein Kind von zwey Jahren wäre ohne Zweifel im Stande, sein Leben zu erhalten, wenn es Nahrung um sich fände, Würmer, Schnecken, Kirschen, Aepfel, Rüben, Kartoffeln, endlich gar Mäuse, Ziegen, Kühe; denn das Kind saugt ohne Unterricht, und um diese Zeit hätte es Zähne und könnte gehen. Damit also ein Kind sich selbst, ohne Mutter forthelfe, wäre erforderlich, daß es erst nach zwey Jahren etwa geboren würde. Ein solch Kind würde ein Junge seyn, der etwa aussähe, wie der Fig. 5, welcher Gelegenheit hätte, sich im Schwimmen zu üben, und die Zähne weisen kann. Zwar hängt er noch an der Nabelschnur, weil er im Wasser verschlossen noch kiemenartig athmet, allein wie ein Fisch ist er hurtig in den Bewegungen, öffnet die Augen und sucht, was er verschlinge. Nun steht ohne Zweifel die



die Abstammung des Menschengeschlechts von mehreren Paaren, ohne die wichtigen, naturhistorischen Gründe von Blumenbach, Cuvier, Prichard

Zeit der Schwangerschaft im Verhältniß mit der Größe des Menschen und daher auch die Zeit der Reifheit. Denkt nun, der Fötus reife gleich schnell, während seine Mutter so groß als ein Elephant wäre, mithin einen Uterus hätte, der bequem einen zweyjährigen Knaben fassen, ernähren und beathmen könnte, so würde er als ein zweyjähriger Knabe mit Zähnen geboren und mit brauchbaren Gliedern. Daß dieser also fortleben könnte ohne mütterliche Pflege, ist außer allem Zweifel. Der erste Mensch müßte also sich in einem Uterus entwickelt haben, der weit größer gewesen wäre, als der menschliche. Dieser Uterus ist das Meer. Daß aus dem Meere alles Lebendige gekommen, ist eine Wahrheit, die wohl niemand bestreiten wird, der sich mit Naturgeschichte und Philosophie befaßt hat. Auf andere nimmt die jetzige Naturforschung keine Rücksicht mehr. Das Meer hat Nahrung für den Fötus; es hat Schleim, den dessen Hüllen einsaugen können; es hat Sauerstoff, den dessen Hüllen athmen können; es ist nicht beengt, daß dessen Hüllen sich nach Belieben ausdehnen können, und wenn er sich auch länger als zwey Jahre darin aufhielt und herumschwämme. Solche Embryonen entstehen ohne Zweifel zu Tausenden im Meer, wenn einmal entstehen. Die einen werden unreif auf den Strand geworfen und verkommen; andere werden an Felsen zerquetscht, andere von Raubfischen verschlungen. Was thut das? Sind ja noch Tausende übrig, welche sanft und reif an den Strand getrieben werden, welche daselbst ihre Hüllen zerreissen, die Würmer ausscharren, die Muscheln und Schnecken aus den Schalen ziehen; wenn wir Austern roh essen können, warum nicht Meermenschen? Kommt die Fluth, so kann der Junge entfliehen; er kommt auf höheres Land und geht auf Pflanzenfrüchte in Menge, sollten es auch nur Pilze seyn. An Nahrung und Rettungsmitteln fehlt es also nicht mehr, auch nicht an Zeitvertreib; denn mit ihm sind wohl an derselben Küste Dutzende angetrieben worden. Warum soll dieser Junge nicht Töne ausstossen, warum nicht andere bey Schmerz, andere bey Freude, andere beym Locken, andere beym Abstoßen, andere beym Liebkosen, andere beym Zanken? Wer kann an all diesem einen Augenblick zweifeln? Die

u. a. m. für die Einheit der menschlichen Art gehörig zu berücksichtigen; Andere haben, wie Bory St. Vincent, mit eben solcher wissenschaftlicher Ungründlichkeit als frivoler Leichtfertigkeit 15 ursprünglich verschiedene Menschen-Arten aufgestellt; noch Andere haben (wie z. B. Berghaus in sei-

---

Sprache wächst also aus dem Menschen, wie dieser aus dem Meer, der Weltbärmutter und dem Weltsamen. Daß also Kinder im Meere sich entwickeln, sich dann außer ihm erhalten können, wäre gezeigt. Allein wie kommen sie in dasselbe? Von außen offenbar nicht; denn im Wasser muß alles Organische entstehen. Sie sind also im Meere entstanden? Wie ist das möglich? Ohne Zweifel so, wie andere Thiere in ihm entstanden sind, und die noch täglich in ihm entstehen, Infusorien, Medusen wenigstens."

Die Ansichten des bekannten Naturforschers und Geburtshelfers Ritgen weichen von den Oken'schen ab. S. dessen Probefragment einer Physiologie des Menschen. Kassel 1832. Hier heißt es S. 46: „Aus demjenigen, was über die Stellung des Menschen zu den übrigen Erdbewohnern bemerkt worden ist, läßt sich der Zeitpunct des Erwachens des ersten Menschen nur in Beziehung auf die Reihenfolge des Auftretens anderer Erdbewohner einiger Massen bestimmen. Sobald aber die Zeit der einzelnen Erdrinden-Umwandlungen näher erforscht seyn wird, wofür in den jüngsten Tagen bereits Vieles vorbereitet ist; so wird man das Jahrtausend, vielleicht selbst das Jahrhundert bestimmen können, innerhalb welchem die Menschenform zuerst erschien. Eine Vorstellung dieser ersten Entstehung ohne menschliche Mutter, also aus der Erde selbst, ist zu geben kaum möglich, wenn man dem Vorwurfe zu großer Willkühr und somit der Gefahr lächerlich zu werden entgehen will. Vielleicht ist das Bild des Erwachens des ersten Kindes in dem Kelche einer riesenhaften Blume voll Nektarien mit süssem Milchsafte am wenigsten anstößig. Sieht man doch oft aus der Mitte einer üppig blühenden Blume eine zweyte hervorwachsen, warum nicht auch statt der zweyten Blume ein erstes Thier? Bey dem Anblick einer Rafflesia mit ihrem mächtigen Kelche voll Keimzitzen kann man wohl auf den Gedanken kommen, hier habe unter einem südlichen Himmel ein menschlicher Embryo und Säugling Lager und Nahrung finden können. Auch befreundet man sich durch die Kenntniß dieser riesenhaften Pilzpflanze leicht mit der Idee eines aus der Erde hervorwachsenden großen Menschenpilzes, den man am Ufer eines Baches, wo das Wasser zu Trank und Bad nicht fehlt, aufgegangen sich denken mag. Indessen kann ein Gewächs, welches einmal Pflanze ist, ein Thier nur als einen Schmarotzer aus seinem zerfallenden Pflanzenstoff entstehen lassen, nie aber selbst hervorbringen. Richtiger dürfte es daher seyn, ein im Uferschlamm sich entwickelndes Menschey anzunehmen, und so die ersten Menschen aus Eyern entstehn zu lassen. Denkt man um ein solches Menschey nur einige dicke lederartige Hüllen gelegt, welche wie die Aussendecken der Rafflesia sich entfalten, so schmilzt das Pflanzliche und Thierische ziemlich gut zusammen. Man wird auf diese Weise eine Pilzknospe und ein Menschey für weniger fremdartig halten und das Hervorwachsen des letzteren wie des ersteren aus der Erde nicht als ganz ungereimt abweisen. Um sich mit dem Hervorwachsen des Keims des ersten Menschen aus der Erde noch mehr zu befreunden, seyen hier diejenigen Thiere genannt, von welchen eine noch heut zu Tage vor sich gehende Entstehung, ohne daß ihnen zeugende Eltern vorangingen, gewiß oder wahrscheinlich ist." Der Verf. führt nun als solche auf: Aufgußpflanzen, Pilze, Flechten, Infusionsthiere, Eingeweidewürmer, Milben, Läuse u. s. w. „Ueber das Wo des Erwachens der Stammeltern des Menschengeschlechts" sagt der Verf. weiter unten, „sind die Ansichten ganz ungemein getheilt. Bedenkt man, daß die Menschen da am frühesten auftreten konnten, wo am frühesten trockenes Land aus dem Urozean aufgetaucht war, so wird man geneigt seyn, die Wiege des Menschengeschlechts an den Fuß des höchsten Berges zu stellen, weil dieser am frühesten aus der abnehmenden Wasseratmosphäre hervorragen konnte. Da nun das Himalajagebirge das höchste aller bekannten Gebirge ist, so wird man in dessen Nähe eine Höhe zum Geburtsorte des ersten Menschen suchen, welche ein möglichst mildes Klima hat. Hier bietet sich die Gegend von Cabul dar, welche die mildeste und höchste zugleich ist. Von diesem Punkte aus die Bevölkerung der Welt angenommen, kann man die sich hierauf beziehenden Sagen und bestimmteren Nachrichten sehr füglich deuten."

Dieß sind die gerühmten übereinstimmenden Resultate der neueren Naturforscher. Der Eine betrachtet den Menschen als einen potenzirten Affen

nen ersten Elementen der Erdbeschreibung) diese Angaben ohne eigene Prüfung und ohne auf die Nachweise der gänzlichen wissenschaftlichen Ungenauigkeit bey Bory von Seite gründlicher Naturforscher zu achten, in Schulbücher aufgenommen.

Diese seichte Verständlichkeit, welche keine Scheu vor dem Wunderbaren hat und deren eigentlicher Grund gewiß in nichts Anderem liegt, als in dem weit verzweigten Rationalismus, ist es auch, die in den viel verbreiteten, immer unter anderer Form wieder auftauchenden modernen Systemen der Medicin hervortritt, welche keine historische Erfahrung ehren und den unendlich wunderbaren und kunstreich gegliederten menschlichen Organismus mit seiner schwer erkennbaren Fülle physiologischer und pathologischer Prozesse und Wechselverhältnisse zum Product einer leeren dynamischen Formel machen. Hätten die Brownianer und Hahnemannianer*) nur einige Scheu vor dem Gott-geschaffenen Kunstwerk des menschlichen Leibes, hätten sie nur eine Ahnung von der Bedeutung der Krankheit und ihrer tausendfältigen, geregelten Metamorphosen gehabt, sie hätten nicht den ganzen Lebensprozeß in die Wechselwirkung von ein Paar mechanisch bestimmbaren Kräften setzen und die Wichtigkeit gründlicher anatomisch-physiologischer Studien, die von jeher als die sicherste Basis alles ernsten medicinischen Wissens und Heilverfahrens gegolten haben, nicht so frech läugnen und als unnütz verschreien können. Eben ihrer ordinären Verständlichkeit, ihrer blendenden Einfachheit und Consequenz wegen, welche alle tieferen Studien, die in Arbeit und im Schweiß des Angesichts erworben seyn wollen, zu ersparen vorgiebt, fanden jene Systeme eine weite Verbreitung im großen und faulen Haufen, und jeder Laie konnte deshalb in die ärztliche Praxis pfuschen. Die Hahnemannsche Lehre giebt nebenbey ein Beyspiel, wie die rationalistische Richtung in der Form mystischer Vorstellungsweise erscheinen und hier schwache Gemüther, namentlich unter den Laien, täuschen kann.

Es wäre zu zeigen versucht worden, (und es ständen dem Ref. noch viele Beweismittel zu Gebote), daß die flache und oberflächliche Richtung in vielen Zweigen der Wissenschaft auch dann häufig im Rationalismus eine Wurzel hat, wo die Emanation aus demselben nicht immer im Augenblick deutlich ist, und der Zusammenhang erst auf dem Weg der historischen Entwicklung nachgewiesen werden kann. Denn was in den Extremen klar und in die Augen springend ist, daß ist in den Anfängen oft unscheinbar und täuschend.

(Schluß folgt.)

---

und läßt den Ur-Embryo im heissen, trocknen Innern von Afrika entstehen; der Andere läßt den Ur-Menschen aus dem Schleime des Meeres zusammen gerinnen; der Dritte nimmt einen großen Menschen-Pilz oder ein im Schlamm sich bildendes Ey an, das aus Ost-Indien stammt. Wäre die Sache nicht so sehr ernst, sie hätte etwas ungemein Lächerliches, und diese Naturkunde verdiente dieselbe Geißel, wie die verdorbene Poesie zu Anfang dieses Jahrhunderts durch das Schlegel'sche Athenäum. Schubert nennt die Theorie der Genesis des Lebendigen aus dem Urschlamme sehr bezeichnend die Quarkphilosophie, und Claudius legt solche seichte Reflexionen seiner Zeitgenossen seinem Herrn von Salbader unter; und die von Salbader, sagt Claudius, sind eine sehr alte Familie. Wenn man diese Erscheinungen von ihrer ernsten Seite nimmt, so kann man kaum einen treffenderen Kommentar zu dem Spruche finden: „da sie sich weise dünkten, sind sie zu Narren geworden." Vergl. übrigens auch, was Steffens gegen Rudolphi sagt, und was einer unserer geehrten Mitarbeiter kürzlich bey einer Anzeige von Kaup's Thierreich angeführt hat.

*) Es ist hier von dem Systeme Hahnemanns und seiner streng ihm folgenden Schule die Rede, welches bey aller zugegebenen Möglichkeit der Entdeckung einzelner Arzneywirkungen, vollkommen der obige Vorwurf trifft. Ref. giebt gerne zu, daß einzelne Homöopathen einer besseren Richtung angehören, so wie umgekehrt, daß viele rohe Receptschreiber der alten Schule, welche in thesi Feinde der Homöopathie sind, de facto ganz in eine Kategorie mit den blinden Anhängern Hahnemanns zu stehen kommen.

# Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 12. November.

Nro. 227. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1836.


## Schriften über Universitäten.

(Schluß.)

Es wäre nun auch nothwendig anzugeben, wie die Lehrfreyheit an diesem Schaden ihren Antheil habe; aber so wie einmal das Princip anerkannt ist, jeder auch noch so seichten wissenschaftlichen Richtung nicht nur in der Litteratur ihren Lauf zu lassen, sondern sobald man auch dem Staate die Zumuthung macht, theuer bezahlte Lehrer zu halten mit dem Rechte, ihre Fächer und ihre Wissenschaft zu treiben, wie sie wollen, so bedarf der obige Satz keines Beweises mehr. Es mag außerordentlich schwierig seyn, im Gebiete der profanen Wissenschaften die Grenzen der Lehrfreyheit zu ziehen, und auch hier wird jede Regierung besser verfahren, wenn sie dieselbe mehr dem Ermessen des Curatoriums bey speziellen Fällen überläßt, als durch besondere Gesetze feststellt. Anders ist es bey der Theologie, welche nun einmal ihrem ganzen Wesen nach rein positiv ist und wo mit dem Anheimgeben an die freye Willkühr des Einzelnen, ohne alle Schranke, die ganze christliche Kirche, das zeitliche und ewige Wohl der Völker gefährdet ist.

Auf unseren deutschen Universitäten stehen alle theologischen Facultäten im engsten Verbande mit der Kirche, und die Lehrer haben als solche lediglich die Verpflichtung, der Kirche Diener zu erziehen: diese kann und muß daher verlangen, daß in den öffentlichen Vorträgen die wahre Kirchenlehre enthalten sey, d. h. daß dieselben mit den Bekenntnißschriften, welche die bestehende Grundlage jeglicher Kirche bilden, im Einklange stehen. Wer diesen Anforderungen nicht entsprechen will, kann (selbst nach eignem Gewissen) so wenig einem Lehramte der Theologie, als irgend einem andern Kirchenamte vorstehen.

Fern sey es übrigens von dem Verf. dieser Anzeige, irgend einer inquisitorischen Beaufsichtigung der Lehrer das Wort zu reden, oder über Personen, selbst die hier mehrfach genannten, richten zu wollen. Er würde hier über den ihm zustehenden Beruf hinausgehen, und in sein eignes Gericht fallen. Aber nachdem einmal die Beurtheilung der Schriften über Universitätswesen von der Redaction ihm zugestanden war, war auch die Verpflichtung gegeben, eine Kritik ohne Ansehen der Person zu liefern und die sich nothwendig aufdrängende, lediglich gegen die Sache gerichtete Polemik nicht wegzulassen. Der Verf. wird und muß alles und jedes ihm etwa untergelegte Motiv, welches nicht in der einfachen Stellung als Mitarbeiter an den kritischen Recensionen in diesen Blättern liegt, auf das Entschiedenste zurückweisen. Denn hier lag nur die Verpflichtung vor, dem Gegenstande der beurtheilten Schriften mit Treue und Sorgfalt das zuzuwenden, was eine vielfache Beschäftigung mit der Sache, eine historische Zergliederung der Verhältnisse und eine achtjährige Erfahrung als Universitätslehrer ihm gelehrt haben. Wie das Ausgesprochene auch beurtheilt werden möge, dem Verf. war es einfach darum zu thun, seine Ansichten motivirt hinzustellen.

Alle Besonnenen werden darinnen übereinstimmen, daß bey Einrichtungen, in welchen nicht un-

mittelbar Gottes Gebote verletzt werden, jede gewaltsame, jede das Bestehende plötzlich ändernde Reform schädlich ist. Dieß hat man für die Gesetzgebung allgemein anerkannt. Auch eine plötzliche und gewaltsame Beschränkung der Lehrfreyheit würde bey so vielfach verwickelten Verhältnissen, wie sie sich im Laufe der Zeit gestaltet haben, wahrscheinlich im Augenblick mehr Schaden als Nutzen bringen. Es giebt auch unter den Lehrern viele Männer, welche in dieser einmal an religiösem Interesse so kühl gewordenen Zeit, sich zwar häufig in einer oft mehr unbewußten Differenz mit den Lehren der Offenbarung befinden, oder denen dieselben zu ferne liegen, welche aber doch die Einsicht gewonnen haben, daß die höchsten Fragen über Schöpfung und Offenbarung nicht durch menschliche Forschung, sey es auf dem Wege sinnlicher Erfahrung, oder im Gebiete der Abstraktion, beantwortet werden können, und die in ihrer Weise doch unverkennbar mit Ernst und Treue ihrem Berufe obliegen, und selbst mit Segen wirken; es ist dieß gleichsam die Frucht der Verheißung, welche auf jeder treuen Haushaltung im übertragenen Amte ruht, auch wenn die Quelle alles Segens dem Haushalter unbekannt seyn sollte. Wie möchte man gegen solche Männer nur entfernt den Schein einer hemmenden Beaufsichtigung provociren, und wie könnte man überhaupt da strengere Maaßregeln in der Oberaufsicht über die Lehrfreyheit wünschen, wo nicht die entschiedenste Gewähr für die Tüchtigkeit des Kuratoriums vorhanden wäre? Recht augenscheinlich zeigt es sich, wie schlimm man fahren würde, wenn Hr. Diesterweg, dem man die Erkenntniß von mancherley Mängeln nicht absprechen kann, als Kurator die Universitäten zu reformiren und die Lehrfreyheit zu beaufsichtigen hätte. Abgesehen davon, daß er, wenn er seinen ausgesprochenen Grundsätzen wollte treu bleiben, keine geringe Despotie einführen würde, er würde die Lehrfreyheit da beschränken, wo seine unklaren und rein subjectiven Ansichten ihn bestimmten, und da erweitern, wo, wie in kirchlichen Dingen, ein uraltes, objectiv gewordenes Gesetz bindet. Dieß muß jedoch Jeder zugeben, daß bey einer öffentlichen Hohnsprechung des christlichen Glaubens und bey einer entschiedenen sittlichen Verwilderung der Staat mit aller Schärfe einzuschreiten hat und dieß ist es auch allein, was wir in dem ersten Artikel als entschiedene Pflicht der obersten Staatsbehörde hinstellten. *)



In einer Hinsicht stimmen wir, wenigstens formell, auch mit Herrn Diesterweg überein, nämlich darin, daß das Heil der Universitäten vorzüglich in die Tüchtigkeit der akademischen Lehrer gelegt ist, wenn wir schon vielleicht an diese Tüchtigkeit andere Ansprüche, als er machen. So wie in jeder menschlichen Einrichtung und in jedem Institute des Staats zuletzt Alles auf die Persönlichkeit ankömmt, und am Ende jedes positive Gesetz mehr eine Schranke für das Schlimme ist, als schon an und für sich ein Beförderungsmittel des Guten, so liegt auch das ganze Geheimniß, wie den Universitäten aufzuhelfen sey, in der Wahl tüchtiger, nach allen Haupt-Richtungen hin genügender Persönlichkeiten, und wenn diese Anforderung irgendwo die sorgsamste Erfüllung verlangt, so ist es hier, wo jede Lehrstelle gleich-

*) Sagt doch auch Leo in seiner Schrift gegen Diesterweg: »Daß manches 3 und 4fach gelesen wird, ist nicht nur im Ganzen gut, sondern im Einzelnen oft durchaus nothwendig. Eine Universität z. B., auf welcher gegenwärtig Dogmatik und Exegese nur im gemein rationalistischem oder auch im s. g. philosophisch-rationalistischem Sinne gehandhabt würde, könnte Ref., könnten sehr viele tüchtige Menschen gar nicht mehr als eine christliche Universität anerkennen, und damit denn doch das Christenthum auch einen Repräsentanten hätte, würde man sich schon entschliessen müssen, auch einen orthodoxen Dogmatiker und Exegeten zu dulden. Allerdings wäre es in diesem Falle zweckmäßiger, jene beyden rationalistischen Lehrer als Lehrer zur Ruhe zu setzen und nur dem Einen orthodoxen das Katheder zu lassen; aber so lange dieß noch nicht die allgemein gültige Ansicht ist, wollen wir wenigstens Gott danken, daß wir neben jenen beyden auch den dritten haben können. u. s. w."

sam eine vielfache Potenz anderer Staatsämter ist. Oder spricht nicht jeder Professor der Theologie gewissermassen zu so vielen Gemeinden, als er Zuhörer hat, von denen Jeder zukünftiger Seelsorger einer Gemeinde ist, und ist es nicht ähnlich bey den andern Lehrfächern? Wohl aber ist es eine unendlich schwierige Aufgabe, welche auch oft bey größerer Sorgfalt, als man diesem so wichtigen Zweige der Staatsverwaltung gemeinhin zuzuwenden pflegt, nicht immer zu lösen wäre.

Was den Universitäten vorzuwerfen sey und was ihnen Noth thue, das haben auch Savigny und Ringseis erkannt, freylich aber in einer andern Weise als Diesterweg. Es ist Unrecht, wenn man Savigny vorwirft, er gestehe zu wenig die Gebrechen der Universitäten. Sein Zweck mußte vorzugsweise ein apologetischer seyn, denn er schrieb eine Schutzschrift zu einer Zeit, wo die Existenz dieser ächt deutschen Bildungsanstalten gefährdet schien. Es ist eben so Unrecht, wenn man die vortreffliche Rede von Ringseis der Uebertreibung zeiht, denn sie ist durch und durch wahrhaftig. Ringseis hat das unbestreitbare Verdienst, daß er die verderblichen Erscheinungen auf deutschen Universitäten auf ihre Quelle zurückgeführt hat; er hat die Gefahren des Nationalismus und Liberalismus bey Fürsten und Völkern geschildert und die versäumten Pflichten den Regierenden und Regierten nahe gelegt; daß er es auf diese Weise that, dazu konnte ihm nur die Tiefe des christlichen Bewußtseyns, die Erkenntniß, und die evangelische Freyheit die Kraft geben.

Möchten die Universitäten ihr Heil und die Zeit ihrer Heimsuchung erkennen. Wenn die Lehrer einer Hochschule, ihres hohen und schwer verantwortlichen Berufes eingedenk, sich als Glieder eines Leibes betrachteten und im Dienste eines Herrn arbeiteten, so müßte die Verläumdung zu Schanden werden, und wenn sie am Ende ihrer Tage, statt im Leben Ehre und Titel und Reichthum gesucht und erlangt zu haben, sagen könnten, ihr Leben war Mühe und Arbeit, dann wäre es köstlicher gewesen.

Rudolph Wagner.

---



## De Lucii Varii et Cassii Pramensis Vita et Carminibus scripsit Augustus Weichert. Grimae impensis Jul. M. Gebhardt. 1836.

Prof. Weichert hat sowohl durch das frühere Werk, welches im Jahre 1830 erschien, und eine Reihe von Biographien Römischer Dichter enthält, als durch das vorliegende sich ein großes Verdienst erworben. Die römische Literaturgeschichte ist nämlich eine schwierige Aufgabe. Denn ungeachtet die Zahl der uns übrig gebliebenen Schriftsteller weit geringer ist, als in der griechischen Literatur, und es daher nicht sehr schwierig ist, mit dem ganzen Umfang bekannt zu werden, so ist doch gerade darum die Arbeit einer Literaturgeschichte nicht nur nicht erleichtert, sondern gar sehr vermehrt worden. Denn in den vorhandenen Werken lernen wir eine weit größere Menge von Schriftstellern kennen, deren Schriften verloren sind. Da nun auch diese in den Kreis der Litteraturgeschichte hineingehören, so müssen ihre Lebensverhältnisse, das Zeitalter, ihre Werke, ihr Einfluß auf ihre Zeitgenossen bestmöglichst ermittelt und dargelegt werden. Die Schwierigkeit solcher Untersuchungen liegt am Tage: sie gewährt aber unendlichen Reiz, da auf jedem Schritte neue Aussicht in das Alterthum sich öffnet. Diese Reisen im Innern des Alterthums gleichen den Wanderungen in die unbekannteren Thäler und Gebirge der Schweiz, wo ungewohnte Ansichten, nie geglaubte Kompositionen uns überraschen. Es liegt aber in der Natur solcher Untersuchungen, daß sie sich mit einer Menge in weiterem Zusammenhange stehender Gegenstände beschäftigen müssen. Denn die wenigen Notizen, welche den eigentlichen Gegenstand beschlagen, vermögen nicht das Bild vollständig zu entwerfen, jede Notiz muß durch Benutzung aller Zeitverhältnisse erst ins wahre Licht gesetzt werden, die ganze Untersuchung wird eine Komposition zahlloser zu Einem Ganzen vereinigter Fäden, welche vereinzelt keine Stärke besitzen, verbunden hingegen, stark und unzerstörbar sind. Wer daher nur flüchtig das Leben der von W. geschilderten Dichter kennen lernen will, wird dem Verf. oft Unrecht thun, da er ihn immer auf weit entfernten Exkursionen antrifft, so daß er das Ziel der Untersuchung stets aus dem Auge entrückt sieht. Wer dagegen mit Muße diese Biographien durchstudirt, wird finden, daß

wohl kein anderer Weg zum Ziele führen konnte: denn jede Exkursion bringt uns um einen Schritt weiter, wir werden bekannter mit den Zeitverhältnissen der Männer, wir lernen den Kreis der Freunde und Feinde kennen, auf welche er Einfluß ausübt, und allmählig tritt das Gesammtbild hervor. Wären die Männer, deren Leben erzählt wird, bereits jedermann bekannt, so daß hier nur die neue Behandlung des bekannten Materials angeregt würde, so wäre es lächerlich, alle gleichnamigen Personen aufzuzählen, um Verwechslung zu verhüten, deren niemand fähig seyn könnte. Hier hingegen ist dieß nothwendig, daß die Person zuerst von allen gleichnamigen ausgeschieden werde, damit nicht der Leser jeden Augenblick in den Fehler der Verwechslung falle.

Die erste Biographie, die ich hier kurz zusammenfasse, betrifft den Dichter Lucius Varius. Dieser war Zeitgenosse des Augustus, Virgilius, Horatius, als epischer und dramatischer Dichter vorzüglich geachtet. Seine Werke sind untergegangen. Die Zeitgenossen und die spätern Kunstgenossen erwähnen ihn so häufig und mit solchem Ruhme, daß eine Biographie dieses Mannes dem Freunde der Römischen Litteratur sehr erwünscht seyn mußte. Das erste Mißgeschick, das diesen Mann betraf, war die Verwechslung seines Namens, denn auf solche Weise ist sein Andenken in vielen Stellen verwischt, da bald Varus oder Varrus, bald Varro seinen Platz eingenommen haben. Noch anders ist sein Name in dem Msc. des Macrobius verdorben (Saturnal. 2. 4.) wo Lucius gravis tragoediarum scriptor statt Lucius Varius, tragoediarum scriptor gelesen wird. Die Familie Varius gehörte zu den plebeischen und stammte aus Spanien; wenigstens war der erste Varius, der in der römischen Geschichte vorkommt, und unter Sulla lebte, Q. Varius Sueronensis mit dem Beynahmen Hybrida, womit man seine Ansprüche auf das volle Römische Bürgerrecht in Zweifel setzte. Man hat wirklich in Spanien zu Sucro (jetzt Cultera) Inschriften gefunden, welche diesen Familiennamen tragen. Das Jahr, wo Varius geboren wurde, ist unbekannt, auch können wir dasselbe nicht, wie bey vielen Römern, aus dem Jahr der Prätur oder des Consulats errathen (da die lex annalis das Alter zu Erlangung jeder Stelle festsetzte): denn Varius bekleidete im Staate kein bedeutendes Amt, er lebte den Musen und der Wissenschaft. Dennoch können wir seine Lebenszeit und



sein muthmaßliches Geburtsjahr dadurch erschließen, daß wir die ältesten Zeugnisse über ihn zu Rathe ziehen. Catull nämlich schreibt im 20. Gedicht

Varius me meus ad suos amores
Visum duxerat e foro otiosum.

Es kann nicht mehr auffallen, daß Catull den Varius erwähnt, als daß er den Helvius Cinna, der ebenfalls Dichter war und Freund des Varius, nennt. Aus dem Gedicht des Catull läßt sich so ziemlich sicher schliessen, daß beyde Altersgenossen waren; wenigstens scheint Varius, ungeachtet er den Catull weit überlebte, nur wenige Jahre jünger zu seyn. Catullus war im Jahre 667 (87 a. Chr.) geboren, Varius vielleicht a. 672, (82 a. Chr.), so daß er ungefähr 6 Jahre älter war als Asinius Pollio, der im J. 678 (76) geboren wurde. Varius war folglich viel älter als Virgil und Horatius, und dieß ergiebt sich auch aus der Art und Weise, wie diese beyden Dichter von ihm sprechen. So sagt Virgil in der 9. Ecloge v. 35.

Nam neque adhuc Vario videor nec dicere Cinna
Digna, sed argutos inter strepere anser olores.

Virgil wurde wahrscheinlich durch Asinius *Pollio* mit Varius und Cinna bekannt. Als nämlich Pollio im Jahre 712 (42) Präfect in Gallia cisalpina war, lernte er den Virgil kennen, und wurde sein väterlicher Freund. Er ermunterte ihn als Dichter aufzutreten und verschaffte ihm den Umgang und die Freundschaft der gebildetsten Männer. Die Achtung, welche Virgil gegen Varius und Cinna hegte, sprach er zum ersten Mal in der 9. Ekloge aus, die im J. 714 (40) geschrieben wurde. Varius war damals ungefähr 42 Jahre alt, Virgil 30. Donatus erzählt zwar, Virgil habe mit Varius die Epikureische Philosophie bey Syro studiert. Allein dieß muß aus Servius berichtigt werden; denn es ist nicht Varius, sondern Varus zu verstehen, dem die 6. Eloge des Virgil gewidmet ist. Aus dem Lobe, welches Virgil dem Varius im J. 714 (40) ertheilte, läßt sich schließen, daß dieser damals bereits als Dichter großen Ruf erlangt hatte. Er hatte nämlich ein episches Gedicht, der Tod des Julius Cäsar, geschrieben, aus welchem bey Macrobius schöne Fragmente übrig sind.

(Fortsetzung folgt.)

# Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 15. November.

Nro. 228. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1836.


Travels into Bokhara etc. in the years 1831 — 1833. By Lieut. Alex. Burnes. In three volumes. London 1834. Vol. 1. XXII, 356. Vol. 2. XV, 473. Vol. XIX. 332.

Erster Artikel.

Die Landschaft um den goldführenden Zaraf-schan, die lieblichste und reichste Oase Central-Asiens, das alte Sogd, eines der vier Paradiese der Erde und seit uralter Zeit Hauptmittelpunct des Verkehrs zwischen Europa und Indien, geht einer verhängnißvollen Zukunft entgegen. Sinn und Blick der beyden mächtigsten Völker des Erdbodens begegnen sich eifersüchtig und feindselig auf dem Weltmarkte von Bochara und Samarkand. Kunst- und Gewerbfleiß, politische Unterhandlungen und kluge Worte der beyden Nebenbuhler ringen heute noch mit erlaubten Mitteln um den Vorrang, bis man sich stark genug fühlet, den Besitz der Beute mit dem Schwerte zu entscheiden. Denn offenbar sind die Gegenden am Oxusstrome weder das letzte noch das unwichtigste unter den Schlachtfeldern, auf welchen Britten und Russen die Zukunft der europäischen Staaten, ihrer Politik und ihrer Gesittung vielleicht auf Jahrhunderte entscheiden sollen. Es ist ein merkwürdiges Schauspiel, wie sich die Spitzen der beyden Weltmächte vom Indus und Ural her entgegenrücken (Murawiew und Negri von der einen, Moorcroft und Burnes von der andern Seite), die Oasenfürsten von Chiwa, von Taschkend, von Bochara, von Badachschan aber nicht ohne Besorgniß die fremden Gäste betrachten, in ihren Maaßregeln schwanken, den Zugang zu ihren Ländern bald feindselig verschließen, bald öffnen, je nachdem sie den Eingebungen der allen Völkern inwohnenden Liebe für Geselligkeit und Gewinn, oder im Gegentheil der Eifersucht und Furcht unterliegen. Denn am Oxus scheint man eben so gut, als anderswo, zu wissen, daß neugierigen Reisenden, friedlichen Karbanen, Wallfahrern und Glaubensboten nicht selten feindliche Heere und fremde Herrschaft auf dem Fuße folgen.

Peter der Große hat zu voreilig verrathen, daß die Moscowiten in den goldreichen Oasen am Oxus nicht nur handeln, sondern auch besitzen wollen. Jedermann kennt das tragische Geschick des vor mehr als hundert Jahren unter Fürst Alexander Bekewitsch ausgesandten russischen Heerhaufens. Heute fühlt man sich klüger auf dieser Seite, aber auch besser gerüstet, um alte und ganz zeitgemäße Ideen zu verfolgen. Die wohlbegründete Russenherrschaft reicht fast bis an die Thore von Chiwa und Samarkand. Dagegen bilden der Indus mit den Seikländern, dann das viergetheilte Reich der Afghanen und das gewaltige Gebirge des Hindukusch noch eine breite Wand gegen die von Delhi heranziehenden Britten. Dieser Umstand allein erklärt das ungleiche Loos der in unsern Tagen aus Rußland und Indien beyderseits mit gleicher Sorgfalt und Pracht nach Bochara geschickten politisch-commerciellen Unterhändler. Während der russische Staatsrath Negri (1820) sein Reise-Ziel glücklich erreichte, hatte der englische Agent Moorcroft einige Jahre später noch ungefähr dasselbe Schicksal, wie einst Alexander Bekewitsch. Gesandschaften mit Gold und Kanonen kön-

nen von Delhi nach Bochara erst dann mit Sicherheit durchdringen, wenn Lahore, die Indus-Fähre bey Attok, und das Afghanische Kabul wo nicht von brittischen Streitkräften besetzt, doch in brittischem Interesse verwaltet sind. Der natürliche Erhaltungstrieb nicht weniger, als die beunruhigenden Erfolge der Gegner auf der Nordseite treiben die Besitzer Indiens unaufhaltsam in diese Bahn.

Den Lieut. Alexander Burnes, von der indischen Armee, scheint seine eigene Natur und eine reiche Persönlichkeit mehr noch als Einsicht und Wahl seines Gouvernements ausersehen zu haben, die Ungunst früherer Geschicke zu verbessern, und künftigen Ereignissen den Weg zu bereiten. Studien, die bey den meisten jungen Leuten spurlos vorübergehen, haben lebendige und fruchtbare Keime in Burnes Gemüth gelegt; denn nach seiner eigenen Versicherung (1., IX.) haben Plutarch, Curtius und Arrhianus in ihm schon frühzeitig das glühendste Verlangen entzündet, den Schauplatz von Alexanders Feldzügen nach Indien zu sehen. Mit der expansiven Natur der Leidenschaft hielt seine Ausbildung gleichen Schritt. Lieut. Burnes versteht Mathematik, Latein und Griechisch; spricht Hindustanisch, Persisch, und das transoxianische Türkisch, und zeigt in der Geschichtskunde weniger Blößen, als die meisten seines Standes. Eben so wenig sind ihm die Grundlagen der National-Oeconomie im Allgemeinen, der Handels- und Waarenkunde, des Fabrikwesens ꝛc. insbesondere unbekannt. Was ihn aber vor seinen Landsleuten, und insbesondere vor seinen Vorgänger Moorcroft, hervorhebt, und seinen Beruf unbekannte Himmelsstriche mit Nutzen zu erforschen entschieden beurkundet, ist eine reiche Gabe natürlicher Klugheit, Unverdrossenheit, Schicksamkeit und Selbstverleugnung, wie man sie bey englischen Diplomaten und Entdeckungs-Reisenden nicht allezeit findet, die aber zum Gelingen von Unternehmungen dieser Art unentbehrlich sind. Burnes kann, so oft es nöthig ist, den Britten verläugnen, und in einschmeichelnder Weise fremde Sitte, fremdes Vorurtheil und fremde Persönlichkeit schonen.

So viel man weiß, hat seit Alexander dem Macedonier kein Europäer den Indus oder seine Nebenflüße der ganzen Länge nach von der Mündung hinauf oder vom Himmelsgebirge herab beschiffet, und wer etwas vom Laufe desselben, seinen Wasserfällen, oder von den Landschaften längs seinen Ufern wissen wollte, mußte sich bey Nearchus, und Arrhianus Raths erholen. Einige Uebergangspuncte ausgenommen, war der Indus seit 21 hundert Jahren führ Europa ein unbekannter, geheimnißvoller, nach der heiligen Sage aus dem verlornen Paradiese hervorquellender, und undurchforschter Länderdurchziehender Strom, auf dessen Ursprung selbst zu dieser Stunde noch zweifelhaftes Dämmerlicht ruht, und von dessen Mündungen nur flüchtige Schiffer wenig zusammenhängende und oft widersprechende Berichte in Umlauf setzten. Und doch ist dieser Strom das natürliche Bollwerk Indiens gegen Central-Asien, und eine der Hauptpulsadern der östlichen Handelswelt. Auch werden und können die Beherrscher Indiens nicht ruhen, bis diese ganze Wasserstrasse vom Gebirge bis zum Weltmeere mittel- oder unmittelbar ihrem Gebiete unterworfen ist.

Obgleich die mohammedanischen Emire am Flußufer von jeher die Vorstellung gänzlicher Unschiffbarkeit ihres Stromes zu unterhalten und zu verbreiten bemüht waren, und die abenteuerlichsten Gerüchte über Versandung der Mündungen, über Untiefen, Stromschnellen, Kataracten und Gefahren aller Art in Umlauf gebracht hatten, erhielt Lieut. Burnes im Jahre 1830 dennoch den Auftrag, in einer politischen Sendung an den Großfürsten der Seik, in die Mündung des Indus einzulaufen und mit seinem Fahrzeuge stromaufwärts bis Lahore, der Residenz Rendschit Sings, vorzudringen. Burnes's Klugheit und fester Sinn war nöthig, die Hemmnisse aller Art zu besiegen, welche Furcht und Eifersucht der Sindfürsten diesem Un-

ternehmen entgegenstellten. Fünfmal drang er auf fünf verschiedenen Stellen in die Mündung des Stromes und eben so oft ward er zum Rückzuge genöthiget, bis er die landesherrliche Bewilligung und zugleich die nöthige Unterstützung zur Fortsetzung seiner abenteuerlichen Fahrt erzwang. Tausend engl. Meilen (drey auf eine Wegstunde), also eben so viel, als von der Nilmündung bey Rosette bis zur dritten Catarakte oberhalb Uady Halfa, beträgt die Entfernung vom indischen Meere bis zur Stadt Lahore, und 60 Tage brauchte Hr. Burnes, um sie zu durchschiffen. Sein Bericht hierüber (III. 8 — 308) trägt in allen Theilen das Gepräge der Neuheit, und ist in seiner Zusammenstellung mit den Beschreibungen der macedonischen Generale und ihrer Commentatoren ein eben so lehrreiches, als unterhaltendes Studium, in dessen Verfolge man nicht selten die Vorzüge des ruhigen, streng geschulten brittischen Beobachters vor dem flüchtigen Genie griechischer Historiker bemerkt. Gegen die bis hieher geltende Vorstellung zeigt es sich nun, daß der Indus viermal wasserreicher als der Ganges ist, indem letzterer zur Zeit seiner größten Fülle im Aprilmonat nur 21,500 Kubikfuß Flüßigkeit pr. Secunde in das Meer gießt, während der Indus deren 80,000 entsendet. Jede der eilf Mündungen wird ausführlich beschrieben; Tiefe, Häfen, Sandbänke, Eilande, Krümmungen, Ebbe, Fluth; Natur, Menschen, Thiere, Politik und Handelswerth der Uferstaaten werden umständlich und erschöpfend im ganzen Bereiche der Entdeckungsfahrt angegeben. Gefahr droht nur an den Mündungen; das Flußbette oberhalb ist ohne Felsen, ohne Catarakte, die Strömung $2\frac{1}{2}$ engl. Meile in der Stunde, der Wasserstand niemals seichter, als 15 Fuß, gewöhnlich 24', bey Attok aber, oberhalb der Einmündung der fünf großen Pendschab-Ströme, die Tiefe des Hauptcanales über 36 Faden, d. i. über 200 Fuß. Ein Dampfschiff, versteht sich mit flachem Kiele, meint Hr. Burnes könne stromaufwärts bis Multan in zehn Tagen, stromabwärts aber von Lahore (Am Nawi-Nebenfluße) bis in's indische Meer in 15 Tagen fahren.

Wir glauben, daß Hr. Burnes in der ersten Freude des Gelingens die Schwierigkeiten der Indusfahrt, besonders im Delta und an den Mündungen eher zu gering, als zu übermäßig, bezeichnet hat. Eine mit Sorgfalt ausgewählte Bemannung, Enthusiasmus und ungewöhnliche Spannung aller Seelenkräfte in ihrem Führer bey einer seltenen, und ein zweytes Mal vielleicht nicht wiederkehrenden Gunst des Glückes, ließen ihn vollbringen, was einem auf die gewöhnlichen Hülfsmittel beschränkten und auf den Schlendrian des Tages herabgesunkenen Schiffer nach ihm vielleicht unmöglich ist. Zahlreiche Unfälle und theure Erfahrungen müssen erst noch das neidische Glück versöhnen, um eine Handelsstrasse, die das Genie geöffnet und deren Wirkung auf Verwandlung weiter Landstrecken noch unberechenbar ist, gemeinnützig und gangbar zu machen.

Durch den glücklichen Erfolg der Indusfahrt war Lieut. Burnes gleichsam vom Schicksal selbst als der Mann bezeichnet, in Moorcroft's Fußtapfen zu treten und den Landweg nach Bochara zu öffnen. Zu Simla, dicht an den Gränzen der Seikstaaten im Norden Indiens, legte er dem General-Gouverneur Rechenschaft ab über die Vollendung seiner Aufträge am Hofe Rendschit Sings, und rüstete sich unmittelbar zu seiner neuen Unternehmung, bey welcher nur die Gefahren, denen man entgegenging, gewiß, der Erfolg aber unsicher, ja nicht einmal wahrscheinlich war. Bekanntlich mußte Hr. Burnes die Staaten des befreundeten Seikfürsten Rendschit Sing der ganzen Länge nach durchziehen, um zur Attok-Fähre am Obern Indus zu gelangen, wo seine Sendung und ihre Gefahren erst den Anfang nahmen. Bey Ludiana am Sedledisch ward zum zweytenmal die Gränze überschritten (am 3. Januar 1832) und unterhalb der Vereinigung des benannten Flusses mit dem Bias vergeblich nach Alexanders Altären, dem äussersten Puncte seines Ehrgeizes und seiner indischen Eroberungen, geforscht. *)

*) Apollonius von Tyana will diese Altäre, nicht ganz

De Lucii Varii et Cassii Parmensis Vita et Carminibus scripsit Augustus Weichert. Grimae impensis Jul. M. Gebhardt. 1836.

(Fortsetzung.)

Varius war wie sein Freund Pollio Verehrer und Bewunderer des Cäsar. So sagt Joannes Saresberiensis in Policratico VIII. 14. Laudibus Caesareis plus Virgilius et Varius Lucanusque adjecerunt, quam immensum illud aerarium, quo urbem et orbem spoliavit, und versteht einerseits die 5. Ekloge des Virgil, welche den Tod und die Vergötterung des Cäsar besingt, andererseits das genannte Epos des Varius. Seit Octavianus die Herrschaft im Jahre 712 (42) über die Pompejaner oder über die Republikaner erkämpft hatte, finden wir den Varius im Dichterkreise des Mäcenas, und er ist es, der den Horaz, den politischen Gegner des Cäsar und Octavian, für diesen Kreis zu gewinnen im Stande ist. Horaz war nach dem unglücklichen Ausgang der Schlacht bey Philippi im Jahre 713 (41) nach Rom zurückgekehrt, und suchte die Bekanntschaft des Virgil und Varius. Sein erster poetischer Versuch war die 7. Satire des 1. Buches. Die Regierung des Augustus, die mild und gerecht war, milderte allmählig die Abneigung des Horaz gegen den Ueberwinder des Brutus und Cassius: auch Mäcenas wurde für Horaz durch Varius günstig gestimmt. Horaz trat in den Kreis der Dichter bey Mäcenas ein, wie in der 6ten Sat. des 1. Buches berichtet wird. Noch immer aber fuhr Horaz fort, die unwürdigen Günstlinge des Augustus in seinen Satiren zu persifliren. Die drey Dichter Varius, Virgil, Horaz bilden von nun an die drey Koryphäen der römischen Dichtkunst, alle drey mit der griechischen Litteratur innig vertraut. Varius war im epischen Gedicht der erste, Virgil war durch seine bukolischen Lieder und durch die Georgica berühmt, Horaz hatte sich zur Lyrik gewendet und wählte nur von Zeit zu Zeit wieder die Form der Satiren, um gewisse Angriffe gegen die neue Richtung der römischen Dichtkunst abzuweisen, und um Vorurtheile zu bekämpfen.

Im Jahre 723 (31) schrieb Varius seinen Panegyricus auf Octavian, aus welchem Horaz einige Verse in die 16. Epist. des 1. Buches aufnahm. Von andern epischen Gedichten des Varius ist keine Spur mehr übrig. Erst nach dem J. 23 (31) schrieb er das Trauerspiel Thyestes; denn in der 10. Satyre erwähnt Horaz den Varius noch nicht unter den tragischen Dichtern, hingegen in der 6. Ode des 1. Buches erwähnt er ihn als Epiker und als tragischen Dichter. Die Abfassung der Ode läßt sich nur in so weit bestimmen, daß sie nicht vor das Jahr 727 (27) und nicht später als 734 (20) fallen kann. Dieses Trauerspiel galt für das beste, was die römische Dichtkunst in der Tragödie hervorgebracht hat.

Varius überlebte den Virgil. Dieser starb a. 735 (19), und übergab seine noch unvollendete Aeneis den Händen des Varius und Plotius Tucca. Diese Erzählung läßt sich nicht als Erdichtung verwerfen, da sie durch sehr alte Zeugnisse bestätigt wird. Er selbst starb vor dem Jahre 745 (9): denn Horaz spricht in der 1. Epist. des 2. Buches, welche im Jahre 745 (9) verfaßt ist, von ihm als einem Verstorbenen. So hatte er ungefähr das 70ste Jahr erreicht. Hieronymus setzt den Glanzpunkt seines Ruhmes als Dichter im Jahre 737 (17): denn er hatte damals bereits seinen Thyestes herausgegeben. Noch müssen wir eine Schrift des Varius erwähnen, die ein Denkmal der Freundschaft war, nämlich Commentarii Virgiliani, welche er mit Plotius Tucca herausgab, und welche sowohl die persönlichen Verhältnisse des Virgil als vornehmlich ihre Herausgabe der Aeneis betrafen. Die Scholiasten des Horaz berichten eine sonderbare Anekdote. Cassius Parmensis, ein bekannter Dichter, der im Heer des Brutus eine Befehlshaberstelle bekleidete, habe nach Besiegung des Brutus in Athen sich aufgehalten. Augustus gab nun dem Q. Varus oder Varius, wie andere lesen, den Auftrag, nach Athen zu gehen, und ihn umzubringen. Jener habe das gethan, und auch die Manuskripte des Getödteten eingepackt. Nachher habe er ein Trauerspiel Thyestes, das er unter jenen Manuskripten gefunden hatte, als sein eigenes Produkt herausgegeben. Diese Anekdote veranlaßte mehrere Gelehrte, unsern Dichter L. Varius zu verstehen und diese elende Handlung ihm beyzumessen. Allein wir müssen den Vornamen festhalten. Das war nicht Lucius Varius, sondern Q. Varus, ein bekannter Offizier in der Armee des Octavian; und es betrifft also gar nicht den Thyestes des Varius, sondern das gleichnamige Trauerspiel des Cassius Parmensis.

(Fortsetzung folgt.)

---

zwey Wegstunden vom Flusse, noch gesehen und folgende Inschrift auf denselben gelesen haben:

*ΠΑΤΡΙ. ΑΜΜΩΝΙ. ΚΑΙ. ΗΡΑΚΛΕΙ. ΑΔΕΦΩΙ. ΚΑΙ. ΑΘΗΝΑΙ. ΠΡΟΝΟΙΑΙ. ΚΑΙ. ΔΙΙ. ΟΛΥΜΠΙΩΙ. ΚΑΙ. ΣΑΜΟΘΡΑΞΙ. ΚΑΒΕΙΡΟΙΣ. ΚΑΙ. ΙΝΔΩΙ. ΗΛΙΩΙ. ΚΑΙ. ΑΔΕΛΦΩΙ. ΑΠΟΛΛΩΝΙ.*

Philostrat.

# Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 16. November.

Nro. 229. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1836.


Travels into Bokhara etc. in the years 1831 — 1833. By Lieut. Alex. Burnes. In three volumes. London 1834. Vol. 1. XXII, 356. Vol. 2. XV, 473. Vol. 3. XIX, 332.

## Erster Artikel.

(Fortsetzung.)

Freundlicher Sinn der Bewohner und glänzender Empfang durch die Ortsobrigkeiten machten aus Burnes Zug von Setledsch nach Lahore eine zusammenhängende Kette von Festceremonien, Paraden, Mahlzeiten und Ehrenbezeugungen der ausschweifendsten Art, ganz im Sinne des Morgenlandes, zugleich mit voller Freyheit alles zu sehen und alles zu untersuchen. Glaube und Herrschaft der Seik sind eigentlich die erste Reaction eingeborner Hindu gegen den Islam, gegen Ghisni, Gour und den mohammedanischen Hof von Delhi. Jedermann kennt aus John Malcolm Ursprung und Inhalt der Seikreligion. „Ihr alle habt gesündigt; suchet euch zu reinigen, oder ihr seyd verloren," ist bekanntlich der Hauptsatz ihrer Lehre; Grinth ihr heiliges Buch; Umritsir ihre heilige Stadt, und Guru Govind Sing ihr zehnter und größter Prophet und der eigentliche Stifter ihrer politischen Macht. Heute unterscheiden sich die Seik von den übrigen Hindu Sekten nur durch wenige Gebräuche ihres Ritus; die alten Formen sind, wie bey den benachbarten Mohammedanern, großentheils vergessen. Frey von den abgenutzten Dogmen der Hindu jedoch und dem wüthenden Mohammedanismus der angrenzenden Afghanen, ist der Schüler Gowind Sings heute duldsam, und erklärt Tabak und Fliegen für die größten Uebel dieses entarteten Zeitalters (I. 13). Ursitz des an sich nur wenig zahlreichen Seikstammes ist eigentlich das Duab, oder die Landstrecke zwischen den Flüssen Bias und Rawi; die Gränze ihrer Herrschaft aber umfasset das ganze Pendschab von Setledsch bis an den Indus, und von Kaschmir bis Multan. *) Ihre Regierungsform, noch vor 20 Jahren rein republikanisch, ist jetzt unumschränkt despotisch trotz ihrer Religion, welche Demokratie und Gleichheit aller predigt. Diese politische Verwandlung hat Rendschit Sing allein bewirkt und zum hundertsten Mal bewiesen, wie schnell und leicht der Uebergang von der Republik zur absoluten Gewalt ist. Hr. Burnes schildert den Großfürsten (Maha Radscha) als einen kleinen, schmächtigen, einäugigen alten Mann, dessen Aussenseite mit der Größe seines Geistes und der Kühnheit seiner Thaten nichts gemein habe. Das disciplinirte Heer jedoch, welches er bekanntlich mit Hülfe französischer Flüchtlinge geschaffen, ist nach Burnes Angabe im Lande unpopulär und wird sicherlich mit seinem Urheber sterben, weil es weder Kriegszucht, noch regelmäßiger Sold zusammenhält, und auch, weil die großen Siege vor Einführung regulirter Truppen erfochten worden sind. Nachrichten über Staatseinnahmen, Auflagen, (milde im Anschlage, aber — wie überall im Orient — drückend

*) Duab und Pendschab sind Ausdrücke, die ebenso gut dem Sanscrit, als dem alten Zend angehören. Sie bedeuten Zweywasser und Fünfwasser, von دو Du Zwey; پنج Pendsch, Fünf, und آب Ab, Wasser, Fluß.

durch die Art der Erhebung), Verschiedenheit der Sitten und Volksstämme im Pendschab, Configuration des Landes, Richtung, Namen und Natur der Fünf-Flüsse, besonders aber Alexanders Schlachtfeld gegen Porus; Größe und Lage der alten Städte Taxila und Malli; über Lustbarkeiten, Edelsteine, Geld und Pracht am Hofe des Großfürsten ergötzen und belehren abwechselnd in Burnes' Reisebericht durch das Seikland. Dreyßig Tage lang bewirthete Rendschit Sing den englischen Lieutenant mit aller Ueppigkeit und Verschwendung eines indischen Fürsten: Jagden, auf welche man ganze Armee-Corps, Elephanten mit Palankinen von Gold, und Zelte aus Caschmir-Shalen führte; Paraden, Musterungen, besonders am Frühlingsfeste (6. Februar), wo der Fürst von seinem Heere umgeben und auf einem mit Perlen und Edelsteinen bedeckten Canapee sitzend eine Lesung aus dem heiligen Buche anhörte; Tänze und Mahlzeiten abwechselnd mit ernsthaftern Besprechungen über Oeffnung der Indusfahrt, über gegenseitigen Verkehr täuschten die Wanderer über die Länge ihres Aufenthalts. Den Schluß machte ein nächtliches Abschiedsfest in einem der Palastgärten von Lahore. Die Beleuchtung war ganz in Wachs, Gläser mit farbigen Flüssigkeiten gefüllt, standen vor den Lichtern, dazu die natürliche Pracht eines tropischen Baum- und Blumenlabyrinthes nnter indischem Nachthimmel; Hallen und Schlafgemächer mit massivgoldenen Bettläden und Canapee, Stühle und Leuchter vom reinsten Golde. —

Uebersättiget mit sinnlichen Genüssen jeder Art, mit freundlichster Vorsorge überhäuft, und mit Empfehlungsschreiben an die transindischen Machthaber geschirmt, verläßt die Reisegesellschaft endlich den Hof des milden und menschlich gesinnten Despoten von Lahore (am 11. Februar), und zieht abendwärts, um großem Ungemach entgegen zu gehen.

Zwey von den Fünf-Flüssen, Setledsch und Bias, hatten sie schon hinter sich; außerhalb Lahore setzten sie über den dritten, Rawi genannt, den kleinsten von allen, und blieben die erste Nacht im Grabmale Kaiser Dschehangirs, dessen Sarg nach der Sage des Volkes durch magnetische Kraft frey in der Luft schwebt, aber — wie der des Propheten von Mekka — auf dem Boden ruht. Hier schien Burnes mit seinen Gefährten eine Zeitlang vom Vorgefühle naher Gefahren übermannt, und nicht ohne Sorge die Wechselfälle seines Unternehmens zu überdenken. Die wahre Absicht der Reise glaubte er sogar dem freundlichen Großfürsten verhehlen zu müssen: „über Kabul und Bochara gegen England wolle er reisen," und ließ alle seine Papiere in diesem Sinne ausfertigen. In Dschehangirs Grabkapelle endlich wurden noch ausserordentliche Vorkehrungen getroffen: man zog afghanische Kleider an, schor den Kopf, nahm Turban, Gürtel und Schwert, fing an barfuß zu gehen, auf der Erde zu sitzen, auf dem Kniee zu schreiben, Wasser zu trinken und ärmliche Kost zu essen. Zelte, Tische, Stühle wurden verschenkt, zerbrochen, verbrannt, ganze Ladungen europäischer Effekten vernichtet, Teppich und Pferdedecke allein behalten, Gold und Wechsel verborgen. Ein Maulthier für jeden der Reisenden trug alle ihre Geräthschaft, Burnes Bücher, Instrumente und einzigen Diener. Um diesen Preis hofften sie den Raubsinn der Völkerschaften jenseits des Indus und im Hindukusch zu sühnen.

Bey der Ortschaft Ramnegger setzen sie über den breiten Tschenah (Acesines) und gelangen nach 18stündigem Marsche und den Himaleia auf 150 engl. Meilen rechts erblickend an die Ufer des Dschelum, des berühmten Hydaspes der Griechen, besehen die unerschöpflichen Salzbergwerke, die als Hügelkette von der Westseite des Indus bis zum rechten Hydaspesufer herüberstreicht. Allenthalben sucht Hr. Burnes die verschiedenen, im Munde der Pendschab-Bewohner gebräuchlichen Benennungen der Fünf-Flüsse, die sie nun sämmtlich hinter sich hatten, zu erfahren und mit den durch die grie-

chischen Autoren überlieferten zu vergleichen. Setledsch, Bias, Rawi, Tschenah, Dschelum oder Behut nennt sie gewöhnlich der Eingeborne, während man bey Arrhianus und Strabo die Namen Hesudrus, Hyphasis, Hydraotes, Akesines und Hydaspes findet. Die vier letzten dieser Flußnamen lassen sich mit den entsprechenden indischen unschwer in Einklang bringen, sobald man weiß, daß Bias unreine Zusammenziehung aus Bypasa ist, der Rawi bey den Eingebornen auch Iraoti, und der Behut oder Dschelum auch Bidasta heißt. Bypasa und Hyphasis, Hydraotes und Iraoti, Hydaspes und Bidasta aber sind offenbar je zwey und zwey dasselbe Wort, Akesines von Tschenah*) aber auch nicht wesentlich verschieden, da wir schon anderswo nachgewiesen haben, daß die Zischlaute der Morgenländer von den Hellenen gewöhnlich durch einen Kappalaut (κ oder χ) bezeichnet werden, der vor e und i auch eben als Zischlaut gesprochen wurde und auch heute besonders in Anatolien und auf den Inseln so gesprochen wird. Mit Theilnahme folgt man dem Verfasser in seinen Irrfahrten am Hydaspes, um die waldichte Insel, den felsichten Ufer-Vorsprung, um das Gehölze zu erkennen, wo das macedonische Heer den Uebergang erschlich und den heraneilenden Porus besiegte. Bey Dschelapur glaubt er die Wallstatt; an der Ortschaft Udinegger aber und den gegenüberliegenden Schutthaufen die von Alexander nach dem Siege erbauten Städte Nicäa und Bucephalia zu erkennen, obgleich sich überall keine Spur weder griechischer Namen, noch griechischer Cultur erhalten hatte. Dieser Umstand beweiset nichts gegen Burnes Meynung, da die auf der großen Völkerstrasse aus Mittel-Asien belegenen Landstrecken Indiens größern Umwälzungen unterlagen, als die übrigen Gegenden. Redet nicht Curtius (lib. IX, 1) von hohen dichtverflochtenen und unermeßlichen Waldungen ostwärts vom besagten Fluße?*) Porus Waldungen und Dschehangirs berühmte Strassen-Allee hatten gleiches Schicksal. Dagegen erkennt man in den beyden vom Heerwege entlegenen Orten Pore-Wala und Mallithan ohne Mühe die Namen Porus und Malloi der Griechen; denn Malli-than oder Malli-tharun (d. i. Wohnort der Malli) heißt in Indien heute noch die von den Europäern nach Arabischen Geographen مولتان, Multan, benannte uralte Stadt Indiens (III. 114.) Minder glücklich scheint uns die Parallele, die Hr. Burnes zwischen der Macht des Königs Porus und des Seik-Fürsten Rendschit Sing aufstellt. Allerdings bestand das Herr dieser beyden Eroberer gleichmäßig aus einigen und dreyßigtausend Mann; allein Porus beherrschte nur das Land zwischen den beyden Flüssen Hydaspes und Akesines, während Rendschit Sing das ganze, zu Alexanders Zeiten ein Halbduzend indischer Könige nährende Fünf-Wasser-Land überwältiget hat. Folglich muß das Land im Alterthum doch besser angebaut und volkreicher gewesen seyn als heute.

Am 1. März wurde die Festung Rotas erreicht, ein Bollwerk gegen das Abendland, in einer felsigten Wildniß, in den weitläufigen Ruinen beym Dorfe Manikyala aber das alte Taxila des Arrhianus erkannt und ein schon bey Elphinstone beschriebener und von Hrn. Ventura geöffneter uralter Grabhügel besucht. Ueber Struktur und Münzenbefund dieser am Indus und im Kabul-Thale in großer Zahl aufgefundenen Monumente hat in der Zwischenzeit bekanntlich der Siebenbürgische Reisende, Herr Honigberger, umständlichere Berichte nach Europa gebracht.

*) Bey Burnes liest man beständig Chenabb, was wohl nur ein Irrthum.

*) Sylvae erant prope in immensum spatium diffusae, procerisque et in eximiam altitudinem editis arboribus umbrosae etc.

(Fortsetzung folgt.)

**De Lucii Varii et Cassii Parmensis Vita et Carminibus scripsit Augustus Weichert. Grimae impensis Jul. M. Gebhardt. 1836.**

(Fortsetzung.)

Eine zweyte Anekdote ist diese. Virgil habe nicht nur den Varius geliebt, sondern sey auch in dessen Gemahlin Plotia, eine Tochter des bekannten Dichters Plotius Tucca, verliebt gewesen: er habe ihr ein von ihm verfaßtes Trauerspiel geschenkt; sie habe es ihrem Manne gezeigt und es als ihr eigenes Kunstwerk ausgegeben. Varius, dem dasselbe ebenfalls wohl gefiel, habe es hierauf in einer Gesellschaft für sein Werk vorgelesen. Und dieß, setzte die Lüge noch weiter hinzu, sey kein anderes gewesen, als das bekannte Trauerspiel Thyestes. Also sey Virgil der wahre Verfasser desselben. Die Anekdote, wie sie vorliegt, ist ein Stadtgeschwätz: wie wenig oder wie viel Wahres darin enthalten sey, lohnt sich nicht der Mühe zu untersuchen: denn auch W., ungeachtet er mit großer Gewissenhaftigkeit die einzelnen Elemente zerlegte, ist nicht weit hindurchgedrungen: sie gehört zu der zahlreichen Klasse von Lügen, die in großen Städten jeden Tag, man weiß nicht wie, sich bilden.

Dieß ist ungefähr der Umriß der vorliegenden Biographie von L. Varius. Gelehrsamkeit, Scharfsinn, psychologischer Takt, leuchtet aus der ganzen Untersuchung hervor. Am Ende spricht der Verf. noch von dem Holländer Heenkens, der im Jahre 1788 einen Thyestes als neu aufgefundenes Trauerspiel des Varius herausgab, das vielmehr den Gregorius Corrarius aus Venedig zum Verfasser hat und von demselben im Jahre 1558 edirt wurde.

Die zweyte Biographie ist diejenige des Cassius Parmensis. Wenn schon die erste große Schwierigkeiten dabot, so ist doch diese noch ungleich schwieriger, da sich noch weniger sichere Haltpunkte auffinden lassen, und die Verwechslung mit gleichnamigen Schriftstellern noch größere Verwirrung veranlaßt hat.

Die Famile der Cassier theilt sich in zwey Hauptzweige, in patricische mit dem Beynahmen Cassii Viscellini, und plebeische, Cassii Longini.

Aus beyden kommen in der römischen Geschichte viele Namen vor. Als Schriftsteller sind besonders vier bekannt geworden, ein Historiker, ein Redner, zwey Dichter. Der älteste derselben ist Cassius Hemina, der zur Zeit des zweyten und dritten Punischen Krieges lebte, wie sich aus den Worten des Censorinus de Die natali 17 ergiebt, und sowohl die älteste Geschichte von Italien und Rom, als die näher liegenden zwey ersten Punischen Kriege beschrieb. Das Werk enthielt vier Bücher, von denen die drey ersten die Geschichte von Rom seit der ältesten Zeit bis auf den zweyten Punischen Krieg, das vierte den zweyten Punischen Krieg umfaßte. Mit diesem war das Werk geschlossen. Auch schrieb er einige Bücher de Censoribus.

Der Titel des erstern Werkes war Annales oder Historiae: denn unter beyden Namen wird dasselbe erwähnt, ohne daß man an Verschiedenheit beyder zu denken hätte. Zwar hat Scipio Maffei in seinem Buch über Verona noch einen zweyten Geschichtschreiber, Titus Cassius aufgestellt, der in den Briefen des Plinius IV. 28., in Tertullianus Apolog. c. 10. Ad Nationes 2. c. 12. in Lactantius de Falsa relig. 1. 13, in Minucius Felix c. 22 vorkommen soll. Allein bey Tertullian, Lactantius und Minucius ist es weit wahrscheinlicher, daß Cassius Hemina verstanden werden muß, da die Mythe, welche besprochen wird, nothwendig in der mythischen Geschichte von Rom, welche Cassius sehr ausführlich behandelte, vorkam. Tertullianus Text ist übrigens hier verdorben, indem Cassius Severus genannt wird; Lactantius und Minucius hingegen, welche beyde die Stelle des Tertullian wörtlich ausgeschrieben haben, haben das richtige, Cassius ohne Zunamen. So hat irgend jemand dem Cassius den Zunamen Severus beygeschrieben, weil er vermuthlich keinen andern Cassius als diesen gekannt hat. Ebenso wenig darf dem Cassius Hemina ein Fragment bey Diomedes p. 379 darum abgesprochen werden, weil dasselbe in leichtem, einfachem Stil geschrieben ist. Diese Ansicht können nur diejenigen hegen, welche nicht wissen, daß zur Zeit des zweyten und dritten Punischen Krieges die römische Sprache bereits große Bildung erlangt hatte. Und eben die Einfachheit und Anmuth, welche die Annalen des Cassius auszeichnete, war wohl die Ursache, warum dieselben sich so lange erhielten und weit länger als die Werke vieler späterer Geschichtschreiber. Was endlich die Worte des Plinius betrifft, so hat Hr. W. ausführlich dargethan, daß hier nicht nothwendig ein Historiker zu verstehen ist.

Der zweyte Cassius, welcher in der römischen Litteratur eine Rolle spielt, ist der Redner Cassius Severus. Er war aus Longula einer unbedeutenden Stadt in Latium gebürtig, und heißt daher im Index des Plinius lib. 35 Cassius Severus Longulanus. Als Redner war er der erste im Zeitalter des Augustus und Tiberius, als Mensch hingegen genoß er wegen seiner Schmähsucht und seines groben Liberalismus geringe Achtung. Es sind noch ziemlich viele Anekdoten über ihn vorhanden, auch kennen wir einen berühmten Prozeß desselben gegen Nonius Asprenas Torquatus, einen Höfling des Augustus. Der Vertheidiger war Asinius Pollio.

(Fortsetzung folgt.)

# Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 17. November.

Nro. 230. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1836.


Travels into Bokhara etc. in the years 1831 — 1833. By Lieut. Alex. Burnes. In three volumes. London 1834. Vol. 1. XXII, 356. Vol. 2. XV, 473. Vol. 3. XIX, 332.

## Erster Artikel.

(Fortsetzung.)

Bey Manikyala schien indische Sitte und indisches Wesen ein Ende zu haben, und nicht ohne unheimliches Gefühl erblickten Hr. Burnes und seine Gefährten in diesem Orte zuerst Mohammedaner von der andern Stromseite und vernahmen ihren Gruß. Zu Hesru, 15 engl. Meilen vom Indus, war das Volk schon Afghanisch und sprach Puschtu, blickte mannhafter und benahm sich freymüthiger, als der gebeugte Hindu. Am 14. März endlich, acht und sechzig Tage nach Ueberschreitung der englisch-ostindischen Grenzstation Ludiana am Setledsch, wurde am Indus gelagert und Tags darauf über die beyden Nebenarme auf Elephanten, über den mehr als 200 Fuß tiefen Hauptstrom aber unweit der Festung Attok auf einer Fähre gesetzt und der Boden Afghanistans betreten.

Hindu und Mohammedaner, Seik und Afghanen scheidet der Indus, zugleich Gränze ihres Gebietes und Nationalhasses, ihrer Sprache und Religion. „Vagrudschi fettih“ (Hurrah) rief die scheidende Seik-Begleitung; Be-Selam alaïkum (Friede sey mit euch) scholl es ihnen von der andern Seite entgegen. Mit den Sitten war zugleich der Charakter der Landschaft geändert: Gebirge, Hochthäler, Alpenpässe, blumenreiche Auen, ärmliche Hütten und republikanischer Sinn mit anerkannter Unsicherheit der Wege folgten auf die Flächen Indiens, auf die reinlichen Dörfer und zahmen Sitten der gehorsamen Unterthanen Rendschit Sings. Die schon in Dschehangirs Grabmal getroffenen Vorsichtsmaßregeln wurden hier durch neue und ausserordentliche vermehrt, Geld und Papiere noch tiefer verborgen, der Zug militärisch geordnet und die Wachsamkeit verdoppelt. Der Leser fühlt ohne Erinnerung, daß hier ein neues Stadium in Burnes Reise beginnt: das erste schließt am Indus, das zweyte auf dem Gebirgskamme des Hindukusch, das dritte bey Asterabad am Ufer des Kaspischen Meeres: Pendschab, Afghanistan, Turkestan wären die drey natürlichen Ueberschriften des Berichtes.

Auf einer Ebene des großen Sind-Thales, zwey Märsche vom Strome, liegt Pischawer, die erste große Stadt der Afghanen. Der Weg führte bey einem Dorfe vorüber, in dessen Nähe einst Rendschit Sing mit 8000 Seik die Angriffe von 150,000 wüthenden Mohammedanern Afghanistans siegreich zurückschlug. Die mit Thymian und Veilchen, grünen Rasen und Klee bedeckten Felder von Pischawer erregten lebhafte Erinnerung an England, und der herzliche Empfang durch Sultan-Mohammed-Chan, einen der Vierfürsten Afghanistans, dessen Residenz Pischawer, so wie der freundliche Sinn und die guten Manieren der Stadtbewohner beruhigten die Wanderer und gaben Vertrauen auf die Zukunft. Dreyßig Tage lang aßen und wohnten sie unter dem Dache dieses freundlichen Fürsten, ritten mit ihm

in die im Frühlingsschmuck gekleideten, entzückenden Gärten der Umgegend, empfingen und besuchten Gesellschaften, redeten von Politik und Religion mit unterrichteten Afghanen geistlichen und weltlichen Standes, und lernten durch vielseitigen Umgang den Charakter dieses Volkes auch von seiner vortheilhafteren Seite kennen. Am angenehmsten überraschte Hrn. Burnes der wohlerzogene und nach Art eines Mohammedaners sorgfältig ausgebildete, menschenfreundliche, 35 Jahr alte Fürst Sultan-Mohammed-Chan, da er in ihm einen Mann ganz entgegengesetzter Eigenschaften zu sehen erwartet hatte. In Beschreibung der einzelnen Besuche, Mahlzeiten und kleinen Ereignisse während des langen Aufenthaltes am kleinen Hofe zu Pischawer wollen wir dem Verf. nicht folgen, und mit ihm auch nicht zum hundertsten Male wiederholen, wie die Orientalen zu Tische sitzen, Gesottenes und Gebratenes ohne Instrumente mit den Händen zerreissen und den Gästen vorlegen, da in ganz Morgenland, in Jerusalem eben so, wie zu Pischawer, bey Geistlichen und Weltlichen, bey Mohammedanern und Christen jeden Ranges dieselbe Sitte herrscht. Bemerkbar dagegen ist die Gewohnheit, — (besonders in dem weit verzweigten Stamme Durani, dem die Regentenfamilien Afghanistans angehören) — die Knaben mit zwölf Jahren in die Gesellschaft einzuführen, wodurch sich Hr. Burnes den frühreifen und verständigen Sinn ihrer Rede erklärte. So nannten ihm die noch nicht zwölfjährigen Söhne des Häuptlings bey einer Unterredung über Afghanenland die acht guten und vier schlimmen Eigenschaften der Stadt Kabul in folgender Ordnung: 1) gesundes Klima, 2) Wohlgeschmack der Früchte; 3) Schönheit der Bewohner; 4) prachtvoller Bazar; 5) das Schloß Bala-Hissar; 6) Gerechtigkeit des Herrschers; 7) Granatäpfel ohne Kern, und 8) unvergleichlicher Rhabarber. Die schlimmen: 1) theure Lebensmittel; 2) Nothwendigkeit, beständig den Schnee vom Hausdache zu schöpfen; 3) Näße und Schmutz in den Straßen; 4) Liederlichkeit der Weiber. Hat der Knabe (vornehmer und wohlhabender Leute) das zwölfte Jahr erreicht, besucht er die Mutter nur bey gewissen Angelegenheiten, macht sein eigenes Haus, giebt und empfängt Besuche, veranstaltet Mahlzeiten und nimmt am Gespräche über die Begebenheiten des Landes Antheil. Die Erfahrung lehrt, daß dieses frühreife Naturel nicht etwa bey dn Afghanenkindern allein, sondern in nicht viel geringerem Maaße auch in andern Ländern Asiens gefunden wird. Wenn auch die erwachsenen Männer Europas den Asiatischen an Kenntnissen überlegen sind, so können sich doch gewiß die europäischen Knaben in Beziehung auf natürliche Vorzüge mit ihren Altersgenossen im Morgenlande in der Regel nicht messen. Erziehungs- und Schulkünste geben uns, Natur und Lebenstact aber in jeder Altersperiode jenen den Vorzug. — Auch von den Russen wurde am Hofe zu Pischawer gesprochen, und ein auf die Macht seines Landes eifersüchtiger Britte, wie es Hr. Burnes ist, wird nicht ohne Verdruß die Bemerkung Sultan-Mohammed-Chans an einen im Hofcirkel anwesenden Perser gehört haben, der sich laut der Unabhängigkeit seines Vaterlandes von allem russischen Einflusse rühmte. Persien, meynte der Fürst, sey von Rußland eben so unabhängig, wie das Afghanische Fürstenthum Pischawer von Rendschit Sing, unfähig zu widerstehen und froh, sich durch Nachgiebigkeit und Verträge zu retten.

Die milde Frühlingsluft und das allmählige Verschwinden der Schneemassen in den obern Regionen um Kabul erinnerten endlich an die Weiterreise. Man mahnte zu noch größeren Vorsichtsanstalten, sich noch ärmer zu kleiden, den Charakter als Europäer dem gemeinen Volke allenthalben zu verbergen, und keinem zu trauen, der freywillig Dienste anbiete. Besonders rieth ein zu Pischawer in großem Rufe stehender Geistlicher, ja keinen

Heiligen als Begleiter mitzunehmen, ja sich nicht einmal irgend einem derselben anzuvertrauen, und besonders nirgend zu sagen, daß sie Engländer wären, weil man dieses Volk überall für intrigant und unermeßlich reich halte. *) Zugleich gab er Hrn. Burnes Empfehlungsschreiben an seine geistlichen Söhne, die Häuptlinge jenseits des Hindukusch, jedoch mit der Weisung, nur in der äußersten Noth davon Gebrauch zu machen. Sultan-Mohammed-Chan empfahl die Wanderer seinem Bruder, dem Fürsten von Kabul, und rieth wiederholt, über Kandahar nach Europa zu gehen und den Zug nach Bochara ganz aufzugeben. Nach einem rührenden Abschied von diesem gefühlvollen und menschlich gesinnten Häuptling wurde Pischawer verlassen nnd stromaufwärts in das Hochland gen Kabul gezogen. Den geraden Weg durch den Engpaß des Chaibar-Gebirges vermieden sie wegen des gesetzlosen und räuberischen Charakters dieses Afghanenstammes. Aber auch auf der andern Strasse längs dem von Kabul in den Indus herabrauschenden Strom mußten sie gleich am Eingange des Gebirges die Plünderhorde der Momunds bestechen, um nngehindert durchzukommen. Zweymal wurde auf Flößen über den reissenden Kabul gesetzt. Der Weisse Berg, der Ararat Afghanistans, mit ewigem Schnee bedeckt, in der Entfernung gesehen, und durch das armselige Dschelalabad hinauf in den Paß Gedamuk, der Gränze zwischen dem heissen und kalten Landstriche gezogen. Zu Nimla, drey englische Meilen jenseits des Hoch-Passes beginnt wieder milde Luft und Garten-Kultur in einem lieblichen Thale. Von dem noch tiefer liegenden, sechs Meilen langen Engpaß Luta-bend erblickt man in weiter Entfernung Kabul, wo sie durch Nabab Dschubbar Chan, den Bruder des Königs, eben so gastfreundliche Aufnahme wie zu Pischawer fanden.

Obgleich 6000 Fuß über dem Meer, ist das Hochthal von Kabul mit seinen unzähligen Frucht- und Blumengärten, mit seinem Grüne und seinen Blüthen während des Frühlings in ganz Orient als ein irdisches Paradies bekannt. Zu Lahor blühen die Bäume im Februar, im März zu Pischawer und Ende April zu Kabul. Trauben, Birnen, Aepfel, Quitten und Melonen dauern bis in May, und drey Monate des Jahres wird das Vieh mit Trauben gefüttert. Die Stadt mag an die 60,000 Seelen zählen; die Strassen wimmeln von Menschen und der Bazar mag an Pracht der Bauart und an Reichthum des Inhalts nach Burnes Meynung im Orient wenige seines gleichen haben. Wasserbäche — mit Maulbeerbäumen, Weiden und Pappeln beschattet, rinnen durch alle Strassen. Ueber alle diese Herrlichkeiten ragt Bala-Hissar, die Burg, hervor, einst der Sitz Baber-Chans, des Dichters, des Helden, des Gründers der Delhi-Monarchie in Indien. „Trink Wein auf der Burg zu Kabul, und laß den Becher kreisen für und für; die Luft ist entzückend, Berg, See, Stadt und Wüste zeigt sich dir zu gleicher Zeit“, lautet ein wohlbekanntes Trinklied dieses Fürsten.

Drey Wochen blieb Herr Burnes im Hause seines Gastfreundes, speiste zweymal bey Sirdar Dost Mohammed-Chan, Fürsten von Kabul und Bruder des Häuptlings von Pischawer; mischte sich allenthalben unter das Volk, sah, forschte, lernte und disputirte bey Hofe über Politik, Handel und Religion, über Europa und Asien, über England, Indien und China, und hatte seine ganze Wissenschaft und seinen geraden männlichen Sinn nöthig, um alle Fragen des eben so freundlichen als unterrichteten und wißbegierigen Fürsten zu beantworten.

(Fortsetzung folgt.)

*) In Aegypten, in Nubien ꝛc. werden reisende Europäer von den gemeinen Leuten häufig gefragt, ob es wahr sey, daß man in den Frankenländern Berge von massivem Golde finde, von welchen unter Aufsicht der Regierungen jedermann seinen Bedarf herabschlagen dürfe? —

De Lucii Varii et Cassii Parmensis Vita et Carminibus scripsit Augustus Weichert. Grimae impensis Jul. M. Gebhardt. 1836.

(Fortsetzung.)

Dieser Prozeß fällt ungefähr ins Jahr 745 (v. Chr.). Er war sehr böswillig, und trat als Kläger gegen viele vor Gericht auf. Ueberdieß verfaßte er Schmähschriften gegen die angesehensten Männer und Frauen in Rom. Dieß veranlaßte den Augustus, diese Schriften von Staatswegen zu vernichten und den Verfasser nach Creta zu verweisen. Dieß geschah im Jahre 761 (8), ein Jahr bevor Ovidius nach Tomi verbannt wurde. Unter Tiberius kam Cassius nach Rom zurück. Allein da er bald aufs Neue viele beleidigte, wurde er wieder nach Creta verwiesen. Da er auch jetzt noch auf die alte Weise fortfuhr, so wurde er im Jahre 777 (24) nach Seriphos, einer kleinen Insel verbannt, wo er in größter Armuth und im hohen Alter starb. Er hatte Reden herausgegeben, ferner ein Werk über Aegypten, das er dem Kaiser Tiberius gewidmet hatte; ferner ein Libell gegen Maecenas, ein Libell gegen einen Vitellius, worin er den Stammvater der Vitellier einen sutor veteramentarius nannte. Von andern Schriften hat sich keine Spur mehr erhalten. Wahrscheinlich schrieb er auch Epigramme; wenigstens nennen ihn die Scholiasten des Horaz, der die 6te Epode gegen ihn gerichtet hat, maledicus poeta.

Nun folgen die beyden Dichter, Cassius Etruscus und Cassius Parmensis. Ein dritter Dichter Cassius Severus kommt in der Schrift des Appuleius de Orthographia vor; allein da diese nach der trefflichen Prüfung des Prof. Madwig unächt ist, so hat auch ein solcher Autor nicht die geringste Autorität. Viele glaubten, Cassius Parmensis und Cassius Etruscus sey der gleiche Dichter. Allein Horaz, der beyde erwähnt, spricht von beyden so verschieden, daß die Verschiedenheit der Person dadurch erwiesen wird. Von Cassius Etruscus spricht er Satir. 1. 10, 56. und zwar sehr verächtlich, indem er sagt, er habe so schnell und so viel Verse geschrieben, daß seine Gedichte hinreichten, die Stelle des Holzstosses bey Verbrennung seines Leichnams zu vertreten. Die Scholiasten berichten, Cassius Etruscus Parmensis sey ein schlechter Dichter, der so elendes Zeug geschrieben habe, daß der Senat seine Gedichte mit der Leiche verbrennen ließ; auch habe er einen Thyestes geschrieben. Nun ist es unmöglich, daß der Einwohner von Parma Etrusker genannt werde: denn Parma gehörte nie zu Etrurien. Ebenso beruht die Nachricht der Scholiasten, daß die Gedichte des Cassius auf Befehl des Senates verbrannt worden seyen, auf einem Irrthum; sie verwechselten die Schriften des Redners Cassius Severus, welche Augustus öffentlich verbrennen ließ, mit den Gedichten des Cassius Etruscus. Die Nachricht, daß Cassius Etruscus Parmensis ein Trauerspiel Thyestes geschrieben habe, darf nicht auf Cassius Etruscus, sondern auf Cassius Parmensis bezogen werden, dessen Thyestes auch anderwärts erwähnt wird.

Wir gelangen nun zu Cassius Parmensis. Horaz erwähnt ihn in der Epistel 4. lib. 1., die an Tibullus gerichtet ist. Er frägt denselben, was er arbeite, ob er etwa den kleinen Gedichten des Cassius Parmensis nacheifere und dieselben zu übertreffen suche. Die Stelle des Horaz zeigt klar, daß er die Gedichte des Cassius nicht für gering hält, sondern würdig, daß Tibullus mit denselben wetteifere. Die Scholiasten erzählen, dieser Cassius habe sich in mehreren Gattungen der Dichtkunst ausgezeichnet, nämlich in der Elegie und im Epigramm. Er habe im Heer des Cassius und Brutus die Stelle eines tribunus militum bekleidet, und habe nach dem Tode jener Männer sich nach Athen begeben. Q. Varus habe nun von Augustus den Auftrag erhalten, ihn zu Athen aus dem Wege zu räumen. Dieser fand ihn im seinem Studierzimmer, tödtete ihn und raubte seine Gedichte. Daher entstand die Vermuthung, als Q. Varus einen Thyestes herausgab, er habe ihn aus dem Nachlaß des Cassius sich zugeeignet: denn Cassius hatte viele Trauerspiele geschrieben. — Man muß gestehen, daß, wenn man sämmtliche Nachrichten der Scholiasten über Cassius Etruscus und Parmensis zusammenstellt, man keine Einheit herausbringt, so daß es gerathener ist, beyde Dichter als zwey verschiedene Personen anzuerkennen. Auch lassen sich die beyden Stellen des Horaz nicht auf den gleichen Mann beziehen; denn in der einen spricht er aufs Geringschätzigste von den Gedichten des Cassius Etruscus, in der andern voll Freundschaft und Achtung für die Poesien des Cassius Parmensis, da beyde Anhänger des Brutus und Cassius waren, und gleichen Rang in der Armee einnahmen. Cassius Parmensis war unter der Zahl der Mörder des Cäsar. Nach der unglücklichen Schlacht bey Philippi schloß sich Cassius Parmensis an Sext. Pompeius an und setzte den Krieg gegen Cäsar Octavianus fort.

(Schluß folgt.)

# Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 18. November.

Nro. 231. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1836.


Travels into Bokhara etc. in the years 1831 — 1833. By Lieut. Alex. Burnes. In three volumes. London 1834. Vol. 1. XXII, 356. Vol. 2. XV, 473. Vol. 3. XIX, 332.

## Erster Artikel.

(Fortsetzung.)

Die Engländer haben allerdings Ursache, sich über Afghanistan und seine Bewohner, über Regierungsform, Staatsgrundsätze und Hülfsmittel, über Handel, Neigung, Reichthum und Bedürfnisse, so wie über Vergangenheit und Zukunft dieses Volkes genaue und vollständige Kenntnisse zu verschaffen, da Sicherheit und ferneres Gedeihen des Hauptnerves englischer Weltmacht nicht dem kleinsten Theile nach durch die Schicksale, Kraft und Bestand der Afghanen bedingt ist.

Dieses Volk sitzt dicht vor dem natürlichen Wassergraben Hindustans und erfüllt das ganze breite Bergland senkrecht vom Hindukusch bis hinab in die ungangbaren Sandwüsten Beludschistans. Alle Strassen und Engpässe, um aus Persien und der Tartarey, aus Iran und Turan, an den Sindstrom zu gelangen, sind in seiner Hand. Feinde und Rivalen der Perser und der diese letztern gegen Afghanistan fortstossenden Moscowiten, sind sie durch den Drang der Umstände und gleichsam durch die Natur selbst Freunde und Bundesgenossen der Engländer, in deren Interesse es niemals liegt, Afghanistan zu unterjochen, da ihr Vortheil sie lehren wird, am Indus still zu stehen und die Afghanen in eine lebendige Vorpostenlinie gegen ihre vom Kaukasus heranziehenden Nebenbuhler umzuschaffen. Denn zu dieser Stunde wagt es niemand mehr, die der englischen Herrschaft in Indien von Europa her auf dem Landwege drohende Gefahr als eine Unmöglichkeit, als ein Mährchen zu behandeln, wie man es lange gewohnt war. Aus der historischen Zeit haben wir kein Beyspiel, daß sich Indien eines Angriffes auf seiner Abendseite erwehrt hätte. Die erste etwas genauere Kunde über Volk und Land der Afghanen erhielt man eigentlich erst durch Elphinstone, der im Jahre 1809 lange als Gesandter der Indischen Compagnie zu Pischawer lebte und — ohne das Innere selbst bereist zu haben — über die Geschichte des Volkes und die Natur der Landschaft und ihrer einzelnen Stämme nach mündlichen Aussagen und Persischen Handschriften sein berühmtes Werk über das „Königreich Kabul“ zusammentrug, zu welchem alle jene, die seit jener Zeit über Afghanistan schrieben, ihre Zuflucht nahmen, und auf welches auch Herr Burnes in seinem Reisebericht häufig die Leser verweiset. Denn Herr Burnes giebt in seinem Buche nur das, was er selbst gesehen hat, und was ihm persönlich begegnet ist; er bindet sich an keine Ordnung, an kein systematisches Aneinanderreihen gleichartiger Dinge; erzählt und beschreibt, was er Tag für Tag gethan und beobachtet hat; sein Bericht ist die Chronik eines Mannes von Geist und Weltkenntniß, der seine Landsleute über wesentliche Interessen belehren, nicht aber ein Buch nach den Foderungen der Grammatiker und Stylkünstler verfassen wollte. Uns scheint, der lange Aufenthalt dieses klugen und unterrichteten Privatmannes zu

Pischawer und Kabul, seine langen und aller diplomatischen Förmlichkeiten, Schwänke und Lügen entkleideten Unterredungen mit Personen vom höchsten bis zum niedrigsten Rang, haben in dem von Europäischer Kultur noch unberührten Afghanenlande tiefere Spuren zurückgelassen, kräftigere Saat ausgestreut und der englischen Macht in Indien gröfsere Vortheile gebracht, als eine Menge, mit Pracht und gegenseitigem Mißtrauen unterhaltener Gesandtschaften von Staatswegen. Auch wissen wir anderswoher, *) daß Mohun Lal, ein junger in Indien geborner und zu Calcutta gebildeter Afghane, damals in Burnes Gesellschaft und nun bey der neuen englischen Mission in Kabul, durch seine Kenntnisse und vollendeten Manieren an den Höfen dieses Landes allgemeine Bewunderung erregte. Durch ihn und seinesgleichen lernten die Afghanen England und die zauberischen Wirkungen seiner Macht und seiner Künste besser kennen, als durch den Pomp zahlreicher Ambassaden. Deßwegen gibt auch Dr. Gerard den Rath, diesen günstigen Eindruck zu benutzen, und die Afghanische Jugend nach Indien zu ziehen, damit man sie nicht auf Zureden der Perser zur Bildung nach Rußland sende. Wißbegierde und unersättliches Verlangen, alles zu lernen und aufzunehmen, was an dem Europäer vortheilhaft scheint, ist dem Afghanen allgemein zugestanden. Ihre Mängel gehören einerseits der herrschenden Religion, wie anderseits ihre politischen Untugenden einem übermäßigen Streben nach persönlicher Freyheit. Mohammedanismus hält sie, wie alle seine Bekenner, in einem Cirkel gefangen, mit unveränderlichen Sitten und einem Wissen aus einem andern Zeitalter, ohne Philosophie und Geschichte. Falsch sind sie nicht, wohl aber neidig und dem Müßiggang ergeben, wie die alten Germanen, mit welchen sie außer Neid, Arbeitsscheue und Freyheitsliebe noch manchen Zug politischer Einrichtung gemein haben. Denn nach Elphinstone (II. 19.) herrscht in einigen Gegenden Afghanistans die Sitte, daß die Gemeinden ihre Aecker nur auf eine gewisse Zahl von Jahren zum Anbau erhalten, und sie dann mit anderen vertauschen, damit Frucht- und Unfruchtbarkeit gleich vertheilt werde. In einigen Thälern geschieht dieser Wechsel Jahr um Jahr (arva per annos mutant. Tacit Germ.); oft Hof gegen Hof, Dorf gegen Dorf. Nervicht und rüstig sind die Afghanen ebenfalls, weil sich die Geschlechter — nach altdeutscher Sitte auch erst nach zurückgelegtem zwanzigsten Lebensjahre nähern. *)

Gemeinsinn wird man freylich vergeblich bey einem Volke erwarten, welches den höchsten Grad öffentlicher Glückseligkeit darin setzt, daß „Jedermann die Frucht seines eigenen Feldes esse, und niemand irgend etwas mit seinem Nachbar zu thun habe.“ In einem solchen Lande können nur kleine Republiken, oder kräftige und consequente Despoten bestehen! Dieser dem Aufkommen einer starken öffentlichen Macht entschieden widerstrebende Volkscharakter erklärt es auch, wie eine kriegerische, zahlreiche und im Hauptgebirgsstocke zwischen Hindustan und Iran sitzende Nation seit undenklichen Zeiten ohne merkliche Aenderung der Besserung ihres inneren Zustandes blieb, immer fremdem Einfluße erlag und mit Ausnahme des eben verwichenen Jahrhunderts in der Weltgeschichte eine unbedeutende Rolle spielte. Den großen Eroberern Asiens leisteten sie jederzeit nur geringen Widerstand, blieben aber dabey dennoch gefährliche Unterthanen. Afghan ist ihr Name bey den Persern, die arabischen Geographen aus den Zeiten des Chalifates nennen sie Suleimani (Salomonier), sie selbst aber heißen sich „Beni Israel“ (Kinder Israel) und wollen

*) Asiatic Journal, tom. 14; pag. 171, 248 u. 259. (Asiatic Intelligence).

*) Intra annum vero XX. feminae notitiam habuisse, in turpissimis habent rebus. Caesar. VI. 21).

Nachkommen der von Nabuchadnezar nach Gour verpflanzten Juden seyn. Wenigstens führen die Häuptlinge alle ihre Geschlechtsregister auf Saul, David und Salomon zurück. Elphinstone bestreitet den historischen Gehalt dieser einheimischen Ueberlieferung, weil die Afghanensprache, das sogenannte Puschtu, nicht die leiseste Spur hebräischer Elemente zeige. Burnes und Malcolm aber halten eine Verwandtschaft der Afghanen mit den Juden nicht für unwahrscheinlich, weil Blick und Gesichtszüge dieser beyden Völker eine auffallende Aehnlichkeit haben, und auch das Mosaische Gesetz, daß der jüngere Bruder die Wittwe des ältern heyrathen müße, beyden gemein sey. Wenn wir auch noch beyfügen, daß das Wort Afghan (افغان) im Persischen Klage (lamentatio) bedeute und eine Anspielung auf das Schicksal der verwiesenen Stämme seyn könnte, so würde der kritische Leser hierin nur eine leere morgenländische Spielerey und im Ganzen nichts Gründliches und Entscheidendes erblicken, um die bey den Afghanen herrschende Tradition zur historischen Wahrheit zu erheben. Nur soviel ist gewiß, daß die Berg-Provinz Gour zwischen Kandahar und Kabul Ursitz dieses Volkes ist, von wo es sich nach allen Richtungen, besonders aber in das noch zur Chalifenzeit*) von Hindu besetzte Kabulthal so wie auf die ganze Thaleinfassung des rechten Sindufers ausdehnte. Dieser Umstand nicht weniger, als die seit Elphinstone bis Burnes gesammelten Notizen über Configuration der Gourthäler, der Suleimansgebirge, Volksstämme und deren Sitten verdienen eine vorzügliche Aufmerksamkeit, weil es nur auf diesem Wege möglich ist, einiges Licht über Alexanders Heerzug von Balch bis an den Indus zu verbreiten**). Die Flüsse Koph, Gour, Choasp und Euaspla; die Landschaften Gour, Acadera Basira und Assakan; die Lage des Felsens Aornos und der Städte Massaga, Arigäon, Basira, Embolima, Nysa, Ora und Dyrta, welche Alexander berührte, sind trotz aller vorausgegangenen gelehrten Untersuchungen noch immer in der alten Dunkelheit. Für die vorgenannten Flußnamen lernt man aus Herrn Burnes Reisebericht gar nichts. Nur Bazira mit dem benachbarten Aornos erkennt er in den heute noch lebenden Benennungen Badschaur und Naogi in der Gegend von Dschelalabad auf der Wasserscheide zwischen Pischawer und Kabul. Von Alexandria im Gebirge Paropamisus (Bamian im Hindukusch) rückte, nach Arrhian, das macedonische Herr an den Fluß Kophes, von dessen Ufern es in zwey Abtheilungen und auf zwey verschiedenen Wegen erobernd fortzog und nach einer Trennung von mehreren Wochen endlich in der Landschaft Peukaleotis am Indus wieder zusammenstieß.

Mit der einen Hälfte zog Häphestion in gerader Richtung an den Indus hinab, um für Herstellung einer Brücke zu sorgen. Die andere führte Alexander selbst gegen die rauhen und schwerzugänglichen Gebirgsländer der Guräer, der Aspasier und der Assakanen, eroberte die Städte Andaka, Arigäon, Masaga, Basira, Ora und Ekbolima nacheinander mit Gewalt, Nysa aber durch freywillige Unterwerfung. Als Anfangspunkt dieser den Indus-Uebergang vorbereitenden und sichernden Gebirgskämpfe erkennen alle Nachrichten übereinstimmend den Fluß Kophes, welcher als Hauptwasserstrasse alle von den Macedoniern berührten Flüsse und Bäche jenes Berglandes aufnimmt und dem Indus zuführt und bey den Afghanen heute den Namen Kabul trägt. Offenbar zog Hephästion durch dieses Flußthal als den geradesten Weg an den Indus hinab, sowie Herr Burnes durch ebendasselbe von Peschawer nach Kabul heraufgekommen war.

(Fortsetzung folgt.)

*) Siehe Ibn Haukal.

**) Siehe Arrhian lib. IV. cap. 22 bis 30.

**De Lucii Varii et Cassii Parmensis Vita et Carminibus scripsit Augustus Weichert. Grimae impensis Jul. M. Gebhardt. 1836.**

(Schluß.)

Als im Jahre 718 Sextus Pompeius von Antonius geschlagen wurde, ging er zu Antonius über im Jahre 719. Er blieb in seinem Gefolge bis nach der Schlacht bey Actium. Jetzt irrte er herum, und als Augustus sich aus Griechenland nach Asien entfernt hatte, um die Unternehmungen des Antonius leichter zu stürzen, ging er nach Athen. Wie sehr er aber wegen der bekannten Rachsucht des Octavianus damals für sein Leben zitterte, beweist die Anecdote, welche Valerius Maximus I. 7, 7. aufbewahrt hat, wie er Nachts von einem Gespenst, das ihm den Tod drohte, geängstigt worden sey. Octavian ließ ihn zu Athen aufsuchen und tödten: er war der letzte Verschworne gegen Cäsar, der noch am Leben geblieben war. Dieß geschah wahrscheinlich im Jahre 724.

Cassius Parmensis hat Trauerspiele geschrieben. Wir kennen seinen Thyestes und Brutus. Varro erwähnt den letztern, denn die Meinung mancher Gelehrten, daß Varro in seinen Büchern de Lingua latina keinen Zeitgenossen erwähne, ist gar zu wunderlich, und ist so leicht zu widerlegen, daß es wahrlich unbegreiflich ist, daß selbst der neueste Editor diese Ansicht der Beachtung werth hielt. Sind Matius und C. Aelius, wie W. mit Recht frägt, ja selbst Accius, setze ich hinzu, ferner Valerius Soranus, Lucretius, Sulpicius Rufus, Mallius, Cornelius, Hortensius, C. Annius Cimber, Procilius, welche sämmtlich erwähnt werden, nicht seine Zeitgenossen? Daß Cassius den alten Brutus, der den stolzen Tarquinius vertrieb, zum Gegenstand einer Tragödie wählte, stimmt ganz zu seiner politischen Ansicht. Er war Republikaner und trat unter die Verschwornen gegen Cäsar. Auch Varro mochte großes Wohlgefallen an diesem Trauerspiel haben: denn auch er stand Cäsar immer feindselig gegenüber. Cassius Parmensis schrieb auch Epigramme. Ein Fragment derselben steht bey Quintilian 5, 11, 24. und muß nach dem Asclepiadischen Metrum geschrieben werden:

queis istum faciem lanipedis senis
torquens etc.

Vielleicht gehören ferner mehrere Epigramme auf Augustus, die Suetonius Aug. c. 70 erwähnt, dem Cassius zu, z. B. das, welches anfängt:

Cum primum istorum conduxit mensa
choragium

(Wie W. liest statt choragum); ebenso das, welches lautet:

Postquam bis classe victus naves
perdidit,
Aliquando ut vincat, ludit assidue
aleam.

Ferner ist ein Bruchstück eines Briefes an Octavian übrig, voll beissenden Spottes. Diese Briefe und Epigramme über Augustus sind wohl zu Alexandria, wo Cassius mit Antonius lebte, geschrieben worden. Es existirte ferner ein Briefwechsel des Cassius mit Antonius. In der Brieffammlung des Cicero ad Div. XII. 13. ist ein Brief eines Cassius an denselben: mehrere Gelehrte schrieben ihn dem Cassius Parmensis zu, W. aber findet ihn der Person und dem Character desselben *nicht* angemessen.

In früherer Zeit wurde von mehreren Gelehrten dem Cassius Parmensis ein kleines Gedicht, Orpheus, beygelegt, das, wie jetzt bekannt ist, den Antonius Thylesius zum Verfasser und nicht den geringsten Theil antiken Sinnes hat.

Bey den Biographien sind mehrere Exkurse angehängt, welche Untersuchungen über viele römische Schriftsteller enthalten, und daher für die litterarische Geschichte wichtig sind. Vor allen ist vortrefflich der Exkurs über Torquatus, an den Horaz Od, VI 7. und Epist. 1. 5 geschrieben hat. Früher zählte man diesen Torquatus zu den Manlius Torquatus und beging manchen Fehler, da man denselben schon in Cicero's Brutus zu finden meynte. Diesen Irrthum widerlegt W. und beweist, daß Nonius Asprenas Torquatus zu verstehen sey.

# Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 19. November.

Nro. 232. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1836.


Travels into Bokhara etc. in the years 1831 — 1833. By Lieut. Alex. Burnes. In three volumes. London 1834. Vol. 1. XXII, 356. Vol. 2. XV, 473. Vol. 3. XIX, 332.

Erster Artikel.

(Schluß des ersten Artikels).

Die Frage ist nur, welche Richtung der zweyte Heerestheil unter Alexanders persönlicher Führung genommen habe? Nach Mannert, der unter Arrhians geographischen Commentatoren eine der vorzüglichsten Stellen einnimmt, blieb Alexander mit seiner Abtheilung im Kabulthale, griff nur die Bergvölker links und rechts der Heerstrasse an, ja eigentlich gar nur die Stämme nördlich am Wege, d. i. am südlichen Abhange des Hindukusch. „Die modernen Flußnamen Kabul, Nilab und Attok seyen der Kophes der Alten, der bey Arrhian auch Guräus, bey Ptolemäus Suastos, bey Curtius und Strabo aber Choaspes heiße.“*) Bey unserer mangelhaften Kunde Afghanistans ist es freylich noch nicht möglich, die macedonischen Querzüge dieser Gegend vollständig zu erklären. Stellt man aber die Notizen zusammen, welche man bey Ibn Haukal, Arrhian und Elphinstone über das heutige Afghanenland findet, so ist man berechtigt, gerade das Gegentheil von Mannerts Lehre anzunehmen, und die Operationslinie des königlichen Heertheiles auf die rechte Thalseite zu versetzen und in einen weiten Halbbogen auszudehnen, welcher in der Nähe des heutigen Kabul, auf der Wegscheide der drey Strassen von Balch, Kandahar und Attok beginnt und unfern der Mündung des Kabulbaches am Indus schließt. Hephästions Abtheilung hatte zu diesem Halbbogen die Sehne beschrieben. Ursitz und Kern des Afghanenlandes, sowie einige der vorzüglichsten Stämme, deren Benennung bis auf den heutigen Tag dieselbe geblieben ist, wurden damals durch Alexander in Person unterjocht. Oder was sind denn Arrhians Γουραῖον, Ἀριγαῖον, Βάζιρα, Ἐμβόλιμα, Νύσα, Ἀσσακανοί, und Curtius Acadera anderes, als das heutige Gour, Arghan, Bezir, Bolan, Ghisna, Hassanchan und Dschadera? lauter Gegenden, Orte, Stämme und Dynasten Afghanistans in der oben angedeuteten Richtung. Gour — nach Ibn Haukal die äußerste Provinz des Islam — gränzt mit seiner Ostseite schon an die Hinduländer, wohin die vor den Glaubenskriegen Sultan Mahmuds von Ghisni lebenden Geographen Asiens noch Stadt und Thal von Kabul rechnen. „Gour“, schreibt Haukal, „ist ein Bergland, wohl bewohnt, voll Quellen, Gärten, Bäche, starker und uneinnehmbarer Städte.“*)

*) Mannert, Geographie Asiens.

*) غور مملكة وغلبها جبل عامرة
ذات عيون وبساتين ونهار وبلاد
حصينة منيعة,

gour memleket ve galbeha dschebel âmiret zat âjun ve besatin ve nehar ve belad hasine meniah.

Siehe Ibn Haukal, Abulfeda, Fundgruben des Orients.

Aus dieser Gegend kommt der unweit Ghisni vorüberfließende Hauptarm des Kabul, (bey Arrhian hier *Χόης* genannt), an welchem Alexander hinaufzog, einen rauhen, gebirgigen Weg, mit großer Mühseligkeit gegen Gouriäer, Aspasier und Assakanier, *προυχώρει ἐς τῶν Ἀσπασίων τε καὶ Γουραίων χώραν, καὶ Ἀσσακανῶν· πορευθεὶς δὲ παρὰ τὸν Χόην καλούμενον ποταμόν, ὀρεινήν τε ὁδον, καὶ τραχεῖαν καὶ τοῦτον διαβὰς χαλεπῶς* etc. (Arrhian. IV, 23). Dieses auf drey Seiten von Chorasan umschlossene Gour verwechselt Mannert mit einem zweyten Gour, welches in den Schluchten des Parapamisus (Hindukusch) liegt, sein Wasser schon nordwärts in den Oxus hinabsendet und von den morgenländischen Geographen zu Turkestan gerechnet wird. Alexander war aber schon auf der Südseite der Bergkette, *ὑπερβαλὼν δὲ τὸν Καύκασον*, als er gegen die Bewohner von Gour zog.

In Arrhians *Ἀριγαῖον* erkennt man deutlich Stadt und Distrikt des heute noch bestehenden Arghan oder Erghan. Dieses kleine von streitbaren Tadschick bewohnte Ländchen hat den großen Afghanenstamm Vesir und Dschadera zu Nachbarn; auch die Stadt Ghisni liegt in seiner Nähe. Auf diesen Umstand muß die Kritik großes Gewicht legen, weil Alexander nach Bezwingung von Gour und einer Massaga genannten Stadt sich unmittelbar gegen Basira wandte, in dessen Gebiete die berühmte Felsenfestung *Ἄορνος* und das ebenfalls starke *Ἐμβόλιμα* mit dem bey Curtius genannten Acadera lag. Die Afghanischen Vesir (*Βάζιρα*) aber bewohnen nach Elphinstone (II, 186) einen weitläufigen Landstrich auf 100 englische Meilen südlich vom Sefid-Koh (Weissenberg), voll Steilseiten und Berge mit Fichtenwäldern. Diesen Sefid-Koh sah Herr Burnes in großer Entfernung auf der rechten (südlichen) Seite des Kabulbaches, und eben daselbst, sagte man ihm, sey auch die natürliche Felsenburg Naogi (*πέτρα Ἄορνος*), mit einem fruchtbaren und quellenreichen Plateau und einem einzigen Engpfade als Zugang, ungefähr 20 englische Meilen vom heutigen Dschelal-abad. Stimmen diese Angaben nicht vollständig mit Arrhians Nachrichten zusammen?

Auch die Städtenamen Bazir, Sirmaga, Bolan nannten die Afghanen Hrn. Elphinstone in derselben Gegend.

Auch der Name Spasta (*Ἀσπάσιοι*) findet sich heute noch im Süden Afghanistans. Aus Ghisni غزني, dessen erster Buchstabe einer griechischen Kehle unaussprechbar ist, machten die Macedonier *Νύσα*, dessen spätere Geschichte wohlbekannt und dessen Lage nur zwanzig Wegstunden südlich vom heutigen Kabul ist. Weitere und gründlichere Aufklärung der obengenannten Kapitel Arrhians ist nur von den Engländern zu erwarten, wenn sie einmal als Bundesgenossen und Helfer gegen die unter russischen Fahnen streitenden Perser in den Gebirgen Afghanistans ebenso einheimisch sind als im indischen Rohilkend und Himelaya. —

Vergleicht man übrigens die statistischen Notizen der Herrn Elphinstone und Burnes über das heutige Afghanenland mit dem was uns die Griechen aus Alexanders Zeitalter über dasselbe Volk erzählen, so wird das oben gefällte Urtheil über den Charakter desselben nur bestätiget: der Afghane will nicht dulden, daß die öffentliche Macht erstarke und mit der Kraft die Angelegenheiten der Nation zum gemeinen Besten lenke. Local-Autorität, Aristocratie der Geschlechter und individuelle Freyheit gelten ihm als erstes Gesetz.

Trotz seines kriegerischen Sinnes wird dieses Volk dennoch auf die Dauer keine große Rolle spielen, wohl aber jederzeit ein großes Gewicht in die Wagschale jener Macht legen, die es versteht, seine Neigung und seinen Arm zu gewinnen.

Die glänzenden Siege der in den Annalen des Orients (vom 10—13 Jahrh.) berühmten Dynastien von Ghisni und Gour wurden vorzugsweise durch Afghanische Soldaten erfochten. Deßwegen würden die Engländer klüger thun, um die Gunst der Stammhäuptlinge und Tetrarchen Afghanistans zu buhlen als ihre Schätze und diplomatischen Künste allem Anscheine nach nutzlos am persischen Hofe zu verschwenden. Auch Herr Burnes findet zur Hütung der Strasse nach Indien und zur Verbreitung britischer Manufakturen den König von Kabul geeigneter als den Schach von Teheran. Und hätte man aus Indien nur die Hälfte des Goldes, mit welchem man sich ein disciplinirtes Herr in Aderbaidschan erkaufen wollte, unter die Afghanen-Häuptlinge vertheilt, so hätte man sich großen Aerger und noch größere Beschämung erspart, für die Sicherheit Indiens aber am besten gesorgt. Die correkten politischen Ansichten im Reisebericht des Hrn. Burnes werden ihre Wirkung am gehörigen Orte gewiß hervorbringen.

Es sey hier nur im Vorbeygehen angemerkt, daß dieses zahlreiche und kriegerische Gebirgsvolk seit Alexanders Zeiten nicht länger als 76 Jahre die Wohlthaten einer vaterländischen Monarchie genossen, nach deren Zertrümmerung in unsern Tagen (1818) das alte Spiel des Neides und der Zwietracht begann. Die Schicksale dieser Durani-Monarchie (denn dies ist der Name des herrschenden Stammes) in ihrer Gesammtheit sowohl, als in ihren Trümmern findet man bey Herrn Burnes in einem besondern Abschnitte seines Werkes (Vol. II, S. 299—345) theils nach Elphinstone, theils nach eigenen Forschungen in Kürze zusammengestellt. Stolz und Undankbarkeit des letzten Königs hatte die herrschende Familie gestürzt und ihre Nebenbuhler erhoben. Erstere irret flüchtig in Indien herum, genießt Kostgeld und Schutz bald der Engländer, bald der Seik, erneuert von Zeit zu Zeit den Versuch, die verlorne Macht wieder zu gewinnen, und liefert einen frischen Beweis, um wie viel es schwerer sey, ein gefallenes Königshaus zu restauriren, als ein neues zu gründen. Nur das durch Perser und Russen jezt bedrohte Herat auf der Westseite des Landes verblieb einem Prinzen der abgesetzten Königsfamilie, deren Unglück ihn aber doch nicht zu bessern vermochte. Alles übrige zerriß die neue Dynastie in die drey von einander unabhängigen Reiche Pischawer, Kandahar und Kabul, von welchen ersteres das kleinste und fruchtbarste, aber schwächste, — das zweyte das weitläufigste, — Kabul aber das stärkste ist. Die Herrscher sind Brüder, aber uneinig und könnten nur durch gemeinsame Gefahr bedroht ihrer Zwietracht Gränzen setzen. Hr. Burnes lernte nur die von Peschawer und Kabul durch persönlichen Umgang kennen. Dost Mohammed-Chan, edel, unterrichtet, fein und gerecht befolgt gewissenhaft die Konstitution des Koran, nimmt folglich nur $2\frac{1}{2}$ pCt. von fremdem Gute und verbietet sich und andern den Wein, den er selbst liebt und früher auch getrunken hat. Kabul, sein Land, hat gute Strassen, aber mehr Früchte und Gärten als Getreide, und im Winter theure Nahrung und Kleidung. Schließlich bemerkt Hr. Burnes, daß er an Dost Mohammed-Chan bey allen seinen vorzüglichen Eigenschafteu doch weniger Herzlichkeit, dagegen aber mehr Verstand als beym Fürsten zu Pischawer gefunden habe; auch sey die Herrschaft dieses letztern bey all seiner Herzensgüte für die Unterthanen dennoch drückend.

Acta societatis graecae. Ediderunt Ant. Westermannus philos. Dr. litterar. graecar. et Romanar. in Univers. Lips. P. P. O. Car. Herm. Funkhaenel philos. Dr. Gymnas. Nicolait. Lips. Coll. III. Volumen. I. Fasc. I. Praefatus est Godofredus Hermannus. Lipsiae sumptum fecit et venumdat Koehleriana libraria MDCCCXXXVI. XXX. 208.

Von den zur Zeit an allen vorzüglichen Universitäten errichteten philologischen Seminarien hat die griechische Gesellschaft unter Hermanns Leitung in Leipzig sowohl durch den Ruhm des Vorstandes, als durch die Tüchtigkeit der vielen daraus hervorgegangenen Männer die größte Aufmerksamkeit auf sich gezogen. Entstanden aus dem wechselseitigen freyem Triebe des Lehrens und Lernens, dann später (1805) öffentlich anerkannt und dotirt, ist sie beynahe vierzig Jahre in ihrer Eigenthümlichkeit sich gleich geblieben und sichert dem Gründer des Instituts, das er mit besonderer Vorliebe leitet, wie für die Gegenwart den innigsten Dank, so für die Zukunft das theuerste Andenken aller ehemaligen Theilnehmer. Diese allgemeine Hochachtung erregte bey den Herausgebern des angezeigten Werkes den Wunsch, durch Beyträge aus dem Gebiete des Alterthums von den einstigen Mitgliedern auch ein öffentliches Denkmal zu errichten, und die Bereitwilligkeit, mit der viele sogleich ihr Versprechen gelöst hatten, machte es möglich, mit dem Drucke sofort zu beginnen. Sechs Abhandlungen liegen in diesem ersten Hefte vor und enthalten manches schätzenswerthe zu den griechischen Dichtern, zu Plato, Polybius, Pausanias, Cäsar, Tacitus. Eine größere Uebereinstimmung in Inhalt und Form würde die Richtung und Eigenthümlichkeit des Institutes mehr bezeichnen; ein mäßiger Band konnte die sämmtlichen Beyträge umfassen und eine erfreuliche Fax critica, wie sie noch nicht vorhanden ist, liefern; doch die Abwechslung giebt den Verfassern die Freyheit, nach individueller Kraft und Neigung zu verfahren, und vermeidet zugleich allen Schein des Partheystrebens einer bestimmten Schule. Nicht die gelieferten Abhandlungen zu würdigen ist unsere Absicht, dieß wird erst nach völligem Abschluße zweckmäßig und sey Blättern vom Fache überlassen, nur auf die vom Gründer der Anstalt vorausgeschickte inhaltsvolle Vorrede, welche das in der griechischen Gesellschaft beachtete Verfahren mittheilt, wünschten wir die Aufmerksamkeit zu lenken; sie ist, da Exegese und Kritik den Inhalt der Philologie bilden, über erstere aber bey anderer Gelegenheit das erforderliche vorgetragen war,*) eine nothwendige Ergänzung; in ihr tritt, was die Veranlassung der Vorrede rechtfertigt, auch das persönliche des Verfassers, seiner Lehrer und Schüler mehr als irgendwo hervor. Mit liebenswürdiger Naivität wird von ihm erzählt, wie er anfangs für Jurisprudenz bestimmt, von dem trefflichen W. Reiz für das Studium des Alterthums gewonnen, dann durch einen Zufall zur Kantischen Philosophie geführt, stets mit Eifer sich dieser hingegeben und sie als vorzügliches Hülfsmittel für seinen Zweck angewendet habe; am sichtbarsten zeigen dieß die Bücher de emendanda ratione graecae grammaticae, und der theoretische Theil der Metrik, in denen die rationelle Begründung des Faktischen aus den Principien jener Philosophie geschöpft ist. Zweck aber war das richtige Verständniß der griechischen Sprache, die Grammatik, als Grundlage aller Kenntniß des Alterthums. Was Herrmann auf diesem Gebiete geleistet hat, ist allgemein anerkannt; er ist es, der auf Entwicklung nnd Bedeutung der einfachsten Wörter, wie der complicirten Sätze, auf Unterscheidung der Zeiten, Dialecte und Verfasser hingewiesen und die zahllosen Fehlgriffe und Irrthümer vor ihm, allmählig, aber für immer entfernt hat. **)

*) Regii Seminarii philologici instaurationem indicit Director Godofredus Hermannus. Inest dissertatio de officio interpretis. 1834.

**) Pag. XI. His igitur studiis (philosophiae) quum judicium acuissem multaque simul et assidua lectione antiquorum eum essem usum assecutus, ut offenderer, si quid non recte aut insolenter dictum esset, indignabar, quod quamcunque partem antiquitatis attingerem, plurima incerta, falsa, inepta, atque adeo sanae rationi repugnantia tradi viderem. Cujus rei causam quum in eo *positam* esse animadverterem, quod scripta veterum vel perperam vel non satis intellecta essent: non est enim intelligere scire de qua re sermo sit et quid in universum dicatur, nisi omnem dictorum veritatem ac vim recte ac penitus perspicias: omne studium eo contuli ut linguarum rationem usumque scriptorum quam possem certissime explicatum haberem. Pudebat enim quod, quum sensu quodam lectione comparato viderem quid recte aut secus diceretur, tamen neque ipse harum rerum rationem reddere possem, ab interpretibus autem ea afferentur, quae partim non satisfacerent, partim aperte falsa ac perversa essent. Tempora verborum, modi, formae gentium vel scribendi generum diversitate discretae, particulae, quarum vis explicatu difficillima est, sed maximum ad justam interpretationem momentum habet, haec omnia spissis tenebris involuta mirisque perturbata erroribus inveniebam. Quae quum illustrare, expedire, explanare conatus essem, multis haec, quod nova et inaudita essent, falsa videbantur, nec mirum qui aegre ferrent se ex consuetae socordiae somno excitari, erepta facilitate omnia pro lubitu interpretandi. Sed harum rerum pleraeque omnes paullatim ita sunt approbatae, ut, quum olim vel doctis nova acciderent, hodie ea ne a pueris quidem ignorari velimus.

(Fortsetzung folgt.)

# Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 22. November.

Nro. 233. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1836.


Antiquities of Mexico; comprising Facsimiles of ancient mexican Paintings and Hieroglyphics, preserved in the Royal Libraries of Paris, Berlin and Dresden, in the Imperial Library of Vienna, in the Vatican Library, in the Borgian Museum at Rome, in the Library of the Institute at Bologna, and in the Bodleian Library at Oxford; together with the Monuments of New Spain by M. Dupaix, with their respective Scales of Measurement and accompanying Descriptions. The whole illustrated by many valuable inedited Manuscripts. By Augustus Aglio. 7 Vol. imperial Folio. London: Aglio. Newmann Street, and Whittaker and Comp. 1830 — 1836.

---

Auch die Königliche Hof- und Staats-Bibliothek zu München, welche in der neuesten Zeit so viele wichtige und schätzbare Bereicherungen aus England erhalten hat, besitzt dieses höchst prachtvolle Werk, das mit kolorirten Abbildungen 175, mit schwarzen 120 Pfund Sterling kostet, und nach Vollendung des achten Bandes, der noch in der Presse ist, unstreitig eine der colossalsten Unternehmungen genannt werden kann, die je von einem Privatmanne auf dem Felde der Literatur gemacht worden ist. Referent, der so glücklich war, dieses nur Wenigen zugängliche Werk unter den Händen zu haben, macht es sich um so mehr zur Pflicht, darüber zu berichten, als bis jetzt nur wenige Darstellungen vom Inhalte desselben erschienen sind.

Wie der Titel angiebt, ist diese Werk als eine möglichst vollständige Sammlung aller Denkmäler von der Geschichte, Mythologie und den Kenntnissen der Mexicaner zu betrachten, welche bis jetzt in Europa bekannt geworden sind. So wie es dermalen vor uns liegt, machen die Fac Similes der verschiedenen, mit dem Namen mexikanischer oder aztekischer belegten, Malereien den beträchtlichsten und wohl auch werthvollsten Theil des Ganzen aus. Der Herausgeber hat, wie wir jedoch nicht aus dem Werke selbst erfahren, sechs Jahre darauf verwendet, jene mannichfaltigen Materialien in den verschiedenen (auf dem Titel angeführten) Bibliotheken, wo sie aufbewahrt werden, zu copiren, und wir dürfen annehmen, daß er sich diesem mühvollen Geschäfte mit jener diplomatischen Sorgfalt und Genauigkeit unterzogen habe, ohne welche die große Hingebung an Einen Zweck kaum denkbar wäre. Soweit ein Urtheil über die künstlerische Nachahmung der hier vervielfältigten Malereien ohne Vergleichung mit den Originalien möglich ist, glaubt Ref. getrost behaupten zu können, daß die Arbeit ganz vortrefflich sey. Die Bestimmtheit im Ausdrucke der einzelnen Figuren, die Reinheit und der Fleiß in den colorirten, oft höchst bunten, Tafeln läßt schwerlich etwas zu wünschen übrig. Dabey ist das Ganze mit königlicher Pracht ausgestattet. Das Papier ist von pergamentartiger Dicke und Feinheit, und die typographische Eleganz und Präcision entspricht dem Uebrigen.

Von mehreren der bildlichen Documente sind Auslegungen in spanischer und italiänischer Sprache

vorhanden, welche in ihrem Originaltexte, ohne weitere Kritik und Hinweisungen über ihre Glaubhaftigkeit, abgedruckt worden sind. Ein anderer werthvoller Theil dieser Mittheilungen besteht in den Abzeichnungen vieler alten Bauwerke und Sculpturen, darunter der berühmten von Mitla, durch den spanischen Kapitän W. Dupaix (in den Jahren 1806 — 1807). Ein Dritter ist das hier zum erstenmale gedruckte Manuscript des Mönches Bernardo Sahagun, welches zwar von Torquemada und andern spätern Schriftstellern benützt worden war, jedoch, als eines der ältesten Denkmäler, eine besondere Bekanntmachung in jeder Beziehung verdient. Endlich sind viertens, die Erklärungen der historischen Malereien, so weit sie zu erhalten waren, (was leider nur vom kleinsten Theile derselben gilt) die Berichte Dupaix's über mexikanische Bauwerke und ein Theil von Sahaguns Geschichte in englischer Sprache wiedergegeben, und mit weitläufigen Noten versehen.

Das in den vorliegenden sieben Foliobänden gelieferte Material kann fürs Erste nur als solches, keineswegs als durch Kritik und weitere Forschung bereits verarbeiteter literarischer Stoff, betrachtet werden. Aber bey der Schwierigkeit, jene Reste eines ganz räthselhaften historischen Zustandes ferner, zum Theil erloschener, Völker überhaupt nur dem Studium des Gelehrten nahe zu bringen, ist die treue Vervielfältigung des Materials und die Vereinigung desselben in Ein Werk ein Unternehmen, welches den Dank der Archäologen und Historiker, ja aller Gebildeten in Anspruch nimmt, welche sich gerne mit den höchst interessanten Fragen über die Geschichte der amerikanischen Menschheit beschäftigen.

Es ist sofort auch klar, daß der Referent nichts anderes zu thun hat, als eine Ansicht des hier Gelieferten zu geben, ohne sich in eine Würdigung des Materials zur Gewinnung einer kritischen Geschichte Mexico's vor der Conquista einzulassen. Diese Geschichte ist bis jetzt noch ein pium desiderium, so viel auch seit Sahagun, Bernard Dias de Castillo, Gomara, Acosta, Torquemada, bis auf Boturini Benaduci, Lorenzana, Clavigero, Robertson, v. Humboldt, Beulloch u. A. über die Geschichte und Mythologie der sogenannten mexikanischen Völker geschrieben worden ist. Es ist nämlich, bey genauer Ansicht von den Widersprüchen in den Aussagen der genannten Schriftsteller und von dem verschiedenartigen Charakter der historischen Monumente, die theils in Mexiko, theils in Yukatan und Guatemala entdeckt worden sind, oder noch eben jetzt durch Waldeck und andere Reisende entdeckt werden, nicht zu verkennen, daß die historische Kritik aus diesen mannichfaltigen räthselhaften Spuren einer großen Vergangenheit der mittel-amerikanischen Völker Resultate gewinnen wird, die mit den bisherigen Annahmen in vielfachem Widerstreite stehen. Ohne Zweifel, die Geschichte jener Völker, welche man gegenwärtig unter dem gemeinschaftlichen Namen der Mexikaner begreift, die Untersuchung über ihre Theogonien und Mythologien, über ihre Weisheit, namentlich über ihre astronomischen Kenntnisse, *erheischt* die von vorne anfangende, beharrliche Forschung während eines ganzen Menschenlebens. Und erst dann, wenn Umsicht, Fleiß und Scharfsinn eines Archäologen und Geschichtsforschers die verschiedenartigen Materialien gesondert und nach ihrem Werthe genützt haben wird, kann auch von einer Zuerkennung des größern oder geringern Werthes an die einzelnen Mittheilungen in dem Regestenwerke des Herrn Aglio die Rede seyn.

Aber eben dieser fluctuirende Zustand, in welchem sich zur Zeit unsere Kenntniß von der ältern, geschweige der Ur-Geschichte, der mexikanischen Völker befindet, erhöhet die Verdienstlichkeit des vorliegenden großen Werkes, welches, wie wir erfahren, seine Entstehung vorzüglich der literarischen Theilnahme eines irischen Edelmannes, des Lord Viscount Kingsborough, verdankt. Derselbe ließ nämlich auf seine Kosten die Fac Similes durch Herrn Aglio auf dessen sechsjähriger Reise anfertigen. Er leitete auch,

wie wir jedoch nicht aus dem Werke selbst erfahren, unmittelbar den Druck des Textes, und hat wesentlichen Antheil an der Bearbeitung der Uebersetzungen der Ausleger der Malereien, der Berichte des Cap. Dupaix und des sechsten Buches von Sahagun, die Weisheit, Religion und den Cultus der Mexikaner betreffend, welcher sehr zahlreiche Anmerkungen zu Theil geworden sind.

Um unsere Leser in den Stand zu setzen, die Ausdehnung des Werkes zu überblicken, dürfte es geeignet seyn, die summarische Angabe des gesammten Materials voranzusetzen. Es enthält also:

Vol. I. 1) die Collection des Mendoza, aus der Bodleian Library in Oxford.
2) Den Codex Telleriano-Remensis, in der Kön. Bibliothek zu Paris.
3) Mexicanische Zeichnungen, aus Boturini's Sammlung.
4) Mexikanische Malereyen, aus Sir Thomas Bodley's Bibliothek in Oxford.
5) Desgleichen, aus Selden's Collection von MSS. in derselben Bibliothek.
6) Hieroglyphische Zeichnungen, ebendaher.

Vol. II. 1) Malereien aus der vaticanischen Bibliothek.
2) Fac simile eines mexicanischen Originals in der Bodleianischen Bibliothek.
3) Desgleichen aus der Bibliothek des Instituts zu Bologna.
4) Desgleichen aus der kaiserlichen Bibliothek in Wien.
5) Desgleichen, mehrere aus Berlin.
6) Zeichnung eines mexicanischen Basreliefs, aus dem K. Antiquitäten-Kabinet. Wo?

Vol. III. 1) Mexikanische Malereyen, 76 Blätter, aus dem Museo Borgia, im Collegio de propaganda fide, in Rom.
2) Gemälde, aus der Dresdener Bibliothek, 74 Blätter.
3) Desgleichen, Besitzthum des Hrn. v. Féjérváry in Pesth in Ungarn, im Original 44 Blätter.
4) Desgleichen, aus dem Vatikan, 96 Blätter.

Vol. IV. 1) Monumente von Neuspanien, durch W. Dupaix, auf Befehl des Königs von Spanien aufgenommen, in 3 Theilen.
2) Proben mexicanischer Sculpturen, im Besitze des Hrn. Latour-Allard in Paris.
3) Desgleichen im brittischen Museum.
4) Die Tafeln aus Gemelli Carreri (Giro del Mundo) mit der Darstellung eines mexikanischen Himmelskreises, früher Besitzthum Boturini's.
5) Darstellung eines peruvianischen Quippos (historischen Geflechtes oder Gedenkschnüre) und eines geschnitzten, vermeintlich peruvianischen (maurischen?) Kastens.

Vol. V. 1) Extrait aus Hrn. v. Humboldt: sur ses Monuments de l'Amerique. S. 1 — 36.
2) Alte spanische, und dann italienische Auslegungen von einem Theil, der oben im Theil 1 — 3 wiedergegebenen historischen und mythologischen Malereien.
3) Dupaix's Commentar, zu seinen Abbildungen der Bauwerke, im 4. Bande.
4) Das sechste Buch von Sahaguns unedirter Geschichte von Neuspanien, von der Rhetorik, Philosophie und Religion der Mexikaner.

Vol. VI. Eine Uebersetzung der im fünften Theile spanisch gegebenen Auslegungen einiger mexicanischer Malereien des fünften Buches von Sahagun und der Berichte Cap. Dupaix's ins Englische, mit vielen Noten von Lord Viscount Kingsborough.

Vol. VII. Das ganze Werk des Bern. Sahagun, Historia de la Nueva Hespaña, mit Ausnahme des fünften Buches, in spanischer Sprache.

Wir wollen nun einige dieser interessanten Mittheilungen näher betrachten.

Erſter Theil. I. Copien der ſogenannten Colleccion de Mendoza, einer Sammlung mexikaniſcher hiſtoriſcher Malereien, welche ſich gegenwärtig in der Bodleianiſchen Bibliothek zu Oxford befinden. Es iſt dieß die von Purchas (Pilchrim. III.) beſchriebene Sammlung, welche zuerſt Thevet beſaß, und die dann an Hackluyt kam. Das Original iſt nicht ſelbſt alt-mexicaniſch, ſondern eine Copie auf europäiſchem Papier. Die Umriſſe ſind mit der Feder gezeichnet. Im fünften Theile folgt von Seite 39 — 126 die ſpaniſche Erklärung dieſer Malereien, welche wahrſcheinlich urſprünglich aber nicht viel älter ſind, als die Eroberung der Spanier. Daß der Interpret eilig gearbeitet habe, geht daraus hervor, daß man ihm, wie am Schluße ſelbſt bemerkt wird, die Auslegung zehn Tage vor Abgang der Flotte nach Europa übertragen hatte. (Von S. 115 bis 126 folgt eine Liſte der Orte und Perſonen, die in den hiſtoriſchen Malereien vorkommen, mit Rückweiſen auf dieſelben.

(Fortſetzung folgt.)

---

Acta societatis graecae. Ediderunt Ant. Westermannus philos. Dr. litterar. graecar. et Romanar. in Univers. Lips. etc.

---

(Fortſetzung.)

Die erſt ſpäter zunächſt aus dem Studium der Sanscrit-Sprache entſtandene vergleichende Grammatik ſchien auch den alten Sprachen neues Licht zu geben, und ſie wird mit der Zeit, wenn der Eifer und Reiz der Neuheit, der Beſonnenheit und einer gediegenen Kenntniß Platz gemacht haben, beſonders für etymologiſche Forſchung von concreten Begriffen als ergiebige Quelle fließen; bis jetzt iſt, was Hermann und Buttmann aus dem Geiſte der griechiſchen Sprache und dem Gebrauche der Autoren feſtgeſtellt haben, durch die vermeinten neuen Entdeckungen nicht erſchüttert, auch haben gerade die Kundigſten des Sanscrit ſich aller Vergleichung enthalten, oder nicht über die Formenlehre hinausgewagt; mit Recht beklagt der Verf. die verkehrte Richtung mancher trefflichen Männer unſerer Tage, aus Sprachen, deren innerer Bau überhaupt noch wenig erforſcht iſt, alle Erklärungen zu holen, und das



zufällig dort Gefundene als untrüglich feil zu bieten. *)

*) Verum relabi videtur seculum nostrum in pristinam levitatem, quum multi, linguarum scientia se jam pueros satis instructos rati, ea quae multo majora ac potiora sint consectanda esse clament. Eorum duae sectae sunt, una grammaticorum, altera illorum qui quas ipsi res appellant tractari volunt. Et de grammaticis quidem alii, saniores illi, modo laboriosa industria rarissimas et maxime reconditas verborum formas expiscantur, modo mira subtilitate distinctiones definitionesque excogitant verbisque exornant amplissimis, haud scio an opera majore quam fructu; alii autem, non magis multa instaque lectione exculti, lucem sibi inde, unde sol oritur, repercussam aurora boreali, affulsuram sperantes, ad Brachmanas et Ulphilam confugiunt, atque ex paucis non satis cognitarum linguarum vestigiis quae Graecorum et Latinorum verborum vis sit explanare conantur. Qui ut hic illic alicujus vocabuli formaeve originem inveniant, tamen ad Graecae Latinaeque linguae rationem explicandam vereor ne non plus lucrentur, quam si Germanus aliquis gentis suae linguam plurima vocabula communia cum Graeca habere sciat: quo ille sua lingua nihilo rectius utetur, quam si id nesciat. Illi vero, qui se rerum explicatores esse gloriantur, primum eo immane quantum peccant, quod linguas veterum non rerum primam et potissimam esse intelligunt. Nam quid instituta veterum, quid artes, quid aedificiorum rudera aliaeque quae oculis cerni et manibus contrectari possunt reliquiae tam praeclarum atque eximium habent, quod praeferri, immo aequiparari possit ingeniorum monumentis, quae litteris consignata ad nos pervenerunt? Crediderim ego quidem quantum animus corpore praestantior est, tantum rerum antiquarum rem esse longe eminentissimam illam magnorum ingeniorum imaginem, quae linguae ope in scriptis veterum est expressa. Haec enim illud est quod tamquam exemplum recti pulcrique admiramur, quod imitamur, quo excoli animos nostros atque ad praeclarissima quaeque excitari atque evehi sentimus. Id dumtaxat ad cognoscendas caeteras antiquitates adhibere, simile est ut si quis mentis animique vires modo propterea sibi datas crederet, ut corpori curando inservirent. Nam praeter scripta veterum perpauca sunt quae hodie imitari ac nostra facere velimus, aut ex quibus multum ad ea quae summa homini esse debent proficiamus. Si quis architectorum, statuariorum, pictorum admirabilia sane opera et fortasse aliquas hodie ignotas artes sejungat, quae tamen omnia scriptis multo sunt inferiora, vix invenietur quod multum ad erudiendos animos conferat.

(Schluß folgt.)

# Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 23. November.

Nro. 234. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1836.


Antiquities of Mexico; comprising Facsimiles of ancient mexican Paintings and Hieroglyphics, preserved in the Royal Libraries of Paris, Berlin and Dresden, etc,

(Fortsetzung.)

Die Erklärung in spanischer Sprache beginnt mit dem Jahre 1324. als demjenigen, in welchem die Azteken eingewandert seyn sollen. Es werden dann die verschiedenenen Tribute der einzelnen Orte und Landschaften, die dem Montezuma unterworfen waren, aufgeführt. Die erste Tafel giebt die Reihenfolge der achtzehn Felder oder zwanzigtägigen Monate des mexikanischen Kalenders, so wie denn alle Materialien zur Constatirung des Wesens der mexikanischen Kalender in verschiedenen Abtheilungen des Werkes niedergelegt sind.

In den letzten Tafeln werden die verschiedenen Stände mit ihren Beschäftigungen abgemalt. Die Zeichnungen in dieser Sammlung sind ohne besondern Kunstwerth, und haben nichts von jener eigenthümlichen grottesk wilden Kunst, die, an ostindischen Zeichnungen und Sculpturen erinnernd, auf mehreren (ältern) mexikanischen Malereien, von mythologischen Gegenständen, sichtbar wird.

Die Personen und die Symbole der Ortschaften, welche in dieser Reihe von Zeichnungen vorkommen, sind in der Erklärung mit entsprechenden Nummern bezeichnet. Als Beyspiel von der Behandlungsweise des Auslegers dieser statistisch-historischen Malereien geben wir die Erklärung der zweyten Tafel (S. 42. des V. Bandes). „1. Acamapiuh. 2. Dieses runde Schild und die Pfeile bedeuten Kriegs-Instrumente. 3. Quauhuahuac, Ortschaft. 4. Acamapiuh. 5. Mizquie, Ortschaft. 6. Cuitlhuac, Ortschaft. 7. Xochimilco, Ortschaft. Die vier auf dieser Tafel durch ihre Wappen abgebildeten Ortschaften sind jene, welche Acamapiuh durch Waffengewalt bezwang, während er Herr von Mexico war. Die oben abgebildeten vier Köpfe bezeichnen die Einwohner jener vier Ortschaften, welche gefangen und geköpft wurden. Die Zahl (einundzwanzig mit verschiedenen Jahressymbolen bezeichneter Felder) ist 21."

„Im Jahre 1370 succedirte in der (mexikanischen) Herrschaft Acamapichtli, und während seiner Regierung bezwang er die in den Malereien bezeichneten Orte: Quauhuahuac, Mezquie, Cuitlahuac und Xochimilco. Sie wurden ihm tributär, und erkannten seine Oberherrschaft an. Acamapichtli hatte die Neigung und Gewohnheit, viele Weiber und Töchter der Vornehmen von Mexiko zu ehelichen, mit denen er viele Söhne zeugte. Diese gaben Veranlassung, daß die Zahl der Kaziken und Anführer sich sehr vermehrte, und durch diese kriegerische Leute nahm die Hauptstadt von Mexiko an Ausdehnung und Macht beträchtlich zu, wie dieß nach und nach in den Malereien und ihren Erklärungen dargethan wird."

„Die zwey Figuren mit ihren Wappen und dem Namen Acamapichtli sind eine und dieselbe Person; denn die erste Figur (welche durch eine Linie mit dem ersten Kalenderfelde in Verbindung steht)

zeigt den Anfang und die Folge der genannten Herrschaft, und die zweyte (von der aus eine Linie zu dem ersten Felde gezogen ist) zeigt das (achte) Jahr an, in welchem er anfieng, die genannten vier Orte zu bekriegen und zu unterjochen. Diese Herrschaft dauerte einundzwanzig Jahre, nach welchen der genannte Acamapichtli starb, und dieses Todesjahr war 1396."

Aus dieser Probe dürfte schon zu ersehen seyn, daß der Ausleger nicht blos die Erklärung der Symbole der Malereien selbst, sondern auch andere Traditionen in seine Umschreibungen aufgenommen hat.

II. Die zweyte Reihe von Fac Simile's im ersten Bande ist die des sogenannten Codex Telleriano-Remensis in der k. Bibliothek zu Paris.

Diese Sammlung besteht aus vier verschiedenen Abschnitten, welche offenbar nicht von einer Hand herrühren, und verschiedenartige Gegenstände behandeln. Auf den drey ersten Tafeln sind die dreyzehn Hauptfeste der Mexikaner symbolisch dargestellt. Die Abbildung stark verziert und, wie es scheint, im Charakter einer Tradition aufgefaßt, die von einer Hierarchie gehandhabt wird. Es spricht etwas eigenthümlich Barbarisches aus diesen grotteskn Cultussymbolen.

Der zweyte Theil der Sammlung, dreiunddreißig Tafeln enthaltend, ist ebenfalls in einem effigurirten, verzierten Charakter gehalten. Es ist ein Kalender, eine Kosmogonie und Theogonie, und die Einflüsse der Geburtsperioden auf die Schicksale der Menschen werden ebenfalls, wie dieß in unsern alten Kalendern der Fall war, dabey abgehandelt.

Der dritte Abschnitt stellt auf acht Tafeln historische Malereien vom Jahre 1197 bis 1274 vor. Der Charakter dieser Malereien ist wieder ganz roh und einfach, so wie bey denen der Mendozischen Sammlung, und erinnert an ähnliche Malereien, wie sie auch jezt noch von wilden americanischen Stämmen verfertigt werden. Großentheils stellen die Abbildungen Kämpfe zwischen Indianern dar. Die Einen sind nackt oder mit Hemden bekleidet, die andern, gewöhnlich siegreichen (die aus Norden einwandernden Azteken?) tragen Pelze oder zottige Mäntel. Auf der ersten Tafel wird die Auswanderung des Stamms der Azteken aus den sieben Höhlen („Siete Cuevas") dargestellt.

Der vierte Abschnitt der Sammlung des Codex Telleriano-Remensis enthält auf 39 Tafeln historische Bilder, denen das Jahr nach dem mexicanischen Kalender beygegeben ist. Sie beginnen mit 1385 und endigen mit 1562.

Die Zeichnungen dieser Abtheilung sind etwas mehr verziert und minder einfach, als in der vorigen; sie nähern sich somit etwas den eigentlichen hieroglyphischeu Darstellungen, sind jedoch bey weitem nicht so eigenthümlich barbarisch-grottesk, wie die der zweyten Abtheilung.

Um den Geist der Auslegung dieser Malereien genauer zu bezeichnen, wollen wir die Erklärung einiger Tafeln ganz übersetzen. Der Text ist spanisch. (findet sich aber, wie schon erwähnt, im fünften Bande, zugleich mit dem vorhergehenden, ins Englische übersetzt und mit Anmerkungen versehen.) S. 154 des fünften Bandes. „Im Jahre der 2 Rohre oder 1507 war eine Sonnenfinsterniß; die Erde bebte, und es ertranken 1800 Krieger im Flusse Tucac, der jenseits Yztuca fließt, auf dem Wege nach Mixteca. Es waren Leute, die Provinzen unterwerfen wollten. In diesem Jahre ward der Tempel des neuen Feuers vollendet, denn von 52 zu 52 Jahren zündeten sie neues Feuer an. Diese Kirche stand auf dem Berge Visasthl, vier Leguas von Mexico, Tabeculihuacan. Von hier brachte man das neue Licht über das ganze Land, denn sie sagten, daß demjenigen, welcher an diesem Tage Licht in seinem Hause habe, viele (schwere unangenehme) Dinge zustossen würden. Im Jahre der vier Häuser (1509) sahen sie eine Helligkeit bey Nacht, wel-

che mehr als vierzig Tage dauerte. Die sie gesehen haben, bemerken, daß sie durch ganz Neuspanien sichtbar, sehr stark und glänzend gewesen sey. Sie war in Osten und reichte von der Erde bis zum Himmel. In diesem Jahre empörte sich die Ortschaft Cocola, sechs Leguas von Huaxaca, gegen die Mexicaner, die über Jene kamen, und keinen Mann am Leben ließen, nach der Erzählung der Alten, die dabey waren. Jene Erscheinung am Himmel war eines der Wunder, welche die Mexikaner wahrnahmen, bevor die Christen ins Land kamen; und sie vermeinten, es sey Quecalcoatle, auf den sie aufsahen."

(Fortsetzung folgt.)

Acta societatis graecae. Ediderunt Ant. Westermannus philos. Dr. litterar. graecar. et Romanar. in Univers. Lips. etc.

(Schluß.)

Kenntniß der Sprache ist das erste unentbehrliche Mittel, womit das Alterthum zugänglich wird; es bedarf jedoch kaum der Erwähnung, daß auch Hermann die weiteren Erfordernisse, die mehr historischer Art sind, nicht unbeachtet lassen will, ja selbst fordert, da erst in der Verbindung und absoluten Gleichheit beyder die erreichbare Vollendung liegt, nur nicht letztere ohne jene vorausgehende Grundlage, da die Erfahrung gelehrt hat, wie alles Forschen ohne richtige Kenntniß der Sprache stets neue Irrthümer erzeugt; so war dem Verf. immer das Verständniß der Schriften, in welchen die Größe und der Geist des Alterthums am höchsten sich ausspricht, das Ziel, wornach er selbst strebte, und wozu er seine Zöglinge leitete. *)

*) Pag. XV. At graviora atque gravissima sunt, inquiat quis, quae ad rerum publicarum constitutionem atque administrationem, ad leges et mores, ad sacra et religiones, ad omnem vivendi modum atque apparatum pertinent. Sane quidem, sed cur tandem? Num ut imitemur et nostras in civitates introducamus? Minime: sed aut quod pars sunt historiae, quae singularis et per se



Die griechische Gesellschaft unterscheidet sich von andern Seminarien, daß sie die lateinische Litteratur gänzlich ausschließt und nicht mit der zusammenhängenden Erklärung eines, sondern mit den schwierigsten Stellen der verschiedensten Autoren beschäftigt ist. Jedem Mitgliede steht es frey, über einen beliebigen griechischen Schriftsteller, sey es Dichter, Redner, Philosoph oder Geschichtschreiber, eine lateinisch geschriebene Abhandlung, welche Erklärung und Berichtigung der dunkelsten und verdorbensten Stellen enthält, zu verfertigen; diese wird einem andern zur strengen Durchsicht mitgetheilt, dann

constans scientia est, aut, si tamquam philologi cognoscimus, ut recte intelligamus scripta veterum, quae penitus intelligere non potest nisi qui illarum quoque rerum notitiam habeat, eiusque auxilio sibi repraesentare veterum vitam sequo in eam insinuare possit. Itaque tamen ad scripta illa ut ad rem praecipuam ac principalem remittimur. Remittimur vero etiam propter ipsas illas caeteras antiquitates. Nam solae litterae loquuntur: caetera monumenta muta sunt, ut, nisi scriptis proditum testatumque esset quid ista sibi vellent, non minore ea cum stupore intueremur quam qui rudera viderunt et reliquias urbium ab illis Americae populis conditarum quarum ne nomina quidem supersunt, sed ruinae ut exanima ossa iacent, nullo titulo cuius sint indicante. Vox et loquela imago est mentis et vitae, reviviscuntque mortui et versantur inter nos, si scriptis loquuntur . . . Lingua est eaque sola, per quam, angusto quidem et salebroso multisque amfractibus pleno tramite ad illarum gentium memoriam, quae aliis seculis vixerunt, descendere in eamque nos penetrare concessum est: cuius qui rationem et reconditam saepe vim potestatemque etiam minutissimarum partium non accuratissime animo perceperit, tamquam peregrinus multa perperam intelliget, alia plane non animadvertet, omnino autem imperfectam ac non raro falsam rerum imaginem concipiet. Qnae enim pars est antiquitatis, quam qui contempletur non plurima inveniat vana commenta, quorum fons in parum accurata linguae scientia deprehendatur? . . . Eapropter ego quum docere coepissem, illud mihi primarium ac principale habendum duxi, ut qui mea disciplina uterentur scripta veterum recte intelligere atque interpretari, quaeque corrupta essent, non solum a sanis discernere, sed etiam sanare iusta emendatione discerent. Non enim onustos impedimentis, sed et armatos et armis recte uti scientes a me dimittere volebam, quod, hoc si effecissem, quoquo se verterent bene rem gesturos intelligebam, procul habita illa levitate, quae perplexa loquacitate res confingit quas quis facile possit spiritu difflare.

dem Vorstande übergeben, um zur treffenden Stunde öffentlich besprochen und entschieden zu werden. Dieß ist eine höhere Stufe des Seminariums; denn nur das sorgfältige Studium eines einzelnen Autors, wozu nähere Vertrautheit und längere Bekanntschaft mit dessen Gesinnung und Ausdruck erfordert wird, befähigt zu solchen Proben; erregt aber Liebe und Begeisterung und bahnt den sichersten Weg zur weitern Erkenntniß des gesammten Alterthums; es folgt von selbst, daß diese Uebungen nur wenigen zugänglich seyn können; die höchste Zahl ist auf zwölf gestellt. Uebertragung in deutsche Sprache findet nicht statt; *) manchmal wird von dem Vorstande die Erklärung eines Chorgesanges zur Aufgabe gemacht, dieser später gemeinsam untersucht und was Poesie, Critik und Metrik dabey zu erinnern hat, vorgetragen. Bedenkt man, daß Hermanns dialectischer Scharfsinn keine Abschweifung vom Gegenstande duldet, und es eine besondere Gabe seiner geistigen Ueberlegenheit ist, die lebhaftesten und geistreichsten Mitglieder strenge im Zaume zu halten, oft empfindlich zu demüthigen, schüchterne dagegen und schwächere anzuspornen und zu ermuthigen, so mag man sich die allgemeine Aufmerksamkeit und den sehnlichsten Wunsch eines jeden, das Wahre und Richtige zu finden, vorstellen und leicht einsehen, daß dadurch das geistige Gefühl gehoben, und Streben und Ringen nach Wahr-

*) Pag. XIX. Sunt qui putent vertendo in sermonem patrium optime cognosci utrum quid intellectum sit an non. Et sane hoc verum est tentabatque multis abhinc annis etiam in societate Graeca A. Seidlerus, qui Sophoclea nonnulla iisdem metris in nostram linguam transferebat elegantissime. Sed avocavi eum ego ab isto studio, quia quum ea res difficillima sit et plurimam operam ac limam requirat, non est ad eam otium ei qui se philologum praestare constituit. Ac vidi non solum malos philologos esse qui vertendo multum occuparentur, verum etiam bonos et claros philologos, postquam se ad vertendum dedissent, hebescere multumque de pristina virtute remittere. Non movet me quod ista laudari video. Nam quid est quod non laudetur, aliis quae vir aliquis multi nominis facit, omnia laudantibus, aliis autem praedicantibus eos a quibus praedicantur ipsi, quo sane fit ut utrique laudati ab laudatis viris sint.



heit überhaupt befestigt und bekräftigt werde *). So hat dieses Institut, wozu wöchentlich nicht mehr als eine Stunde verwendet wird, den erfreulichsten Erfolg bewährt und es bleibt nur zu wünschen, daß dem hochgeehrten Lehrer in dem alten Landessitze der Philologie die von ihm gegründete und mit solchem Ruhme geleitete Anstalt noch recht viele Jahre zu führen gegönnt sey.

*) Pag. XXIV. Ac dici vix potest, quanto tum studio contendant ut reperiant quod rem expediat, quantumque oculis et vultu prodant gaudium, quum est vel ab ipsorum aliquo inventum vel a me patefactum. Habet hoc autem etiam ad liberalitatem studiorum et probitatem animi momentum permagnum, quod non de vana gloria, sed de vero inveniendo certatur, quae non vitii, sed virtutis aemulatio est. Non enim ullo modo vanitatem aut arrogantiam fero, quam si quando, quod factum est rarissime, se inferre viderem, coercui severissime. . . . Altercandi vero, rixandi, per fallacias aliquid obtinendi ne occasio quidem est in ea societate, in qua quod omnes nil nisi verum quaerunt, dissensioque omnis postremo componitur, non alienantur ab se animi sociorum. sed potius arctissimo coniunguntur *vinculo amicitiae.* Hinc quotquot fuerunt huius societatis socii gratam conservant illarum disputationum memoriam, nec puto ullum eorum esse, qui non mihi quoque, etiam si quando severius cum eo egissem, amicus manserit constantissimus. Ac permagnus est illorum numerus virorum quos tam longo spatio societas illa suos fuisse gaudeat quorum non pauci sua sibi virtute magnam famam atque auctoritatem pepererunt et ad amplissima evecti sunt munera. Vix ulla non modo in Saxonia, sed in Germania illustrior schola aut litterarum universitas est, in qua non doceant viri qui aliquando Societati Graecae fuerint adscripti. Quin etiam extra Germaniam, ut Petropoli et complures in Helvetia, ac potissimum in carissima mihi iterato hospitio urbe Turici per illius societatis opportunitatem habeo mei memores mihique dilectos amicos.

# Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 24. November.

Nro. 235. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1836.


Antiquities of Mexico; comprising Facsimiles of ancient mexican Paintings and Hieroglyphics, preserved in the Royal Libraries of Paris, Berlin and Dresden, etc.

(Fortsetzung.)

Auf der 29sten Tafel, welche mit dem Jahre 1529 bezeichnet ist, erscheint ein weißer bärtiger Mann zu Pferde, mit einem Kreuze in der Hand. Tafel 33 enthält, unter Anderm, zwey Figuren von Spaniern, deren Einer mit Indianern kämpfend dargestellt ist, der Andere, mit einer Krone auf dem Haupte vor einer Monstranz oder einem Veronicon kniet. Neben dem Letztern steht ein Priester im Ornat, ein Kind taufend; weiter aussen ein Mönch in weißem Habit und ein Greis mit einem Heiligenbilde, das von Strahlen umgeben ist, und vor welchem zwey Kerzen brennen. Die Erklärung dieser Fignren ist a. a. O. S. 156. wörtlich: „dieses Jahr, das der 10 Häuser oder 1541 empörten sich die Indianer von Yalisco, welche Don Antonio de Mendoça unterjochte. Es starb Don Pedro de Alvarado, auf dem Rückzug von den Indianern. Ihn nannten die Indianer Tonatihu, d. h. die Sonne. Im Jahre der eilf Hasen (1542) war ein Erdbeben.“ Man sieht aus dieser Probe, wie viel bey diesen historischen Malereien der Auslegung des Einzelnen überlassen blieb. Auch auf der folgenden Tafel ist ein sitzender bärtiger Mann und das Begräbniß des ersten Bischofs von Mexiko, Juan de Cumaraga, abgebildet. Auf der letzten Tafel sind die Jahreszahlen von 1556 bis 1562 mit ihrer Bezeichnung nach dem mexikanischen Kalender von einer spanischen Hand hinzugefügt, was als Beweis gelten dürfte, daß diese Handschrift allerdings als Kalender benützt worden.

III. Eine Sammlung von schwarzen Federzeichnungen, auf 21 Tafeln, ohne Erklärung. Es sind darin historische Zustände, theils mit theils ohne Kalenderfelder, dargestellt. Gehörte einst zu Boturini's Sammlung, und ist, nach der Vermuthuug des Referenten, die Nummer 4 auf S. 11 des Catalogo del Museo indiano dieses Schriftstellers, welcher bemerkt, daß darin die Descendenz der Könige von Mexiko u. s. w., sowie die Ankunft der Spanier aufgezeichnet sey.

IV. Malereien aus der Bibliothek Sir Thomas Bodley's in Oxford. Es sind vierzig Blätter, welche, wie es scheint, mythologische Malereien enthalten. Die Figuren sind größer, als in den vorigen, alterthümlicher verziert, jedoch weniger bunt und in Reihen, zwischen rothen Streifen, gestellt. Die Kalenderfelder fehlen hier ganz.

V. Eine andere Sammlung von zwanzig Blättern, aus Selden's Collection in der Bodleianischen Bibliothek zu Oxford: den vorigen ähnliche Zeichnung und Färbung, ebenfalls ohne Auslegung.

VI. Eine Rolle, hieroglyphische Zeichnungen enthaltend, auf eilf Blättern dargestellt, ebenfalls aus Selden's Collection. Die hier abgebildeten Gegenstände scheinen sich vorzüglich auf die hierarchische Verfassung und auf den Cultus der Mexikaner zu beziehen. Einige Figuren stellen die Erbauung eines Gebäudes, andere ein Idol dar. Die letzten

zeigen ein Menschenopfer, wo der Priester dem liegenden Gefangenen das Herz aus dem Leibe gerissen hat.

Den zweyten Band beginnt eine Reihe Facsimiles aus der vaticanischen Bibliothek zu Rom. Es ist dieß eine sehr merkwürdige Sammlung, offenbar von verschiedenen Malern und von verschiedenartigem Inhalte. Die im 5ten Bande enthaltene Erklärung, in italienischer Sprache verfaßt, ist oft durch christliche Ideen tingirt. Die Malereien sind, wie S. 182 des 5ten Bandes bemerkt wird, von einem Dominicaner-Mönch: Pedro de los Rios copirt. Wir wollen den Inhalt dieser Tafeln, nach der Auslegung kürzlich angeben.

Tafel 1. Homeyoca und sein Weib Hometeuli, das erste Götterpaar. Der rothe, der gelbe, weiße Himmel, der Himmel der Rosen, der grüne, der grüne und schwarze Himmel.

Tafel 2. Die Sonne, der Mond, die Erde, Berge u. s. w.

Tafel 3, 4. Höllengeister, böse Dämone.

Tafel 5. Der Himmel der Kinder. Ein Baum, der die abgeschiedenen Kinder durch seine Milch ernährt.

Tafel 6. Das erste Weltalter. (Nach Boturini, Idea de una nueva Historia general de la America septentrional p. 3. Atonatiuh, „primer curso solar, que destruyeron las agoas"). „Ein Ei mit einem Menschenpaare schwimmt auf dem Wasser. Diese Periode dauerte 4008 Jahre, und endigte mit der Sündfluth, da die Menschen in Fische verwandelt wurden. Nach ihrer Tradition entrann nur ein Paar aus der Fluth, indem es sich auf den Baum Ahuehuete flüchtete. Diese Fluth kam in ihrem zehnten Kalenderzeichen („lettera"), dem Wasser. Andere sagen, daß nicht blos jene Zwey sich retteten, sondern außerdem noch Sieben, die in gewisse Grotten flüchteten. Die ersten Menschen waren Riesen." Es ist auch eine verhältnißmäßig sehr große menschliche Figur hier abgebildet.

Tafel 8. Das zweyte Weltalter, das 4010 Jahre dauerte und durch starke Winde sich endigte, worauf die Menschen in Affen verwandelt wurden. Dieses „Diluvio" kam im Zeichen des Hundes. Es entrann nur ein Paar, in eine Höhle. (Boturini nennt das zweyte Weltalter, a. a. O., Tlachitonatiuh. „Sol apagado por la tierra, segundo curso solar, concluido com temblores de Tierra.)"

Tafel 9. Drittes Weltalter, welches 4801 Jahr dauerte. Es endete durch Feuer im Zeichen der neun Erdbeben. Ein Menschenpaar entrann in eine Höhle. Dieß Zeitalter war das „Alter der Rose."

Tafel 10. Viertes Weltalter, in welchem das Reich Tula entstand. Es dauerte 5042 Jahre und endete mit Hungersnoth. Es regnete Blut, und Viele starben aus Schrecken, doch nicht Alle, bis auf ein Paar. „Alter der schwarzen Haare."

Referent kann nicht unterlassen, darauf aufmerksam zu machen, daß die Erklärung des italienischen Auslegers sehr wesentlich von der Boturini's abweicht, denn dieser giebt, wie schon bemerkt, an, die zweyte Katastrophe sey durch Erdbeben herbey geführt worden; dagegen nennt er das dritte Weltalter Ecatonatiuh „Sol aniquilado por el ayre", und das vierte Tletonatiuh, „quarto curso, que ha de acabar con el fuego."

Tafel 11. Hier erscheint zuerst der göttliche Wohlthäter des mexikanischen Geschlechts: Quetzalcoatl, der von der Jungfrau Chimalman in Tula nach einer vom Gott Citlallatonac (der Milchstrasse) gesendeten Botschaft geboren wird. Durch sein Gebet wird die Erde wieder fruchtbar, und die Völker fangen an, ihm in edlen Künsten und Tugenden nachzuahmen. (nach Boturini ist Quetzacohuatl der neunte Gott seines mexikanischen Olympes, der Gott der Luft).

Tafel 12. 13. 14. 15. Die Geschichte des Totec, eines Schülers des Quetzatcoatl, Büssenden, Anführers der Tultecatl (Tulteken).

Tafel 16. Die Pyramide von Cholula, welche nach der hier angeführten Sage, erbaut worden, um sich bey nochmals eintretender Sündfluth darauf zu retten.

Tafel. 17. 18. Darstellung von Kalenderfeldern und von den Symbolen für gute und böse Tage. Die Tafeln geben dem Erklärer Veranlassung, den Kalender der Mexikaner zu erklären, wozu eine große Tafel mit dem Parallelismus von 1558 bis 1619 beygefügt ist. (Die Erklärung ist also wahrscheinlich um das Jahr 1619 gemacht worden). Wir übergehen die weitläufige Auseinandersetzung des mexikanischen Kalenders, indem wir auf Acosta, Clavigero und andere zugängliche Schriftsteller verweisen.

Tafel 19. Die Symbole des Quequecoyotl, eines Gottes der Otomis, des alten Fuchses.

Tafel 20. Ysnextli, die blinde Frau mit Asche, die Eva der Mexikaner, mit ihren Symbolen.

Tafel 21. Chalchiuitlicue. Nach dem italienischen Ausleger eine Spinnerin und Weberinn. (Nach Boturini S. 26. a. a. O. ist Chalchiuhcueitl das Symbol des Wassers, und die metaphorische Bezeichnung selbst übersetzt er La de la Saya de Piedras preciosas.)

Tafel 22. Quetzalcoatl, als Stifter der blutigen Opfer. Er wird hier dargestellt, wie er sich die Zunge verwundet.

Tafel 23. Tepeyolotli (Tesciulutli), das Herz des Gebirges oder Echo, mit den Kalenderzeichen der dreyzehn Tage, an welchem ihm Feste gefeyert werden.

Tafel 24. Tlalzolteutl, das böse Princip.

Tafel 25. Naolin, die Sonne mit ihren Veränderungen und Bewegungen.

Tafel 26. Meztli, der Mond.

Tafel 27. Nauihehecatle, die vier Winde. Jeder dieser vier Gottheiten wurden dreyzehntägige Feste gefeyert. Das Leben eines Menschen, der in einem der respectiven Kalenderzeichen geboren worden, war beherrscht von dem Einfluß dieses Zeichens.

Tafel 28. Tlaloque. Schöne Witterung. (Nach Boturini war Tlaloc der zweyte Gott, Diener der Vorsehung, Gott des Regens, Jupiter).

Tafel 29. Mayaquil Weib mit vierhundert Köpfen, welche sich in die Maguei-Pflanze (Agave americana) verwandelte.

Tafel 30. Tzinteotl, Fülle (des Weins), Trunkenheit.

Tafel 31. Tlavizcalpantecutli, Gott der Morgenröthe.

Tafel 33. Tonatiuh, Substanz der Sonne.

Tafel 34. Miquitlantecotli, großer Herr der Todten in der Unterwelt. (Boturini nennt Mictlanteuctli den dreyzehnten und letzten Gott seines mythologischen Systems, und vergleicht ihn dem Pluto).

Tafel 35. Patekatle, Gemahl der Mayauil, Erfinders, den Maguei-Saft durch Zusatz einer Wurzel berauschend zu machen.

Tafel 36. Adler und Tiger, die Söhne der beyden Genannten.

Tafel 37. Yztlacoliuhqui. „Questo Y. vuol dire il Signore del peccato o della cecità.“ Die Tage, an welchen seine Feste gefeyert wurden, waren böse Tage.

Tafel 38. Zwey Götzenbilder, vor denen diejenigen geopfert wurden, welche im Ehebruch getroffen.

Tafel 39. Yxcuina, Gemahlin des Miquitlantecotli. Die Göttin, welche die Ehebrecher vertheidigt. Ihre Festtage waren ebenfalls schlimme Tage. (Ist wahrscheinlich identisch mit Boturini's vierter Gottheit, der Tiazolteotl, Venus vaga).

Tafel 40. Tonacaciqua, Gemahlin des Tonacatecotle. Sie hieß auch Suchiquetzal und Chi-

chomecoual, d. h. die sieben Schlangen, denn man sagte, daß sie die Unfruchtbarkeit, die Theuerung und jede Noth des Lebens verursache.

Tafel. 41. u. Tafel 44. Quetzalcoatl. Gott der Winde und der Luft. Ueberhaupt ihr erster Gott, der erste, dem sie (ganz runde) Tempel ohne Winkel erbauten. (Wird auch als ein Büssender aufgeführt).

(Fortsetzung folgt.)

1) Paläſtina. Von Karl von Raumer, Professor in Erlangen. Mit einem Plan von Jerusalem zur Zeit der Zerstörung durch Titus und dem Grundriß der Kirche des heiligen Grabes. Leipzig: F. G. Brockhaus. 1835.

2) Karte von Syrien. Den Manen Jacotin's und Burckhardts gewidmet von Heinrich Berghaus. Gotha 1835, im Verlag von Justus Perthes.

---

Von Reland bis auf Ritter ist für die Gesammtkunde von Paläſtina nichts Erhebliches geschehen. Was Reland mit bewundernswürdigem Fleiße gesammelt und mit kritischem Scharfsinn geprüft, gesichtet, geordnet hat, das bleibt für alle seine Nachfolger unentbehrlich und nimmt fast den Rang einer Quelle ein. Ritter aber hat zuerst an den unermeßlichen Stoff künstlerische Hand angelegt und die Physiognomie des Landes mit scharfen Strichen zu zeichnen versucht. Seine Absicht war nicht, die ganze vorliegende Masse zu verarbeiten und Paläſtina's Vergangenheit durchgängig mit der Gegenwart zu vergleichen, sondern er begnügte sich damit, wie es der Zweck seines großen Werkes erforderte, die Natur des Landes zur Erkenntniß zu bringen und die Grundzüge desselben zu entwerfen. Eben deshalb gewährte es aber dem forschenden Bibelleser überhaupt nicht Alles, was er suchte, und vermochte die theils ungenügenden, theils wirklich schlechten Handbücher über Paläſtina, die sich in ihren wiederholten Ausgaben eben so wenig um Ritter kümmerten, als die Heerschaar der kleinen Sprachpropheten um Grimm's deutsche Grammatik, nicht aus dem allgemeinen Gebrauche zu verdrängen. Es ist daher höchst erfreulich, daß sich ein Naturforscher von Fach, wie Hr. v. Raumer, ein Geologe, der sein halbes Leben in Gebirgen und unter freyem Himmel zugebracht, entschlossen hat, das Bedürfniß derjenigen, die sich ernstlich mit der Bibel beschäftigen, in's Auge zu fassen, und so ein Werk zu liefern, welches in hohem Grade geeignet ist, das Studium der heiligen Geschichte fruchtbar zu machen. Denn gestützt auf ein breites Fundament gründlicher Quellenforschung wird das Nothwendige und Wünschenswerthe von dem Strengelehrten mit großer Enthaltsamkeit gesondert, und in bündiger Kürze ein Reichthum von Thatsachen gegeben, welchen zu ansehnlicher Breite auszudehnen leicht, manchem Leser vielleicht nach Wunsch gewesen wäre.



Aber der Geograph ist nicht bloß Naturforscher, sondern die Natur ist ihm nur der zweyte Leib, in welchem der Geist seine Thätigkeit entfaltet und die Erde der Schauplatz der Einwirkung des Geistes auf Natur und Geist. Je wichtiger daher ein Land durch seine Geschichte und durch die Art seines Einflusses auf die Weltgeschichte ist, desto mehr muß sich dies in einer echten Geographie spiegeln, die Erkenntniß der Natur und der Geschichte muß sich in ihr innig durchdringen. Die Beschreibung Amerikas z. B. wird einen ganz andern Charakter tragen müssen, als die von Italien oder Griechenland. Es leuchtet ein, welche Anforderungen demnach Paläſtina an seinen Geographen macht, das Mutterland der Religion, die von den herrschenden Völkern der Erde bekannt wird und in fortgehender Ueberwindung der Naturreligionen begriffen ist. Fragt man, wie das vorliegende Werk zu dieser Anforderung steht, so findet man darin nicht nur die Würde des wissenschaftlichen Tones, sondern auch die Wärme christlicher Gesinnung. Wie aber die Entfremdung vom Christenthum in gewissen Werken gerade da am meisten zum Vorschein kommt, wo scheinbar die geringste Beziehung auf Religion Statt findet, so zeigt sich in unserm Werke die zu Grunde liegende Gesinnung am schönsten oft da, wo gar nicht daran gedacht ist, ihr einen Ausdruck zu leihen. Um den Geist desselben näher zu bezeichnen, enthebe ich nur Einiges dem Schlußworte über Paläſtina's Weltstellung. Nachdem der Verf. die großartige Anticipation der hebräischen Propheten, die auf der Universalität des geweissagten Messiasreiches beruht, daß nämlich Paläſtina der umbilicus terrae*), der geschichtliche Centralpunkt der Erde sey, ausgeführt hat, zeigt er, wie angemessen für diese Bestimmung die geographische Lage des Landes sey. Denn das Land zwischen dem mittelländischen, schwarzen, kaspischen Meer, dem Aralsee, dem persischen Busen und rothen Meer, mit dem Ararat als Mittelpunkt auf der längsten Landlinie der Erde zwischen dem Nordostkap Asiens und dem Vorgebirg der guten Hoffnung, bilde eine Halbinsel eigener Art, die Wiege des Menschengeschlechtes und den Schauplatz der entscheidenden Weltbegebenheiten.

(Fortsetzung folgt.)

---

*) Ezechiel 38, 12 nach Uebersetzung der LXX und Vulgata ist die Stelle, aus welcher Hieronymus den Ausdruck entnommen hat. Gesenius übersetzt: qui habitant fastigium terrae, und giebt die wunderliche Erklärung: i. e. terram sanctam, quam reliquis terris eminentiorem cogitabant Hebraei. Die Hebräer, welche den Libanon im Norden und den Sinai im Süden kannten!

# Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 25. November.

Nro. 236. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1836.


Antiquities of Mexico; comprising Facsimiles of ancient mexican Paintings and Hieroglyphics, preserved in the Royal Libraries of Paris, Berlin and Dresden, etc.

---

(Fortsetzung.)

Tafel 42. Tezcatlipoca, mit Menschen- und Hahnenfüssen abgebildet. (T. ist bey Boturini der höchste Gott der Mexikaner, der Himmel, die göttliche Vorsehung. l. c. p. II.)

Tafel 43. Thipetotec, ein Büssender, Genosse des Quetzalcoatl. War ein Gott der Tzapotecas.

Tafel 45. Yxpapalotl, ein Mann mit Adlerfüssen. Das Wort wird übersetzt: Scheermesser der Wespen. Die Erklärung sagt, daß dieser Gott umgeben von Wespenflügeln und Scheermessern dargestellt werde. Der Figur nach scheint vielmehr ein Schmuck von Flügeldecken gewisser Käfer an den Handgelenken angebracht zu seyn, dergleichen man auch jetzt noch bey manchen wilden Stämmen sieht. Die Erklärung dieser Tafel scheint ganz im europäischen Sinne aufgefaßt. Es ist darin auch von Hexen die Rede.

Tafel 46. Xicillicastan, der Rosenbaum, der Blut führt. Die mexikanische Rose ist eine Malvenblume.

Tafel. 47. Xolotl, mit vier Armen abgebildet. „Diesen Xolotl hielten sie für den Gott der Mißgeburten, die zusammengewachsen geboren werden. Er ist einer der Sieben, die von der Sündfluth übrig geblieben.“

Tafel 48. „Diese Tafel bedeutet: Es werde Licht und Finsterniß. So bildeten sie in dieser Figur den Erdkreis wie einen Mann ab, der auf den Schultern die Sonne, und unter den Füssen die Nacht oder den Tod hat; indem sie anzeigen wollten, daß, wenn die Sonne stirbt, sie die Todten erwärmt und erleuchtet.“

Tafel 49. Ein Adler. Soll nach der Erklärung auch ein Symbol des Chalchiuhtotolli oder Tezcatlipoca seyn.

Tafel 50. Soll ein Menschenopfer darstellen.

Tafel 51. Ein knieender Mann mit ausgebreiteten Armen, nach der Erklärung Cantico, der gewagt habe, nicht nüchtern, sondern nachdem er einen gerösteten Fisch gegessen hatte, zu opfern, weßhalb er in einen Hund wäre verwandelt worden.

Tafel 52. Quetzalcoatl wird hier in einem reichverzierten Hause sitzend dargestellt, zum Zeichen, daß, sowie Cantico wegen seiner Unmäßigkeit gestraft, Quetzalcoatl, wegen seiner frommen Uebungen und Enthaltsamkeit beym Opfer geehrt worden sey.

Tafel 53. Suchiquecal, die Gemahlin des Tzinteutl, Beystand der Schwangern, Erfinderinn der Webekunst.

Tafel 54. Soll abermals den Tezcatlipoca vorstellen.

Tafel 55. „Iztapaltotec propriamente significa una puzza grande, o l'assento della terra o pietra sanguinolenta dell' adolorato, o posto infra rasoi, che è il medesimo che spada o paura; e cosi dipingevano questo Dio la bocca aperta (ad deglutiendum homines).

Tafel 56. Der Gott des Feuers.

Nun folgen auf fünf Blättern 18 Figuren, welche nach der Erklärung die Symbole ihrer achtzehn Monate darstellen.

Man findet ohne große Mühe dieselben Symbole, welche die achtzehn Monate bezeichnen, wieder auf den einzelnen Kalenderfeldern, welche die Symbole der Götter von tab. 17 bis tab. 56 darstellen. Die Zahl der Puncte, welche den letztern beygegeben ist, dürfte etwa die Zahl der Festtage, welche in jedem Monate eines gewissen Jahres der 52jährigen Hauptperiode einem jeden Gotte gefeyert werden, bezeichnen. Es dürfte, um hierüber eine Meynung zu haben, nöthig seyn, sich dem Studium dieser Hieroglyphen ganz zu widmen, und so groß auch die Schwierigkeiten der Entzifferung seyn mögen, ist zu hoffen, daß sich ein Champollion für diese räthselhaften Reste finden werde.

Die nun folgenden Tafeln von 75 bis an das Ende des Codex sind, wie der Erklärer selbst bemerkt, von einem andern Style, und haben wohl mit der Reihe, von welcher wir hier eine kurze Uebersicht mitgetheilt haben, Nichts zu schaffen. Frappant ist in dieser Reihe unter Andern die fünf und siebzigste Tafel, welche einen nackten Menschen mit ausgebreiteten Extremitäten und im Umkreis zwanzig Symbole darstellt, die eine specifische Beziehung zu den einzelnen Theilen des Körpers haben sollen. Die Darstellung erinnert an die Vorschriften in unsern Kalendern, unter welchem Zeichen gut Ader zu lassen u. s. w. Die zwanzig Zeichen sind die Zeichen der zwanzig Tage ihres Monates, und so vertheilt: 1. der Hirsch regiert den rechten Fuß, die Kröte (der Axalotl, (eine Eidechse) die Leber, die Rose die Brustwarzen, das Erdbeben die Zunge, der Adler die rechte Hand, der Puderhahn? oder eine Art Crax (aquila rostrata der Erklärer, ein Zeichen, das den Wind andeuten soll) das rechte Ohr, das Wasser das Haar, das Haus das rechte Auge, der Tod den Scheitel, Regen das linke Auge, der Hund die Nase, das Kaninchen oder der Hase das linke Ohr, das Messer (von Kieselstein oder Obsidian) die Zähne, die Luft (?) (ein Kopf mit ausgestreckter Zunge) den Mund, die Aeffin den linken Arm, das Rohr oder Gras die Milz (?) oder linke Seite, Malinalle *) (eine Pflanze, von der man Besen machte) den Nabel, die Eidechse den Rücken, der Tiger den linken Fuß, die Schlange das membrum virile.

In den nun folgenden Seiten, bis 149, verändert sich der Styl der Zeichnungen mehr und mehr ins Schlechte, und die letzteren Tafeln stellen unter andern auch schon Spanier dar, erweisen sich also von späterem Ursprung, und in einer Zeit gemacht, da die hieroglyphische Zeichenkunst mit der früheren Sicherheit und dem Typus einer stationären, aus dem Cultus abgeleiteten, Uebung fehlte.

II. Es folgt nun eine neue Reihe von 46 Tafeln historischer Malereien, welche Erzbischof Laud der Universität Oxford zum Geschenk gemacht hat, und die jetzt in der bodleianischen Bibliothek aufbewahrt werden. Beym Anblick dieser Malereien kann man sich kaum des Gedankens erwehren, daß sie vielleicht einem von den Azteken verschiedenen Volke angehören möchten, das zwar den Gebrauch gewisser Symbole mit jenen gemein, aber eine andere Geschichte gehabt hatte.

III. Vier und zwanzig Tafeln, aus der Bibliothek zu Bologna. Mehrere dieser sind über eine Elle lang, und enthalten, auf vielen kleinen Quadraten, eine Unzahl von Figuren, in deren Nachbildung der Künstler eine große Meisterschaft bewährt hat, denn die kleinen Figuren sind mit bewundernswürdiger Bestimmtheit gezeichnet und aufs fleißigste colorirt. Auch diese Malereien sind in ihrem ganzen Typus von den frühern abweichend. Es erscheinen hier besonders frappante Combinationen von thierischen Gestalten mit der menschlichen, und unter den astro-

*) In dem großen mexikanischen Wörterbuche von Molina fehlt dieß Wort.

logischen Zeichen, die auch hier am Rande bisweilen vorhanden sind, kommt ein Scorpion vor.

IV. Ein Codex mexicanus, in der kaiserlichen Bibliothek zu Wien, der vom König Emanuel von Portugal dem Pabst Clemens VII. geschenkt worden war. Auch diese Malereien sind, wie die beyden vorigen, ohne Commentar.

V. Die nun folgenden, welche Hr. Baron v. Humboldt nach Berlin gebracht hat, stellen theilweise das sog. Steuerregister des Montezama dar.

Dritter Theil. Ueber seinen Inhalt ist nicht speciell zu berichten, da alle hier wiedergegebenen Malereien ohne Erklärung sind. Die aus der Dresdener Bibliothek sind von allen sonst bekannt gemachten nicht bloß im Styl und in der artistischen Behandlung, sondern auch in Beziehung auf manche darin vorkommende symbolische Figuren verschieden, und dürften vielleicht nicht demselben Volke, wie die übrigen, zugehören.

Der vierte Theil wird im wesentlichsten ausgefüllt durch die Tafeln, welche Dupaix auf mehreren Reisen in verschiedene Gegenden von Mexiko nach den dortigen Bauwerken und Sculpturen von Don Jose Castañeda hat ausführen lassen. Es wäre unmöglich, dem Leser ohne Ansicht der Tafeln eine richtige Meynung von diesen Resten eines unbekannten Alterthums zu ertheilen. Wir beschränken uns daher auf die Bemerkung, daß der Styl in den verschiedenen Pyramiden, Staffeltempeln, Gräbern, künstlichen Höhlen u. s. w., wie in den Büsten oder colossalen Figuren, die ganz oder halb aus dem Felsen herausgehauen sind, immer etwas Großes, Ernstes, würdig Einfaches an sich trägt, obgleich sich wohl auch wesentliche Eigenthümlichkeiten an den Bauwerken von Tehuantepec, Mitla, Chapultepec, Ystapalapan, Tezzuco, Huastepec u. s. w. hervorheben lassen.

Auch die übrigen Monumente, die jetzt in Europa aufbewahrt, in diesem Bande abgebildet sind, haben jenen eigenthümlich grottesk-wilden Ausdruck,



der an den Resten der mittel-amerikanischen Menschheit bemerkbar, so wirksam auf Auge und Gemüth des Betrachters wirkt. Unwillkührlich kommt man, bey dem Anblick dieser Bauwerke, auf den Gedanken, daß sie unmöglich aus der Zeit der Einwanderung der Azteken nach Anahuac datiren, sondern, daß sie schon viele Jahrhunderte lang vorher von großen, mächtigen, schwermüthig ernsten Völkern errichtet worden.

Freylich, über das Wer? Wie? Wann? dieser eigenthümlichen Schöpfungen können wir, selbst nach dem fleißigsten kritischen Studium aller vorhandenen Materialien, nichts Sicheres aussagen.

Die gedruckten Mittheilungen des fünften, sechsten und siebenten Bandes, die wir oben schon übersichtlich verzeichnet haben, führen eben so wenig eine Gewißheit herbey, als die sonstigen, schon früher zugänglichen historischen Werke, namentlich der Spanier. Der Referent hat sich besonders in Beziehung auf Sahagun getäuscht gesehen, indem das Irrige, Ungeordnete, geschmacklos Rhetorische dieses alten Schriftstellers die reinen, sicheren historischen Facta auf das verdrüßlichste überschwemmt und verdorben hat. Es erscheint bey aufmerksamer Vergleichung, daß Torquemada bereits das Wesentlichste aus Sahaguns wortreichen Ueberlieferungen ausgeschieden und benützt habe, obgleich er selbst keineswegs frey von vielen vorgefaßten Meynungen und ohne herzhafte Kritik bey der Zusammenstellung seiner drey Foliobände zu Werke gegangen.

Nachdem der Ref. in dem Vorhergegangenen eine summarische Uebersicht von dem mannigfaltigen Inhalte dieses außerordentlichen Werkes gegeben hat, erlaubt er sich, einige Bemerkungen hinzuzufügen, durch die er vorzüglich den Standpunct zu bezeichnen wünscht, von dem, seiner Meinung nach, eine kritische Ausbeutung dieser und ähnlicher Monumente ausgehen sollte, um eine richtige Vorstellung von dem geistigen und politischen Zustande der ehemaligen Mittel-amerikanischen Völker zu gewinnen.

(Fortsetzung folgt.)

1) Paläſtina. Von Karl von Raumer, Profeſſor in Erlangen ꝛc.
2) Karte von Syrien. Den Manen Jacotin's und Burckhardts gewidmet von Heinrich Berghaus ꝛc.

(Fortſetzung.)

Den weſtlichen Theil jener Halbinſel habe Gott zum Wohnſitze ſeines auserwählten Volkes beſtimmt, um es von allen Heiden abzuſondern:

»Denn öſtlich und ſüdlich wird dies Land durch Wüſten begränzt, an welche ſich bey Gaza das Mittelmeer anſchließt und bis nördlich Akre die Abendgränze bildet. Dort tritt der Libanon an's Meer und läuft von da, wie eine mitternächtliche Mauer Paläſtina's, nach Damaskus zu, wo er ſich an die Oſtwüſte anſchließt. In einem ſo ringsum geſchützten Lande konnte der Same der Wiedergeburt der Welt wie in einem wohlbefriedigten Garten gedeihen. Aber die Strafheere Gottes fanden durch Wüſten und über Gebirge und Meere den Weg zu dem Volke, das den Fluch ſtatt des Segens wählte.« — »Wie aber die Strafheere Gottes in das abgeſchloſſene, wohl beſchützte Paläſtina eindrangen, ſo drang auch der Segen Gottes von dieſem Lande aus über die ganze Erde.« — »Faßt man alles dies in's Auge, ſo glaubt man einzuſehen, warum Abraham ſein Vaterland verlaſſen und nach Paläſtina ziehen, die Iſraeliten aus Aegypten und Babylonien dahin zurückkehren mußten; warum von Zion aus »des Herrn Wort und der Schall der Boten Gottes in alle Länder ging«; warum unter den Hirten Bethlehems der Hirt geboren wurde, deſſen Heerde über die ganze Erde weiden ſollte.« S. 327—28.

Noch von einer dritten Forderung an den Geographen von Paläſtina könnte man ſprechen. Ein bekannter Theologe hat nicht eben günſtig über Ritters Bearbeitung Paläſtinas geurtheilt, weil ihm die Kenntniß der hebräiſchen Sprache abgeht. Wenn es nun von der einen Seite zugeſtanden werden muß, daß man durch Kenntniß der Grundſprache des alten Teſtaments, der Hauptquelle für die alte Geographie Paläſtinas, viele Mißgriffe vermeiden kann, ſo iſt es doch nicht minder gewiß, daß das Verſtändniß des Alten von der Einſicht in die gegenwärtige Beſchaffenheit des Landes abhängt. Denn die Gebirge, Thäler, Ebenen, Flüſſe u. ſ. w. behaupten ihren Charakter durch alle Zeiten, weßhalb denn auch die Reiſenden von der genauen Uebereinſtimmung der Beſchreibungen des Alten Teſtaments mit der Wirklichkeit ganz überraſcht ſind. Zur treuen Auffaſſung der geologiſchen Verhältniſſe und der daran geknüpften örtlichen Erſcheinungen bedarf es aber unſtreitig des geübten Auges eines Geologen. Die Kenntniß des Hebräiſchen reicht dazu nicht aus, und die Theologen machen daher gewaltige Verſtöſſe in dieſer Hinſicht, wie z. B. viele die für die Topographie Jeruſalems ſo wichtige porta sterquilinii auf die Weſtſeite der Stadt verlegen. Die Geographen könnten alſo den Vorwurf leicht zurückgeben; es iſt aber beſſer, daß beyde von einander nehmen, was beyde am beſten zu geben vermögen. Dadurch wird dann die Wiſſenſchaft weſentlich gefördert. Demnach habe ich auch nicht im Sinne, mehrere Fehler, welche ſich aus demſelben Mangel in vorliegendem Werke erklären laſſen, tadelnd hervorzuheben, ſondern erlaube mir nur, gelegentlich darauf aufmerkſam zu machen.

Das Werk zerfällt in fünfzehn Abſchnitte, die ſich in natürlicher Ordnung folgen. Ueberſichtlicher wäre es allerdings geweſen und hätte ſolche Recenſenten, welche die Logik äußerlich ſuchen, mehr befriedigt, wenn der Verf. dieſelben Gegenſtände in derſelben Ordnung unter wenige Hauptabſchnitte gefaßt hätte, etwa ſo: I. Nr. 1 — 4: Einleitung; Quellen; Vorbegriffe; Namen — als allgemeine Einleitung. II. Nr. 5 — 9: Lage, Gränzen und Größe; Gebirge, Ebenen und Gewäſſer; Klima; Fruchtbarkeit; Erzeugniſſe. III. Nr. 10 — 13: Eintheilung zu verſchiedenen Zeiten; vier Landſchaften, ihre Städte und Flecken; die verwandten Nachbarvölker; Jeruſalem und Umgegend. IV. Nr. 14. Die Bewohner Paläſtina's von den älteſten Zeiten bis auf den heutigen Tag. Auf dieſe Weiſe käme die einfache innere Ordnung auch äußerlich zur Anſchauung, erſt das Land in ſeiner Natur, dann als ein bewohntes, endlich in ſeinen Bewohnern, Nr. 15: Paläſtina's Weltſtellung, würde das zuſammenfaſſende Schlußwort bilden. — Sehr reichhaltig iſt die Aufzählung der Quellen mit treffender Charakteriſirung derſelben. Doch ſcheint mir die Tabula Peutingeriana nach Mannerts gründlichen Unterſuchungen, deren Reſultat ich zu beſtätigen Gelegenheit haben werde, zu niedrig angeſchlagen. Unter den älteren, welche nennenswerth ſind, vermiſſe ich Benjamin v. Tudela aus dem 12. Jahrhundert; George Sandys (travels containing an history of the original and present state of the turkish empire etc. in the years 1610 — 11), welchen Maundrell nur ergänzen wollte; de Monconys (Journal des voyages, publié par de Liergues. 3 Thle. 4. Lyon, 1665), ein geſchickter Mathematiker und Phyſiker, mit den berühmteſten Gelehrten ſeiner Zeit in Verbindung, hoher Staatsbeamter; Doubdan (voyage de la Terre Sainte. Paris 1661), welchen Ruſſel p. 312) den thätigen Franzoſen nennt, deſſen Werk in Bezug auf Topographie ſeines Gleichen noch nicht habe.

(Fortſetzung folgt.)

# Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 26. November.

Nro. 237. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1836.


Antiquities of Mexico; comprising Facsimiles of ancient mexican Paintings and Hieroglyphics, preserved in the Royal Libraries of Paris, Berlin and Dresden, etc.

---

(Fortsetzung.)

Seit Jahrhunderten wiederholt sich unter den Geschichtsforschern die Frage: woher die erste Bevölkerung Amerika's, und von Garcia, *) Hugo Grotius, **) de Laet, ***) und G. Hornius †) bis auf Engel ††) und unsere Zeit hat diese Untersuchung so viele gelehrte Männer beschäftigt, daß selbst ein Ueberblick der hierauf bezüglichen Literatur keine leichte Aufgabe ist. Wahrscheinlich wären wir der Lösung jenes Räthsels näher gekommen, wenn Männer wie die Genannten, genährt vom klassischen Alterthume, die Ersten gewesen wären, durch welche wir Kunde von der amerikanischen Menschheit und von ihrer geistigen und bürgerlichen Verfassung erhalten hätten. So aber waren es zum Theil rohe,

*) Gregorio Garcia, origen de los Indios del nuevo mundo e Indias occidentales, Valencia 1607. 8. (Eine neue Ausgabe Madrid 1729.)

**) Dissertatio de origine gentium americanarum 1642.

***) J. de Laet de origine gentium americanarum Amst. 1643 und desselben: Responsi ad dissertationem secundam H. Grotii de origine etc. Amst. 1644.

†) De originibus americanis 1652.

††) Essai sur cette question: quand et comment l'Amerique a-t-elle été peuplée d'hommes et d'animaux? par E. B. d'E. (Bailly d'Engel). Amsterd. 1767. 2. Va. 8. — Grotius leitet die Nord-Amerikaner von den Bewohnern Norwegens, die Südamerikaner von den Chinesen und Aethiopiern ab; de Laet und Hornius nehmen an, daß die Amerikaner Scythen seyen; Garcia, Acosta, l'Escarbot, Brerewood, Moraes u. A. lassen sie von Tartarn, von Karthagern und Juden abstammen. Nach Engel sind sie eine antediluvianische Race von Chinesen. — Wir fügen hier die Titel einiger wenig bekannten Schriften über diesen Gegenstand bey: A Collection of letters, in which the imperfection of learning, even amongst christians, and a remedy for it, are hinted: the affinity betwixt the language of the Americans of the terra firme and these of the ancient Britains is illustrated etc. Edinb. 1739. 8. — Representacion al Rey D. Fernando VI. en solicitud de las provincias mas proporcionadas à la salud espiritual de los Indios, por G. de Molleda. Madrid 1755. fol. — La Trobe, history of the missions of the united brethren. Lond. 1794. 8. — Minuesteckningar rörande en fangenskap bland Jndianerna i Nord-Amerika, af J. Hunter. Mariafred. 1826. 8. — Historical researches on the Conquest of Peru, Mexico, Bogota, Natchez and Talomeco in the thirteenth Century by the Mongols, accompanied with Elephants, by Ranking. Lond. 1827. 8. — L. J. Uhland Vorlesung von dem Ursprung der Bevölkerung Amerika's (1763, in der Tübinger Sammlung der Vorlesungen und Reden.) — Theatro mexicano, descripcion de los succesos exemplares, historicos e del nuevo mundo por Agostin de Vetancourt. Mexico. 1698. fol. — Tardes americanas, gobierno gentil y catolico y particolar noticia de toda la historia indiana, sucesos, etc. desde la entrada de la gran nacion Tulteca à esta tierra de Anahuac, hasta los presentes tiempos, trabayadas por nn Indio y un Espannol, saco las à luz J. J. Granados y Galvez. Mexico 1778. 4.

bigotte Abentheurer, zum Theil beschränkte Mönche, welche uns die Monumente einer höheren Bildung bey jenen Völkern überliefert haben, und man kann nicht vorsichtig genug seyn in der Entzifferung von Malereien und schriftlichen Documenten, die unter dem Einfluße der ungünstigsten Präventionen gesammelt und vervielfältigt nach Europa gekommen sind. Ja, sogar die Neigung, Neues und Seltsames dieser Art bey der Zurückkunft ins Vaterland aufzuweisen, mag manchmal Urkunden jener Art verfälscht, oder selbst neu angefertigt haben. Der Referent sah in den Händen eines Reisenden, der aus Nord-Amerika zurückkam, eine sogenannte mexikanische historische Malerei, die allerdings sehr alt aussah, in welcher er aber, bey genauer Untersuchung, einzelne, in Kupfer gestochene, ausgeschnittene und mit vieler Geschicklichkeit eingeklebte Figuren entdeckte. Erst seitdem man den Sculpturen und Bauwerken, die sich in vielen Gegenden Neuspaniens und Guatemala's vorfinden, eine strengere Aufmerksamkeit zuwendet, ist der Prüfstein für die anderen, gemalten und gezeichneten, Reste gefunden, und die Kritik geht sicheren Schrittes der Enträthselung derselben entgegen. Auch scheint sich durch die Mannigfaltigkeit und große Zahl der verschiedenen Monumente, welche, aller Zerstörungen der Conquistadores ungeachtet, noch vorhanden sind, die Hoffnung rechtfertigen zu lassen, endlich über diese höchst merkwürdigen Reste der amerikanischen Menschheit zu befriedigendem Abschlusse zu kommen.

Bey solchen Untersuchungen dürfte aber wohl als leitendes Princip anzunehmen seyn, — was bisher unberücksichtigt geblieben, — daß der Geschichtforscher, Archäologe und Mythologe es hier keineswegs mit einem Einzigen Volke zu thun habe, sondern daß vielmehr die Fäden der verschiedenartigsten historischen Begebenheiten, nationaler Traditionen, Culte und Religionen bunt durcheinander laufen.

Gewiß, nichts hat die Forschungen übe die



mittelamerikanische Menschheit mehr aus dem Geleise gebracht, als die so allgemein verbreitete Annahme, daß man es auf diesem Gebiete mit einem Einzigen Volke zu thun habe, während schon der Umstand, daß noch gegenwärtig mehr als 50 indianische Sprachen in Neuspanien geredet werden (blos in dem Staate von Oaxaca zählt man fünf und dreyßig) darauf hinweist, es liege hier eine, eben wegen dieses großen Sprachenreichthums uralte und vielfach zertrümmerte Menschengeschichte, eine ungeheure Ruine der Menschheit, vor unsern Blicken. Obgleich schon Sahagun, und nach ihm alle spanischen Schriftsteller über die Geschichte Neuspaniens vielfach von der Mannigfaltigkeit in den Sprachen, Sitten, ja in der Körperbildung der Bewohner dieses großen Landes sprechen, haben sie doch eben so wenig, als die Nachfolgenden, ein Boturini Benaduci, Clavigero, Robertson u. s. w., Anstand genommen, alle Traditionen, Kunstwerke und andere historischen Documente, welche im jetzigen Staate von Mexiko und in dem benachbarten Guatemala erscheinen, mit einander in der Art zu combiniren, daß hieraus eine einzige, solidarische Geschichte hervorgienge, und daß alle Erscheinungen im Staate und im Volksleben jener rothen Bewohner, so weit sie uns bekannt geworden, auf eine gemeinschaftliche Quelle zurückgeführt würden.

Nach allen diesen Schriftstellern beginnt die Geschichte von Mexiko mit der Einwanderung der Tultecas. Diese sollen aus ihrem Vaterlande Huhehuetlapallan, das nordwestlich von Mexiko lag, vertrieben, ums Jahr 596 n. Chr. ihren Zug begonnen, sich ums Jahr 667 im Lande Anahuac, oder Mexiko, niedergelassen, und daselbst bis 1031 gewohnt haben. In dieser Zeit sollen sie, in Folge großer Trockenheit und daraus entspringender Seuchen, ausgestorben seyn, und das Land verödet zurückgelassen haben.

Hundert Jahre, nach Torquemada neun Jahre, nach Vertilguug der Tolteca, wanderten — so er-

zählen die Geschichtsbücher — die Chichimecas, aus dem ebenfalls nordwestlich von Mexiko gelegenen Lande Amaqueme, unter ihrem Heerführer Xolotl, ein, und ließen sich in der Nähe des See's von Tezcuco nieder. An sie schlossen sich bald darauf die, ebenfalls aus N. kommenden drey Horden der Akolhuah oder Culhuas an. Gomara (C. 196) giebt ihnen einen gewissen Aculli, „den Mannubaren, den Mann κατ' ἐξοχήν" zum Anführer, beschreibt sie als große und starke Leute, und leitet sie, wie die eigentlichen Mexikaner, von den Chichimecas her.

Nun erscheinen in der Geschichte von Anahuac zahlreiche, von einander in der Sprache mehr oder weniger verschiedene, Horden und Stämme, bald in Fehden, bald in Bündnissen, neben einander wohnend und sich vermischend. Die Dynastie der Chichimecas-Fürsten wird bis 1520 herabgeführt, und so dargestellt, als habe sie, mit theilweiser Unterbrechung ihrer Macht, bis auf die Zeit der Conquista durch Cortes über jene, um den See von Mexiko wohnenden Stämme geherrscht.

Ums Jahr 1160 verließen die Aztecas, oder Nahuatlacas, ihre Wohnsitze in Aztlan (dem Lande der Reiher), einem Landstriche nördlich vom californischen Meerbusen. Sie wanderten zu verschiedenen Zeiten, in sieben getrennten Horden, von denen eine, die Mexika, dem ganzen Volke den Namen der Mexikaner gegeben hat, nach Süd-Süd-Osten, und gelangten 1314 an das südliche Ufer des See's von Mexico. Mitten zwischen feindlichen Stämmen, und eine Zeitlang den Culhuas tributär, gelangten sie allmählig zu Macht und Ansehen, verbanden und assimilirten sie sich insbesondere mit den letzteren, besiegten die zahlreichen theils von erblichen Dynastien, theils in republikanischen Formen regierten Nachbarstämme, gründeten die Stadt Tenochtitlan (Temichtitlan oder Tenuchtitlan), woraus Mexiko wurde, und stifteten, indem sie ihre Eroberungen immer weiter verbreiteten, das Reich, welchem Cortes, der Sieger Mocteuzumas, (Motecuhzuma's oder Montezuma's) ein Ende gemacht hat.

Studiert man die Geschichte dieser Völker in den spanischen Berichten, welche noch auf unsere Zeit gekommen sind: der Historia de Indias des Acosta, der Conquèsta de Mexico des Gomara, der Monarquia Indiana des Torquemada, und der jetzt erst durch Aglio bekannt gemachten Historia de Bernard von Sahagun, so braucht man kein Meister der historischen Kritik zu seyn, um sich zu überzeugen, daß diese sogenannte mexikanische Geschichte voll Widersprüche, ein seltsames Gemische von Geschichten verschiedener Stämme und Völker, von verstandenen und mißverstandenen alten Sagen, von neueren Mährchen, wie sie auch jetzt noch die Beschränktheit der amerikanischen Wilden ausheckt, und von Erzählung solcher unbedeutender Begebnisse sey, dergleichen sich auch jetzt noch bey den Wilden Amerika's zutragen. Auch europäische Beymischung, insbesondere christlicher und judaischer Vorstellungen, fehlt nicht, und hat die Darstellung von den religiösen Mythen, dem Cultus und den Sitten jener Völker auf eine so seltsame Weise verfärbt und in bunten Schiller gesetzt, daß man Mühe hat, eine dem indianischen Charakter entsprechende Ansicht von diesen Angelegenheiten daraus abzuleiten.

Der wesentlichste Punkt, das Fundament aller dieser Untersuchungen ist der Beweis von der Wirklichkeit und die Darstellung von dem geschichtlichen Leben der Toltecas, oder Toltecalt, als erster Bewohner von Mexiko. Diesem Volke werden die großen Bauwerke: die Pyramiden von Cholulan und Teotihuacan, die Tempel von Papantla und Mitla u. s. w. zugeschrieben. Sie, die Tolticas wären als die Ureinwohner oder richtiger als die ersten Einwanderer in ein früher nicht von Menschen bewohntes Land, als die Träger astronomischer Kenntnisse, welche im Verlauf der Zeiten unter den Aztecken wieder verdunkelt wurden, als die Gründer

der mexikanischen Cultur, mit einem Worte, als die Basis jeder historischen Entwickelung in jenem Lande zu betrachten.

(Fortsetzung folgt.)

1) Paläſtina. Von Karl von Raumer, Professor in Erlangen ꝛc.
2) Karte von Syrien. Den Manen Jacotin's und Burckhardts gewidmet von Heinrich Berghaus ꝛc.

(Fortsetzung.)

Unter den neuern sind Frederick Henniker, Rae Wilson, Robert Morehead nicht angeführt, weil sie dem Verfasser wahrscheinlich nicht zu Gebote standen. Ali Bey el Abbassy, welcher S. 231 Anmerk. 149 aus Russell citirt wird, ist dadurch merkwürdig, daß er in arabischer Verkleidung den Tempel zu Jerusalem und die Patriarchenhöhle zu Hebron besucht hat. Russel (S. 180 und 238) gibt ihn zuversichtlich für den pseudonymen Burckhardt aus, ein Irrthum, der sich schon in der Uebersetzung von Joliffe's Reise (S. 108) findet. Mit Recht drückt Hr. v. Raumer (S. 200 Anm. 30) seinen Zweifel an der Richtigkeit dieser Angabe durch ein Fragzeichen aus. Burckhardt kam nicht 1807, sondern erst 1810 nach dem Orient, und nannte sich nicht Ali Bey, sondern Scheikh Ibrahim. Ali Bey wird von Seetzen in v. Zachs monatlicher Korrespondenz (1808, XVIII., S. 161 f.) als ein geheimnißvoller Reisender, welcher kurz vor ihm in Paläſtina gewesen, rühmend erwähnt, und durch Buckingham (II. S. 248) erfahren wir, daß es ein Spanier Namens Pedro Nunez war, welcher in arabischer Tracht die ganze Barbarey, Aegypten und Syrien durchreiste. Seine Reisen erschienen zu London in zwey Bänden 1816.

Von ungemeinem Interesse ist der Abschnitt über die natürliche Beschaffenheit des Landes. Was wir von dem Geographen als die Grundlage seiner Arbeit verlangen, durchaus treuen Anschluß an die von Augenzeugen gegebenen Berichte ohne alle willkührliche Ausmahlung, das finden wir hier im höchsten Grade geleistet. Die diplomatische Treue und sorgfältige Kombination aller vorhandenen Angaben sind ein Hauptverdienst des Buches, welches uns daher eine zuverläßige Erkenntniß von der Gestalt des Landes gewährt, so weit es bis jetzt



untersucht ist. Wir finden jetzt das Gebirg Paläſtina's nicht so unzugänglich und unwegsam, daß nur drey Querpässe von der Seeküste in das Innere des Landes führen, von Akre nach Tiberias, von Jaffa nach Jerusalem, von Gaza nach Hebron, wie es uns nach Ritters Darstellung erschien, sondern wir erkennen, daß die Verschlossenheit des Landes eine künstliche, eine durch die gegenwärtigen Herren und die räuberischen Beduinenhorden erzwungene ist. Dies ergab sich freylich schon durch einen Blick auf die alte Peutingersche Tafel, welche uns römische Heerstraßen von Askalon über Bethagabris nach Jerusalem, von Lydda nach Neapolis, von Cäsarea Paläſtina nach Scythopolis, von Tyrus nach Cäsarea Philippi zeigt. Selbst der Hauptweg von Jaffa nach Jerusalem nahm in der ältesten und alten Zeit eine andere Richtung als in der mittleren und neuen, nämlich über Lydda und Bethhoron; nur daß man Ramleh für Samuel's Geburtsort und Emmaus für das im neuen Testamente erwähnte hielt, lenkte den Pilgerzug über diese Orte, so daß man heutzutage die nördlichere Römerstraße und den altberühmten Engpaß bey Nieder-Bethhoron gar nicht mehr kennt, weil kein einziger neuerer Reisender diesen Weg eingeschlagen hat, als vielleicht d'Arvieux, der ihn aber nicht beschrieb. Ferner sehen wir jetzt deutlich, daß das Jordanthal kein Spalt, kein Schlund ist, sondern eine bald engere, bald weitere, bis 4 Stunden breite Ebene zwischen zwey Kalksteinzügen, in welcher der Fluß sein eigenes, eine halbe Stunde breites Thal, die Jordanau des alten Testaments, eingeschnitten hat. Auch ist kein Naturhinderniß vorhanden, diese lange Jordanebene zu bereisen; denn wie im Alterthum eine Römerstraße von Jericho nach Scythopolis lief, so läuft noch heute auf der Ostseite eine Heerstraße von Hebron nach Damaskus. Endlich ergibt es sich, daß weder Galiläa, noch irgend ein Theil des paläſtinischen Gebirgs ein Alpenland ist, wie noch neulich Berggren Samaria geschildert hat. Galiläa, von der Ebene Zabulon fast seiner ganzen Breite nach durchzogen, der Karmel, Gilead sind romantische, fruchtbare Berggegenden; aber Alpenländer könnte man sie nur im Scherze nennen.

Diese Berichtigungen gehen aus der trefflichen Charakteristik des paläſtinischen Gebirges diesseits und jenseits des Jordans hervor. Kreide und kreidiger Kalkstein mit Feuersteinen herrscht vom weißen Vorgebirg im Norden und vom Hermon bis zur Wüste el Tyh und dem Lande Edom im Süden. Daraus erklärt sich eine merkwürdige Eigenheit Paläſtina's: die unzähligen natürlichen und künstlichen Höhlen, deren schon in der Genesis Erwähnung geschieht und welche zum Theil in der Kriegsgeschichte eine wichtige Rolle spielen.

(Fortsetzung folgt.)

# Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 29. November.

Nro. 238. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1836.


**Antiquities of Mexico; comprising Facsimiles of ancient mexican Paintings and Hieroglyphics, preserved in the Royal Libraries of Paris, Berlin and Dresden, etc.**

(Fortsetzung.)

Hier muß aber darauf aufmerksam gemacht werden, daß manche der ältesten spanischen Geschichtschreiber, von denen Gomara sogar ein Zeitgenosse der Conquista war, nichts von den Toltecas wissen, ja daß nicht einmal der Name dieser supponirten Völkerschaft in ihren Schriften vorkommt. *) Erst bey späteren Schriftstellern, welche die Sagen der Indianer mehrseitig gesammelt haben, namentlich bey Torquemada, wird von den Toltecas ausführlicher gesprochen. Uebrigens gebraucht auch Torquemada in Beziehung auf dieses Volk nur den schwankenden Ausdruck: segun historias antiguas, und nirgends bringt er einen historischen Beweis bey, daß es wirklich vom Jahre 648 n. Chr. (in welchem es seine Wanderung von Nord-West her geendigt haben sollte) bis 1031 in Anahuac gewohnt habe. Boturini Benaduci führt in dem Kataloge der von ihm gesammelten historischen Documente *) zwey auf, welche sich auf die Geschichte der Toltecas beziehen sollen: auf europäisches Papier gemalte „Annales“ der Toltecas mit (europäischer) Schrift in der Nahualt (aztekischen) Sprache, von einem anonymen Indianer verfaßt, und eine Copie der geschichtlichen Darstellungen des D. Fernando de Alba Yxtlilxòchitl, welche ums Jahr 1600, nach alten Malereien (übersetzt und) aufgeschrieben worden waren.

So mag es auch nicht ohne Bedeutung seyn, daß man unter den bis jetzt bekannt gewordenen hieroglyphischen Malereien nur wenige findet, in denen man, ohne der Sache Gewalt anzuthun, Symbole jener Bau-Thätigkeit entdecken könnte, welche den Toltecas zugeschrieben werden.

Mit Einem Worte, Alles in der Geschichte dieser Toltecas, ihr Anfang und Ende, ist mit tiefem Dunkel bedeckt, und reducirt sich auf einige höchst unbestimmte Fabeln.

Torquemada sagt (Vol. I. S. 36 ff.): Nach den Giganten (als deren Reste die Knochen vom Mammuth und andern urweltlichen Thieren angenommen werden **) waren die ersten Bewohner von

*) Bernardo de Sahagun spricht von ihnen, aber in sehr unbestimmten Ausdrücken. Seine Nachrichten über die Toltecas (Aglio, Band VII. Cap. 29. §. 1. ffl.) lassen sich auf Folgendes zurückführen. Zuerst lebten sie lange in Tullantzingo, von da zogen sie an einen Fluß neben Xicotitlan. Später sagt er (p. 307), daß sie von Tulla nach Tlapalan gezogen seyen. Sie waren große Baumeister und Handwerker, Künstler in Federputz, Kenner der Kräuter und ihrer Wirkungen, Astrologen und Traumdeuter. Lebten von Maiz. Er sagt auch: Estes Toltecas se nombraban Chichimecas! — eran ladinos en la lengua mexicana; hablaban claro la lengua mexicana.

*) Idea de una nueva Historia general de la America septentrional. Madrid. 1746. 4. p. 1. 2. des Catalogo del Musèo Indiano.

**) Vergleiche Acosta historia mor. de Indias Lib. 7. cap. 3.

Anahuac die Toltecas. Sie kamen in großer Zahl von Westen her, unter der Anführung von sieben Hauptleuten, aus ihrem ursprünglichen Vaterlande verdrängt. Sie brachten mit sich den Maiz, die Baumwolle und die übrigen Nutzpflanzen. Sie wurden von den Fürsten, in deren Nachbarschaft sie sich niederliessen, fünf Jahrhunderte hindurch bekriegt, und erlitten mancherlei Ungemach. Solches schrieben sie der Ungnade ihrer Götter zu, und um diese zu versöhnen, vereinigten sie ihre Priester und Edlen zu Teotihuacan zu großen Festlichkeiten. Hier aber erschien ein Riese unter ihnen, welcher mit ihnen tanzte, und Jeden, den er in seine Arme schloß, tödtete. Dieses Mißgeschick ward, so berichtet die Fabel ferner, fortgesetzt durch die Erscheinung eines weißen, sehr schönen Kindes, das aus seinem wunden Haupte einen pestilenzialischen Geruch, und dadurch eine furchtbare Sterblichkeit unter den Toltecas verbreitete, so daß diese, bis auf Wenige, welche sich nach allen Weltgegenden zerstreuten, ausstarben. Diese Toltecas werden als eine friedliebende, in allen Handwerken und Künsten wohlerfahrene Nation geschildert. Sie giengen in große, weite, weiße Tunicas gekleidet, und waren Meister in der Kunst, Metalle zu schmelzen, Steine zu schneiden und Bauwerke aufzuführen. Dieß ist das Hauptsächliche, worauf sich die Sagen über die Toltecas zurückführen lassen.

Fragt man nun die mexikanische (aztekische) Sprache: was Tolteca in ihr bedeute, so erfährt man, daß dieses Wort nicht etwa ein Appellativum, ein dieser Sprache fremdes Wort sey, sondern daß es gerade zu „Baukünstler, großer Werkmeister“ hieße. *)

*) S. Alonso de Molina, Vocabulario en lengua castellana y mexicana, Mexico 1571. fol. II. p. 148. b: Toltecatl = Official de arte mechanica, o maestro. „Grande Tolteca“ ist in Mexiko sprichwörtlich so viel als: großer Meister, Tausendkünstler, Magnus Apollo. S. Torquemada Monarquia ind. I. p. 255. 2.

Man hat den Namen der Toltecas von der Stadt Tula oder Tullan herleiten wollen. (So unter Andern auch Torquemada am eben angeführten Orte). Allein diese Etymologie dürfte wohl von keinem historischen Kritiker gebilligt werden, so wie sie auf der andern Seite auch dem Sprachgebrauche entgegen ist. Die Toltecas kamen von Norden her, standen eine Zeitlang an dem Orte, wo jetzt Tula steht, still, und gründeten diese Stadt. Sollten sie nun einen früheren Namen (denn namenlos waren sie doch wohl in keinem Falle), hier aufgegeben, und sich nach ihrer neuen Schöpfung genannt haben?) Ueberdieß heißen sie Toltecas (nicht Tultecas).

Es muß bey dieser Gelegenheit auch auf die seltsame Gleichförmigkeit in den Sagen der drey historischen Epochen, in welche man die Geschichte von Mexiko einzutheilen pflegt, aufmerksam gemacht werden. Die Toltecas sollen bey Tula ihre Wanderung eingehalten, und eine Stadt gebaut haben, und Gleiches wird auch von den Chichimecas und den Aztekas erzählt!

Es ist dieß übrigens nicht der einzige Fall einer solchen Gleichheit in den Geschichten dieser Völker. Die Schriften Gomara's, Acosta's, Torquemada's liefern viele Beyspiele ähnlicher Parallelismen. So wanderten die Toltecas in sieben Zügen oder Horden nach Anahuac *), und eben so kam zuerst ein Zug der Chichimecas (unter Xolotl) und diesem folgten sechs andere nach **), und auch die Aztecas nehmen das Land in sieben Horden in Besitz.

Acosta berichtet **), daß die Nahuatlacas (oder Cuextecas, Huaztecas, Aztecas) aus einem Orte, die sieben Höhlen (Siete Cuevas) hervorgekommen seyen, wie solches auch auf aztekischen Malereien vorgestellt wird, während Torquemada (a. a.

*) Torquemada I. p. 37.

**) Ibidem p. 47. 1.

***) Historia moral de Indias. Libr. VII. c. 3.

I. p. 278.) die sieben großen Höhlen Chicomoztotl als den Ort bezeichnet, von dem die Totonakas ausgegangen wären, ein Stamm, der zur Zeit, da Cortes landete, an der östlichen Meeresküste wohnte, und eine von der aztekischen ganz verschiedene Sprache redeten. Das Hervorgehen aus unterirdischen Wohnungen wird übrigens nicht blos von den Aztekas, sondern auch von den Chichimecas berichtet, die als troglodytisch lebend dargestellt werden. Andere Ausleger verstehen unter den sieben Höhlen sieben Schiffe, in die Ankömmlinge gelandet wären.

Es würde nicht schwer seyn, noch viele ähnliche Parallelismen aufzufinden. Sie scheinen darauf hinzudeuten, daß die mündlichen Traditionen, welche hier nach der Conquista aus dem Munde der Indianer aufgezeichnet wurden, ihrer ganzen Natur nach unbestimmt und schwankend waren, und daß die historischen Malereien von den wenigen Europäern, die ihnen Theilnahme schenkten, auf die willkührlichste und unkritischste Weise ausgelegt worden sind. Man kann sich dabey des Gedankens nicht erwehren, daß die einzige sichere, spätere, historische Ueberlieferung, welche sich nur auf die Aztekas bezieht, aus mancherlei Mißverständnissen auch auf die Geschichte der früheren Völker und Stämme ausgedehnt worden sey. Auch das voluminöse Werk Torquemada's giebt hievon Zeugniß, denn mancherlei Erzählungen in demselben lassen sich mit einander nicht in Verbindung bringen, andere wiederholen frühere Darstellungen mit allerlei Varianten, als erinnerte sich der Verfasser des Vorhergegangenen nicht mehr, und habe die mannichfaltigen Erzählungen und Auslegungen von Malereien, die sich auf Einen Gegenstand beziehen, als Basis verschiedenartigster Begebenheiten unter verschiedenen Völkern und Stämmen betrachtet.

Auf diese Weise scheint es dem Referenten geschehen zu seyn, daß ein Volk, unter dem Namen der Toltecas in die verwirrte Geschichte der mittelamerikanischen Völker, wie durch eine historische Phantasmagorie hereingezaubert wurde, ohne daß es jemals ein Volk dieses Namens gegeben hätte.

Die Toltecas scheinen vielmehr nur der concretgewordene Ausdruck für den fernsten mythischen Hintergrund der Geschichte der Aztekas, in welcher diese große Bauwerke erkennen, von deren Ursprung sie schlechterdings keine klare Vorstellung hatten, noch haben konnten.

Alles im Leben und der Geschichte jenes problematischen Volkes von Baukünstlern ist mythisch, und sie sind in dieser Beziehung ein merkwürdiges Gegenstück zu den Telchines auf Kreta und Rhodus.

(Fortsetzung folgt.)

1) Palästina. Von Karl von Raumer, Professor in Erlangen ꝛc.
2) Karte von Syrien. Den Manen Jacotin's und Burckhardts gewidmet von Heinrich Berghaus ꝛc.

---

(Fortsetzung.)

Als Beyspiel nehme ich eine, die in der alten Geschichte denkwürdig, von Stephan Schulze und Pococke (II. 98) bemerkt und von Burckhardt genau beschrieben, aber bisher noch nicht mit dem Alterthum verglichen worden ist. Der alte Handelsweg von Akre nach Damaskus führt an der Westseite des Sees Genezareth vorüber, wendet sich dann um das Nordende desselben und um den südlichen Fuß des Hermon, die berühmte via maris. Auf diesem Wege drangen auch häufig nördliche und östliche Feinde in das Land; feste Burgen an demselben waren daher wichtig. Burckhardt untersuchte eine solche, eine halbe Stunde westlich von Medschdel (Magdala) auf der Klippe, welche an den Wady Hamam stößt, Kalaat Jbn Maan oder Kalaat Hamam, d. i. Taubenburg genannt, wegen der ungeheuern Menge wilder Tauben, die dort nisten.

»In dem Kalkberge sind viele natürliche Höhlen, die durch in den Felsen gehauene Gänge mit einander ver-

bunden sind, und die man, um sie bewohnbar zu machen, erweitert hat. Auch hat man Mauern quer vor die natürlichen Oeffnungen gezogen, so daß niemand hineinkann, als durch die engen, die Verbindung unterhaltenden Gänge, und überall sind schmale Bastionen angelegt, um den Eingang des Kastells zu vertheidigen, welches auf diese Weise fast uneinnehmbar geworden ist. Der senkrechte Felsen schützt es oben, und von unten führt nur ein Fußsteig herauf, der so steil ist, daß ein Pferd ihn nicht ersteigen kann. Mitten in den Höhlen sind mehrere Cisternen eingehauen. Das Ganze könnte etwa 600 Personen Zuflucht gewähren; allein die Mauern sind jetzt in sehr schadhaftem Zustande. Der Platz war wahrscheinlich das Werk eines mächtigen Räubers, etwa in der Zeit der Kreuzzüge. Ein paar zusammenhängende Gewölbe mit Spitzbögen zeugen von der gothischen Architektur. Unten im Thale läuft ein kleiner Bach, der sich in den Wady Lymun ergießt «

Man ist versucht in dieser merkwürdigen Höhle die Kreideburg der Kreuzfahrer, welche Willermus Tyrensis 22, 15 und 21 fast mit Burckhardt's Worten als ein wichtiges praesidium munitissimum beschreibt, wiederzufinden; aber die regio Sueta, in welcher sie liegt, ist deutlich im Nordosten des Sees Genezareth. Unsere Höhle erinnere ich mich nicht in den Gestis Dei per Francos erwähnt gelesen zu haben. Aber desto bestimmter tritt sie uns in den Schriften des Josephus entgegen. Josephus zählt Bell. Jud. II. 20, 6 unter den Punkten, die er habe in Galilaea inferior befestigen lassen, auf: τὰ περὶ Γεννησὰρ τὴν λίμνην σπήλαια. In §. 37 seiner Vita setzt er dafür Ἀρβηλῶν σπήλαιον, die Höhle von Arbela. Dies Arbela lag nach Archäol. 12, 11, 1 und 14, 15, 4 zwischen Sepphoris und Tiberias. Die Lage der Spelunke trifft also genau zu: am See Genezareth zwischen Tiberias und Sepphoris. Herodes lernte die Wichtigkeit dieser Burg kennen; denn als er, um einen Aufruhr zu dämpfen, Sepphoris belagerte, beunruhigten Räuberhorden, welche mit ihren Familien in derselben hausten, sein Heer und das ganze Galiläa. Nach der Eroberung von Sepphoris zog er gegen die Räuber, (Arch. 14, 15, 5 u. B. Jud. 1, 16, 4) fand sie gerüstet beym Flecken Arbela, schlug sie bis an den Jordan und kehrte dann um zur Spelunke, in welche sich ein Haufe zurückgezogen hatte. Sie war an Bergabhängen, von allen Seiten unangreifbar, indem sie nur einen sehr schmalen, steilen Zugang hatte. Der vordere Fels fällt in ein tiefes Thal ab und steht senkrecht über Schluchten, so daß der König wegen der Schwierigkeiten des Ortes in große Verlegenheit gerieth, endlich aber ein gefährliches Mittel ersann. Große Kästen voll tapferer Männer wurden nämlich mittelst eiserner Ketten vom Gipfel des Berges herabgelassen bis zu den Mündungen, und die Vertheidiger derselben mit Waffen und Feuer bezwungen. Man vergleiche Burckhardt's Beschreibung des Taubenschlosses mit der Schilderung des Josephus, so wird über die Identität des Ortes kein Zweifel bleiben. Dieselbe Höhlenburg wird sodann noch früher erwähnt: 1 Makk. 9, 2: Bacchides zog mit seinem Heere nach Galgala, d. i. Galiläa, und belagerte und eroberte Messaloth in Arbela. Josephus erklärt diese Worte, durch seine Erzählung derselben Geschichte, Arch. 12, 11, 1: παραγενόμενος εἰς Ἰουδαίαν, ἐν Ἀρβήλοις πόλει τῆς Γαλιλαίας στρατοπεδεύεται καὶ τοὺς ἐν τοῖς ἐκεῖ σπηλαίοις ὄντας· (πολλοὶ γὰρ εἰς αὐτὰ συμπεφεύγασιν) ἐκπολιορκήσας καὶ λαβών, ἄρας ἐκεῖθεν ἐπὶ τὰ Ἱεροσόλυμα σπουδὴν ἐποιεῖτο. Der Name Messaloth ist dunkel; vielleicht darf man ihn aus מסלות, mesilloth d. i. climax erklären, wie häufig in Syrien steile Vorgebirge und Bergwände genannt werden, man vergleiche z. B. Scala Tyriorum, die in der Gemarra סולמות של צור mit einem Substantiv derselben Wurzel סלל heißt. Am frühsten finde ich diese Burg erwähnt Hosea 10, 14; hier werden die Israeliten ermahnt, sich nicht auf die Menge ihrer Helden und die Festigkeit ihrer Burgen zu verlassen, denn „es soll sich ein Getümmel erheben in deinem Volk, daß alle deine Festen zerstöret werden, gleichwie Salman verstörete das Haus Arbeel zur Zeit des Streits, da die Mutter über den Kindern zu Trümmern gieng.“ Die Exemplifikation setzt voraus, daß das Haus Arbeel den Ruhm der Uneinnehmbarkeit hatte. Das Ereigniß selbst ist nicht weiter bekannt. Der Name Beth Arbeel paßt aber trefflich zum Orte, denn er bedeutet nach Gesenius: domus insidiarum Dei. Wir hätten somit die Geschichte dieser denkwürdigen Höhle 2600 Jahre in die Vorzeit zurück verfolgt, bis in die Zeit, da Rom noch nicht war. Andere Höhlen, deren Geschichte noch weiter zurückgeht, warten nur auf einen zweiten Burckhardt, der sie entdecke, wie die Höhlen Adullam und Makkeda im Stamme Juda. Abrahams doppelte Höhle zu Hebron, welche schon 1 Mos. 23, 9 genannt ist, darf kein Christ betreten.

(Fortsetzung folgt.)

# Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 30. November.

Nro. 239. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1836.


## Antiquities of Mexico; comprising Facsimiles of ancient mexican Paintings and Hieroglyphics, preserved in the Royal Libraries of Paris, Berlin and Dresden, etc.

(Fortsetzung.)

Die Urgeschichte aller Völker hängt mit der Geschichte ihrer Nutzpflanzen und Hausthiere zusammen. Referent ließ es sich darum keine Mühe verdrießen, die Geschichte des Maiz oder türkischen Korns, der Baumwolle, des Cacao nachzuspüren. Aber die Ergebnisse seiner Forschungen sind höchst dürftig.

Nach Torquemada *) hatten einige wenige Personen vom Volke der Toltecas, die von der Vertilgung dieses Volkes durch die Seuche übrig geblieben waren, Sämereien der Nutzflanzen aufbewahrt, jedoch nicht gewagt, sie zu säen, aus Furcht, deßhalb von den Chichimecas üble Behandlung zu erfahren. Aber unter Nopaltzin, dem Sohne Xolotls, säete der Herr von Quauhtepec, Xiuhtlato, ein Abkömmling der Toltecas, die aufgehobenen Körner, und so wurden die Chichimecas mit dem Gebrauche der Nutzpflanzen bekannt. Gomara dagegen **) läßt die Cultur der Nutzpflanzen durch die Acolhuas nach Anahuac bringen. Acosta, ***) der einem Theile der Nahuatlacas den Ort Teuculhuacan (d. i. Ort derer von göttlicher Abkunft) als Wohnsitz zuschreibt, also hierunter, wohl auch die Culhuas oder Acolhuas versteht, bemerkt, daß sie Landbau getrieben hätten, was von den Aztecas nicht gerühmt wird.

Nichts wäre unwahrscheinlicher, als die Annahme, daß man in der Cultur des Maiz und anderer Nutzpflanzen Pausen gemacht, diese nicht vom Vater auf den Sohn bis zur Gegenwart herabgeführt hätte.

Lassen wir nun, in Folge dieser Betrachtungen, die Toltecas in der Reihe historischer Nachweisungen ganz aus, so stossen wir in den Werken über mexikanische Geschichte auf die Chichimecas, deren Herrschaft über das Land Anahuak als die zweyte große Periode betrachtet wird.

Hier ist es sehr auffallend, daß die Chichimecas von Acosta *) Gomara **) und Torquemada ***) als anfänglich ganz rohe, bestialische Wilde geschildert werden, den Wilden von Surinam und Brasilien ähnlich. Sie waren ein rohes Jägervolk, lebten, ohne Agrikultur, in unterirdischen Höhlen, giengen nackt; ihre Weiber theilten die Geschäfte

*) Monarquia indiana I. p. 67. 1.

**) Conquista de Mexico. Cap. 194.

***) Hist. mor. de Indias Libr. VII. c. 2.

*) A.a. O.

**) A.a. O. Artikel Chichimecas.

***) Monarquia indiana. L. 1. C. 15. Auch Sahagun, der (l. c. p. 307. §. 2.) die Chichimecas in drey Stämme: Otomis, Tamimes (Bogenschützen) und Theuchichimecas oder Cacachichimecas eintheilt) schildert dieses Volk fast so, wie wir jetzt die Wilden in Südamerika finden. Die Tamimes lebten in Höhlen, die Theuchichimecas waren: de todo barbaros, straften die Ehebrecher (wie jetzt die Botocudos zu thun pflegen) mit Pfeilschüssen, waren Jäger, bewaffneten ihre Pfeile mit scharfen Steinen,

der Männer u. s. w. Sie zogen in vielen kleinen Horden in die schönen Thäler von Anahuac, und ließen sich hier neben einander nieder. Die Schilderung dieser geschichtlichen Anfänge in Mexiko hat die größte Aehnlichkeit mit denen der Peruaner. Entkleidet man die Häuptlinge ihrer prunkvollen Titel von Kaisern und Königen, vergleicht man die geringen Distanzen, in welchen diese „Fürsten der Chichimecas", oft nur einige Stunden weit von einander, residirt haben, so erscheint ihre ganze Geschichte als ein Gewebe kleinlicher Begebenheiten: Ränke, Eifersucht, Weiberraub, Zwistigkeiten, Kriege Bündnisse, Trennung und neue Kriege zwischen kleinen, nahe aneinander wohnenden Volkshaufen. Nichts liegt dann näher, als der Zweifel, wie diese rohe Horden, ohne eine Einwirkung von Aussen, in einigen Jahrhunderten zu einer vielgliedrigen Mythologie und zu großen, nach astronomischen Rücksichten erbauten Pyramiden und Tempeln hätten kommen können.

Das Wort Chichimeca ist übrigens aztekischer Abkunft. Es wird von Torquemada und Andern von „Chichi, Weiberbrust" oder „Saugen" abgeleitet, und mit Blutsauger übersetzt, weil sie die Gewohnheit gehabt hätten, dem erlegten Wild das Blut auszusaugen. Es könnte aber auch von Chichi „Hund" und Mecatl „Strick" abgeleitet und mit Hundeführer übersetzt werden. Wahrscheinlich war es ein Collectivum, womit die Azteken gewisse Stämme oder Völker zu bezeichnen pflegten. Gegenwärtig versteht man in Mexiko unter Chichimecas ohne Unterschied rohe und wilde Stämme, welche im Norden ein, den Ansiedlern feindliches Nomadenleben führen, eben so wie man in Brasilien dafür das Wort Bugres oder Botocudos, in Ober-Peru das Chiriguanos gebraucht.

Acosta betrachtet *) die Chichimecas als identisch mit den Otomies, und Torquemada **) neigt sich an einer Stelle, unter Anführung seines Vorgängers, derselben Meynung zu, indem er die Teochichimecas für gleichbedeutend mit den Otomies angiebt. Die Otomies werden aber von den meisten Historikern zu dem Stamm der Aztecas gerechnet, obgleich sie eine eigenthümliche Sprache sprechen. ***) Gomara berichtet ausdrücklich, daß

---

ließen die Weiber kochen, damit ihnen der Rauch die Augen nicht zum Jagdhandwerk untauglich mache, tödteten ihre Kranken, wenn sie nicht in wenig Tagen genasen, behandelten ihre Schwangeren und Gebährenden sehr roh. S. 309. aa. O. sagt er, sich widersprechend, die Nahoas-Chichimecas sprachen die Nahoa oder mexikanische Sprache zugleich mit der Chichimeca; die Otomis Chich. sprachen mexikanisch und otomisch. — Eben so wenig Harmonie ist in das zu bringen, was Sahagun S. 318—322 über die Mexicanos oder Mexicatl sagt. — Man sieht deutlich, daß alle hier zusammengetragenen Nachrichten aus dem Munde verschiedener Berichterstatter (Indianer) aufgenommen worden. Auch jetzt lassen sich Indianer, wenn gefragt, in ganz gleicher Weise vernehmen.

*) Historia moral de Ind. L. VII. c. 2.

**) Vol. I. p. 261.

***) Zur ersten Tafel des dritten Theiles der historischen Malereien des Codex Telleriano-Remensis macht der Ausleger die Erklärung: Die Achte, welche aus den sieben Höhlen hervorgiengen: Chichimecatl, Nonoalca, Michiuaca, Couixca, Totonaca, Cuexteca, Olmeca und Xicalanga. Hier werden die Otomis nicht als Stammverwandte der Cuextecas (Aztecas) genannt, wohl aber die Miches, Totonacas, Olmecas und Xicalancos, die große, von den Azteken verschiedene Nationen, mit andern Sprachen sind. Dagegen sagt Gomara (Conquista de Mexico im Kapitel von den Mexikanern): die Mexikaner stammen alle von einem Vater: Itztacmixcoatl, der von der einen Frau sechs Söhne: Xolhua, Tenoch, Olmecatl, Xicallancatl, Mixtecatl, Otomitl, und von der andern einen, den Quetzalcoatl erhalten hatte. Hier werden also die Otomis mit den Azteken zusammengestellt, zugleich aber auch mit Völkern, welchen andere Sprachen angehören. — Aus allem diesem scheint aber hervorzugehen, daß Chichimec auch kein besonderer Volks- sondern vielmehr ein Collectivname war.

die Chichimekas aus Culhuacan gekommen, und daß die Acolhuas oder Culhuas eine Horde, ein Stamm derselben, gewesen seyen.

Die Acolhuas oder Culhuas (Abkömmlinge des Xolhua) sprachen übrigens eine der aztekischen verwandte Sprache, und sind es ganz vorzüglich, denen die historischen Malereien zugeschrieben werden. Die Periode ihrer Einwanderung nach Anahuac ist nicht mit Sicherheit auszumitteln. Jedenfalls aber waren sie zur Zeit der Ankunft der Azteken bereits lange ansäßig, und spielten eine wichtige Rolle unter den übrigen Bewohnern des Landes.

Später, gegen Ende des zwölften Jahrhunderts, erscheinen nun zwischen diesen Stämmen die verschiedenen Horden der Aztecas, oder der eigentlichen Mexikaner.

Kein historischer Zug spricht für die Annahme, daß sie einen höheren Grad von Bildung mitgebracht hätten, als die, ihnen verwandten Acolhuas, am See Tezcuco, schon besaßen. Sie scheinen vielmehr, wie Bergvölker, oder solche, die aus kälteren Gegenden herkommen, roher, aber muthiger uud tapferer, als die bereits angesiedelten, gewesen zu seyn.

Diese Aztecas heißen auch Huatlacas oder Nahuatlacas, d. i. nach Acosta „die laut und deutlich Redenden.“ Während bey denen in der Tierra caliente wohnenden, weichlicheren Acolhuas der unmittelbare Wille des erblichen Fürsten als Despotismus auftritt, ist bey den Aztecas das hierarchische Verhältniß entschiedener ausgeprägt. Sie brauchten auf ihrer langen Wanderung die Einsicht der Klügsten, ihrer Priester. Diese stehen im größten Ansehen. Sie sind es, welche das Volk durch Orakelsprüche und Visionen leiten. Alles erinnert hier an den Schamanismus der ostasiatischen Völker. Die Sagen, welche sich auf die Einwanderung dieser Aztekas beziehen, haben insgesammt den Charakter einer Alles vermögenden Priesterschaft. So die Sage, daß das Volk auf den Rath der Priester Huitziton und Tecpatzin während der Wanderung dem Gesange des Vogels Tihui d. i. Laßt uns gehen ꝛc. folgte; ferner die Tradition von der Zauberin Quilaztli, worin der Adler und der Nopalbaum, die Insignien der Azteken, eine Rolle spielen; und jene andere, daß das Volk in Tula, auf Befehl der Priester, unternahm, durch Ableitung des Flusses eine künstliche Insel, das Vorbild ihres künftigen, ihnen von den Göttern bestimmten Wohnsitzes, zu schaffen. Unter dieser theokratischen Leitung gelangen die Aztecas endlich an den See von Tezcuco. Ihre Zahl kann nicht beträchtlich gewesen seyn, denn sie lassen sich, wie einst die Gründer Venedigs, auf einer kleinen Insel im See nieder. Sie haben kein Land zum Anbau, auch keine Weide, denn sie sind gezwungen, ihre Vegetabilien auf schwimmenden, künstlich angelegten Gärten zu ziehen.

(Fortsetzung folgt.)

1) Palästina. Von Karl von Raumer, Professor in Erlangen ꝛc.
2) Karte von Syrien. Den Manen Jacotin's und Burckhardts gewidmet von Heinrich Berghaus ꝛc.

---

(Fortsetzung.)

Während Kreide und kreidiger Kalkstein in den Bergzügen zu beyden Seiten des Jordans herrscht, tritt gleich daneben der stärkste denkbare Gegensatz hervor. Denn im Osten derselben vom Dschebel Kessue bey Damask über die Ebenen von Dschedur und Hauran, dem rauhen Distrikt Bedschah, das Gebirg Hauran, und so weit man südlich gekommen ist, herrscht der schwarze, eisenharte Basalt. Beyde Formationen sind einander „in jeder Hinsicht so entgegengesetzt wie Weiß dem Schwarz,“ die ganze Gegend trägt einen düstern Charakter, der Basalt bildet wüste Steinfelder und Kuppen, Höhlen fehlen gänzlich, nur zur Aufbewahrung des Getraides und des Regenwassers sind unterirdische Behälter mit unsäglicher Bemühung ausgehauen. Alle Ortschaften sind ganz aus diesem schwarzen Gestein ohne Hülfe des Holzes, welches im Alterthum dort schon eben so selten gewesen seyn muß, wie heute, erbaut, zur Sicherheit ummauert

und mit festen Thoren versehen. Jetzt ist das Land mit zahllosen*) Ruinen übersät, welche die Finsterkeit des Anblickes außerordentlich erhöhen. Ueber die Ausdehnung der Basaltformation gegen Westen weicht Rec. von dem Verf. ab. Letzterer rechnet dazu auch die Hochebene Dscholan zwischen dem Hermon und dem Hieromax, S. 62. Diese ganze Gegend ist freylich jetzt noch terra incognita, aber wir können auf ihre mineralogische Beschaffenheit aus den Berichten des Mittelalters sicher schließen. Durch ein etymologisches Mißverständniß erklären sich die Schriftsteller der Gesta Dei das Trachonitis Luc. 3, 1 aus dem Worte traco d. i. meatus occultus et subterraneus, und schreiben daher immer Traconitis. Ihr Traconitis befaßt nun das alte Gaulanitis. Marinus Sanutus p. 250 setzt es östlich vom obern Jordan und nimmt es als identisch mit der planities Libani Jos. 11, 3, 17. Er sagt, daß es sich erstrecke bis Cedar und bis zum galiläischen Meere. Cedar ist ihm p. 246 gloriosa civitas et munita in monte Sanyr; inde transit via, quae ducit de Accon per litus aquilonare maris Galilaeae et per Cedar**) in Aram. Der mons Sanyr aber ist nach p. 250 die Fortsetzung des großen Hermon gegen Süden, und endet sub monte Galaad in loco opposito civitati Bethsan et monti Gilboë- — kürzer hätte er sagen können am Hieromax. Nicht weit nördlich von Cedar ist Sueta in der überaus fruchtbaren Gegend desselben Namens, denn er sagt: sub hac civitate (Sueta) versus Cedar convenire Saraceni soliti sunt circa fontem Phiale, nahe dabey sey das Grab Hiobs und eine leuca davon incipit ascensus montis Sanyr. In der regio Sueta aber ist die von Willermus Tyrensis 22, 15 u. 21 so genau beschriebene Kreideburg mit Kieseladern, welche die Kreuzfahrer incidendo eroberten. Hier haben wir eine Angabe, welche keinen Gedanken an Basalt aufkommen läßt. Von Traconitis sagt endlich Willermus 16, 9 ganz allgemein: paene universus illius regionis populus in speluncis et cavernis habitat et in traconibus habet domicilia. Nehmen wir noch die Schilderung der Lage Gamalas, welche Josephus giebt, hinzu, und seine Bemerkung, daß es seinen Namen (Kameel) von der buckelförmigen Gestalt des Berges, auf welchem es lag, erhalten habe, so scheint es wohl ausgemacht, daß auf der Ostseite des Jordans vom Fuße des Hermon oder Dschebel el Scheikh bis zum Hieromax, d. h. in Gaulanitis, kreidenartiger Kalk das herrschende Gestein ist, wie im Süden des Hieromax. Die Gränze beyder Formationen ist wahrscheinlich die Gränze des Gebirgs und der Ebene. Wenn daher in und an dem Hieromax Basalt gefunden wurde, so kann es nur sporadisches Vorkommen seyn, wie dies auch an einigen Punkten im Westen des Jordan der Fall ist (nach S. 62, Anm. 186 u. 190).

Der Verf. stimmt (S. 65 u. 77) der Meynung Ritters bey, welcher die eiserne Bettstelle des Königs Og von Basan (5 Mos. 3, 11) für eine basaltene und die ehernen Riegel seiner Städte (1 Kön. 4, 13) für Basaltthore erklärt. Allein abgesehen davon, daß im hebräischen Texte ausdrücklich die Worte Eisen und Riegel (nicht Thore) gebraucht, dann 5 Mos. 3, 5 die Riegel neben den Thoren genannt sind, und man doch zugestehen wird, daß die Hebräer das Eisen kennen mußten, erfordert gerade das schwer zu bearbeitende Materiale, der harte Basalt, das beste und reichste Eisengeräth; es ist also auch kein Wunder, wenn wir neben dem Basalt seinen einzigen Bezwinger, das Eisen, hier zu ungewöhnlichem Gebrauche verwendet finden. Der Libanon hat Eisen in großer Menge und vielleicht ist gerade die Nähe von Trachonitis der Grund, weshalb man sich in Damask frühzeitig auf die sorgfältige Bearbeitung dieses Metalles legte.

Der ebene Küstensaum von Palästina zerfällt schon in der ältesten Zeit in eine nördliche und südliche Hälfte. Der nördliche Theil vom Vorgebirge Karmel bis Lydda heißt Saron (d. i. Ebene), der südliche von Ramle bis Gaza heißt Sephela (d. i. Niederung). In den kirchlichen Uebersetzungen ist der Name Sephela nicht als nomen proprium gefaßt, die Vulgata hat planities oder campestria, die deutsche Uebersetzung: Gründe z. B. Sacharja 7, 7, wodurch die Deutlichkeit des Grundtextes verwischt wird. Nur 1 Makk. 12, 38 ist Sephela geblieben wie im Grundtexte.

(Fortsetzung folgt.)

*) In dem Citat aus Berggren S. 65 werden 3—400 Ruinen im alten Basan gezählt. Dies scheint auf einem Mißverständnisse des Schweden zu beruhen. Denn Buckingham bemerkt öfter, z. B. II. S. 118 u. 234, daß die Araber jener Gegenden die Zahl 366 wie die Römer ihr sexcenti brauchen. Gerade in der Gegend, von welcher Berggren spricht, sagte man ihm auch, daß es da 366 Ruinen gebe.

**) Reland's Vermuthung: das Cedar der Kreuzfahrer sey das alte Gadara, ist daher irrig. Jene unterschieden Gadara wohl von Cedar. Brokard sagt, Cedar sey Gamala, dafür scheint es aber zu nördlich zu liegen.

# Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 1. December.

Nro. 240. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1836.


Antiquities of Mexico; comprising Facsimiles of ancient mexican Paintings and Hieroglyphics, preserved in the Royal Libraries of Paris, Berlin and Dresden, etc.

(Fortsetzung.)

(Dieser Umstand wird übrigens vielfach bezweifelt, indem man die Chinampas für nichts anderes deutet, als für die Kähne, worauf die grüne Waare nach Mexiko auf den Markt gebracht wird). Dem Häuptling von Culhuacan, als dessen Schützlinge die Aztecas anfänglich erscheinen, stehen sie gegen die Xochimilcos bey, die ebenfalls am See von Tezcuco wohnen. Neben diesen drey Stämmen hausen aber hier noch viele andere, rings um den See, eine Thatsache, welche schlechterdings die Meinung ausschließt, als sey hier von großen, mächtigen Völkern die Rede.

Aus allen diesen Betrachtungen geht fürs Erste hervor, daß die Acolhuas die Ersten seyen, welche, nach historischen Documenten, mit Sicherheit als Bewohner von Anahuac betrachtet werden können. Ihnen folgen die Aztecas. Die Aufgabe der kritischen Geschichtsforschung ist nun, das Verhältniß jenes Volkes zu den späteren Ankömmlingen und zu den übrigen Völkern, die Neuspanien inne hatten, ihre Beziehungen zu den Resten der Baukunst und Sculptur, die dort angetroffen werden, und zu den historischen und hierosymbolischen Malereien ins Licht zu setzen. Was diese letzteren betrifft, so ist nicht zu verkennen, daß ein sehr verschiedener Styl in ihnen ausgeprägt ist. Gewisse Zeichnungen, die sich vorzugsweise auf Verhältnisse des Cultus, der Theogonie und übrigen Mythologie, sowie auf die damit innig verwebte Zeitrechnung *) beziehen, und deren Erklärungen unvollständiger und divergenter sind, haben einen barbarisch grotesken Charakter, sind aber doch mit solcher Bestimmtheit und in einem (vielleicht traditionellen) manierirten Styl ausgeführt, so daß sie

*) Sehr zu wünschen wäre, daß die mexikanische Chronologie von einem Astronomen gründlich geprüft, und in ihr wahres Licht gesetzt würde. Dazu sind nun freylich vor Allem noch Beobachtungen am gestirnten Himmel, die von Mexikanern oder andern Indianern zur Zeit der Conquista gemacht worden wären, aufzusuchen und in Rechnung zu nehmen. Haben aber die Mexikaner zu der Zeit des Cortes noch die Wissenschaft gehabt, ihren Calender nach Beobachtungen zu reguliren? Wir möchten es kaum annehmen. Auch sind wir nicht so glücklich gewesen, eine einzige, sich hierauf beziehende Angabe von Gültigkeit in den ältern Schriftstellern über die Entdeckung u. s. w. aufzufinden. Ein Werk über diesen Gegenstand von dem mexikanischen Astronomen Leon y Gama ist uns nie zu Gesicht gekommen. Es heißt: Descripcion historica y chronologica de las dos Piedras, que con ocasion del nuevo empedrado que se está formando en la plaza principal de Mexico, se hallaron en ella el anno de 1790. Explicase el sistema de los Calendarios de los Indios, el metodo que tenian de dividis et tiempo y corecion que hacian de el para igualar el anno civil, de que usaban con el anno solar tropico. Noticia muy necessaria para la perfecta intelligencia de la segunda piedra: à que se annaden otras curiosas e instructivas sobre la Mythologia de los Mexicanos, sobre su astronomia y sobre los ritos y

gewissermaassen an manche althindostanische Monumente erinnern. Andere dagegen sind viel roher, einfacher und mit kindischer Unbeholfenheit entworfen. Sie stellen vorzugsweise historische Verhältnisse dar, und die Indianer, die hier abgebildet werden, gleichen denen, wie sie zur Zeit der spanischen Eroberung waren, oder auch jetzt noch sind. Diese Malereien beginnen oft mit dem Marsche eines Volkes aus den sieben Höhlen, und endigen mit Begebenheiten, welche sich nach der Eroberung zugetragen haben. Hieher gehört also die sogenannte Colleccion des Mendoza, die dritte und vierte Abtheilung des Codex Telleriano-Remensis, während andere Sammlungen, wie z. B. der erste und zweyte Abschnitt des eben genannten Codex oder die merkwürdige Reihe aus der vaticanischen Bibliothek, die den zweyten Theil in Aglio's Werke beginnt, den mehr verzierten, hierarchischen Styl darstellen. Die letzteren Malereien dürften vielleicht als den Acolhuas zugehörig anzusprechen seyn, während die ersteren ohne allen Zweifel ächt aztekisch sind.

Die Azteken vollführten ihre Wanderungen, wie schon weiter oben angedeutet worden, unter der Leitung ihrer Priester und Orakelsprecher. Bey dieser Abhängigkeit von einer hierarchischen Verfassung, wäre es allerdings denkbar, daß sie, wie die Juden ihre Bundeslade, Bilder als ältere Monumente ihrer mythologischen Ansichten und Traditionen mit sich geführt hätten, und daß diese auch jetzt theilweise in unsern Händen wären. Dagegen ist in keiner Weise anzunehmen, daß diese Einwanderer auch jene großartigen Sculpturen, die Götterbilder, die sogenannte Uhr des Montezuma, oder den mexikanischen Thierkreis, mit sich nach Anahuac gebracht hätten.

Diese staunenswürdigen Reste sind ohne Zweifel in Anahuac selbst verfertigt worden, eben dort, wo uns jetzt noch die Pyramiden mit regelmäßig nach den Weltgegenden gerichteten Grundlinien, die ungeheueren Bauwerke von Papantla, Mitla und Teotihuacan begegnen.

Diese großen Denkmäler, welche an Ausdehnung und imposanter Einfalt mit den ägyptischen verglichen werden können, sind gewöhnlich ohne Unterschied mexikanisch, oder aztekisch genannt, und demselben Volke zugeschrieben worden, das in seinen historischen Malereien (vom Zuge aus den Siete Cuevas oder der Insel Aztlan nach Anahuac, von den Kämpfen der Einwanderer mit den früher Angesessenen, oder von den Tribut-Arten, welche den einzelnen Ortschaften obliegen u. s. w.) kaum die ersten kindischsten Rudimente der Zeichenkunst darthut. Ref. hält es für unmöglich, daß ein Volk, welches Sterne beobachtete, sich das Jahr nach einem eigenen Thierkreis eintheilte, und eine vielseitige bunte Mythologie entwickelt hatte, daß ein solches Volk sich mit historischen Malereien von solcher Unbeholfenheit und Unmündigkeit hätte begnügen können. Es scheint ihm, daß die Aztecas mit der höhern Cultur, welche jene Monumente errichtet hatte, erst nach ihrer Einwanderung in Anahuac und auch dann nur unvollkommen bekannt geworden seyen.

Von welchem Volke aber stammen jene Werke, die Zeugen einer längst untergegangenen Herrlichkeit in Neuspanien und Guatemala ab? Von den Acolhuas, den ersten Bewohnern des Landes, die mit historischer Gewißheit angenommen werden können? — Schwerlich! denn diese scheinen in ihrer Bildung, obgleich den Aztekas voran, doch keineswegs so hoch gestanden zu seyn, daß ihnen solche colossale Schöpfungen möglich gewesen wären. Sie selbst wollen auch diesen Ruhm nicht für sich, indem

---

ceremonias quae acostumbraban en tiempo de su gentilidad. Por D. Ant. de Leon y Gama. Mexico 1792. 4. — Gegen diese Erklärung ist ein anderer span. Astronom, J. A. Alzate y Ramirez (derselbe, welcher sich viel mit der Bestimmung der Länge von Meriko beschäftigt hat) in der Gazeta de Literatura von Meriko, vom J. 1792. July 15. u. 16. sehr scharf zu Felde gezogen.

sie in ihren Traditionen auf ein Volk von Baukünstlern, und Werkführern, die Toltecas, hinweisen, die, im mythischen Dunkel ferner Jahrhunderte, die letzte Grenze ihrer Erinnerungen einnehmen. Bis auf den Namen ist dieses Volk verloren gegangen, eben so wie in Peru die äußerste Sage von einem Volke weißer, bekleideter Menschen spricht, das die dortigen großen Bauwerke errichtet habe, und dann in einer Nacht spurlos verschwunden sey. *) (Der frühere Bewohner der neuen Welt scheint, nach allen mythischen Spuren immer als bekleidet gedacht worden zu seyn.)

Mit diesen frühesten Bewohnern von Anahuac scheint auch ihre Weisheit, ihr Sternendienst, ihre Astrologie, und das Princip ihres Kalenders verloren gegangen zu seyn. Die späteren Völker haben in fortschreitender Entartung nur die blutigen Gräuel der Menschenopfer, eine ganz verdüsterte, und verworrene Mythologie zugleich mit einer practischen Uebung des vor langen Zeiten angenommenen Kalenders, beybehalten und zu derjenigen monstruösen Form eines hierarchischen Despotismus ausgebildet, welche die Spanier bey der Eroberung angetroffen.

Als Xolotl, der Fürst der Chichimecas, oder Acolhuas vom Norden nach Anahuac eindrang, fand er, so erzählt die Sage, das Land ohne Bewohner, wohl aber noch mit großen Bauwerken versehen; und der Eindruck dieser Monumente auf sein Volk war so gewaltig, daß es sich nur nach mehrfach ausgesendeten Spähern sicher glaubte, und vorzugehen wagte. Daß er noch einzelne Ueberreste der ehemaligen Bevölkerung gefunden, und durch diese mit dem Bau des türkischen Korns und der Baumwolle bekannt geworden sey, ist eine andere Sage, die wir schon angeführt haben. So mögen jene Reste des mythischen Urvolkes die Alcohuas und die später eingewanderten Aztecas in die Kenntnisse ihrer Angehörigen eingeweiht haben. Aber diese scheinen unfähig gewesen zu seyn, den empfangenen Samen höherer Bildung fortzuentwickeln. Sie benutzten das, was sie sich von den Urbewohnern aneignen konnten, nach ihrer Weise, wie der Guckuck sein Ei in ein fremdes Nest legt. Der Dienst von Menschenopfern, der in Amerika unter den mannigfaltigsten und gräßlichsten Formen von jeher gewaltet hat und noch waltet, war vielleicht auch in jener frühesten Periode in Anahuac herrschend, so daß ihn dann die spätern Einwohner in ihrer blutigen Weise mehr und mehr auszuführen Gelegenheit und Veranlassung fanden. Die Acolhuas pflegten auch Menschen zu opfern. Den Aeltern wurden die Kinder abgekauft, um den Göttern geschlachtet zu werden, die Kriegsgefangenen fielen den blutigen Göttern. Die Aztecas opferten die Tochter des Kaziken der Alcohuas, und trieben diese Gräuel auf den Gipfel, indem sie Jünglinge und Priester mit der abgestreiften Haut der Opfer bekleideten. Schon Gemelli Carreri hat eine Statue, die dies vorstellt, abgebildet, und wir sahen eine Zeichnung mit demselben Gegenstand, die Hr. Nebel in Mexiko verfertigt hat. Die Größe dieses grausamen Götzendienstes, dem, wie wahrscheinlich übertriebene Gerüchte sagen, jährlich 40,000 Opfer gefallen seyn sollen, mag einen wesentlichen Einfluß auf die rohe Tapferkeit der Aztecas ausgeübt haben. Für den Forscher der alten amerikanischen Geschichte aber erscheint dieses Wüthen gegen das eigene Geschlecht höchst bedeutsam. So wie der Jahrtausende alte Menschenhandel in Afrika, für den dort gezeugt wird, der dortigen Menschheit einen eigenthümlichen Charakter verleiht, so in Amerika die wilden Opfer des fliessenden Menschenblutes, ein schrecklicher Zug, der in Mexiko unter theokratischen Formen erscheint, ganz ähnlich auch bey den Peruanern geübt wurde, und sich auf noch thierischere Weise in dem Kannibalismus der, jetzt fast ganz ausgestorbenen, Karaiben auf den Antillen, und vieler brasilianischer Stämme, so wie in der unmenschlichen Uebung vieler Stämme, die Leibesfrucht abzutreiben, oder in den Scalpen der nordamerikanischen Wilden wiederholt. —

(Schluß folgt.)

*) Piedro de Cieza. Cap. 105. Edit. Antv. 1554. p. 253. sq.

1) Paläſtina. Von Karl von Raumer, Profeſſor in Erlangen ꝛc.

2) Karte von Syrien. Den Manen Jacotin's und Burckhardts gewidmet von Heinrich Berghaus ꝛc.

---

(Fortſetzung.)

Ich finde nun nirgends bemerkt, ob dieſe Scheidung von Saron und Sephela auf einer natürlichen Gränze beruht. Hieronymus beſtimmt im Onomasticon Saron: a Caesarea Palaestinae usque ad oppidum Joppe omnis terra, quae cernitur, dicitur Saronas; und Sephela: usque hodie omnis regio juxta Eleutheropolim campestris ac plana, quae vergit ad aquilonem et occidentem Sephela dicitur. Daraus geht nichts Beſtimmtes hervor. Die einfache Antwort ſcheint eine Stelle der Jeruſalemiſchen Gemara zu enthalten: Von Bethharon bis Emmaus iſt Gebirg, von Emmaus bis Lydda Ebene, von Lydda bis an das Meer ein „Emek“ d. h. ein größeres breiteres Thal, wie das Jordanthal Joſ. 13, 27, die Ebene Esdrelon, das Thal Hebrons. Es iſt alſo die nördliche und ſüdliche Ebene durch eine ſchmale Zunge zwiſchen Emmaus und Lydda mit einander verbunden, aber durch ein breiteres Thal von geringer Vertiefung merklich geſchieden. Uebrigens ſcheint dieſes Thal mit zu Saron gerechnet, wohl auch vorzugsweiſe Saron genannt worden zu ſeyn, denn Hieronymus ſagt zu Jeſ. 33: Saron omnis circa Joppen Lyddamque appellatur regio, in qua latissimi campi fertilesque redduntur. Der Widerſpruch iſt gehoben, wenn Saron bald in weiterem, bald engerem Sinne gebraucht wurde. Mehrere Reiſende haben Bemerkungen, welche die Nachricht der Gemara beſtätigen; de Monconys z. B. erzählt I. p. 299: depuis Jaffa jusques à Rame c'est une grande campagne de quatre lieues de large de la mer jusques aux montagnes, laquelle ressemble fort à celle du Dauphiné. Von Jamnia ſcheint ein Hügelzug gegen Oſten zu gehen, wenigſtens wird im Buch Joſua ein Berg Baala bey Jamnia genannt. Der Beobachtung ſpäterer Reiſender bleibt die genauere Beſtimmung überlaſſen. Für uns wird dieſe Bemerkung der Uebergang zu dem, was unſer Verf. über die Flüſſe Paläſtinas lehrt. Denn es ſcheint, als ob dieſes Emek oder Breitenthal gebildet ſey von dem einzigen Fluſſe der Meeresküſte ſüdlich vom Karmel, der ſein Waſſer den größten Theil des Jahres hält und eine Mühle zu treiben vermag, (Reland p. 288 f.) Dieſer vom Verf. nicht erwähnte Fluß führt noch die beyden Namen, welche ihm von Abulfeda gegeben werden: Nahr Abi Betrus *) und Nahr el Audja (Tab. Syr. Zuſätze zu pag. 154 verglichen mit Scholz S. 134 u. 256). Bey den Kreuzfahrern heißt er fluvius Ramle, da Ramle nur eine halbe Stunde entlegen iſt. Aber früher kommt er nirgends vor. Sein Name el Audſcha, نهر العوجا leitet zu der Vermuthung, daß es ein und derſelbe ſey mit dem Ajalon der Schrift. Das Emek Ajalon wird genannt Joſ. 10, 12; die Stadt Ajalon im Stamme Dan neben Bethſemes und Thimna Joſ. 19, 42; 21, 24; beſonders deutlich wird die Lage derſelben durch 1 Sam. 14, 31 und 2 Chron. 28, 18. Ajalon aber ſtammt von אול ſich wenden und bedeutet der gewundene, wie Kiſon קישון tortuosus von קוש gebogen ſeyn; ſo heißt er nun heute noch el Audſcha: der gekrümmte. Ein Blick auf die Karte zeigt, wie dieſer Name vorzugsweiſe auf den Fluß paßt, welcher von Ramle in großem Bogen gen Nordweſten und dann gegen Südweſt bey Jaffa ins Meer geht.

S. 45—46 ſind nur die im Alterthum genannten Flüſſe der Küſte angeführt. Es muß aber auch hier die Regel gelten, daß von der gegenwärtigen Beſchaffenheit allein ſicher auf das Alterthum zurückzugehen iſt. Bey Scholz S. 134 ſind die Namen von Süden gen Norden aufgezählt, und mehr kann freylich jetzt kaum geſchehen, da keines dieſer Wadys von ſeinem Urſprunge bis an's Meer verfolgt worden iſt. Doch finden ſich einige Andeutungen. In der vita Saladini p. 191 wird der Bach zwiſchen Cäſarea nnd Arſuf نهر القصب d. i. Rohrfluß genannt; dies ſtimmt ſchön überein mit dem נחל קנה oder Rohrbach Joſ. 16, 8, welcher die Gränze zwiſchen den Stämmen Ephraim und Manaſſe bildete. — Der Bach Sorek kommt nur einmal in der Bibel vor. Richter 16, 4; aber bis auf dieſen Tag findet ſich ein Dorf Beit Surik, welches die Quelle des Baches Sorek zu bezeichnen ſcheint, den heutigen Koluneh, welcher das Terebinthenthal durchfließt, aber weiter nicht unterſucht iſt, ſo daß es ungewiß bleibt, ob er bey Asdod, wie Grimm hat, oder bey Askalon, wie bey Berghaus, in's Meer geht. —

(Fortſetzung folgt.)

---

*) Mit ſehr ergötzlicher Gelehrſamkeit weiſen Köhler und Reiske den Fürſten von Hamah zurecht und erklären dieſen Fluß für den Bach bey Botrys an der phöniciſchen Küſte. Er hat vielmehr ſeinen Namen von dem Apoſtel Petrus, welcher in dieſer Gegend wirkte, A. G. 9, 32 ff. 36 ff.

# Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 2. December.

Nro. 241. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1836.


Antiquities of Mexico; comprising Facsimiles of ancient mexican Paintings and Hieroglyphics, preserved in the Royal Libraries of Paris, Berlin and Dresden, etc.

(Schluß.)

Wer mit Wehmuth an das allmählige Aussterben der amerikanischen Menschen-Race denkt, und dabey die Grausamkeit des eingewanderten Europäers bezüchtigt, der mag an jene trostlose Entmenschung des Amerikaners sich erinnern, und sein Gefühl in dem Gedanken einer ewig waltenden Nemesis beschwichtigen. Uebrigens ist nicht zu übersehen, daß die ganz alten Bauwerke und Sculpturen, wie sie sich in Palenque finden, in ihrem Charakter wesentlich von den sogenannten aztekischen abweichen. Der dortige Baustyl ist großartiger, einfacher und weniger wild, weniger schauerlich und gräulich.

Wir stehen gegenwärtig erst an der Schwelle großer, höchst bedeutsamer Aufschlüsse über die verschiedene Natur dieser Bauwerke. In Mayapan, der alten Hauptstadt von Yukatan, sind nach Waldeck *) große architektonische Reste vom Charakter der aztekischen; gleicher Art sind die in Ocozingo, Bacalar, Peten, im Innern von Yucatan. Die großen Nasen, die obliquae imagines, welche in den Sculpturen der Azteken so auffallend sind, erscheinen auch hier; während sie in denen von Palenque nicht vorhanden sind. Von anderem Charakter sind auch die Bauwerke in Guazacoalco, in Thuantepec, auf der Serra de S. Martin und in Putuchan in Yucatan.

Während zur Zeit noch jede Aeusserung einer selbstständigen Meynung über diese interessanten Verhältnisse voreilig erscheint, wagt es Ref. nicht, die von ihm angedeuteten Ansichten, hier weiter zu verfolgen. Was er, auf die Gefahr hin, in große Irrthümer zu verfallen, hier zu äussern gewagt hat, möge vorzüglich nur bezwecken, auf ein Feld hinzuweisen, das gleichsam noch unaufgeschlossen, die Geschichtsforscher erwartet, und, wenn mit Glück angebaut, ihnen die köstlichsten Früchte verheißet.

Zum Schluße dieser Erörterungen erlaubt sich Referent nur noch einige kurze Bemerkungen, welche mit seiner Ansicht zusammenhängen, daß es nicht die Aztecas gewesen, welche die großen mexikanischen Baudenkmäler aufgeführt haben. Es ist wohl keinem Zweifel unterworfen, daß da, wo Städte erbaut wurden, wie die auf der Ebene von Palenque, welche, nach den jetzt aufgefundenen Substructionen, acht spanische Quadratmeilen einnahmen, eine ganz außerordentlich dichte Bevölkerung vorhanden gewesen seyn muß. Diese Werke, so wie die von Papantla, Mitla, die Pyramiden von Cholula, die Pyramiden von Teotihuacan, sieben Legoas von Mexiko, welche das Haus der Sonne, des Mondes und der Sterne genannt werden, sind entweder von großen Quadern, oder, und zwar größtentheils, von Adobes, lufttrockenen Ziegeln, erbaut. Welche Zahl arbeitender Hände war nothwendig, solche bergähnliche Gebäude aus Ziegeln aufzuführen?

*) Le Temps. 22. März 1835.

Schwerlich hätten die Aztecas, beständig mit ihren verschiedenen Nachbarn in Krieg, Menschen genug zu solchen Unternehmungen erübrigen können. Unter Montezuma hatte dieser Stamm den Gipfel seiner Macht erreicht. Der genannte Fürst sandte, wenig Jahre vor der Conquista, ein Heer von zwanzigtausend Kriegern mit dem Vorwande ab, um im Osten das Nachtlager der Sonne aufzusuchen, eigentlich aber, um die Mixes und Zapotecas, zwey mächtige und ganz unabhängige Völker im Südosten von Mexiko, zu unterjochen. Da nun jeder Azteke Krieger war, und da, andererseits, die Tlascallaner, nur wenige Tagreisen von Mexiko entfernt ansäßig, sich unabhängig von den Aztecas erhalten hatten, so mag dieß als Maaßstab dienen, die Bevölkerung der letzteren nicht so außerordentlich hoch anzunehmen, wie es von mehreren Schriftstellern geschehen ist. Es ist allerdings wahr, daß die Einwanderung der Spanier den Stand der indianischen Bevölkerung wesentlich verändert hat; vorzüglich die Blattern-Epidemien, welche fast alle Decennien wiederkehren, haben seit Jahrhunderten große Verheerungen in der Bevölkerung angerichtet. Aber diese Seuchen haben nicht blos die Azteken, sondern auch die übrigen Stämme und Völker in gleichem Verhältniß getroffen, und doch wohnen gegenwärtig mehrere indianische Völker in Central-Mexiko, welche auch jetzt viel zahlreicher sind, als die Aztecas wohl je seit der Conquista gewesen. Die Mixes sollen jetzt noch siebenmalhunderttausend Seelen zählen. Auch die Zapotecas, die Tequicietecos, und die Guabes sind große Völkerschaften, welche an Individuenzahl die Abkömmlinge der Aztecas weit übertreffen.

Um einen richtigen Maaßstab für die ehemalige historische Bedeutung der Aztecas, und einen Leitfaden durch das Labyrinth der diesen zugeschriebenen Mythologien zu finden, wird es unerläßlich seyn, alle Völkerstämme, welche sich in den innern Provinzen von Mexiko noch mit eigenen Sprachen erhalten haben, genau zu studiren. Ihre Körperbildung, ihre Gesichtszüge, ihre Sprachen, die Reste alter Vorstellungen, welche zwischen dem überall eingeführten Christenthume sich erhalten haben, sind, so viel uns die mangelhaften Berichte erzählen, sehr mannigfaltig. Man findet Stämme von der gewöhnlichen rothbraunen oder kupferrothen Hautfarbe, andere von bräunlicher, grau-brauner, ja weißer Färbung. Eben so mannigfaltig sind die Gesichtszüge; und nur in der Straffheit, Härte und Schwärze des langen Haupthaares, so wie im Mangel des Bartes kommen Alle miteinander überein.

Alle diese Stämme oder Völker, welche das Land theilweise seit undenklichen Zeiten inne haben, und durch Terrassirung ganzer Gebirgsabhänge, durch Wasserleitungen behufs der Bewässerung, durch Einfriedigung der einzelnen Grundstücke mittelst großer Felsblöcke mit den Segnungen einer patriarchalischen Cultur bekannt gemacht haben sollen, — besitzen eine selbstständige Geschichte *). Bey jedem derselben wird wohl auch die Spur ihrer frühen Mythen und Culte noch anzutreffen seyn, und es unterliegt wohl keinem Zweifel, daß viele unter den sogenannten aztekischen Denkmälern sich auf die Geschichte und das geistige Leben dieser Völker beziehen. Möchten daher recht bald vorurtheilsfreye Reisende jene, so wenig bekannten Gegenden besuchen, um Beyträge zur Lösung eines der wichtigsten Räthsel zu sammeln, welches sich dem Denker im Verfolge der Urgeschichte unseres Geschlechts darstellen kann.

Schwermüthig, träumerisch und wild, wie der einzelne Amerikaner in seiner rohen Einsamkeit dem

*) Die Guabes, ein schöner Menschenschlag, von weisser Hautfarbe, kräftig, gesittet, gemüthlich, welcher den Golf von Tehuantepec, am Binnen-Meer, Mar de Tilemma bewohnt, soll aus Peru dahin geflohen seyn, als sie einst von den Quahuas vertilgt zu werden fürchteten. Ihre Sprache ist sehr verschieden von denen der Nachbarn; zählt übrigens, wie die meisten, nur bis zehn. Baron von Karwinski, mündliche Mittheilung.

europäischen Betrachter erscheint, treten uns auch alle Spuren aus dem früheren geistigen Leben dieser Völker entgegen. Zwischen wüthender Lust an fremdem Blute und wilder Selbstentäußerung scheint der Amerikaner keinen Mittelzustand gekannt zu haben. Ruhe, sanfte Schwärmerei war ihm fremd. Man könnte glauben, die rauhe, unwirthliche Größe der Natur, die ihm hier himmelaufstarrende Felsgebirge, flammenspeyende Vulkane, einen rastlos von Erdbeben erschütterten oder in rauchende Klüfte aufgerissenen Boden, dort unabsehbare Grasebnen oder undurchdringliche Urwälder, oder die Schrecken ausgedörrter Einöden, von Gewürm und Krokodilen wimmelnde Sümpfe oder wilde Gewässer und Alles zertrümmernde Orkane vorhält, habe den Urbewohner des amerikanischen Continents mit dieser seiner traurigen, ja schmerzhaften Gemüthsart behaftet. Doch, auch in andern Welttheilen wirkt die Natur in ähnlicher wilder Stärke, und wie hat sie doch der Mensch bewältigt, benützt, und indem er sie seine tiefste Sehnsucht, seine höchste Lust, mit empfinden läßt, — wie hat er sie veredelt, zum Träger der herrlichsten Poesie, zur Verschönerin des Lebens gemacht! Von all diesem keine Spur in dem unglücklichen Amerika. Furcht und blutiger Gräuel thronen in den Sagen der amerikanischen Völker, und im Dienst ihrer zornigen Götter. Ihre Selbstentäusserung in stoischer Verachtung des Schmerzes, dem höhnisch grinsenden Feinde gegenüber, ist ein Act der Entmenschung; und nur in dunklen Mythen lebt noch die furchtlose Größe des Nanahuatzin *) der sich in den Flammenpfuhl stürzet, um verklärt zur Sonne emporgetragen zu werden, oder das Opfer des Zapoteken, der in die Katakomben von Mitla (aztekisch: Hölle, zopotekisch Lliuba = a, Ort der Trauer) hinabsteigt, sich dem freywilligen Hungertode Preis zu geben, und unter Schlangen zu vermodern.

*) Boturini S. 37.



Möchten spätere Forschungen uns noch eine schönere Seite an dieser, mehr und mehr verkümmernden Menschheit entdecken lassen, und unsere Theilnahme versöhnen mit ihrem traurigen Geschicke.

Dr. v. Martius.

1) Paläſtina. Von Karl von Raumer, Professor in Erlangen ꝛc.

2) Karte von Syrien. Den Manen Jacotin's und Burckhardts gewidmet von Heinrich Berghaus ꝛc.

(Fortsetzung.)

Ueber den Bach Eskol findet sich eine dreyfache Tradition, die erste bey Eusebius im Onom. v. παραξ βότρυος, die von ihm mit Recht bezweifelt wird; die andere bey Hieronymus im Epitaphium Paulae, wonach ein Bach bey Hebron für den Bach Eskol gehalten wurde, was mit der Bibel wohl zu vereinigen ist. Diese Tradition geht bis auf Brokard (Reyßbuch 870), Marinus Sanutus p. 249, und Bernhard von Breitenbach, welcher 1483 in Paläſtina war. Aber später verlegte man Bethzura, den Bach Eskol und die Quelle das Philippus viel nördlicher, westlich von Bethlehem; so findet man es seit dem 16. Jahrhunderte bey allen Reisenden. — Den Sihor, welcher zweymal, Jos. 13, 3 u. 1 Chr. 13, 5, als Südgränze Paläſtina's angegeben wird, nimmt der Verf. S. 46 und 22 für gleichbedeutend mit dem Bach Aegyptens, der gewöhnlich als Gränzfluß vorkommt. Clericus hat aber im Comment. zu Jos. 13, 3 überzeugend nachgewiesen, daß unter dem Sihor kein anderer Fluß als der Nil verstanden werden kann. Die Stelle Jos. 15, 47, welche S. 22, Anm. 5 angeführt wird, beweist nicht, denn der Bach Aegyptens ist eben verschieden vom Sihor, und die Gränze der Philister war nicht die den Israeliten zugedachte. Die beyden Stellen, wo der Sihor als Gränze genannt wird, weisen zurück auf die Verheißung 1 Mos. 15, 18: Deinem Samen will ich dies Land geben, von dem Fluß Aegyptens an bis an den großen Fluß Phrath. Dies heißt ganz allgemein vom Nil bis zum Euphrat. Die Uebersetzung hat Wasser Aegyptens statt Fluß, Nahar, und dadurch wird

die Sache unklar. Nahar, Fluß, wird in der Bibel als immerfließendes Wasser genau unterschieden von Nachal, dem Regenbache oder Wady der Araber. Nie könnte der Nil Nachal, nie der Wady el Arisch, der allgemein unter dem Bach Aegyptens verstanden wird, Nahar genannt werden.

Die Abschnitte 10—13 über die Städte und Flekken Paläſtina's bewegen sich auf dem Felde der schwierigsten antiquarischen Untersuchungen, zu welchen der V. die Nüchternheit und Präcision des echten Naturforschers mitgebracht hat. Hier herrscht bis auf die neuste Zeit unendliche Konfusion, man sehe Reichard's Arbeit über Paläſtina, man vergleiche die hieher gehörigen Artikel der vergleichenden Geographie von Bischoff und Möller. Freylich ist durch Beobachtungen an Ort und Stelle gar wenig vorgearbeitet. Denn seit dem Verluste des Heiligen Landes waren alle Reisenden genöthigt, etliche wenige Landstraßen einzuhalten. Diese kennen wir, alles übrige Land ist noch unbekannt. Der biblische Geograph ist also für die Lage der alten Orte hauptsächlich auf die ältesten Berichte, auf das unschätzbare Onomasticon des Eusebius und Hieronymus, auf die Werke des Josephus, auf sorgfältige Beobachtung der in den biblischen Erzählungen gegebenen Fingerzeige angewiesen. Die Andeutungen der Schrift, obwohl nur gelegentlich, sind dennoch die lebendigsten und fruchtbarsten, weil sie in die Geschichte verwoben ganz individuelle Züge enthalten. Mit ihnen allein würde sich bey einer genauen Erforschung des Landes, wie es heute ist, ungemein viel ausrichten lassen; denn die Namen der Orte haften im Oriente auf eine merkwürdige Weise. Scholz, welcher in seiner Reise einen Schatz von heutigen Ortsnamen Paläſtina's geliefert hat, läßt uns ahnen, was noch jetzt gefunden werden könnte, wenn Jemand mit tüchtiger Sprachkenntniß ausgerüstet, und kreuz und quer über Berg und Thal wandernd nach dem Namen jedes Ortes, jeder Ruine, jedes Berges, jeder Quelle fragte. Nur einige Beyspiele, auf welche man noch nicht aufmerksam gemacht hat. Calchul, eins der wenigen von Gesenius im Lex. manuale ausgelassenen Wörter, welches nur einmal in der Bibel, Jos. 15, 58, als eine Bergstadt des Stammes Juda genannt wird, und auch dem Hieronymus bekannt war (Onom. s. v. Elul.: Est in regione ad Aeliam pertinente villula nomine Alula juxta Chebron) heißt heute noch eben so: Halhul, nördlich von Hebron auf dem Wege nach Jerusalem. — Farah, ebenfalls ein ἅπαξ λεγόμενον, eine Stadt des Stammes Benjamin nach Jos. 18, 23, ist noch heute ein ansehnlicher Flecken Farah. — Ein Beth Dagon wird Jos. 15, 41 als Stadt der Sephela genannt, und ein zweytes Beth Dagon Jos. 19, 27 als eine Stadt des Stammes Asser; ersteres ist bey Scholz S. 149 u. 255 in Beit Dedschen*) بيت دجن wieder zu erkennen, letzteres in Beit Dedschen bey Akre, Scholz 257. So scheinen beyde Städte, welche den Namen des kanaanitischen Götzen Dagon tragen, bis auf diesen Tag erhalten zu seyn, aber die Stadt des wahren Gottes Beth El, die im alten Testament so oft genannt wird, ist vom Boden weggefegt. De Monconys ist wohl der letzte Reisende, welcher (i. J. 1647) den Platz betrat, wo er nichts als die Ruinen einer alten Kirche fand (I. p. 324)*). — In Atarah Scholz S. 268 ist Ataroth, die Gränzstadt Ephraims und Benjamins Jos. 16, 2, 5; in Anateh ibid. Anathoth, das von Jesaias beklagte zu erkennen. Beit aur el faukeh, Beit aur el tachteh, Scholz S. 269: بيت عور التحتنه بيت عور الفوقه bewahren Bethoron superior (nach Epiphanius Daniels Vaterstadt) und Bethoron inferior; diesen uralten, von Salomo befestigten, durch die Niederlage der fünf kanaanitischen Könige, Jos. 10, 11, Nicanors 1 Macc. 7, 39 ff., des römischen Feldherrn Cestius berühmten Punkt. — Besonders merkwürdig ist auch das von Scholz S. 267 angeführte, eine halbe Stunde südlich von Nablus an einem Berge liegende Askar, denn ohne Zweifel liegt darin das Sichar des neuen Testamentes. Das Itinerar. Hierosol. v. 333 p. Chr. rechnet von Neapolis nach Sichar passus mille; und das Onomast. sagt: Sichar ante Neapolim juxta agrum, quem dedit Jacob filio suo Joseph.

(Fortsetzung folgt.)

*) Für die sichere Vergleichung alter und neuer Namen Paläſtina's ist folgende Regel wichtig. Das hebräische, griechische und lateinische G ist durchgängig in Dsch (von Berghaus mit dj bezeichnet) übergegangen: Migdal-Magdala-Medschel, Gannim-Ginnäa-Dschenin, Gilgal-Galgulis-Dscheldschulie, Legio-Legeon-Ledschun. Daher ist auch die von Gesenius versuchte Vergleichung Argob's mit Arkub unrichtig.

*) Maundrell war 1697 sicher am unrechten Orte, zu weit nördlich, etwa da, wo Siloh stand.

# Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 3. December.

Nro. 242. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1836.


Die Philosophie des Aristoteles in ihrem inneren Zusammenhange, mit besonderer Berücksichtigung des philosophischen Sprachgebrauches, aus dessen Schriften entwickelt von Franz Biese. Berlin, 1835. Bd. I.

## Zweyter Artikel.

In dem ersten Abschnitt dieses Berichtes über das vorliegende Buch ist versucht worden, zu zeigen, was nach des Aristoteles Lehre Gott sey? und das Ergebniß läßt sich mit den eigenen Worten desselben etwa so aussprechen: Ὁ θεός ἐστιν οὐσία ἄϋλος ἄνευ πάσης δυνάμεως, ἀμεγέθης, ἀπαθὴς καὶ ἀναλλοίωτος, ἀμερὴς καὶ ἀδιαίρετος καὶ ἀΐδιος; er ist πρώτη ἀρχὴ τοῦ οὐρανοῦ καὶ πάσης τῆς φύσεως; er ist ζῶον ἀΐδιον, εὔδαιμον, ἄριστον; er ist νοῦς ἐνεργείᾳ ὢν πάντα κινῶν ὡς τέλος καὶ τὸ ἀγαθόν, αὐτὸς ἀκίνητος, ἀεὶ τὸν ἅπαντα αἰῶνα ἑαυτὸν νοῶν ἄπρακτος τὰς ἔξω πράξεις u. s. w. Metaph. Λ. 7. 99.

Die angeführten Merkmale oder Bestimmungen sind zwar ganz sicher und in den erhaltenen Schriften nachweisbar; allein es könnten über sie manche Erläuterungen gewünscht werden; sie bedürften meistentheils einer ausführlicheren Erörterung, Beziehung und Anwendung, die Aristoteles nicht gegeben hat, wenn nicht in der weiteren Entwickelung und Deutung derselben sehr bald Zwiespalt der Meynungen bey den Erklärern hervortreten soll. Als eine von den vielen seit alten Zeiten versuchten Ausdeutungen kann man sich auch die von H. Biese nach Hegel beliebte gefallen lassen; nur daß man sich hüte, sie für mehr als Ausdeutung, sie für historisch wahr zu halten. Vielleicht ist sogar das Zuwenig in der Aristotelischen Theologie mehr zu billigen, als das Zuviel bey andern z. B. den Stoikern; aber nicht nur gegen die Theologie der späteren Stoiker, auch gegen die frühere des Plato mag mancher die Aristotelische Lehre von Gott für dürftig und mager erachten. Es mag demnach bey dem bisher ausgeführten um so mehr sein Bewenden haben, als es nun einmal dem Aristoteles nicht gefallen hat, sich in umständlicherer Betrachtung auszusprechen, alle möglichen gegründeten Einreden und Bedenken zu beseitigen, auf alle möglichen weiter sich ergebenden Fragen und Probleme zum voraus Rede und Antwort zu geben. Denn ihn hat ohnehin vornehmlich nur die ihm vorangegangene geschichtliche Entwickelung der Philosophie und die Sorge für eine gründliche, durchgreifende Naturforschung in das übersinnliche Gebiet hinausgetrieben; aus eigenem inneren Antrieb, der den Plato überall aus den Niederungen der umgebenden Natur in dasselbe emporträgt und hinüberschwingt, kommt Aristoteles beynahe niemals dahin; immer kehrt er sehr bald zurück und verweilt mit Vorliebe bey der Naturbeschreibung und Erklärung. Ist daher dort mancher Punkt nicht nach Wunsch aufgeklärt, findet sich auf manche Frage keine erkleckliche Antwort, so ist er hier desto ausführlicher über alle Gegenstände, welche die Natur zur Beobachtung darbietet.

Unter diesen nimmt der Mensch, seine Seele, sein Geist den ersten obersten Rang ein; über ihn

verbreitet er sich nicht nur in der Psychologie und dem Anhang zu derselben, sondern auch in der Logik und Ethik und zum Theil in der Metaphysik. Denn eben zu einiger Erkenntniß Gottes und seines Wesens giebt vorzugsweise und gewissermassen ganz allein der menschliche Geist einige Analogien und Bestimmungen an die Hand. Dieser heißt deshalb selber öfters göttlich, wenigstens das Göttlichste in uns (τῶν ἐν ἡμῖν τὸ θειότατον Eth. Nic. X. 7.); so wie die Gestirne das Göttlichste unter allem Erscheinenden — τὰ θειότατα τῶν φανερῶν — genannt werden.

Wie dieß zu denken sey, darüber hätte mancher gewiß gerne eine eigene Ansicht des H. Biese vernommen. Er giebt jedoch nur die Ansicht wieder, die seine Schule sich von der Aristotelischen Theologie gemacht hat, wonach unser Geist aus Gott, mit dem, wie anfangs- so endlosen, göttlichen Geiste zuletzt ganz in einander fließen würde. Allein von einer solchen Vergottung — um mit der deutschen Theologie Eckarts zu reden — weiß Aristoteles durchaus nichts.

Der menschliche Geist, seinem Weltverband entnommen und als für sich bestehend, ist dann eben was er ist (π. ψ. III. 5. fin. χωρισθεὶς δ'ἐστι μόνον τοῦθ' ὅπερ ἐστι, καὶ τοῦτο μόνον ἀθάνατον καὶ ἀΐδιον· οὐ μνημονεύομεν δὲ, ὅτι τοῦτο μὲν (der reine Geist) ἀπαθὲς, ὁ δὲ παθητικὸς νοῦς φθαρτός, καὶ ἄνευ τούτου οὐδὲν νοεῖ.); eben wie auch die Zeit, wenn nicht gedacht noch gezählt wird, und wie andere Dinge, wenn an und für sich hingestellt, alsdann auch sind ὅπερ ἐστί, was sie eben sind, (ακρ. φυσ. IV. 14. p. 92 Sylb.) ἀδύνατον εἶναι χρόνον, ψυχῆς μὴ οὔσης, ἀλλ' ἢ τοῦτο ὅποτε ὄν ἐστιν ὁ χρόνος, reines Subject oder Substrat, reines Fürsichseyn. Vergl. ebd. c. 11. p. 83 sq. u. Metaph. Z. 4. p. 108 u. H. 6 p. 141. Von diesen und ähnlichen Stellen ausgehend könnte, wer Lust hat, die Aristotelische Lehre, wie H. Biese, zu einem System des absoluten Wissens, so nicht minder leicht zu einem System eines nur relativen Wissens von lauter Beziehungen und Verhalten der Dinge unter einander hinüberwenden, indem, von diesen Relationen der Dinge und von ihrer Gegenseitigkeit abgesehen, jegliches nur *ist*, was es ist, ὅπερ ἐστίν. Der menschliche Geist nun scheint nicht allein in seinem Verhalten, sondern auch in seinem ὅπερ ἐστίν, in seiner Substanz vom göttlichen verschieden zu seyn. Denn der höchste Gegensatz, zu dem die ältere griechische Philosophie vordrang, war der des ὄν und des μὴ ὄν, oder wie Plato im Sophistes näher bestimmte, des ὄντως ὄν und des πῶς μὴ ὄν, wie er im Timäus sich ausdrückt, τί τὸ ὂν μὲν ἀεὶ, γένεσιν δὲ οὐκ ἔχον· καὶ τί τὸ γινόμενον μὲν, ὂν δὲ οὐδέποτε u. s. w. p. 28. Noch näher und schärfer bestimmte diesen höchsten allbeherrschenden durchhingreifenden Gegensatz Aristoteles mit den Ausdrücken ἐνεργείᾳ ὄν und δυνάμει ὄν. In welche Reihe stellt Aristoteles Gott und Götter? Offenbar in die der schlechthin und absolut ἐνεργείᾳ ὄντων, wie aus dem vorigen Art. zur Genüge erhellet. — In welche Reihe denn aber stellt eben derselbe den menschlichen Geist? Es scheint, in die erste Reihe der ἐνεργείᾳ ὄντα nicht; obgleich der menschliche Geist, wie alle andern Wesen eben auch, dahin strebt, ἐνεργείᾳ ὄν zu werden und zu seyn. In Gott ist durchaus und schlechterdings keine δύναμις, die erst ihrer Vollendschaft oder Energie entgegen gehen müßte (Metaph, Λ. 7. extr. u. a. a. O.); vom menschlichen Geiste aber sagt er π. ψυχ. III. 4. §. 11, ὅτι δυνάμει πώς ἐστι τὰ νοητὰ ὁ νοῦς, ἀλλ' ἐντελεχείᾳ οὐδὲν, πρὶν ἂν νοῇ. δεῖ δ' οὕτως ὥσπερ ἐν γραμματείῳ, ᾧ μηδὲν ὑπάρχει ἐντελεχείᾳ γεγραμμένον· ὅπερ συμβαίνει ἐπὶ τοῦ νοῦ. cf. cc. 7 u. 8. Diesem nach scheint der menschliche Geist nur Anlage, δυνάμει zu seyn; er hat nur die Möglichkeit zu werden,

was er seyn soll. Allerdings ist seine Mögе oder Mögsamkeit (δύναμις) von anderer Art, als die der irdischen Natur, eben wie auch der Himmelstoff eine besondere Art Stoffes und Materie ist, verschieden zwar von den uns umgebenden irdischen Stoffen; doch aber sind beyde unter Einer Gattung zusammengefaßt.

Ist nun die Welt um uns her κινητὸς, παθητὸς u. s. w., so ist zwar unser Geist dagegen ἀπαθὴς, ἀμιγὴς, ἀθάνατος u. s. w., aber durch alle dieses kommt er nicht in die erste Reihe weder des höchsten Gottes, noch der Sterngötter, welche schlechthin ἐνεργείᾳ ὄντες sind. Der menschliche Geist dagegen, obzwar eigentliche κίνησις, Bewegung und Veränderung im strengen Sinn, von ihm nicht ausgesagt werden kann, ist doch das nicht ursprünglich und anfangslos, was er seyn kann und seyn soll. Ὁ ἄρα καλούμενος τῆς ψυχῆς νοῦς οὐδέν ἐστίν ἐνεργείᾳ τῶν ὄντων πρὶν νοεῖν. — — — καὶ εὖ δὴ οἱ λέγοντες τὴν ψυχὴν εἶναι τόπον εἰδῶν, πλὴν ὅτι οὔτε ὅλη ἀλλ' ἡ νοητικὴ, οὔτε ἐντελεχείᾳ ἀλλὰ δυνάμει τὰ εἴδη π. ψυχ. III. 4. 4. Wollte man auch sagen, in alle Wege gewinne doch und enthalte der Geist die Formen oder Ideen, ohne daß sie in ihm werden, sondern nur gleichsam aufscheinen (ἐκλάμπει): so hilft auch dieses nicht aus, ihn über die Natur hinaus ins Gebiet des wahrhaft Göttlichen zu versetzen. Denn auch die Natur ist ja τόπος εἰδῶν, allein τῶν ἐνύλων, der stoffgebornen Formen, wie der Geist Ort und Gefäß der stofflosen; jene gebiert sie ans Licht des materiellen Daseyns auf dem Leidensweg; dieser bringt die seinen ans Licht des Bewußtseyns und Erkennens auf dem Weg und mittelst des νοῦς παθητικός, des von der Sinnlichkeit und Phantasie abhängigen Verstandes.

(Fortsetzung folgt.)

---



1) Palästina. Von Karl von Raumer, Professor in Erlangen ꝛc.

2) Karte von Syrien. Den Manen Jacotin's und Burckhardts gewidmet von Heinrich Berghaus ꝛc.

---

(Fortsetzung.)

Nicht weit davon ist ferner ein Salem, Scholz S. 267, welches wohl dazu beytragen könnte, den Streit über Gen. 33, 18 — 19 zu schlichten und den Irrthum des Hieronymus, der es für die Residenz des Priesterkönigs Melchisedek nahm, zu erklären. Ich übergehe andere, um dieselbe Wahrnehmung für das nördliche Palästina an einem Beyspiel nachzuweisen. Im 2 B. d. Kön. 15, 29 wird erzählt, daß der assyrische König Tiglath Pilesar in's Reich Israel eingefallen sey, „und nahm Ijon, Abel Beth Maacha, Janoach, Kedes, Hazor, Gilead und Galiläa, das ganze Land Naphthali, und führete sie weg in Assyrien.“ Abel Beth Maacha, auch Abel Maim 2 Chron. 16, 4 genannt, Kedes und Hazor sind noch jetzt drey nahe bey einander gelegene Orte im Norden des Sees Merom: Abil, Kades und Azur. Ijon, 1 Kön. 15, 20 neben Dan genannt, steckt vielleicht in dem nördlich von Abil gelegenen Adschun, dessen frühere größere Bedeutung daraus erhellen möchte, daß die Umgegend nach demselben Merdsch oder Ebene Adschun genannt ist. Janoach hält Gesenius für das ephraimitische Jos. 16, 6—7; mit Unrecht; denn in unserer Stelle ist nur von galiläischen Städten die Rede. Stephan Schulze fand ein großes von Drusen bewohntes Dorf Januach auf dem Bergzuge nordöstlich von Akre, welches seinem Namen gemäß — es bedeutet Ruhe — der Sommeraufenthalt der vornehmeren Bewohner von Akre ist. Er sagt in der Sammlung von Paulus VII. S. 98: „Es muß stets ein zur besondern Erfrischung dienender Ort gewesen seyn, theils wegen der schönen freyen Luft, theils wegen der herrlichen Aussicht auf das Meer.“ Bis man ein anderes östlicheres Janoach findet, wird man dieses für das alte halten dürfen. Diese neuen Beyspiele von der Beständigkeit der alten Namen, die ich noch ansehnlich vermehren könnte, müssen zu weitern Forschungen an Ort und Stelle ermuntern.

Die alten Namen dauern ja selbst über später ge-

gebene griechische und römische fort. Alle Bemühungen der syrischen Beherrscher, das jüdische Volk zu gräcisiren, welche Tacitus preist, weil sie teterrimam gentem in melius mutare sollten (Hist. 5, 8), schlugen fehl, und Ammianus Marcellinus schon macht die feine Bemerkung im Anfang des 14. Buches seiner Historien: Die römischen und griechischen Namen haben den Bewohnern dieses Landes nie gefallen; daher haben die meisten dieser Orte bis heute ihre alten orientalischen Namen bewahrt. Interessante Beyspiele der Art hat Gesenius zu Burckhardt's Reise gegeben. Das Verschwinden der fremden Namen ist der Grund, weßhalb viele palästinische Städte für uns verloren sind, weil wir nicht wissen, wie ihr morgenländischer Name lautete. Ich nenne nur die bischöflichen Städte Diocletianopolis, Minois, Sozusa, Sycamazon, Toxus, Tricomias, Capitolias, Tetracomias, Helenopolis, Augustopolis, Metrocomia, Pentacomia. Wo wir dagegen den alten Namen wissen, ist uns meistens auch die Stadt erhalten, z. B. Lod-Diospolis-Lydda, Zippor-Sepphoris-Diocäsarea-Safuri, Bethschean-Scythopolis-Bysan ꝛc. ꝛc. Zuweilen ist die Oertlichkeit so ausgezeichnet, daß sie aus der Beschreibung leicht wieder erkannt wird, wenn sich selbst der Name geändert hat, wie dies bey Sela-Jokthel-Rekem-Urekeme-Petra-vallis Moysi, der Fall ist, das jetzt Wady Musa heißt. Bisweilen ist der alte Name noch herauszubringen, dann findet sich in der Regel auch der Ort. Tarichea war eine bedeutende Stadt zur Zeit des Josephus und lag am Westufer des galiläischen Meeres. Man stritt lange über ihre Lage, Pococke machte sehr wahrscheinlich, daß ihre Ruinen am Nordende des Sees vorhanden seyen. Da fand Seetzen den alten Namen am rechten Orte: el Melahha, Salzplatz. Es ist eine beträchlich große Stelle am Südende, die gar keine Vegetation hat, und wo sich im Sommer eine Salzkruste bildet. Schutt und Mauertrümmer in der Nähe bezeichnen den Platz der ehemaligen Stadt. Der Salzplatz am Ufer des Süßwassersees ist charakteristisch genug, und es zeigt sich auch, daß Tarichea nur eine Uebersetzung von Melahha ist, denn ταριχεία heißt das Einsalzen und der Ort des Einsalzens. Von demselben Geschäfte hat das spanische Malaga seinen altphönicischen Namen; es erhielt ihn nämlich (Strabo p. 236) von der Salzfischwaare, welche in großer Menge und Güte von dort ausgeführt wurde.

Sehr wichtig wäre es, den alten Namen von Eleutheropolis zu finden. Es war eine bedeutende Stadt vom dritten Jahrhundert an, die Hauptstadt einer Provinz, der Sitz eines christlichen Bischofs. Nach ihr bestimmen Eusebius und Hieronymus mehr als 20 alte Städte; von ihr aus giengen Straßen nach Hebron, Jerusalem, Emaus, Askalon und Gaza. Aber seit dem 9. Jahrhundert ist ihr Name verschwunden. Wird sie nicht wieder aufgefunden, so bleibt viel Anderes mit im Ungewissen. Vielleicht läßt sich durch Kombination mehrerer zerstreuter Nachrichten der alte Name ermitteln, dann kann man hoffen, wenn einmal die Gegend untersucht wird, auch die Stelle, wo sie stand, wieder zu finden. Nach dem Itinerarium Antonini liegt Eleutheropolis zwischen Askalon und Jerusalem, 24 m. p. von jenem, 20 m. p. von diesem. Dieselbe Straße findet sich auf der Tabula Peutingeriana verzeichnet, aber statt Eleutheropolis steht in derselben Entfernung von Askalon der Name Ceperaria. Was ist natürlicher als Ceperaria für den semitischen Namen von Eleutheropolis zu nehmen? Die erste Hälfte: Ceper ist deutlich, es ist nichts anderes als Kaphar, Stadt, womit viele Ortsnamen zusammengesetzt sind, z. B. Kapernaum. Was heißt aber Aria, die zweyte Hälfte des Wortes? Reland p. 750 führt eine Stelle aus dem Buche Aruch an, welche uns Licht giebt. Dort heißt es: Chori, חרי, das ist Eleutheropolis. Damit stimmt nun trefflich Hieronymus zum Propheten Obadja: Unus atque idem tribus nominibus appellatur Esau, Edom, Seir, posseditque eam regionem, quae nunc Gebalene dicitur et in finibus est Ἐλευθεροπόλεως, ubi ante habitaverant Horraei, qui interpretantur liberi, unde ipsa urbs postea sortita vocabulum est. Man sieht aus dieser Erklärung, daß er die hebräischen Wörter חר ingenuus und חרי Troglodyte vor Augen hatte. Das Wort in seiner reinen Form war demnach כפר חרי, Kapharchori, daraus konnte im Munde der Griechen, welche fremde Wörter nach Art der Franzosen entstellten, eben so leicht Ceperaria oder Ceperoria werden, als aus Bethchoron Bethoron und Beth-ar geworden ist. Mit Recht hat Reland auch in dem Καπαρόρσα des Ptolemäus das Ceperaria der Tab. Peut. vermuthet; es ist zuversichtlich in Καφαρορία zu emendiren. Eine merkwürdige, bestätigende Angabe bietet uns Hieronymus im Epitaphium Paulae; er sagt: Transibo ad Aegyptum, et in Socoth atque apud fontem Samson, quem de molari maxillae dente produxit, subsistam parumper, et arentia ora colluam, ut refocillatus videam Morasthim, sepulcrum quondam Micheae Prophetae, nunc Ecclesiam. Et ex latere derelinquam Chorreos et Gettheos, Maresa, Idumaeam et Lachis.

(Fortsetzung folgt.)

# Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 6. December.

Nro. 243. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1836.


Die Philosophie des Aristoteles in ihrem inneren Zusammenhange, mit besonderer Berücksichtigung des philosophischen Sprachgebrauches, aus dessen Schriften entwickelt von Franz Biese. Berlin, 1835. Bd. I.

(Fortsetzung.)

Der menschliche Geist ist nur ein erregbarer und in Folge deß, daß er erregt worden, wirkthätiger; die Energie, die er hierin offenbaret, steht aber immer noch von der uranheblichen Energie Gottes in dem obersten Grade ab, der zwischen dem ἐνεργείᾳ ὄν und dem δυνάμει ὄν festgesetzt ist. Vrgl. Metaph. K. 9. Er ist, wie die Zeit nach Platon, ein Abbild (εἰκὼν αἰῶνος) der Ewigkeit, so ein Ebenbild Gottes. Im Begriff aber des Bildes liegt schon der Gedanke von der substantiellen Verschiedenheit, die durch allen möglichen Anwachs von Aehnlichkeiten, dergleichen hier zwischen beyden das Denken, νοεῖν, ist, niemals zur Gleichheit wird.

Die Göttlichkeit des menschlichen Geistes sieht demnach Aristoteles, meines Ermessens, nicht in der Art an, wie sie H. Biese darstellt. Aber andererseits lehrt auch von einer bestimmteren Abhängigkeit, Unterordnung und Botmäßigkeit des menschlichen Geistes unter göttliche Gesetze der griechische Philosoph nichts, und Physiker, wie er vorzugsweise ist, kann er auf diesem Gebiete vielleicht auch nicht füglich lehren, zumal da Demuth, Ergebung ꝛc. nur wenig, und selbst die Bescheidenheit sammt ähnlichen Tugenden in der älteren Ethik nur nebenher (wohl aber bey Dichtern, Lyrikern und Tragikern) aufgeführt werden, so lange nämlich die Moral noch nicht einen mehr religiösen Charakter angenommen hatte. Dieß geschah aber erst bey einigen spätern Stoikern und in der römischen Zeit; und diese ihre neue Wendung schloß sich zumeist an Platos Lehre an. Demnach auch von dieser sittlich religiösen Seite kann eine nähere Verwandtschaft des menschlichen Geistes mit dem göttlichen nicht nachgewiesen werden.

Es bleibt also das Band der Verwandtschaft zwischen beyden nur das Denken, das νοεῖν, in so ausgedehntem Sinne, als man nur wollen mag. Aber auch dieses Denken bedünkt mir in beyden grundverschieden zu seyn; der göttliche Geist ist schlechthin und durchweg denkend; der menschliche bedarf dazu erst der Erregung. Der göttliche Geist denkt sich selbst und nur sich selbst, weil nur Er als das Beste, ein würdiger Gegenstand des göttlichen Denkens ist. Der menschliche Geist denkt zunächst und zumeist vorliegende, gegebene Vorkommnisse, und gelangt erst spät zum Gedanken seiner selbst und zum reinen Selbstbewußtseyn. Der göttliche Geist denkt anschauend (intuitiv und constructiv); der menschliche denkt diskursiv (μεταβατικῶς). Der göttliche Geist hat die Fülle des denkbaren Gehaltes in sich selbst; der menschliche Geist zieht sie zumeist aus der Natur und eignet sie sich an, gleichsam assimilirt sich dieselbe, indem er sie des Stoffes entkleidet, und als reine Formen, Ideen (εἴδη) sich hat. (Ich erinnere mich nicht, daß Arist., wenn er von dem, wie und was Gott denket, jemals sagte, derselbe denke εἴδη). Selber

auch die Principien — ἀρχαὶ — werden durch Induction, aus der Erfahrung gewonnen, und hiezu hat der Mensch eine besondere höhere Anlage, die allerdings etwas aprioriſches iſt, worüber ſich aber Ariſtoteles nicht weiter verbreitet, An. post. II. cap. ult. coll. Metaph. I. 2. Nur das Princip des Widerſpruches, und des exclusi tertii, der Negativität, möchte man als aprioriſche Weſenheit des menſchlichen Geiſtes nach Ariſt. anzuſehen haben; indeſſen auch dieſes hangt bey ihm ſchon in der Ausdrucksweiſe: — ἢ καταφάναι ἢ ἀποφάναι καὶ ἤτοι εἶναι ἢ μὴ εἶναι — nahe mit der Erfahrung zuſammen, mit vollem Rechte. Eben dieſes oberſte Princip des menſchlichen Denkens, die ἀρχὴ ἀντιφάσεως, belehrt ihn, daß er durchweg von der Erfahrung abhängig iſt, indem er für ſich nur verneinen und ausſchließen, hiemit aber ſchlechterdings zu keinem poſitiven Gegenſatz und Fortſchritt gelangen kann; zu dieſem Behufe iſt Erfahrung und logiſche Bearbeitung des Gegebenen unerläßlich.

Die letztere behandelt Ariſt. nicht nur in den ſogenannten An. post., ſondern viel umſtändlicher in den Topiſchen Büchern. Gerade dieſe hat aber Hr. Bieſe, wie ſchon früher erinnert worden, überaus kurz abgefertiget im 3ten Kapitel des 2ten Abſchnittes S. 622 — 626. Da der Hr. Verf. in des 2ten Theiles Kapitel von der Naturwiſſenſchaft ꝛc. unfehlbar nochmal auf die Seelenlehre und auf den menſchlichen Geiſt zurückkommen muß, und ſie dort hoffentlich reiner Ariſtoteliſch vornehmen wird; — denn in dem vorliegenden Band Abſchn. II. Kap. I. hat er nur ſo viel aus der Pſychologie geſchöpft, als für die Aufgabe nöthig war, die er ſich gemacht hatte, „die Vermittelung der niederen und höheren Erkenntniß“ darzulegen, — ſo ſey bis dahin noch einiges weitere verſpart, um hier die Topik kurz zu würdigen. Denn ſie hat unendlich viel mehr Werth und Gehalt, als die Syllogiſtik (oder An. priora), aus der die von Hr. B. gegebenen Auszüge ausführlich genug ſind. Dasſelbe läßt ſich von der Apodiktik (oder Analyt. post.) ſagen; ſie handeln ab den Beweis, die Definition und Diviſion, überhaupt die wiſſenſchaftliche Methode der Geſtaltung und Darſtellung der Erkenntniſſe. Durch welche Mittel und Wege des Denkens aber das Gegebene zur Erkenntniß erhoben, oder derſelben doch angenähert werden könne, das führen ſie nicht aus. Hiezu giebt aber eben die Topik Ein- und Anleitung. —

Das Schließen iſt leicht, wenn auf nichts weiter, als die Form geſehen wird; auch das Beweiſen und überhaupt der wiſſenſchaftliche Aufbau iſt leicht, wenn für die Tüchtigkeit und Hinlänglichkeit der Materialien Sorge getragen iſt. S. Lamberts Neues Organon Bd. I. Kap. 4 — 6. Die Hauptſache iſt, die Prämiſſen herbeyzuſchaffen, und ſicher zu ſtellen. Hiezu giebt Anleitung die Topik; ſie lehrt die Mittel und Wege kennen, die dem überlegenden Denken zu Gebote ſtehen, um Vorſtellungen, Meynungen und Gedanken jeder Art, eigene und fremde, wie ſie eben gegeben werden, zu erörtern, zu prüfen, und für die Erkenntniß zuzubereiten. Das Denken an ſich ſelbſt nach Ariſt. hat keine Gelenke und Hülfsmittel zum Fortſchreiten; zum weiter und an die Sache ſelber kommen bedarf ſie durchaus der Erfahrung; je weiter und breiter dieſe, je tiefer und mannichfaltiger, deſto beſſer. Das reine Denken für ſich hat nur ſeine formalen Principien, die leere Negation und die Analyſe. Weil die logiſche Negation keinen poſitiven Gehalt ſchafft, keinen Gegenſatz — ἐναντίαν — gibt, ſonach auch nicht ſchließt und ſetzt, darum eifert Ariſt. gegen Platons diviſive Methode, ſowohl An. post. II. 5. u. An. pr. I. 30. als auch Ξ. μορ I. 2. 3. u. a. OO. Trotz alle dem redet Hr. Bieſe viel und oft von der Macht der Negativität, die in der ſchaffenden Natur wie im ſpeculativen Denken walte und geſtalte, nach den Vorausſetzungen ſeiner Schule vielleicht richtig, aber im of-

fenbaren Widerspruch mit Aristoteles, der nun einmal nicht λογικῶς καὶ κενῶς sondern πραγματικῶς denken will. Ihm bleibt daher der Hauptgesichtspunct das reale Denken und Erkennen; für dieses ist immer und überall die wichtigste Frage: wie zu einem irgend wie gewonnenen Obersatz der Untersatz, oder wie umgekehrt zu diesem jener zu finden? um den Schlußsatz gehörig abzuleiten. Und da zuletzt alle Schlüsse zu immer reicheren und tieferen Definitionen führen und auf der Richtigkeit und Gründlichkeit der Definitionen wiederum alle weitere Richtigkeit und Festigkeit des Raisonnements und Folgerns beruhet: so geht das vornehmste Geschäft des Denkens darauf hin, wie ein gründlicher Begriff, eine sichere Definition je einer Sache zu gewinnen, von allen Seiten zu befestigen, und nach allen Richtungen hin zu verbinden, und mit anderen in den füglichsten Zusammenhang zu bringen sey. Kurz auf Forschung, auf Erörterung, Erklärung, Erweiterung, Berichtigung, Verbindung und Begründung des gegebenen Stoffes kommt es ihm an. Hiezu giebt die formale Logik wenig oder auch gar keine Anweisung; vielmehr sind im besten Fall die Vorschriften, Regeln und Bemerkungen der Art in den logischen Lehrbüchern in einen Anhang, die angewandte Logik genannt, verwiesen; und was da gegeben wird, sind meistentheils psychologische Bemerkungen über die Seelenkräfte und deren wechselseitigen Einfluß aufeinander, durchaus aber nicht eine Anweisung, wie man im Denken einer Sache von der Stelle kommen möge.

Die Topik des Arist. aber stellt hin eine Theorie des ergiebigen Denkens; sie weiset, durch welche Mittel und Wege, durch welcherley Wendungen, Rücksichten und Stellungen ꝛc. dasselbe an den zu erörternden Gegenstand zuförderst herankommt, in ihn eindringen und sich festsetzen, ihn mit anderen versuchsweise verbinden mag, bis es das naturgemäße Band und innerlichste geistige Gelenk gefunden und dadurch die Möglichkeit zum Weiterkommen und zur wissenschaftlichen Erkenntniß verschafft hat.

(Fortsetzung folgt.)



1) Palästina. Von Karl von Raumer Professor in Erlangen ꝛc.

2) Karte von Syrien. Den Manen Jacotin's und Burckhardts gewidmet von Heinrich Berghaus ꝛc.

(Fortsetzung.)

Wir haben hier eine Reise von Bethlehem nach Gaza, daher bleiben die Städte Chorrei, Getthei (d. i. Gath) und Maresa zur Rechten. Auch Idumäa ist hier nicht das Land, sondern ein Flecken, wie er ebenfalls zum Proph. Obadja bemerkt: quod hebraice Edom et graece dicitur Ἰδουμαία, nunc viculus est Palaestinae. Socho lag 9 m. p. von Eleutheropolis auf der via publica nach Jerusalem, Moreschеth war zur Zeit des Hieronymus viculus haud grandis juxta Eleutheropolim und zwar nach Eusebius östlich, Maresa eine Ruine 2 m. p. und Lachis 7 m. p. südlich von Eleuth. Also bleibt offenbar Chorrei oder Kapharchori für Eleutheropolis. Den alten Namen hat er gewählt, weil er überhaupt in den angegebenen Städten keine Reiseroute, sondern eine Erinnerung an alttestamentliche Personen und Ereignisse geben will. Kapharchori würde im Munde der Beduinen, die jetzt in jener Gegend hausen, wahrscheinlich Kafr aur lauten; wie Bethchoron Beit aur. Sollte sich aber der Name nicht erhalten haben, so giebt es einen andern Umstand, der einem aufmerksamen Reisenden den richtigen Punkt anzeigen kann. An Eleutheropolis knüpft sich die Tradition, daß in dessen Nähe die Quelle sey, welche auf die Bitte Simson's aus dem Kinnbacken entsprungen ist. Wie Hieronymus in der oben angeführten Stelle diese Quelle namhaft macht und ihre Lage zwischen Socho und Moraschеth näher angiebt, so kennt sie auch Josephus Arch. 5, 8, 8: χωρίον, ὃ Σιαγὼν καλεῖται νῦν διὰ τὴν Σαμψῶνος ἀνδραγαθίαν ἐπ' αὐτῷ γενομένην. Die Tradition erhielt sich noch viele Jahrhunderte. Das Itinerar. Antonini Martyris erzählt: venimus in civitatem, quae dicitur Eliotropolis, ubi Samson ille fortissimus maxilla asini mille occidit viros, ex qua maxilla illo orante aqua profluxit, qui fons loca illa usque ad hodiernum diem irrigat, et in loco, ubi surgit, fuimus. Und in den Annalen des Glykas II. p. 164

heißt es: ἡ τοιαύτη πηγὴ μέχρι καὶ τήμερον ἐν τοῖς προαστείοις Ἐλευθεροπόλεως φαίνεται Σιαγόνος ἐπονομαζομένη πηγή. Zuletzt erwähnt sie Marinus Sanutus p. 252: De prope Bethsura descendit aqua, primo fluens versus occidens, deinde prope meridiem, et tunc ei jungitur fons invocantis de maxilla, veniens a parte Aquilonis, ... et descendit ultra Staol prope Ascalonem versus occidens in mare. Später ist meines Wissens Niemand an diesen Ort gekommen, aber es läßt sich bey der Zähigkeit des orientalischen Gedächtnisses vermuthen, daß sie auch jetzt noch im Andenken des Volkes haftet und die Stelle von Eleutheropolis anzeigt. Hat sich doch Simson's Name auch in dem Dorfe und Berge Samsem bey Gaza erhalten.

Ist es richtig, daß Ceperaria den alten Namen von Eleutheropolis enthält, so haben wir eine neue Bestätigung der trefflichen Untersuchungen Mannert's über die Tabula Peutingeriana. Mannert hat nachgewiesen, daß dieses merkwürdige Ueberbleibel römischer Geographie aus der Zeit des Kaisers Alexander Severus stammt, also zwischen d. J. 222 und 235 fällt. Eleutheropolis wurde nach Ammianus Marcellinus l. XIV. im dritten Jahrh. gegründet, die Akten des nicenischen Concils 325 hat ein Bischof von Eleutheropolis unterschrieben; das Itin. Ant. aus dem 4. S. hat Eleutheropolis, nicht mehr Ceperaria, dagegen Ptolemäus im 2. S. Capharoria und kein Eleutheropolis; also muß die Tab. Peut., welche Ceperaria hat und nicht Eleutheropolis, mindestens aus der ersten Hälfte des 3. Sec. seyn. Dasselbe Resultat ergiebt sich aus einer zweyten bisher noch nicht wiedererkannten Stadt der Tab. Peut. Sie verzeichnet auf der Straße zwischen Caesarea Palaestinae und Scythopolis die Stadt Caporcotanis, 28 m. p. von Caesarea, 24 m. p. von Scythopolis. Reland hat richtig das Caparcotia des Ptolemäus darin gefunden p. 461. Die Lesart der lateinischen Uebersetzung verdient unbedingt den Vorzug vor dem griechischen Texte, welcher Καπερναούμ hat; aber selbst wenn die letztere richtig wäre, bliebe die Uebersetzung ein Zeugniß für das Vorhandenseyn einer solchen Stadt. Auf derselben Straße reiste der Verf. des Itinerar. Hieros. 333 p. Chr. von Cäsarea nach Scythopolis, aber er erwähnt kein Caparcotia, sondern statt desselben Maximianopolis 20 m. p. *) von Cäsarea, 22 m. p. von Scythopolis. Hier entsteht die Vermuthung, daß Caparcotia und Maximianopolis ein und dieselbe Stadt seyen, jenes ihr alter, dies ihr fremder Name. Der letztere kann erst aus dem Ende des 3. S. rühren, denn Maximinianus regierte mit Diocletian von 286—306. Also wäre die frühere Abfassung der Tab. Peuting., welche Caparcotia giebt und nicht Maximianopolis, auch hieraus erwiesen. Für die Identität beyder Namen spricht auch dies, daß Capacotia ein Bischofssitz von Palaestina secunda war, und eben so Maximianopolis, Reland p. 211; auf dem nicenischen Concil war ein Bischof von Maximianopolis, aber keiner von Caparcotia, letzterer Name verschwindet, wie ersterer aufkommt. Aber es steht die Verschiedenheit der angegebenen Distanzen entgegen? Dies wäre wirklich ein starker Grund gegen obige Kombination, wenn sich nicht ein Fehler in den Zahlen nachweisen läßt. Vergleicht man die Gesammtsumme der Meilen zwischen Cäsarea und Scythopolis, so findet man eine auffallende Abweichung von 10 m. p. bey demselben Straßenzuge, denn das eine Dokument bietet 52 m. p., das andere 42 m. p., und der Ueberschuß fällt auf die Strecke zwischen Cäsarea und Caparcotia, denn das Itin. Hieros. hat 20 m. p., die Tab. Peut. 28 m. p. Hier ist also ein offenbarer Fehler. Die Schwierigkeit löst sich leicht, wenn man das VIII. der Tab. Peut. auf der rechten Seite der Linie als ein Versehen des Abschreibers erkennt, indem das gleich darüberstehende VIII. bey Cäsarea mit in die untere Reihe gerathen ist. Dann bleiben 20 m. p. zwischen Cäsarea und Caparcotia, welche genau mit den 20 m. p. des Itinerar. Hieros. stimmen. Hieronymus sagt, der alte Name von Maximianopolis sey Hadad Rimmon, das nur einmal im a. Test. bey der Todtenklage um den König Josias genannt wird. Wenn diese Notiz zuverlässiger ist, als die, daß Tiberias das alte Kinneroth sey, so kann man Hadad im zweyten Theile des Wortes Caparcotia finden. Ich lasse dies dahin gestellt seyn und bemerke nur noch, daß Buckingham (I. S. 454 d. Uebers., vergl. die Karte von Berghaus) an einem Punkte, welcher die Identität des Namens sehr wahrscheinlich macht, am südlichen Saume der Ebene Esdrelon, westlich von Dschennin, ein Cufr Cudt aus der Ferne gesehen hat, welches seiner englischen Mißgestalt entzogen ein Kafr Kot gewährt — das Καπαρκοτία des Ptolemäus. Möchte es bald einmal in der Nähe besichtigt werden.

(Fortsetzung folgt.)

*) Reland p. 892 hat nur 17 m. p.; er hat die 3 m. p. von Cäsarea bis zum mons Syna übersehen; eben so unser Verf. S. 118.

# Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 7. December.

Nro. 244. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1836.


**Die Philosophie des Aristoteles in ihrem inneren Zusammenhange, mit besonderer Berücksichtigung des philosophischen Sprachgebrauches, aus dessen Schriften entwickelt von Franz Biese. Berlin, 1835. Bd. I.**

(Fortsetzung.)

Es ist dem Arist. sein Vorhaben besser als irgend einem nach ihm gelungen, weil er eben so gründliche als umfassende Kenntnisse historischer und empirischer Art wie keiner vor ihm mit einem eben so tiefen systematischen und reflectirenden Geiste verband, der sich der Wege und Mittel, die ihn in seinem Denken zu den wichtigsten und bedeutendsten Resultaten verholfen, klar bewußt war, und dieselben eben so klar für andere darlegte. Es ist daher beynahe keine Wendung, keine Methode des Denkens versucht und in weiterem Umfang geübt und ausgebildet worden, zu welcher Aristoteles in diesen Büchern nicht die Grundlage und den Umriß gegeben hätte. Sie enthalten nicht allein die Syllogistik, so weit diese für die Anwendung und den vielfältigen Gebrauch wichtig ist; sondern verweilen zu allermeist bey dem Begriff und dem Satze, nicht blos nach ihren Formen, wonach der eine ein allgemeiner oder besonderer, ein über- oder untergeordneter u. s. w. der andere ein bejahender oder verneinender, ein kategorischer oder hypothetischer u. s. w. ist; sondern sie geben, wie schon ihre Aufschrift lehrt, die Fundstätten an, wo dem wahrscheinlichsten Vermuthen nach, über den vorliegenden Gegenstand des Nachdenkens, Satz oder Begriff, etwas, ein verwandter Begriff oder ein Anlaß zu weiterer Erwägung zu finden seyn möchte, sey es, daß dadurch jener berichtiget, erweitert und bewährt, oder daß er dadurch widerlegt und vernichtet werde; sey es, daß er hienach von andern auszusondern, oder mit ihnen zusammen zu fassen, daß er nach seinem Gehalt tiefer zu ergründen, und zu begründen, oder nach seinen äußeren Verhältnissen weiter fortzuführen und mit diesen und jenen anderen in Verbindung und Zusammenhang zu setzen sey. — Und nicht nur die logischen Formen der Begriffe Urtheile und Schlüsse lehret und übt die Topik; nicht minder werden in ihrem Bereiche die mehr metaphysischen und ontologischen Begriffe und Formen faßlich vorstellig gemacht und zur Anwendung gebracht, dergleichen das ταὐτὸν, ἕτερον καὶ ἄλλο u. s. w., die ἐναντία und alle Kategorien (οὐσία, ποσόν, ποιὸν, πρός τι etc.) sind bis zu dem höchsten Gegensatz, den Arist. aufgestellt hat, bis zu dem ἐνεργείᾳ und δυνάμει ὄν. Eben diese Begriffe, Formen und Sätze nimmt daher Arist. auch in der Metaphysik vor, nur daß er sie hier eben vornämlich nach ihrem metaphysischen und ontologischen Inhalt und Werth strenger und gründlicher erörtert, ohne daß aber ihre Anwendung und ihr Gebrauch auf dem Gebiet des geläufigeren Denkens und Ueberlegens gezeigt wird. —

Zu diesen Fundstätten gehört ferner ganz insbesondere die Sprache; — wie sie ein Ding durch Ableitung oder durch Uebertragung benennt und von ihm spricht; diese Betrachtung kann nicht

selten zu neuen und feinen Bemerkungen führen, und hat in alter und neuer Zeit die sinnigsten Spiele des Witzes und Scharfsinnes bey Dichtern und Philosophen befördert. Und es giebt schon innerhalb einer einzelnen Sprache, noch vielmehr aber in dem vergleichenden Studium mehrerer in Ursprung und Bildung von einander gänzlich verschiedenen Sprachen einen der interessantesten und für das Nachdenken anziehendsten Gesichtspuncte, zuzusehen, wie je eine Sprache, und wie deren mehrere einen und denselben Gegenstand angesehen, und nach welchen Aehnlichkeiten und hervorstehenden Merkmalen, Beziehungen und Analogien benannt haben; und in Folge der ersten etymologischen Namengebung oftmals weiter von ihm reden. Belege für das Angedeutete werden jedermann leicht nicht nur aus Plato und Aristoteles, sondern auch aus Aeschylus, Sophokles und Euripides, so wie aus Rednern und Geschichtschreibern erinnerlich seyn. Hieher gehört auch die Unterscheidung und Bestimmung der πολλαχῶς λεγόμενα, der vieldeutigen Wörter, derer einigen, die in der Ontologie und Metaphysik eine Hauptrolle spielen, das ganze 5te Buch (Δ cc. 1 — 30) der Metaphysik von Arist. gewidmet ist; dergleichen sind die Wörter Ursache, αἴτιον, Princip, ἀρχή; das Ganze und die Theile, τὸ ὅλον καὶ τὰ μέρη, Substanz und Accidenz, οὐσία καὶ συμβεβηκός u. v. aa. Es findet sich unter den größern und kleineren Werken unseres Philosophen gewiß kein einziges Buch, oder Abschnitt, wo er nicht von diesem τόπος Gebrauch machte, wo er nicht zusähe, ob? und bestimmte, wie vielerley Bedeutungen ein Wort habe? Hiedurch löset er sich eine Menge von Schwierigkeiten, die seine Vorgänger im Philosophiren gehemmt und geirrt haben. Daher empfiehlt er und hebt hervor ganz vorzüglich diese Fundstätte; mit welcher im nächsten, unmittelbaren Zusammenhang stehen die Homonymen, Synonymen und Paronymen, und deren Unterscheidung und Bestimmung; so wie ferner die Metaphern und Tropen, die σχήματα λέξεως καὶ διανοιάς, die Wortstellung u. m. aa. bis zu den Solöcismen u. ä. was den Denkenden in eigener und fremder Rede leicht beschleicht und in die Irre führt. Wenn man erwägt, daß alles Denken mit und in der Sprache vorgehet, daß die offen liegenderen oder versteckteren bildlichen Andeutungen und Fingerzeige derselben es weiterführen; wenn man dazu nimmt, daß Aristoteles gerade diese sprachliche Topik, die er zuerst kunstmäßig entdeckt und geübt hat, auch mit besonderer Vorliebe behandelt; und wenn man endlich bedenkt, wie wichtig und einflußreich es ist, die Jünglinge, die sich dem gelehrten Stande widmen, frühzeitig auf die Geheimnisse der Sprache und alle ihre Einflüsse in unser Denken, Dichten und Trachten aufmerksam und mit denselben vertraut zu machen: so möchte man wünschen, daß gerade dieses Werk des Aristoteles in den Oberklassen unserer gelehrten Schulen gelesen werden möchte, da es, an sich eines der klarsten und allgemein faßlichsten, wie von Alters her anerkannt ist, ganz naturgemäß von den Vorstellungen, Gedanken und Meynungen, wie sie im täglichen Leben stets wiederkehren, ausgeht, und an diesen zeigt, in welche nur angedeutete Tiefen und wie sie hineinführen; da es den Inbegriff aller logischen Functionen in Lehre und Anwendung und einen Theil der metaphysischen Begriffe und Probleme, vornehmlich aber alle sprachlichen Grundgesetze und Ansichten nach ihrem etymologischen, grammatischen, syntaktischen und rhetorischen Gehalte in Anregung bringt und darlegt. Gewiß ist es nicht so schwierig, wie Platos Menon, aus welchem Engel versucht hat, die Vernunftlehre zu entwickeln; die Aristotelische Topik lehrt diese in dem rechten Maß, faßlich und an allbekannten Beyspielen und in der allseitigsten Anwendung, so daß schwerlich eine bessere Propädeutik und Vorbereitung zum akademischen Studium der Philosophie gefunden werden mag; ja für solche,

die sich von der tieferen Philosophie nicht angezogen fühlen, kann sie füglich die ganze theoretische Philosophie ersetzen.

Neben der Sprache erkennt Arist. als eine andere höchst ergiebige und lehrreiche Fundstätte von Gedanken und Anregung zu weiteren Forschungen die Bekanntschaft mit dem, was Frühere über einen zu behandelnden Gegenstand gedacht, gesagt und versucht haben. Die Ueberlieferung und geschichtliche Entwickelung ersparen den Späteren lange und schwierige Um- und Irrwege, und führen meistentheils am sichersten auf die Richtung und Lage des Kernes und Mittelpunctes einer Aufgabe. Arist. empfiehlt daher angelegentlich hier das geschichtliche Studium nicht nur etwa der Philosophie, sondern überhaupt der Politik, der Gesetzkunde, ja selbst der Streitigkeiten und Processe, und räth, sich von alle dem, was man der Art liefet, Excerpte und Auszüge zu fertigen; eben wie er auch in der Rhetorik lehrt.

Nicht minder nachdrücklich als auf die Geschichte im weitesten Sinne, weiset er wiederholt auf Beobachtung und Erfahrung hin, als welche Mittel und Wege an die Hand geben, Kenntnisse zu erweitern und zu begründen. — Auf Anschauung, Beobachtung und Erfahrung, fremder, wie eigener, beruhen die Induction und die Analogie sammt der Combination; und die Regeln und Gesetze derselben, werden in dem ihnen gebührenden Umfang dargelegt, und im Einzelnen gezeigt. Ja die Methode, deren Empfehlung und Anwendung dem Baco von Verulam so großen und dauernden Ruhm verschafft hat, ist keine andere als die auch Arist. für die allein sichere auf dem Felde der Erfahrung und bis in die Metaphysik hinein nicht nur anerkennt und anpreiset, sondern auch selbst überall befolgt und anwendet, wo es nur gehen will; ich meyne die inductorische Methode (ἐπαγωγή) und mit ihr verbunden die analogische und combinatorische Methode.

(Fortsetzung folgt.)

---



1) Palästina. Von Karl von Raumer Professor in Erlangen ꝛc.

2) Karte von Syrien. Den Manen Jacotin's und Burckhardts gewidmet von Heinrich Berghaus ꝛc.

---

(Fortsetzung.)

Wie sorgfältig der Verf. die Bibel benützt, ja daß er sie zur Grundlage seines Werkes genommen habe, davon zeugt jeder einzelne Artikel vom ersten bis zum letzten Orte. Will man sich davon überzeugen, so darf man nur den nächsten besten in der Konkordanz aufschlagen, und man wird nichts Wesentliches übergangen finden. Ehe ich aber auf das Einzelne eingehe, will ich nicht verbergen, daß mich die von dem geehrten Verf. gewählte Ordnung, die lexikalische, nicht befriedigt hat. Ich weiß zwar wohl, daß es sehr schwierig ist, die Bewohnung eines Landes anschaulich und fruchtbar für die Erkenntniß darzustellen; es ist auch gewiß, daß derjenige, welcher für Palästina Forderungen aufstellt, wie sie für ein genau untersuchtes Land gelten möchten, geringe Bekanntschaft mit dem Zustand unserer Kenntnisse von Palästina verräth; aber dennoch will diese loseste aller Darstellungsweisen nicht genügen; denn das Zusammengehörige, welches sich in seiner gegenseitigen Beziehung klarer heraushebt, wird getrennt und das Entfernteste durch den Zufall des gleichen Anlautes verbunden. Zwar ist dieser Uebelstand durch die Eintheilung in vier Provinzen gemildert; aber er bleibt noch immer groß genug. Die natürliche Ordnung würde z. B. erfordern, daß die Ortschaften am Gestade des Sees Genezareth neben einander behandelt würden, also von Süden nach Norden gerechnet Tarichea, Emmaus, Tiberias, Magdala, Bethsaida, Kapernaum; aber wie werden sie durch die lexikalische Aufzählung auseinander gerissen! Tarichea steht zwischen Sunem und Thisbe, Emmaus in einer Anmerkung zu Tiberias, welches die letzte der galiläischen Städte wird, Magdala neben Megiddo, Bethsaida zwischen Aphek und Dabrath, Kapernaum zwischen Kana und Kedes. Selbst die philistäischen Städte werden S. 150 nach dem Alphabet geordnet, da doch die Lage von dreyen genau und die der beyden andern hinlänglich bekannt ist, um sie auf eine schönere Weise zu behandeln. Der

Verf. hat dieſen Uebelſtand ſelbſt empfunden und daher zuweilen eine Ausnahme gemacht, die ich als Regel durchgeführt zu ſehen wünſchte. So wird die ganze Umgegend Jeruſalems S. 209 ff. und der Weg nach Bethlehem S. 219 ff. im Zuſammenhange geſchildert. S. 100 wird das oſtjordaniſche Bethſaida gleich mit dem galiläiſchen beſchrieben, weil ſonſt allerdings die wichtige Anmerkung über die beyden Speiſungen, welche den Synoptikern zu empfehlen iſt, minder verſtändlich geblieben wäre. Hinter Gibeon folgen ſogleich die gibenitiſchen Städte S. 155. Auch bey den edomitiſchen Städten S. 183 ff. iſt die alphabetiſche Ordnung nicht ſtreng beobachtet, ſondern die Hauptſtadt vorangeſtellt und Ungewiſſeres anhangsweiſe gegeben. Aber es fragt ſich, wie man bey unſerer mangelhaften Kenntniß des Landes anders verfahren könne? Die Gränzen der vier Landſchaften ſind größtentheils natürliche; vielleicht iſt auch das Gebirg Juda von dem Gebirg Ephraim nicht bloß politiſch geſchieden, worauf manche zerſtreute Andeutungen führen. Ganz zweckmäßig können ſie daher als Hauptrahmen beybehalten werden. Schwieriger iſt die Frage bey den einzelnen Provinzen. Joſua zwar theilt ſchon genau nach natürlicher Begränzung ein, wenn er im Stamme Juda das Mittagland, die philiſtiniſche Niederung oder Sephela, das Gebirg und das Jordanthal oder Arabah unterſcheidet, aber dies hilft uns nicht viel, da wir dieſe Gränzen nicht genau kennen. Es ſcheint alſo einſtweilen, bis das Land beſſer erforſcht iſt, keinen andern Rath zu geben, als daß der Geograph ſich an die beſuchten Straßen halte und rechts und links mitnehme, was nach ältern und neuern Berichten zur Seite liegt. Hiedurch würde die gegenſeitige Beziehung der Orte doch etwas anſchaulicher, als durch die trockne Diſtanzangabe; zugleich würde das, was wir ſicher wiſſen, vor dem noch nicht Wiedergefundenen klar hervortreten. Endlich würde der Gebrauch dieſes Abſchnittes um vieles erleichtert und angenehmer gemacht.

Mit meinen Bemerkungen zu den einzelnen Orten folge ich der Ordnung des Verf., beginne alſo mit Galiläa. S. 103: „Hepha, auch Porphyreon.“ Wilhelm von Tyrus hat Hepha für das alte, ſelten erwähnte Porphyreon gehalten, und ſeitdem hat dieſe Konjektur ſich fortgepflanzt. Allein Euſebius berichtet uns anders, und ſein Zeugniß hat hier um ſo mehr Gewicht, als er, überhaupt ein genauer Kenner Paläſtina's, ganz in der Nähe, zu Cäſarea, ſeinen Biſchofsſitz hatte. Nach ihm hieß zu ſeiner Zeit die Stadt Sycaminum, ἡ Συκάμινος, zwiſchen Cäſarea und Ptolemais unter dem Karmel am Meer gelegen, auch Ἡφά (Onom. v. Japhthie) Eben ſo hat das Itin. Hierosol. die mansio Sicamenos 15 m. p. von Ptolemais mit dem Zuſatz: ibi est mons Carmelus, ubi Helias sacrificium faciebat; und Ptolemais hat in derſelben Ordnung: Ekdippa, Ptolemais, Sykaminos, dann den Karmel*). Dieſe Beſchreibungen laſſen keinen Zweifel über die Identität des heutigen Hepha mit dem alten Hepha — Sykaminus. Daß die Stadt Gaba des Joſephus B. Jud. III. 3, 1 hieher zu ziehen ſey, iſt ſehr wahrſcheinlich; er nennt als Gränze Galiläas den Karmel und fährt fort: ᾧ προσίσχει Γαβά, πόλις ἱππέων οὕτως ἀγορευομένη διὰ τὸ τοὺς ὑφ' Ἡρώδου τοῦ βασιλέως ἀπολυόμενους ἱππεῖς ἐν αὐτῇ κατοικεῖν. Hepha ſcheint entſtanden aus πόλις ἱππέων, dann erklärt ſich ungezwungen, warum jüdiſche Schriftſteller Hippos am Oſtufer des Sees Genezareth und Hepha am Karmel mit demſelben Namen belegen: חיפה. Im Mittelalter nannte man es mit verhärteter Gutturalis Caiphas, daher hat Benjamin von Tudela in der Ueberſetzung des zwölfjährigen Gelehrten Baratier I. p. 74: drey Paraſangen (= 6 Stunden) von Akre liegt Kaifas, das iſt Chepha. Porphyreon dagegen iſt wahrſcheinlich der nicht weit von Hepha gelegene, jetzt verſchwundene Ort Halzon, den Willebrand Oldenborg in ſeinem Itinerar. neben Caiphas erwähnt, denn חלזון heißt Purpurſchnecke und Purpur.

Samaria. Bethſean S. 116 iſt nicht eins mit Bethſitta, wie S. 34 Anm. 50 vermuthet wird; denn es ſind zwey ganz verſchiedene Wörter; das erſtere bedeutet Stadt der Ruhe, das andere Stadt der Acacie. Richter 7, 22 iſt nur die Ueberſetzung undeutlich; es muß heißen: bis Bethſitta gen Zererath. — S. 119. Legio. Abulfeda in der Tab. Syriae, addenda zu pag. 5, not. 28 erwähnt dieſen Ort mit folgenden Worten: El Ledjun urbs est, quam inter et Tiberiadem intersunt 20 millaria. In media urbe est saxum, cui superstructum est templum, quod putatur fuisse oratorium Abrahami; sub lapide fons oritur. Aus dieſer Tradition geht hervor, daß Legio kein neuerbautes Römerlager, ſondern eine alte Stadt war; leider iſt uns aber ihr urſprünglicher Name verloren gegangen. Da die Ebene Jeſreel 2 Chron. 35, 22 auch Ebene Megiddo und im 3. Buch Eſra 1, 27 πεδίον Μαγεδδαούς genannt wird, ſo iſt man verſucht zu vermuthen, die beyden ſpätern Benennungen, Ebene Esdrelon und μέγα πεδίον Ἀγεῶνος ſeyen den beyden frühern gleich und alſo Megiddo der alte Name Ledſchuns. Die Lage deſſelben iſt ausgezeichnet: „Man überſieht von hier, ſagt Maundrell, ſehr bequem die ganze Ebene Esdrelon“ bis Nazareth, bis zum Thabor und Hermon. Der Name Megiddo verſchwindet nach Joſephus und der Name Legio, den Joſephus nicht hat, kommt auf.

(Fortſetzung folgt.)

*) Die Abweichung des Itin. Anton. macht kein Bedenken. Seine Zahlen ſind offenbar verdorben; denn die 44 m. p. zwiſchen Ptolemais und Cäſarea müſſen nach den 28 m. p. der Tab. Peut. und den 31 m. p. des Itin. Hieros. corrigirt werden.

# Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 8. December.

Nro. 245. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1836.


**Die Philosophie des Aristoteles in ihrem inneren Zusammenhange, mit besonderer Berücksichtigung des philosophischen Sprachgebrauches, aus dessen Schriften entwickelt von Franz Biese. Berlin, 1835. Bd. I.**

(Fortsetzung.)

Wenn Arist. gleichwohl, trotz dem anerkannten Vorzug dieser Methode, dennoch so oft zur rein logischen und ontologischen Behandlung der Gegenstände seine Zuflucht nimmt, so ist dieß weniger seine Schuld, als die Schuld seiner Zeit, die den Verstand und Scharfsinn gerne ἐν λογικαῖς ἀπορίαις καὶ δυσχερείαις übte, wie er sagt, und die ihm nicht genug Beobachtungen gemacht überlieferte, und den Versuch, das Experiment, noch nicht kannte. Ueber das Vorrecht aber, das er dem Sinne vor der Speculation hier einräumt, hat er keinem Zweifel Raum gelassen, er sagt z. B. π. ζ. γεν. III. 10. p. 262 fg.: ἐκ μὲν οὖν τοῦ λόγου τὰ περὶ τὴν γένεσιν τῶν μελιττῶν τοῦτον ἔχειν φαίνεται τόν τρόπον, καὶ ἐκ τῶν νῦν δοκούντων συμβαίνειν περὶ αὐτάς· οὐ μὴν ἔιληπταί γε τὰ συμβαίνοντα ἱκανῶς, ἀλλ' ἐάν ποτε ληφθῇ, τότε τῇ αἰσθήσει μᾶλλον ἢ τῷ λόγῳ πιστευτέον· καὶ τοῖς λόγοις (sc. πιστευτέον), ἐὰν ὁμολογούμενα δεικνύωσι τοῖς φαινομένοις. Und Eud. Eth. I. 6. sagt er πειρατέον δὲ τούτων πάντων (der Tugenden und ethischen Begriffe insgesammt) ζητεῖν τὴν πίστιν διὰ τῶν λόγων, μαρτυρίοις καὶ παραδείγμασι χρώμενον τοῖς φαινομένοις· und nach weiterer Erörterung schließt er: ὅτι προσέχειν οὐ δεῖ πάντα τοῖς διὰ τῶν λόγων ἀλλὰ πολλάκις μᾶλλον τοῖς φαινομένοις· νῦν δ' ὁπόταν λύειν μὴ ἔχωσιν, ἀναγκάζονται πιστεύειν τοῖς εἰρημένοις καὶ διότι πολλάκις τὸ μὲν ὑπὸ τοῦ λόγου δεδεῖχθαι δοκοῦν, ἀληθὲς μέν ἐστιν, οὐ μέντοι διὰ ταύτην τὴν αἰτίαν, δι' ἣν φησὶν ὁ λόγος· ἐστὶ γὰρ διὰ ψεύδους ἀληθὲς δεῖξαι. Desgleichen ακρ, VIII. 3. §. 26. S. 152 fg.: ἀλλὰ τὸ μὲν περὶ τούτων σκοπεῖν καὶ ζητεῖν λόγον, ὧν βέλτιον ἔχομεν ἢ λόγου δεῖσθαι, κακῶς κρίνειν ἐστὶ τὸ βέλτιον καὶ τὸ χεῖρον καὶ τὸ πιστὸν καὶ τὸ μὴ πιστὸν καὶ ἀρχὴν καὶ μὴ ἀρχήν. Und wie unzähligemal kommt in seiner Bestreitung der Ansichten seiner Vorgänger bald zu deren Entschuldigung, öfter zu deren Vorwurf die Bemerkung vor, daß sie noch nicht genug Beobachtungen angestellt vorgefunden, oder gegen diese sich verstockt hätten; ersteres wird öfter von Empedokles und Demokritus gesagt, letzteres, manchmal mit Härte den Eleaten vorgerückt, z. B. ακρ. φυσ. II. 1. §. 6. ὡς δ' ἔστιν ἡ φύσις πειρᾶσθαι δεικνύναι γελοῖον· φανερὸν γὰρ ὅτι τοιαῦτα τῶν ὄντων ἐστὶ πολλά· τὸ δὲ δεικνύναι τὰ φανερὰ διὰ τῶν ἀφανῶν οὐ δυναμένου κρίνειν ἐστὶ τὸ δι' αὐτὸ καὶ μὴ δι' αὐτὸ γνώριμον· Wiederum heißt es π. γεν. κ. φθ. I. 8. p. 25: Ἐκ μὲν οὖν τούτων τῶν λόγων, ὑπερβάντες τὴν αἴσθησιν καὶ παριδόντες αὐτήν, ὡς τῷ λόγῳ δέον ἀκολουθεῖν, εἶναί φασι τὸ πᾶν ἓν καὶ ἀκίνητον, καὶ ἄπειρον ἔνιοι. — ἔτι δὲ ἐπὶ μὲν

τῶν λόγων δοκεῖ ταῦτα συμβαίνειν, ἐπὶ δὲ τῶν πραγμάτων μανίᾳ παραπλήσιόν ἐστι τὸ δοξάζειν οὕτως. Diese Belege, die sich leicht ins drey- und vierfache häufen ließen, zeigen hinlänglich, wie entschieden Arist. der Erfahrung gegenüber der eitlen Speculation das Wort redet; sie leitet und beherrscht ihn bis in die Metaphysik hinein; und deßhalb empfiehlt er sie auch in der Topik mehr als einmal und mit Nachdruck.

Wenn nun nach den bisherigen kurzen Angaben Aristoteles in diesem Werke alle erdenklichen Fundstätten und deren Unterarten nachweiset; wenn er zeigt, was und wie die Sprache in Namen, Sätzen und Perioden, in Zusammensetzungen, Zersetzungen und Verbindungen; wie die Erfahrung und Beobachtung, so die innere, wie die äußere zum Denken, Forschen und Ergründen Anlaß geben, und vermittelst der Induction, Analogie und Combination zur Erkenntniß leiten; wenn er darin den Einfluß und die Bedeutung der Kategorien und anderer metaphysischer Begriffe auseinander setzt; wenn er endlich die Geschichte und Ueberlieferung der früheren Gedanken, Meynungen und Ansichten zum Studium empfiehlt und zeigt, wie durch alle diese Mittel erst den logischen Formen ein Gehalt erwächst, und wie durch alle diese Wege der überlegende Verstand zur Prüfung irgend welcher vorliegenden Gegenstände, Begriffe und Sätze, zu deren Berichtigung und Fortführung angeregt, getrieben und gefördert wird: so wird man gestehen: daß er in der Topik ein Werk geliefert hat, das unsterblichen Werth hat, und bekannter und gelesener zu seyn verdiente. Wenn etwas darin vermißt wird, so ist es die Betrachtung der mathematischen Methoden, durch deren Nachweisung die Topik allerdings erweitert und gefördert werden kann. Man vermuthet auch leicht, daß sie den Fleiß und emsiges Studium empfehlen muß, wodurch den natürlichen Anlagen und der nothwendigen und unerläßlichen Uebung reichlicher Stoff zur Bearbeitung herbeygeschafft wird. Ein Nachtheil, wenn man es dafür halten will, geht durch die ganze Topik hindurch, daß sie vornehmlich mit Rücksicht auf die Rhetoren und die Sophisten, zumal das letzte Buch: περὶ τῶν σοφιστικῶν ἐλέγχων, ausgearbeitet ist. Allein außerdem, daß sie dadurch an historischem Werth gewinnet, wer ist nicht nur zu oft bald geflissentlich, noch häufiger unabsichtlich und unbewußt in seinem Denken Sophist vor und gegen sich selbst? — und wie desto nöthiger ist nur die Aufhellung der geheimen und versteckten Irrgänge und die Auflösung der Sophismen, die Aristoteles erschöpfend gegeben hat. Aus diesen und vielen anderen Gründen ist die Topik vordem fleißig angebaut worden, in der alten Zeit vornehmlich von den Rhetoren, von Aristoteles selbst in der Rhetorik, von Dionysius von Halikarnaß ꝛc., von Cicero (zumeist in Bezug auf das römische Privatrecht) und Quintilian im 5ten Buche; und noch am Ende des weströmischen Reiches von Boethius. Dieser bezog sie wieder mehr auf das philosophische Denken; denn von den Zeiten der Stoiker an (qui judicandi quidem viat diligenter persecusi sunt ea scientia, quam διαλεκτικὴν appellant, inveniendi vero artem, quae τοπικὴ dicitur, quaeque ad usum potior erat, et ordine naturae certe prior, totam reliquerunt. Cic. Top. 2.) und von den Epikureern wurde sie den Schulen der Rhetoren ganz überlassen. Von den Scholastikern wurde sie nur als rein logische Kunst betrieben mit Hintansetzung der Menge Stoffes und realen Wissens, das Aristoteles fordert und voraussetzt. Um dieses Mangels willen mußten auch die Umgestaltungen und Verbesserungen, welche Raimund Lullus, Athanasius Kircher, Rudolph Agricola, Knittel u. a. m. der Topik zu geben versuchten, erfolglos bleiben; bey Anderen aber schadete, daß sie in zu specielle wissenschaftliche Fragen und Untersuchungen sich einliessen. Denn freylich jede Kunst, jede Wissenschaft hat ihre eigene Topik, ihr eigenes Organon; um aber dieses gehörig zu fassen und anzu-

wenden, muß die allgemeine Topik vorausgesetzt werden. Auch bildet sich jeder Denker eine mehr oder minder eigenthümliche Topik, ein Fachwerk, wonach er die Gegenstände betrachtet und seine Untersuchungen anstellt, z. B. die Kategorientafel bey den Kantianern. Ein solches hat Aristoteles in den bisher gerühmten Büchern hinterlassen; er hat uns darin auf die Wege, die Er im Denken eingeschlagen, auf die Mittel, die Er in Anwendung gebracht, aufmerksam gemacht; denn nach τόποις, nach gewissen Fundstätten und Gesichtspuncten, wie sie jedesmal nach der Natur des Gegenstandes am gewissesten zum Ziel, zur Einsicht führen können, betrachtet er jeden Gegenstand, den er in Untersuchung zieht; und in wiefern die Topik nur anweist, wie man etwa an den Gegenstand herankomme und ins Herz desselben eindringen mag, also πειραστικὴ, ἐξεταστικὴ und διαλεκτικὴ ist, in so fern denkt Aristoteles durchweg dialektisch; in dem Sinn aber, wie Hr. Biese dieß Wort gebraucht, darin auch seiner Schule folgend, denkt Aristoteles durchaus nie dialektisch; und dieser Sinn möchte eher noch der Platonischen Dialektik untergeschoben werden. Denn Platon allerdings liebte den Gang von den Principien aus (τὴν ἀπὸ τῶν ἀρχῶν ὁδὸν) zu dem Besonderen; er versucht hie und da eine Deduction und Construction von obersten Begriffen aus. Aber Aristoteles ist überall mehr erst mit der Erforschung der Principien beschäftigt, er zieht den Weg nach den Principien (τὴν ἐπὶ τὰς ἀρχὰς ὁδὸν) meistentheils jenem ersteren vor, weil dieser an der Hand der Erfahrung vorwärts und ins Gebiet des Räsonnements (λόγοι), oder, was vornehmer klingt, der Speculation hineinleitet. Was er auf diesem Wege von allgemeinen Begriffen, Gesetzen u. s. f. findet, daraus leitet er allerdings ab, daraus erklärt er die besondern und einzelnen Erscheinungen jeder Art.

(Fortsetzung folgt.)

---



1) Palästina. Von Karl von Raumer, Professor in Erlangen ꝛc.

2) Karte von Syrien. Den Manen Jacotin's und Burckhardts gewidmet von Heinrich Berghaus ꝛc.

---

(Fortsetzung.)

Judäa. Ajalon S. 125. Das Ajalon bey Gibea Sauls, welches Hieronymus als ein kleines Dorf seiner Zeit kennt, ist schwerlich das Jos. 10, 12 genannte. Die Schrift hat nur ein Ajalon im Stamme Dan und ein anderes im Stamme Sebulon. — Anathoth, S. 126, kann nicht das jetzt dafür ausgegebene Dscheremie seyn, denn letzteres liegt 7 engl. Meilen westlich von Jerusalem, Anathoth aber nach Josephus, Eusebius und Hieronymus nur 3 m. p., also nicht halb so weit entfernt im Norden der Stadt. Ich habe schon bemerkt, daß Scholz S. 268 ein Anateh aufführt. Aus der Verwechslung von Anathoth und Dscheremie entspringt der S. 245 unter Modin bemerkte Widerspruch. — S. 127 Athlit, richtiger Atlid, عتليد d. h. Ritterorden, Scholz 257, d'Arvieux II. 10, kann nicht Sykaminos seyn, wenn das richtig ist, was ich zu Hepha nachgewiesen habe. Vielmehr paßt genau das Magdiel des Eusebius: vicus exiguus in quinto milliario Dorae pergentibus Ptolemaidem (Onom. v. Madiel). Der Name, den es im Mittelalter trug, castrum peregrinorum haftet noch an den Ruinen eines großen Gebäudes bey Atlid, in Direladsche Scholz S. 150, verstehe Dir el Hadschi. Das Kastell auf dem Rücken der nahen Bergkette ist noch vorhanden, eben so der durch jene Bergkette gebrochene Felsenweg, von welchem der Ort Lapis incisus, Petra incisa und Districtum hieß. Das Citat aus Jac. de Vitriaco Anm. 157 muß heißen 1231 statt 1131. — Unter Bethsemes S. 128 Anm. 160 deutet der Verf. seine Abweichung von Reland unentschieden an, mit der Frage: Irsames, ob identisch mit Bethsemes? Reland hat die Verschiedenheit beyder Städte auf Grund einer Angabe des Hieronymus, daß Irsemes später Emmaus und dann Nicopolis geheißen habe, durchzuführen versucht, aber der Verf. bezweifelt mit Recht die übrigens scharfsinnigen Gründe Relands. Irsemes kommt nur einmal vor Jos. 19, 41 auf der Gränze von Dan und

Juda. Dieselbe Gränzlinie wird Jos. 15, 10—11 nur kürzer angegeben. Man vergleiche:

Bethsemes, Thimna, Ekron, Baala, das Meer;

Irsemes — Thimna — Ekron — Baalath — das Meer.

Schon diese Zusammenstellung ist überzeugend. Reland wendet ein, aus Jos. 19 ergebe sich, daß Irsemes eine danitische Stadt und aus Jos. 21, 16, daß Bethsemes eine Priesterstadt des Stammes Juda gewesen sey. Allein Jos. 15 u. 19 lehren nicht, zu welchem Stamm die genannten Gränzstädte gehörten, erst aus Jos. 21, 16 sieht man, daß Bethsemes zu Juda gehörte. Dies widerlegt den Hauptgrund Relands. Nun erlangt eine Vergleichung zweyer andern Stellen noch mehr Beweiskraft, als ihr Reland schon zugesteht. Wie nämlich Jos. 19, 41 — 42 Irsemes, Saalbin und Ajalon neben einander genannt werden, so 1 Kön. 4, 9 Saalbin, Bethsemes und Ajalon. Demnach ist es wohl gewiß, daß die gleichbedeutenden Namen Irschemesch und Bethschemesch (Sonnenstadt) ein und derselben Stadt zugehören. Nur die Notiz des Hieronymus steht noch im Wege. Es ist aber leicht zu erklären, wie er zu diesem Mißverständniß kam. Der griechische Text hatte für Irsemes πόλις Σαμμαύς, das konnte er leicht für das Ἀμμαοῦς oder Ἐμμαούς seiner Zeit nehmen; ist dies doch dem sprachgelehrten Reland nicht unwahrscheinlich vorgekommen. Wäre Nicopolis Irsemes und von Bethsemes verschieden, so müßte die Gränze Dans und Judas einen sonderbaren Sprung gemacht haben; denn Zarea und Esthaol auf Dan's Gränze liegen 10 m. p. nördlich von Eleutheropolis gegen Emmaus zu, und Bethschemesch auf Judas Gränze liegt ebenfalls 10 m. p. in derselben Richtung. Ist nun Bethschemesch = Irschemesch, so paßt dies vortrefflich zur Gränzbestimmung von Jos. 19, 41; wäre aber Irschemesch = Emmaus, so müßte man plötzlichen Absprung gegen Norden und einen eben so scharfen Rücksprung nach Bethschemesch annehmen, was ganz unstatthaft ist. Endlich ist auch der Name Emmaus keineswegs aus Schemesch, Sammaus, Ammaus entstanden, sondern die griechische Zubereitung des Wortes חמת thermae, wie Emmaus bey Tiberias; denn Emmaus war ein Bad, berühmt unter den Christen des vierten Jahrh. wegen der Sage, daß Christus seine Füße darin gewaschen und dadurch die Heilkraft desselben erhöht habe; weshalb es auch von dem abtrünnigen Julianus aus Haß verstopft wurde. — S. 129 A. 162 zu Bethzura. Die Stelle 2 Macc. 11, 5 enthält kein zweytes Bethzura, denn wenn man sie mit 1 Macc. 4, 29 vergleicht, so zeigt sich, daß in der erstern Stelle eine verdorbene Lesart und daß von keinem andern Bethzura als dem 2 m. p. nördlich von Hebron gelegenen die Rede ist. — S. 134 ist das Jos. 24, 33 genannte Gibea für Gibea Benjamins gehalten und daraus in Anm. 183 ein Schluß gezogen, welcher unzulässig ist. Die Undeutlichkeit der Uebersetzung hat dies veranlaßt. Im Grundtexte ist dieses Gibea durch zwey Merkmale von Sauls Stammort unterschieden: es führt den Beynamen Gibea Pinhas, und liegt auf dem Gebirge Ephraim. — S. 142 Juta: Die scharfsinnige Vermuthung Relands, daß die πόλις Ἰούδα Luc. 1, 39 die judäische Priesterstadt Juta sey, hätte wohl verdient von Hrn. v. Raumer als richtig anerkannt zu werden. Der Widerspruch der Tradition, welcher Anm. 222 eingewendet wird, hat kein Gewicht. Es läßt sich die Entstehung derselben wohl erklären. Ein Beth Zacharia 70 Stadien nördlich von Bethzur, also in der Nähe Jerusalems, kommt schon vor 1 Macc. 6, 32—33 vergl. mit Jos. Arch. 12, 9, 4 u. B. J. 1, 1, 5. Da nun Luc. 1, 40 hinter πόλιν Ἰούδα gleich hinzugefügt ist: καὶ εἰσῆλθεν εἰς τὸν οἶκον Ζαχαρίου, so mißverstand man dies von Beth Zacharia, welches mit dem Priester Zacharias nichts zu schaffen hat. Daher findet man in den Pilgerreisen domus Zachariae stets als Ortsname. — Lydda S. 143 kann zuversichtlich als eins mit dem viermal im A. T. erwähnten Lod angesehen werden, es heißt bey den Arabern noch heute ebenso: لُدّ. Der Name, nach Gesenius = certamen, paßt trefflich zum Orte, da die Umgegend von Alters her oftmals zum Wahlplatz ausersehen wurde. — Maresa S. 144 nimmt der Verf. für identisch mit Moreschеth-Gath. Beyde sind aber gewiß verschieden, wenn gleich nicht weit von einander gelegen; es sind nicht etwa bloß zwey Formen desselben Wortes, sondern zwey Wörter von ganz verschiedener Wurzel und Bedeutung. Beyde werden Micha 1, 14 u. 15 neben einander genannt, aber in der Uebersetzung ist dies freylich nicht zu erkennen.

(Fortsetzung folgt.)

# Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 9. December.

Nro. 246. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1836.


Die Philosophie des Aristoteles in ihrem inneren Zusammenhange, mit besonderer Berücksichtigung des philosophischen Sprachgebrauches, aus dessen Schriften entwickelt von Franz Biese. Berlin, 1835. Bd. I.

(Fortsetzung.)

Es herrscht bey ihm die topische oder heuristische Methode, gegen die apodiktische und wissenschaftliche gehalten, weit vor, weil er wohl erkannte, daß der heuristische Weg, der der Erfindung von dem constitutiven Wege des Systemes weit abgeht, wie die Geschichte jeder Wissenschaft zeigt. Die Griechen haben es in der Mathematik z. B. unglaublich weit gebracht, ohne daß sie, noch auch die viel späteren Araber die negativen Größen gebrauchten, oder etwas von ihnen wußten, ungeachtet diese jetzt in unsern mathematischen Lehrbüchern gleich am Eingang der Wissenschaft vorgeführt werden. Das gleiche lehrt die Geschichte der Astronomie, der Medicin u. a. Wissenschaften.

So wahr und klar dieses ist, eben so klar liegt am Tag für jeden, der auch nur einen flüchtigen Blick in die Werke des Aristoteles gethan, daß er überall, nicht nur in den naturkundschaftlichen, sondern nicht minder in den ethischen, politischen und metaphysischen Schriften weniger syllogistisch und subsumtive verfährt, weniger aus einigen allgemeinen Voraussetzungen Beweise herleitet und das jedesmal vorliegende begründet, als vielmehr das Allgemeine erst durch allseitige behutsame Reflexion zu gewinnen sucht; daß er den topischen und heuristischen Weg einschlägt; daß er von der Negativität und deren angeblichen Uebergängen, überhaupt von ihrer Gewalt und Herrlichkeit nichts weiß, wie ihm jedoch Hr. Biese im 3ten Kapitel des zweyten Abschnittes, zu getreu den Fußstapfen seines Meisters folgend, und zu gütig beymißt. Hier wird die Verrenkung der Aristotelischen Lehren so arg und so wirr, daß es eines mindestens eben so ausführlichen, wenn nicht weitläufigeren Aufsatzes bedürfte, wollte man alle die fast unglaublichen Verdrehungen und Ausrenkungen wieder in die Richte bringen, und das aristotelische Ebenmaß herstellen. Es genüge daher an wenigen Sätzen. —

Das Princip des Widerspruchs erkennt Aristoteles ohne Ausnahme und Einschränkung an als das höchste Gesetz des Denkens wie des Seyns. Metaph. *Γ.* 3. p. 54. *πασῶν βεβαιοτάτη ἀρχή, ὅτι τὸ αὐτὸ ἅμα ὑπάρχειν καὶ μὴ ὑπάρχειν ἀδύνατον τῷ αὐτῷ κατὰ τὸ αὐτό, καὶ ὅσα ἄλλα προσδιορισαίμεθ' ἄν, ἔστω προσδιωρισμένα πρὸς τὰς λογικὰς δυσχερείας.* cf. π. ἑρμ. c. 6. p. 60 wo er abermals *πρὸς τὰς σοφιστικὰς ἐνοχλήσεις*, wie er da sagt, alle nöthigen *προσδιωρισμένα* verstanden wissen will, die er in Top. IX. (oder σοφ. ἐλεγχ. I.) cc. 3. 4. näher angibt, p. 427. *ἀντίφασίς ἐστιν τοῦ αὐτοῦ καὶ ἑνὸς μὴ ὀνόματος ἀλλὰ πράγματος· καὶ ὀνόματος μὴ συνωνύμου ἀλλὰ τοῦ αὐτοῦ — καὶ κατὰ τὸ αὐτὸ καὶ πρὸς τὸ αὐτὸ καὶ ὡσαύτως καὶ ἐν τῷ αὐ-*

τῷ χρόνῳ. Ein höheres und ſtärkeres Geſetz, als dieſes, kennt Ariſtoteles nicht; auch H. Bieſe weiſt keines aus ihm nach, räſonnirt aber, vorgeblich ariſtoteliſch, S. 630 fg. alſo:

„indem die Reflexion des Verſtandes kein anderes Geſetz kennt, als das der Identität und des Widerſpruchs, nach welchem das Identiſche ohne ſeinen Unterſchied, und das Entgegengeſetzte ohne ſeine Identität, ſomit jedes für ſich in ſeiner Entgegenſetzung und Vereinzelung fixirt und auseinandergehalten wird, ſo entſtehen die Zweifel und Widerſprüche, deren Vermittlung dem Verſtande unmöglich wird, weil er bey der völligen Iſolirung der entgegengeſetzten Beſtimmungen nicht zur höheren Einheit des Begriffes, in welchem jene Beſtimmungen als Momente aufgehoben ſind, zu gelangen im Stande iſt, ſondern im Gegentheil die concrete Einheit in bloß relative Beziehungen auflöſt“ u. ſ. w. — „Die verſchiedenen Arten der Entgegenſetzung ſind nach Ariſtoteles das Relative, das Gegentheil oder der Gegenſatz, die Beraubung und der Widerſpruch. Dieſe Arten der Entgegenſetzung ſind beſtimmt von einander unterſchieden, jedoch laſſen ſie bey ihrer Verſchiedenheit von einander die Zurückführung auf ein Erſtes zu, in welchem ſich die allgemeinſte Weiſe des Entgegengeſetzten darſtellt. Es geht nämlich das Relative in den Gegenſatz über, wenn ꝛc.

Der Verfaſſer verweiſet hier mehrmals auf ſeine vorausgegangene Bearbeitung der Metaphyſik; ich finde aber nicht, daß dort die Beweiſe für dieſe ſeine Darſtellung ausgeführt ſeyen. Wie mir die Sache erſcheint, ſo lehrt Ariſtoteles: Das Denken verabſcheut und ſtößt zurück den Widerſpruch, weil er das Denken wie das Seyn zerſtört und aufhebt (ἀναιρεῖ), weil er den Gedanken nicht zur Einheit kommen läßt; ohne die Einheit aber kein Gedanke möglich iſt. Οὐδὲν ἐνδέχεται νοεῖν μηδὲν νοοῦντα ἕν. Metahph. Γ. 4. p. 55. Widerſpruchloſe Einheit fordert er wie für das Denken, ſo für das Seyn; dieſe Einheit aber ſchließt eine Art Vielheit nicht aus; denn οὔτε τὸ ἕν οὔτε τὸ ὂν μοναχῶς λέγεται (ἀλλὰ πολλαχῶς wie er Metaph. Δ cc. 6 und 7 und J. (IX.) 1. auseinanderſetzt.) — ἐνδέχεται γὰρ τὸ αὐτό ἓν καὶ πολλὰ εἶναι, μὴ τὰ ἀντικείμενα δέ· ἔστι γὰρ τὸ ἕν καὶ δυνάμει καὶ ἐντελεχείᾳ· ἀκρ. φυσ. I. c. 2. extr. Weder ἕν noch ὄν ſind conſtitutive Begriffe, dergleichen gleich nur δύναμις und ἐντελέχεια ſind; dieſe beyden Grundbegriffe läßt aber Ariſtoteles nicht aus dem Widerſpruch oder ſonſt woher übergegangen ſeyn, ſondern ſetzt ſie ſchlechthin in Folge eindringender Naturforſchung. — Τὰ πρῶτα καὶ ἀνωτάτω τῶν γενῶν τὸ ὂν καὶ τὸ ἕν· — ταῦτα γὰρ κατὰ πάντων μάλιστα λέγεται τῶν ὄντων· οὐχ οἷόν τε δὲ τῶν ὄντων ἓν εἶναι γένος, οὔτε τὸ ἓν οὔτε τὸ ὄν· sq. Metaph. B. 3. p. 39 Sylb. = p. 49. Brandis. Dieſe, ſagt er dort weiter, ſind weder γένη noch ἀρχαί noch οὐσίαι; ſie ſind ein κοινὸν und κατηγόρημα μόνον. Sie beyde πολλαχῶς καὶ ἰσαχῶς λέγονται καὶ ἀκολουθοῦσιν ἀλλήλοις. Ebd. Γ. 2. p. 49 = 62. Brandis; ſie ſind allgemeine Begriffe, καθόλου; aber οὔτε τὸ καθόλου οὐσία, οὔτε τὸ γένος. Ebend. H. c. 1. weder das Allgemeine, noch die Gattung (Begriff) ſind Weſenheit; ja dieſe ſelbſt, als allgemeiner Begriff, hat ſo wenig als ἕν καὶ ὄν eine conſtitutive und differenzirende Kraft. Ebd. J. c. 2. p. 159 flg. τὸ γὰρ ὂν καὶ τὸ ἓν καθόλου κατηγορεῖται μάλιστα πάντων· ὥστε οὔτε τὰ γένη φύσεις τινές καὶ οὐσίαι χωρισταὶ τῶν ἄλλων εἰσιν, οὔτε τὸ ἓν γένος ἐνδέχεται εἶναι διὰ τὰς αὐτὰς αἰτίας, δι' ἅσπερ οὐδὲ τὸ ὂν οὐδὲ τὴν οὐσίαν· sq. Vergl. H. 6. p. 174. Brandis: διὸ καὶ οὐκ ἔνεστιν ἐν τοῖς ὁρισμοῖς οὔτε τὸ ὂν οὔτε τὸ ἕν· καὶ τὸ τί ἦν εἶναι εὐθὺς ἕν τί ἐστιν ὥσπερ καὶ ὄν τι· διὸ καὶ οὐκ ἔστιν ἕτερον τι αἴτιον τοῦ ἓν εἶναι οὐδενὶ τούτων, οὐδὲ τοῦ ὄν τι εἶναι· εὐθὺς γάρ ἐστιν ἕκαστον ὄν τι καὶ ἕν τι οὐχ ὡς ἐν γένει τῷ ὄντι καὶ τῷ ἑνί, οὐδ' ὡς χωριστῶν ὄντων παρὰ τὰ καθ' ἕκαστα u. ſ. w.

Aus den bisher angezeigten Stellen, wenn man ſie, jede für ſich in ihrem Zuſammenhang, und ſie alle und mehrere andere unter einander zuſammenhält und erwägt, wird wohl jederman einleuchten,

daß Aristoteles die Einheit, das Seyende und Seyn, desgleichen Gattung u. m. aa. nur (um kurz zu reden) für formelle und Hilfsbegriffe hält; daß ähnliches auch vom ταὐτὸν, ἕτερον und verwandten gilt (Ebend. J. c. 3. p. 199 Br. πᾶν πρὸς ἅπαν ἢ ταὐτὸ ἢ ἄλλο cf. Plat. Parm. p. 139 m. et p. 146 A. Steph.). Von diesen Reflexionsbegriffen und andern beliebigen und willkührlichen Abstractionsreihen und Hilfsbegriffen, als den καθόλου und κοινοῖς unterscheidet er streng die realen Begriffe, die als lebendige und wahrhafte in der Natur walten und wirken, die εἴδη καὶ μορφαί und οὐσίαι, die das τί ἦν εἶναι enthalten. Ebd. Z. c. 4. und B. 4. An. post. I. 8. p. 213 etc. Wollte daher H. Biese den philosophischen Sprachgebrauch berücksichtigen, so mußte er nicht blos hie und da in einer Anmerkung zu seiner Bearbeitung der einzelnen Bücher ein oder das andere sagen, sondern die bedeutendsten und einflußreichsten philosophischen Kunstausdrücke zum voraus vollständig ihrem Gebrauch und ihrer Bedeutung nach erörtern, und die verwandten unter sich vergleichen, und unterscheiden. Hieher gehört nun gleich die gesammte Klasse der Wörter, die die Lehre von den Abstractionsreihen und Begriffen bezeichnen, als τὸ κοινὸν, τὸ καθόλυ, τὸ γένος, τὸ εἶδος mit dessen Synonymen μορφὴ, οὐσία, τί ἐστι, τί ἦν εἶναι, ὁρισμὸς u. s. w. in mannichfachen Abstufungen; desgleichen ein großer Theil der in der Metaphysik erörterten Begriffe, als ταὐτὸν, ἕτερον, ἄλλο, πρότερον, ὕστερον, ὅμοιον etc. B. 1,) die alle nicht selbst Erkenntniß geben, noch sind, aber Behufs der Erkenntniß unumgänglich sind; die Erkenntniß, oder Philosophie und Wissenschaft aber hat nicht zum höchsten Zweck diese Hilfsbegriffe, sondern das Wesen. Metaph. Z. 1. fin. καὶ δὴ καὶ τὸ πάλαι τε καὶ νῦν καὶ ἀεὶ ζητούμενον καὶ ἀεὶ ἀπορούμενον, τί τὸ ὄν, τοῦτο ἐστιν, τίς ἡ οὐσία cf. H. 2. p. 167. ἡ οὐσία αἰτία τοῦ εἶναι ἕκαστον u. s. w.

(Schluß folgt.)



1) Palästina. Von Karl von Raumer, Professor in Erlangen ꝛc.

2) Karte von Syrien. Den Manen Jacotin's und Burckhardts gewidmet von Heinrich Berghaus ꝛc.

(Fortsetzung.)

S. 146 Rama. Die Untersuchung ist hier sehr schwierig, weil von Alters her mehrere Orte desselben Namens konfundirt wurden. Eusebius und Hieronymus hielten das heutige Ramleh für Samuels Vaterstadt. Mit Recht berücksichtigt der Verf. diese Meynung nicht, obgleich selbst Clericus sie getheilt hat; denn es heißt ausdrücklich: Ramathaim Zophim auf dem Gebirge Ephraim. Ramleh aber liegt in der Ebene des Stammes Dan. Unser Verf. findet Samuels Ramathaim in dem Rama bey Gibea. Hiegegen lassen sich starke Bedenken erheben. Rama bey Gibea gehörte zum Stamme Benjamin, Ramathaim Zophim war auf dem Gebirge Ephraim. Josephus unterscheidet das erstere, durch die Form Ῥαμαθών von dem letztern, welches er Ῥαμαθά nennt. Eusebius und Hieronymus erkannten sie als verschiedene Städte und fielen eben deshalb auf Rama im Stamme Dan. Der Verf. sucht die Schwierigkeit dadurch zu heben, daß er das Gebirg Ephraim bis Rama und Gibea ausdehnt. Was Gibea betrifft, so ist dies schon durch Unterscheidung von Gibea Sauls und Gibea des Pinhas widerlegt; und daß Ramathaim von dem benjaminitischen Rama ganz verschieden ist, das scheinen mir zwey Erzählungen der H. Schr. zu beweisen. Die eine 1 Sam. 9 enthält Sauls Reise nach seines Vaters Eseln. Er ging V. 4 — 5 von Gibea durch das Gebirge Ephraim, das Land Salisa, das Land Saalim, das Land Jemini bis ins Land Zuph, wo Ramathaim Zophim lag; er hatte nach V. 20 drey Tage auf diesem Wege zugebracht, nach V. 7 allen Reisevorrath aufgezehrt; nach c. 10, 2 war der Vater um seinen Sohn in Besorgniß gerathen und hatte Boten nach ihm ausgeschickt; es war der entfernteste Punkt, den Saul erreichte und von welchem er unverrichteter Dinge zurückkehren wollte. Wie können alle diese Umstände auf Rama Benjamins passen, welches eine halbe Stunde von Gibea lag? Die zweyte Erzählung steht

1 Sam. 19, 18: David entflieht, nach mehreren Mordversuchen Sauls, zu Samuel nach Rama und bleibt mit ihm zu Najoth in Rama. Ist es glaublich, daß David nur eine halbe Stunde weit in einen Ort, der von Gibea deutlich gesehen werden konnte, vor dem Könige geflohen seyn sollte? Dann hätte Saul nicht königliche Arme gehabt. Dagegen auf dem Gebirge Ephraim zu Ramathaim Zophim, in ziemlicher Entfernung von dem Könige, unter den Prophetenschülern, von welchen der Hof wenig Notiz nahm, konnte David hoffen, einige Zeit ruhig und sicher zu leben. Aber selbst dort blieb er nicht lange verborgen. Ohne Zweifel ist also das Rama Ephraims verschieden von dem Rama Benjamins, so wie von dem Rama Dans. Seine Lage ergiebt sich vielleicht näher aus Richter 4, 5, einer Stelle, welche der Verf. auch unter Rama in Benjamin anführt. Hier heißt es, die Richterin Debora saß zu Gericht „unter der Palme Debora, zwischen Rama und Bethel, auf dem Gebirge Ephraim.“ Da nun Bethel Gränzort zwischen Benjamin und Ephraim war, so kann das hier genannte Rama schwerlich das benjaminitische seyn, sondern es ist wahrscheinlich ein nördlich von Bethel gelegenes, das Ramathaim Zophim Samuels. Scholz hat mehrere Rama im Süden Sichems S. 268: Ramun, Ramallah und Rameh; eins von diesen könnte es wohl seyn. Jetzt zeigt man als Samuels Vaterstadt das Dörfchen Nebi Samuil auf einer Höhe nördlich von Jerusalem. Lage, Entfernung von Jerusalem und selbst der falsche Name geben es als Rama Benjamins zu erkennen, an welches in späterer Zeit die Tradition gekommen ist, die sich früher an Ramleh geheftet hatte.

Hieraus geht nun auch hervor, daß ich die Ansicht des Verf. über Ausdehnung des Gebirgs Ephraim gegen Süden, S. 36, nicht theilen kann. Das Gebirg Ephraim erstreckte sich nicht über die Gränze Ephraims. Kirjath-Jearim, welches nördlicher lag als Rama und Gibea Benjamins, war nach Jos. 15, 60 eine Stadt des Gebirges Juda, an der Gränze Ephraims. S. 36 Anm. 56 beruft sich noch auf 2 Chron. 19, 4: Josaphat zog unter das Volk von Bersaba bis auf das Gebirge Ephraim. Allein nach dem Grundtexte heißt es nur: עד־הר, bis an das Gebirge Ephraim, die Nordgränze seines Reichs.

Uebrigens habe ich noch zu Anm. 238 zu bemerken, daß Arimathäa nicht aus Haramathaim entstanden ist, denn die Sylbe Ha ist nur der Artikel. — Das Ramath Negeb 1 Sam. 30, 27 d. i. Rama des Mittaglandes, zum Unterschied von andern Rama so benannt, ist sicher gleich mit Ramoth Negeb Jos. 19, 8; in der Uebersetzung ist es nur undeutlich. — Reland will p. 959 nicht sagen, daß Rama im Stamme Dan vor der Zeit der Saracenen gar nicht vorkomme, sondern nur, daß der Name Ramleh, Ramula nicht früher vorkomme als im 9. und 8. Jahrh.; p. 580 v. Arimathaea zeigt er, daß Hieronymus im Epitaph. Paulae unter dem Arimathäa bey Lydda kein anderes Rama meynen könne, als das nachmalige Ramleh. — Das im N. Test. genannte Arimathäa Josephs kann nicht das ephraimitische Ramathaim seyn, aber eben so gut das Rama des Stammes Dan, als das des Stammes Benjamin, denn es wird Luc. 23, 50 πόλις τῶν Ἰουδαίων genannt, aber nicht eine Stadt Samarias. Hieronymus nahm Ramleh für das Arimathäa des N. Test.; es ist aber ungewiß, ob dies eine Tradition, oder eine Auslegung von ihm selbst sey. — Thimna S. 149. Das Thimna, welches auf der Gränze von Dan und Juda lag, kommt in späterer Zeit nicht mehr vor. Tamnatha 1 Macc. 9, 50 und die Anm. 253 angeführten Stellen des Josephus beziehen sich ohne Zweifel auf Thimnath Serach.

Vortrefflich sind die schwierigen Untersuchungen über Peräa S. 155 ff., die wichtige Unterscheidung des alten Basan von dem spätern Batanäa, welches letztere von weit engerem Begriffe ist, als ersteres; die scharfsinnigen Erörterungen über Gilead, das ganze und die durch den Jabok getheilten Hälften; über Havoth Jair und die bisher unerklärt gebliebene Stelle Jos. 14, 34 über Juda am Jordan, S. 157 Anm. 298. Auf wenigen Seiten ist unendlicher Konfusion ein Ende gemacht und der Exegese eine feste Stütze gegeben. Die gedrängte Fülle dieses Abschnitts leidet keinen Auszug, er will studirt und ganz genossen seyn. Freunde reinlicher Untersuchungen werden ihre volle Rechnung finden. Ich will mich begnügen, zu den einzelnen Städten noch einige Bemerkungen beyzubringen. S. 165 findet es der Verf. nicht unwahrscheinlich, daß Astharoth Karnaim, Beesthra und Bostra ein und dieselbe Stadt seyen, worüber sich schon Reland unsicher ausgedrückt hat. Von Astharoth und Beesthra ist dies richtig; das Be vor dem zweyten Namen ist nur eine Abkürzung aus Beth, d. i. Stadt, die sich auch in Bysan statt Bethsean findet und heute noch auf dem Libanon sehr häufig ist, wie Bkestin, Bzumar, Bscharri, Bteddin statt Beth Kestin u. s. w. Das von Judas Maccabäus zerstörte Karnaim 1 Macc. 5, 43 f. mit einem Tempel, in welchen die Einwohner flohen, ist sicher dieselbe Stadt; dies geht theils hervor aus 2 Macc. 12, 21, wo sie Karnion genannt und V. 26 Atargation, der Tempel der Astarte namentlich erwähnt wird, theils daraus, daß Josephus die Stadt ebenfalls nur Karnaim nennt. Aber von Bozra ist Beesthra gänzlich verschieden.

(Fortsetzung folgt.)

# Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 10. December.

Nro. 247. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1836.


Die Philosophie des Aristoteles in ihrem inneren Zusammenhange, mit besonderer Berücksichtigung des philosophischen Sprachgebrauches, aus dessen Schriften entwickelt von Franz Biese. Berlin, 1835. Bd. I.

(Schluß.)

Die οὐσία aber beruht in der Rege, ἐνεργεία und Vollendschaft. Die sprachliche Bearbeitung und scharfe Unterscheidung der erwähnten u. m. a. solcher Begriffe, namentlich aller von Aristoteles selbst als πολλαχῶς λεγόμενα behandelten Wörter, die Ausscheidung oder wo möglich genauere Anzeige der historischen Bezüge und Rücksichten in der Erklärung derselben, würde ihm die Aristotelische Lehre reiner und in einem richtigeren Lichte haben erscheinen lassen; es würde klar geworden seyn, daß die vorhin angeführten 4 Arten des Entgegengesetzten (ἀντικείμενα) wohl unter Einen allgemeinen abstracten logischen Begriff zurückgeführt werden können (was läßt sich nicht alles unter Einen solchen abstracten Begriff zusammenbringen!), daß sie aber ganz verschiedenen Gebieten angehören, daß sie wie keine innere gemeinsame Abstammung, so keine innere Verwandtschaft haben; daß demnach auch die Negation, der Widerspruch nicht umschlägt, nicht ins Gegentheil über, noch mit demselben zusammengeht; daß gerade die zahlreichen feinsten Begriffe und Wortklitterungen, die dem Aristoteles von jeher oft vorgeworfen werden, in dem Bestreben, die Widersprüche zu vermeiden, in der Abwehr derselben, ihren zureichenden Grund haben. Nur das reflexionslose Denken vielleicht, nur das Denken, das sich gänzlich der Anschauung entledigen, sich selbst blind und todt machen will, nur dieß etwa fixirt, oder überwindet? Widersprüche und hebt sie als Momente auf. Der Gegensatz aber (wie warm und kalt, leicht und schwer, naß und trocken ꝛc.) ist nicht einerley mit dem Widerspruch; er ist mehr und weniger wie man will. Der Widerspruch im Sinne des Aristoteles warnt, wo er hervorkommt, nur die Augen aufzuthun und sich umzusehen, wo und was versehen und übersehen worden sey? um es beyzuziehen und dadurch den Begriff zu verbessern, zu berichtigen; er gibt die Weisung, sich umzusehen, wie und wohin anderwärts der Schritt zu lenken sey; wie und was etwa gesetzt werden müsse. Von der Arithmetik und Algebra, man führe sie fort, so weit man nur kann und mag und so weit sie nur fähig sind, entwickelt zu werden, kommt man doch nie zu einen unmittelbaren Uebergang auf die Geometrie; von dieser, sie mag wissenschaftlich, so weit als es nur möglich ist, ausgebildet werden, niemals zur Mechanik; so wenig als die Scholastiker durch alle ihre feinsten logischen Operationen, Definitionen und Distinctionen jemals zu einem realen Begriff (oder εἶδος, μορφή) gekommen sind. Freye bewußte, aber durch die Natur gebotene und vorgegebene Setzung dort bey der Geometrie, der Ausdehnung und ihrer möglichen Gestaltungen, hier, bey der Mechanik, der Bewegung, Zeit und Kraft, sind nöthig, wenn man von dem einen zum andern kommen, eines durch

durch das andere bestimmen, begränzen und erkennen will.

Und solche freybewußte, aber gleichwohl naturnothwendige Setzung übt Aristoteles überall, wo es sich gebührt, oder ihm es nöthig dünkt. Aus dem verfänglichen Räsonnement der Eleaten hilft er sich nicht durch ein logisches Geschwätz — nicht einmal in den Bruchstücken über Xenophanes, Melissus und Zeno — sondern durch sehr reale und, so zu sagen, augenfällige Unterschiede, die er im ὄν setzt, durch δύναμις und ἐνέργεια. Und das δυνάμει ὄν, die φύσις zersetzt er eben so wieder, nach der eigenen Handleitung und kraft seiner Anschauung der Natur, in ὕλη, στέρησις und εἶδος s. μορφή. Die sind nicht Begriffe, die aus der Negation oder dem Widerspruch folgen und aus ihm sich entwickeln. Dieser beherrscht alles menschliche Denken — im Urtheilen, und dadurch auch in Begriffen, er fördert es aber nicht, weil er nichts setzt. Daher mag man wohl sagen, daß auch das Denken Gottes an ihn gebunden sey; aber an φαντάσματα, dergleichen das menschliche Denken nach Aristoteles und nach der inneren Erfahrung immer und überall bedarf, und an die Zeit ist der Gedanke Gottes so wenig gebunden, so wenig der göttliche Geist ἐναντιώσεις in sich trägt, dergleichen im menschlichen Geist das Denken und Nichtdenken, Bewußtseyn und Bewußtlosigkeit, Gut- und Böseseyn sind. Die στέρησις aber, (d. i. die Beraubung oder Durft, der Mangel dessen, was ein Ding in seiner Vollkommenheit haben soll, dergleichen die Blindheit, Taubheit, Lahmheit ꝛc. für diejenigen Wesen, die ihrer Natur zufolge Gesicht, Gehör und Gangfertigkeit haben sollen), desgleichen die ἐναντία oder Widernisse und Gegensätze, wie warm und kalt, gut und bös u. s. f. an den ihrer fähigen und empfänglichen Wesen, noch viel weniger aber die Relativitäten (τὰ πρός τι) werden von Aristoteles nie und nirgend mit dem Widerspruch (ἀντίφασις)



vermengt; s. Metaph. J. 4. flg. Top. II. (8. 9. Buhle) c. 3.; sie sind aus einer reinen, klaren und scharfen Empirie von ihm aufgenommene Unterschiede, die er durch Induction errungen hat, wie er deren Verfahren in dem schon angeführten letzten Kapitel der An. post. angibt. Es ist eine empirische Bestimmung, wenn er sagt Metaph. O. 9. p. 189 Brandis: *Ὅσα γὰρ κατὰ τὸ δύνασθαι λέγεται, ταὐτόν ἐστι δυνατὸν τἀναντία· οἷον τὸ δύνασθαι λεγόμενον ὑγιαίνειν ταὐτόν ἐστι καὶ τὸ νοσοῦν, καὶ ἅμα· ἡ αὐτὴ γὰρ δύναμις τοῦ ὑγιαίνειν καὶ κάμνειν, καὶ ἠρεμεῖν καὶ κινεῖσθαι, καὶ οἰκοδομεῖν καὶ καταβάλλειν καὶ οἰκοδομεῖσθαι καὶ καταπίπτειν, τὸ μὲν οὖν δύνασθαι τἀναντία ἅμα ὑπάρχει, τὰ δ' ἐναντία ἅμα* (sc. *ὑπάρχειν*) *ἀδύνατον· καὶ τὰς ἐνεργείας δὲ ἅμα ἀδύνατον ὑπάρχειν, οἷον ὑγιαίνειν καὶ κάμνειν, ὥστ' ἀνάγκη τούτων θάτερον εἶναι τ'ἀγαθόν.* Daß ein Ding entgegengesetzter Zustände empfänglich ist, ja sie beyde zugleich in gewissem Betracht an sich hat (wie etwa gesund seyn im Ganzen, bey einem theilweisen Leiden, z. B. an Zahnschmerzen), das ist nach Aristoteles nicht nur kein Widerspruch, es hilft ihm von Widersprüchen sich frey halten. Eben so wenig ist es ein Widerspruch — im Sinne des Aristoteles — wenn „die Bewegung Wirksamkeit sowohl des Bewegenden als des Bewegten ist, also Eine Wirksamkeit von Entgegengesetztem“ (Biese S. 631). Bewegendes und Bewegtes stehen sich nicht *ἀντιφατικῶς* wie *κατάφασις* und *ἀπόφασις* entgegen; so different sie auch übrigens sind; und so mit anderen Unterschieden und Bestimmungen, welche Aristoteles an vielen Orten setzt, und die zwar ins logische Gebiet hinüber gezogen werden können, deren eigentliche Kraft und Geltung aber bey ihm aus der Naturbetrachtung herstammt, und in dieser hinwiderum sich bewährt.

Aus alle dem erhellet schon sattsam, daß so verdienstlich und in manchem Betracht lobenswerth

auch immer das Unternehmen des H. Biese ist, so sehr es von der einen Seite einem Zeitbedürfnisse entgegen kommt, ja fröhnet, dasselbe doch von der Seite unverfälschter historischer Auffassung vieles vermüssen und den Nachfolgern und Wettläufern zu thun übrig läßt, seyen sie auch nur aus einer andern philosophischen Schule der Zeit; daß namentlich Heinr. Ritter, mit dessen Darstellung des aristotelischen Systems Hr. Biese nicht zufrieden zu seyn scheint, jedenfalls unbefangener und darum auch treuer aufgefaßt hat. Zu wünschen ist, daß Hr. Biese für die Bearbeitung des zweyten Theiles mehr Selbständigkeit in der Auffassung und Entwickelung zeige.

1) Palästina. Von Karl von Raumer, Professor in Erlangen ꝛc.

2) Karte von Syrien. Den Manen Jacotin's und Burckhardts gewidmet von Heinrich Berghaus ꝛc.

---

(Fortsetzung.)

Die beyden Wörter haben erstlich etymologisch nichts mit einander gemein, und zweytens lag Bozra nach der Tab. Peut. und nach Eusebius 24 m. p. von Edrei, Astharoth aber nur 6 m. p. Dagegen muß man dem Verf. in dem Widerspruche gegen Rosenmüller und Gesenius, welche das hauranitische Bozra für identisch mit dem idumäischen halten, vollkommen beystimmen. — S. 166 ist Dan unter die Städte Peräas gekommen, welches S. 101 schon unter den galiläischen steht. — S. 175 sind Ramoth Gilead und Szalt als verschiedene Städte aufgeführt. Nach den Angaben des Eusebius und Hieronymus kann man beyde unbedenklich als eins betrachten. Die Entfernung von Philadelphia, 15 m. p., trifft genau zu. Die Lage ist ausgezeichnet. Szalt ist der spätere Name, aber Salton (Bataneos), nicht hieraticus, wie Gesenius angibt, weil letzteres zu Palaestina tertia gehörte, Szalt aber mit Hesbon und Philadelphia zur Provinz Arabia. — S. 185 Theman, das edomitische, ist von dem arabischen Thema Jer. 25, 23; Jos. 12, 14, welches S. 186 u. Anm. 35 für gleichgeltend mit ersterem genommen ist. Das eine, תימן, ist von Theman, einem Enkel Esaus 1 Mos. 36, 11 genannt, das andere תימא, von Thema, dem Sohne Ismaels 1 Mos. 25, 15 und heißt heute noch ebenso; in den kirchlichen Uebersetzungen ist der Unterschied verwischt.



Der Stadt Jerusalem ist im 13. Abschnitt von S. 192—270 eine ausführliche Bearbeitung gewidmet. Oftmals zerstört und wieder aufgebaut, bald größer bald kleiner, mit sehr verschiedenem Lauf der Mauern, mit Ausfüllung von Thälern und Abtragung von Hügeln, bietet Jerusalems Topographie bedeutende Schwierigkeiten dar. Diese Schwierigkeiten sind durch die Hypothesensucht der Gelehrten und Reisenden und durch den willkührlichen Wechsel der Tradition so sehr erhöht, daß ein ansehnlicher Apparat dazu gehört, um sie zu überwinden. Vor allem aber: „auf diesem Raume von wenigen Quadratmeilen in und um Jerusalem ist das Größte geschehen, was je auf Erden geschah“ S. 192; daher ist uns fast jeder Fußbreit wichtig und der Boden im höchsten Sinne klassisch*). Solche Ausführlichkeit forderte und bedurfte die wichtigste Stadt der Erde, die eine Geschichte von 4000 Jahren hat. Der Verf. geht von den natürlichen Verhältnissen des Ortes aus, um einen festen Anhalt für die übrigen Untersuchungen zu gewinnen. Dadurch fallen gleich von vorne herein Hypothesen hinweg, wie die von Clarke, welche im Buch nicht einmal erwähnt wird. Der Oelberg, das Kedronthal stehen unverändert und mit ihnen sind die Hügel Morija und Zion fest bestimmt. In der Lage der ganzen Gegend, sagt Scholz 167, worin man noch deutlich die ἀνωτέρα und κατωτέρα πόλις unterscheiden kann, und selbst in den Ruinen der καινόπολις hat man gewisse Haltpunkte. Die Absurditäten, wozu eine Aenderung hierin führt, springen jedem Unbefangenen in die Augen.

Unter den vielen wichtigen Untersuchungen erwähne

---

*) Von Golgatha sagt der englische Arzt Richardson: This is the centre, the grand magnet of the christian church; from this proceed life and salvation; thither all hearts tend and all eyes are directed; here Kings and queens cast down their crowns and great men and women part with their ornaments; at the foot of the cross all are on a level, equally needy and equally welcome.

ich die über die Lage des heiligen Grabes, dessen Aechtheit der Verf. in Schutz nimmt, über die Lage der Thore Nehemias, die Volksmenge der Stadt in alter Zeit, die bündige Widerlegung der neuesten Hypothese über Jerusalem von Prof. Justus Olshausen. Nur bey einem Punkte, welcher bis diesen Tag im Streite liegt, bey der Lage des Brunnens Siloah, will ich verweilen. Die konstante Tradition der Christen, Juden und Muhamedaner bis auf Eusebius zurück bezeichnet einen Brunnen auf der Südostseite der Stadt mit dem Namen Siloah. Dagegen verlegen ihn die angesehensten Archäologen: Reland, Bachiene, v. Hamelsveld, welchen Gesenius und Tholuck folgen, auf die Westseite der Stadt, und ihr Hauptgrund ist die alte Nachricht über die Einheit der Wasser Gihon und Siloah. Hr. v. Raumer erklärt sich für die Aechtheit der Tradition, aber zugleich bietet er die glückliche Vermittlung, daß der Siloah wahrscheinlich die Abfangung und Ableitung des nordwestlichen Gihon gegen Südosten sey, indem er sich auf die merkwürdigen Stellen 2 Chron. 32, 30; 2 Kön. 20, 20 verglichen mit Sirach 48, 18 stützt. Ich stimme dem Verf. mit ganzer Ueberzeugung bey und werde darin desto mehr befestigt, je mehr ich die Gründe der Gegner untersuche. Tholuck hat eine besondere Abhandlung über Siloah in seinen Beyträgen zur Spracherklärung des N. T., Halle 1832, S. 123 ff. mit gewohntem Scharfsinn und Gelehrsamkeit geliefert. Aber er kommt zu dem auffallenden Resultate, daß das Tyropöon des Josephus *westlich* in das Tiefthal gemündet, und eben dort westlich Bethso, das Essenerthor, das Quellthor und der Brunnen Siloah selbst gelegen habe „das völlige Zusammenstimmen aller dieser Data setzt den Ort, an dem wir das alte Siloah zu suchen haben, außer allen Zweifel.“ Es ist wirklich so: alle diese Punkte befinden sich in geringer Entfernung von einander, nur nicht an der Westseite, sondern im Südosten. Dies ist nicht sehr schwer zu beweisen und der Beweis bildet eine glänzende Bewährung der Methode unsers Verf. Nach Neh. 2, 13 — 14; 3, 13 — 15; 12, 31 vergl. 37 liegt das Mistthor zwischen dem Thalthor und Brunnenthor. Woher hat das Mistthor seine Benennung? Daher, daß es an der Stelle lag, wo aller Unrath der Stadt abfloß, *also am niedrigsten* Punkte der Stadt. Wo ist der niedrigste Punkt der Stadt? Heute wie immer im Südosten. Alle Reisebeschreiber, die darauf geachtet haben, schildern den westlichen Theil, den Hügel Zion als einen ununterbrochenen Rücken und als den höchsten Punkt der Stadt, weshalb man, wenn man von Jaffa kommt, nur die Mauern, die Stadt selbst nicht sehen kann. Dagegen senken sich die Hügel Jerusalems gegen Südosten, und dort ist also der natürliche Ablauf gegen den Punkt hin, wo das Kedronthal und das Thal Gehinnom sich vereinigen, also die niedrigste Stelle der ganzen Gegend ist. Am klarsten hat hierüber Bischof Arkulf an Adamnanus berichtet: Im Herbste vor der Regenzeit werde zu Jerusalem ein großer Markt gehalten. Aller Unrath, womit eine zahllose Menge von Thieren die Stadt angefüllt habe, werde dann mit einem Male durch den Gußregen des Herbstes weggespült und fließe beym Mistthor ab. Nichts kann deutlicher seyn, nichts charakteristischer für Jerusalems Topographie. Dort ist also heute wie vormals der Platz des von Nehemia genannten Misthores. Dann ist aber das Brunnenthor Nehemias unwidersprechlich noch etwas weiter gegen Osten auf der Südseite der Stadt, und mit dem Brunnenthore der Brunn Siloah, von dem es den Namen hat, der Teich Selach, die Königsgärten, und alle oben genannten Punkte; genau wie Hieronymus sagt: ad radices montis Moriae, und die Tradition ist im Einklange mit der Schrift. Demnach mündet auch das Tyropöon südöstlich, denn es hat nach Joseph. B. J. 5, 4, 1 den obern und untern Hügel, Zion und Akra, getrennt und bis zur Quelle Siloah gereicht. Wie könnte es westlich ausgelaufen seyn? Der Zionshügel streckt sich gerade von Norden gen Süden und fällt westlich und südlich steil ab. Daher konnte auch an der ganzen Mauer um den Zion, vom westlichen Thalthor bis zum südöstlichen Mistthor, kein einziges Thor angebracht werden, also in beträchtlicher Entfernung. Damit stimmt nun eine alttestamentliche Stelle, welche bisher nicht in Anschlag gebracht wurde, ganz überein. Nehemia 3, 13 — 14 wird ausnahmsweise und ausdrücklich die Entfernung des Thalthores bis zum Mistthor mit 1000 Ellen angegeben; man vergleiche damit die Abschreitung Maundrells, welcher vom heutigen Mistthore bis zum Bethlehemsthore 1300 Schritt gefunden hat.



Wie steht es aber mit der vom Verf. gefundenen Vermittlung? Die Stelle 2 Chron. 32, 30 versteht Tholuck von einer Hinunterleitung des Gihon auf der Abendseite der Stadt; also das Gihonthal hinunter gen Süden. Aber erstlich ist es schon nicht zu verstehen, warum Hiskias die Quelle Gihon den Weg geleitet haben sollte, den sie von Natur floß, und sodann würde er seine Absicht nicht erreicht haben, sie den belagernden Feinden zu entziehen. Der Grundtext sagt: Hiskias verstopfte den obern Ausgang der Gihonquelle und leitete sie hinunter im Westen, oder genauer: *vom Westen* der Stadt Davids; also ist der untere Ausgang auf der entgegengesetzten Seite, d. h. im Südosten zu suchen. Der Gihon ist die eigentliche im NW. der Stadt befindliche Quelle; der Siloah = aquaeductus ist dessen Ableitung, die ihren Ausgang am niedersten Punkte der Stadt hat, wo sie ein Bassin speist und ehemals die Königsgärten wässerte, wie heute noch die Felder und Gärten im Thale, Fisk S. 300 der Uebers.

(Fortsetzung folgt.)

# Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 13. December.

Nro. 248. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1836.


Travels into Bokhara etc. in the years 1831 — 1833. By Lieut. Alex. Burnes. In three volumes. London 1834. Vol. 1. XXII, 356. Vol. 2. XV, 473. Vol. 3. XIX, 332

Zweyter Artikel.

Am 18. May, nachdem von Seite der Gastfreunde alle erdenkliche Vorsorge getroffen und von Hindu-Kaufleuten Wechsel nach Bochara, nach Astrachan, ja sogar nach Nischnei-Novgorod geboten waren, verließ Hr. Burnes endlich Kabul, um die Reise über den Hindukusch nach Turkestan, noch immer gegen den Rath seiner Freunde, zu wagen. Dreyzehn Tage dauerte der Zug durch die Gebirge von Kabul auf der Süd- bis Chulum auf der entgegengesetzten Nordseite.

Durch sechs Felsenpässe, von 11,000 bis 14000 Fuß Höhe gieng der Weg; die zwey oberen waren noch Ende May mit gefrornem Schnee bedeckt, der Pferde trug. Der Höhepunct des Hindukusch fällt in dieser Gegend auf den Kohi-Baba zwischen Kabul und Bamian. Der Hindukusch selbst ist nackt, ohne Holz und Grün, die Thäler dagegen voll Fruchtbäume, Aprikosen ꝛc. und einer eßbaren Pflanze, die Hr. B. für Assa foetida (das σίλφιον Arrhians) erkannte, und bis auf 7000′ Berghöhe fand. Einen Breitengrad östlich von Kabul, sagte man ihnen, sey die höchste Bergstrasse über den Hindukusch, den die Wanderer aus Furcht vor Schneelawinen schweigend passiren und Zucker und Maulbeere in den Mund nehmen, um auf der Höhe das Athmen zu erleichtern. In den obersten Gebirgsdörfern fand Hr. B. die Häuser zum Theil unter der Erde, drey Oeffnungen im Dache dienen als Fenster; sechs Monate des Jahres sind sie eingeschneiet; Regen fällt niemals, und das Land bringt nur Gerste hervor, die man im Juny säet, und im September erntet. In diesen hohen Gegenden wird gepflügt, während man auf den Indus-Ebenen bey Pischawer erntet und in Kabul das Getreide Aehren hat. Geld ist hier unbekannt, man treibt nur Tauschhandel. Am Passe Akrobat zwischen Bamian und Seighan endet das Reich Kabul und zugleich das zweyte Stadium der Reise. —

Hr. Burnes macht es durch Vergleichung der bey Arrhian enthaltenen Marschroute der Macedonier mit seiner eigenen mehr als wahrscheinlich, daß das griechische *Ἀλεξάνδρεια ἐν Παροπαμισάδαις* in der Gegend des heutigen Bamian gestanden habe. Daß aber die Bergnamen Paropamisus, Indischer Kaukasus, Imodus und Imaus der griechischen Autoren immer eines und dasselbe Gebirge mit dem Hindukusch sey, ist heute niemand mehr unbekannt. *) Alle diese Benennungen sind asiatischen Ursprungs und bezeichnen verschiedene Modalitäten desselben aus Nordindien gegen Abend hinstreichenden Weltgebirges, welches unter dem allgemeinen Namen Taurus

*) *Τὴν Ἰνδικὴν περιώρικεν ἀπὸ μὲν τῶν ἄρκτων τοῦ Ταύρου τὰ ἴσχατα· ἀπὸ δὲ τῆς Ἀριανῆς μέχρι τῆς ἑώας θαλάσσης, ἅπερ οἱ ἐπιχώριοι κατὰ μέρος Παροπάμισόν τε καὶ Ἠμωδὸν καὶ Ἰμάον καὶ ἄλλα ὀνομάζουσι· Μακεδόνες δὲ Καύκασον·* Strabo. pag. 474.

durch den ganzen alten Kontinent streicht. Nach Potozki (Voyage dans le Caucase I. 52.) ist Paropamis heute noch ein den Neu-Persern verständliches Wort und heißt so viel als „couvert de neige.“ Unter den 28 Bedeutungen des persischen Wortes بار, bar, findet man auch die von Hoch Burg; und nach Ferhengi's ausdrücklicher Bemerkung bezeichnet dasselbe Wort (in der Zusammensetzung) auch „Land“ z. B. مالبار, Malbar, Malaienland. Bamiseï ist aber auch ein uralter bis auf den heutigen Tag blühender Clan von Afghanistan, dem alten Lande der Paropamisaden. Diese Deutungen erschöpfen die Sache freylich nicht, beweisen aber zur Genüge, daß jene Gelehrten Unrecht haben, die im *Παροπάμισος* der Griechen bloß eine Corruption ohne allen möglichen Sinn erblicken wollen.

Mit Ueberschreitung der Gränzen Turkestans änderten sich die Sitten. Bigoterie, Unduldsamkeit Unsicherheit, zeigen sich gleich beym ersten Zusammentreffen mit der Uzbekischen Bevölkerung. Man warnte die Reisenden, nicht mit den Füssen gegen Mekka zu schlafen, und im Schnurrbarte ja die Centralhaare herauszuschneiden, um nicht als Ketzer (Schiah) zu erscheinen. Auch ist in jeder Gemeinde eine Person aufgestellt, um die Uebernachtenden des andern Morgens 500 Ellen jenseits der Ortschaft zu segnen. Die Gefahr selbst begann gleich bey dem Austritte aus dem Gebirge; denn aller Behutsamkeit ungeachtet war das Gerücht: „es seyen Europäer in der Karbane von Kabul,“ Hrn. Burnes schon in das Mauthhaus von Chulum, der ersten Usbekenstadt in der Ebene, vorausgeeilt, und der Zöllner — ein Hindu von Geburt — legte auf diesen Umstand ein solches Gewicht, daß ohne eine vorläufige Anzeige an Murad-Beg, Fürsten von Kunduf, wohin Chulum gehörte, an Fortsetzung der Reise nicht zu denken war. Bald kam der Befehl, die verdächtigen Fremdlinge an das Hoflager zu bringen. Dieses war aber mehr als 70 englische Meilen seitwärts von der Straße in einem Dorfe unweit der Hauptstadt Kunduf, und Murad Beg, eben jener Fürst, der einige Jahre früher den unglücklichen Moorcroft seiner Kanonen und seiner Reichthümer beraubt, und durch geheime Nachstellungen zuletzt ihm mit seiner zahlreichen Begleitung den Untergang bereitet hatte. Kommt die Wahrheit ans Licht, so ist Hr. Burnes verloren und Moorcrofts Schicksal erwartet ihn auf derselben Stelle. Denn Murad-Beg hasset und fürchtet die Engländer. Der Knoten des Burnes'schen Reisedrama's lag in Kunduf, und von der glücklichen Lösung desselben hing Erfolg oder abermaliges Mißlingen dieser engl schen Entdeckungsfahrt nach Central-Asien ab. Mit gespannter Neugierde folgt der Leser dem Gange der Entwickelung, weil sich hier der Charakter unseres Helden, sein Muth, seine Geistesstärke und seine inneren Hülfsmittel in ihrer Völle und in ihrem Glanze zeigen mußten.

Von Aussen war alles gegen die Wahrscheinlichkeit eines günstigen Ausgangs: die Begleiter aus Afghanistan hatten den Muth verloren und die Empfehlungsschreiben aus Lahore, Pischawer, und Kabul hätten den Untergang nur beschleunigt und unvermeidlich gemacht. Zum Unglücke hatte eben ein Hindu aus Pischawer in gutgemeinter Absicht Burne's Ansehen, Umstände und Geldspeculationen, in deren Folge sich allenthalben der Cours geändert, in dem Mauthhause zu Chulum gepriesen und neue Verlegenheiten bereitet. Alle Schreiben aus Indien und Afghanistan wurden vernichtet und von der Klugheit allein Rettung erwartet. Als Sekender Alivendi, Armenischer Uhrmacher aus Lekno in Indien, wollte Hr. Burnes sich dem Häuptling von Kunduf vorstellen und wußte nicht nur dem Führer der Karbane, sondern sogar dem Mauthaufseher aus Chulum Interesse für sein Schicksal einzuflößen. Die Verschwiegenheit dieses letztern war von der größten Wichtigkeit, und Hr. B. bewog ihn nicht nur, mit an das Hoflager zu gehen,

sondern gewann auch während des Marsches diesen gutmüthigen Hindu durch Erzählungen aus seiner Vaterstadt Multan, durch Unterhaltungen über Gottheiten, Glaubenssätze und Heiligen-Geschichten Hindustans, die er von den übrigen Begleitern unverstanden mit ihm auf hindustanisch führte, und letztlich durch Angelobung guter Belohnung zur Geheimhaltung der Wahrheit zu bewegen. Größern Widerwillen als der Hindu gegen eine positive Lüge zeigte der mohammedanische Karbanenführer aus Kabul, dem an der Rettung des Hrn. B. doch am meisten liegen mußte. Und Hr. B. hatte seine ganze Ueberredungskunst und orientalische Gelehrsamkeit nöthig, um alle Bedenklichkeiten dieses Mannes zu beseitigen. Der strenge Moralist würde in seiner Wahl nicht schwanken, aber der im Orient wohlbekannte Spruch: „Eine Lüge, die Frieden schafft, ist besser als Wahrheit, die Verwirrung zeugt," mußte bey diesem Widerstreiten der Pflicht gegen den natürlichen Erhaltungstrieb, die Vermittelung übernehmen. *)

Wenn Hoffnung da war, einen goldgierigen und politisch-eifersüchtigen Despoten zu täuschen und einer so drohenden Gefahr zu entrinnen, so wird Hr. Burnes sein Heil nur sich selbst, seinen inneren Hülfsquellen, seinen ausgedehnten Kenntnissen Asiatischer Sitten und Sprachen verdanken.

(Fortsetzung folgt.)

*) Der bezeichnete Spruch ist aus dem Persischen Dichter Sadi und lautet im Urtexte:

دروغ مصالحة اميز

به از راستي بفتنه انكيز

Dürugh (Trug) muſálahat amiſ

Bih eſ rasti befitne enkiſ. —

Bosheit, Hader, Unfriede, heißt auf Persisch fitne und das hier dem Worte vorgesetzte ي be, ist aus den Gesetzen des Persischen Rythmus zu erklären.



1) Paläſtina. Von Karl von Raumer, Professor in Erlangen ꝛc.

2) Karte von Syrien. Den Manen Jacotin's und Burckhardts gewidmet von Heinrich Berghaus ꝛc.

(Fortsetzung.)

Tholucks Einwendung, daß der Silcah der Tradition nicht einmal ein Quell, sondern nur ein Bassin sey, welches sein Wasser anderwärtsher entlehne, ist ein Beweis für die Tradition; denn eine selbstständige Quelle könnte, eben weil sie selbstständig wäre, nicht Siloah d. h. Wasserleitung seyn. Außer Zweifel gesetzt wird die Vermuthung des Hrn. v. Raumer durch Sirach 48, 18: Hiskias befestigte seine Stadt und leitete Wasser hinein; er ließ in den Fels graben und Brunnen bauen. Hier haben wir den Kommentar zu 2 Chron. 32, 30 und nun begreifen wir auch, wie der Targumist und die Rabbinen Gihon und Siloah als gleichbedeutend brauchen konnten. Die Mißverständnisse sind daraus entsprungen, daß man Anfangs- und Endpunkt der Wasserleitung nicht gehörig unterschied.

Zu viel Gewicht aber scheint mir der Verf. dieser unterirdischen Leitung beyzulegen, wenn er ihr vorzugsweise den auffallenden Wasserreichthum Jerusalems in allen Belagerungen zuschreibt, während die Belagerer außerhalb der Stadt vor Durst fast verschmachteten. Diese einzige Quelle, wenn sie auch sehr reich floß, war gewiß nicht hinreichend, die ganze Stadt zu versorgen. Die Cisternen, welche sich in außerordentlicher Zahl und Größe im Felsboden der Stadt befinden, erklären jenen Wasserreichthum. Darauf weisen schon die Worte des Tacitus: fons perennis aquae, cavati sub terra montes, piscinae cisternaeque servandis imbribus. Wilhelm von Tyrus sagt ausdrücklich p. 749, daß der Wasservorrath für Jerusalem im Winter gesammelt werde, und Albertus Aquensis beschreibt eine Cisterne des Palastes Salomos, quae ante fores ejusdem palatii in modum lacus amplitudinem et magnitudinem cavatione continet, testudinem fornicei operis desuper habens, marmoreis undique subnixa colum-

nis; in ihr wurde alles Regenwasser gesammelt, welches sich das ganze Jahr über frisch und rein erhielt und an die Einwohner ausgetheilt wurde, p. 280. Unter den Neuern will ich nur Scholz anführen, welcher S. 197 von 28 Cisternen des Klosters zu Jerusalem berichtet, woraus 800 Katholiken im Sommer mit Wasser versehen werden.

Der Abschnitt über die Bewohner Palästinas S. 270 ff. giebt einen Abriß der Geschichte des Landes, welcher über die alte Zeit, weil jeder die Bibel zur Hand hat, ganz kurz ist, aber von Alexander d. Gr. bis auf Jerusalems Zerstörung ausführlicher wird, und von dieser Epoche an bis auf die neueste Zeit, welcher Syrien abermals unter ägyptische Herrschaft gebracht, sich wieder auf die Hauptereignisse beschränkt. In raschen Bildern geht die Erfüllung des Wortes: Jerusalem wird von den Heiden zertreten werden, vor unsern Blicken vorüber, und wenn am Schlusse die elende Lage des gelobten Landes, das unter muhamedanischer Geißel, aber mehr noch unter der Ausartung seiner Bewohner schmachtet, den Leser mit Betrübniß erfüllt, so beruhigt der Zusatz zu jener Weissagung: Bis daß der Heiden Zeit erfüllet wird, Luc. 21, 24.

Der Wunsch des Verf., durch sein Buch etwas zum bessern Verständnisse der heiligen Schrift, wenn auch nur hinsichtlich irdischer Dinge und Verhältnisse, beyzutragen, wird gewiß in Erfüllung gehen. Wer es mit Sachkenntniß studirt, wird kein Bedenken tragen, es dem klassischen Werke Relands an die Seite zu setzen. Was Reland durch Kenntniß der orientalischen Sprachen voraus hat, das hat Hr. v. Raumer voraus durch Kenntniß der Natur und vollständige Vergleichung der Reisen. Was aber bey der Unermeßlichkeit des Stoffes im Einzelnen übersehen ist, das werden künftige Auflagen bessern, und Rec. hat bey Mittheilung seiner Bemerkungen keine andere Absicht, als den Verf. zu weiterer Prüfung zu veranlassen und zur Vervollkommnung des Buches ein Weniges beyzutragen.

2.

Auf eine glückliche Weise trifft mit dieser Schrift zusammen die

Karte von Syrien. Den Manen Jaccotins und Burckhardts gewidmet von Heinrich Berghaus. Gotha, 1835.

Dies Blatt gehört zu dem großen Berghaus'schen Atlas von Asien und ist, wie die übrigen Blätter desselben Werkes, vortrefflich gearbeitet. Von der schmutzigen, unsichern Schwärze der sonst so fleißigen und verdienstvollen Grimm'schen Karte, auf welcher sich die Gebirge wie große Bärenraupen wälzen — welch ein Abstand



bis zu diesem herrlichen Blatte! Das Auge ruht mit Wohlgefallen auf der klaren Zeichnung und ergeht sich mit Lust auf den Gestalten des heiligen Landes, ohne zu ermüden und in die Gefahr des Erblindens zu gerathen. Gebirge, Niederungen und Thäler halten sich an die Natur, wie sie von den Reisenden geschildert ist und so weit man sie kennt; wo aber noch terra incognita ist, da tritt auch dies schon durch die Zeichnung hervor. Die Schrift ist mit gestickter Hand angebracht, und durch die Wahl verschiedener Form und Größe der Lettern Ueberblick und Verständniß der Karte ungemein erleichtert. Kaum wird der angenehme Eindruck des Ganzen durch die gewählte Bezeichnung der Straßen, welche den Flüssen oft allzuähnlich sehen, hie und da gestört. Es ist ein geographisches Kunstwerk.

Eine gerechte Beurtheilung dieser schönen Karte muß zweyerley Gebiete, das geographische und das antiquarische, streng aus einander halten.

In geographischer Hinsicht finde ich die sorgfältigste Benützung der besten Hülfsmittel, worüber auch das begleitende Memoir Rechenschaft ablegt. Ich habe bey meinen Studien Maundrells, Pocockes, Seetzens, Burckhardts, Buckinghams, O. v. Richters Berichte Schritt für Schritt mit ihr verglichen, und kann gültiges Zeugniß geben für die gewissenhaft treue und kritische Eintragung derselben. Wir haben jetzt durch sie eine feste, zuverläßige Basis für weitere Forschungen gewonnen und das ist bey einem so wenig bekannten Lande, wie Palästina, von unendlicher Wichtigkeit. Wie viel noch immer zu thun übrig ist, beweisen die vielen leeren Stellen der Karte und die Vergleichung der Ortsnamen, welche Scholz S. 145 ff., 201 ff., 254—271 mitgetheilt hat; letzterer nennt allein 118 zwischen Sichem und Jerusalem gelegene Ortschaften, von welchen die wenigsten auf der Karte stehen. Nur wenig habe ich hier zu bemerken. Der Zug des Vorgebirgs Karmel erregt eine übertriebene Vorstellung von seiner Höhe; nach Buckinghams Schätzung ist der höchste Gipfel etwa 1500 F. hoch. D'Arvieux, II. 236 ff. d. Uebers., der sich längere Zeit auf und an dem Karmel aufgehalten hat, giebt eine genauere Beschreibung des Gebirgs, wonach der nördliche Theil desselben viel höher ist als der südöstliche, der eigentlich nur aus Hügeln besteht. Eben so nennt King (Miss. Herald. 1827, S. 65) die Höhen zwischen Kelensawi und Ledschun oder Legio „gentle hills", und Cook (Miss. Notices IV. S. 370) reist von Akre nach der Ebene Saron über some hills, which may be considered as a part of Mount Carmel! —

(Fortsetzung folgt.)

# Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 14. December.

Nro. 249. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1836.


Travels into Bokhara etc. in the years 1831 — 1833. By Lieut. Alex. Burnes. In three volumes. London 1834. Vol. 1. XXII, 356. Vol. 2. XV, 473. Vol. 3. XIX, 332

---

(Fortsetzung.)

Von der Charakterstärke und der glühenden Natur dieses Mannes zeugt übrigens schon der einzige Umstand, daß selbst auf dem traurigen Zuge nach Kunduf und bey der traurigen Ungewißheit seines Schicksales der Sinn für Auffammlung alter Local-Traditionen in seiner Seele nicht erstickt werden konnte. Der wievielte Reisende hätte nnter solchen Umständen an Herodots Δαδικοί, an Alexanders Heerzug am Oxus, an alte Handelsstrassen, an Verbesserung geographischer Notizen denken mögen? —

Die Ankunft am Hoflager, die Unterhandlungen des Karbanenführers, (unter dessen Gefolge sich Hr. Burnes als zerlumpter Armenier reihte), mit dem Minister Murad-Begs, so wie die Audienz bey diesem Fürsten und den mündlichen Bericht des Zollauffehers über die Fremdlinge muß man im Buche (I. 222) selbst nachlesen. Genug, die Rollen wurden so vortrefflich gespielt, und Hr. B. zeigte eine solche Gewandtheit und Kunde morgenländischer Lebenssitte, daß Murad Beg mit einem Blicke auf Burnes den Hindu nur auf Türkisch fragte: ob er auch sicher wisse, daß es ein Armenier sey? Der Moment war kritisch, der Hindu bejahte, und der Befehl sicherer Geleitung über die Grenze ward unmittelbar erlassen. Man ging nach Chulum zurück und kam nach zwey Tagreisen von dort glücklich nach der berühmten, schon jenseits der Kunduf-Gränze liegenden Stadt Balch, wo man vom 9 — 12. Juny blieb. Balch, das traurigste Denkmal der Wuth Dschingis-Chans, und bis zu Mohammeds Zeiten die Residenz des Groß-Mag ist eine der ältesten Städte der Welt, deren Ende sich mit Wiedererbauung dieses uralten Priester- und Königssitzes nähern soll. Die Ruinen haben 20 englische Meilen Umfang und sind wie die Ruinen aller Städte ungesund, obgleich 1800 Fuß über dem Meere. Hr. B. wundert sich, daß wirklich am Hindukusch, wohin sich die Herrschaft des Groß-Mogol niemals erstreckte, die Kaisermünzen von Delhi dennoch gangbar sind. Dieß ist aber nicht wunderbarer, als daß in Aegypten, ja sogar jenseits der Cataracten in Aethiopien österreichische Conventions-Thaler mit dem Bildnisse von Maria Theresia vorzugsweise Geltung haben. — Dreyßig Meilen von Balch beginnt die Wüste, von flüchtigen Turkmanen bewohnt, wo Brod und Thee einzige Nahrung, und selbst Schaffleisch nur selten zu erhandeln ist. Der berühmte Oxus (Amou, Dschihun), 800 Ellen breit und 20 Fuß tief, wurde am 17. Juny in einem von zwey gezäumten Pferden durch die Strömung gezogenen Boote überschritten, in der entzückenden Oase Kerschi mehrere Tage fieberkrank liegen geblieben und endlich am 27. desselben Monats in der zwischen Bäumen versteckten, großen heiligen Islam-Stadt Bochara der Einzug gehalten.

Die erste Sorge nach ihrer Ankunft war, sich in der Kleidertracht nach dem für Nicht-Mohamme-

daner vorgeschriebenen Gesetzen zu richten. Turban, Gürtel-Schal, Strümpfe und Oberkleid wurden abgelegt; eine schäbige Mütze von Schaffell dagegen — mit dem Rauhen inwärts — aufgesetzt, ein Strick um den Leib gebunden, und zu Fuße gegangen, weil zu Bochara — dem Centralpuncte des Islam im Osten — innerhalb der Stadtmauern nur ein Rechtgläubiger reiten darf.

Der erste Besuch, beym vornehmsten Minister des Königs dauerte zwey volle Stunden. Von dem Absteigequartier bis in den Residenz-Pallast brauchte Hr. Burnes mehr als zwey englische Meilen zu gehen. Der Empfang war höflich, jedoch bat der Kusch-Beg (dieß ist die amtliche Benennung des ersten Staatsbeamten), die Fremdlinge möchten sich weit von ihm, außerhalb seines Fußteppichs, auf der harten und unbedeckten Erde setzen, ein Gebrauch, dem sich auch der Sohn des Kusch-Beg zugleich mit Hrn. Burnes unterwarf.

Hier war keine Verstellung, wie auch keine Lüge nöthig, wie zu Kunduz. Hr. B. antwortete auf alle Fragen der Wahrheit gemäß; er sey englischer Offizier aus Indien, reise gegen Europa und habe seinen Weg statt gerade durch Afghanistan und Persien absichtlich über Bochara genommen, um die Wunder dieser berühmten Stadt, besonders aber ihn selbst, den Thurm des wahren Glaubens, den Grundpfeiler des Staates, den Kusch-Begi, dessen Gerechtigkeit und Menschenliebe allenthalben gepriesen werde, mit Augen zu sehen. Wie zu Pischawer und Kabul wurde auch hier mit unendlicher Neugierde über europäische Dinge, Sitten und Mächte, besonders über Rußland geredet, mit welch letzterem der Kusch-Begi eine viel genauere Bekanntschaft verrieth, als es Hrn. B. vielleicht angenehm war. Schutz und Sicherheit, in der heiligen Stadt nach Belieben herumzugehen und alles anzusehen, wurde freundlich gewährt; jedoch der Gebrauch von Dinte und Feder, als den Landesgesetzen zuwider, untersagt. Eine silberne Taschenuhr und einen Kaschmir-Schal, die ihm Hr. B. geben wollte, wies er zurück; „er sey nur ein Sclave des Königs, und nehme von Niemand Geschenke“; verrieth aber große Lust nach einem prachtvoll eingerichteten Compaß, den ihm Hr. B. in einer zweyten Visite zeigte und dessen Gebrauch zur Beobachtung der Himmelskörper und zur Bestimmung der vier Weltgegenden bey Gebet und Tempelbau erklärte. Er nahm ihn mit kindischer Freude an und fragte, ob Hr. B. mittels dieses Instrumentes nicht die Kornpreise des künftigen Jahres in den Sternen lesen könne? Der Kusch-Beg war eben nach morgenländischer Sitte erster Kaufmann und besonders erster Kornhändler des Landes, welches er verwaltete. Unter so günstigen Umständen mußte der beynahe vier Wochen dauernde Aufenthalt des Heru. B. und seiner Begleiter in Bochara eine reiche Sammlung werthvoller Notizen erzeugen. Hr. B. verlor seine Zeit nicht, schrieb heimlich bey Nachtzeit, was er unter Tags gehört und gesehen hatte; suchte überall Zutritt, verkehrte auf dem Bazar mit Individuen aller Völker Asiens, um ein vollständiges und treues Gemälde über Land und Leute, über Vergangenheit und Gegenwart dieses merkwürdigen Landes, besonders über seinen Handel, seine Bedürfnisse und seinen Geschmack für englische oder rußische Waaren zu erhalten. Wir können ihm nicht in alle Details folgen und begnügen uns, die Hauptresultate in einer von dem Buche selbst unabhängigem Reihenfolge dem Leser vorzulegen. Bevor wir aber diese selbst berühren, soll eine merkwürdige Unterredung, ob sie gleich vierzehn Tage später vorfiel, gleich hier erwähnt werden. Sie dauerte von Mittag bis Abend im Beyseyn einer Unzahl vornehmer Usbeken von Bochara und erstreckte sich hauptsächlich über Gegenstände erster Wichtigkeit. Der Kusch-Beg wollte wissen, „ob die Engländer an Gott glauben, und was sie überhaupt für Begriffe über Religion im Allgemeinen haben.“ Hr. Burnes erklärte

ihm, nach dem Glauben seiner Landsleute habe Gott nicht seines Gleichen; er sey allenthalben gegenwärtig; er habe Propheten auf die Erde gesandt; und es gebe ein Gericht, eine Hölle und einen Himmel. Dann lenkte der Minister die Rede auf den Sohn Gottes, und den Propheten-Charakter Mohammeds, billigte in diesen beyden Puncten die Lehren der Christen nicht, fühlte sich aber auch nicht beleidigt, da Hr. B. mit aller Achtung von Mohammed gesprochen hatte. „Betet ihr Götzenbilder an?“ fragte der Vesir weiter, und war nicht wenig überrascht, als Hr. B. entschieden und klar mit einem „Nein“ antwortete; er sah — offenbar ungläubig — seine Usbeken an, von denen einer geradezu Hrn. B. des Betruges zieh, denn, sagte er, bey genauerer Untersuchung würde es sich zeigen, daß sie Götzenbilder und Kreuze am Nacken tragen. Hr. B. öffnete das Kleid an der Brust, und überzeugte die Gesellschaft ihres Irrthumes, und der Kusch-Beg bemerkte lächelnd; „das ist kein schlimmes Volk,“ lud sie ein, mit ihm Thee zu trinken, „denn,“ sagte er, „ihr seyd Leute des Buches, besser als die Russen, und scheinet von der Wahrheit ziemlich correcte Begriffe zu haben.“ — Nach mancherley Fragen über Armenier und Juden wünschte der Minister zu erfahren, wie die Engländer Hindu und Mohammedaner Indiens behandeln? Hr. B. sagte ihm, daß man für die Vorurtheile dieser beyden Nationen gleiche Achtung hege, daß Moscheen und Pagoden in gleicher Weise durch die englische Regierung unterhalten; Pfauen, Kühe und Affen aber geschont werden, weil es jenen so angenehm sey. „Ist es aber wahr, daß jene Völker solche Thiere anbeten?“ sagte dann der Kusch-Beg. Sie beten sie entweder an, oder verehren sie doch, antwortete Hr. B., worüber der Minister sein mohammedanisches „Gott sey uns gnädig“ ausrief.

(Fortsetzung folgt.)

---



1) Palästina. Von Karl von Raumer, Professor in Erlangen ꝛc.

2) Karte von Syrien. Den Manen Jacotin's und Burckhardts gewidmet von Heinrich Berghaus ꝛc.

---

(Fortsetzung.)

Das judäische Gebirg erstreckt sich nach der Karte mit seinen letzten Ausläufern bis Ramleh, ja bis an das Meer. Nach allen ältern und neuern Berichten beginnt aber das Ansteigen des jüdischen Gebirgs erst bey Kebab, bey Berghaus unrichtig Kohab, vergl. Scholz S. 232, und 256, wo es Ekbab heißt; und von Kebab bis ans Meer ist ebenes Land. — Gegen Burckhardts ausdrückliche Warnung S. 448: „Die Karten verbinden den Dschebel Heisch mit der südlichen Kette in Wostye, anstatt einen ebenen Strich von wenigstens acht Stunden zwischen sie zu stellen,“ nämlich 4 Stunden im Norden und 4 Stunden im Süden des Hieromax, reicht auch bey Berghaus das Gebirg Gilead nördlich bis an den Hieromax.

Bey Akre ergießt sich ein Fluß ins mittelländische Meer, welcher aus der Vereinigung des nördlichen Kerdaneh (Kurdani des Stephan Schulze bey Paulus VII. S. 160) und des südlichen Naamin oder Belus entsteht. Auf der Karte heißt der Kerdaneh unrichtig Numan, wobey eingeklammert ist Belus, und bey dem südlichen Arme steht Rahmin (Belus), darunter aber noch einmal Nohman. — Der Kison entspringt nach der genauen Beschreibung von Arvieux II., 230 d. Uebers. bey Ain et Tujar im NO. des Thabor, dies ist ohne Zweifel das Ujunut Tudjar der Karte, soll heißen Ayûn el Tudjar (Quellen der Kaufleute), aber bey Berghaus hat der Kison seine Quelle auf der Nordwestseite des Thabor. — Der Nahar el Audscha bey Jaffa, welchen Berghaus Nahar Ugeh schreibt, geht nicht nördlich an Lydda vorüber, sondern zwischen Lydda und Ramleh durch, weshalb er bey den Kreuzfahrern flumen Ramae oder Ramlae heißt, vergl. Arvieux II. 28. — Der obere Lauf aller Wadys, die aus Judäa ins Mittelmeer, und der Lauf aller derer, die aus Samaria in den Jordan gehen, sollte nicht so bestimmt,

sondern nur mit Punkten angegeben seyn, da wir nichts davon wissen.

Die Südgränze Paläſtinas ist nicht nördlich von Khan Yûnas, sondern zwischen diesem und elArisch; Khan Yûnas ist das erste Dorf Paläſtinas, vergl. unter andern Scholz S. 123. — Bethlehem liegt nach der ausdrücklichen Bemerkung des trefflichen Fisk S. 303 der Uebers. nicht südöstlich von Jerusalem, wie alle neuern Karten haben, sondern südwestlich. — Nain ist wie bey Grimm auf die Südseite des kleinen Hermon gesetzt, da es doch nach neuen Reisenden, wie nach alten Nachrichten am nördlichen Fuße des Hermon, südlich vom Thabor liegt, s. K. v. Raumer S. 105 u. Scholz S. 264. — Der Scheikh Abu Ghosch, welcher das Gebirg zwischen Jerusalem und Ramleh inne hatte, war nicht wichtig genug, jene Gegend mit seinem Namen zu bezeichnen; seine Räubereyen haben ein Ende, denn Ibrahim Pascha hat ihn in Ketten zum Festungsbau nach Akre geschickt. — Sibbens Dauas, soll heißen Danar (d. i. Zeltkreis), der Zelthause des Scheikh Sibben ist eben so vergänglich, doch dient dieser Name wenigstens dazu, Seetzens Reiseroute zu bewahren.

Der archäologische Theil der Karte steht hinter dem vortrefflichen geographischen weit zurück; hier finden sich viele und bedeutende Fehler. Die Bibel ist vernachläßigt, Josephus, Eusebius und Hieronymus wenig zu Rathe gezogen. Daher ist es geschehen, daß manche richtige Angaben der Grimm'schen Karte in's Schlimmere verändert und starke Rückschritte zu d'Anville gemacht wurden. Da sich nun leicht voraussehen läßt, daß dieß schöne Blatt eine zahlreiche Nachkommenschaft haben wird, und die Irrthümer wechselsweise von Karten in Bücher und von Büchern in Karten übergehen, so ist es unerläßlich, um der Fortpflanzung derselben in infinitum vorzubeugen, daß man sorgfältige Kritik übe. Ich beginne beym Meerbusen von Akaba und begegne gleich zwey unerwarteten Fehlern: neben Akaba stehen als alte Namen Ailana und Eziongeber, während es doch bekannt ist, daß Eziongeber und Eloth oder Ailana verschiedene Städte waren, s. 1 Kön. 9, 26. Eziongeber hieß zur Zeit des Josephus Berenice, Arch. VIII. 6, 4, noch jetzt ist es sehr wahrscheinlich vorhanden in der Stadt Assyun. Eusebius und Hieronymus (Onom. v. *Ασιώνβαβαι* u. *Γασιωνγαβίρ*) kennen sie als eine Stadt Essia juxta mare rubrum et Ailam; Makrizi nennt Assyun, eine große und schöne Stadt, die früher nahe bey Aila lag, und Burckhardt erzählt von Ruinen in der Nähe von Akaba (Burckh. II. 829 — 831), welche höchst wahrscheinlich das alte Ezjongeber sind. Uelana hat Rüppell wiedergefunden in der Ruine Gelena bey Akaba. Gleich daneben steht der andere Fehler: Kades Barnea als Synonymon des Thales el Araba. Kades ist Name einer Stadt (4 Mos. 20, 16) und Gegend in der Wüste Zin, und nach den Angaben des A. T. ohne Zweifel nahe der Südgränze des Stammes Juda, in der Gegend, wohin Grimm sie gesetzt hat; nach 5 Mos. 1, 2 ist es eilf Tagreisen vom Horeb, dies trifft, eine Tagreise zu 7 Stunden angenommen, genau zu der bezeichneten Gegend. Mit diesem Irrthum hängt ferner zusammen, daß der westlich von Akaba gelegene Dsch. Mahemar mit dem alten Akrabbim vereinigt wird, welches doch nach 4 Mos. 34, 4 mit der Wüste Zin und Kades Barnea nahe beym Südende des todten Meeres zu suchen ist.

Betreten wir das Gebirg Juda, so finden wir einige feststehende Namen ausgenommen, fast lauter falsche Angaben. Telaim oder Telem ist nach Jos. 15, 24 vergl. V. 21 im Süden des Gebirgs zu suchen, nicht westlich von Hebron. Kirjath Sepher ebenfalls nicht im Westen Hebrons, sondern beträchtlich südlicher, wie aus Jos. 15, 48 vergl. 60, und aus dem Zuge Josuas c. 10 hervorgeht. Brokard und Marinus Sanutus setzen es 3 leucas südlich von Hebron. Ein Wady Deber bey Scholz S. 163 scheint den Namen der alten Stadt bis heute zu bewahren. Eglon, Adullam, Kegila, Esthaol lagen auf der Sephela, nicht auf dem Gebirge nach Jos. 15, 33 ff. Esthemo lag viel südlicher, als auf der Karte angegeben ist; wie es Jos. 15, 50 neben Anim genannt wird, so auch von Eusebius, welcher Anem 9 römische Meilen südlich von Hebron und Esthemo nicht weit davon setzt. — Gabatha, nur aus Eusebius bekannt, lag 12 m. p. von Jerusalem und 8 m. p. von Eleutheropolis, womit die Karte nicht stimmt. Ueberhaupt ist die Ansetzung aller nach Eleutheropolis bestimmten Städte unsicher, so lange dieses selbst nicht aufgefunden ist, und auch dann noch bleibt viel Ungewißheit, da Eusebius und Hieronymus die Lage meist nur nach den vier Hauptwinden angeben. — Kaphar Barucha ist zu Kherbet el Bottra gesetzt, aber aus welchem Grunde? Die Entfernung von 3 mille passus, welche Epiphanius lehrt, gienge zwar noch an, aber die Worte des Hieronymus im Epitaph. Paulae: quem ad locum Abraham Dominum prosecutus est, so wie das Thal Beracha 2 Chr. 20, 26, das zwischen Engeddi und Thekoa lag, vergl. V. 2 und 20, führen auf eine östlichere Lage.

(Fortsetzung folgt.)

# Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 15. December.

Nro. 250. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1836.


Travels into Bokhara etc. in the years 1831 — 1833. By Lieut. Alex. Burnes. In three volumes. London 1834. Vol. 1. XXII, 356. Vol. 2. XV, 473. Vol. 3. XIX, 332

---

(Fortsetzung.)

Auf die Frage, ob die Engländer Schweinfleisch essen, mußte Hr. B. freylich bejahend antworten, fügte aber bey, daß sich der Gebrauch nur auf die geringere Volksklasse beschränke. „Wie schmeckt es aber?“ wollte der Vesir dann wissen. „Wie ich höre,“ erwiederte Hr. B. „schmeckt es gleich Rindfleisch.“ Daß er seit seiner Ankunft in Bochara auch Pferdefleisch genossen und es schmackhaft gefunden habe, gestand Hr. B. dem fragenden Kusch-Beg ebenfalls. Wie aber der gutmüthige Usbek die Geschenke kennen wollte, die Hr. B. seinen Verwandten heim zu bringen gedenke, dieser aber die Bemerkung machte, daß die Entfernung weit, der Transport unbequem, und die Soldaten niemals reich seyen, sprang der alte Mann plötzlich auf, forderte eine Muskete und ließ Hrn. B. die Soldaten-Schule durchmachen, wobey er ihren Unterschied vom russischen Exercitium erkannte. Zuletzt begann der lange, breitschulterige, alte Usbek mit seltsamer Grimasse selbst soldatisch durch den Saal zu marschiren, blickte die Britten an und rief laut: „Ihr Franken insgesammt seyd untersetzte Leute, und könnet es im Kampfe mit einem Usbek nicht aufnehmen, ihr beweget euch ja wie Stöcke.“ Folgte hierauf eine lange Verhandlung über Kriegs-Disciplin, deren Vortheile den Usbeken gar nicht einleuchten wollten. Auch Cassastand und tägliche Zehrung wurde besprochen, und spät Abends endlich der langen Unterredung ein Ende gemacht. Von diesem Tage an war Hr. Burnes mit seinen Gefährten im Divan stets willkommen, und jederzeit zur Ehre des Theetrinkens zugelassen.

Im Orient muß man, wie bekannt, über Handel, Künste und Wissenschaften, besonders über Gottesgelahrtheit und Heilkunde, kurz, über alles zu reden wissen, besonders aber auf jede Frage eine Antwort geben, weil Schweigen für Unwissenheit, oder gar für Verheimlichung gilt, und Verdacht erregt. Aus Morier's „Hadschi-Baba“ wissen wir, daß, نمیدانم nemidanem, d. h. ich weiß nicht, die unklugste und besonders in den Häusern der Großen niemals verziehene Antwort ist.

Der Lieblingspunct, den Hr. B. am häufigsten besuchte, und wo er seine vorzüglichsten Studien über Stadt und Königreich Bochara machte, war der große, unmittelbar vor dem königlichen Palast gelegene, und auf zwey andern Seiten von massiven Gebäuden, Collegien der Gelehrten u. s. w., von der vierten aber von Brunnen und dichtbeschatteten Bäumen umschlossene Basar oder Kaufplatz, wo sich besonders Abends alle Müssiggänger und Neuigkeitskrämer um die zum Verkauf ausgestellten Waaren Europa's und Asien's sammelten. Mit Eingebornen aus Persien, Türkey, Rußland, Tatarey, China, Indien und Kabul kann man hier täglich Unterhaltung finden, und neben diesen Fremdlingen noch deutlich den polirten Tadschik, d. i. den alten Sogdianer oder Urbewohner von Bochara,

neben dem als Eroberer von jenseits des Jaxartes eingewanderten Usbek, besonders aber die hier besonders schön geformten und 4000 Individuen zählenden Juden unterscheiden. Nicht ohne Lebhaftigkeit mahlt Hr. B. das Wogen und Treiben der unzähligen Menschen, ihren Wechselverkehr, die Mannichfaltigkeit ihres Erwerbes, ihrer Beschäftigung, Kleiderpracht und Gesichtszüge der eingebornen Mohammedaner Turkestans, das weithin gehörte Branden und Tosen dieses ewig bewegten Menschenmeeres, welches auf einen zur bestimmten Stunde aus dem Innern des Palastes erklingenden Trompetenschall, wie ein ausgestorbener Bienenschwarm, plötzlich verstummt.

Dieser Polizeytrompetenschall, der zuerst von der Burg herab ertönt, geht nach und nach durch die ganze Stadt, worauf alles schweigt, betet, heimkehrt, und Niemand ohne Laterne sich auf der Strasse sehen läßt, Ordnung und Sicherheit aber in der ganzen Stadt regiert. Burnes sagt es nicht, aber aus Meyendorff, (pag. 164), der zwölf Jahre vor ihm in Bochara war, erfährt man, daß der Palast auf einem beynahe im Centrum der Stadt sich erhebenden, in der alten Landessprache Kumischkend genannten und ursprünglich von der Natur gebildeten, aber durch Menschenhand bis auf 240 Fuß erhöhten Hügel liegt. Er gleicht einem abgestumpften Kegel, ist großentheils mit sonnengebrannten Ziegeln bekleidet, ziemlich steil, und hat an der Basis etwa 500 Fuß im Durchmesser. Sonderbar genug geht diese Beschreibung des Kumischkand von Bochara in Natur- und Kunstbildung, in Form und Lage genau auf die Burghügel von Haleb und Hems in Syrien. Vielleicht hatte der berühmte Thurm von Babylon dieselbe Form und denselben Ursprung. Ueberdieß sieht man auf der Ostseite Syriens längs dem Wüstensaume von Palmyra zwischen Haleb und Damascus von Zeit zu Zeit in, jetzt zwar verlassenen, aber nicht unfruchtbaren und einst zweifelsohne auch bewohnten Gegenden abgestumpfte Erdkegel, von derselben Form und Höhe wie zu Hems, Haleb und Bochara, vermuthlich Burghügel ehemaliger, jetzt zum Theil vergessener Städte, wo für die Geographie Syriens vielleicht manche Entdeckung zu machen wäre. Denn ein bloßes Naturspiel hierin zu sehen, erlaubt weder die Regelmäßigkeit der Anlage, noch die Linie und der gegenseitige Abstand, in welchem sie aufeinander folgen.

Nach Meyendorff hat die Stadt Bochara 14 Werste (ungefähr 4 Stunden) Umfang, 8000 Häuser, worunter 800 jüdische, und 70,000 Einwohner. Burnes dagegen setzt den Umfang auf nur 8 engl. Meilen, aber die Einwohnerzahl auf 150,000 Seelen. Die Bauart der Privat-Häuser ist, wie in allen Städten des Orients, unansehnlich von Aussen, oft üppig und prachtvoll im Innern; die öffentlichen Gebäude aber, als da sind, Kollegium, Kirchen, Basare, Bäder, Brunnen, zahlreich, massiv und reich. Der Fluß rinnt 6 engl. Meilen entfernt, und sendet in einem künstlichen Kanale das Wasser in die mit Maulbeerbäumen bepflanzten Strassen, und in die Brunnen- und Gartenwälder ausserhalb den Ringmauern.

Von dem Volkscharakter im Allgemeinen entwirft Hr. B. ein nicht ungünstiges Bild. Die Bocharesen sind freundlich, mittheilsam, offen, einfach, der Form nach zwar streng religiöse und bigotte Mohammedaner, im Innern aber deswegen nicht besser als civilisirte Menschen im Allgemeinen auch bey etwas geringerer Andacht zu seyn pflegen. Man fastet in Bochara streng, flieht Spiel und Trunk, gibt das gesetzliche Almosen und betet fünfmal des Tages unter Aufsicht und Leitung der Polizey; aber Vergiftung ist häufig unter Groß und Klein; und wie Hama und Damascus ist diese heilige Stadt ein Hauptquartier gewisser Ausschweifungen im Sinne des Orients. — Thee wird in ungeheuerer Quantität verzehrt, in grossen Kesseln auf dem Markte zu jeder Stunde des Tages berei-

tet, und bald mit Zucker, bald mit Sahne, bald mit Salz oder Fett, bald in anderer Weise getrunken. Der ungläubige Fremdling wird zwar nicht mit dem mohammedanischen „Selam," sondern mit „dewlet Siáde" oder umr deraf" *) begrüßt; aber er wird geschützt, wenn er die Landesgesetze achtet, und das Eigenthum ist sicher, der Handel blühend, das Volk zufrieden.

Bochara nnd Samarkand, von Dichtern aller Zeitalter gepriesen, bilden indessen nur ein kleines, aus wenigen paradiesisch reizenden Oasen mitten in einer ausgedehnten Sandwüste bestehendes Königreich, nach Burnes von nicht mehr als etwa 250 englischen Meilen Länge und Breite. Es liegt aber wie ein von der Natur selbst zum Ruheplatz bestimmter und mit allen irdischen Gütern ausgeschmückter Garten auf dem großen Handelswege zwischen Europa und den reichsten Ländern Asiens in der Mitte. Der große Fluß Oxus mit den Bächen von Samarkand, Kertschi und Balch sind seine rinnenden und alles in ihrem Bereiche befruchtenden Wasser, an deren Ufern das ganze bewohnte und bebaute Land des Königreiches liegt und nach Meyendorff etwa 1200 Quadratstunden betragen mag. Kohik und Serefschan, d. i. der Goldstreuende, heißt bey den Eingebornen der Steppenbach, an welchem die beyden nicht mehr als 40 Wegstunden von einander entfernten Städte Samarkand und Bochara liegen. Dieses Kohikthal ist das altberühmte Sogd der Morgenländer, das Σογδιανή der Geschichtschreiber Alexanders, und nach den Begriffen des Orients eines der vier irdischen Paradiese, unter welchen nach Abulfeda's Definition dem Walde von Damask der erste Rang gebührt.

(Fortsetzung folgt.)

*) „Reichthum sich mehre," „Leben sey lang."



1) Palästina. Von Karl von Raumer, Professor in Erlangen ꝛc.

2) Karte von Syrien. Den Manen Jacotin's und Burckhardts gewidmet von Heinrich Berghaus ꝛc.

(Fortsetzung.)

Eben so ist Aristobulias nach Gutdünken gesetzt; denn wir wissen nichts, als daß es in der Nähe von Kapharbaricha lag, nicht einmal ob nördlich, südlich, östlich oder westlich von demselben. — Neben Beit Ainun steht Bethane, Klöden hat Beth Ain nach Eusebius und Betane aus Judith 1, 18 wie Reland; ohne Zweifel nun ist Beit Ainun das Beth Anin, welches Eusebius kannte, 4 m. p. nordöstlich von Hebron, aber die Priesterstadt Ain Jos. 21, 16, welche Eusebius darin zu erkennen glaubte, kann es nicht seyn, weil diese zu den südlicheren Städten Simeons gehörte Jos. 15, 32; 19, 7 und nicht auf dem Gebirge Juda lag; eher dürfte man auf Beth Anoth Jos. 15, 59 rathen; aber dagegen erheben sich sprachliche Bedenken, — Beit Sany hat mit Bezek, welches damit verglichen ist, kaum eine Aehnlichkeit des Klanges gemein. Marinus Sanutus hat ein Bezek in der Gegend von St. Philipp. Ebenso ist Bethzur nach dem entferntesten Anklang zu Beit Summar gestellt, da wir doch wissen, daß es nur 2 m. p. nördlich von Hebron gelegen. Masada, das unzugängliche Bergschloß, ist ganz verkehrt mit dem Dörfchen Mertschah am todten Meere verbunden. D'Arvieux, II., 200 d. Uebers. hat Ruinen eine halbe Meile nördlich vom Frankenberg gesehen, die er für die Ueberbleibsel von Masada hält. Mit dem Josephus in der Hand, welcher Masada so trefflich beschrieben, muß es an Ort und Stelle leicht seyn, Grund oder Ungrund dieser Meynung zu erkennen. Auch Hrn. v. Raumer, welcher S. 144 den Frankenberg für Masada hält, kann ich nicht beystimmen, weil die Beschreibung des Josephus nicht auf diesen paßt. Den Frankenberg kennen wir genau durch Pococke II., 62, gegen dessen Vergleichung mit Bethhaccerem nichts einzuwenden ist, denn nach Hieronymus lag es auf einem Hügel zwischen Thekoa und Jerusalem und sein Name, Stadt des Weinbergs (Weinsberg),

drückt das aus, was ganz charakteristisch an diesem Berge ist, an welchem die ehemalige Weinkultur ihre Spuren in den vom Fuße bis zum Gipfel angelegten Terrassen zurückgelassen hat, s. die Abbildung bey Pococke. Die Karte hat hier Pocockes richtige Angabe aufgenommen, aber bey Ain Kerim ist sie der falschen Spur Büschings gefolgt, welcher Aenon dahin versetzte, einen Ort des Jordanthals in der Gegend von Betschean oder Scythopolis.

Von der philistäischen Niederung (Sephela) wissen wir gar nichts, wie die Karte lehrt. Ziklag ist willkürlich und jedenfalls zu nördlich angesetzt, es gehörte Jos. 15, 31 u. 19, 5 zu den südlichsten Städten Judas. Lachis und Agla stehen zwar in der vorgeschriebenen Entfernung von Eleutheropolis, aber dieses selbst ist gewiß zu weit nördlich. — Maresa war schon zur Zeit des Hieronymus eine Ruine 2 m. p. von Eleutheropolis, also liegt es bey Berghaus fälschlich 8 m. p. gen Südwest. Beit Dschebrin wird passend mit Bethagabris verglichen, allein entweder ist es auf der Karte nicht richtig verzeichnet, oder das Bethagabris der Tab. Peut. ist davon verschieden; denn es lag auf der Straße von Askalon nach Eleutheropolis, 16 m. p. vom erstern, 8 m. p. vom letztern. Mir scheint das erstere der Fall zu seyn, denn Scholz hat S. 258 Beit Dschebrin einige Stunden westlich von Hebron. — Moreschth, der Geburtsort des Propheten Micha, steht nordwestlich von Eleutheropolis; es lag aber nach Eusebius und Hieronymus östlich von demselben. — In Tukrair südlich von Asdod ist nach Richardson's Konjektur Ekron zweifelnd anerkannt. Ekron aber ist nach Jos. 13, 3 die nördlichste der Philisterstädte, nördlich an ihr vorüber zog sich nach Jos. 15, 11 die Gränze von Dan und Juda, nach 19, 43 wurde es dem Stamme Dan abgetreten, es lag nahe bey Thimna, zwischen diesem und Jamnia. Eusebius kennt es als ein Städtchen zwischen Asdod und Jamnia, und noch Fulcherius Cartonensis ern ähnt es Gesta Dei per Francos p. 404: inter Azotum et Jamniam, quae super mare sita est, Accaron dimisimus. — Bethsemes steht südöstlich von Zora oder Zarea, da es doch nach Jos. 19, 41 westlicher als Zora und Esthaol lag. Diese beyden Städte stehen ganz falsch, da sie nach derselben Stelle neben einander und nach Eusebius beyde 10 m. p. von Eleutheropolis gegen Nicopolis zu lagen Jarmuth lag ebenfalls nach Hieronymus 10 m. p. nordöstlich von Eleutheropolis unweit Esthaol. Also folgen sich von O. gen W.: Jarmuth, Zarea, Esthaol, Bethsemes; Thimna aber weiter westlich vor Ekron. — Gedor, das neben Jarmuth gesetzt ist, gehört auf das Gebirg Juda neben Halhul und Bethzur Jos. 15, 58, wo es auch zur Zeit des Eusebius noch vorhanden war (Onom. v. Gedera), und wo jetzt noch eine Ruine Adschdireh ist, Scholz 164. Besser stünde statt Gedor Gedrus, welches nach dem Onom. 10 m. p. von Diospolis gegen Eleutheropolis zu lag und wahrscheinlich das Gedera oder Gederothaim Jos. 15, 36 ist.

Ich gehe gleich den Küstenstrich gegen Norden weiter, um erst vom Karmel nach der Umgegend Jerusalems zurückzukehren. Ein auffallender Verstoß findet sich bey Emmaus-Nicopolis, indem Cubeib als alter Name mit eingeschlossen ist, während doch das Dörfchen Cubeibi, in welchem Pococke das neutestamentliche Emmaus fand, nördlich von Jerusalem liegt, dort steht es auch wirklich auf der Karte als „Gebebi (Emmaus)". Uebrigens ist es mir nicht bekannt, daß Nicopolis heute noch als besonderer Ort existirt; alles was von demselben übrig ist, sind die Ruinen einer Kirche in der Nähe des Dörfchens Latrun, drey Stunden östlich von Ramleh, Scholz 149. — Warum zu Genzaleh Adida eingeklammert ist, weiß ich nicht. Das Chadid, welches Esra 2, 33 u. Neh. 11, 34 neben Lod und Ono genannt wird, das Adida des Josephus und der Makkabäer, von Simon befestigt, Vespasians Hauptquartier gegen Jerusalem, 1 Macc. 12, 38; 13, 13; Jos. Arch. 13, 15, 2; B. Jud. 4, 9, 1; das Aditha, welches Eusebius und Hieronymus als ein Städtchen im Osten von Lydda kannten, ist heute noch vorhanden unter seinem alten Namen: el Chaditeh, nicht weit von Lydda und Nicopolis, Scholz S. 256. — Ein Nob war zwar zur Zeit des Hieronymus in der Nähe von Nicopolis, aber dadurch, daß das biblische Nob im Norden Jerusalems auf der Karte fehlt, gewinnt es den Anschein, als solle man es in der Nähe von Nicopolis suchen. — Caphar Dagon steht westlich von Ramleh, ohne festen Anhalt; es war zur Zeit des Eusebius ein großes Dorf zwischen Diospolis und Jamnia, das ist alles, was wir davon wissen. Erst wenn die Lage des heutigen Beit Dedschen, Scholz S. 255, genau bestimmt ist, läßt sich sicher urtheilen, ob Caphar Dagon eins ist mit diesem und dem Bethdagon des Josua. — Mitten zwischen Ramleh und Jaffa steht neben Beit Adschel mit großen Buchstaben: Gadh, soll wohl heißen Gath. Aber welches ist gemeint? wahrscheinlich die Hauptstadt der Philister. Nach Hieronymus praef. ad. Jonam gab es mehrere Geth urbes, quae juxta Eleutheropolim sive Diospolim hodie quoque monstrantur; 1) Getha oder Gethrimmon 5 m. p. von Eleutheropolis gegen Diospolis zu; 2) Gath, die Hauptstadt der Philister, zwischen Eleutheropolis und Gaza, nahe Asdod; 3) ein Gittha zwischen Antipatris und Jamnia. Nur dieses dritte könnte allenfalls Beit Adschel seyn, aber die Aehnlichkeit ist sehr gering Arvieux erwähnt ein Gath auf dem Wege von Jaffa nach Ramleh, II., 83; dies scheint aber nichts weiter als eine Konjektur.

(Fortsetzung folgt.)

# Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 16. December.

Nro. 251. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1836.


Travels into Bokhara etc. in the years 1831 — 1833. By Lieut. Alex. Burnes. In three volumes. London 1834. Vol. 1. XXII, 356. Vol. 2. XV, 473. Vol. 3. XIX, 332

(Fortsetzung.)

Es wird nicht nöthig seyn, hier zu bemerken, daß Usbekistan und Turkestan, von welchen das Reich Bochara nach dem heutigen Stande der Erdebeschreibung einen Theil ausmacht, sich erst seit dem vom 13 — 15. Jahrh. erfolgten Einbruche der Tataren und Usbeken aus dem alten nördlich am Jaxartes liegenden Turkestan bis an den Oxus ausdehne. Bey den arabischen Geographen heißt das Land am nördlichen Oxus-Ufer, was man jetzt die Klein-Bucharei oder Süd-Turkestan nennt, schlechtweg ماوراالنهر, Mâwra ennéher, d. i. Jenseits-dem-Flusse, was im „Transoxiana“ treulich wiedergegeben ist und im Neuarabischen wera ennèher, wera el bâhar, gewöhnlich aber heſák elſawb min ennèher lautet. Dieses Oasenland Süd-Turkestan bildet eine große, von Balch am Hindukusch nach dem Aral-See sich hinabneigende Ebene, 2000 Fuß über dem Meere. Der Boden ist überall fest und zu Strassen für die schwerste Artillerie geeignet; die Sandhügel nach Burnes offenbar nur vom Winde aufgehäuft; das Klima gesund, freundlich, trocken und im Winter kalt; die Luft beständig heiter, der Himmel rein, asurblau, der Sternenglanz von seltner Pracht und der nächtliche Himmel vom mannichfaltigsten Farbenspiele bedeckt, das Land uralter Sitz der Sternkunde, Astrologie und Zauberey: Postremum illi bellum cum Zoroastre, rege Bactrianorum fuit, qui primus dicitur artes magicas invenisse, et mundi principia siderumque motus diligentissime spectasse. Justin. I. 1. — Der Boden ist reich an Salz und der Oxus-Sand mit Gold geschwängert. Die Pappel wächst allenthalben, wo Wasser; eben so Baumwolle, Hanf und Färbekräuter, und aus dem Kameldorn schwitzt ein Harz, aus welchem die Eingebornen Zucker-Surrogat bereiten. In den Gegenden südlich am Oxus treibt der Waizenhalm drey Jahre nacheinander Frucht. Die Obst- und Gartenfrüchte von Bochara sind berühmt: Pfirsiche, Pflaumen, Aprikosen, Kirschen, Aepfel, Birnen, Quitten, Wallnüsse, Feigen, Granaten, Maulbeeren Trauben, und Melonen in Ueberfluß; die Melonen Bochara's sind die besten in der Welt. Die Lammfelle mit gekraustem Vließe, die wir Astrachan nennen, kommen auch, wie es scheint, aus Bochara nach Europa. Auch Seide wird in Menge erzeugt. Ist es ein Wunder, wenn in ältern Zeiten Griechen, Parther, Araber und die Nomaden Hoch-Asiens mit ungewohnter Kraft und Ausdauer um den Besitz dieses glücklichen Landes ringen, heute aber die Herrscher von China, Rußland, Konstantinopel, Iran, Kabul und Indien den Fürsten der Gläubigen von Bochara ununterbrochen mit Gesandschaften heimsuchen und um seine Gunst werben? Hr. Burnes sowohl, als vor ihm schon Hr. v. Meyendorff, haben sich während ihres Aufenthaltes in der Hauptstadt um allerley statistische

alte und neue Notizen bekümmert, und nach der natürlichen und politischen Eintheilung sowohl, als der Seelenzahl der einzelnen Districte geforscht. Wie unsicher aber und wenig übereinstimmend ihre Angaben, besonders in letzterer Beziehung, sind, geht schon daraus hervor, daß das Reich Bochara nach Burnes kaum 1,000,000 Einwohner zählt, während Herr von Meyendorff versicherte, daß es deren $2\frac{1}{2}$ Million habe. Was Strabo über Indische Geschichten sagt, gilt vollkommen von unsern Bochara-Reisenden: *οἱ δὲ ἰδόντες, μέρη τινὰ εἶδον· τὰ δὲ πλείω λέγουσιν ἐξ ἀκοῆς,... οὐδὲ τὰ αὐτὰ περὶ τῶν αὐτῶν ἐξαγγέλλουσιν.* — Wir wollen Hrn. B. auch in diesem Theile seines Buches nicht in das Einzelne folgen, weil hier alle Kontrole und fruchtbare Kritik unmöglich ist. Eben so unerquicklich und ungenügend ist alles, was er in verschiedenen Stellen seines Berichtes, besonders aber II. 355 — 361, über die alte Geschichte Bocharas vor den Zeiten Harun al Raschids meldet. Die innere Geschichte solcher Länder ist eigentlich die Geschichte ihrer Flüsse, Kanäle und allgemeinen hydraulischen Anstalten, die jedesmal von Willen, Kraft und Intelligenz der öffentlichen Macht abhängen. Wann und wo hat aber der Orient Geister hervorgebracht, die solche Dinge aufschreiben und auf die Nachwelt bringen mochten? Was in Alexanders Zeitalter blühende Oase war, ist heute Sandwüste, und an manchen Stellen auch umgekehrt. Mit gleichem Rechte kann man also bejahen und verneinen, daß die jetzt öde Sandstadt Beikune (soll heißen Beikend) einst Bochara gewesen, oder daß ein Ort dieses Namens zu Alexanders Zeiten bestanden habe. Sicher aber ist es, daß Arrhian's *Μαρακάνδα* nicht eine und dieselbe Stadt mit dem heutigen Samerkand ist, wie man es sich in Europa immer noch denkt, weil noch Ibn Haukal im 10. Jahrh. n. C. in der Beschreibung von Transoxiana „Markand" und „Samerkand" als zwey verschiedene Städte



bezeichnet und ihre Namen auch mit verschiedener Orthographie schreibt: مرلند und سمرقند (Onseley, Ibn Haukal. p. 232.)

Uralt muß übrigens der Name Bochara seyn und gleichsam den ersten Zeiten der Kultur angehören, als deren Haupt- und Ursitz nach der gemeinsamen Tradition Asiens das Land um Balch noch immer betrachtet wird. Bochara, sagt bey Hadschi Chalfa der arabische Verfasser des Buches „Habib el-seir" (Freund der Wanderungen), bedeutet in der Sprache der Ungläubigen „Vereinigungsort der Wissenschaften." Aus J. Grimm und andern weiß man aber auch, daß Bokareis in einem der altgotischen Dialecte einen Schreiber bezeichne; Schreiben und Wissenschaften treiben sind aber bey den meisten Völkern synonyme Begriffe. Will man auch noch die Unzahl von Ortsnamen auf kand und kend, die man nach Angabe morgenländischer Geographen in den Oxusländern, diesem alten Balch und Aria findet, mit den gleichlautenden der germanischen Länder vergleichen, so hat man noch einen Grund mehr, gewisse alte Wechselwirkungen dieser beyden Himmelsstriche für etwas mehr als wahrscheinlich anzunehmen. Markand im Gebiete von Bochara, und die Orte Farchand am bayerischen Gebirge und im Innern von Tyrol; Kent (Cantium) in England und Bei-kend, Sekilkend, Lewa-kend, Nukend, Berkend, Sekend und Arkand in den Gegenden am Oxus, sind doch kein zufälliges Spiel der Natur. Kand bedeutet im Afghanischen ein „Dorfviertel" und ist auch ein für sich selbst bestehendes und der Declination unterworfenes Wort, z. B. in Kandahar. Auch den Landschaftsnamen „Dschermania" will man in Central-Asien finden; sicher aber giebt es daselbst eine Landschaft „Germanien" (لرمان, german gesprochen). Der Gesammtname für alle germanischen Stämme ist heute in den östlichen Län-

dern bekanntlich „Nemtsche, Niemtsche, Niemetz:“ um die Quellen des Oxus und Indus aber, in den von Mohammedanischen und Tatarischen Eroberern niemals bezwungenen Gebirgsthälern des Hindukusch lebt ein Urvolk, welches seine Nachbaren Nimtschu heissen. Nach Persischem Sprachgebrauche liegt in diesem Worte zwar der Begriff des Unvollendeten, der Halbheit, und die Nimtschu im Hindukusch haben nach dem von Elphinstone und Burnes hierüber gesammelten offenbar unklaren Berichten ihren Namen, weil sie nur Halb-Mohammedaner seyen. Diese moderne und wenig begründete Deutung hebt indessen den Gleichlaut der Namen doch nicht auf.

Wenden wir uns von diesen geschichtlichen und sprachlichen Irrsalen einer dunkeln Vergangenheit lieber zu Hrn. Burnes Notizen über den neuesten Zustand Bochara's zurück. Die jetzt herrschende Dynastie ist revolutionären Ursprungs und sitzt erst im dritten Menschenalter auf dem Throne. Der gegenwärtige Bochara-Fürst, Behader-Chan, oder Nasir-Ullah, regiert seit 1825 und ist, wie sein Vorfahrer, von einem vollkommen ascetischen Geiste belebt und mehr Theolog als König. Zwar hat er nach seiner durch den oben genannten Kusch-Beg bewirkten Erhebung, kaum 20 Jahr alt, die jüngern Brüder getödtet, aber seitdem ein durchaus gerechtes und unpartheiisches Regiment geführt. Er erkennt den Koran als Reichsconstitution und die Priester als beschränkende Macht, vertheilte bey seiner Thronbesteigung alle seine Privat-Reichthümer unter Geistliche, Arme und Soldaten und bestreitet seinen Haushalt und Familienstand nur mit der Personensteuer, die ihm Hindu und andere Nicht-Mohammedaner entrichten, weil er es für Unrecht hält, das Geld der wahren Gläubigen privatim zu verzehren.

(Fortsetzung folgt.)

---



1) Paläſtina. Von Karl von Raumer, Professor in Erlangen ꝛc.

2) Karte von Syrien. Den Manen Jacotin's und Burckhardts gewidmet von Heinrich Berghaus ꝛc.

---

(Fortsetzung.)

Die Schriftsteller des Mittelalters finden Gath fälschlich in Ibenin oder Ibelin, denn dies ist ohne Zweifel Jabne, Jamnia, heute noch Ebneh. — Noch einmal steht bey Jazur östlich von Jaffa in Parenthese: Gath, Gaser, Gazara? Hier ist erstlich Gath ganz zu streichen, denn es hat nichts mit Jazur gemein; aber auch Gaser, Gazera des Eusebius, Gadaris des Strabo, gehört nicht hieher, weil es nach Eusebius 4 m. p. nördlich von Nicopolis lag. In jener Gegend, nur zu weit nördlich, am Fuße des Berges Gaas hat auch die Karte dieses Gaser, von welchem Jos. Arch. 8, 6, 1 sagt, daß es (Γαζαρά) nahe bey Bethchoron und Baalath liege; das alte Gaser würde heute nicht Jazur, sondern dem Lautwechsel gemäß Dschesir oder Dschezireh heißen. — Ob Ursuf die Ruinen des alten Apollonia enthalte, ist zweifelhaft, weil die Tab. Peut. 22 m. p. von Cäsarea nach Apollonias rechnet, also diese Stadt südlicher als Ursuf setzt. Scholz verdient daher Beachtung, welcher bey Ali Ibn Harami sehr bedeutende Ueberreste, große unförmliche Mauern, Granit und Marmorsäulen im Meer, schöne Treppen am Strand u. s. w. gesehen hat, S. 149 und 129. Da Scholz der einzige ist, welcher in neuerer Zeit diese Ruinen besuchte, so wäre zu wünschen gewesen, daß er sich über ihre Lage bestimmter ausgesprochen hätte; denn er redet so allgemein, daß sie leicht zwischen Haram und Ursuf liegen, und also mit den gewöhnlich so genannten Ruinen von Ursuf eins seyn könnten. — Die östlich von Ursuf befindlichen Ruinen sind mit einem zweifelnden Fragzeichen Bether benannt. Wenn man die Angaben des Itinerar. Hierosol. und Antonini mit den übrigen Nachrichten vergleicht, so wird man kaum etwas Haltbares dagegen einwenden können; aber dann muß man sich desto mehr wundern, wie Antipatris und Galgulis nördlicher als Bether gesetzt werden konnte, da doch beyde zwischen Bether und Lydda lagen. Anti-

patris, durch welches der Apostel Paulus in Ketten geführt wurde, 10 m. p. nördlich von Lydda, schon zur Zeit des Hieronymus semirutum oppidulum, ist in der Gegend des Dörfchens Megdeh zu suchen, in dessen Nähe Scholz S. 129 noch eine halbzerstörte Basilika mit sechs Bogen und Pfeilern sah. Galgulis, die kanaanitische Königsstadt Gilgal Jos. 12, lag nach Eusebius (v. Γαλγέλ) 6 m. p. nördlich von Antipatris, und genau in dieser Entfernung von Megdeh verzeichnet die Karte Gelgeli, welches wohl Dscheldscheli zu sprechen und mit dem von Scholz aufgeführten Dscheldschulieh eins ist. — Auffallend ist es, den längst widerlegten Irrthum d'Anville's, welcher das Gefilde nnd die Stadt Megiddo südlich vom Karmel in die Ebene Saron versetzte, wie bey Klöden wiederholt zu finden. Zum alten Fehler ist aber ein neuer gekommen, indem ein Dorf Mageddo als jetzt noch vorhanden gezeichnet und Megiddo als alter Name eingeklammert ist. Hiezu hat wahrscheinlich die griechische und lateinische Form des Wortes: Mageddo, welche der neue Name zu seyn schien, verleitet. Es ist kein Zweifel, daß Megiddo auf der Ebene Esdrelon lag, an einem Arme des Kison. Richter 5, 19 setzt Thaanach an die Wasser Megiddo, dadurch scheint meine oben geäusserte Vermuthung bestätigt zu werden; denn Tennak ist nicht weit von Legio, an einem Bach, der sich mit dem von Legio vereinigt und in den Kison fließt. Die Schriftsteller der Kreuzzüge fanden Megiddo in einem Ort Sububa derselben Gegend; mit welchem Grunde, ist mir nicht bekannt. — Das Krokodeilonpolis und Bukolonpolis an der Küste ist ein überflüßiger Schmuck der Karte, denn man weiß nichts davon als die durch Strabo aufbewahrten Namen. Daß Sykaminonpolis nicht Atlid, sondern Hepha sey, habe ich schon nachgewiesen; dann ist also auch Calamum und Porphyreon falsch gesetzt.

Am Karmel angelangt kehre ich nach Jerusalem zurück, um die Städte des Gebirgs und des Jordanthales bey Galiläa zu mustern. Gibeon steht nördlich von Jerusalem; es lag aber nach Josephus 40 — 50 Stadien gegen Lydda zu, also jedenfalls nordwestlich, und nicht im Thale, sondern wie schon sein Name besagt, auf einem Berge, nach Epiphanius auf dem höchsten Berge in der Umgegend der heiligen Stadt. In der Gegend, wo die Karte Gibeon hat, aber auch auf der Höhe, ist Gibea Sauls anzusetzen, welches zu südlich steht. Geba ist zu Dschib gesetzt; es kann wohl der Lage nach richtig seyn, nur die beyden Wörter sind, so ähnlich sie scheinen, ganz verschieden; Geba heißt Höhe und Dschib Cisterne oder Brunnen. Der Bedeutung nach würde Gebim Jes. 10, 31 besser passen. — Zum Gebiete von Gibeon gehörte Kirjathjearim, Beeroth und Kaphira Jos. 9, 17; ebenso stehen diese Städte Jos. 18, 25—26 im westlichen Bezirke des Stammes Benjamin mit Rama und Mizpa beysammen; aber wo finden wir sie auf der Karte? Kirjathjearim allein in der rechten Gegend, Beeroth als alten Namen neben dem heutigen Bir, Kaphira ganz weit nördlich bey Jebrud! Gibeon lag auf der Straße nach Bethchoron 6 m. p. von Jerusalem, Beeroth 7 m. p., Kirjathjearim 9 m. p. — Bir ist also nicht Beeroth, sondern wahrscheinlich das Beer Richter 9, 21. Es wurde im Mittelalter für Michmas gehalten, wo nach der Sage Maria ihren Sohn vermißte. Unsere Karte hat Michmas westlich von el Bir. Aus 1 Sam. 13 und 14 vergl. mit Jesaja 10, 28—29 geht deutlich hervor, daß der Hügelzug, worauf Gibea und Geba lagen, durch ein Thal von einem nördlichern Hügelzuge, auf welchem Michmas, der Lagerplatz der Philister an einem wichtigen Passe lag, getrennt war, und Eusebius kennt Michmas als ein großes Dorf 9 röm. Meilen von Jerusalem bey Rama. Michmas scheint daher östlicher zu liegen und müßte wegen seines Engpasses von einem strategisch geübten Auge leicht erkannt werden. Beth Aven, welches weit östlich von Michmas steht, war nach 1 Sam. 13, 5 westlich von demselben, und Bethel=Luz so wie Ai lagen ganz in der Nähe des Beth Aven, das letztere östlich von Bethel Jos. 7, 2; Abraham errichtete sein Zeit zwischen Bethel und Ai, 1 Mos. 12, 5, also stehen Bethel und Ai auf der Karte falsch. Mit Bethel ist auch Ophra falsch gesetzt, denn da es 5 m. p. von demselben entfernt war, muß es eben so weit als Bethel gegen Osten fortrücken. — Gophna (der Schreibfehler der Grimmschen Karte Gosna, über welchem aber das richtige Gophna steht, hat sich fortgepflanzt) ist einige röm. Meilen zu weit nördlich, Thimnath Serach und Kypros (nicht Kypres) willkürlich gesetzt. Ephraim steht zwar 20 m. p. nördlich von Jerusalem, wie Eusebius angiebt, aber übersehen ist die anderweitige Nachricht, daß es nahe der judäischen Wüste, also im NO. von Bethel lag; vielleicht ist es von dem obigen Ophra nicht verschieden. Ennon, Zephet und Doch sind nach von Breitenbachs Angabe aufgenommen; die Vergleichung mit Brokard, aus welchem er fast wörtlich seine Beschreibung des heiligen Landes entnommen hat, lehrt uns sehr beträchliche Fehler bey ihm kennen; s. das Reyßbuch I. S. 128 u. 863. Nach Brokard ist Ennon 4 Meilen von Sichem gegen NO., abermals 4 Meilen von Ennon in derselben Richtung am Abhang des Gebirgs Ephraim ist das casale Phasellus; Zephet, das heutige Saphet, erwähnt er nur bey Gelegenheit einer Notiz über mehrere Rama; eine Meile nördlich von Phasellus liegt ihm endlich die Veste Doch. Das hat v. Breitenbach gänzlich mißverstanden. Zephet ist zu streichen, denn in dieser Gegend hat keines existirt.

(Fortsetzung folgt.)

# Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 17. December.

Nro. 252. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1836.


Travels into Bokhara etc. in the years 1831 — 1833. By Lieut. Alex. Burnes. In three volumes. London 1834. Vol. 1. XXII, 356. Vol. 2. XV, 473. Vol. 3. XIX, 332

---

(Fortsetzung.)

Sein Land hat keinen Sirdar, keinen Chan, keinen Häuptling, keinen Magnaten, keinen Adel wie Afghanistan und Indien; es giebt in Bochara nur Hof und Priester; Minister oder Mollah vergeben alle Aemter; es ist ein geistlicher Staat, ein zweytes Land des Priester-Johannes; kein Schatten von Volksregiment, aber jedermann zufrieden, weil alles nach der Magna-Charta, dem Koran, handgehabt und entschieden, alles Einkommen für Unterhaltung der Nationalkirche, der Schulen und Collegien verwendet wird. Die Geistlichkeit erkennt über Raub, Zank und Mord, und solch ein Regiment, sagte man Hrn. Burnes, habe seit Einführung des Islam in Bochara geherrscht. Besonders strenge und wirksam sind die Sicherheits Anstalten; weder in der Hauptstadt noch auf dem Lande wird je eine Thüre geschlossen. Abgaben und Steuern werden gewissenhaft nach den Diktaten des Koran erhoben und von den Pflichtigen gerne bezahlt, weil jedermann den Verbrauch derselben kennt und sieht. Die Hälfte des Landes besitzt die Kirche, und allenthalben, besonders in der Hauptstadt werden zahlreiche Collegien mit Stiftungen für Studierende und Lehrer aus den öffentlichen Einkünften unterhalten. Dessen ungeachtet sey aber gegenwärtig Wissenschaft und Gelehrsamkeit zu Bochara auf keinem hohen Standpuncte und von dem Glanze des Zeitalters der Samaniden, oder auch nur der Fürsten aus dem Hause Dschingis-Chan und Timur weit entfernt; die Regierung sey zu bigott und musenscheu; man treibe nur Theologie in den Collegien und gebe sechs Monate im Jahre Ferien, während welcher die Studenten Feldarbeit auf den geistlichen Aeckern verrichten müssen.

Bey dem Heere (gewöhnlich 20,000 zu Pferd und 4000 Mann zu Fuß mit 41 Kanonen und etwa 60000 Milizen) werden die Befehlshaber mit Land, die Gemeinen aber mit Getreide besoldet; Geld wird gar nicht gegeben; jeder Soldat erhält jährlich 2048 englische Pfund Korn, gleichviel ob er zu Fuß oder zu Pferd diene. Auch das Fußvolk zieht zu Pferde ins Feld und steigt im Gefechte ab.

Zwar meynt Hr. Burnes, das Leben des theologischen Bochara-Königs wäre unter solchen Umständen langweilig und nicht zu beneiden; aber aus seinen eigenen Berichten geht hervor, daß die Landschaft blühend und reich, das Volk wohl genährt, gut gekleidet, glücklich und zufrieden sey und Niemand ein Verlangen fühle, daß irgend etwas geändert, oder verbessert werden sollte.

Wer über Turkestan forscht, darf begreiflicher Weise den Fluß Oxus nicht unbemerkt lassen. Auch hat Hr. B. diesem Strome ein eigenes Kapitel (II. 186 — 199) gewidmet ohne die zufälligen Notizen hieher zu rechnen, welche er bey einer zweymaligen auf zwey verschiedenen Puncten ausgeführten Uebersetzung desselben jedesmal einstreute. Der Fluß ist classisch und spielt in den Geschichten Irans

und Turáns, besonders aber in Alexanders Feldzügen durch das Baktrianische Reich eine große Rolle. Daß er, wie die meisten Ströme Asiens, mehrere Namen trage; bey den Morgenländern Dschihun oder Amu, bey den alten Griechen aber Oxus heisse, ist bekannt und von niemand bestritten; wohl aber muß man Hrn. Burnes widersprechen, wenn er „Oxus“ für ein den Asiaten unbekanntes und von den Griechen gleichsam neu erfundenes und ihnen eigenthümlich angehörendes Wort erklärt. Die Flußnamen Osen und Usen sind in den Ländern um das Kaspische Meer heute noch bekannt und üblich. Unter andern nennen die Perser ein bedeutendes, aus den Gebirgen von Hamadan hervorbrechendes und dem Bochara-Oxus gerade gegenüber in die Westseite des Kaspischen Meeres fallendes Wasser Kisil-Osen, d. i. den rothen Osen oder Usen, قزل اوزن. Ein zweyter Osen, Turkali-Osen, rinnt durch den Kaukasischen District Kubdan (Potozki Reise in den Kaukasus, I. 118, Note). Daß aber اوزن, Osen und Ὦξος in Laut und Bedeutung ein und dasselbe sey, ist klar, da man durch unzählige Beyspiele beweisen kann, daß die Morgenländischen Zisch- und Sauselaute ز, ص, س u. ج bey den altgriechischen Autoren durch κ, ξ und χ gegeben sind. Dscherdsch schreibt Herodot Ξίρξ-ης; Adschemi, اجمي Αχαιμέ-νης und seif ξίφος, wie die spätern Schriftsteller den Syrischen Flußnamen عصي Asyi, mit Ἄξειος schreiben.

Auf diese Gründe hat man schon anderswo bemerkt, daß in gewissen Stellen bey Homer und Strabo die Leseart Ἀξεῖος oder wenigstens Ἄξιος weit vorzüglicher und sachrichtiger sey, als Ἀξειός und Ἀξιός, welch letzere bekanntlich die Casaubonische Ausgabe des Strabo hat. Den Sinn von Dschihun erklärt Hr. B. richtig; es ist, wie in der Regel alle Flußnamen, ein gemeines Nennwort, welches Fluth, Fluß bedeutet. Mit Amu aber welches ihm keinen Sinn gibt, hat es vermuthlich dieselbe Bewandniß, da nach den neuesten Forschungen über den, nach uralten Traditionen aus Asien nach Nordafrika gekommenen Berber-Dialect أمان Am-an (plural) Wasser bedeutet. Wer aber das Unsichere einer so weit hergeholten Erklärung scheut, wird besser thun, den Namen Amu von einer Stadt dieses Namens am Oxus herzuleiten, Amu-deria See von Amu, nennt der gemeine unwissende Anwohner den Fluß Dschihun, oder Oxus. Amu, die Stadt, liegt aber im obern Stromgebiete, beym Austritt des Oxus aus den Gebirgen in die Ebene. Diese Art sich auszudrücken liegt ganz im Sinne uncultivirter Völker. Der Bach von Karitana, der Bach von Mistra sagt der Morait, wie uns der Türke sein Kara-ssu, Ak-ssu, das ist Schwarzenbach, Weissenbach; Wasser von Kustendil, Bach von Selefke u. s. w. zuruft. Eine andere Gewohnheit der Morgenländer ist es, bey großen Flüssen die Benennung Meer zu gebrauchen. So nennt die arabische Rasse den Nil niemals Néher, allzeit Báhar (Meer), wohl aber sagt sie Néher-Kelb, Néher-berd, d. i. Hundsfluß, Kaltenbach im libanischen Gebirge, wie die Türkische Rasse die beyden Ströme Oxus und Jaxartes, Amu-deriä und Sir-deriä, Meer von Sir und Meer von Amu nennt. Hr. B. versäumte während seines Aufenthaltes in Bochara keine Gelegenheit, von Gelehrten und Ungelehrten, besonders aber von reisenden Handelsleuten und Karbanenführern, mündliche Nachrichten über das Quellenland des Oxus und die auf der Ostseite Turkestans gelegenen Völker und Gebirge zu sammeln, um schwankende Begriffe festzusetzen und alte Irrthümer zu verbessern. Elphinstone that vor ihm dasselbe, mit eben so lobenswerthem Fleiße. Aber wie will man auf mündliche Aussagen hin Gebirgszüge, Einthalungen, Flußkrümmungen, Breiten- und Längengrade auf Minuten und Sekunden und mit allen

haarkleinen und genauen Schattirungen zeichnen, wie man es auf den täglich über jene, noch von keinem unterrichteten Europäer besuchten Himmelsstriche erscheinenden Landkarten sieht? Vergleicht man alles, was Elphinstone und Burnes hierüber gehört haben, so kann man Folgendes als Endergebniß und feststehendes Resultat betrachten.

1) Der Oxus kommt von einem, „Pamire“ genannten Tafellande, welches hinter einem hohen, breiten, vielfach durchhalten und zerrissenen Bergrevier östlich von Bochara liegt. Dieses Pamire hat einen See in der Mitte, und von diesem angerechnet, 6 Tagreisen nach allen vier Weltgegenden hin ebenes, kaltes, ungeackertes, Schneebedecktes Land mit türkisch redenden Kirgisen und einer in Europa zum Theil noch unbekannten Thierwelt. Man beschrieb Hrn. B. ein auf der Hochebene Pamire einheimisches Thier, welches die Kirgisen „Rass,“ die Bocharesen aber „Kuschgar“ nennen. Es ist größer als eine Kuh, kleiner als ein Pferd, hat weisse Farbe und hängendes Haar unter dem Kinn, trägt hohe Hörner, so schwer, daß ein Mann zwey derselben nicht heben kann, und von solcher Weite, daß Füchse ihre Brut im Innern derselben niederlegen, wenn sie welche auf der Erde finden. Die Kirgisen preisen das Fleisch dieses Thieres, und jagen es mit Pfeilen; es liebt die kältesten Gegenden und gehört in die Gattung der Ziege.“ (II. 208). Hr. B. meynt, es könnte das Bison der Alten seyn.

2) Neben dem Oxus rinnen zugleich der Jaxartes, dann ein Arm des Indus und letztlich ein ganzes Flußsystem Tibets aus der Nähe des obengenannten Pamire-Sees nach den vier Weltgegenden, ein Umstand, der manchen Gelehrten auf den Gedanken brachte, das kalte Tafelland Pamire sey das Paradies und der See in seiner Mitte offenbar der Urquell, aus welchem die bey Moses Pischon, Gichon, Chidekel und Frat genannten Flüße nach den vier Himmelsstrichen ausströmmen. Das reine Gold, das Bdellium, den Edelstein Schoham und die Länder Chavila und Kusch der Genesis will man ebenfalls im Goldsande Turkestans, im Lapis Lazuli und den Rubinen von Bedachschan u. s. w. finden. Wir haben nicht nöthig auf das Unerquickliche dieser erst in der neuesten Zeit von einem der größten Orientalisten nicht undeutlich verfochtenen Meynung aufmerksam zu machen, welches übrigens Hr. Burnes gar nicht berührt. Dessen ungeachtet verläßt die Phantasie nur ungerne dieses für historische und geographische Combinationen so fruchtbare und gleichsam unerschöpfliche Thema, auf welchem besonders Peter Fr. Kannegiesser vor mehr als 20 Jahren eben so überraschende als neue, und frühere Annahmen umstürzende Resultate fand, ohne deßwegen seine schwergläubigen und altherkömmliche Meynungen ungerne opfernden Zeitgenossen in die Bahn seiner historischen Reformen hineinzuziehen. Alle Versuche, das Mosaische Paradies und seine vier Weltströme geographisch zu bestimmen, sind, man darf es wohl sagen, eben so erfolglos als das Streben die Zeiten paradiesischer Sitteneinfalt und Glückseligkeit wieder auf unser Geschlecht herabzubringen. Diese Dinge sind, wie jener Garten selbst, der menschlichen Erkenntniß und Praxis auf ewig entrückt.

(Schluß folgt.)



1) Palästina. Von Karl von Raumer, Professor in Erlangen ꝛc.

2) Karte von Syrien. Den Manen Jacotin's und Burckhardts gewidmet von Heinrich Berghaus ꝛc.

---

(Fortsetzung.)

Nicht einmal die Angaben Brokard's verdienen unbedingten Glauben; in archäologischer Hinsicht erlauben sich die Schriftsteller des Mittelalters allzukühne Schlüsse. Woher wußte Brokard, daß die beyden Orte, die er sah oder von welchen er hörte, das Phasälis und Dok des Josephus seyen? Auch seine Entfernungen lassen sich mit dem Abstande Sichems vom Jordan nicht vereinigen; eine Meile Brokards ist nämlich gleich 3 römischen Meilen. — Den Namen der alten Landschaft Akrabatene bewahrt das Dorf Akrabeh; warum ist auf der Karte gleich über Akrabi noch ein besonders Ortszeichen für Akrabbim gemacht? Arumah, welches nur einmal im A. T. als ein Ort bey Sichem vorkommt, sollte weggelassen seyn, da man ohnehin nichts Näheres weiß. Von Phasälis weiß man ebenfalls wenig, aber doch so

viel, daß es im Jordanthale lag; auffallend ähnlich klingt die Ruine Fassail gegenüber der Mündung des Hieromax. — Mit Grimm ist Aidjeneid, soll heißen el Dschenid (Scholz S. 266) für Michmethath ausgegeben, ohne weitern Grund, denn Jos. 17, 7 sagt nur, daß es im Angesichte Sichems gelegen. Zu Taibeh, noch weiter westlich, ist Thappuah geschrieben, allein Thapuah ist gewiß nordöstlich von Sichem zu suchen, wo heut zu Tage noch Belad Tafue (bey Berghaus unrichtig Tafne) = das Land Thapuah ist, wie im Mittelalter, Brokard S. 862 und 63, und in der ältesten Zeit, Jos. 17, 8. — Nordöstlich von Sichem ist gar Iskarioth angesetzt, eine Stadt, die nur in der Hypothese existirt. Thersa, das alte Thirza, ist nach Brokard drey Meilen östlich von Sebaste auf einem hohen Berge, also auf der Karte zu weit entfernt. — Ascher, bey Berghaus unrichtig Azer, liegt nach dem Itinerar. Hiersol. nur 6 m. p. von Scythopolis auf der Straße nach Sichem, da es nun nach demselben und nach dem Onomasticon 15 m. p. von Sichem liegt, so ist zu schließen, daß Sichem oder Bysan auf der Karte nicht ganz richtig liegen. Bezek ist nur 2 m. p. weiter gegen Scythopolis zu als Ascher, also auf der Karte, wo die Entfernung 7 m. p. beträgt, unrichtig. — Dothan ist dreymal angeschrieben, zweymal am südlichen Fuß des Gebirgs Gilboa und noch einmal am kleinen Hermon bey Om el Taibeh; es lag nach Eusebius 12 m. p. nördlich von Sebaste. — Im Jordanthale hat Grimm Cherbet el Somra, d. h. Ruine Somra glücklich mit Zemaraim verglichen; warum hat Berghaus beyde getrennt? — Zarthan ist nach Vorgang des Cellarius viel zu weit südlich angesetzt; nach 1 Kön. 4, 12 war es neben Bethsean, nach Jos. 3, 16 bey Adama. Eusebius kennt ein Eduma 12 m. p. östlich von Neapolis, dies entspricht jenem Adama. — Zephet ist nach dem Obigen gar nicht vorhanden, Archelais halb so weit nördlich von Jericho als auf der Karte, nämlich nur 12 m. p., wie die Tab. Peut. lehrt. — Abel Mecholah lag nur 10 m. p. südlich von Bethsean. Bethsean selbst scheint mir 7 — 8 m. p. zu nördlich zu liegen; rückt man es so weit gegen Süden, so hebt sich der oben bemerkte Widerspruch, die 21 m. p. bis Neapolis, welche das Itin. Hieros. rechnet, und die 23 m. p. von Tiberias, kommen genau heraus. Die Distanz von Jericho, 36 m. p., ist auf der Tab. Peut. wahrscheinlich durch einen Schreibfehler zu gering. — Sukkot ist fälschlich auf die Westseite des Jordans verlegt, da es nach Hieronymus und Burckhardt auf der Ostseite liegt.

Gleich beym Eintritte in Galiläa von Samaria aus findet man Maximianopolis viel zu nahe bey Zarahein = Jesreel, es ist 10 m. p. weit gegen Cäsarea Palästina zu rücken; nach der oben entwickelten Ansicht zu Cufr Cudt. — Das 1 Sam. 29, 1 genannte Aphek ist nicht bey Legio (Ledjun sollte auf der Karte konsequent geschrieben seyn, nicht Legun) zu suchen, sondern



nahe Jesreel; dies ist deutlich aus der Erwähnung des Brunnens Jesreel, der auch in den Kreuzzügen als Lagerplatz von Heeren berühmt wurde. Eben so ist Sunem nicht nördlich von Legio, sondern an den westlichen Fuß des kleinen Hermon zu setzen, 1 Sam. 28, 4 mit 29, 1 verglichen. Eusebius erkennt es in dem Dorfe Sulem 6 m. p. südlich vom Thabor; dies paßt genau auf Salin, an welchem der Wechsel mit l und m nicht befremden darf. Bey Thaanach ist Berghaus mit Unrecht von Grimm abgegangen, welcher es ganz richtig zu dem heutigen Tennak stellt, denn nach Eusebius lag es 3 m. p. von Legio. Zu Iksal am Thabor (unrichtig hat Berghaus Iksad wie Grimm) hätte zuversichtlich das Chasalus des Eusebius, und zu Dabury das Dabrath der Grimmschen Karte gesetzt werden dürfen. Dagegen hätte Jokneam, wovon wir nichts wissen als daß es am Karmel lag, wegbleiben können. Das Montfort des Mittelalters war nicht auf der Ebene von Akre, sondern ist nördlicher als Kalaat Dschedin im NO. von Akre zu suchen, denn in Kalaat Dschedin ist das castellum Judyn oder Gedyn (Marin. San. 249) zu erkennen und der mons fortis lag noch eine leuca nördlicher. — Arbela findet sich auf der Karte nahe bey Sepphoris; es lag aber dicht an der Spelunke (Joseph.: ἐγγιστα δ'ὴν ταῦτα κώμης Ἀρβηλῶν λεγομένης), die ich oben als identisch mit dem Kalaat Hamam oder Taubenschloß nachgewiesen habe. Sebulon ist auch nicht nordöstlich von Sepphoris, wie die Karte hat, sondern nordwestlich bey Ain Sebulon, vielleicht in dem Dorfe Bedaui zu suchen, worauf schon Pococke aufmerksam gemacht hat. Gabara, Achsaph, Rechob und Thisbe sind auf Gerathewohl gesetzt; mehr Wahrscheinlichkeit hätte es gehabt, Sogan als Sogane, Giskalaat als Gischala, nach der Tradition Stammort der Eltern des Apostels Paulus, Jarun (unrichtig hat die Karte Janun) als Jireon zu bezeichnen. Am galiläischen Meere nördlich von Tiberias findet sich ein grober Irrthum der d'Anville'schen Karte, welcher auch in Buckingham's Reisen, I., 404 d. Uebers., übergegangen ist, wiederholt, es ist nämlich dort eine Stadt Genezareth, die gar nie existirt hat, zu sehen und sogar am Rand der Karte eine Abbildung ihrer Ruinen mitgetheilt. Buckingham sagt selbst, daß gar keine Ruine an der Stelle, wo Genezareth gestanden, zu erblicken sey*). — Safed kann nicht das Bethulia der Judith seyn, denn dieses war nahe bey Dothaim, und Dothaim am Südrande der Ebene Esdrelon. Haroseth Goim ist nach kühner Konjektur Pocockes aufgezeichnet.

(Fortsetzung folgt.)

*) Es ist recht störend und dem wissenschaftlichen Charakter der Karte nicht angemessen, daß wirklich aufgefundene und bloß vermuthete Ruinen mit demselben Zeichen angegeben sind.

# Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 20. December.

Nro. 253. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1836.


Travels into Bokhara etc. in the years 1831 — 1833. By Lieut. Alex. Burnes. In three volumes. London 1834. Vol. 1. XXII, 356. Vol. 2. XV, 473. Vol. 3. XIX, 332

---

(Schluß.)

3) In den wohlbewässerten und zum Theil äußerst fruchtbaren und reizenden Gebirgslandschaften am obern Oxus, als da sind Kunduſ mit Kulum, Heibek, Gori, Inderab, Taligh an und Hesrat-Imam, dann Badachschan, Wachan, Scheghan, Derwaſ und Kulab besteht die Bevölkerung heute noch aus denselben Elementen, wie sie uns Herodot und dann Arrhian aus Alexanders Zeiten schildern. Die großen Umwälzungen, welche die Untern-Oxusländer erst durch arabische und nachher durch scythische oder tatarisch-türkische Völkerzüge erlitten, haben das obere Gebirge, mit einiger Ausnahme von Kunduſ und seinen Dependenzen nicht erreicht, und ausser dem Islam, welchen nicht bewaffnete Horden, sondern fromme Glaubensboten in diese Theile brachten, ist hier seit 2000 Jahren alles in seinem alten Zustande geblieben. Die alte Sprache der Tadschik und sie selbst mit ihren Stamm-Häuptlingen, welche Alexander nicht ohne Mühe bändigen konnte, sind in ununterbrochener Reihenfolge auf unsere Zeiten herabgekommen. Und man darf sich deswegen nicht verwundern, wenn Herr Burnes unter diesen Völkerschaften das Andenken an die Macedonier und ihren Führer heute noch ungeschwächt gefunden hat und besonders die Tadschik-Häuptlinge von Badachschan, Derwaſ, Kulab, Scheghan, und Wachan, in gerader Linie von Alexander selbst, ihre Unterthanen aber von Macedonischen Kolonisten und Kriegern abstammen wollen. Während in der Ebene die Schöpfungen Alexanders frühzeitig untergingen, kann man das Daseyn der von ihm in diesem Bergrevier erbauten Stadt Alexandria mehr als 1300 Jahre nach seinem Tode noch nachweisen. Denn Ibn-Haukal kennt mitten in diesen Gebirgen noch die Stadt اسكندره, Iskendere, bekanntlich der asiatische Ausdruck für Ἀλεξάνδρεια. Hätte Hr. Burnes an diese Stelle des arabischen Geographen gedacht, würde er nicht unterlassen haben, seine Tadschik-Bekanntschaften in Bochara zu fragen, ob der Ort heute noch unter diesem Namen bestehe.

Ueber Arrhian's Buch IV. Kap. 1 — 22, so wie über die bis zur Unkenntlichkeit entstellte Nomenklatur der Sogdianischen Städte bey Ptolemäus und Plinius könnte nur auf diesem Wege einiges Licht verbreitet werden. Jeder kleine Schritt vorwärts, jeder noch so geringe Beytrag muß hier mit Dank angerühmt werden. So erklärt Hr. Bs. nach unserer Meynung das heutige Karatagin nicht mit Unrecht für die Landschaft Παραταϰήν-η (Paratakin-e) der Griechen am Ober-Oxus; dagegen scheint uns Ibn Haukal's هزار اسب, Hezarasp, zwischen Samarkand und Balch, dem Ζαρίασπα der Macedonier eher zu entsprechen, als Burnes, Schehr-Sebs. Eben so erkennen wir in dem nahe an Samarkand liegenden اماركن Amarkel Haukals das Sogdianische Maruka

des Ptolemäus. Und wenn der vorgenannte Geograph in der Landschaft Ilak gegen den Jaxartes hin noch zu seiner Zeit eine Stadt خاص, Chas, beschreibt, so kann es nur das Γάζα Arrhian's seyn, eine der fünf Städte, die bey der Sogdianischen Insurrektion am Jaxartes eine so traurige Berühmtheit erlangten, und an deren Ausmittelung die moderne Geographie verzagen will. Wenn einzelne Reisebemerkungen und Lucubrationen dieser Art die Erdkunde auch nicht bedeutend fördern, so haben sie doch das negative Verdienst, das Poetische und Phantastische unserer alten und neuen transoxianischen Landkarten, selbst die Klaproths nicht ausgenommen — ans Licht zu bringen und besseres vorzubereiten. Entferntere Ausflüge und gleichsam Entdeckungsreisen gegen den Jaxartes, gegen das Oberland, gegen Kaschgar, Jarkand und Tibet schienen Hrn. Burnes noch nicht an der Zeit; ja nicht einmal das wenig entlegene Samarkand oder das organisirte Räuber-Chanat von Chiwa im Oxus-Delta konnte er besuchen. Was er aber nach Hörensagen hievon sowohl, als über die Quellen des Indus gibt, vergleicht und entscheidet, ist unterhaltend; wir finden aber nicht, daß er die Kunde, so wie man sie seit Elphistone und den letzten Himalaja-Reisenden über jene Länder hat, in der Hauptsache vermehrt und weiter bringt. In gleicher Weise scheint es überflüßig, Hrn. Burnes auf der letzten Hälfte seines dritten Reise-Stadiums mit umständlicher Kritik zu begleiten, da er nach seiner Abreise von Bochara, welche nach dreywochentlichem Aufenthalte gegen Ende July 1832 erfolgte, und einer allerdings beschwerlichen und gefahrvollen Durchwanderung der Turkmanen-Wüste im Süden des Oxus endlich das wohlbekannte und von Fraser so gut beschriebene persische Chorasan erreichte, wo er unter zum Theil persönlich bekannten, jedenfalls mit Britannien eng verbündeten Menschen von Bigoterie und Raubsinn seelenverhandelnder Usbeken und Turkmanen nichts mehr zu besorgen hatte.



Der Glanzpunct seines Unternehmens, so wie der Kern seiner über dasselbe verfaßten Schrift ruht offenbar auf der Landstrecke einschließlich von Kabul bis Bochara. Die Abschieds-Scene des Hrn. Burnes und seiner Gefährten von dem würdigen alten Kusch-Beg rathen wir im Buche (I. 325 ff.) selbst nachzulesen. Man wird am ersten Staatsbeamten des Königs von Bochara einen menschenfreundlichen und edlen Mann kennen lernen, voll des herzlichsten Wohlwollens und einer wahrhaft väterlichen Vorsorge für die ihm durch längeren Verkehr theuer gewordenen Fremdlinge. Er that alles, um ihren Zug durch die gefährliche Steppe der Nomaden zu sichern. „Reiset ohne Gepränge, macht keine Bekanntschaften und zeigt den Ferman nur in der äussersten Noth, und wenn ihr das Ziel eurer Wanderung glücklich erreichet, betet für mich, denn ich bin ein alter Mann und euer herzlicher Gönner.“ Er beschenkte und segnete sie wie ein alter Patriarch der Bibel, und fragte noch letzlich, ob sie irgend jemand während ihres Aufenthalts in Bochara belästiget, oder in seinem Namen Geld von ihnen genommen habe, und ob sie zufrieden aus diesem Lande schieden? Hr. Burnes rühmte ihm das uneigennützige und gastliche Betragen der Einwohner und der Behörden und gelobte, die in der heiligen Stadt Bochara empfangenen Wohlthaten auf ewige Zeiten in dankbarem Andenken zu behalten. Solche Züge darf man nicht übersehen; sie zeigen, welchen Zauber, welchen Segen ein wohlwollender Mann in die Ausübung der öffentlichen Macht legen kann.

Ueber Zahl und Bestand der einzelnen Turkmanenstämme, über ihre Sitten, Denkweise und Sprache, ihre Pferdekultur und Raubzüge, so wie über die stark gezeichnete Verschiedenheit der Physiognomie an Land und Bewohnern Turkmaniens und Persiens findet man auch in diesem Theile des Buches, wenn auch nicht geradehin neue, doch immer in überraschenden Combinationen und in einer Hrn.

Burnes eigenthümlichen Farbenmischung zusammengestellte Berichte. Unter andern lernt man hier, daß die Kamele das Trinken nicht so lange entbehren können, wie man in Europa noch immer glauben will; das Kamel stirbt am vierten Tage, und bey großer Hitze noch eher vor Durst. Es legt in einer Zeitstunde 3740 Ellen (yard) oder 2 1/8 englische Meilen zurück und geht sohin langsamer, als der Mensch, aber doch etwas schneller, als das Kamel in Syrien und Aegypten, dessen Geschwindigkeit schon Volney auf 3600 Ellen für die Zeitstunde berechnet und dem neuere Beobachtungen nicht widersprechen. Was man aus jedem nicht ganz ohne Beobachtungsgeist geschriebenen Reisebericht durch Iran lernen kann, fehlt begreiflich auch nicht im Buche des Hrn. Burnes, nämlich, wie naturgemäß und wohlthätig das Zoroastrische, von dem alten Balch ausgegangene Religionssystem auf die physische und moralische Glückseligkeit Irans wirken mußte, indem es Bäume pflanzen, Kanäle graben und Wasserleitungen bauen und unterhalten für besonders tugendhafte und Gott wohlgefällige Handlungen erklärte. Namentlich liefert die Boden- und Kulturgeschichte von Seistan, Herat und Merv zu dieser Doctrin den besten Commentar.

Merv, wohin Hr. B. nach einem 50stündigen Zuge durch wasserlose Sandwüste kam, war vor kurzer Zeit noch eine ausgedehnte, mit einer großen Stadt, vielen Dörfern, Kastellen und unzähligen Gärten geschmückte prachtvolle Oase am Steppenflusse Murgh, das alte Margiane, ein Musterbild des Bodenreichthums und der irdischen Glückseligkeit bey den griechischen Erdebeschreibern. Strabo redet von Weinstöcken von solcher Dicke, daß sie zwey Menschen nicht umfassen konnten, und von Trauben zwey Ellen lang, als gewöhnliche Erscheinungen im reichbewässerten Margiane. Das alles ist heute bis auf einen schmalen Streif am Flusse dem Sande überlassen, und voll Ruinen, weil man vor 50 Jahren in feindlicher Absicht die Wasserleitungen zerstört und die kunstfleißigen Einwohner weggeführt hatte.

Aus den kleinen durch Burnes und Meyendorff gesammelten Phrasen- und Wörter-Verzeichnissen verschiedener Gegenden der Ost- und Südseite des Kaspischen Meeres geht auch hervor, daß man mit hinlänglicher Kenntniß des konstantinopolitanischen Türken-Dialektes nicht nur durch die europäische und asiatische Türkey, durch Armenien, die Kaukasischen Länder und Nord-Persien, sondern beynahe ohne Anstand durch ganz Turkmanien und Turkestan im weitesten Sinne, ja durch die Kirgisenländer bis nach Tomsk und Tosalsk in Sibirien hinein ohne Dollmetscher reisen kann. Daß aber Hr. Burnes das Türkische nur mit dem Ohre und nicht zugleich mit dem Auge gelernt hat, erkennt man an vielen Stellen leicht aus seiner Orthographie. Die Bocharesen hatten ihm von einer verzauberten Stadt am Aral-See erzählt, aus welcher keiner, der sie besucht, je wieder zurückgekommen sey. Ihren Namen schreibt Hr. B. Barsa-gil-mis und und übersetzt ihn mit „go and never return," gehen und nimmerzurückkehren. Grammatisch geschult würde er Varsa-gelmes geschrieben und „Geht er, kommt er nicht wieder" übersetzt haben, wie es im Türkischen correkt وارسه كلمز lautet.

In Chorasan trennte sich die Reisegesellschaft. Dr. Gerard mit dem jungen Hindu aus Delhi und den Afghanen von Pischawer kehrte über Kandahar nach Indien zurück; Hr. Burnes dagegen machte mit einem Turkmanentrupp einen Abstecher an das Kaspische Meer bey Asterabad, bog südlich um dasselbe durch Masanderan und die Gebirgsschluchten des Demawend nach Teheran hervor, wo er dem letztverstorbenen Schah in einer Audienz seine Reiseabenteuer erzählte und den Beweis ablegte, daß er ein eben so gewandter Höfling als unterrichteter Mann sey. Die Aufgabe war gelöst und der glückliche Wagehals eilte über Schiras und Buschir zur See nach Bombay zurück, um die Frucht seiner Beobachtungen und seiner Gefahren vorzulegen und denjenigen, die ihn ausgesandt hatten, als Augenzeuge zu berichten, daß die Russen nicht nur in Waffen und diplomatischen Künsten, sondern eben so gut in commercieller Thätigkeit, in Kunstfleiß und Kühnheit der Handelsspekulation zu beyden Seiten des Hindukusch würdige Nebenbuhler der Britten sind.

Fallmerayer.

1) Palästina. Von Karl von Raumer, Professor in Erlangen ꝛc.

2) Karte von Syrien. Den Manen Jacotin's und Burckhardts gewidmet von Heinrich Berghaus ꝛc.

---

(Fortsetzung.)

Vom obern Galiläa gehe ich über zum ostjordanischen Lande, zunächst zu Gaulanitis und den östlich daran stoßenden Gegenden. Der Name der Landschaft Gaulanitis steht zu weit gegen SO. Er gehört gleich unter Dj. Djowalan — so hat Berghaus nach Buckingham geschrieben, das heißt aber aus der grünen engllschen Schale gelöst nichts anderes, als Dsch. Dschaulan, das uralte Golan des A. Testaments, das spätere Gaulanitis. Hier will ich gleich mitnehmen, daß Tseil östlich von Khastein nur nach oberflächlichem Anklange mit der alten Levitenstadt Golan zusammengestellt werden konnte. Wie diese bey Josephus Gaulane, bey Eusebius Gaulon und noch bey Abulfeda Dschaulan heißt (Tab. Syr. ed. Koehler p. 171 n. 15: el Djaulan vicus est ac mons), so wird sie sicher mit dem Berge zugleich ihren alten Namen bis auf den heutigen Tag bewahrt haben. Sie wartet nur auf einen wissenschaftlichen Kreuz- und Querfahrer. Die Lage von Tseil dagegen paßt genau auf Capitolias, und dort treffen noch heute, wie in der ältesten Zeit, die Straßen von Damask und Bostra nach Scythopolis zusammen. — Auf der Ostseite des galiläischen Meeres sind alle alten Orte: Hippos, Gamala, Chorazin, Dalmanutha, ohne sicher leitende Gründe gesetzt. Die Karte sollte so lange davon schweigen, bis die Gegend genau untersucht ist. — Zu Kanneytra Canatha zu schreiben, hat die Karte d'Anville's verleitet. Das Canatha, welches d'Anville meinte, ist Kanuath am Dsch. Hauran und Kanneytra hat gar nichts damit zu thun. — Nowa ist mit dem Neve des Itinerar. Anton. verglichen; die Entfernung von Szanamein paßt recht gut, aber wie ist es mit der Entfernung von Gadara? Nowa liegt 22 m. p. von Om Keis oder Gadara. Zweymal aber giebt das Itin. Anton. 52 m. p. von Neve bis Gadara an. Hier ist ein offenbarer Fehler; denn die Summe der Distanzen von Gadara bis Damask ergiebt einen Ueberschuß von 30 m. p. über die wahre Entfernung, und dieser Ueberschuß fällt auf die Strecke zwischen Nowa und Omkeis. Ich glaube, man darf beydemal zuversichtlich die 36 m. p. in 6 m. p. verbessern, indem das 30 aus der vorhergehenden Reihe herunter gefallen oder dem Abschreiber die ungewöhnlich kleine Meilenzahl unrichtig vorgekommen und von ihm verschlimmbessert worden ist. Dann ist Tseil, welches 6 m. p. von Nowa und 16 m. p. von Om Keis liegt, ohne Zweifel Capitolias und die ganze Straße von Gadara nach Damask ist richtig hergestellt. Denn Szanamein ist durch eine Inschrift als Aere erwiesen. Warum Berghaus Grimm verläßt und als alten Namen Salamen einklammert, wie Otto von Richter den heutigen Namen hörte, das begreift man nicht. — Neben Ezra südlich von Szanamein steht Edrata; ein starker Verstoß, denn Ezra, eigentlich el Zra, ist durch eine Inschrift als Zarava hergestellt, wie Grimm richtig hat. Bey den Schriftstellern der Kreuzzüge heißt es Zora, Will. Tyr. p. 1031, bey Abulfeda Zara (Tab. Syr. ed. Koehler p. 99: Szarchad ab urbe Zara, quae primariis Haurani urbibus accensetur, abest fere diem). Das Edrata dagegen oder Adratum des Mittelalters, Adsraat des Abulfeda, Adraha der Tab. Peut. und Edrei des A. Test. liegt viel südlicher auf der Straße zwischen Bostra und Kapitolias; 16 m. p. von letzterem gegen SO. — Den alten Namen von Rima el Loehf, welchen Grimm aus einer Inschrift bey Burckhardt aufgenommen, Berghaus weggelassen hat: Rimäa, erwähne ich nur, weil sich an diesem Beyspiel recht augenscheinlich die feste Dauer der orientalischen Namen selbst an den unbedeutendsten Ortschaften wahrnehmen läßt. In derselben Inschrift ist ein Flecken Mardochä genannt, worin ohne Zweifel das nahe dabey liegende Murduk zu erkennen ist. — Ueber die Vermischung von Astharoth Karnaim mit Bostra, die auch Berghaus angenommen hat, habe ich mich schon oben ausgesprochen.

Pella, der Zufluchtsort der Christen bey der Zerstörung von Jerusalem, kann unmöglich Scythopolis gegen SO. auf dem Gebirge Gilead gelegen haben. Denn da Gadara die Hauptstadt von Peräa und Pella die nördlichste Gränzstadt Peräas war, so war letzteres offenbar nördlicher als Omkeis, vielleicht nahe dem höchsten Punkte des Bogens, welchen der Hieromax zwischen Gadara und Abil (Abila Batanaeae) bildet; mit diesem und Gephrus, wahrscheinlich das Hebros östlich von Omkeis, wird es zusammen genannt von Polybius. Die Entfernung von Gerasa, welche Ptolemäus darbietet, 35 m. p., trifft genau auf den bezeichneten Punkt WNW. von Abil. — Da Jabes Gilead nach Pella bestimmt ist, so kann es erst dann richtig gesetzt werden, wenn Pella wiedergefunden ist. — In der Landschaft Ezzueit östlich von Dscherasch findet der Verf. das Sueta der Kreuzzüge, allein dies ist sicher bey Paneas unter dem großen Hermon gelegen. — Für Ramoth hat sich der Verf. Buckingham zum Führer gewählt, der in archäologischen Dingen nicht gehört werden darf und die größte Verwirrung angerichtet hat. Deir el Ramschah klang ihm ähnlich mit Ramoth, flugs hielt er es für dasselbe.

(Schluß folgt.)

# Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 21. December.

Nro. 254. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1836.


## Schriften über Universitäten.

### Dritter Artikel.

(Fortsetzung von Nr. 82. und 224)

Geschichtliche und statistische Nachrichten über die Universitäten im preußischen Staate von Wilhelm Dieterici, Kön. Geh. Ober-Regierungsrathe, ordentl. Prof. der Staats-Wissenschaften zu Berlin. Berlin, 1836. 188 S. 8.

---

In einer Zeit, wo die sogenannten materiellen Interessen ein solches Uebergewicht bekommen haben und die Förderung derselben von vielen, ja von hoch gestellten Männern als ein Hauptzweck der jetzigen Regierungssysteme betrachtet wird, kann eine Schrift, wie die vorliegende, zu den ernsthaftesten Betrachtungen Veranlassung geben.

Wir erfahren hier, was ein Staat von nahe an 14 Millionen Einwohner und von solcher politischen Bedeutung wie der preußische, für die Universitäten und höheren akademischen Lehr-Anstalten, also für die höchsten und allgemeinsten Bildungs-Institute, von seinen Einkünften verwendet, wie sich die Dotationen im gegenwärtigen Zustande gegen die früheren von 1797 und 1806 bey dem mehrfach veränderten Länderbesitz verhalten, wie sich das Verhältniß der Studirenden zur Gesammtbevölkerung, wie zum Bedürfniß des Staats je nach den einzelnen Fächern stellt, wie sich die Zahl der Lehrer zu derjenigen der Studirenden verhält, wie die Lehrer in Bezug auf Besoldung und Honorare gestellt sind, — kurz es sind hier eine Menge Vergleichungspuncte gegeben, die, wenn es auch bloße numerische Durchschnitte wären, eine viel klarere Einsicht in den staatswirthschaftlichen Standpunct darbieten, welchen die preußische Regierung in Hinsicht auf Beförderung der höchsten wissenschaftlichen Ausbildung der Staatsbürger einnimmt, als viele weitläuftige Berichte. Alle diese Angaben haben um so mehr Gewicht, als wir erfahren, daß sie authentisch sind, daß sie vom Verfasser aus den ihm zugänglichen Akten des Ministeriums und des statistischen Büreaus geschöpft und dann durch unmittelbare Korrespondenz mit den Beamten der betreffenden Universitäten vervollständigt wurden. *)

Es ist unmöglich, hier alles das reiche Detail zu berühren, welches die Schrift giebt; wir müssen uns hier mit Angabe der allgemeinsten Durchschnitte begnügen und stellen zu dem Zweck auch manches in einer andern, dem Leser dieser Anzeige vielleicht erwünschteren Ordnung, zusammen.

Ein Jahrhundert vor dem Antritte der Regierung Friedrich Wilhelms III., im Jahre 1697, besaß der preußische Staat vier Universitäten:

*) Es wäre wünschenswerth, ähnliche aktenmäßige Darstellungen von den übrigen deutschen Staaten zu haben; dann würde eine Vergleichung möglich, deren Resultat das Interesse sehr erhöhte. Dem Verfasser stehen mancherley Data zu Gebot, von denen er aber hier keinen Gebrauch machen will, weil sie weder authentisch, noch vollständig sind, ihnen also gerade das fehlt, was der Dieterici'schen Schrift einen eigenthümlichen Werth gibt. Vielleicht findet Herrn Dieterici's Buch bald eine Nachahmung.

| | | |
|---|---|---|
| Duisburg dotirt mit . . . | 3,300 | Thlr. |
| Halle dotirt mit . . . . | 7,000 | „ |
| Königsberg dotirt mit . . | 4,900 | „ |
| Frankfurt an der Oder dotirt mit | 11,000 | „ |
| Summe: | 26,200 | Thlr. |

Der große Churfürst hatte Duisburg, König Friedrich I. Halle errichtet. Unter den berühmten Nachfolgern Friedrich Wilhelm I. und Friedrich II. wurden die Etats der Universitäten nicht erhöht; unter Friedrich Wilhelm II. kam Königsberg, Frankfurt und Erlangen hinzu; Halle und Duisburg bekamen Zuschüsse. Bey der Uebernahme der Regierung des jetzt regierenden Königs Majestät, Friedrich Wilhelm III. standen die 5 Landes-Universitäten im Jahre 1797:

| | | |
|---|---|---|
| Halle mit . . . | 18,116 | Thlr. |
| Frankfurt mit . . | 12,648 | „ |
| Königsberg mit . | 6,920 | „ |
| Duisburg mit . | 5,527 | „ |
| Erlangen mit . | 17,134 | „ |
| | 60,354 | Thlr. |

Nachdem die nicht erhebliche Erwerbung von Erfurt erfolgt war, und mehrere der genannten Universitäten sich großer Etats-Erhöhungen erfreuten, war der Stand 1805:

| | | |
|---|---|---|
| Erlangen mit . . | 33,010 | Thlr. *) |
| Duisburg mit . . | 6,131 | „ |
| Erfurt mit . . | 4,176 | „ |
| Frankfurt mit . | 15,315 | „ |
| Königsberg mit . | 6,921 | „ |
| Halle mit . . . | 36,113 | „ |
| | 101,666 | Thlr. |

Nun kam die traurige Zeit von 1806 bis 1813 über Preußen; trotz des verminderten Länder-Besitzes, der Kriege, des geistigen Drucks, brachte der Staat den Universitäten große Opfer, und Friedrich Wilhelm dotirte nach einem Verluste mehrerer Hochschulen die übrigen um so reichlicher und errichtete mitten in der größten Drangsal eine neue, Berlin. So war im Jahre 1812 dotirt: *)

| | | |
|---|---|---|
| Berlin mit . . | 54,208 | Thlr. |
| Breslau mit . | 61,642 | „ |
| Königsberg mit . | 35,585 | „ |
| | 151,435 | Thlr. |

Nach den Freyheitskriegen wurde Greifswalde von Schweden mit 57,000 Thlr. abgetreten, Halle wieder erworben, Bonn neu errichtet. Im Jahre 1820 war der Stand:

| | | |
|---|---|---|
| Bonn mit . . . | 87,687 | Thlr. |
| Berlin mit . . . | 80,440 | „ |
| Breslau mit . . | 67,056 | „ |
| Halle mit . . . | 60,566 | „ |
| Königsberg mit . . | 53,335 | „ |
| Greifswalde mit . | 46,932 | „ |
| | 396,016 | Thlr. |

Die sich immer steigernden Bedürfnisse für die wissenschaftlichen Fortschritte wurden seit 1820 bis 1835 durch fortwährende neue Zuschüsse zu befriedigen gesucht, so daß im letztgenannten Jahre die Dotationen folgende waren:

| | | |
|---|---|---|
| Berlin mit . . . | 99,846 | Thlr. |
| Bonn mit . . . | 89,685 | „ |
| Breslau mit . . | 72,299 | „ |
| Halle mit . . . | 70,738 | „ |
| Königsberg mit . . | 60,912 | „ |
| Greifswalde mit . | 57,696 | „ |
| | 451,176 | Thlr. |

Die Mittel der preußischen Universitäten haben sich also in der Zeit von 29 Jahren (1806 bis 1835) um 355,221 Thlr. jährlich vermehrt, wovon 297,525 Thlr. neue Dotationen sind!

*) Anm. der Red. Diese ansehnliche Vermehrung der Mittel der Universität Erlangen floß ganz aus säcularisirtem Vermögen geistlicher Stifter, welche dem Fürstenthume Ansbach in Folge des Reichsschlusses von 1803 zugefallen waren.

*) Die Groschen und Pfennige hat Ref. hier in der Berechnung weggelassen.

Nach S. 180 — 181. „beträgt dieß auf den Kopf:“ *)

1812 bey 4,681,191 Einw. 11,646 Pfennige.
1820 bey 11,272,482 Einw. 12,647 „
1834 bey 13,510,030 Einw. 12,022 „

Die Zahl der Lehrenden war im Jahre 1797:

| | Prof. | Docent., Sprach- u. Exercitienmeist. | Summe |
|---|---|---|---|
| Erlangen . | 30 | 12 | 42 |
| Duisburg . | 10 | 3 | 13 |
| Erfurt . . | 31 | 13 | 44 |
| Frankfurt . | 18 | 4 | 22 |
| Königsberg . | 20 | 4 | 24 |
| Halle . . | 34 | 16 | 50 |
| Ueberhaupt: | 143 | 52 | 195 |

Dagegen betrug die Zahl der Lehrenden auf den jetzigen 6 Universitäten im Jahre 1834:

| | Prof. | Priv. Doc., Srach- u. Exercitienmeist. | Summe. |
|---|---|---|---|
| Berlin . | 94 | 55 | 149 |
| Breslau . | 47 | 25 | 72 |
| Halle . . | 53 | 21 | 74 |
| Bonn . . | 57 | 14 | 71 |
| Königsberg | 37 | 23 | 60 |
| Greifswald | 28 | 13 | 41 |
| Ueberhaupt: | 316 | 151 | 467 |

(Fortsetzung folgt.)

*) Anm. der Red. Diese Durchschnitts-Berechnung mag etwas anziehendes haben, weil sie eine auffallend geringe Summe als Antheil jedes Einzelnen an dem Aufwande für einen großen Zweck nachweist. Sie ist aber dennoch eine der müßigsten und inhaltleersten Berechnungen, die man anstellen kann. In Staaten, die nicht revolutionirt sind, wird der größte Theil des Aufwandes auf den öffentlichen Unterricht, mittelbar oder unmittelbar, aus dem dazu gestifteten oder zurückgelegten Vermögen, aus dem Staats-Eigenthume, (nicht aus Staats-Auflagen,) oder auch aus dem Privat-Eigenthume der Unterrichts-Anstalten bestritten. So ist es auch in mehreren der nordamerikanischen Freystaaten, wo man ein Zehntel des verkäuflichen Landes zur Ausstattung der Schulen vorbehalten hat. Eine Rechnung wie obige ist so nichtssagend, als die wäre, in welcher man die Unterstützungen der Armen eines Ortes, dessen Spital-Stiftung dazu ausreichte, auf die übrigen Einwohner nach der Kopfzahl ausschlüge und mithin Beyträge, die nicht erforderlich wären und nicht geleistet würden, erdichtete.



1) Paläſtina. Von Karl von Raumer, Professor in Erlangen ꝛc.
2) Karte von Syrien. Den Manen Jacotin's und Burckhardts gewidmet von Heinrich Berghaus ꝛc.

(Schluß.)

Eben so wenig gilt seine Vergleichung von Burza mit Bosor, welche gleichfalls aufgenommen ist. Mahanaim und Pniel sind nach bloßer Vermuthung angesetzt, und Aroër entschieden falsch am Jabok. Das nördliche Aroer lag im Angesicht von Philadelphia. — Szyr, Maein und el Teym sind von den Reisenden mit Jaëzer, Baal Meon und Kirjathaim zu rasch verglichen worden; denn Jäser war nach Eusebius und Hieronymus 10 m. p. westlich von Philadelphia und 15 m. p. von Hesbon; Baal Meon 9 m. p. südlich von Hesbon am Thale Baaras, welches seinen Namen von den vielen dort sprudelnden heißen Quellen hatte, und Kirjathaim 10 m. p. südwestlich von Medaba an demselben Thale. Dort wenigstens kannte Eusebius eine ganz von Christen bewohnte Stadt Kariatha, die ohne Zweifel in der Ruine Kereyat am Wady Zerka Main, dem alten Baaras, erhalten ist. Etwas weiter westlich von Kereyat gegen das todte Meer zu sind zwey Ruinen gezeichnet, die eine mit dem Namen Machärus, die andere mit Mkaur, und zwischen beyden Wörtern steht Herodium mit einem Fragzeichen. Mkaur ist die orientalische Form von Machärus, der südlichen Gränzstadt Peräas, aber sie lag nach Josephus nur 60 Stadien vom todten Meere; und von dem ostjordanischen Herodium weiß man nur, daß es gegen die Gränze Arabiens geschaut habe. Jedenfalls sind es zwey verschiedene Städte. — Noch näher am todten Meere findet sich Bethharan oder Livias, auch Julias. Durch die Auffindung von Nymrein oder Bethnimra ist ein fester Punkt gegeben, wonach sich Bethharan richtig ansetzen läßt, denn Bethnimra lag 5 m. p. nördlich von Bethharan; also liegt es bey Berghaus falsch, richtig bey Grimm. Aus Jos. B. J. 4, 7, 4—6 kann man die gegenseitige Lage von vier Städten klar ersehen. Placidus wird von Vespasian zur Verfolgung flüchtiger Gadarener mit Reiterey gesandt. Er nimmt erst Bethennabris (Bethnimra) ein;

dann auch Abila (Abel Schittim), Julias (Bethharan), Beſimoth (Bethjeſimoth) und alle Orte bis an den Asphaltſee. Auch Beth Peor liegt nicht richtig, denn es war Jericho gegenüber, 6 m. p: ἀνωτέρω Λιβιάδος, oberhalb Bethharan, d. h. (vergl. Onom. v. Abarim und Fogor) öſtlich von Bethharan. Zeredhaſchahar iſt ganz ungehörig mit der Ruine Sara, bey welcher ein heißer Bach ſeyn ſoll, verbunden; nicht einmal das iſt ſicher, daß dort Kallirrhoe, wo Herodes gegen ſeine furchtbare Krankheit Hülfe ſuchte, geweſen ſey. Man muß auf örtliche Unterſuchungen warten, denn auch ſüdlicher noch können bis jetzt unbekannt gebliebene Thermen ſeyn. Kallirrhoe iſt nach den Alten eben ſo heilſam als angenehm von Geſchmack, und daran wird es erkannt werden. — Jahza, Bamoth, Kedemoth, Mathana wären beſſer weggeblieben, bis irgend ein ſicherer Haltpunkt gegeben iſt. Om el Reſſas kann nicht Sibma ſeyn, weil dies nach Hieronymus kaum 500 Schritt von Hesbon entfernt war. Mehalet el Hadſch nimmt Berghaus für Ar Moab (Rabbath Moab, Areopolis) als wenn es, nachdem Rabba aufgefunden iſt, welches Grimm ſchon richtig als Areopolis bezeichnet, noch weiterer Hypotheſen bedürfte.

Die genaue Muſterung, die ich angeſtellt habe, wird es, ohne daß ich etwas hinzuſetzen darf, erwieſen haben, daß die archäologiſchen Angaben der Karte allermeiſt unrichtig, zum Theile grundfalſch ſind. Aber ich habe mich bemüht, bemerklich zu machen, daß die Fehler größtentheils eine Erbſchaft früherer Karten und nicht auf Rechnung des Verf. zu ſchreiben ſind. Es wäre nur zu wünſchen geweſen, daß er ſich mit einem beſonnenen Alterthumsforſcher in Gemeinſchaft geſetzt und dieſem die Reviſion des antiquariſchen Theiles übergeben hätte. Dann würde uns volle Befriedigung gewährt, das Blatt in jeder Hinſicht muſterhaft und die Wiſſenſchaft weſentlich gefördert worden ſeyn. Uebrigens bleibt das Verdienſt dieſer ſchönen Karte ungeſchmälert; ja man muß es bekennen, ihre treue Darſtellung des Landes hat es erſt möglich gemacht, traditionelle Fehler aufzudecken und einen ſichern Schritt vorwärts zu thun. Ihr hoher geographiſcher Werth allein konnte den Rec. bewegen, ſich dem mühſamen Werke der eingehendſten Beurtheilung zu unterziehen. Daß dies bisher an keiner Karte von Paläſtina geſchehen iſt, das hat allein die Fortpflanzung ſo vieler Fehler veranlaßt, und ungerecht wäre es, ſie für eine allgemeine Schuld allein verantwortlich zu machen.

Citius ex errore quam ex confusione emergit veritas — dieſes Wort Baco's, welches Ritter zum Motto ſeines Werkes gewählt hat, wird man nicht leicht tiefer empfinden, als beym Studium der Quellenſchriften über Paläſtina. Herkuliſche Anſtrengung bedarf es, um den Schutt vieler Jahrhunderte aufzuräumen und die arg durch einander geworfenen Trümmer richtig und ſauber wieder zuſammen zu ſetzen. Und doch iſt in der Menge der verunglückten Beſtrebungen, die heiligen Orte zu beſtimmen, etwas Ehrwürdiges. Sie zeugen von dem tiefen allgemeinen Intereſſe, welches dies Land mit ſeiner Geſchichte den Geiſtern eingeflößt hat, und welches zu Vermuthungen reizte, wo ſichere Kenntniß fehlte. Wäre nur jetzt dies Intereſſe wieder lebendig und allgemein, dann würden wir bald mehr von einem Lande wiſſen, das uns ſo nahe angeht. Es iſt in der That eine eigene Erſcheinung, daß ſo Viele ihre Kraft, ja ihr Leben an die Erforſchung von Ländern ſetzen, die in geſchichtlicher Beziehung nicht die geringſte Bedeutung haben, während Paläſtina vergebens auf ſeinen Entdecker wartet. Die tüchtigſten neueren Reiſenden, welche Syrien beſuchten, Seetzen und Burckhardt, haben durch eine eigenthümliche Abziehung nur den Rand des Landes erforſcht, ihm ſelbſt faſt gar keine Aufmerkſamkeit gewidmet, als wären ſie auf das Lob begierig geweſen, welches Auguſtus ſeinem Neffen Cajus ertheilte, quod Judaeam praetervehens apud Hierosolymam non supplicasset. Ein neuer Kreuzzug, wie er für unſere Zeit ſich ſchickt, von Männern, die in der Bibel leben und in denen die Bibel lebt, die aber zugleich die nöthige ſprachliche und archäologiſche Durchbildung haben, iſt nöthig, um die Geographie von Paläſtina aus dem Staub zu erheben. Die Reiſe, die G. H. v. Schubert in dieſen Tagen angetreten hat, erfüllt uns daher mit freudigen Erwartungen. Möge er unter dem Schutze Gottes mit Schätzen für die Kunde Paläſtina's beladen heimkehren.

# Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 22. December.

Nro. 255. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1836.


## Schriften über Universitäten.

(Fortsetzung.)

Die Anzahl der Studirenden war im Jahre 1805:

| | Inländer | Ausländer | Summe. |
|---|---|---|---|
| Erlangen | 139 | 77 | 216 |
| Duisburg | 10 | 11 | 21 |
| Erfurt | 20 | 1 | 21 |
| Frankfurt | 298 | 9 | 307 |
| Königsberg | 325 | 8 | 333 |
| Halle | 836 | 108 | 944 |

Im Jahre 1834 (im zweyten Semester) studirten:

| | Inländer | Ausländer | Summe. |
|---|---|---|---|
| Berlin | 1294 | 506 | 1800 |
| Breslau | 812 | 17 | 829 |
| Halle | 618 | 134 | 752 |
| Bonn | 710 | 106 | 816 |
| Königsberg | 414 | 23 | 437 |
| Greifswald | 172 | 15 | 187 |

Jeder Studirende kostete dem Staat 1805: 65 Thlr., im Jahre 1834: 89 Thlr.

Die etatsmäßige Lehrer-Besoldungssumme beträgt gegenwärtig für alle 6 Universitäten 250,337 Thlr.; das Uebrige kosten die Institute; der durchschnittliche Gehalt eines Lehrers ist 966 Thlr., im Jahre 1805 war derselbe 521 Thlr.

Wir ziehen noch Folgendes, Interesse bietendes aus:

Gegenwärtige Gehalte der ordentlichen Professoren:

| | Durchschnitts Gehalt. | Höchster Gehalt. |
|---|---|---|
| Berlin | 1203 Thlr. | 2500 Thlr. |
| Breslau | 846 „ | 1600 „ |
| Halle | 985 „ | 2000 „ |
| Bonn | 1040 „ | 2000 „ |
| Königsberg | 934 „ | 1500 „ |
| Greifswald | 897 „ | 1300 „ |

Die baargezahlten Honorare betragen jährlich:

Berlin: 45,450 Thlr. genau nach dreyjährigem Durchschnitt (1832 — 1834).

Breslau: 10,705 Thlr. ebenso.

Halle: 11,500 Thlr. approximativ.

Bonn: 19,080 Thlr. nach dreyjährigem Durchschnitt.

Königsberg: 1820 Thlr. ebenso.

Greifswald: 470 Thlr. ebenso.

Diese Honorare für Vorlesungen vertheilen sich sehr ungleich; wir stellen hier nur das höchste und niedrigste Honorar zusammen, was ein Lehrer jährlich einnimmt.

| | Höchstes Honorar. | Niedrigstes. |
|---|---|---|
| Berlin | 3640 Thlr. | 10 Thlr. |
| Breslau | 1120 „ | fehlt. |
| Halle | 2500 „ | 10 „ |
| Bonn | 1751 „ | fehlt. |
| Königsberg | 288 „ | 4 Thlr. |
| Greifswald | 80 „ | 4 Thlr. |

Was die Institute im Einzelnen kosten, konnte nur ungleich angegeben werden, weil für manche derselben, z. B. Spitäler, Kliniken nicht alles aus dem Universitätsfond fließt. In Berlin scheint die Bibliothek, der botanische Garten u. s. w. aus an-

deren Staatsmitteln erhalten zu werden, da Ref. hierüber keine Angaben gefunden hat. Wir stellen hier die jährliche Etatsposition für 3 Institute zusammen, die so ziemlich als Maaßstab gelten können, was der Staat hiefür thut. Die Bibliothek ist als das allgemeinste, für alle Lehrer gleich wichtige Institut aufgenommen; der botanische Garten kann als Beyspiel eines naturhistorischen Instituts, das anatomische Museum und Theater als Beyspiel eines mediciniſchen Instituts gelten.

| | Bibliothek. | botan. Garten. | Anatomie. |
|---|---|---|---|
| | Thlr. | Thlr. | Thlr. |
| Berlin *) | — | — | 3117 |
| Breslau | 5130 | 2610 | 860 |
| Halle | 2820 | 1090 | 1470 |
| Bonn | 4572 | 2500 | 1500 |
| Königsberg | 3390 | 2100 | 1180 |
| Greifswald | 1680 | 772 | 524 |

Wir begnügen uns mit dieser Auswahl aus den vielfältigen Angaben des Verfassers und übergehen eine Menge interessanter Durchschnitte völlig, die für manchen Leser von Wichtigkeit seyn könnten. Namentlich gilt dieß von dem ungünstigen Verhältniß der Studentenzahl zum Anstellungs-Bedürfniß; es finden sich hier die Belege für die in öffentlichen Blättern erfolgten Bekanntmachungen, in welchen die preußische Regierung bey dem außerordentlichen Zudrange zum Staatsdienste vor den ungünstigen Aussichten warnt. Glücklicher Weise hat die Zahl der Studirenden auf allen Universitäten in jüngster Zeit sehr abgenommen, welches im Allgemeinen nur vortheilhaft seyn kann, **) wenn auch die kleineren Universitäten momentan darunter leiden.

Knüpfen wir nun zunächst an diese Auswahl von statistischen Angaben einige allgemeine Betrachtungen über Universitäts-Verhältnisse, welche in den beyden früheren Artikeln nur gelegentlich berührt wurden.

Außerordentlich, in gar keinem Verhältnisse zur vermehrten Bevölkerung und zur stärkeren Studentenzahl, ist die Erhöhung der Etats der preußischen Universitäten successiren in den einzelnen Jahrzehenden dieses Jahrhunderts. Sehen wir auf die andern Staaten, so ist auch in Bayern, in Würtemberg, Sachsen, Hannover, in Baden, in den beyden Hessen das Bedürfniß an Zuschüssen für die Landes-Universitäten nicht nur lebhaft gefühlt und ausgesprochen, sondern auch durch Entgegenkommen der Regierungen und unter Mitwirkung der Landstände theilweise befriedigt worden. München, Würzburg, Erlangen, Tübingen, Göttingen, Leipzig, Freyburg, Gießen, Marburg haben in der letzten Zeit mehr oder minder bedeutende Zuschüsse aus den Landeskassen erhalten; so bedeutend aber, wie in Preußen, scheinen sie nirgends gewesen zu seyn, denn eine Summe von fast 300,000 Thalern in 30 Jahren für 6 Universitäten, als neue Dotationen, ist beyspiellos in der Geschichte.

Worin liegt vorzüglich der Grund der so sehr vermehrten Zuschüsse? Herr Dieterici giebt uns selbst als Haupt-Ursache die Ausgaben für Samm-

---

*) Für die Universitäts-Bibliothek finden sich im Etat nur 500 Thlr.; wahrscheinlich ist dieß ein Zuschuß zu der großen, den Professoren zur freyesten Benützung offen stehenden königlichen Bibliothek.

**) Anm. der Red. Einen Gesichtspunct giebt es doch, unter welchem diese Erscheinung nicht unbedenklich seyn möchte. Der K. Napoleon fragte einst den berühmten David, wie viele Maler es wohl in Frankreich gäbe? Etwa 5000, war die Antwort. Fünftausend! und wie viele vorzügliche? — Vielleicht fünf. — Wäre es da nicht besser, jene Tausende zum Kriegsdienste zu verwenden? — Nein, Sire, wollen Sie die fünf, so müssen Sie die Tausende auch haben; jene sind nur, wo diese." Damit übereinstimmend ist folgende Bemerkung, die das jüngste Stück des Edinburgh Review aus einer Abhandlung des Professors Pillans aushebt: „Zum Vortrefflichen führt nur großer Wetteifer, und dieser entsteht nicht, wofern nicht die Anzahl der Mitwerber sehr beträchtlich ist. Es müssen hundert Barnes da seyn, wenn ein einziger Bentley möglich werden soll."

Noch in einer andern Rücksicht läßt sich die Zweckmäßigkeit der neuerdings hie und da wider den Andrang zu Universitäts-Studien in der besten Meynung getroffenen Maaßregeln wenigstens bezweifeln. Das Wachsen der Anzahl derjenigen, welche man zum Unterschiede von Zöglingen der hohen Schulen Selbstgelehrte nennen kann, läßt sich auf keine Weise verhindern, und es ist natürlich, daß diese, wie an Zahl, so an Einfluß zunehmen, wie der ersteren weniger werden. Eine Veränderung, die zu tief eingreift, als daß sie für gleichgültig zu halten wäre.

lungen und Attribute an, in deren reicheren dem so sehr gesteigerten Bedürfnisse gemäßen, Ausrüstungen er mit Recht eine große Wohlthat erkennt. *) Es ist dieß um so erfreulicher, als wir hier den Ausspruch eines angesehenen Regierungsbeamten und Lehrers der Staatswirthschaft hören, der nicht zu den zahlreichen Feinden der vielfach angefochtenen Sammlungen und Institute gehört und der nach seiner ganzen Stellung, auch als Nicht-Betheiligter, ein kompetenter Richter ist.

Wer der mediciniſchen, oder der naturwissenschaftlichen Sektion in der philosophischen Fakultät angehört und die gemachten Beobachtungen auf seiner Universität mit denjenigen auswärtiger Kollegen vergleicht, der wird reichliche Gelegenheit gehabt haben, zu erfahren, welchen Kampf es öfters kostet, den schlecht verhehlten Unwillen von manchen Kollegen aus andern Fakultäten über die Anforderungen der Institute zu beschwichtigen, und wie schwer es oft ist, für die unabweisbaren, durch die Fortschritte der Wissenschaften hervorgerufenen, sich immer steigernden Bedürfnisse der Sammlungen und Institute nur einzelne Unterstützungen von Seite derselben zu erhalten. Diese betrübenden Erfahrungen machen sich vorzüglich auf kleineren Universitäten, und beengen die freye Wirksamkeit um so mehr, als die ganze Existenz eines Lehrfachs durch Verkümmerung eines ihm nothwendigen Attributs bedroht ist. Ein wenn auch nicht glänzender, wie in Hauptstädten, aber zum eignen Forschen und zum Lehren hinlänglicher Apparat und eine alle Hauptwerke enthaltende Bibliothek sind jetzt Anforderungen, die jeder Lehrer machen muß, dem ein solches Fach übertragen ist, und deren Erfüllung viel beyträgt, ihm den Aufenthalt an einer Universität lieb zu machen; ohne solche gleicht er einem waffenlosen Soldaten.

(Schluß folgt.)

*) S. 178 heißt es: „Die anscheinend hohe Summe der jetzigen Universitäts-Dotation verliert das Ueberraschende, wenn man die 1805 höchst unbedeutenden, jetzt sehr erheblichen Kosten für die Sammlungen und wissenschaftlichen Institute in Anschlag bringt, und außerdem erwägt, welchen Vortheil auch in Bezug auf Geld und Erwerb Universitäten und die mit ihnen verbundenen Institute dem Lande und dessen Bewohnern gewähren. Mit Unrecht werden die Institute und Sammlungen lediglich den Universitäten mit ihrem Kostenbetraz zur Last gelegt, da sie eigentlich für die Wissenschaft im Allgemeinen und die Verbesserung des Zustandes des Landes, wie namentlich clinisch-mediciniſche Anstalten und dergleichen, wirksam sind. Clinica sind überall wohlthätige Krankenanstalten, vortheilhaft für Stadt und Land; ein zoologisches Kabinet ist nicht bloß für Studirende, es ist belehrend für alle Bewohner einer Gegend, für Forstbeamte, Landwirthe, für viele Gewerbtreibende lehrreich und wichtig.

---

## Die Theologie und die Revolution.

Oder, die theologischen Richtungen unserer Zeit in ihrem Einflusse auf den politischen und sittlichen Zustand der Völker. Von Dr. Karl Gottlieb Bretschneider. Leipzig 1835. gr. 8. S. 178.

Eine politische, nicht theologische Schrift, nämlich eine Schutzschrift für diejenige Theologie, welche der Verf. ausschließlich die wissenschaftliche nennt, (gleich als wäre die frühere mit Recht unwissenschaftlich zu nennen) und in Deutschland einmal 1780, ein andermal schon 1770 aufgekommen seyn läßt, gegen die Beschuldigung, daß sie der bestehenden öffentlichen Ordnung Gefahr bringe und gebracht habe. Da in der katholischen Kirche Deutschlands eine wissenschaftliche Theologie dieser Art nicht aufgekommen ist, so hätte der Verf. diese Kirche um so mehr aus dem Spiele lassen sollen, als er von ihrem Zustande in der neuesten Zeit nichts zu sagen weiß. Seine, großentheils unbilligen, Angriffe auf die katholische Geistlichkeit in Frankreich dienen ihm jedoch als Mittel, diejenigen protestantischen Geistlichen und Obrigkeiten in Deutschland zu befehden, denen er ein ähnliches Bestreben, zu dem Alten zurückzukehren und zurückzuführen, beymißt. Hiebey und in der Vertheidigung der Theo-

logen nach seinem Sinne, nimmt er sich alle Freyheiten eines dreisten Sachwalters, wozu besonders gehört, daß er seine Gegner nicht nur als Thoren vorstellt, sondern auch die Beschuldigung, mit welcher er es zu thun hat, auf diese selbst zurückschiebt. Dahin ist auch das Herbeyziehen gar nicht hieher gehöriger Dinge zu rechnen, z. B. S. 77 der lächerlich unnütze Beweis, daß die Revolution in Frankreich, Spanien ꝛc. nicht aus der protestantischen Theologie entsprungen sey; die weitschweifige Ausführung, daß es mit der Moralität im Allgemeinen nicht schlechter stehe, als ehemals, (da doch hier nur davon zu handeln war, ob nicht besonders staatsgefährliche Arten von Ruchlosigkeit, z. B. Geringschätzung des Eides, jetzt häufiger seyen;) und eine Abhandlung über die Natur der jetzigen politischen Bewegungen, die der Verf. mit großer Zuversicht in „das Verlangen des dritten Standes nach einer gesetzlichen Theilnahme am Staatswesen“ setzt, (wobey man sich an das Qu' est-ce que le tiers-état? von Sieyes und an die Antwort erinnern mag). Ferner die oft vorkommende Verwechslung der Revolution, welche nach dem Sprachgebrauche (nicht des alten Vertot, sondern der Zeitungen seit 1789) eine Umkehrung der bestehenden Verfassung ist, mit vorübergehenden Antastungen und Kränkungen einzelner Regenten, namentlich durch die geistliche Macht, oder mit einer republicanischen Gesinnung, die keineswegs nothwendig revolutionär, oft sogar, z. B. in den Urkantonen der Schweiz, das Gegentheil, und in der Republik so rechtmäßig und löblich ist, als in der Monarchie die monarchische. Ueberhaupt schweift der Verfasser weit und breit in die alte und neue Welt, anstatt sich auf die neueste Zeit und auf das protestantische Deutschland einzuschränken, über welches hinaus die Wirkung der von ihm als wissenschaftlich gerühmten Theologie wenigstens nicht weit geht. Die Beschuldigung, die er bestreitet, ist S. 3 und 4 am besten gegeben, wo er von Leuten spricht, die ganz das Gegentheil von Demagogen seyen, und welche

»die Meynung festhalten, daß der Geist der Revolution und Demokratie seine Wurzel, wenn auch nicht allein, doch hauptsächlich, in der Irreligiosität und sittlichen Zügellosigkeit des Volkes habe, und daß diese wieder dadurch entstanden sey, daß die Theologen den alten Kirchenglauben verlassen, das absolute Ansehen der Bibel und des Kirchenglaubens im Volke zerstört, und damit muthwillig den Damm niedergerissen hätten, welcher die Leidenschaften des Volkes bisher zurückgehalten habe. Denn indem das Volk den Glauben an die Autorität der Bibel verloren habe, sey auch die Autorität des Thrones erschüttert, die Verbindlichkeit der biblischen Gebote, die Obrigkeit als göttliche Ordnung anzusehen und zu verehren, aufgelöst und das Volk gewöhnt worden, alle Autorität zu verachten und mit seiner Vernunft zu bekritteln.«

Diesen Sätzen, welche für einen unbefangenen Beobachter Evidenz, jedoch mit der Einschränkung haben, daß er den Bemühungen der Neuerer bis jetzt keinen so großen Erfolg beylegt, stellt der Verf., anstatt das Gegentheil darzuthun, andere Behauptungen vielmehr an die Seite als entgegen, z. B. auch die wissenschaftliche Theologie nehme in der Bibel eine göttliche Offenbarung an; das Dogma von der Inspiration der Bibel könne nicht als Stütze der bürgerlichen Ordnung dienen, weil Dogmen veränderlich seyen, (womit sich der Verf. im Kreise dreht, denn eben davon ist die Rede, daß ein Dogma von den Predigern nicht angetastet werden soll); die Bibel sey dem monarchischen Princip gar nicht besonders günstig; der Thron ruhe nicht auf dem Altare, sondern — auf seiner Unentbehrlichkeit und auf der Verfassung, (wie an dem ersten constitutionellen Throne das Jahr 1792 gezeigt hat); die Rationalisten lehren auch Gehorsam gegen die Obrigkeit u. dgl. Der Verf. muß auf sehr schwache Leser gerechnet haben, wenn er gemeynt hat, mit solchen Handgriffen etwas ausrichten zu können. Auch hält er sich dabey nicht lange auf, ist aber mit Rathschlägen, wie dem protestantischen Kirchenwesen zu helfen wäre, denn Hülfe findet er nöthig, desto freygebiger. Als Probe kann genügen, daß er ein „Concordat des Glaubens mit dem Wissen“ vorschlägt (in welchem das erstere dieser contrahirenden Abstracten, wie zu erwarten, sehr zu kurz kommt), und daß er anstatt verschiedener kirchlicher Feste, z. B. Trinitatis, deren Feyer von den Gemeinden längst „begleichgültiget“ (doch nicht bewiderspenstiget oder bewidersetzlichet?) sey, die Einführung neuer, z. B. eines Festes der Tugenden und Verdienste der Vorfahren, (vielleicht zur Vorbereitung auf eine Union mit den Chinesen), räthlich findet. Man sieht, der Verf. gehört zu den Vielen, die jetzt unter dem bescheidenen und beruhigenden Namen Reform auf Aenderungen, welche dem Bestehenden fremd sind und daher Umschaffungen, nicht Reformen seyn würden, in aller Sicherheit und Bequemlichkeit ausgehen möchten.

# Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 23. December.

Nro. 256. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1836.


1. The History of the Boroughs and Municipal Corporations of the united Kingdom from the earliest to the present time: with an examination of Records, Charters and other Documents, illustrative of their constitution and powers. By Henry Alworth Merewether and Archibald John Stephens. In three Volumes. 8. London, 1835.

2. First Report of the Commissioners appointed to inquire into the Municipal Corporations of England and Wales. 1835.

Zweyter Artikel.

(Vergl. Gel. Anz. Bd. 2. Nr. 6 — 10.)

Das Erscheinen dieses zweyten Artikels ist aus Gründen verspätet worden, deren Beseitigung außerhalb des Bereiches der Redaction, so wie des Referenten lagen. Seither hat Hr. Dr. Mittermaier, Sohn des berühmten Germanisten dieses Namens, in dem achten Bande der „kritischen Zeitschrift für Rechtswissenschaft und Gesetzgebung des Auslandes“ unter den Ueberschriften „Englands Gemeindewesen“ (S. 35 — 86. S. 215 — 250) und „Geschichte des englischen Municipalwesens“ (S. 163 — 170) sowohl den obigen Report zu einer ausführlichen und schätzbaren Abhandlung benützt, als auch eine Kritik des hier in Rede stehenden Werkes der beyden englischen Juristen Merewether und Stephens geliefert. Hinsichtlich des Reports halten wir daher eine detaillirte Anzeige gegenwärtig für überflüßig, um so mehr, da in der gedachten Zeitschrift beträchtliche Auszüge aus demselben geliefert worden sind; wir werden daher nur auf den Hauptinhalt jenes Aktenstückes Rücksicht zu nehmen haben. Dagegen erlauben wir uns für das gelehrte Werk über die englische Städteverfassung nochmals die Aufmerksamkeit unserer Leser in Anspruch zu nehmen, da die Anzeige desselben in der „kritischen Zeitschrift“ nur kurz auf die Tendenz des Buches eingeht, im Allgemeinen den Fleiß des Verfassers anerkennt, und — wie wir es auch nicht anders konnten (s. oben Bd. 2. S. 43), über die Schwierigkeit des Studiums desselben klagt.

Wir haben in unserm ersten, der Erörterung der städtischen Verhältnisse Englands gewidmeten Artikel, das Hauptresultat festgestellt, zu welchem die Verfasser durch ihre Forschungen auf dem Gebiete der früheren Geschichte ihres Vaterlandes gelangt sind, nämlich: daß von den ältesten Zeiten her alle wirklich ansässigen Bewohner einer Stadt, welche gewisse Prästationen (Scot und Lot) leisteten, und bey ihrem Gerichte (Court Leet) eingeschworen waren, für Burgesses galten. Gerade dieß bezeichnen wir als das Hauptresultat, weil wir diesen Umstand für viel bedeutender halten, als den, worauf die Verfasser alles Gewicht legen, daß nämlich seit dem fünfzehnten Jahrhunderte der Name Corporation auch auf die städtischen Commonalties angewendet worden ist. Sie sehen darin eine totale Umwandlung der bisherigen Verhältnisse, eine Meynung, von deren Richtigkeit wir uns nicht haben überzeugen können; es ist oben (Bd. 2. S. 69 u. f.) der Versuch gemacht worden, jener Erscheinung eine den germanischen Rechtsverhältnissen entsprechendere Deu-

tung zu geben. In einem gewissen Grade mag die neue Benennung wohl allerdings dahin mitgewirkt haben, daß jener erste und wichtigste Grundsatz allmählig untergraben worden ist, allein dazu sind noch ganz andere Ursachen hinzugekommen. Hiervon soll sogleich weiter unten die Rede seyn, zuvörderst möge nur noch bemerkt werden, daß die Verfasser bey ihren Erörterungen Wales, Schottland und Irland eben so wenig außer Acht gelassen, sondern auch für diese Bestandtheile des Königreichs nachgewiesen haben, daß für die städtischen Verhältnisse die nämlichen Grundsätze, wie in England, gegolten haben.

Die Veränderungen, welche sich in den städtischen Verfassungen aller dieser Länder im Laufe der Zeit ausbildeten, bestanden im Wesentlichen: theils in einer Beschränkung jenes einfachen Grundprincips, daß alle Personen von den oben angegebenen Eigenschaften Burgesses seyen, theils im Gegensatze dazu, in einer Erweiterung desselben, indem auch außerhalb der Stadt wohnende in die Klasse der Burgesses aufgenommen wurden. Für Beydes gab es schon im fünfzehnten Jahrhunderte Vorbildungen. Unstreitig hatten bis zu jener Zeit alle in den Grafschaften ansäßigen freyen Leute, welche sich den Obliegenheiten ihres Standes unterzogen, ebenfalls an den Rechten desselben, insonderheit auch an den Parlamentswahlen der Knights of the Shires Theil genommen. Zwey Gesetze König Heinrichs VI. (8. Henr. VI. c. 7. — 10. Henr. VI. c. 2.) führten die bekannte Beschränkung ein, daß nur diejenigen Freysassen das Recht der Parlamentswahl haben sollten, welche ein freyes Grundstück von einem jährlichen Ertrage von mindestens vierzig Schillingen besäßen, (vrgl. Blackstone, Commentaries on the Laws of England. Vol. I. p. 172). Als Grund dieser gesetzlichen Bestimmung wird angegeben, daß es unbillig sey, wenn eine große Anzahl ganz armer Leute, die zwar frey und in der Grafschaft ansässig seyen, doch gleiche Rechte mit den ehrenwerthesten Rittern und Esquires haben sollten (Vrgl. Vol. I. Introd. p. XXXII. u. f.). Es lag nahe genug, daß dieß Beyspiel auch bey den Boroughs früh oder spät Nachahmung fand, um so mehr, da diesen als Körperschaft das Recht der Autonomie nach ächt germanischen Grundsätzen nie gefehlt hatte, und dieses Recht einer willkührlichen Ausübung leicht unterlag. Dieß zeigte sich insonderheit auch bey den Gilden in den Städten, denen jene Befugniß zur Autonomie ebenfalls zustand. Sie geben das Vorbild zu einer andern, in den städtischen Körperschaften häufig eingetretenen Modification. Schon oben (Bd. 2. S. 60) ist bemerkt worden, daß die Gilden allerdings ihren Sitz in den Städten hatten, daß sie aber sehr wohl Personen, die außerhalb wohnten, als Non-Residents zu ihren Mitgliedern zählen konnten. Schon damals (zur Zeit Heinrichs VI.) wurden über die Willkühr, deren sich die Gilden in der Aufnahme auswärtiger Mitglieder schuldig machten, laute Klagen geführt: sie thäten dieß mit Verletzung königlicher Privilegien und zum großen allgemeinen Nachtheile des Volkes (Vol. I. pag. XXXVI. Vol. II. p. 897.). Ahmten die Boroughs dieß nach — wie es auch geschah — so war auf dem entgegengesetzten Wege, als dem vorhin bezeichneten, das Grundprincip der bisherigen Verfassung zerstört.

Den wesentlichsten Einfluß auf diese Verhältnisse mußte aber nothwendig die immer höher steigende Wichtigkeit des Parlaments äußern. Je bedeutender das Unterhaus wurde, um so mehr fingen die angesehenern Familien in den Grafschaften an, sich um Parlamentsstellen zu bemühen, während andrerseits die Könige ein immer lebhafteres Interesse an den Wahlen nehmen mußten. So kann es nicht unbemerkt bleiben, daß bereits zur Zeit König Edwards IV. ein Beyspiel der Art vorkommt, daß ein Parlaments-Candidat zu einer ganz herabgekommenen Stadt (decayed borough) seine Zuflucht nahm.

(Fortsetzung folgt.)

## Schriften über Universitäten.

(Schluß.)

Es gehört zu den in jedem Falle unüberlegten Aeußerungen, die man, weil einer dem andern nachspricht, jetzt leider öfter hört, daß man bey Bildung und Berufung von Professoren auf Universitäten durchaus nur auf ihre Eigenschaften als Lehrer sehen müße; Forscher, sagt man, gehören auf Akademien, und vom Forschen und Lehren schlöße eines das andere aus. Die letztere Behauptung, welche auch Diesterweg aufstellt, ist so aus der Luft gegriffen, und ließe sich jeden Augenblick durch die zahlreichsten Beyspiele von berühmten Historikern, Naturforschern, Aerzten aus allen Ländern und allen Zeiten, welche eben so durch ausgezeichnete Entdeckungen, als weitverzweigte Schulen ihren Ruf begründeten, widerlegen; denn es bedarf nur einer augenblicklichen Besinnung, um sich an solche Männer in Menge zu erinnern. Es ist wahr, es kann Forscher geben, welche ein geringes Lehrtalent, wie man solches gewöhnlich sich zu denken pflegt, haben; aber selbst unter diesen finden sich gewiß noch viele, in welchen, um mit Savigny zu reden, „das lebendige Schaffen des Geistes auch unter der stammelnden Rede dem sinnvollen Schüler nicht verborgen bleibt.“ Vielmehr ist zu fürchten, daß derjenige, der in seiner Wissenschaft nicht selbstforschend auftritt, auch kein guter Universitätslehrer ist. In Elementarschulen und auf Gymnasien kann es zwar sogar besser seyn, wenigstens für den zunächst obliegenden Lehrberuf, wenn in den Lehrern keine allzugroße Neigung zu eigner Forschung liegt; aber auf Universitäten, wo der Zuhörer ein Bild von der organischen Entwickelung der Wissenschaft durch den Lehrer bekommen soll und dieser die Aufgabe hat, in die Bildung und Reinigung des unter der Masse zuströmender Thatsachen schwellenden Stoffs selbst einzugreifen, muß eine schaffende Kraft vorhanden seyn, welche Wesen und Form durchdringt. Ohne prüfendes Urtheil über den Werth und die Wahrhaftigkeit des Einzelnen, kann Niemand eine klare und verläßige Einsicht in das Ganze selbst haben, noch Anderen geben; daher jene plane Verständlichkeit, ohne alle Tiefe und eigne Erfahrung, zwar vielen Zuhörern bequem, aber für diese nie vom rechten Vortheil seyn kann. Wo Forschung und Lehrkraft sich vermitteln, und sich fruchtbringend durchdringen, da ist es das Rechte; eine stets lebendige Forschung giebt dem Stoff Kraft und Frische; die Nöthigung zum Vortrag muß ihm Gestalt und Form geben. Wessen Beruf sollte sich mehr nach der schaffenden Weise der organischen Natur bilden, als der eines akademischen Lehrers? Er muß den Künstlersinn zur Wissenschaft mitbringen.

Wie es schon früher bemerkt wurde, sind die strengsten Anforderungen an den künftigen Professor zu machen. Die edelste Anlage braucht in der Regel eine Schule; hier ist diese die Schule der Docenten. Was hierüber Dieterici sagt, mag, als Zugabe zu den Worten von Dahlmann und Savigny, hier unten eine Stelle finden. *)

*) S. 176. »Wie wichtig es sey, daß in Bezug auf die Privatdocenten eine gewisse Grenze gehalten werde, damit es nicht komme, wie in Leipzig, wo auf 34 Ordinarien 50 Privatdocenten kommen, so daß voraussichtlich viele Privatdocenten ihre Collegia nicht zu Stande bringen können, und am Ende weder der Ordinarius, noch der Extraordinarius, noch der Privatdocent volle Collegia haben; wie gewiß es sey, daß, je höher die Wissenschaft auf einer Universität steht, um so schärfer die Prüfungen zur Zulassung von Privatdocenten seyn müssen, damit die jungen Männer nicht selbst unglücklich werden; da in Bezug auf Universitätslehrer mehr oder weniger gilt, was vom Künstlerleben und jedem Berufe zu sagen ist, bey dem Alles auf die Persönlichkeit ankömmt, daß nämlich die Mittelmäßigkeit, wenn nicht untergeht, so doch darbt und verkümmert, — wie gewiß denn auch kein Privatdocent, weil er Privatdocent geworden, glauben möge, daß dieses einen

Man würde im reichen Stoff, den die vortrefflichen, wie die mangelhaften Seiten unserer Hochschulen bieten, kein Ende finden, so viel gäbe es zu erwägen und zu besprechen, und so möge hier nur noch von den viel angefochtenen Honoraren die Rede seyn.

Das geizige und schmutzige Wesen einzelner, man darf wohl sagen sehr weniger Universitätslehrer hat wohl allein oder doch hauptsächlich zur Klage über die Collegiengelder Veranlassung gegeben. Aber jeder bessere Lehrer wird in dem Ernste und Fleiß und in dem innigen Anschließen der Zuhörer eine größere Belohnung finden als in dem Honorar. Indeß fast jeder akademische Lehrer wird auch die Erfahrung gemacht haben, daß im Durchschnitte gerade diejenigen die fleißigsten sind, welche ihr Honorar bezahlen; von Gratisten hat man schon öfter die Aeusserung gehört, wenn sie zu größerem Fleiße ermahnt wurden: „sie könnten das Collegium ja ein andresmal wieder hören.“ *) — Bey den außerordentlichen literärischen Bedürfnissen, zu welchen bey manchen Fächern noch theure Apparate und Instrumente kommen, ist der eigentliche Gehalt der Professoren nur in sehr seltenen Fällen zur Deckung hinreichend und es ist schlimm, wenn der Lehrer auf schriftstellerischen Erwerb gewiesen ist. Die Honorare bieten hier eine Erhöhung des Einkommens dar, welche dem Staate sogar zu Gute kommt; in vielen Fällen erscheinen sie auch als eine gerechte Belohnung für Anstrengung und Tüchtigkeit; denn derjenige Lehrer, welcher eifriger und thätiger ist, wird in der Regel bessere und stärker besuchte Kollegien lesen.

So haben viele alte Einrichtungen, in welchen der geschäftige Tadel nur Schatten sieht, eine wohlbegründete Lichtseite. Leicht ist es, Mängel aufzufinden, und oft reicht ein Federstrich hin, mühsam erworbene Rechte und lange bestehende Anordnungen aufzuheben; aber das vermeintlich Bessere, was man vorzuschlagen oder einzurichten pflegt, trägt nur zu oft den Charakter moderner Unhaltbarkeit an sich. In manches Alte und Aechte haben sich Fehler und Irrthümer eingeschlichen; diese fallen in die Augen, und um sie auszurotten zerstört man oft das Ganze; zu spät kommt dann die Reue.

„Der Irrthum“ sagt Göthe, „ist viel leichter zu erkennen, als die Wahrheit zu finden; jener liegt auf der Oberfläche, damit läßt sich wohl fertig werden; diese ruht in der Tiefe, darnach zu forschen, ist nicht jedermanns Sache.“ *)

Rudolph Wagner.

---

zuversichtlichen Anspruch auf Beförderung zur Professur gäbe, da eben erst praktisch sich zeigen muß, ob ein solcher mit Glück lehre oder nicht; — so ganz gewiß ist es andrerseits, daß das Institut der Privatdocenten für die Universitäten und die Entwickelung der Wissenschaft äusserst wohlthätig sey, und nur mit Hülfe dieses Instituts es möglich gewesen ist, mit verhältnißmäßig doch noch zu wenig Mitteln Viel zu erreichen. Das Institut der Privatdocenten öffnet die höhere Bahn des wissenschaftlichen Lebens jedem aufkommenden Talent, und die dadurch herbeygeführte Concurrenz steigert die Thätigkeit aller Lehrenden. Gerade hierin unterscheiden sich die deutschen und preußischen Universitäten von denen des Auslandes, namentlich Englands und Frankreichs, wo die Concurrenz abgeschnitten ist, auf der Universität nicht lehren kann, wer nicht förmlich daselbst angestellt ist, wie auch V. Cousin lebhaft anerkennt. Nur das Institut der Privatdocenten, das Heranziehen des Talents zum Lehrfach unter den jungen Männern auf den Universitäten, konnte es möglich machen, mit den gegebenen Mitteln das zu erreichen, was erreicht ist.«

*) Anm. der Red. Es wäre der Mühe werth, die Geschichte des im vorigen Jahrhunderts in der Nähe Londons errichteten Gresham College kennen zu lernen. Honorar zu nehmen war verboten; es fanden sich keine Zuhörer.

**) Maximen und Reflexionen. Göthes nachgel. Werke. Bd. IX. S. 60.

# Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 24. December.

Nro. 257. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1836.


1. The History of the Boroughs and Municipal Corporations of the united Kingdom from the earliest to the present time: etc.
2. First Report of the Commissioners appointed to inquire into the Municipal Corporations of England and Wales. 1835.

---

(Fortsetzung.)

Im Jahre 1472 nämlich mißlang es dem John Paston die Wahl in der Grafschaft Norfolk auf sich zu lenken; er kam daher auf den Gedanken, sich an die Stadt Maldon zu wenden, um von ihr als Burgeß ins Parlament gewählt zu werden. Bey dieser Gelegenheit wird erwähnt, daß es damals wohl mehr als ein Dutzend Städte gegeben habe, welche nicht, wie sie sollten, Abgeordnete ins Parlament gesendet hätten (Vol. II. p. 1009). Unter den nächstfolgenden Regierungen wurde nun einer Mehrzahl von Städten das ihnen zustehende Recht, Deputirte für das Unterhaus zu wählen, ausdrücklich und wiederholentlich anerkannt, (vrgl. z. B. Vol. II. p. 1223); dahin gehörte unter andern auch Tamworth in Staffordshire, die Stadt, für welche Sir Robert Peel gegenwärtig als Repräsentant im Parlamente auftritt. Eben so wurde seit den Zeiten Heinrichs VIII. vielen Städten, die bis dahin keine Abgeordnete ins Parlament gesendet hatten, zur Vermehrung des Königlichen Interesse dieses Recht gegeben. So gelangten unter den Königen aus dem Hause Tudor mindestens etliche sechzig *) Städte zu dem angegebenen Rechte, darunter befand sich namentlich Chester. Die Bewohner dieser Stadt wendeten sich im Jahre 1542 an König Heinrich VIII. mit einer Bittschrift, in welcher sie vorstellten, daß weder das Palatinat (s. Blackstone a. a. O. Vol. I. p. 116) noch die Stadt Chester Knight's oder Burgesses zu ihrer Vertretung im Parlamente hätten, und daß dieß ihnen zum großen Schaden und Nachtheil gereiche; ihre Forderung sey um so billiger, da sie von jeher an die Bestimmungen, welche der König mit dem Parlamente getroffen habe, gebunden gewesen seyen und zwar nicht selten zum Präjudiz ihrer alten Freyheiten und Privilegien. Heinrich VIII. gab diesen Bitten Gehör (s. Vol. II. p. 1116. vrgl. Vol. III. p. 2278); seinem Nachfolger Edward VI. war es aufbehalten, gleiche Rechte den Städten Liverpool und Westminster zu ertheilen. In allen diesen Fällen wurden die Städte beauftragt, zwey Deputirte zu erwählen; seit den Zeiten Maria's I. kommt es aber auch vor, daß einzelne Boroughs nur mit dem Rechte, einen Abgeordneten ins Parlament zu senden, bekleidet werden; das erste Beyspiel der Art, welches bey der Stadt Banbury sich findet, gehört in das Jahr 1553 (s. Vol. II. p. 1201). Ganz besonders war es aber Königin Elisabeth, welche alle möglichen Mittel aufbot, um sich ihren Einfluß auf das Parlament zu sichern (Vol. II. p. 1467);

---

*) Drey und sechzig nach der Liste der parlamentarischen Boroughs Vol. III. p. 2278. 2279. Diese Liste ist aber nicht zuverläßig, indem eine Mehrzahl von Städten, die ebenfalls in diese Kategorie gehören, ausgelassen ist.

durch sie allein ist mehr als ein Drittheil der oben angeführten Zahl der von den Tudors zur Parlamentswahl berufenen Städte zu diesem Rechte gelangt. Allein bey der vermehrten Zahl der Mitglieder des Parlaments fand die Königin doch wiederum eine neue Schwierigkeit, dasselbe zu leiten. Es mußte ihr daher besonders darum zu thun seyn, auf die Wahlen in den Grafschaften und Städten zu wirken. Ihr Vater Heinrich VIII. hatte hin und wieder den Corporationen geradezu geschrieben, sie möchten Den oder Jenen ins Parlament wählen. Ein Beyspiel der Art kommt vor im Jahre 1522, wo der König der Stadt Colchester den Candidaten namhaft machte, den sie zu erwählen habe. Auf diese Zumuthung antwortete die Gemeinde mit großer Ehrerbietung gegen den König, wie sie in allen Stücken geneigt sey, den Wünschen desselben zu entsprechen, nur in diesem einen Puncte müßte sie bitten entschuldigt zu werden, da die Pflicht gegen das Wohl des Landes es ihr verböte, dem ausgesprochenen Wunsche zu willfahren. Unmittelbar darauf wählte aber die Gemeinde der Stadt Colchester den ihr vom Könige genannten Candidaten (Vol. II. p. 1093.). Ein ähnlicher Fall ereignete sich mit derselben Stadt auch unter Königin Elisabeth. Um ihrer Gebieterin zu gefallen nnd sich aller weitern Unbequemlichkeit zu entheben, verordnete die Corporation von Colchester: „Sir Francis Walsingham sollte die beyden Abgeordneten, welche die Stadt ins Parlament zu senden habe, ernennen“ (Vol. II. p, 1346). Im Uebrigen bemühte sich Elisabeth vorzüglich dahin, die Wahl in den Boroughs in die Hände der städtischen Behörden und der angesehenteren unter den Bürgern zu legen.

So sehr nun auch in der Verfassung der englischen Städte das Princip begründet war, daß alle ansäßigen Bewohner für Burgesses galten, so konnte nach der Natur der Dinge kaum ausgeschlossen bleiben, daß nicht die Reicheren einen größern Antheil an der Leitung der städtischen Angelegenheiten erlangt hätten, als die Aermeren. Es war daher natürlich, daß Elisabeth dahin strebte, die einflußreichere Klasse der Bewohner für sich zu gewinnen und ihr ganz besonders die Parlamentswahl zuzuwenden. So verordnete es die Königin z. B. für die Stadt East Love (Vol. II. p. 1255. 1266). Allein während man hier sich nicht an diese Bestimmung band, so hat doch der Grundsatz immer mehr Eingang gefunden, daß die Wahl von einer Minderzahl der Einwohner ausgehe. Und geht es so nicht fast mit allen Wahlen, und sollten nicht auch in den englischen Städten von jeher, so lange Parlamentswahlen vorgekommen sind, die Einflußreicheren zuletzt doch den Ausschlag gegeben haben? Es liegt dieß eigentlich in der Natur der menschlichen Verhältnisse. Wurde nicht auch der König der Deutschen anfänglich vom gesammten Adel gewählt, bis späterhin dieß Recht ausschließlich den Churfürsten zu Theil ward? Wurde nicht auch der Papst von dem gesammten römischen Clerus gewählt, bis nachmals sich das Cardinal-Collegium ausbildete? So scheint auch die Zeit der Königin Elisabeth diejenige gewesen zu seyn, wo es sich immer mehr feststellte, daß, wenigstens in vielen Städten, die Angesehneren unter den Bürgern, sowohl die Beamtenwahl, als auch die der Abgeordneten ins Parlament erlangten, während in andern Städten sich die Sache viel bedenklicher gestaltete, indem eine Menge sogenannter Non-Residents als Bürger betrachtet zu werden begannen. Daß auch bey der allmähligen von Elisabeth ungemein geförderten (Vol. II. pag. 1468) Ausbildung der sogenannten Select bodies sich sehr viele Mißbräuche einschlichen, ja daß der Keim zu vielen kommenden Uebeln gelegt wurde, ist keinem Zweifel unterworfen; indessen glauben wir doch, daß die Verfasser darin etwas zu weit gehen, wenn sie diese Select bodies selbst als einen so entsetzlich großen Mißbrauch ansehen. In manchen Städten ging es allerdings

schon damals ziemlich arg und willkührlich zu, z. B. in Woodstock, wo einige wenige Victualienhändler mit einem Fleischer an der Spitze, den sie gern zum perpetuirlichen Mayor gemacht hätten, sich der ganzen städtischen Regierung bemächtigten. Die Verf. liefern bey Erörterung dieses Gegenstandes einen sehr interessanten Extract aus einer Petition der Bewohner von Woodstock an Lord Burghley (Vol. II. p. 1301). Nur dieser Umstand allein, daß bereits zur Zeit der Königin Elisabeth es sich in vielen Städten fast von selbst verstand, daß Einzelne, nicht Alle es waren, welche die Stadt regierten und die Abgeordneten zum Parlamente wählten, indem der Consens der Uebrigen stillschweigend vorausgesetzt wurde, nur dieser Umstand allein macht die Entscheidung erklärlich, welche im Jahre 1598 von den Richtern in dem berühmten Rechtsfalle, der den Namen Corporation Case führt (s. Vol. I. p. L. Vol. II. p. 1448. u. f.) abgegeben wurde. Hier entstand nämlich die Frage: ob die städtischen Corporationen bestünden aus dem Mayor nebst einigen andern Beamten und den angesehensten Bürgern oder aus allen in der Stadt Angesessenen Scot und Lot Zahlenden u. s. w.? Die Entscheidung fiel dahin aus: daß seit den ältesten Zeiten es der Gebrauch gewesen, die Corporation einer Stadt nur in jenem beschränkten Umfange zu verstehen, wobey dann noch besonders und wiederholentlich die Rücksicht hervorgehoben wird: for avoiding of popular disorder and confusion, worauf es dann weiter heißt: Mos retinendus est fidelissimae antiquitatis. Freylich stand dieß in geradem Widerspruche gegen dasjenige, was nach Gesetzen und Urkunden erweislich der frühere Rechtszustand in England war; kam nunmehr aber noch diese richterliche Entscheidung hinzu, selbst wenn sie auch nur die Autorität einer Meynung der Richter hatte, so mußte sie doch einen großen Einfluß auf die Beförderung und Begünstigung des auf diese Weise ausgesprochenen Principes haben. Während der Regierung der Stuarts haben nun aber theils mit theils ohne deren Schuld die Mißbräuche in den städtischen Verfassungen überhaupt, so wie insbesondere bey den Parlamentswahlen ausserordentlich um sich gegriffen. König Jakob I. glaubte anfänglich auf der von den Tudors betretenen Bahn fortschreiten zu müssen, um das städtische Element als ein zweckmäßiges Gegengewicht gegen das Oberhaus zu benützen. Er erklärte daher auch mehrere und zwar kleinere Städte für parlamentarische Borouhgs (Vol. III. pag. 1580 u. f.) und gab auch den beyden Universitäten zu Oxford und Cambridge (letztere ist durch Versehen in dem Register Vol. III. p. 2279 nicht angegeben, s. jedoch p. 1579) das Recht, Abgeordnete ins Parlament zu senden. Allein späterhin fand er es für gerathener von solchen neuen Berufungen abzustehen, dagegen um so sorgfältiger über die Wahlen zum Parlamente zu wachen. Wurde ihm daher von seinen Ministern der Rath gegeben, er möchte die Zahl der parlamentarischen Boroughs vermehren, so war seine gewöhnliche peremtorische Antwort die: I have too many already (Vol. III. p. 1470); er beseitigte daher auch die anfänglich dem Kanzler eingeräumte Vollmacht, durch Ausschreiben für die Wiederbesetzung der vakant gewordenen Parlamentsstellen zu sorgen. Es entstand bey Jakob, wie früher bey Elisabeth ein großes Mißbehagen an dem Parlamente. So äußerte die Königin in einem Briefe (Kingsborough MSS. s. Vol. II. p. 1464) über diesen Gegenstand unter Anderm Folgendes: „for except the same might appear very necessary, we have small disposition to assent to any Parliament. In Betreff der Städte ist es bey Jakob I. besonders auffallend, wie es ihm bey den nicht parlamentarischen, denen er Privilegien verlieh, gar nicht darauf ankam, daß die städtische Corporation nur aus wenigen Mitgliedern bestand, sondern eben nur bey denjenigen, welche Mitglieder ins Parlement zu senden hatten. Dieß zeigt ein Vergleich der Urkunden, welche Ja-

kob I. im Jahre 1620 den beyden kleinen Städten Tregony und Axbridge (Vol. III. p. 1500. 1501) ausstellte. Für erstere, die unter Elisabeth zuerst parlamentarisch erklärt wurde (Vol. II. p. 1226; auch der Name dieser Städte fehlt in der Liste der parlamentarischen Boroughs *) Vol. III. p. 2279), bestimmte der König ein Select Body, bestehend aus einem Mayor und acht Burgesses, die er sämmtlich selbst ernannte; für letztere hingegen (Axbridge welche Stadt auch darin merkwürdig ist, daß sie durch eine besondere Petition zur Zeit Edwards VI. sich die Ehre verbat, ein parlamentarischer Borough zu seyn, Vol. II. p. 1209) verordnete Jakob, daß sämmliche Einwohner die Korporation bilden sollten. Gegen den Ausgang der Regierung dieses Königs wird noch besonders eine Committee des Unterhauses wichtig, welche, indem sie die Wahlrechte prüfte, den Grundsatz aufstellte, in jedem dazu berechtigten Borough seyen auch alle ansäßigen Bewohner stimmfähig. Allein diese Vorstellung des Parlaments blieb unbeachtet und wurde vielleicht selbst nicht einmal dazu gemacht, um alte Verfassungsgrundsätze aufrecht zu halten, sondern war wohl — wir können uns des Gedankens kaum erwehren — nichts weiter, als eine Aeusserung des republikanischen Geistes, der sich unter den Tudors bereits im Unterhause entwickelt hatte und nunmehr mit Jakob I. in Opposition trat. Dieser Geist war es, der den auf der absolutistischen Bahn seines Vaters fortschreitenden unglücklichen König Karl I. im Jahre 1648 aufs Schaffot brachte. So konnte es leicht geschehen, daß, während die übrige Verfassung des Reiches umgestürzt wurde, doch das städtische Element unangetastet die Zeit der Rebellion überlebte, nach der Restauration aber in einen um so heftigeren Kampf mit dem in der Schule Ludwigs XIV. erzogenen Karl II. trat. Er sowohl, als sein Bruder Jakob II. verfuhren höchst willkührlich in Betreff der Anordnung der städtischen Verhältnisse, in welche sie sich mannichfache gewaltthätige Eingriffe erlaubten. Besonders wichtig wurde wegen seiner Folgen ein Streit zwischen König Karl II. und der Stadt London, der wegen der Wahl eines Sheriffs ausbrach. Bey dieser Gelegenheit mußte die Hauptstadt alle ihre Privilegien in die Hand des Königs zurückgeben und so mag es aus Besorgniß vor dem zu weit gehenden Freyheitssinn der Städte geschehen seyn, daß Karl und nachher Jakob II. fast sämmtliche Städte Englands nöthigten, sich durch Zurückgabe aller ihrer Privilegien ganz und gar der königlichen Gnade zu ergeben. Allein beyde Fürsten hatten nicht beachtet, daß sie durch ihre absolutistischen Doctrinen, die sie ins Werk setzen wollten, sich ihr Volk völlig entfremdet hatten und daß eine Revolution, die von unten herauf drohet, nicht durch eine Revolution von oben herab verbessert wird. Sie hatten nicht beachtet, daß auch das Oberhaus ihrer Willkühr gegenüber stand und nicht geneigt war, sich derselben zu fügen. Zu spät ward Jakob II. dessen inne und hoffte eine Rettung darin, daß er am 17. October des Jahres 1688 allen Städten ihre Privilegien zurückgab (vrgl. Vol. II. p. 1269. Vol. III. p. 1836 u. f.); es war zu spät! Jakob büßte seine Krone ein!

Hatten die Stuarts bis zum Jahre 1688, wie es sich nicht läugnen läßt, zur Aufrechterhaltung und Förderung ihres Interesse eine Menge Mißbräuche hinsichtlich der städtischen Verfassungen nicht nur geduldet, sondern unterstützt, so hätte man glauben sollen, daß dieß nunmehr anders geworden sey, daß jetzt jene Mißbräuche abgestellt worden seyen. Allein gerade das Gegentheil; die Regierung Wilhelms III. beweiset auf's deutlichste, daß man die Mißbräuche nicht nur um des Vortheiles willen, die sie gewährten, beybehielt (Vol. I. Introd. p. LIV. Vol. III. p. 1843. p. 1844. p. 1943.), sondern daß man sie um der Erhaltung der neubegründeten Verhältnisse willen beybehalten mußte.

(Fortsetzung folgt.)

*) So auch: Newton in the Willows Vol. II. p. 1354) Newtown (Vol. II. pag. 1367) und Richmond (Vol. II. pag. 1683). Siehe die Note auf S. 1018.

# Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 27. December.

Nro. 258. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1836.


1. The History of the Boroughs and Municipal Corporations of the united Kingdom from the earliest to the present time: etc.
2. First Report of the Commissioners appointed to inquire into the Municipal Corporations of England and Wales. 1835.

---

(Fortsetzung.)

Der Grund dieser Erscheinung liegt in Folgendem. Betrachtet man die germanische Verfassung in den verschiedenen Reichen des Abendlandes, so nimmt man wahr, daß auf der späteren Entwickelungsstufe derselben das städtische Element eine sehr große Bedeutung erhält. Nachdem in Deutschland z. B. die Städte durch den allmählig erweiterten Handelsverkehr zu immer höherer Blüthe emporgestiegen waren, kommen seit dem Ausgange des dreyzehnten Jahrhunderts Beyspiele vor, daß auch sie zu den Reichstagen, welche der König mit dem Adel hielt, Abgeordnete sendeten, bis ihre immer zunehmende Wichtigkeit es dahin führte, daß sie auf jener Versammlung ein eigenes Collegium bildeten. — Ganz ähnlich war der Verlauf in England gewesen, nur darin bestand zunächst eine Verschiedenheit, daß in Deutschland wegen der Königswahl die Churfürsten weit genug über die übrigen Landesherren empor ragten, um als ein abgesondertes höheres Collegium aufzutreten. Der deutsche Reichsfürstenrath ist dem englischen Oberhause zu vergleichen, während in dem Unterhause außer den Abgeordneten der Städte auch noch die Knights of the Shires Sitz und Stimme haben. Daß sich Aehnliches in Deutschland nicht vorfindet, liegt theils in der Entwickelung der Landeshoheit, theils darin, daß die reichsunmittelbare Ritterschaft die günstige Gelegenheit, die sich ihr hin und wieder bot, ebenfalls die Reichsstandschaft zu erlangen, unbenützt vorüber gehen ließ. Dagegen zeigt sich in dem Punkte wiederum eine Uebereinstimmung zwischen dem deutschen Reichstage und dem englischen Parlamente, daß die Zahl der Städte, welche Abgeordnete zu senden hatten, stereotyp wurde. In Deutschland lag auch davon der Grund hauptsächlich in der Ausbildung der Landeshoheit, da eine Territorialstadt nicht füglich Reichsstadt werden konnte, in England brachten die durch die Revolution vom Jahre 1688 neu begründenden Verhältnisse es also mit sich. Eine ganz andere Erscheinung bietet im Vergleiche zu Deutschland und England ein anderer germanischer Staat, Frankreich, dar, wo sich das städtische Element überhaupt nicht in dem Maaße, wie dort entwickelt hat. Frankreich selbst bestand aus einer Mehrzahl ganz verschiedener Provinzen, in welchen sich besonders in den Zeiten der letzten Karolinger ein sehr unabhängiger Adel entwickelt hatte. Frühzeitig trachteten nun zwar die Könige aus dem Hause Capet und Valois, diese Macht des Adels zu brechen und bedienten sich dazu auch der Städte; namentlich that dieß Philipp II. August, der hierin ein leitendes Prinzip seiner Regierung aufstellte, wie er sich in einer der Stadt Rheims verliehenen Urkunde (1182) ausdrückt: Ad regiam pertinere dignoscitur dignitatem, libertates et jura civitatum integra et illibata

propensius conservare et consuetudines ab antiquo statutas. Allein dieß Verfahren der Könige gelang nur selten, am meisten noch in Flandern (vrgl. Warnkönig, flandr. Staats- u. Rechtsgeschichte). Zu einer eigentlichen Blüthe konnten überhaupt nur die nordfranzösischen Städte emporkommen, einen Antheil an den Reichstagen, wie in England und Deutschland, haben sie aber nie erhalten. Allerdings hätte man glauben sollen, daß die Finanznoth einzelner Könige vielleicht dazu beygetragen haben würde, den politischen Einfluß der Städte zu heben; aber auch dieß geschah nicht, sondern im Gegentheil Ludwig XIV. erfand ein Mittel, sich auf Kosten der Städte zu helfen, indem er durch ein Edict vom Jahre 1692 alle städtischen Beamtenstellen für erkäuflich erklärte. Um aus diesem erniedrigenden Verhältnisse herauszutreten, verwendeten allein die provençalischen Städte bis zum Jahre 1771 die Summe von 12,500,000 Livres und verschafften auf diese Weise dem Könige ein neues Einkommen. (Vergl. Raynouard, Hist. des municipalités en France, ein mit französischer Lebendigkeit, Gründlichkeit und Ungründlichkeit geschriebenes, aber doch sehr interessantes Werk.)

In allen diesen Reichen ist nun aber die christlich-germanische Verfassung in Verfall gerathen; in Deutschland erstarb sie nach langem Siechthume, in Frankreich wurde sie durch eine blutige Revolution umgestürzt, in England steht zwar noch das baufällige Gebäude, aber es schwankt, da eine Mehrzahl von Grundpfeilern desselben zertrümmert sind. Der Entwicklungsgang dieser Verhältnisse, besonders da in England hierbey besonders die Bedeutung der Städte in Betracht zu ziehen ist, giebt den Stoff zu manchem Vergleich und Gegensatz. In Frankreich hat die Zertrümmerung der germanischen Verfassung von oben herab begonnen, indem der König, insonderheit Ludwig XIV. das wichtige Glied jener Verfassung, den Adel, in seiner eigentlichen Bedeutung vernichtete. Ludwig XIV. war ein Despot, er regierte mit einer Willkühr, welcher sonst nach den Prinzipien der christlich-germanischen Verfassung mancherley Schranken im Wege standen, die aber in Frankreich schon durch die Kämpfe der Fronde umgeworfen worden waren. Ganz ähnlich verfuhren in England die Könige aus dem Hause Tudor, welche in der Benützung des städtischen Elements das Mittel zu gleichem Zwecke, zur Minderung der Macht des Adels fanden. Ihnen folgten darin die Stuarts, bis diese fortschreitend auf der Bahn des Absolutismus auch vernichtend gegen die Städte auftraten. Eben dieß hat hauptsächlich ihren Sturz befördert, mit welchem zugleich aber auch eine solche Beschränkung der königlichen Macht eintrat, wie sie nach den Grundsätzen der germanischen Verfassung nicht zulässig war. Es war nicht bloß die Vorsicht und Klugheit Wilhelms III., die ihn in vielen Stücken nachgeben hieß, (Vol. III. p. 1843.), sondern es zeigte sich gleich beym Zusammentritte des sogenannten Conventions-Parlaments, wer der Sieger in der englischen Revolution vom Jahre 1688 war. Dieß war der Adel, der von nun an auch der eigentliche Regent des Landes wurde. In dieser wichtigen Stellung konnte sich aber der Adel nur behaupten durch einen unbedingten Einfluß auf die Besetzung der Stellen im Unterhause.

Es mußte daher nicht nur das bisherige System der Parlamentswahl in allen Stücken aufrecht erhalten werden, sondern jetzt erst begann das Erkaufen der Stimmen, das Bestechungswesen bey den Wahlen und die auffallendsten Mißbräuche wurden fast zur gesetzlichen Norm erhoben. Wenn daher auch eine Stadt ganz und gar verfiel, ganz und gar zu einem sogenannten rotten Borough herabsank, so mußte dieser rotten Borough dennoch zwey Mitglieder ins Parlament senden, während große Städte, wie Manchester und Birmingham nicht darin repräsentirt wurden, weil sie zur Zeit Karls II. und Jakobs II. noch keine parlamentari-

schen Boroughs gewesen waren. So wurde also die Zahl der Städte, die zum Parlamente Abgeordnete zu schicken hatte, in England stereotyp. Während seit der Zeit von Heinrich VIII. bis auf Karl II. nicht weniger als zweyhundert neue parlamentarische Boroughs creirt wurden (Vol. II. p. 1009), so ist von da ab, bis zur Reformbill keine einzige Stadt mit solchen Rechten bekleidet worden. Haben die Tudors, und (anfänglich) auch die Stuarts unstreitig zu viel in diesem Stücke gethan, so läßt sich auf der andern Seite doch nicht leugnen, daß die englische Verfassung eine sehr wichtige Bedingung ihrer weiteren historischen Fortbildung dadurch verloren hat, daß niemals mehr neue Städte berufen wurden, daß alle Vorstellungen der Art, wie einst Chester sie zur Zeit Heinrichs VIII. gemacht hatte (s. oben Seite 1018) unbeachtet blieben, kurz, daß Alles auf dem Puncte bleiben mußte, wie es sich ihm Jahre 1688 gestaltet hatte. Die Mißstände davon waren denn auch zu klar und zu fühlbar, als daß nicht jeder Unbefangene sie hätte eingestehen müßen. So sollte es nicht seyn, allein wo gab es ein Hülfsmittel? Die königliche Prärogative, neue parlamentarische Boroughs zu creiren, war verschwunden, und so glauben wir nicht zuviel zu behaupten, wenn wir sagen, es gab kein eigentlich legitimes Hülfsmittel. Scheinbar hat man geholfen, aber wodurch?! Dadurch, daß man zu dem ganz revolutionären Grundsatze der Omnipotenz des Parlaments, von dem Blackstone nach de Lolme sagt: es könne Alles, nur nicht einen Mann zu einem Weibe und ein Weib zu einem Manne machen, (Comment. Vol. I. p. 161) seine Zuflucht nahm und mit großer Willkühr den Besitzstand verletzte; aber nachdem dieß vor sich gegangen war und wichtige Grundsätze der englischen Verfassung allerhand modernen Theorien zu Liebe aufgeopfert worden waren, wurde man doch inne, daß der mit der sogenannten Reform beabsichtigte Zweck nur sehr unvollkommen erreicht sey, da in den meisten Städten die Select Bodies unter dem Einfluße der Aristokratie standen. Folglich mußte nun auch an die städtischen Verfassungen Hand angelegt werden. Dieß konnte aber nicht eilig genug geschehen; schnell wurde eine Commission niedergesetzt, und mit Vollmachten versehen, deren Rechtmäßigkeit sich noch sehr in Zweifel ziehen läßt (vrgl. Quarterly Review. Vol. 54. p. 232. und Blackwood, Edinbourgh Magazine N. 250. p. 226.), um den Zustand der Municipalverfassungen Englands bis ins Detail zu prüfen.

(Schluß folgt.)

---

1) Ueber den Einfluß der Vertheilung des Grundeigenthums auf das Volks- und Staatsleben. Von Dr. C. W. Ch. Schütz, Privatdocenten in Tübingen. Stuttgart und Tübingen 1836. 8. 130 Seiten.

2) British and Foreign Review or European Quarterly Journal. Nro. VI. October 1836. Art. IV. p. 375 — 400. The State and Tendency of Property in France. (Ueber den gegenwärtigen und künftigen Zustand des Grundeigenthums in Frankreich.)

---

Wir nehmen hier die Betrachtung eines Gegenstandes wieder auf, den wir bereits in einem früheren Blatte (Nr. 47) dieses Jahrgangs, bey Gelegenheit der Anzeige von Bülau's Staatswirthschaft, besprochen haben: die Theilung des Grundeigenthums und die Zerstückelung des Bodens.

Der Verfasser der deutschen Schrift (deren kurze Beurtheilung uns als Einleitung zu den lehrreichen Thatsachen dienen mag, die wir aus dem englischen Aufsatz mitzutheilen gedenken) giebt uns eine etwas ins Breite gehende Zusammenstellung der bekannten Bemerkungen über große und kleine Güter, freye und beschränkte Verkäuflichkeit, Abrundung und Zerstückelung der Grundstücke und

fügt am Ende den Rath bey: freye Gütertheilbarkeit zu gestatten und nur dann Beschränkung eintreten zu lassen, wenn die Vertheilung allgemein zu weit geht. Die Beschränkung sey nothwendig, um „durch einen Kern der Bürgerschaft ein freyes und festes Gemeindeleben und dadurch ein freyes und festes Staatsleben zu erhalten;“ sie müsse aber auf möglichst gelinde, mit den Interessen der Einzelnen möglichst übereinstimmende und ihre Freyheit möglichst wenig beeinträchtigende Weise geschehen (S. 161). Dem zu Folge verlangt er dann (S. 162), daß, wenn es nöthig, sich „eine gewisse Anzahl von Gutsbesitzern für die Untheilbarkeit ihrer Güter zu erklären habe, während der Rest des Bodens dem ganz freyen Verkehr überlassen, doch so, daß wenn auch eine allzugroße den Ackerbau hindernde Zersplitterung der einzelnen Stücke einreißen würde, auch die weitere Vertheilung der einzelnen Stücke untersagt würde.“ Als Normalmaß der gebundenen Güter, das man aber auch nicht viel überschreiten lassen dürfe (S. 164), soll der Gutscomplex gelten, auf dem sich eine Familie mehr als nothdürftig zu ernähren vermag. Für solche Güter sollen übrigens (S. 163) die Vorzüge des Erstgeburtsrechts mit billiger Rücksicht auf die nachgebornen Kinder geregelt werden.

Aber wenn dieß der wünschenswerthe Zustand ist, mit welchem man im Interesse des Ganzen der rücksichtslosen Zersplitterung des Grundeigenthums auf gesetzlichem Wege Einhalt thun kann und muß, so haben wir einen ganz andern Rath. Wer sieht nämlich nicht auf den ersten Blick, daß der Verfasser gerade solche Einrichtungen zur Abhülfe des Uebels zu weit gehender Theilung des Grundbesitzes empfiehlt, wie sie gegenwärtig schon in der Gebundenheit der meisten Bauerngüter neben walzenden Grundstücken bey weitem im größern Theile von Deutschland bestehen? Statt daher diesen, das Fortkommen der Familie und „das Gemeindeleben“ sichernden Zustand, das Werk alter Vorsicht und Weisheit, zu stören und was im Interesse des Ganzen eingerichtet ist, dem rohen und unwissenden Eigennutz der Einzelnen in die Hand zu geben, möchte es um ein Gutes einfacher seyn, die freye Verkäuflichkeit des Bodens, wie bisher, so auch fernerhin nur in der Nähe von Städten zu gestatten, wo der Landbau mit dem Spaten allein lohnt, und dem Kleinbesitzer sich Nebenverdienst genug darbietet; da aber, wo der Landmann mit seinem Unterhalt ganz auf den Landbau angewiesen ist, den jetzigen Zustand der Gebundenheit im Ganzen zu erhalten und nur diejenigen Aenderungen in demselben zu begünstigen, welche das Interesse des Ganzen wie des Einzelnen zugleich fördern. Hierunter rechnen wir vor Allem die Arrondirung der Güter, die gerade nur da denkbar ist, wo die Gebundenheit des Besitzes die Zusammenlegung der zerstreuten Grundstücke wünschenswerth macht, während bey freyer Verkäuflichkeit Jeder hierin einen Nachtheil finden und wünschen wird, seinen Grundbesitz in vielen Parzellen in der ganzen Flur zerstreut zu haben, damit jedes einzelne Grundstück möglichst viele Käufer finde. Unter dieser Beschränkung lieber die bestehende Gebundenheit beyzubehalten, als später, wenn die empfohlene Freygebung des Güterhandels üble Wirkungen äußert, doch nur eben denselben Zustand, so gut es gehen mag, wieder herzustellen, rathen indeß noch einige Umstände, die, wie in andern Schriften über Gütertheilung, so auch von dem Verf. der vorliegenden deutschen Arbeit, übersehen worden. Jetzt hat man Güter von der verschiedensten Größe, wie sie das Bedürfniß und die Kaufkraft der Kauflustigen erheischt; giebt man die Verkäuflichkeit in Stücken bis zu einem Minimum zu, so hat man blos noch gebundene Güter von der Größe des Minimums. (Vollends dann, wenn man dem Rath des Hrn. Dr. Schütz folgt, dieses Minimum nicht viel überschreiten zu lassen!!) Jetzt sind die Wirthschaftsgebäude jedem Gutscomplex angemessen; erlaubt man den Wegverkauf von Grundstücken, so werden sie zu groß und bilden eine Last für den Besitzer.

(Fortsetzung folgt.)

# Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 28. December.

Nro. 259. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1836.



1) Ueber den Einfluß der Vertheilung des Grundeigenthums auf das Volks- und Staatsleben ꝛc.

2) British and Foreign Review or European Quarterly Journal.


---

(Fortsetzung.)

Der Hauptpunkt aber ist der, daß gegenwärtig Keiner sich beklagen kann, wenn er nur im Ganzen veräußern darf, was er als Ganzes erworben; denn wenn er es wohlfeiler abgeben muß, als er es in Stücken verkaufen könnte (was indeß seine Gränze hat, wie wir früher gezeigt haben, und wie sich unten aus französischen Erfahrungen bestätigen wird), so hatte er es ja auch wohlfeiler erworben, als es in einzelnen Parzellen möglich war. Nur derjenige erleidet eine Minderung seines Vermögenswerthes, der bey freyer Verkäuflichkeit des Bodens zusammengebrachte Güter nicht wieder in Stücken verkaufen darf; denn was er theuer erworben, findet forthin nur zu niedrigen Preisen Käufer. Führt daher die von den Meisten jetzt anempfohlene Freygebung des Handels mit Grundstücken einmal zu der fast eben so allgemein zugestandenen Nothwendigkeit der Wiederherstellung wenigstens einer Anzahl gebundener Güter von bestimmter Größe, so ist dann das neue Verbot des theilweisen Verkaufs der Grundstücke ein um so größerer Eingriff in das Vermögen der Betroffenen, als es gerade in jeder Gemeinde nur Einzelne sind, die man dem Zwang unterwirft, während die übrigen Besitzer von freyverkäuflichem Boden sich desto besser befinden, je mehr in Folge jener neuen Bindung das Ausgebot einzelner Grundstücke abnimmt.

Es ist übrigens den Vertheidigern der freyen Theilbarkeit des Bodens bey ihrem Rathe selbst nicht recht wohl zu Muth; sie zeigen durchweg wenig Vertrauen auf ihre Heilmittel, auf den Fall daß ihr neues Regime zum Siechthum führen sollte, und sind alle eher geneigt, andere Wirkungen von ihm zu erwarten, als die Zerstückelung der Grundstücke und die Verkleinerung des Grundbesitzes. Wirklich läßt sich auch denken, daß wenn einmal die Zerspitterung so weit gekommen, daß der Anbau der Bodenfleckchen gar nicht mehr lohnt, und die Besitzungen so klein geworden, daß keine Familie sich mehr auf ihnen nähren kann, das Zusammenkaufen der Parzellen und die Vereinigung der kleinen Gütchen in große wieder möglich würde; allein gerade bey dieser Folge verweilen sie nicht gerne, weil sie die übelste von allen wäre; denn nun schlüge ja die Maßregel, welche den allgemeinen Erwerb von Grundstücken erleichtern und die Zahl der Besitzer vermehren sollte, in ihr Gegentheil um und neben wenigen großen Grundeigenthümern bedeckte das Land eine Schaar vermögensloser Taglöhner; ein Zustand, den wohl kein umsichtiger Mann statt unserer jetzigen mittelgroßen und kleinen Bauerngüter neben einzelnen großen Besitzungen herbeywünschen wird. Im Ganzen tröstet man sich daher mit der Hoffnung, die Erwerblust aller Einzelnen und ihre Einsicht in den eigenen Vortheil werde schon von selbst das günstigste Maß der Güter erhalten und darauf hinwirken, daß zu große Be-

sitzungen zerschlagen, zu kleine in mäßige vereinigt, zerstückelte gehörig arrondirt würden.

Um nun über die Richtigkeit dieser Annahme zu entscheiden, müßte man Erfahrungen besitzen aus Ländern, wo der Verkauf des Bodens längere Zeit hindurch völlig frey gegeben war. Solche Erfahrungen bietet aber eben der obenangeführte englische Aufsatz aus Frankreich dar. Nach ihrer Erwägung werden wohl nur Wenige noch zweifeln, was auch bey uns von der Freygebung des Handels mit Grundstücken und von der Einsicht der Privaten in ihren eigenen Vortheil zu erwarten stände. Wir glauben daher den Lesern dieser Blätter einen Dienst zu erweisen, wenn wir den Hauptinhalt des Artikels (hier und da besser geordnet), unter Einfügung eigener Bemerkungen, hier mittheilen. Die Erwartungen und Vorschläge, welche sein Verfasser am Schlusse macht, werden uns dann noch Gelegenheit geben, einen Blick auf das System der grundherrlichen Abgaben zu werfen, das in Deutschland so weit verbreitet und so wenig verstanden ist.

In ganz Europa, außer England, wurde der große Grundbesitz, der durch das Lehenwesen entstanden, während der Entwickelung des heutigen bürgerlichen Wesens mehr und mehr verkleinert, und kam großentheils in die Hand der Bürgerlichen. In England begünstigen ihn die Sitten und die Institutionen und so hat er sich unter den Fortschritten der Freyheit erhalten. Auch in Gewerben und Handel hat dort der Charakter des Volks und die Eigenthümlichkeit seiner wirthschaftlichen Verhältnisse zur Anhäufung von Reichthümern geführt, die nicht weniger kolossal sind, als die Landgüter. Ein Baumwoll-Manufakturist versendet jährlich mehr Waare als ganz Mühlhausen, ein englisches Eisenwerk erzeugt im Durchschnitt zehnmal so viel als ein französisches, Whitbreads Brauerey liefert jährlich 300,000 Barrels (etwa 750,000 bayerische Eimer). Ein Marchand de nouveautés in London setzt jährlich für eine Million Pfund Sterling Waare um.*) Und so sehr entsprechen große Unternehmungen dem Geiste der Nation, daß die Ostindische Compagnie ein Land von 100 Millionen Einwohnern unter ihre Botmäßigkeit bringen und beherrschen konnte, ohne die Eifersucht der Staatsregierung zu erregen. Alle politischen, religiösen und industriellen Revolutionen Englands haben die Anhäufung des Reichthums begünstigt. Er entstand durch die Eroberung im eilften Jahrhundert, vermehrte sich durch Kirchenraub im sechzehnten und wuchs durch die Theilung der Gemeinheiten im achtzehnten**). Indem die Revolution von 1688 dem Parlament die höchste Gewalt in die Hand gab, bekleidete sie eigentlich die Aristokratie mit derselben. So kam noch die Macht zum Reichthum, der überdieß mit der Industrie anschwoll. Selbst die Pachter erwuchsen zu einer Aristokratie, wie die Verpachtung im Kleinen seltener wurde. Die kleinern Grundbesitzer und Pachter wurden Taglöhner, denen man entweder Almosen reichen, oder eine neue Welt zu erobern geben mußte, die Welt der Gewerbe und des Handels.

In Frankreich dagegen herrschte auch zur Zeit der großen Güter der Anbau des Bodens im Kleinen vor und lange vor 1789 begann die Zersplitterung der großen Güter in Folge der Verschwendung des Adels. Dieß bedauert schon Arthur

---

*) Seit einigen Jahren beginnen indeß in Paris, zunächst in diesem Handelszweig, die Hotels eben so die Magazins zu verdrängen, wie von den letztern die Boutiques verschlungen worden. Der Marchand de nouveautés Delisle zahlt jährlich 25,000 Frcs. Miethe und setzt für 6 Mill. Frcs. Waare um.

**) Fürs erste darum, weil die Gemeinheiten nach dem Maßstab des Grundbesitzes vertheilt wurden und dann, weil die kleinen Besitzer und Häusler, die nur wenig erhielten, mit dem Weidetrieb die Möglichkeit verloren, Vieh zu halten uud nun ihre Ackerstücke zu verkaufen gezwungen waren; wozu noch der Umstand beytrug, daß wer selbst Grundstücke besaß, nicht gerne als Pächter genommen wurde.

Young, da er nirgend weniger Armuth fand, als wo große Güter bestanden. Die Revolution wirkte wie eine Eroberung und neue Vertheilung des Bodens. Boden, an 2000 Millionen Frcs. werth, wurde in 420,000 Stücken verkauft, die jetzt gegen 4 — 5 Millionen Parcellen betragen. Im Allgemeinen darf man behaupten, daß sich jetzt die große Zahl der Landbewohner in Frankreich besser befindet, als vor 1789; aber die Folgen der fortschreitenden Verkleinerung der Besitzungen und der Zerstückelung der Grundstücke werden immer bedenklicher. Die Beschränkung des freydisponibeln Theils des Grundbesitzes auf ein Viertel hat mehr als Hinderniß der Zusammenhaltung, denn als Hemmniß der Theilung der Güter gewirkt. Auch hat die gleiche Erbtheilung weniger Nachtheil in einem Lande, wo die Familien so wenig Kinder haben wie in Frankreich. Die Hauptsache ist, daß der Geist der Nation dem großen Grundbesitz feind ist, weßhalb denn die Napoleonischen Majorate, sammt den Substitutionen Carls X. im Jahre 1830 rasch verschwanden. Große Güter hatten sich wohl während der Restauration in der Hand der entschädigten Emigrirten gebildet; allein neben ihnen nahm die Zerstückelung noch mehr zu. Ein Grund ist auch der Mangel an reichen Kapitalisten. In England macht der große Reichthum so Vieler Güter von 3 — 600 Acres leicht verkäuflich und bey einem Verkauf in Theilen giebt man die Stücke selten unter 50 Acres, was in Frankreich schon ein mittelmäßig großes Gut bildet. Hier findet man für große Güter zu wenig zahlungsfähige Liebhaber und muß sie daher in kleinen Stücken den kleinen Kapitalisten zugänglich machen. Auch verwendet der Bauer jedes kleine Ersparniß lieber auf Zukauf eines Fleckchens Boden als auf Verbesserung der Felder, die er schon besitzt. Diese Sucht, etwas Land zu besitzen, hat in der Revolution die Chaudronniers zur Güterdismembrirung und zum Verkauf der Materialien der demolirten Schlösser im Großen veranlaßt. Allmählich warfen sich Bankiers, Agenten, Notare, Advokaten, kleine Zinswucherer und reichere Bauern auch auf die Mittelgüter und erst seit ein paar Jahren läßt die Wuth der Zerstückelung etwas nach. Aber noch jetzt nennt das Volk solche Unternehmer von Gutsdismembrationen „die schwarze Bande“. Indem die immer weiter gehende Zerstückelung den Boden immer mehr Käufern zugänglich machte, stieg allmählich der Werth desselben bis auf's Hundertfache des Reinertrags, was denn freylich nur der geben kann, der seine eigene Arbeit nicht anschlägt. Im Departement de la Creuse wandern alljährlich gegen 25000 junge Leute als Bauarbeiter nach Paris und die 200 Frcs., die Einer im Durchschnitt zurückbringt, wendet er gleich auf den Kauf eines kleinen Grundstücks. Auch die Bürger von Städten, wo Gewerb und Handel geht, legen ihr Ersparniß gerne in Land an. Werden kleine Güter in Erbschaften getheilt, so geschieht selten ein Abkauf einzelner Interessenten mit Geld, sondern in der Regel verlangt Jeder seinen Antheil von jedem Stück in Natur. So wirkt das Gesetz der Gleichheit, wenn Unwissenheit und Selbstsucht es auslegen. Heyrathen ergänzen wohl das Vermögen, nicht aber die Güter.

(Fortsetzung folgt.)

1. The History of the Boroughs and Municipal Corporations of the united Kingdom from the earliest to the present time: etc.
2. First Report of the Commissioners appointed to inquire into the Municipal Corporations of England and Wales. 1835.

(Schluß.)

Die Sache hatte indessen doch zu große Eile, als daß man hier das reichhaltige Material, welches man vorfand, zu einem wahrhaft würdigen Resul-

tate hätten verarbeiten können. Es mußte vor allen Dingen berichtet werden, damit die von der radicalen Partey, der die Minister als Werkzeuge dienen mußten, aufgestellten Principien schnell verwirklicht werden konnten. Dieß ist denn auch geschehen; man hat die bisherigen städtischen Verfassungen ganz und gar umgeändert, indem hauptsächlich das numerische Verhältniß der Einwohner zur Richtschnur für diese neuen Anordnungen gedient hat. Der Report selbst hat im gegenwärtigen Augenblicke, da die städtischen Verhältnisse bereits durch eine Parlamentsacte völlig umgewandelt worden, keine praktische Bedeutung mehr. Es umfaßt derselbe im Ganzen 3072 Folioseiten, wovon die 49 ersten für die eigentliche Berichterstattung bestimmt sind, woran sich dann zunächst einige statistische Tabellen über die verschiedene Verfassung der einzelnen Städte und ihre Population anschließen. Diese Tabellen sind angefertigt nach einer Eintheilung, welche die mit der Prüfung dieser Verhältnisse beauftragten Commissarien unter sich gemacht hatten. Zu diesem Zwecke war England in neun meistentheils nach den Weltgegenden benannte Bezirke (Circuits) getheilt worden; unter diesen bildete London einen eigenen District (London-Circuit), eben so auch die nächste Umgegend der Hauptstadt (Home-Circuit). Die Zahl der Commissarien belief sich auf zwanzig, unter ihnen befand sich auch Sir Francis Palgrave, als Schriftsteller bekannt, der in einer eignen Abhandlung unter dem Titel: Observations on the Principles to be adopted in the Establishment of New Municipalities, the Reform of Ancient Corporations and the Cheap Administration of of Justice — durch seine Abneigung gegen die städtischen Corporationen sich besonders zu jenem Geschäfte qualificirt zu haben schien. Allerdings traf dieß in so fern zu, als Sir Fr. Palgrave wegen seiner wissenschaftlichen Erudition vielleicht allein unter jenen Commissarien zu einem hinlänglichen Urtheil über diese Verhältnisse fähig war. Das Urtheil nun, welches er auf Grund seiner Prüfungen gefällt hat, ist aber dahin gegangen, daß die Commission bey ihrem ganzen Report im höchsten Grade willkührlich und oft sehr ungenau verfahren ist, so daß er sich veranlaßt fand, einen besondern Protest gegen den Report einzulegen, der (80 Folioseiten stark) ebenfalls auf Befehl des Parlaments gedruckt worden ist. Allein dieser Protest hat Nichts gefruchtet, und man hat auf eine revolutionäre Weise die ganze bisherige englische Städte-Verfassung umgeworfen, und eine andere an die Stelle gesetzt, über deren Wirkungen einige wohl zu beherzigende Worte in Blackwood's Edinbourgh Magazine Nr. 251. p. 307. nachgelesen zu werden verdienen. So läßt sich denn überhaupt nicht läugnen, daß man den Ausspruch Burleighs zu bewahrheiten angefangen hat: „England kann nicht anders als durch das Parlament zu Grunde gerichtet werden.“

Zum Schluße aber möge noch ein Blick auf den Report oder vielmehr auf seine Anhänge geworfen werden, um sie zu beurtheilen, in wiefern sie einen wissenschaftlichen Werth darbieten. Wir können nicht läugnen, wäre eine solche Commission, die dießmal durch radikale Partheyzwecke veranlaßt wurde, niedergesetzt worden, um die städtischen Verfassungen Englands zu einem wissenschaftlichen Zwecke zu prüfen, so müßte man dieß für sehr erfreulich gehalten haben. In diesem Falle wäre man vielleicht auch etwas anders bey der Anordnung der einzelnen dabey in Betracht zu ziehenden Gegenstände verfahren, und hätte auch wohl Urkunden selbst mit aufgenommen. Dieß ist nun freylich nicht geschehen, und so haben wir uns denn auch in unsrer früher schon (Bd. 2. S. 68) ausgedrückten Erwartung, in diesen Anhängen zu dem First Report die wichtige Urkunde Heinrichs VI. für die Stadt Kingston upon Hull zu finden, getäuscht gesehen. Indessen enthalten doch die, fünf Bände bildenden Anhänge ein überaus schätzbares Material, welches, wenn man es an Ort und Stelle in Verbindung mit dem Buche von Merewether und Stephens benützen könnte, äußerst brauchbar für eine vollständige und gründliche Bearbeitung der Geschichte der englischen Städteverfassung seyn würde.

Phillips.

# Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 29. December.

Nro. 260. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1836.



1) Ueber den Einfluß der Vertheilung des Grundeigenthums auf das Volks- und Staatsleben ꝛc.

2) British and Foreign Review or European Quarterly Journal.


---

(Fortsetzung.)

Der Vereinigung des zerstückelten Bodens steht der hohe Werth der einzelnen Stücke entgegen, der besonders daher rührt, daß Jeder seinen Nachbar hindern kann, sein Grundstück zu vergrößern. Einzelne Stücke kann Jeder kaufen, Keiner, mit aller Beharrlichkeit, mehr ein großes Gut arrondiren, weil ihm alsbald ungeheure Preise gemacht werden, sobald man seinen Wunsch wahrnimmt*).

Dazu kommt, daß wo auch große Güter bestehen, man sie doch häufiger im Kleinen verpachtet, als im Großen. Der Kleinpächter bietet höheren Pachtzins und dieser giebt dem Gut höhern Kaufwerth. Die Verschlechterung des Bodens und die Unsicherheit der Rente wird dabey zu wenig bedacht. Auch die Notare begünstigen mehr die Verpachtung im Kleinen, weil sie ihnen mehr Gebühren einträgt. Selbst die ehedem so wohl bebaute la Beauce in der Nähe der Hauptstadt ist jetzt mit ärmlichen Kleinpächtern bedeckt.

Bereits im Jahre 1826 bewies der Minister Villèle der Pärskammer, daß von 1815 — 1825 die Zahl der Steuerquoten über 1000 Fr. um $\frac{1}{3}$, die von 1000 — 500 um $\frac{1}{4}$, die Quoten zwischen 500 und 100 Fr. um $\frac{1}{5}$ abgenommen, dagegen die Zahl der Quoten unter 20 Frcs. um $\frac{1}{7}$ zugenommen habe. Im Jahre 1827 gab es nur mehr 40,000 Wähler in Frankreich, die 500 Fr. Steuer zahlten. Im Jahre 1815 gab es mit Inbegriff der Häuser 10 Millionen Steuerquoten (Cotes foncieres); 1833: 10,896,682. Nach den statistischen Documenten des Handelsministers*) beträgt das steuerbare Land 49,863,609 Hectares, die vertheilt sind in 123,360,338 Stücke und 10,896,683 Steuerposten bilden; jede Steuerquote hat also 12 Parcellen und eine Parcelle im Durchschnitt 40 Ares (etwa $1\frac{1}{3}$ bayerische Morgen). Allein bedenkt man, daß dieß die Mittelgröße eines Stückes ist, so läßt sich leicht bemessen, daß sehr viele weit kleinere vorhanden seyn müssen. Dieß lehren schon die Verkaufsanzeigen. Im Juny und Julyheft des Journal des Petites Affiches finden sich aus dem Departement de la Seine 15 Steuerposten verkauft, deren größter 17 Ares ($\frac{1}{2}$ Morgen), einer nur 1,02 Ares ($\frac{3}{100}$ Morgen). Im Departement de l'Aisne ist das Gut eines Minorennen von etwa 30 Morgen in 34 Stücken ausgeboten, von denen einige 25 — 6

---

*) Nichts beweist mehr die Gedankenlosigkeit, mit welcher manche Leute Modelehren nachbeten, als die gleichzeitige Anerkennung der Vortheilhaftigkeit der Arrondirung und der völlig freyen Zerstückelung der Grundstücke. Wir haben früher schon aus allgemeinen Gründen auf diesen Widerspruch aufmerksam gemacht und hier findet sich nun die thatsächliche Bestättigung unserer Behauptung.

*) Documens statistiques sur la France. Publiés par le ministre du commerce. 1835. Paris.

Frcs. Werth haben. Auf dem Weg von Paris nach St. Germain schneidet die projektirte Eisenbahn auf 13,948 Metres 1502 Parcellen, die 998 Besitzern gehören, so daß auf 1 Stück nicht 9 Metres kommen. Welche Hindernisse muß dieß jedem großen gemeinnützlichen Unternehmen in den Weg legen, besonders da diese Kleinbesitzer meist ohne Bildung und Einsicht in ihre wahren und dauernden Interessen sind. Diese excessive Zerstückelung ist übrigens nicht Folge des höhern Preises der kleineren Stücke. Denn auch in der Umgegend von Paris gilt der Boden am meisten, wo noch im Durchschnitt die größten Parcellen sind (so in den Gemeinden les Batignolles und Clichy), am wenigsten in Colombes, Nanterre und Chatou, wo 4, 7 und 8 Ares ($\frac{1}{8}$ — $\frac{1}{4}$ Morgen) die mittlere Größe der Grundstücke sind*). Nicht weniger getheilt ist der Boden in andern Departements. So macht in den Gemeinden das Departement du Var schon eine Grundsteuer von 15 Centimes wahlfähig, was ein Eigenthum von 60 — 80 Fr. Werth voraussetzt. In der größern Zahl der Gemeinden unter 500 Einwohner ist der Durchschnitt des Municipal-Wahlcensus 2 Fr. 75 C.**); was mögen dann erst die kleineren Steuerposten betragen? Um indeß das Ideal der Zerstückelung des Bodens zu sehen, braucht man nicht über das Weichbild von Paris hinauszugehen; schon in Argenteuil, 3 Stunden von Paris findet es sich ausgeführt. Diese Gemeinde bildet eine kleine Stadt, ohne Wirthschaftsgebäude, ohne Pflug; alle Morgen ziehen die Einwohner mit dem Spaten auf's Feld, das von ferne wie ein Kleid aus tausend Fleckchen und Streifen erscheint. Wein, Kraut, Kartoffeln wird durcheinander gebaut und Jeder hindert den Andern an der Zusammenlegung seiner Grundstücke. Gemeinsame Fußwege würden zu viel Land kosten; lieber gestattet Jeder seinen Nachbarn das Recht, in jeder Richtung über sein bebautes Feld zu gehen! Die 1550 Hectares der Gemeinde sind in 38,835 Parcellen getheilt, wobey also der Durchschnitt $\frac{1}{8}$ Morgen ist. Darunter sind aber

| | | | | | | | | |
|---|---|---|---|---|---|---|---|---|
| 492 | Stücke | von | 70 | Centiares *) | mit | 62 | Cent. | Ertrag |
| 491 | „ | „ | 40 | „ | „ | 21 | „ | „ |
| 1525 | „ | „ | 25 | „ | „ | 5 | „ | „ |
| 1526 | „ | „ | 45 | „ | „ | 9 | „ | „ |
| 1561 | „ | „ | 70 | „ | „ | 6 | „ | „ |
| 2534 | „ | „ | 62 | „ | „ | 32 | „ | „ |

Ein solches Stück von 5 Cts. Ertrag, also von wenig über 4 Frc. Werth, giebt wohl nicht über 1 Cts. Steuer; allein die Notiz, welche der Steuereinnehmer am Anfang des Finanzjahrs jedem Steuerpflichtigen zufertigt, kostet 5 Cts. Gebühr, also mehr als den ganzen Ertrag des Grundstücks nach Abzug der Steuer!

Bey solcher Zerstückelung wird es unmöglich, den Uebergang des Bodens von einem Besitzer an einen andern ordentlich zu verbriefen; die Gerichtstaxen würden seinen Werth verschlingen. Nur außergerichtliche Contracte sind über den Besitzwechsel möglich, die keine Sicherheit gewähren. Das Eigenthum fällt zurück in eine Art Naturzustand, wo der gute Glaube des Käufers und Verkäufers den einzigen Besitztitel bildet. Um dieß an einem Beyspiel einzusehen, nehme man an, 4 Ares (die durch-

*) Auch diese Thatsache läßt sich bereits aus der allgemeinen Betrachtung des Interesses der Grundbesitzer voraussehen und so haben wir schon in Nro. 47 und 48 gezeigt, daß die Zerstückelung zu einem Punkte führen muß, wo der Werth der durcheinandergeworfenen Fleckchen Land wieder sinkt gegen den Werth größerer Stücke und es muß die Differenz um so auffallender werden, je mehr die Zusammenlegung eines mäßigen Grundstücks erschwert ist, je besser sich also diejenigen befinden, denen die angemessenene Größe ihrer Felder den Landbau erleichtert und wohlfeiler macht.

**) Compte-rendu au Roi, sur les Elections Municipales par le Min. de l'Inter. 1834.

*) 1 Ar ist etwa gleich $\frac{1}{100}$ bayer. Morgen.

schnittliche Größe eines Grundstückes in Argenteuil) werden zu 200 Frcs verkauft, so hat der Käufer zu zahlen:

| | |
|---|---|
| Droits d'enregistrement | 12 Fr. 10 Cts. |
| Honoraires de notaires, Stempel ꝛc. | 11 „ 50 „ |
| Transcription du greffe des hypothèques | 19 „ — „ |
| Purge d'hypothèque | 80 „ — „ |
| Im Ganzen also | 122 „ 60 „ |

Wird dann das Grundstück vielleicht von einer Wittwe verkauft, die mit einem Minorennen gemeinsam besitzt, so ist eine Ratification nöthig, die 12 Frcs. kostet; oder verkauft ein Ehemann ein Grundstück seiner Frau, so muß ihm diese procuration en minute ausstellen, die ebenfalls 12 Frc. kostet. Alle diese Verhandlungen und Documente sind gleich nothwendig, das Grundstück mag 25 Centiares groß, und 10 Fr. werth seyn, oder 500 Hectares betragen und 1 Mill. Fr. gelten, und alle kosten in allen Fällen gleich viel, mit alleiniger Ausnahme der Einregistrirung, deren Gebühr sich nach dem Kaufwerth richtet!

Kein Wunder, daß man in der Gemeinde Argenteuil lange Jahre hindurch alle Erbtheilungen und Verkäufe auf dem Privatwege (à l'aimable) vornahm, wobey vom neuen Besitzer öffentlich keine weitere Notiz genommen wurde, als daß sein Name statt des vorigen in die Steuerliste kam. In seiner Unwissenheit hielt er sich dadurch für gesichert; eigentlich war aber sein einziger Schutz gegen Betrug die allgemeine Kenntniß, welche die tausend Gemeindemitglieder von allen einzelnen Vorgängen in der Gemeinde hatten. Als unter der Restauration diese Umgehung der Gerichtstaxen bekannt wurde, erschien ein Beamter zur Eintreibung der seit 20 Jahren angefallenen Gebühren; er wurde aber mit Steinwürfen fortgetrieben. Die Verwaltung mußte nachgeben, und jetzt begnügt man sich, daß die Besitzänderung unter Beyziehung eines Notars, gegen Zahlung der Einregistrirungs-Gebühr geschehe; — die Hypotheken-Verhandlungen unterbleiben, wegen der hohen Gebühren. Aber eben dieß erhält jeden Käufer 30 Jahre lang in beständiger Unsicherheit!

Diese übertriebene Zerstückelung des Bodens hat in der Gemeinde Argenteuil wohl seit 20 Jahren die Bevölkerung stationär erhalten (4500 Seelen); allein die Nähe von Paris bietet manche Vortheile, welche die sonst nothwendig werdenden übeln Folgen des Kleinbesitzes aufheben. Der Stadtdünger dient zur Verbesserung der Felder; Obst und Wein findet in der Stadt rasch Absatz; an Gelegenheit zu Nebenarbeiten fehlt es nicht. So wird es möglich, daß eine Famile auf 1 — 2 Arpens (in 20 — 30 Stücken) eigenen und 1 Arpent gepachteten Feldes auskommt.

Wo Nebenarbeiten und Pachtstücke fehlen, verarmt eine Gemeinde bey solcher Theilung des Bodens. So findet es sich im Dorfe Crosville im Departement de l'Eure. Hier ist der Nebenerwerb blos der Bettel, den Anfangs nur die Aermsten, später Alle betrieben, so daß jetzt die Bewohner des Dorfes von Zigeunern sich nur durch den festen Wohnsitz unterscheiden. Sie verzichten auf die Ehe und leben in Gemeinschaft der Geschlechter; die Kinder werden gemeinsam ernährt und zur Mitversorgung der Colonie auf den Bettel getrieben. Wer heirathet, wird als Abtrünniger geprügelt: denn mit Recht erscheint ihnen das häusliche Band als Haupthinderniß des Vagabundenlebens. Solche oder ähnliche Verwilderung muß überall eintreten, wo es bey unbeschränkter Vertheilung des Bodens an Nebenerwerb fehlt. Auch Irland lehrt dieß. *)

*) Einige Thatsachen aus dem First. Report from H. M. Commissioners for inquiring into the condition of the poorer Classes in Ireland. 8. July 1835 würden darthun, daß es dort hie und da nicht viel besser steht; wir versparen aber deren Anführung auf eine andere Gelegenheit.

Uebrigens darf man nicht übersehen, daß in einem so demokratisch gesinnten Volke, wie die Franzosen, die Vermehrung der Grundbesitzer eine wichtige Garantie für die Wiederherstellung und Erhaltung der Ordnung bot; so wie, daß es dort an andern sichern Gelegenheiten fehlt, Ersparnisse anzulegen. England ist bedeckt mit Sparkassen, Banken und Fabriken, Eisenwerken, Handels-Unternehmungen, an denen man als Actionär Theil nehmen kann; reicht seine eigene Staatsschuld nicht aus, so ist London der Weltmarkt für den Papierhandel. All dieß fehlt in Frankreich; oder der Landmann mißtraut doch. Die französische Bank hat nur an zwey Orten Zweigbanken, die Sparkassen enthalten nicht über 80 Mill. Frcs., die bereits das Bedürfniß der Regierung übersteigen; das Kapital der Städte genügt überall dem beschränkten Gewerb und Handel; die Staatsschuld ist ganz in Pariser Händen: was sollten also die Landbewohner mit ihren Ersparnissen anfangen? Ueberdieß ist es nicht genug, daß Credit, Fabrikation, und Handel sich allmählig über das Land verbreiten: der Landwirth muß auch im Stande seyn, die Vortheile zu würdigen, die sie ihm darbieten; was erst dann eintritt, wenn eine bessere Erziehung mehr Schulbildung in den Dörfern verbreitet, und den selbstsüchtigen isolirten Landmann überzeugt, daß auch er nur durch Vereinigung mit Andern seinem Besitz den höchsten Werth zu geben vermöge.

Sieht man überhaupt ab von den üblen Folgen, die sich zu zeigen anfangen, so läßt sich nicht läugnen, daß der französische Landmann in Folge des leichten Erwerbs von Grunstücken, seit den achtziger Jahren des vorigen Jahrhunderts fleißiger, sparsamer, auch wohlhabender geworden ist; aber der Abweg steht offen, und ist wie gezeigt, an vielen Orten schon betreten. Dabey sieht man bald ein, daß es eigentlich nicht sowohl die Verkleinerung des Besitzes, als vielmehr die Bewirthschaftung des Bodens im Kleinen ist, was Nachtheil bringt; besonders weil die Zerstückelung der Felder eine so nutzlose Zersplitterung der Arbeit veranlaßt. Ohne auf die Frage näher einzugehen, ob der Anbau im Großen oder im Kleinen vortheilhafter, ist doch so viel gewiß, daß Einer nirgend weniger verdienen kann, als wenn er für eigene Rechnung ein Tagwerk Ackerland in 20 zerstreuten Parcellen mit dem Spaten anbaut; so wie, daß gartenmäßiger Anbau auch zusammenhängender Grundstücke nur in der Nähe großer Städte lohnt, wo man Dünger kaufen, und die Gartengewächse absetzen kann. Wo dieß fehlt, kann er nicht concurriren mit größern und mittlern Gütern, denen bey genügendem Kapitale die verschiedenen Bedingungen günstiger Production, Vieh, Dünger, Manchfaltigkeit der Erzeugnisse, Maschinen, Frachtmittel und rechtzeitiger Absatz, zugleich zu Gebot stehen.

Wenn sich nun aber in Frankreich die kleinen Güter nicht wohl mehr in mittlere und größere zusammenbringen lassen, wäre es nicht möglich, den Kleinbesitz fortzuerhalten und doch dabey das Land in größern Wirthschaften zu bebauen? Ist es nicht möglich, das Eigenthum zu theilen, ohne den Boden zu zerstückeln und im Kleinen zu bewirthschaften? In der That findet sich eine Einrichtung, deren Verbreitung zur Lösung dieser Aufgabe führen könnte.

In manchen Cantonen Frankreichs verpachten nämlich die Grundbesitzer ihre größeren oder kleineren Feldstücke an einzelne größere Besitzer oder Pächter, welche nun alle zusammen im Großen bewirthschaften und arbeiten bey diesen als Taglöhner. So beziehen sie regelmäßigen Lohn und ihr Grundstück giebt ihnen größern Reinertrag als in eigenem Anbau. Gewinnen einmal die kleinen Landwirthe die rechte Einsicht in ihre eigenen Interessen, so muß dieser Gebrauch allgemeiner werden.

(Fortsetzung folgt.)

# Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 30. December.

Nro. 261. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1836.


1) Ueber den Einfluß der Vertheilung des Grundeigenthums auf das Volks- und Staatsleben ꝛc.

2) British and Foreign Review or European Quarterly Journal.

---

(Fortsetzung.)

Dabey kann die Theilung des Grundbesitzes sehr weit gehen, ohne daß darum die Agricultur durch Zerstückelung der Felder und Verkleinerung der Wirthschaften leidet. Es ist nämlich gar nicht nöthig, daß bey dem theilweisen Verkauf eines Grundstücks auch wirklich ein Stück von demselben abgeschnitten werde; demjenigen, der seinen Antheil nicht selbst bebauen will, genügt es vielmehr, wenn er einen idealen Theil des Grundstücks besitzt, den er nach Belieben veräußern kann. Auf solche Weise nähme der Grundbesitz die Form an, welche bey Banken, Bergwerken, Eisenbahnen, und andern ähnlichen Unternehmungen vorkommt, wo gemeinsame Verwaltung eines vielfach zerstückelten Eigenthums unumgänglich ist und die wirkliche Theilung des Gesammtvermögens das ganze Unternehmen vernichten würde. Große Güter müßten demnach in Actien getheilt und für Rechnung der Actionäre bewirthschaftet werden. Insbesondere scheint die in Frankreich häufiger vorkommende Société en commandite hier zweckmäßig zu seyn und manche Bedenklichkeiten zu beseitigen, welche bey der eigentlichen Actiengesellschaft, der anonymen, statt finden, da sie ausser den nur zum Belauf ihrer Actien verpflichteten Commanditaren, die bey der Verwaltung keine Stimme haben, noch eine Anzahl von Associés en nom, oder Garanten besitzen, welche für die ihnen allein anvertraute Geschäftsführung mit ihrem ganzen Vermögen verantwortlich sind. *)

Bekanntlich werden auch bereits Musterwirthschaften in Frankreich von solchen Gesellschaften betrieben, und im Laufe dieses Jahres bildete sich eine Société en commandite zum Ankauf und der Bewirthschaftung des Landguts St. Hippolyte, 24 Stunden von Paris, von 3550 Morgen. Das Kapital beträgt 2 Mill. Frcs. und eine Actie 5000 Fr. Der Prospect des Unternehmens verspricht $7\frac{1}{2}$ proc.; wenn sich aber auch nur $5\frac{0}{0}$ realisiren, so ist dieß doch schon mehr, als jetzt der Boden abwirft, wo er höchstens $3\frac{0}{0}$ giebt. Bey solchem Ertrag würde die Begierde, Grundbesitzer zu werden, sich wohl noch erhöhen; es wäre aber keine Zerstückelung der Felder mehr nöthig, um Jeden an dem Grundbesitz theilnehmen zu lassen, während zugleich die Ver-

---

*) In den englischen Actiengesellschaften ohne Charter ist jeder Actionär mit seinem ganzen Vermögen verantwortlich: daher, nicht von dem vermeintlichen übergroßen Speculationsgeist der Engländer, rührt das Vertrauen, das die Joint-stock-companies genießen. In den seltenen, mit Charter versehenen Gesellschaften ist, wie in den unsrigen, kein Theilhaber über den Belauf seiner Actie verbindlich. Bey diesen darf daher genaue Staatsaufsicht über die Führung der Geschäfte der Gesellschaft nicht fehlen, wenn nicht das Publikum bey ihnen große Gefahr laufen soll. Solche Aufsicht ist aber nicht überall möglich; weßhalb denn ein großer Theil unserer neueren Actien-Gesellschaften einem Engländer nicht viel besser denn als Schwindeleyen vorkommen müssen.

käuflichkeit des Bodens ohne Störung seiner Bewirthschaftung ungemein erleichtert wäre.

Jetzt ist fast kein Landwirth im Stande, seine Wirthschaft durch Aufnahme eines Anlehens zu erweitern, da der Leihzins 5 — 7% ist, der Ertrag des Bodens aber nur 3%; daher ein schlechtes Jahr den Borger leicht zu Grunde richtet. Und bey so hohem Zins ist doch der Darleiher noch immer ungünstig daran, da seiner Hypothek oft gesetzliche Hypotheken vorhergehen, und die gerichtliche Verfolgung eines Pfandrechts mit tausend Beschwerden und Förmlichkeiten verbunden ist. Keine Verbesserung des gegenwärtigen Hypothekenwesens in Frankreich vermöchte den Real-Credit so sehr zu heben, wie das erwähnte Actiensystem. Zwar liegt in beyden Fällen die Sicherheit in dem belasteten Boden; aber die Land-Actie (action foncière) bietet dem Besitzer den Vortheil, jeden Augenblick über sein Kapital verfügen zu können, während die Hypothek nur nach unbestimmter Zeit dasselbe wieder schafft.

Die Bewirthschaftung großer Güter in solcher Weise, würde eine ähnliche Wirkung äußern, wie die Theilnahme zahlreicher Kapitalisten an den Staats-Darlehen; je mehr es auch den kleinen Kapitalisten möglich würde, ihre Ersparnisse in Landactien anzulegen, desto weiter würde sich das Interesse verbreiten für den innern Frieden, unter welchem allein jene Verbindung von Arbeits- und Kapital-Kräften gedeihen kann. Ob freylich die Möglichkeit, welche sich auf solche Weise jedem darböte, Arbeiter und Besitzer zu seyn, wirklich dem demokratischen Wunsch der Gleichheit entspräche, welcher insonderheit nach 1830 wieder so laut geworden, lassen wir dahin gestellt; entschieden aber wird man es wohl für unmöglich halten, daß Landleute, die zugleich als Actionäre an dem Gute betheiligt wären, auf dem sie als Taglöhner arbeiten, darum fleißiger und aufmerksamer seyn würden, als andere. Der Verf. dachte sich hier vielleicht den Fall, wo alle Actionäre zugleich Arbeiter wären; allein auch hier würde immer jeder Einzelne das Interesse haben, lieber aus dem Fleiße der übrigen viel Rente zu beziehen, als durch eigene größere Anstrengung seinen eigenen Zustand kaum merklich zu verbessern.

Wie dem auch seyn mag, jedenfalls ist es von Interesse, wahrzunehmen, daß der Verkehr selbst Formen ausbildet, welche der Aufgabe entsprechen: die Theilung des Grundbesitzes bey der Integrität der Guts-Complexe und ihrer Bewirthschaftung möglich zu machen. Es erhellet daraus, daß wenn irgend ähnliche Einrichtungen sich bereits vorfinden, sie auf ein tief liegendes Bedürfniß hinweisen, das am Ende mitten unter der sinnlosesten Zerstückelung der Felder und Verkleinerung der Wirthschaften sich mit unwiderstehlicher Gewalt geltend macht. Solche Formen der Theilung des Ertrags und Werths des Bodens, unter Forterhaltung der Wirthschaften, die ihn bestellen, liegen nun in den grund- und zehentherrlichen Verhältnissen und in den alten Grundzinsen. Bey aller Manchfaltigkeit der Ansprüche, welche der grundherrliche Verband mit sich bringen kann, lassen sich doch alle, wie auch die Zehenten auf jährliche Reichnisse reduciren, so daß sie mit den Grundzinsen übereinstimmen; das Obereigenthum erscheint dann nur als Hülfsmittel der Zusammenhaltung der Güter und als Executions-Befugniß der Renten. *)

Es genügt daher, von der anscheinenden Manchfaltigkeit dieser Gefälle hier abzusehen, und blos die einfachen Grundrenten ins Auge zu fassen, welche auf einem Guts-Complexe im Ganzen haften mögen, der eben dieses Anspruchs wegen nicht ohne Genehmigung des Rentenbesitzers zerstückelt werden kann.

(Schluß folgt.)

*) Wir übergehen in dieser rein ökonomischen Betrachtung das patriarchalische Verhältniß zwischen Grundherr und Grundholden; da es bey den Staatsgrundholden in den Hintergrund tritt und bey denen des Adels im vollen Maaße nur da statt findet, wo der Adel auf seinen Gütern wohnt.

Histoire naturelle des animaux sans vertèbres, par A. de Lamarck. Deuxième édition, revue et augmentée de notes présentant les faits nouveaux dont la science s'est enrichie jusqu'à ce jour, par MM. Deshayes et Milne Edwards. Paris, 1835 — 1836. Vol. I. II. IV. VI. VII. in gr. 8.

---

Die Bearbeitung einer zweyten Auflage, sobald sie nicht von dem Verfasser selbst ausgeht, ist allemal ein schwieriges Unternehmen für einen Andern, wenn mittlerweile in der Wissenschaft bedeutende Veränderungen vorgegangen sind. Nimmt nämlich in einem solchen Falle der Verf. selbst eine gänzliche Umarbeitung des Buches vor, so ist es immerhin sein Werk; es bleibt aber nicht mehr das seinige, das als solches bereits Anerkennung gefunden und deshalb auch eine neue Auflage nothwendig gemacht hat, wenn ein Anderer diese Umarbeitung vornimmt und die Aenderungen, wie es Schinz bey der Uebersetzung von Cuvier's Règne animal gethan hat, gleich in den Text einflicht. Um nun das dem Verf. Eigenthümliche von dem des spätern Herausgebers zu scheiden, ist es immerhin am Gerathensten, den Text des Erstern unverändert abdrucken, und in Anmerkungen und Nachträgen die Verbesserungen und Zusätze folgen zu lassen. Auf diese Weise ist alsdann zwar das Eigenthum eines Jeden gesondert, dafür aber kann der Nachtheil nicht vermieden werden, daß häufig genug die Noten des spätern Herausgebers mit bloßer Widerlegung des Textes sich zu befassen haben.

Bis jetzt sind von dieser neuen Ausgabe Lamarcks 5 Bände erschienen. Der erste Band enthält die Einleitung und die Infusorien; der 2te die Polypen; der 4te die Apteren, Dipteren, Hemipteren, Lepidopteren, Hymenopteren, Neuropteren, Orthopteren und Coleopteren; der 6te und 7te die Muscheln (Conchifera Lam.) und den Anfang der Schnecken (Mollusca Lam.). Die Durchsicht der Einleitung der Echinodermen und der Mollusken hat Deshayes übernommen; die Durchsicht der von Lamarck sogenannten apathischen Thiere, abgerechnet die schon erwähnten, ferner der Arachniden, Krustaziten und Anneliden rührt von Milne Edwards her; wer die Revision der 6füßigen Insecten besorgt hat, ist nicht angegeben.

Unter allen Klassen von wirbellosen Thieren, welche Lamarck bearbeitet hat, ist sein erster, die Infusorien behandelnd, am weitesten hinter dem gegenwärtigen Standpunct zurückgeblieben. Dieß spricht sich gleich in seiner Definition dieser Klasse aus: „Os distinctum nullum; organa specialia interna determinabiliaque nulla." Welch zusammengesetzter Bau ist uns seitdem nicht von diesen mikrokosmischen Wesen durch Ehrenbergs Arbeiten bekannt geworden! Diese legt denn auch Milne Edwards durchgängig zu Grunde, und bemüht sich in Zusätzen, so weit es sich schicken will, sie an den Lamarckischen Text anzupassen und denselben darnach zu berichtigen. Indeß die Grundlagen sind zu verschieden, als daß ein Versuch zur Ausgleichung auf einen besondern Dank zählen könnte.

Anders ist es mit dem zweyten Bande. Obschon Lamarcks Klasse der Polypen keineswegs eine natürliche ist, so ist seine Arbeit über die Korallenthiere noch immer als die hauptsächlichste über die systematische Eintheilung derselben nach Gattungen und Arten anzusehen, daher auch in den meisten Sammlungen die Korallenthiere hiernach aufgestellt sind. Milne Edwards hat viele, zum Theil wichtige Zusätze gemacht.

Ueber den vierten Band, die 6füßigen oder eigentlichen Insecten behandelnd, äußern sich die Herausgeber, in der Vorrede zum ersten Theile, folgendermassen: „Die Entomologie konnte keine solchen Zusätze erlangen, wie wir sie uns bey den andern Klassen vorgesetzt haben; diese Wissenschaft, von Lamarck in den Jahren 1816 u. 1817 bearbeitet, war damals noch nicht zu einer so großen Menge von Arten, Gattungen und selbst Familien, wie heut zu Tage, angewachsen. Um diesen Theil der Naturgeschichte der wirbellosen Thiere aufs Niveau der gegenwärtigen Kenntnisse zu bringen, hätte man den Zusätzen mehrere Bände widmen müssen, und selbst nach einer undankbaren und hartnäckigen Arbeit wäre es uns, behindert durch die methodische Anordnung von Lamarck, unmöglich gewesen, etwas hinlänglich Genügendes darzubieten, das nach den schönen Arbeiten von Latreille und andern Gelehrten, welche alle Entomologen in ihren Händen und seit längerer Zeit denen unsers Autors vorgezogen haben, noch nützlich seyn könnte. Wir haben

deshalb beschlossen, die ganze Klasse der Insecten unberührt zu lassen, mit Ausnahme jedoch der allgemeinen Bemerkungen, bey welchen es uns möglich war, sehr nützliche Zusätze anzubringen.“ Diesen Entschluß kann Ref. nur billigen, da Lamarck's Arbeit über die Insecten gewiß es nicht ist, welche seinem Werke eine zweyte Auflage verschafft hat. Daß die Herausgeber übrigens mit nützlichen Zusätzen sich nicht angestrengt haben, ergiebt schon eine flüchtige Durchsicht dieses Bandes.

Bey weitem die wichtigste Abtheilung des Lamarckschen Werkes ist die, welche den Weichthieren gewidmet ist, und wovon im sechsten und siebenten Bande der neuen Auflage bereits die Conchifera und ein Theil der Mollusca uns vorliegen. Deshayes hat diese Klasse mit besonderer Sorgfalt behandelt. Ausser der Revision der Gattungen hat er sich insbesondere mit der der Arten befaßt, und bey den sichern Specien die neueren Synonymen nachgetragen, die älteren, wo es nöthig war, berichtigt. Auch hielt er es nicht für undienlich, die ziemlich große Anzahl neuerer, sehr interessanter Arten, insofern ihre Beschreibung von guten Abbildungen begleitet wäre, den von Lamarck aufgeführten beyzufügen. Durch dieses letztere Vorhaben hat Deshayes die Anzahl der Arten, sowohl lebender als fossiler, sehr vermehrt, das Werk in der zweyten Auflage also noch viel brauchbarer gemacht als in der ersten, und er hat hiebey auf sehr viele ausländische, auch deutsche, Schriftsteller Rücksicht genommen, was noch immer bey den Franzosen nicht allgemein üblich ist. Am verdienstlichsten wäre es freylich gewesen, wenn Deshayes die ganze neuere Litteratur berücksichtigt hätte, wie dieß z.B. hinsichtlich der Testacea Brasiliensia, welche viele neue Arten mit vorzüglichen Abbildungen enthalten, nicht geschehen ist.

Um diejenigen Arten von Lamarck festzustellen, welche aus Mangel an Synonymie und wegen ihrer nur zu oft unbestimmt und schwankend angegebenen Merkmale nicht wieder sich erkennen ließen, war eine Vergleichung der Originalien, nach welchen jener Naturforscher seine Beschreibungen entworfen hatte, nothwendig. Diese Exemplare waren in zwey Sammlungen zu suchen, in der öffentlichen des Museums, und in der Privat-Sammlung von Lamarck, welche schon seit geraumer Zeit der Herzog von Rivoli an sich gekauft hat. Die erstere wurde Deshayes zur Disposition gestellt, und war von großem Nutzen, da fast alle Muscheln von Lamarck bestimmt und die Namen von seiner Hand geschrieben sind. Die ehemalige Privatsammlung Lamarck's dagegen, ungleich bedeutender als die des Museums, zu vergleichen, gelang seinen Bemühungen nicht, so daß hiedurch Deshayes gehindert wurde über viele dieser zweifelhaften Arten genügende Ausschlüsse zu geben. Wenn er übrigens der Meynung ist, daß er in dieser Beziehung in besonderem Nachtheile gewesen wäre gegen die vielen Fremden, welchen es gegenwärtig gestattet wäre, in der Lamarckschen Sammlung sich Noten zu entwerfen und die Gegenstände zu examiniren und zu vergleichen, so weiß doch Ref. auch einen Fall, wo einem solchen Fremden vor mehreren Jahren zwar recht gefällig die Sammlung zur flüchtigen Durchsicht gezeigt, zur Vergleichung und zum Entwerfen von Bemerkungen jedoch später keine Gelegenheit, obschon er darum sich bewarb, gegeben wurde.

Wiewohl nun Deshayes auf diese Weise verhindert war, alle Lamarckschen Arten zu verificiren, so hat er doch diesen Mangel reichlich durch die Aufführung so vieler anderer neuer Arten ersetzt, daß seine Arbeit den Naturforschern bey Bestimmung von Conchylien große Dienste leisten wird.

## Berichtigungen.

In dem Aufsatz: Uebersicht der neuesten Leistungen in der Mineralogie von Hrn. Professor Dr. von Kobell Nr. 179. u. d. f. sind nachstehende Druckfehler zu verbessern:

S. 406 Z. 21 lies: Kibdelophan, statt: Kubdelophon.
S. 409 Z. 5 lies: wichtiger, statt: richtiger.
S. 418 Z. 6 von unten lies: Heinrich Rose.
S. 419 Z. 14 von unten lies: Kersten, statt: Karsten.
S. 420 Z. 10 und 11 ebenso Kersten.
S. 424 Z. 10 lies: Sukow, statt: Suckum.
S. 426 Z 9 lies: Kuphonspath, statt: Kupferspath.
S. 428 Z. 2 lies: Mineralsystems, statt: Universalsystems.
S, 428 Z. 4 lies: Anhydrit, statt: Anchydrit.

S. 607 ist statt des Titels: „das Thierreich ꝛc.“ zu setzen: Die Farben der Blüthen. Eine chemisch-physiologische Abhandlung von Dr. L. Clamor Marquart.

(Schluß.)

BAYERISCHE STAATS-BIBLIOTHEK MUENCHEN

Sie in diesem Ex. pfarramt Num. 262
und der pfarrbevölkerungsliste über die Jahre
1834 Lucä 1/Jy. 1835. 1836 /
wurden Hymne reklamirt, konnten
aber von Seite der Pfarr Obrigkeit
nicht erfüllt werden,
der ferne Chef Monarchs Anzeigen
des strengen Festhaltens der
Gal. Ord. auf minist. Erlasse
Erlasse und Mandate /: wie
beispielsweise Franz v. Mandats-
Erlass Neustätter / nicht erfüllt wurde
wünschen.

W. 18 Dec. 1875

10331508

10331508

10331508

10331508





A. Schell

10331508